DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Berlin 1920
1. Jahrgang

2. Halbjahr



STEFAN GROSSMANN ERSCHEINT JEDEN SONNABEND

DAS TAGE BUCH

BERLIN ∘ 3. JULI

1920

INHALT

Einzelheft 2.— M. **Vierteljährlich 25.— M.**

In Deutsch-Österreich Einzelheft K. 6.—

*JAHRGANG I * HEFT 25 * HERAUSGEBER*

ERNST ROWOHLT VERLAG



DAS TAGE-BUCH

HERAUSGEBER STEFAN GROSSMANN

INHALTS-VERZEICHNIS

1. Jahrgang / 2. Halbjahr

1920

Politik, Geschichte, Philosophie, Wirtschaft:

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Betrachtungen, Briefe, Erinnerungen:

Dichtungen, Aphorismen, Satiren:

Glossen:



THOMAS WEHRLIN

VERPACHTET DIE JUSTIZ!

Mehr als fünf Wochen sind verflossen, ohne daß die Erschießung von Hans Paasche aufgehellt wäre. Herr Paul Richter, der hier gefragt wurde, ob er den Befehl zur Haussuchung im „Waldfrieden" gegeben — und wie er seine Anweisung formuliert habe — ist inzwischen aus einem provisorischen zum definitiven Polizeipräsidenten von Berlin ernannt worden, ohne daß er das Bedürfnis gezeigt hätte, für seine Person festzustellen, daß nicht er die Jäger auf das Wild gehetzt habe, auch nicht habe hetzen wollen. Versteht man solche Einsilbigkeit? Ein ahnungsloser Fischer auf dem Lande, in der Schwimmhose angelnd, ist vom Seeufer geholt und kurzweg niedergeknallt worden. Es wurde hier in aller Ruhe, ohne erregende Beschuldigung, gefragt, wer den Befehl zu diesem militärischen Manöver gegeben habe. Herr Richter brauchte nur zu sagen: „Ich nicht", und sein Name scheidet aus der Erörterung. Sollte man meinen, daß ein rechtschaffener Mensch, ein alter Sozialist, hier vorbeischweigen kann? Hat er törichter-, aber nicht verbrecherischerweise die Bewaffneten nach Paasches „Waldfrieden" gewiesen, so braucht er nur sein Begehren wortwörtlich zu veröffentlichen, und man wird ihn höchstens unverzeihlichen Leichtmutes beschuldigen, nicht mehr; aber vorbeischweigen kann er an seiner Weisung nicht.

Selbst Herr Weißmann, Staatskommissär für die öffentliche Ordnung und Sicherheit, hat das Bedürfnis, seine Hände in Unschuld zu waschen. Er ließ durch die „Politisch-Parlamentarischen Nachrichten" gegen meinen Aufsatz im Heft 23 des „Tagebuch" folgende Mitteilung „von zuständiger Stelle" los:

> Im „Tage-Buch" wird dem Staatskommissar Weißmann der Vorwurf gemacht, daß er noch nicht die Person ermitteln konnte, die den tödlichen Schuß auf Paasche abgegeben hat. Hierzu sei festgestellt, daß das Staatskommissariat mit der Untersuchung des Falles Paasche nicht das mindeste zu tun hat, sondern daß dies Sache eines ordentlichen Kriegsgerichts ist.

Der Herr Staatskommissar für die öffentliche Ordnung hat nicht das mindeste damit zu tun, daß ein ahnungsloser Mensch von einer Masse Bewaffneter umstellt und niedergeschossen wird. Warum wäre er sonst Staatskommissar für die öffentliche Ordnung? In dem Falle des Hans Paasche handelt es sich um eine unzweifelhaft politische Erschießung, wie sollte der Staatskommissar für die öffent-

liche Ordnung sich um politische Morde kümmern? Blank erfundene Geheimsitzungen von Unabhängigen mit Viktor Kopp, in einer Wohnung abgehalten, aus der Sowjetrußlands Vertreter schon seit vielen Wochen ausgezogen ist, das geht ihn an. Dort darf er staatsanwaltliche Schnüffeltalente erweisen, dort darf er und seine politische Polizei sozusagen arbeiten. Aber was schiert ein politischer Mord den politischen Staatskommissar? Er wäscht sich die Hände vor allem Volk und „hat mit dem Fall Paasche nicht das mindeste zu tun".

Das ordentliche Kriegsgericht aber kann, wie sehr es sich auch bemühe, in vielen Wochen nicht feststellen, wer den Plan zur Umzingelung Paasches ausgearbeitet, wer die Weisung zum Erschießen des keines Verbrechens Beschuldigten gegeben, wer dem Angler den Rest gegeben hat. Zwar wäre, auch wenn die Namen feststünden, vom Kriegsgericht gelinde Strafe zu erwarten. Aber nein, es ist zu schwer, bei zwei Dutzend Tätern und Zeugen einen so simpeln Tatbestand zu ermitteln.

Ein einfacher Bürger, keiner Partei zugehörig, nur besorgt, daß Blutrache nicht deutsche Rechtssitte wird, mache ich den Herren Geßler und Heinze, als den fürs deutsche Rechtswesen Verantwortlichen, einen einfachen Vorschlag: Verpachtet die deutsche Justiz.

Und in zweimal vierundzwanzig Stunden, das darf man versprechen, wird der erstbeste findige Rechtsanwalt mit eurem Untersuchungsapparat festgestellt haben, wer Hans Paasche erschossen, auf wessen Geheiß, nach wessen Plan.

Die staatliche Rechtspflege versagt. Ueberall entstehen „negative Kompetenzkonflikte", alle für die öffentliche Ordnung verantwortlichen Funktionäre haben mit dem Falle Paasche wie mit dem Falle Pflug-Hartungk „nicht das mindeste zu tun". Wohlan, dann übergebt den ganzen, immer wieder ergebnislosen Justizbetrieb irgendeinem rührigen, energischen, entschlußfähigen Rechtsanwalt: Alsberg oder Grünspach werden die Untersuchung in drei Tagen beendet haben. Und sind keine gelernten Staatsanwälte und heißen nicht pompös: Staatskommissäre für die öffentliche Sicherheit und Ordnung.

DIE ACH! GELÖSTE KRISE.

Wieder wird Deutschland „regiert", das Staatsschild trägt einen Namen.
Leise hofften wir doch, als es noch unbemalt war!

m

AUS HORTHYS HÖLLE

Ein ungarisches Schicksal.

Am 21. Juni tagte in Scarbourough die Jahreskonferenz der britischen Labour Party. Ihr wurde ein aus 59 Abschnitten bestehender Bericht der englischen Delegierten vorgelegt, die zur Untersuchung der Greuel nach Ungarn entsendet worden sind. Hier sei aus diesem mit beneidenswerter Sachlichkeit abgefaßten Bericht ein einziger Abschnitt nachgedruckt, der vielleicht das grausigste Dokument der Seelenverwüstung darstellt, die durch Kriegsgewohnheit und antirevolutionären Fanatismus entstanden ist. In der reichsdeutschen Presse ist diese beklemmende, unbezweifelbare Schilderung nirgendwo zu finden gewesen. Wer vor dem Höllenbild der Gegenwart nicht bewußt die Augen schließen will, der wird an dieser Wahrheit das Entsetzen vor dem Unhold Mensch lernen:

Frau Hamburger.

Wir haben diese Dame zweimal verhört, alles in allem mehrere Stunden. Ihr Mann war ein Flüchtling in Wien, der Bruder ihres Mannes ein bekannter Kommunist und ehemaliger Volkskommissär, ebenfalls in Wien. Der Mann schickte seiner Frau in Budapest durch einen jungen Burschen, namens Vadas, einen Brief. Der Brief handelte von Familienangelegenheiten. Auch der Kommissär sendete einen Brief durch den gleichen Boten an eine andere Person. In diesem Briefe, den man uns vorlas, drückte er die Hoffnung aus, daß es ihnen allen möglich sein werde, im Sommer nach Ungarn zurückzukehren. Der Bote wurde durch das Militär abgefangen, und es gelang uns später nicht, eine Spur von ihm zu finden. Einer der Offiziere brachte Frau Hamburger am Morgen des 21. Jänner diesen Brief, indem er vorgab, selbst der Bote zu sein. Er bat sie, zu einer späteren Stunde ihre Freunde zu versammeln, so daß er ihnen genaue Einzelheiten darüber mitteile, wie man aus Budapest entkommen könne. Sie erfüllte diesen Wunsch, und vier Männer — ihr Bruder, ihr Schwager, Neumann, ein Jude, und noch ein Ungar — waren anwesend. Einer war der Generalsekretär der Eisenbahngewerkschaft. Der Offizier kam zur festgesetzten Stunde und führte sie in die Kelenfölder Kaserne ab. Die beiden kleinen Kinder der Frau Hamburger lagen schwer krank an Influenza.

In Kelenföld sperrte man sie alle in ein Zimmer, am Abend jedoch wurde Frau Hamburger in ein anderes Zimmer gebracht, wo viele Offiziere waren, unter ihnen die Leutnants Hejjas, Bibo und Sefcsik. Sie kennt ihre Namen, da Leutnant Hejjas ihr mitteilte, daß er wünsche, sie solle wissen, daß sie in den Händen des Leutnants Hejjas sei. Er fragte sie, ob sie wisse, wer Leutnant Hejjas wäre, und fügte hinzu:

„sie solle ihn kennen lernen". Bibo und Sefcsik wurden ihr später gezeigt, als sie sich im Kasernengefängnis befand. Drei der Offiziere, die Peitschen bei sich hatten, prügelten Frau Hamburger stark und befahlen ihr, sich zu entkleiden. Sie weigerte sich, worauf sie wieder und wieder gepeitscht wurde, bis sie endlich nachgab und sich entkleidete. Als sie nackt war, wurde sie wieder geschlagen; dann wurde ein Befehl gegeben, daß man einen der vier Gefangenen heraufbringen sollte, doch es sollte kein Verwandter der Frau Hamburger sein. Man brachte Bela Neumann. Es wurde ihm befohlen, Frau Hamburger zu vergewaltigen. Er weigerte sich mit Berufung darauf, daß er ein alter Freund von Herrn und Frau Hamburger sei. Sie schlugen ihn erbarmungslos, doch er weigerte sich noch immer. Da nahmen zwei Offiziere, deren Namen unbekannt sind, doch die aus Temesvar kamen, Zangen und rissen Neumann die Zähne aus. Er wurde ohnmächtig, und sie begossen ihn mit Wasser. Als er zu sich kam, wurde er gezwungen, sein eigenes Blut aufzulecken. Frau Hamburger wurde zwei- oder dreimal ohnmächtig, doch wurde sie jedesmal durch kalte Wassergüsse zum Bewußtsein gebracht. Sie sagt, die Offiziere wären nicht betrunken gewesen. Endlich wurde Neumann vor den Augen der Frau Hamburger mit einem Taschenmesser kastriert und dann weggetragen. Dann holte man einen anderen Mann herauf (nicht einen der drei Freunde). Sie entkleideten ihn, und Frau Hamburger bemerkte, daß er mißhandelt und eines seiner Geschlechtsorgane auf irgendeine Art zermalmt worden war. Auch ihm wurde befohlen, sie zu vergewaltigen. Er war physisch unfähig, es zu tun, aber die Offiziere zwangen ihn, Versuche zu machen. Dann befahlen sie Frau Hamburger, sich nackt auf den heißen Ofen zu setzen, aber sie flehte so herzzerreißend, daß sie nicht darauf bestanden. Sie hatte sich gerade von ihrer monatlichen Menstruation noch nicht ganz erholt. Trotzdem stemmten die Offiziere aus Temesvar gewaltsam ihre Beine auseinander, und der eine, der Neumann kastriert hatte, führte den Griff seiner Peitsche in den Körper ein und drehte ihn so, daß sie noch immer an häufigen Blutungen leidet.

Daraufhin wurde ihr befohlen, sich anzukleiden, und man brachte sie zu den anderen dreien zurück. Etwa eine Stunde später führte man sie in einen anderen Raum, wo sich die Offiziere und eine große Anzahl von Soldaten befanden. Vor dieser Menge wurde sie wieder gepeitscht und gezwungen, sich zu entkleiden. Während die Soldaten sangen, wurde sie unter Peitschenschlägen gezwungen, abwechselnd mit Soldaten zu tanzen. Keiner der Soldaten benahm sich ihr gegenüber roh. Der Tanz dauerte etwa eine Stunde, und dann wurde ihr gestattet, sich wieder anzukleiden.

Sie blieb bis zum 19. April im Gefängnis. Auf ihrem Abgangszettel, den wir gesehen haben, wird Frau Hamburger „bolschewistischer Umtriebe" beschuldigt.

Frau Hamburger ist eine stille, bescheidene und allgemein hochgeachtete Frau, und alle, die sie kannten, teilten uns mit, daß ihr moralischer Charakter über jedem Zweifel stehe. Nie wurde eine Anklage gegen sie erhoben, und es gab nicht einmal den Schein einer Untersuchung.

Einer der vier Freunde ist noch immer in Budapest verhaftet, die zwei anderen halten sich versteckt. Neumann ist tot. In Budapest teilte uns Herr Vary, der Oberstaatsanwalt, mit, daß die Freunde der Frau Hamburger unter anderen vier Gefangenen über deren gesetzwidrige Verhaftung durch Militärpersonen Beschwerde führten; daß er (Vary) verlangt hatte, alle fünf mögen ihm ausgeliefert werden, und daß nach fünf Wochen im Gefängnis von Kelenföld Frau Hamburger und drei der Männer ihm auch ausgeliefert wurden. Als wir ihn fragten, ob er etwas in der Sache Neumann wüßte, antwortete er: „Soviel ich weiß, ist er in Wien." Als wir ihm klarmachten, was wir von der Geschichte dieses Mannes wüßten, gab er zu, daß ein Verwandter des Neumann ihn aufgesucht und ihm mitgeteilt hätte, daß die Donau eine Leiche ans Land gespült hätte, die man für die Neumanns hielt.

Frau Hamburger flüchtete nach Wien. Es scheint, daß eine offizielle Erklärung dem britischen Regierungskommissär abgegeben wurde. Wir fragten die ungarische Regierung nach der offiziellen Version des Falles dieser Frau; doch es gelang uns nicht, diese schriftlich zu erhalten. Immerhin gibt die ungarische Regierung zu, daß die Frau arg geprügelt worden war, behauptet aber, man hätte sie in einer Zelle mit einem Mann untergebracht und daß man sie bei einer unsittlichen Handlung ertappt hätte. Man brachte sie in eine andere Zelle, wo ein anderer Mann war, und ertappte sie wieder, worauf sie disziplinarisch geprügelt wurde. Abgesehen von den auf der Hand liegenden Unwahrscheinlichkeiten dieser halboffiziellen Entschuldigung der Regierung und davon, daß Frau Hamburger eine anständige Frau von guter Erziehung zu sein scheint, fällt uns das Folgende auf: Zu einer Zeit, da die Gefängnisse sogar noch stärker überfüllt waren als jetzt, ist es nicht leicht begreiflich, warum bloß zwei Personen von verschiedenem Geschlecht in dieselbe Zelle gesperrt worden sind, und noch schwerer zu verstehen, warum man die Frau ein zweites Mal in eine Zelle sperrte, wo sich ebenfalls nur ein Mann befand. Wir sind völlig außerstande, diese offiziöse Darstellung zu akzeptieren.

U. L. MENCKEN ZWEIFEL AM STIMMZETTEL

Dieser Aufsatz, der „Evening Sun" in Baltimore entnommen, zeigt, wie ein innerlich freier Schriftsteller die politische Atmosphäre Amerikas ansieht: arm an Hoffnungen, reich an Bitterkeit.

I.

„Der Wahlzettel," sagt Benjamin R. Tucker, der frühere Anarchist, in seinem kuriosen, aber vergessenen Band „An Stelle eines Buches", „ist mehr oder weniger nichts anderes als ein papierner Vertreter des Bajonetts, des Gummiknüppels, der Gewehrkugel. Er ist ein arbeitersparender Kunstgriff, um zu ermitteln, auf welcher Seite die Kraft liegt und wie man sich ins Unvermeidliche fügt."

Dieser Ausspruch geht auf ein Dutzend oder mehr Jahre zurück; Tucker, der ihn seinerzeit getan, hat seither die Anarchie verlassen und ist zu den Rechtdenkenden übergetreten und girrt nun in Patriotismus wie eine balzende Taube. Die Lehre ist mit ihrem Vater in Verfall geraten. Gewiß, kein denkender Mensch glaubt heute, daß der Wahlzettel ein wirksames Mittel bietet, um die Wünsche und Interessen der Majorität zu bestimmen, oder daß er ein brauchbares Werkzeug ist, um hartnäckige Minderheiten zu zwingen, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Er ist in der Tat nicht länger unentbehrlich. Wer immer in der Wahlzelle unterliegt, sucht heute fast im selben Augenblick sich außerhalb zur Geltung zu bringen, und diese Technik hat sich zu einer derartig vollendeten Vollkommenheit entwickelt, daß nur mehr der romantisch Veranlagte ein sehr tätiges Interesse am einleitenden Wahlkampfe nimmt. In der ganzen Wahl scheint wirklich das alte Vertrauen ins Ansehen des Stimmzettels im Abnehmen begriffen zu sein. Die internationale Arbeiterbewegung gründet sich ganz offen auf dessen Ablehnung. Es ist eine Zeitverschwendung, behaupten die Propheten der neuen Aera, sich mit dem Wählen von Kandidaten zu plagen. Neun Zehntel von ihnen in allen Parteien sind Schurken und werden sich bei der nächsten Gelegenheit bestechen lassen. Alle Hoffnungen, die auf politischem Handeln aufgebaut sind, sind zum Scheitern verurteilt. Das Proletariat kann von der Kaste der geschäftsmäßigen Politiker, die meistens Winkeladvokaten sind, nichts erwarten. Was immer nunmehr gewonnen werden kann, muß durch direkte Aktion gewonnen werden, d. h. durch unverhüllte Einschüchterung, durch ein einfaches Zeigen von Kräften ohne leere Argumente. Die herrschende Plutokratie wird sich niemals einem bloß politischen Drucke fügen. Sie kann selbst mit einem starken politischen Druck antworten. Aber sie wird sich physischem Drucke fügen müssen, dem Hunger, der Enteignung, der Brandfackel und der Bombe.

Dies ist die Grundlehre der Bolschewiken, der Industriearbeiter der ganzen Welt, der französischen und italienischen Syndikalisten, der deutschen Spartakisten, der englischen linksstehenden Arbeitsparteiler, der ganzen Kamorra der stolzen Roten. Sie bewirkt, daß die Rechtdenkenden schmerzlich mit den Brauen zucken. Diese direkte Aktion, scheint es, ist roh, hart, tyrannisch, brutal und ungesetzlich, eine Sünde gegen den heiligen Geist der Demokratie. Aber wie ist es mit der Technik auf der andern Seite bestellt — der Seite des Eigentums, des Privilegs, der Sicherheit, des Statusquo? Ist sie irgendwie milder? Ist sie irgendwie gesetzlicher? Ich bezweifle es. Die Plutokratie hat ihren Plan der direkten Aktion. Sie bringt gesetzlich gewählte Vertreter heraus. Sie verhindert den freien Meinungsaustausch. Sie verbietet gesetzmäßige Versammlungen. Sie verdreht die Gerichte zu einer Farce. Sie benutzt Einschüchterung, Meineid, Lynchgesetz, Terrorismus, Bestechung, Spionage, alle Arten abscheulicher und verächtlicher Niedertracht. Kurz und gut, sie tut in täglicher Uebung genau das, was die Roten außerhalb Rußlands bis jetzt nur beabsichtigen zu tun. Auch sie haben den Stimmzettel verworfen und zugleich mit dem Stimmzettel Gerechtigkeit, Freiheit, Anstand und Vernunft.

II.

So kommen wir zu einer einfachen Schaustellung beiderseitiger Gewalten. Die künstliche Kleinigkeit des Stimmzettels wird beiseite geworfen, und die Gegner blicken einander mit geballten Fäusten und knirschenden Zähnen grimmig an. Es scheint mir, daß die Geschichte der Welt während der nächsten Generation größtenteils eine Geschichte dieser Kämpfe sein wird. Auf einer Seite wird die alte Ordnung verzweifelte Versuche machen, sich zu behaupten, und zu diesem Zwecke wird sie jedwede Waffe versuchen, die Jahrhunderte der Gewalt für sie geschaffen haben. Anderseits wieder wird das Proletariat verzweifelte Versuche machen, sie aus dem Sattel zu heben und wird dazu alle tödliche Hartnäckigkeit und alle grausige Wildheit mit sich bringen, wie sie verhungerte Tiere zeigen, die aus ihren Käfigen losgelassen werden, um an der Welt Rache zu nehmen.

Ich kann keinerlei Aussicht auf einen friedlichen Ausgleich sehen. Keine Seite zeigt auch nur die geringste Neigung, einen Zoll nachzugeben. Die Arbeiterbewegung aus der guten alten Zeit, so ruhig und vernünftig, so freundlich und so zahm, geht schnell in die Brüche. Nicht die unwissendsten Arbeiter sind es, die von ihr nichts mehr wissen wollen, sondern gerade die intelligentesten, die aufgewecktesten Köpfe schlagen sich einer nach dem andern auf die andere

Seite zum sogenannten Radikalismus. Was sie dort hinüberführt, ist die dämmernde Erkenntnis, daß der Gompers'sche Plan, ungeachtet seiner streichelnden Schönfärberei, durch und durch unzureichend und unvernünftig ist. Er läßt den Arbeiter im Grunde genommen weiter einen Sklaven sein, und die Ursache, daß für ihn gut gesorgt wird, macht die Tatsache seiner Sklaverei nur um so unbehaglicher. Wie dem auch sei, die Arbeiterbewegung ist von dem Gedanken durchlebt, daß noch mehr notwendig sei, daß der Arbeiter in der Industrie die Industrie beherrschen solle und nicht nur von ihrer Gnade leben dürfe. Diese Lehre greift das Eigentum dort an, wo es am empfindlichsten ist. Wenn sie siegt, gibt es kein Eigentum mehr.

Ich glaube nicht, daß sie jemals durch politische Aktionen siegen kann — d. h. durch das Abwerfen von Stimmzetteln, durch das Zählen von Nasen und derartige Versuche, einen Einfluß auf die Regierung zu erlangen. Alle Regierungen der Welt westlich der Dwina sind grundsätzlich anders eingestellt. Sie alle sind auf dem Gedanken der Heiligkeit des Privateigentums gegründet; fast alle von ihnen stellen Armut höher als das menschliche Leben. Selbst wenn man sich vorstellt, daß die Radikalen jene Regierungen in die Hand bekommen würden, so würden sie mit dem ungeeignetsten Instrument arbeiten; sie würden versuchen, mit Automobilhandschuhen Violine zu spielen. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als jene Regierungen zu vernichten. Das ist es, was der Radikalismus anstrebt. Er kann niemals Erfolg haben, wenn nicht alles um ihn herum von Grund auf verändert wird, und er kann jene neue Ordnung der Dinge ohne Gewalt niemals erreichen. Die Roten sind also völlig im Recht, wenn sie behaupten, daß politische Aktion nutzlos sei. Sie müssen, wenn sie überhaupt gewinnen wollen, es durch die direkte Aktion, indem sie die ganze gegenwärtige Welt zerstören und eine ganz neue Welt auf ihren Trümmern aufbauen.

III.

Sind sie dazu imstande? Einerseits übersehen sie die Tatsache, daß direkte Aktion ein Spiel ist, zu welchem zwei gehören, und daß die Plutokratie ein Wissender ist und andauernd von neuem zulernt. Anderseits überschätzen sie die Intelligenz der großen Menschenmassen und setzen so ihre Hoffnung auf eine Karte, die niemals gezogen werden wird. Dieser zweite Irrtum schließt den ersten in sich. Kurz gesagt, beruht der ganze radikale Kreuzzug auf der falschen Meinung, daß die niederen Klassen intelligent genug sind und zwischen dem, was in ihrem Interesse und dem, was gegen ihr Interesse ist, zu unterscheiden, und daß sie für das erstere sofort kämpfen werden, sobald sie es erkannt haben. Dies ist aber nicht der Fall. Die niedrigen

Klassen wissen niemals genau, was in ihrem Interesse ist und was gegen dasselbe ist. Sie kennen nur das, was ihrem Gefühl angenehm oder was unangenehm ist. Die Plutokratie besitzt die in hohem Grade wirksamen Mittel, um diesem Gefühl entgegenzukommen und wird sich dies nur durch Gewalt entreißen lassen. Solange sie diese besitzt, ist jede Anstrengung vergebens.

Der Kampf ist auf weiter Front entbrannt und seine Ziele müssen nun deutlich erkennbar sein. Einerseits bemühen sich die Radikalen, die großen Massen der Dummköpfe mit ihrem neuen Evangelium zu gewinnen; auf der anderen Seite bemüht sich die Plutokratie, diese fernzuhalten — erstens, indem sie ihnen gewaltsam die Möglichkeit der Propaganda einschränkt, und zweitens, indem sie den Dummköpfen gegen jene Verdacht einzuflößen sucht. Es ist klar, daß beide Mittel zu einem Ziele führen. Es wird in der Tat einem Radikalen außerordentlich schwer gemacht, auch nur seine Ansicht zu äußern. Er wird in den Parlamenten seiner Stimme beraubt, selbst wenn es ihm gelungen ist, sich gesetzmäßig wählen zu lassen. Seine Schriften werden von der Beförderung ausgeschlossen. Er wird aus seinem Hause gewiesen und die Regierung, d. h. die herrschende Plutokratie, bedient sich des agents provocateurs, um ihn zu ungesetzlichen Handlungen zu verführen, Meineidiger, um ihn falsch anzuklagen, Apachen, um ihn physisch einzuschüchtern. Er wird von beeinflußten Richtern und voreingenommenen Geschworenen abgeurteilt und wegen erfundener Verbrechen ins Gefängnis geworfen. Kurz und gut, er führt das gefährliche Leben eines Niggers in Georgia.

Aber das ist nur die Hälfte der Geschichte und vielleicht nicht die schlimmste Hälfte. Martyrium an sich ist nicht so schlimm. Vor einer freundlich gesinnten Menge vermag es unendlich mehr zu nützen als Argumente. Und mancher Märtyrer hat in der Tat triumphiert, als der Scheiterhaufen in Flammen aufging. Aber die Radikalen, so scheint es mir, haben mit allen ihren Leiden keinen Erfolg, denn die Menge ist nicht für sie, sondern gegen sie, und hierin zeigt die Plutokratie ihre raffinierte Schlauheit, und ihr endlicher Erfolg ist am sichersten, sie hat nämlich die Mittel erfunden, um das Proletariat gerade gegen solche Enthusiasten aufzuhetzen, die alles tun, um das Proletariat zu befreien. Sie beherrscht alle vorhandenen Mittel, um die Massen zu beeinflussen, die Presse, die Post, das Varieté, die Seifenschachtel und die Gesetzgebung. Sie weiß einen Dummkopf gegen den anderen auszuspielen und klüglich jede Torheit, Furcht und Aberglauben dieser Spezies auszunützen. Sie kennt durch und durch die einfache und leidenschaftliche Psychologie des Mannes aus dem Volke. Sie weiß ihn zu erschrecken und ihm zu schmeicheln, seine heiligsten Gefühle zu lenken, und sie wird niemals nachgeben.

IV.

Auch hier wiederholt sich die Geschichte. Die jahrhundertealte Farce wird wieder abgespielt. Der mittelalterliche Baron, der durch einen Bauernaufstand bedroht wurde, nahm die Lehrburschen der nächsten Stadt in seinen Sold, bewaffnete sie in seinem Arsenal, hielt ihnen eine patriotische Rede, und gebrauchte sie auf diese Weise, um die armen Michel abzuschlachten. Derselbe Baron, der durch einen Aufstand des städtischen Pöbels bedroht wurde, wandte sich an die überlebenden Bauern, händigte ihnen dieselben Waffen aus, hielt ihnen dieselbe Rede und ließ sie dann auf die aufrührerischen Plebejer los. So geschah es in allen Jahrhunderten, zu allen Zeiten und an allen Orten. Der gemeine Mann wird geboren, um ausgebeutet, ausgesaugt und für gemeine und lächerliche Zwecke verwendet, bei der Nase geführt und mit dem Fußtritt traktiert zu werden. Das ist sein erhabenes und ruhmvolles Schicksal. Er kann ihm ebensowenig entrinnen wie seiner Leichtgläubigkeit, seiner Leidenschaftlichkeit und seinem anhänglichen, beinahe heroischen Glauben an tönende und bedeutungslose Worte.

Ich denke natürlich nicht daran, den Plutokraten von heute mit dem mittelalterlichen Baron zu vergleichen. Der letztere marschierte wenigstens an der Spitze seiner Männer und suchte gleich ihnen sein Glück im Kampfe; manchmal wurde er auch getötet. Der erstere hingegen verbirgt sich hinter Polizisten, Soldaten, Richtern, Haftbefehlen und Gerichtshöfen. Er hat nicht mehr Mut als eine Ratte. An seinem absoluten Wert gemessen wäre es töricht, ihn einen überlegenen Menschen zu nennen. Ein Hohenstaufe oder Capetinger ist offenbar so viel wert wie 10 000 Judge Garys oder John Rockefellers oder Du Ponts. Aber Ueberlegenheit ist schließlich ein relativer Begriff. Dieser Plutokrat ist wenigstens wirtschaftlich den jungen Leuten überlegen, die versuchen, ihm sein Geld wegzunehmen — und es nicht können. Hier sind wir auf wirtschaftlichem Gebiete, müssen uns an wirtschaftliche Werte halten. Das Proletariat versucht es nicht, eine höhere Intelligenz zu erlangen, es versucht mehr Geld zu bekommen. Wenn ihm das nicht gelingt, so ist es denen gegenüber, die in dem gleichen edlen Unterfangen Erfolg haben, minderwertig. So entspricht es ungefähr dem Sklaven der feudalen Zeit, sowie der Plutokrat dem Baron entspricht; und wie der Sklave das Spiel verloren hat, so wird auch er es verlieren.

V.

Aber Sie werden mir sagen, daß es der Sklave doch eigentlich gewonnen hat. Er hat doch seine Freiheit erlangt. Glauben Sie wirklich daran?

Das Verhältnis des Thronerben zur Kaiserin Friedrich blieb, man weiß es, nicht ungetrübt. Sie hat ihn mit einem kühlen Abstand, der ihre Zuhörer befremdete, kritisiert, ihre Auffassung schien uns ungerecht. Jetzt erinnern wir uns an erschütternde Prophezeiungen; tieftraurig hat sie das kommende Unheil vorausgesehen. Wir glaubten es ihr nicht. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit gerade dieses einen Kindes zu seiner Mutter; wer von der Kaiserin Friedrich nichts weiß, kann schwerlich den Kaiser Wilhelm II. verstehen. Sie allein hat diese verblüffende Verwandtschaft nicht eingesehen; im kleinen Kreis zergliederte sie öfter den verwickelten Charakter des regierenden Herrn. Kaiser Paul von Rußland, Friedrich Wilhelm IV wurden zur Erklärung herangezogen, und erstaunt sahen wir uns an: „Sieht sie denn nicht, was jeder sieht?" Ihm war die Gleichheit nicht verborgen, er klagte Sir Frank Lascelles, der es mir erzählte, über die unselige Entfremdung: „Wir ähneln uns eben allzusehr."

Ein verschärfendes Moment gab zweifellos eine unbewußte Bitterkeit; diesem jungen Mann fiel all jenes in den Schoß, das dem sich gewissenhaft darauf vorbereitenden, zum Regenten befähigten Gatten die Grausamkeit des Schicksals verwehrte. Hinzu kamen Einzelheiten jener schlimmen San-Remo-Tage, und den noch traurigeren darauffolgenden Monaten, und diese hat sie nie, auch nicht am Sterbelager verziehen. Der Außenstehende möge hier nicht richten, zweifellos tat der Kaiser Wilhelm II. in den Krankheitsjahren der Mutter, was er ihr nur an den Augen absehen konnte, zuliebe, sie wollte jedoch nicht verwinden, was er in jenen überaus verworrenen Tagen, in denen sie auch physisch fast unnormal aufgeregt war, ihrer Ueberzeugung nach dem Vater angetan. Sie konnte unerbittlich hart sein; nach meiner Beobachtung jedoch nur dann, wenn man ihre Liebsten verletzt hatte, wenn sie deren Interessen oder deren Andenken zu verteidigen, ja zu rächen wähnte.

Solche Leidenschaft widerspricht ja keineswegs einem warmen und gütigen Herzen, das tat jedoch eine Schwäche, welche sich nicht fortleugnen läßt, welche bedauernd zugegeben werden muß. Sie war nicht gebefreudig, während langer Jahrzehnte hatte die kronprinzliche Familie es schwer, standesgemäß auszukommen, da mag sich diese unfürstliche Eigenschaft eingenistet haben. Graf Seckendorff, der Vertrauteste ihrer Umgebung, war offenkundig mit dieser Charakterveranlagung behaftet, er bestärkte sie nach dieser Richtung. Ein Kammerherr sagte einer der allerhöchsten Töchter: „Durch den Conte hat die Kaiserin eine Million gespart, aber er hat ihr für 10 Millionen ge-

schadet." Der unerfreuliche Ausgang des Pariser Besuches 1890 hing hiermit zusammen. Bald hatte es sich in Paris herumgesprochen, daß die Kaiserin der Versailler Schloßdienerschaft, welche zu einer sonst freien Zeit zum Dienst antrat, das ihnen zukommende Geschenk nicht gegeben hatte, daß sie die Krankenhäuser besuchte, ohne, wie dies selbstverständlich, ihre Teilnahme auch noch durch eine runde Summe zu bekunden. So ließen sich einige Elemente der Straße zu unliebsamen Demonstrationen verleiten.

Sie war eine sehr reiche Frau geworden und gab sehr viel für sich aus. Es rächt sich jede Schuld: daß sie gern nahm, aber nicht allzu gern gab, hat man ihr schwer verdacht.

Wie ausgedehnt und erfolgreich ihre gemeinnützige Tätigkeit war, das wenigstens wurde bereitwillig anerkannt. Noch heute weiß man, daß manche wertvolle Anregungen von der „Kronprinzessin" ausgingen, man weiß, daß sie eifrig, herzlich und gewissenhaft diese Ehrenpflichten der Fürstinnen erfüllte. Naturgemäß interessierten sie die neueren, zukunftsreichen Formen der Wohlfahrt in besonderem Maße, bei ihrer Gesinnungsart war es selbstverständlich, daß sie keinen Rassen-, Adels- oder Kastengeist duldete, daß sie daher die „freisinnigen" gemeinnützigen Vereine begünstigte, in diesen Kreisen auch beliebt war.

Aber selbst in einer ihr geistig sympathischen Umwelt kam sie sonderbarerweise nicht zur Geltung. Sonderbarerweise wurde von dem großen Publikum selbst ihre Aeußerlichkeit verkannt, seltsamerweise wußte nur der kleinere Kreis von dem fesselnden Reiz dieser Frau. Die Menge sah eine kleine, rundliche Gestalt, wenig bemerkenswerte Züge, daß sie „keineswegs hübsch" sei, galt als feststehende Tatsache. Hingegen haben fast alle Männer und Frauen, die sie näher kannten, die ungezwungenes Gespräch mit ihr genießen durften, sie für geradezu ungewöhnlich anziehend gehalten. (Nicht alle, denn auch Schönheit gegenüber gibt es feinfühlige und verständnislose Beurteiler.) Herren, die sie nur als Großmutter gekannt haben, sprechen noch heute begeistert von ihrer Anziehung, gebrauchen den Ausdruck „ungewöhnliche Schönheit". Der verstorbene Parlamentarier Graf Oriola, der als Agrarier dieser Freihändlerin politisch oft schroff gegenüberstand, sagte mir: „Wenn sie mit diesen Augen, mit dieser Stimme, mit diesem Lächeln einen ansieht und sagt: ‚Nicht wahr, lieber Graf, Sie sind ganz meiner Ansicht?' — ist man bereit, seine heiligsten Ueberzeugungen abzuschwören. Um den Finger wickeln kann einen diese Frau." Zu ihren kleinen Unglücksfällen gehört die Monumentalstatue am Brandenburger Tor, denn diese verkörpert sie den heutigen und den kommenden Generationen. Keine Bilder, keine Photographien, waren sie auch gewissermaßen geschmeichelt, geben

ihren Reiz wieder —, diese Statue wirkt jedoch, als hätte ein mitleidsloser Widersacher sie gemeißelt. In überaus unglücklicher Art und Weise klebt das runde Krönchen auf dem glattgescheitelten Haar, auf dem runden Kopf. Als vor ihrem Tod das Standbild beschlossen wurde, entwarf sie eine kleine Skizze, auf dieser trug sie eine kleidsame, den Kopf umspannende, an die Krone der Queen erinnernde Krone. Begreiflicherweise strich der Kaiser Wilhelm diese als unhistorisch, es müsse die echte preußische Königinnenkrone sein. Aber niemandem fiel ein, daß für diesen Fall selbstverständlich eine ganz andere Frisur, ein weicher Schleierfaltenübergang unbedingt geboten sei! So steht sie dort im harten weißen Marmor, eine plumpe, unansehnliche und geschmacklose Erscheinung.

Sie war nicht eigentlich elegant, hatte jedoch Interesse für Kleider und gab genügend hierfür aus. Oft verhinderte eine Bequemlichkeitslaune sie, das Richtige anzuziehen. Ich erinnere mich, wie sie in der Pittigalerie im strahlenden Frühling, inmitten einer eleganten Besucherwelt, durch ein spießbürgerliches Umschlagetuch auffiel. Sie hatte auf dieses bestanden, obwohl sie mehrere elegante geeignete Umhänge mit sich hatte, obwohl selbstverständlich immer Menschen bereit waren, bei etwaigen Temperaturschwankungen ihr beim Um- und Ausziehen behilflich zu sein. . . .

Immerhin hatte sie eine vorzügliche Haltung, wirkte kraft dieser bei großen Gelegenheiten in ihren goldgestickten Schleppen, von Krondiamanten umrieselt, oft besser als andere, weit schöner gewachsene fürstliche Frauen. Noch leben manche, denen es unvergeßbar ist, mit welcher sanften Würde die einsame Frau in ihren schwarzen Witwenschleiern die Haupttreppe von Friedrichshof herunterschritt, lächelnd, mit überaus einnehmendem Gruß die Verbeugungen der in der Halle Versammelten erwidernd.

Selbstverständlich besaß sie die beste Kinderstube, das braucht nicht hervorgehoben zu werden. Das Wort „aristokratisch" wäre jedoch nicht eigentlich bezeichnend, denn ihr Blick war vorurteilslos und frei, die Fesseln der Konvention waren ihr unbequem und unnatürlich. Oft hat man ihre Natürlichkeit betont, sie wurde von Außenstehenden als Einfachheit aufgefaßt. Allerdings liebte sie das Freiluftleben, allerdings war sie auf Reisen, vor allem, wenn es sich um ihr geliebtes Italien handelte, bereit, mit frischem Humor Entbehrungen auf sich zu nehmen — daß sie überaus verwöhnt, überaus anspruchsvoll war, bei ihrer Lebhaftigkeit, ihrem regen Beschäftigungstrieb tausenderlei Bedürfnisse hatte, das war ihr vermutlich selber unbekannt.

Sie glaubte sich frei von jeder hochmütigen, törichten Selbstvergötterung üblicher Fürsten, denn sie war liberal,

denn ihr galt der Mensch. Immerhin erkannte der Hellhörige doch gelegentlich den zweifellos unausrottbaren und darum entschuldbaren Kastengeist. Die Verführungskünste der Fürsten, denen unsere Frauen und Töchter geblendet erliegen, stehen uns deutlich vor Augen, sie hingegen ersah in Fürstensöhnen die bemitleidenswürdigen Opfer ruchloser Damen. Mit warmer Erregung schilderte sie die glückliche Ehe des jungen Ludwig XV. und der Marie Leszynska, bis diese Chateauroux mit ihren beiden Schwestern sich seiner bemächtigten und ihn auf schlechte Bahnen brachten. Auch bei ihrem Bruder, dem Prinzen von Wales, traf die Schuld seines unregelmäßigen Lebenswandels gewissenlose ehrgeizige Damen der Gesellschaft. (Im übrigen war sie eine der wenigen Menschen, welche in dem ersten Lebemann Europas ungewöhnliche Herrschereigenschaften ersah; die Erfüllung dieser Voraussagung hat sie nicht mehr erlebt.)

Sie war echt und einfach, ja, trotzdem von Kindheit an Schmeichler und Lobeserhebungen sie umgeben hatten, war sie nicht anmaßend, ja, sie war bescheiden. Was das in diesen Verhältnissen bedeutet, möge jeder sich ausmalen; es ist nicht leicht, Fürstlichkeiten ein schwerwiegenderes Lob zu erteilen.

Ihre beifallsfreudige Anerkennung fremder Verdienste hatte ich bereits erwähnt. Sie wußte genau, wie sehr ihre Verlegenheit sie beeinträchtigte, kannte und bedauerte ihren Mangel an gesellschaftlichem Geschick, erging sich in Lob der zwei Kolleginnen, denen diese Gabe in besonderem Maße zuteil geworden war — der Königin Margarita und der Kaiserin Eugenie. Geradezu tragisch war ihre Schüchternheit, ihre Befangenheit, vor allem, weil man diese Eigenschaft von einer als begabt, lebhaft und eigenmächtig bekannten Frau am allerwenigsten voraussetzte. Es ist das auf fast allen heutigen und damaligen Thronen Europas verbreitete Erbteil der Queen; einige ihrer Kinder und Enkel sind dieser schlimmen Belastung entgangen. Die Kaiserin Friedrich gehört keineswegs zu diesen Ausnahmen. Diesen Nachteil hat sie auf die meisten ihrer Kinder, so auch auf den Aeltestgeborenen vererbt. Sie versicherte, es sei unmöglich, gegen dieses Erbteil anzukämpfen, „es befällt mich immer wieder lähmend, fast sinnberaubend, manchmal habe ich in meiner Verlegenheit in einer andern Sprache gesprochen, wußte es nicht." (Und mir fielen einige Fälle ein, in denen es den begreiflichsten Anstoß erregte, daß sie sich auf französisch statt auf deutsch, auf englisch statt auf französisch ausgedrückt hatte!)

Selbst ein kleiner Kreis ihr sympathischer Bekannter konnte sie verschüchtern. Oft empfing sie um 9 Uhr nach der Abendtafel zu einer Tasse Tee; höchstens acht Menschen, nicht die alltäglichsten,

saßen um den länglichen Tisch — aber die Unterhaltung war unbeschreiblich gezwungen, diese Abende der Kaiserin haben, es kann nicht geleugnet werden, für herzlich langweilig gegolten. Dabei, dies grenzt an tragische Ironie, war sie nicht nur zum Gespräch befähigt, sie glänzte hierin. Aber nur unter vier Augen oder im gewohntesten, vertrautesten Kreis. Da war sie geradezu beredt, da beherrschte sie in seltenem Maße das Wort, da standen ihr Namen, Tatsachen, Zahlen, Aussprüche zu Gebote, da verfocht sie ihre Ansicht mit Wärme und Schwung, da schilderte sie eingehend, mit Empfänglichkeit, mit Humor, mit Feinheit. Ihre Briefe werden einstmals vermutlich herausgegeben werden, sie sind gut, aber in keiner Weise vermögen sie den Klang, den Rhythmus, die Fülle ihres gesprochenen Wortes zu ersetzen.

Ich denke an Nachmittage, in denen der kleine Kreis in lebhaftestem, zwanglos sich ablösendem Gespräch ohne der Stunden gewahr zu werden, um den Teetisch saß. Einmal erzählte sie so ausführlich über Bismarck, ein anderes Mal über die Kaiserin Augusta, daß, als wir schließlich aufstanden, die Uhr auf sieben ging, die Zeit der Abendtafel hinausgeschoben werden mußte. Die beiden erwähnten Persönlichkeiten standen ihr eher feindlich gegenüber, beide hat sie oft scharf beurteilt, aber in diesen Stunden nahm sie geschichtlichen Abstand, überschaute das Phänomen der Persönlichkeit, das verworrene, buntfarbene Gewebe dieser Menschenprobleme, und in solchen Stunden durfte man sie in hohem Maße geistvoll nennen.

Sie war eine vollblütige, lebenswarme, überzeugungserfüllte, kräftige Frau, sie ist eine starke Frau gewesen? Ich hege Zweifel; vielleicht ist die Ausnahmeerziehung der Fürstlichkeiten der Entwicklung innerer Stärke so hinderlich, daß nur wenige Naturen, die noch ungewöhnlicher oder noch einfacher als diese Fürstin gewesen sind, es vermochten, eine unerschütterlich rückgratsfeste Kraft in dieser Stellung zu entwickeln. Mir sind wahrhaft starke Charaktere nicht recht denkbar ohne Liebe zur Einsamkeit, zur Selbstbesinnung, aber dank der Fürstenerziehung ist diese Liebe überaus selten bei dieser Kaste vorhanden. Meine Kenntnis derselben ist nicht allzu beschränkt, auch haben Verwandte, Freunde und Bekannte im Hofdienst gestanden. So wage ich, entgegen der häufigen Vorstellung, die Behauptung, Fürstlichkeiten empfinden in ungewöhnlichem Maßstab das Bedürfnis nach einer Umgebung, sie verlangen nach Anregung, Resonnanz, nach einer Korona. Sie brauchen Verständnis, Mitgefühl, Anerkennung, Zerstreuung. Thomas Manns einprägsame Skizze der einsamen Hoheit beruht auf Oberflächenkenntnis. Dazu kam noch, daß dieser Kaiserin sozusagen niemals das edle Glück der Selbständigkeit beschieden worden war. Außenstehende werden die ehemalige Abhängigkeit der Familienmitglieder vom Oberhaupt nie

genügend einschätzen können. Kronprinz und Kronprinzessin litten unter beständigem Druck, ihre Jugend verging, sie ergrauten, aber selbst über geringfügige Einzelheiten des Alltags, selbst über ihre Dienstboten, über ihre Reisen, über die Vergnügungen und Beschäftigungen der Kinder durften sie nicht nach Gutdünken bestimmen. Und nach wenigen zerreibenden Monaten der Freiheit hatte die Kaiserin sich wiederum einem Familienoberhaupt zu fügen. Sie erwähnte mir einmal die Bemerkung der verwitweten Prinzessin Friedrich Karl: „Du und ich", hatte diese ihr gesagt, „hatten dasselbe Los. Die Tyrannei des Schwiegervaters ist nur von der des Sohnes abgelöst worden."

Während der achtundachtzig Tage kam sie mit weiblichem Geschick dem allgewaltigen Reichskanzler entgegen, um ihren vielen Töchtern eine günstigere Vermögenslage zu sichern, und auch sonst hat sie sich häufig gefügt. Auf jeden Fall konnte sie sich wundervoll beherrschen, sie hatte sich im Zügel.

ALFRED POLGAR

TRINKGELDPHANTASIE

Der Hausmeister, der „alte Steffel" und das Trinkgeld sind bekanntlich Wahrzeichen Wiens, aere perennius.

Der Hausmeister, in Paris: „concierge", in Gegenden, die noch mit Wotan Gefühlsbeziehungen haben: „Hauswart" genannt, sperrt in Wien um zehn Uhr abends das Tor der ihm anvertrauten Ubikation und läßt von da ab bis um sechs Uhr morgens die Bewohner des Hauses nur gegen sogenanntes „Sperrgeld" ein. Ist die Torglocke ruiniert oder der Hausmeister allzu fest in Banden des Schlafes, so muß der Hausbewohner auf der Straße übernachten.

Gegen diese Unbequemlichkeiten des ortsüblichen Lebens haben sich neuerungssüchtige Wiener nun aufgelehnt und fordern Zuteilung eines Hausschlüssels an jede Mietspartei.

Solche umstürzlerische Gesinnung hat aber wenig Aussicht, sich durchzusetzen. Krieg und Revolution, die ja die österreichischen Verhältnisse in manchen Nüancen verändert haben, konnten die Position des Wiener Hausmeisters nicht erschüttern. An seinen „Schlapfen" — so heißen die Nachtpantoffeln des Wiener Hausmeisters — flutete die Brandung des Weltgeschehens gebrochen zurück.

Solche die Ereignisse durchtrotzende Stärke einer Menschenkategorie muß wohl ihre historische Begründung haben.

Es geht auch die Sage, daß ein paar Troglodyten in den Höhlen des Kahlenbergs, als der Strom der Völkerwanderung verheerend über Mitteleuropa sich wälzte, erst auf längeres Pochen von Attilas Scharen aus den Höhlen krochen — und Sperrgeld forderten. Die Grauslich-

keit ihrer Erscheinung, die Grobheit ihres Wesens und die Unverschämtheit ihrer Forderung soll die Hunnen veranlaßt haben, lieber einen Umweg um Wien zu machen. Obzwar hierdurch der „Fremdenverkehr" — an dessen Hebung der Stadt Wien schon vor ihrer Gründung viel gelegen war — einigen Abbruch erlitt, schien doch das Verdienst jener Höhlenbewohner um die Sicherheit der Stadt groß. Dankbare Herrschergeschlechter verliehen ihnen und ihren Nachkommen infolgedessen ein Sperrgeld-Privileg, das bis auf den heutigen Tag in Geltung ist.

Sollte der Sturm der Hausschlüssel-Forderer es hinwegfegen, so schwände damit aus dem Gesicht der Stadt einer der letzten Eigenheitszüge, die es noch vor dem Schicksal bewahrt haben, eine Allerwelts-Physiognomie aufzuweisen. Das Verschwinden der Burgmusik war freilich ein noch härterer Abstrich an unserem Spezialitätenbesitz. Wir haben ihn bis heute nicht verschmerzt. Beim Durchschreiten des Burgtors öffnet sich im Wiener Herzen ein Loch, durch das, kalt und hart, der Wind der Trübsal pfeift.

Wie gesagt, es blieben nach der Ausmerzung des Sperrgeldes nur noch zwei kleine Wahrzeichen: der alte Steffel und das Trinkgeld.

Um jenen braucht uns nicht bange zu sein. Er steht, Gottlob, über jeder Situation. Aber um das Trinkgeld haben die, die von den Lebensnotwendigkeiten der Stadt wissen, allen Grund zu zittern.

Man will es abschaffen. Die Straßenbahnkondukteure haben den Anfang gemacht. Kellner und Friseurgehilfen dürften folgen. Was für Zeiten dräuen herauf? Zeiten, da des Amtsdieners Miene beim bemünzten Händedruck sich nicht erhellen, sondern verfinstern, da der Einspännerkutscher den Fahrgast wegen Taxüberschreitung beflegeln wird?!

Es ist nicht auszudenken. Wien ohne Trinkgeld — eine starke Zumutung an die Phantasie.

Dieser Stadt Symbol war (und ist noch): die offene Hand. Der leichte Sinn im Geben, der noch leichtere im Nehmen.

Das ganze öffentliche Leben hierorts ist durchsponnen von ungezählten Trinkgeldfäden. Man kann sich kaum vorstellen, daß es, schnitte man diese Fäden durch, noch zusammenhielte.

Das Trinkgeld gibt der Luft dieser Stadt den vielgerühmten silbernen Schimmer, das Trinkgeld ist der magische Quell ihrer Gemütlichkeit, das Trinkgeld ist das Korrektiv gegen Faulheit, Grobheit, Bosheit, das Trinkgeld sänftigt die Massengegensätze, das Trinkgeld fördert Recht und beschwichtigt Unrecht, das Trinkgeld öffnet Türen, Herzen, Akten, das Trinkgeld beschwingt die Beine, macht die Speisen besser, die Boten rascher, die Unwilligen willig, das schwer Mögliche möglich.

Das Trinkgeld ist der Hoffnungszusatz, der die Arbeit süßt. Es verleiht dem Dienst einen freundlichen Schimmer von Gefälligkeit, bringt ein menschliches Moment in die sachliche Beziehung von Leistung und Gegenleistung und fördert einen außerordentlich nüancenreichen Wechsel in Tempo, Farbe, Tonfall der Pflichterfüllung.

Solcher Fülle von Möglichkeiten, die jede scheinbare Wiener Sicherheit und Gewißheit birgt, entfließt ja das lieblich Irrationale, Schwankende, Fragwürdige wienerischen Lebens.

Das Trinkgeld ist dieses Lebens geheimer Motor. Ich fürchte, wenn man ihn abstellt, bleibt es stehen.

STEFAN GROSSMANN

DAS JUNGE MÄDCHEN AUS BERLIN W

Leben wird zu Kunst verpfuscht und die Kunst wird zum Geschäfte. Arne Garborg.

Unlängst sagte mir ein Theaterleiter: „Es gibt keine jungen Mädchen mehr, die auf der Bühne einen Zopf mit Schleife tragen. Ein Mädel, das in ‚Hofgunst' auftritt, ist nicht aufzutreiben. Die glaubwürdige Naive ist ausgestorben."

Für Berlin stimmt das, und es stimmt nicht nur für das Theater. Das unbewußt heranblühende Mädchen — man hat nicht das Herz zu sagen, daß es in Berlin überhaupt nicht mehr existiert, aber es ist jedenfalls rar geworden. Aufklärung aller Art, Vernünftelei und Lektüre, Naturwissenschaftelei und Wedekind, entschiedene Schulreform und die Oeffentlichkeit, mit der in Berlin zuweilen die intimsten Dinge geschehen, verhindern die Entstehung des Backfisches, zerreißen alle Unbewußtheit, machen das sechzehnjährige Mädchen zur Wissenden. Vielleicht wappnet dieses Wissen das junge Ding vor törichten oder auch schädlichen Vorstellungen, vielleicht führt dieses frühe gedankliche Erleben zu einem neuen, härteren, klareren Lebensstil, vielleicht ermöglicht diese Bewußtheit ein stärkeres Verantwortungsgefühl der jungen Frau. Sie wird nicht mehr belogen, nicht mehr verführt, nicht mehr geheiratet — alle diese Funktionen übernimmt sie vielmehr selbst und übt sie aus. Sie ist nicht mehr leidender, sondern handelnder Teil, und ein Teil der Passivität, die das junge Mädchen von früher auf sich nahm, ist auf ein femininer gewordenes Männergeschlecht übergegangen, zuweilen so gründlich, daß nunmehr er, soweit da von einem Er die Rede sein kann, belogen, verführt und geheiratet wird. Die Zeiten sind vorbei, da Berta spann. Jetzt spinnt e r , spinnt über sein zersplittertes, zerrissenes Sein.

Ich will nicht um den Backfisch klagen. Es war nicht alles hold, was naiv aufgeputzt war. Hinter dem Backfisch von 1890 war zuweilen ein kleines Biest versteckt, hinter der süßen Unwissenheit allerlei sicheres Raffinement. Es handelt sich aber bei solchen Betrachtungen nie um merkwürdige Einzelfälle, sondern um Wirkung, Vergehen und Entstehen von Traditionen.

Hauptfrage: Ist die Erziehung zur Bewußtheit, die an die Stelle der Pflege der Unbewußtheit getreten ist, wünschenswert? Das erotische Märchen, nicht nur vom Storch, ist aus der Welt geschafft. Wie bewährt sich die Erziehung zur Nüchternheit? Ich will darauf nicht mit Wertungen anworten, sondern mit Beobachtungen.

Das erste Merkmal des neuen, zur Bewußtheit erzogenen Mädchens ist ein ungeheurer Erlebnishunger. Das ist vielleicht in mancher Hinsicht ein Gewinn gegen früher. Der Backfisch, der geheiratet wurde, die Frau, die willig Kinder gebar, die Mutter, die sich im Hause müd arbeitete, sie haben vielleicht nie ihr Selbstbestimmungsrecht frei ausgeübt. Aber überschätzt man nicht mit achtzehn Jahren die Segnungen der Selbstbestimmung? Der Dämon in uns, Urväterstimme, Urmutterwille, summen das Schicksalsgebot in der Brust eines jeden. Ob man durch sich selbst oder durch die Eltern die erste falsche Wahl trifft, ist weniger wichtig als vielmehr die unbewußte seelische Kraft, mit der man sein erstes Erlebnis bewältigt. Da muß ich, von Berliner Beobachtungen ausgehend, sagen: Nichts Schlimmeres als das Beschwatzen des Erlebnisses, hervorgerufen durch die Erziehung zur Bewußtheit. Im Schweigen lag heilende Kraft. Im Bereden und Diskutieren des Erlebnisses liegt eine verunreinigende Tendenz. Nur zu leicht schmuggeln sich ins Wesen des jungen (Berliner) Mädchens unwahre, literarisierende Tendenzen. Ich weiß wohl, solche Einflüsse haben immer bestanden, und die gesundrassigen, voll aus dem Innern schöpfenden Naturen sind dennoch immer dem inneren Imperativ, nicht der angelesenen Weisheit gefolgt. Aber eben diese instinktverherrlichende Literatur hat viele Mädchen instinktunsicher gemacht. Die Erziehung zur erotischen Bewußtheit hat sie in schädliches Spintisieren getrieben.

Ein Beispiel: Kürzlich wurde mir erzählt, in einer Charlottenburger Schule, die von Schulreformern geleitet wird, habe ein offenbar sehr berlinischer Aufklärer mit den sechzehnjährigen Mädels in aller Freundschaft das Problem erörtert, daß der weibliche Charakter in zwei Typen zerfalle: a) in den mütterlichen Typ, b) in den Hetärentyp. Jedes einzelne weibliche Geschöpf müsse in sich gehen, um zu erfahren, in welche Kategorie es gehöre. In der Zwischenpause, im Nachhausegehen, in vielen schulfreien Stunden sannen nun und diskutierten die jungen Mädels mit ihren Freundinnen und auch mit

sich allein, forschten darüber nach, ob in ihnen mehr mütterliche oder mehr hetärenhafte Züge enthalten seien. Ich will davon nicht sprechen, daß in solchen Betrachtungen eine unwillkürliche Verklärung des Hetärentyps zum Ausdruck kommt. Nicht ohne Wirkung sind Wedekinds Dramen viele hundertmale in Berlin gespielt worden. Manches brave Mädel, geschaffen, Bett, Haushalt und Schicksal eines guten Bürgers zu teilen, hat ihre natürliche Aufgabe infolge dieser Hetärenverklärung erst auf einem unnötig schweren Umweg erreichen können. Vielleicht bedeuten solche Umwege zuweilen Bereicherung? Für den Durchschnitt trifft das gewiß nicht zu, der ist bloß verwirrt und beunruhigt und höchst unnötig aus der Bahn der Unkompliziertheit hinausgeworfen worden. Unzweifelhaft hat der Krieg der Mädchen-Unbewußtheit den letzten Stoß gegeben. Was ist aus dem frischen Mädel geworden, das sich 1914 als Krankenschwester, reinster Regung folgend, an die gefährlichste Front meldete? Das ist eins der traurigsten Kapitel des Krieges. Nichts kennzeichnender, als die Vorliebe der heutigen Prostituierten für die Schwesterntracht. . . . .

Wedekind hat mit dem Ingrimm des erotischen Propheten gegen die Ueberschätzung der Virginität gepredigt. Aber er war nie Demokrat und hat kein Bedürfnis nach Popularisierung, will sagen Vulgarisierung seiner Lehre gehabt. In Berlin hat die Wedekinderei nicht bloß eine kindische Verklärung des Dirnentums hervorgerufen — des Dirnentums, das nirgends in der Welt so barbarisch-rohe Formen hat wie hier — sondern auch eine in ihrer schematischen Starrheit abgeschmakte Entwertung der Jungfräulichkeit. So sind viele Selbstverschleuderungen junger Mädchen nur aus Befolgung der neuen Tradition entstanden. Opfer fielen unerhört, ohne daß diese blutigen Opfer durch den Sturm einer starken Leidenschaft, ja auch nur eines starken Instinktes gerechtfertigt waren. Eine armselige Neugier, durch eine frühe Gewitztheit sicher gemacht, lebt sich aus, wenn man dieses schwunglose, aus dem Hirn entstandene Sexualdilettieren Ausleben nennen will. Deshalb ist das Wort Erlebnishunger falsch gewählt. Unter diesen Achtzehnjährigen ist kein Hunger, der wurde gestillt, ehe er entstanden war, hier gab's Befriedigungen, ehe noch Wünsche ausgereift, von Leidenschaften gar nicht zu reden. Wer diese bleichen, kurzhaarigen, früh ermüdeten, durch Literatur verpfuschten Geschöpfe ansieht, kann sich des Mitleids nicht erwehren und auch nicht eines anklagenden Gefühls gegen die leichtfertigen Zerstörer von natürlichen und gesunden Hemmungen, die vielleicht gerade im Wirbel großstädtischer Eindrücke der Jugend ganz besonders nötig sind, nötig wie der Weinstock der Rebe, wenn es nämlich ein Wachstum nach aufwärts geben soll.

AUS DEM TAGE-BUCH

KRASSIN

In der „Clarté" finde ich dieses Porträt des Vertreters der Sowjetregierung in London:

Krassin wurde 1870 in Sibirien geboren. Er besuchte das technische Institut in Petersburg und wurde nach drei Jahren fortgejagt, weil er an einer Meuterei der Studenten tätigen Anteil genommen hatte. 1892 genügte er seiner militärischen Dienstpflicht. Er wurde in die Anklage gegen den Sozialdemokraten M. J. Brussenew verwickelt und beschuldigt, unter den Eisenbahnarbeitern der Linie Moskau—Brest revolutionäre Propaganda betrieben zu haben. Der Prozeß dauerte bis Dezember 1914 und während dieser Zeit gelang es Krassin, aus dem Gefängnis in Tangansk zu entfliehen. Kurze Zeit danach wurde er von neuem verhaftet und in Woronesch eingekerkert. Auf Befehl des Zaren Nikolaus II. wurde er aus dem Heer gestoßen und nach Sibirien verbannt.

Während seines Aufenthaltes in Irkutsk wurde Krassin als Ingenieur am Bau der transsibirischen Bahn beschäftigt. Er erhielt die Erlaubnis, seine Studien zu vollenden, zwar nicht in Petersburg, aber in Charkow. 1898 wurde er bei einem Studentenaufstand von der Technischen Hochschule in Charkow relegiert. 1899 arbeitete er am Bau der transbaikalischen Eisenbahn. In demselben Jahr ging er an die Charkower Technische Hochschule zurück. Er wurde wieder relegiert. Von 1900 bis 1904 war er in Baku. Während dieser Zeit war er an den Geheimdruckereien tätig, die die „Iskra" druckten. Diese Druckereien wurden in der Folgezeit die Werkstätten des Zentralkomitees der sozialdemokratischen Partei Rußlands. Während der Revolution von 1905 siedelten sie nach Petersburg über; später wurden in diesen Geheimdruckereien bolschewistische Blätter gedruckt.

1904 verließ Krassin Baku. 1905 wurde das Zentralkomitee der Partei verhaftet. Krassin und zwei andere Komiteemitglieder entflohen nach Genf, wo Krassin unter den Namen Nikitisch, Winter und Zinnin arbeitete. Später ging er nach Rußland zurück und arbeitete wieder als Ingenieur. Seine Mußestunden widmete er der technischen und finanziellen Organisation der bolschewistischen Partei.

Seine revolutionäre Tätigkeit zwang ihn nochmals, Rußland zu verlassen. Er ließ sich in Berlin nieder und arbeitete bei der Firma Siemens, Schuckert & Co. Als er Leiter der Moskauer Filiale von Siemens wurde, erhielt er von der Zarenregierung eine besondere Erlaubnis zur Rückkehr.

Im Januar 1914 ging Krassin nach Petersburg. Als bei Ausbruch des Krieges die Chefs und Direktoren Petersburg verlassen mußten, wurde Krassin leitender Geschäftsführer der Siemens-Schuckertwerke in Rußland. Diese Stellung behielt er bis August 1918. Dann trat er in die Sowjetregierung ein.

Seine Verbindungen mit dem Zentralsowjet hatten 1917 begonnen.

Als Sachverständiger für Finanz- und Handelssachen nahm er an den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk teil.

Bei seiner Rückkehr nach Moskau wurde er zum Präsidenten der Außerordentlichen Kommission für die Ernährung der Roten Armee gewählt. Im November 1918 wurde er Volkskommissar für Handel und Industrie. Im März 1920 wurde er durch ein Dekret des Exekutivzentralkomitees der Sowjets Volkskommissar für die Wiederaufnahme der Beziehungen mit Westeuropa.

Der Korrespondent der antibolschewistischen „Liberté" gibt in der Nummer vom 15. Juni folgende Schilderung von Krassin:

Krassin ist ein Mann von fünfzig Jahren. Haare und Bart sind leicht ergraut. Er hat blaue, scharfblickende Augen. Seine Gesten sind klar wie sein Gedankengang. Französisch versteht er gut und er spricht es korrekt, wenn auch langsam. Ich muß gestehen, daß ich überrascht war, in ihm einen Mann mit Weitblick und großen Ideen zu finden. Er ist gleichzeitig ein Mann des Gedankens und ein Mann der Tat. Er besitzt eine sichere Kultur und verfügt über gründliches technisches Wissen. In seinem Heim, in einem köstlichen Winkel des eleganten London, habe ich mich mit ihm und seiner Gattin unterhalten.

RENNERS VOLKSHYMNE

Aus Wien wird mir geschrieben:

Sie haben unlängst die wässerige Hymne, die der verflossene Kanzler Dr. Renner höchst eigenhändig gedichtet, nach Gebühr bewertet. Aber an der Hymne ist doch etwas Brauchbares, nämlich die frische, volkstümliche, schwungvoll hingeschmissene Komposition Wilhelm Kienzls. Nun braucht Oesterreich sein Volkslied nötiger vielleicht wie ihr da draußen, das liegt uns im Blut. Es wäre nun schade, wenn mit der kläglichen Reimerei des Dr. Renner auch die erquickliche Musik Kienzls verloren ginge. Ich möchte deshalb den Vorschlag machen, daß Sie ein Preisausschreiben arrangieren, damit zu Kienzls Musik ein neuer, sang- und lesbarer Text erstehe. Die Hymne ist im Verlage der Universal-Edition erschienen. Es wird einem Dichter mit Heimatsgefühl nicht schwer sein, zu der Musik des Grazer Komponisten schlichtere und echtere Worte zu finden als der Reimbold aus der ersten oder zweiten Rangklasse.

LIEBESTAT IN UNFREUNDLICHEN FORMEN

Ein Berliner Arbeiter schreibt mir:

Vor ein paar Tagen ging meine Kleine mit einem Hilfszug nach Schweden. Sie wird dort, nach Jahren der Entbehrung, erfahren, was ein Glas Milch, reine, unverwässerte, fette Milch ist und ich bin den Kinderfreunden dankbar, die dem Mädel zu dem Wundererlebnis „Schweden" helfen. Darf ich, ohne den Schein der Undankbarkeit hervorzurufen, vorschlagen, daß die Briefe, in denen das „Zentralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz", Charlottenburg, Berliner Straße 137, die Eltern vom Antritt der Reise verständigt, ein bißchen anders stilisiert werden. Der Brief, der in jedem Arbeiterhause ein Freudengeheul hervorrufen müßte, ist in den entscheidenden Stellen wörtlich folgendermaßen abgefaßt:

Ihr Kind . . . wird für den . . . Transport nach Schweden angefordert. Einliegende Erklärung mit Unterschrift und das ärztliche Attest sind sofort hierher einzusenden. . . .

Vor der Abreise muß das Kind einer Entlausung unterzogen werden. Dieselbe findet statt im städt. Obdach, Berlin, Fröbelstraße 15. Nach der Entlausung dürfen die Kinder nicht mehr in die Wohnung zurückkehren.

Nun frage ich Sie, bester Herr, warum muß eine Liebestat in so unfreundlichen Formen geschehen? Warum sind die Briefschreiber einer so guten Institution so herzensdürr, daß sie meine Kleine zum Transport „anfordern", als wäre sie eine belgische Lokomotive? Könnten diese hilfreichen Menschen nicht einen Briefschreiber finden, der den Eltern dieselben Tatsachen auf eine menschlichere und heiterere Art mitteilt, zum Beispiel so:

Ihre Kleine . . . fährt also mit uns nach Schweden. Die Reise beginnt am . . . und im . . . Zuge (warum Transport?) fährt Ihre Kleine, geführt von Frau Soundso.

Die Kinder müssen rein und sauber sein. Vorsichtsweise müssen wir sie deshalb noch genauer ansehen. Deshalb ist es notwendig, daß Ihr Töchterchen sich am . . . in der Badeanstalt des städt. Obdachs (wenn es schon im städt. Obdach sein muß) mit der Mutter oder einer anderen Begleitperson einfindet. Damit sie blank und sauber bleiben, wünscht das Rote Kreuz, daß die Kinder nicht erst wieder in die Wohnungen zurückkehren.

Oder so ähnlich. Aber müssen denn Liebestaten im schroffen Kommandoton mitgeteilt werden?

BERLINER GRAZIE

Ein bedauernswerter Leser von Filmzeitschriften schreibt mir:

Wenn Sie Berliner Armut, Pikanterie und Feinheit kennen lernen wollen (Zwischenruf: ich will gar nicht!), so lesen und betrachten Sie die Flut der illustrierten Filmzeitschriften. Eine Blüte von dort: Die Kinodarstellerin Loo Holl (was für eine Hildegard Nuschke mag das in Wirklichkeit sein) schreibt der Zeitschrift „Film und Brettl" wörtlich: „Wie kann man von einem Filmstar weiblichen Geschlechts verlangen, coram publico über etwas zu plaudern, das sich zwanzig Zentimeter oberhalb des Knies befindet?" Das heißt hier Grazie, heißt hier Witz. Die Dame hat natürlich nur eine Schußnarbe gemeint. Sie will sich mit ihr eine Wetterwarte einrichten und meint dazu sehr neckisch: „Sämtliche Filmregisseure können sich bei mir abonnieren — von wegen der Außenaufnahme. Mäßige Preise! Irrtümer ausgeschlossen, denn ich stecke mit dem Heiland unter einer Decke." Dann wundern sich dieselben Leute, wenn bürgerliche Menschen, von dieser Witzigkeit angeekelt, nicht nur das Kino, sondern auch die Darstellerinnen unter Polizeiaufsicht stellen wollen.

ÜBERALL DIESELBEN

In der Pariser Zeitschrift „La Baionette" finde ich folgenden hübschen, auch für Deutschland gültigen Scherz: „Bringen Sie mir die Akten über den Ankauf des neuen Federhalters."

DER OBERMALER

Die Generalintendanz der Städtischen Bühnen in Frankfurt am Main — warum übrigens General-intendanz, geht's im verbürgerten Deutschland nicht ohne Generalsprunk? — kündigt die Uraufführung einer Oper von Rudi Stefan an. (Von Rudi will ich heute nicht sprechen, obwohl ich das Diminutiv in der Oeffentlichkeit immer komisch finde. Franzi Schubert, Fritzl Schiller, Luisl van Beethoven sind ohne Verniedlichungen ihrer Namen ausgekommen.) Aber in dieser Ankündigung heißt es zum Schluß: „Die Bühnenbilder sind in den Werkstätten des Opernhauses vom Obermaler Walther gemalt." Der Obermaler hat uns gefehlt. Uns demokratischen Deutschen, die vom Hochmut der Rangordnungen nun endlich befreit sind. Freilich, der Obermaler allein wird den Erfolg nicht sichern können, wenn der Oberdichter, der Obermusiker und die Obersänger nicht wirksam mithelfen. Dann freilich muß der Erfolg — erobert werden.

DER ALLEINKRITIKER

In den Tarifvereinbarungen der Berliner Journalistenorganisation mit den Verlegern gilt ein eigener Absatz der Stellung und Entlohnung des „Alleinkritikers". Gemeint ist damit der Theaterkritiker, der ausschließlich für ein bestimmtes Blatt tätig ist. Ist's nicht drollig, daß Zeitungsschreiber ein so lächerliches Wort erfinden und verwenden? Oder ist es gar nicht so komisch gemeint? Soll in diesem Wort „Alleinkritiker" unbewußt das aufgeblasene Selbstbewußtsein der Träger dieses überflüssigsten Berufes ausgedrückt werden? Zu denken, daß ein erwachsener, kräftiger, körperlich und geistig verwendungsfähiger Mensch vierzig Jahre lang keine andere Arbeit tun soll, als prüfen, ob Fräulein Zimpe als Gretchen den richtigen Ton hat oder ob Herr Sudermanns neues Opus die seelische Entwicklung des Dichters fortsetze, — wer wünscht da nicht brutalen Sowjetismus herbei, der auch dem sogenannten geistigen Arbeiter einen starken Besen oder einen festen Hobel in die Hand zwingt? Statt seine Verkrüppelung zu spüren, fühlt der kleine Spezialist sich noch als große Pagode, als „Alleinkritiker", als fester, unnahbar thronender Herrscher einer unter ihm seufzenden Welt.

GEGEN DEN THEATERSPATZEN

Siegfried Jacobsohn und seinem Klatsch habe ich, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, acht volle Seiten gewidmet. Ich kann mich nicht entschließen, sie ins Tage-Buch, das ich immer von Theaterklatsch freihielt, zu geben. Der Aufsatz liegt dem Heft nur bei. Wer Lust hat, kann ihn herausnehmen und beiseite legen, ohne ihn zu lesen. Dieser Vernünftige werfe nur einen Blick auf das beigelegte Bildnis.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

ERWIN STEINITZER

FINANZSCHRECKEN

Im Reichstage hat Herr Wirth (der Leiter der Behörde, die das Wachstum unserer Verschuldung registriert, ohne sich dagegen wehren zu können), über den augenblicklichen Stand des Defizits und über das voraussichtliche Tempo seiner Zunahme in den nächsten Monaten berichtet. Die Presse gab die ministeriellen Darlegungen ziemlich ausführlich wieder, hat sich dann aber weiter um die Angelegenheit wenig gekümmert. Natürlich wurde die parteiagitatorische Verwertung der vom Finanzminister mitgeteilten Trostlosigkeiten nicht versäumt: die Rechtsblätter erklärten, das seien die Früchte unfähig korrupter Revolutionswirtschaft und die Zeitungen der Linken verkündeten, all dies Elend verdanke man dem von den Parteien der Rechten verbrecherisch angezettelten und durchgehaltenen Kriege und der Steuerscheu der Kriegsgewinnler und ihres Finanzministers Helfferich. Nachdem man diese nützlichen Feststellungen gemacht hatte, sah man die Sache im großen und ganzen als erledigt an. Gott, — es war ja nicht die erste Vorlesung dieser Art, die man vom Regierungstische zu hören bekam, seit an die Stelle des frohgemuten Erzberger der schwerblütigere Wirth getreten war. Gleich nach seinem Amtsantritte hatte dieser sorgenbeladene Minister ganz dasselbe erzählt; nur die Zahlen waren damals noch etwas kleiner. Schon unter Erzberger, ja noch früher, unter Dernburg und Schiffer, als die Masse der Schulden und der Noten lange nicht so hoch getürmt war; hatten kluge Leute gesagt, so gehe es kein halbes Jahr mehr weiter. Und es ging doch. Warum soll es nicht auch fürderhin gehen, bis sich irgendwann und irgendwie ein Ausweg aus der Misere öffnet? Wenn ein Uebel klein ist, strengt man sich an, es zu meistern. Wenn die Kalamität so riesengroß ist, daß der gewöhnliche Verstand und die normale Energie sich hilflos fühlen, neigt man leicht zu stumpfem Fatalismus und tröstet sich mit der vagen Hoffnung, daß man den Eintritt der Katastrophe noch lange hinausschieben könne und daß Umstände, die nicht vorauszusehen seien, das Ende vielleicht glimpflicher gestalten würden.

Der Reichsfinanzminister hat mit seinen neuen Zahlen zwar Erschütterndes enthüllt, aber nichts Ueberraschendes. Nicht auf die Milliarde genau, aber doch so ungefähr konnte sich jeder aufmerk-

same Zeitungsleser ausrechnen, wie wir stehen. Vor kurzem betrug die Schuld der deutschen Republik etwa 200 Milliarden; seither haben wir weiter mehr ausgegeben als eingenommen und außerdem hat das Reich den Ländern für rund vierzig Milliarden die Eisenbahnen abgekauft. Also müssen die Schulden des Reichs auf — sagen wir — 250 Milliarden angeschwollen sein. Herr Wirth teilt uns mit, daß es zurzeit (mit Einschluß von 15—16 Milliarden Kriegsaufwendungen der Länder und Gemeinden, die das Reich zu übernehmen hat) 265 Milliarden sind. Das macht mehr als 4000, bald 5000 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, wobei die Köpfe der Säuglinge mitzuzählen sind. Zur Bezahlung der Zinsen dieser Schuld müssen pro Kopf und Jahr zwischen 200 und 250 Mark Steuern erhoben werden. Eine Menge Geld; aber bei den gegebenen Inflationsverhältnissen schließlich keine unmögliche Summe. Das Schlimme, das Katastrophale ist, daß wir zu diesen 200 oder 250 Mark auf den Kopf noch mindestens weitere 1000 Mark aufbringen müßten, damit die Verschuldung nicht weiter wächst. Denn die Zinsen für die Riesenschulden, die wir während des Krieges und nach der Niederlage aufgenommen haben, bilden heute nur einen kleinen Bruchteil der Ausgaben des Etats. In das Budget von 1920 sind noch nicht 12½ Milliarden für den Zinsendienst der Reichsschuld eingesetzt. Aber die Gesamtausgaben dieses Rechnungsjahrs beziffert Herr Wirth vorläufig auf 55 oder 56 Milliarden; und er beziffert sie damit, wie er selbst halb und halb zugibt, sicher noch viel zu niedrig.

Früher hieß es, wir würden unter der Last unserer Kriegsschuld zusammenbrechen, wenn wir keine Entschädigung bekämen. Heute ist von unseren vielen großen Sorgen die Kriegsschuld fast die kleinste. Hätten wir nur für sie aufzukommen, so könnten wir die Finanzverwaltung ruhig mit ihren alten bequemen Steuerrezepten arbeiten lassen. Je mehr die Inflation zunahm, um so kleiner wurde, real betrachtet, die Kriegsschuld; denn der Aufwand für ihre Zinsen wächst nicht, so sehr auch der Wert der Geldeinheit sinkt. Hätten wir morgen Geld mit einer Kaufkraft, die fünfmal so groß wäre wie die heutige und die sichere Aussicht, daß dies Geld nicht wieder entwertet wird, wir könnten die Kriegsschuld und ihre Zinsen getrost auf ein Fünftel herabsetzen. Niemand geschähe dabei ein Unrecht; denn effektiv wären Kapital und Ertrag genau so hoch wie jetzt. Tatsächlich hat der Währungszusammenbruch ganz von selbst eine Reduktion unserer Kriegsanleihen herbeigeführt, die wir nur nominell und offiziell zu realisieren brauchen (und übrigens auch realisieren müssen), wenn der Kaufwert der Mark wieder beträchtlich und für die Dauer steigt.

Die Kriegsschuld ist also nicht das Schrecklichste. Das Schrecklichste ist das andere; das Schrecklichste sind die Milliarden und Abermilliarden, die wir Monat für Monat in das Defizit unserer Volkswirtschaft werfen, ohne es stopfen zu können. Bei der Eisenbahn rechnet man zunächst (vielleicht wird er noch größer) mit einem Fehlbetrage von fünfzehn Milliarden, — das ist eine Summe, höher als die gesamten Schuldzinsen. Die Eisenbahn dient der Produktion und dem Handel und muß im Gleichgewichtszustande der Wirtschaft von ihnen erhalten werden. Aber sie wird nicht von ihnen erhalten; die Leistungen des Bahnverkehrs werden Produktion, Handel und „Verbrauchern" tief unter dem Kostenpreise geboten, weil der wirkliche Kostenpreis zu hoch wäre. Der nicht unmittelbar produktive Apparat der Staatsverwaltung muß von den produktiven Kräften aus den Ueberschüssen ihres Leistungsertrages bezahlt werden. Aber tatsächlich wird er nur zu einem Teile von ihnen bezahlt. Ja, Produktion und Handel decken nicht einmal ihre eigenen direkten Kosten vollständig; sie erhalten durch die künstliche Verbilligung der Lebensmittel Zuschüsse, die, wenn die Steuern nicht reichen, aus der Notenpresse bestritten werden.

Der Fehler liegt nicht im Finanzressort (das aus sich heraus gänzlich ohnmächtig ist), er liegt im Totalmechanismus der Wirtschaft und des Staates. Der Versuch einer finanzpolitischen Heilung des Uebels ist völlig aussichtslos; er wäre es auch, wenn er mit mehr Geist und Originalität unternommen würde, als man bisher aufgebracht hat. Wir haben ein katastrophales Minus produktiver Leistung und ein tötliches Plus unproduktiven Bezahlt- und Mitgeschlepptwerdens. Wir müssen die Leistung steigern und mit den unerträglichen toten Kosten im Wirtschaftsbetrieb und in der öffentlichen Verwaltung aufräumen. Das eine geht nicht ohne das andere, wäre auch nutzlos ohne das andere. Alles übrige ist nebensächlich. Auch Herrn Wirths Steuersorgen sind sekundär. Er hofft, daß vielleicht von den sechzig Milliarden, die wir dies Jahr ausgeben, achtundzwanzig durch Steuereingänge gedeckt sein werden. Aber dabei gehen wir, wenn sonst nichts geschieht, ebenso sicher zu Grunde, wie wir in den Abgrund rutschten, wenn, unter der gleichen Voraussetzung, bloß fünfundzwanzig oder sogar zweiunddreißig Milliarden aufkämen. Herr Wirth mag noch so gründlich rechnen und seine Steuereinnehmer noch so eifrig antreiben; er kann nichts tun. Er ist nur der Registrator des Unglücks.

ADRIANO TILGHER

GIOLITTI, DER RECHNER

Die folgende Charakteristik des greisen italienischen Staatsmannes, den sein Vaterland vor 5 Jahren als „Verräter" von sich stieß und den es jetzt als einzig möglichen „Retter" wieder an die Spitze der Regierung zurückruft, erscheint in ihrer klaren Aufrichtigkeit und geistvollen Vorurteilsfreiheit um so wertvoller, als ihr Verfasser aus einem Kreise stammt, der, um Benedetto Croce geschart, im Jahre 1915 mit geistigen Mitteln die gleichen politischen Ziele verfolgte wie der (gewiß aus anderen Gründen als jene) der Intervention abgeneigte Giolitti selbst. Im „Resto del Carlino", der in Deutschland zu wenig beachteten, nach Mitarbeitern und Lesern höchststehenden Tageszeitung Italiens, erschienen, rührt sie an ein Problem, das in ganz Europa und vielleicht bald auch in Amerika laut wird: die Abdankung des Bürgertums als herrschende Klasse.

Dieser außerordentlich erfahrene Verwalter des Gemeinwesens, dieser unvergleichliche Parlamentsstratege und großartige Realisator, dieser im Abwägen von Wunsch und Möglichkeit so überaus kluge Rechner, dieser scharfsinnige und tiefe Lenker der bis gestern auf dem politischen Schachbrett allein mitspielenden bürgerlichen und kleinbürgerlichen Kräfte und der in eben diesen Grenzen so raffinierte Psychologe hat eine einzige, aber große Schwäche: Mangel an Phantasie. Er hat nie begriffen, welche Rolle das Irrationale, d. h. die Leidenschaften und Gefühle, die unklaren, dunklen, wirren Ideen und Ideologien, die klingenden, wenn auch nicht schöpferischen Worte, Gesten, Posen, Bluffs in der Geschichte und in der Politik spielen, vornehmlich in der Geschichte und der Politik eines Volkes wie das italienische, das im Grunde seiner Seele ein Rhetoren- und Aesthetenvolk ist. Er hat immer geglaubt, daß die Politik ein reines und einfaches Spiel von Interessen sei. Ein tiefer Irrtum, besonders innerhalb der Demokratie, wo die Massen den Vordergrund der geschichtlichen Bühne ausfüllen. Die Massen handeln nie nach Interesse, sondern immer nach Gefühlen, Ideologien, Leidenschaften, die lebendiges und stürmisches Leben werden. In aristokratischen und oligarchischen Staatsformen kann die Stimme des Interesses Eingang finden; bei den Massen niemals. Wer aus Interesse handelt, der befindet sich in einem Zustande relativer Freiheit und relativer Herrschaft gegenüber seinen Leidenschaften; die Massen dagegen, die weder den Sinn für, noch die Angst vor der Verantwortung haben, sind, zumal unter der Herrschaft einer Presse von starkem Einfluß und hoher Auflage, die Sklaven ihrer Leidenschaften.

Der Weltkrieg ist ein schlagendes Beispiel für diese Wahrheit. Um die Völker in den Schützengräben zu halten, mußte man an ihre Leidenschaften, an ihre Haß-, Wut-, Liebesgefühle appellieren, und

ebenso, um sie bis zur Unwahrscheinlichkeit scharf zu machen. Zu einem auf das gegenseitige Interesse der Kriegführenden gegründeten Kompromißfrieden konnte man nie gelangen, weil die entfesselten Leidenschaften einen solchen Grad von Wut erreicht hatten, daß sie tatsächlich die Stimme des Interesses und des Verstandes erstickten.

Aus Leidenschaft für die Demokratie hat Italien den Krieg jusqu'au bout geführt, mit dem schönen Ergebnis, daß es das europäische Gleichgewicht zerstört und sich zum Sklaven der Entente gemacht hat. Aus nationalistischer oder auch mazzinistischer Leidenschaft hat das italienische Kleinbürgertum den Krieg bis zum Endziel gewollt, mit dem schönen Ergebnis, daß es proletarisiert und zermürbt daraus hervorgegangen ist.

Giolitti hat immer die Macht des Irrationalen verkannt, die unbewußten dunklen Kräfte, die auf dem untersten Grund des sozialen Lebens und der menschlichen Natur brodeln; er hat immer geglaubt, es genüge, um die Oeffentlichkeit hinter sich zu haben, an den gesunden Menschenverstand und an die Stimme des wohlverstandenen Interesses zu appellieren. Da der gesunde Menschenverstand und das wohlverstandene Interesse am Ende schließlich immer überwiegen, so hat er stets die Oberhand behalten und ist von seinen Niederlagen immer wieder auferstanden; aber wie viele und wie tiefe Niederlagen hat er auch in seinem politischen Dasein erlebt! Die Wahrheit ist, daß Italien, das er im Jahre 1900 elend und schwach vorfand und das er 1914 blühend und stark verließ, ihn nie geliebt hat; seine phantastische, impulsive, passionierte und rebellische Natur hat sich von diesem kalten, rechnerischen und berechnenden Mann stets abgestoßen gefühlt. Es befreite sich von ihm im Jahre 1915 mit dem Freudentaumel, dem rasenden Jubel des Schulbuben, der endlich, endlich seinen Lehrer, der ihn daran hinderte, sich den Hals zu brechen, zum Teufel jagen darf, und der sich nun auf eigene Faust in der irrsinnigsten Weise austobt.

Es ist dies um so schwerwiegender, als Giolitti gerade jetzt zur Macht zurückkehrt, nach fünf grauenhaften Jahren, während derer die gewaltigen Eindrücke der Kriegs- und der Nachkriegszeit die Phantasie und die Leidenschaften des italienischen Volkes bis zum Unwahrscheinlichen aufgestachelt haben und dieses zurzeit geradezu unfähig ist, sich anders als unter dem Antrieb von Ideologien, Gefühlen und Leidenschaften zu bewegen, die um so furchtbarer, je dunkler sie sind. Wird es Giolitti gelingen, sich auf diesem stürmischen Meer wildgewordener Leidenschaften zurechtzufinden? Wird es ihm, bei seinem Alter, gelingen, endlich die Notwendigkeit zu begreifen, diesen irrationalen Elementen Rechnung zu tragen, die heute, da die Massen im Vordergrund der Geschichte agieren, die

Politik beherrschen, und sie in sein Spiel einzustellen? Wird es i h m gelingen, sich auf die Welt von 1920 einzustellen, in dem die gefühlsmäßigen Kräfte so sehr viel mächtiger und ungezügelter sind als 1914?

Wenn er wirklich Italien vor der Katastrophe retten will, indem er die furchtbare Krise der Regierungsform, die es zurzeit bedrückt, zu friedlicher Lösung bringt, so muß Giolitti nichts weniger tun als seine ganze politische Taktik aus der Vorkriegszeit von Grund auf umzukrempeln. Sie bestand darin, daß er die umwälzenden Kräfte in die Bahn der vorhandenen Staatseinrichtungen lenkte, indem er ihnen freiwillig entgegenging und ihnen alle möglichen Konzessionen machte, während er die ganze politische Herrschaft in den Händen der alten regierenden Stände aufrecht erhielt. Hierin liegt die berühmte Giolittische „Korruption" des Sozialismus beschlossen, und es versteht sich von selbst, daß es das größte Unverständnis der ganzen politischen Vorgänge der letzten 30 Jahre beweisen hieße, wenn man auf das Wort Korruption einen Ton moralischen Tadels legte. Indem Giolitti den Sozialismus auf wirtschaftlichem Gebiet begünstigte, entzog er ihm alle Kraft auf politischem, machte die revolutionären, anarchistischen und republikanischen Kräfte unwirksam, die die arbeitenden Massen zusammenzuschließen strebten, und wurde so in großartiger Weise den Interessen der Monarchie gerecht. In jenen Zeiten tiefsten inneren und äußeren Friedens glückte seine Politik des Appells an die Interessen, gegen die Ideale und Leidenschaften, über jede Erwartung und tat, alles in allem genommen, auch dem Proletariat gut, das dadurch wirtschaftlich gekräftigt und dessen Aufmerksamkeit zu einem Zeitpunkt von der Politik abgeleitet wurde, da sein politisches Gewicht in Anbetracht seiner Desorganisation und seines Elends nur recht geringfügig sein konnte und jeder Versuch zur Auflehnung von vornherein zu einem Mißerfolg verurteilt gewesen wäre.

Heute dagegen ist die Lage so, daß sie zur Ueberwindung der Krisis eine gerade entgegengesetzte Taktik erfordert. Auf rein wirtschaftlichem Gebiet kann den Proletarierverbänden, die außerordentlich kräftig und mächtig geworden sind, nicht mehr konzediert werden, was sie nicht schon erobert hätten oder was sie nicht mit ihren wohldisziplinierten und gutgeführten Kräften allein erobern könnten.

Was die Proletarier heute wollen, ist: die politische Macht. Die herrschende bürgerliche Klasse, die das Land an den Rand des Abgrunds geführt hat, hat in ihren Augen jetzt jede moralische Autorität verloren. Und ihre letzte Bekehrung zu Giolitti, von dem sie mit gebundenen Händen ihr Heil erwartet, nachdem sie ihn fünf Jahre lang mit den gemeinsten Beschimpfungen überhäuft hat, hat in der Seele

des Proletariats noch das bißchen Achtung vor der Bourgeoisie zerstört, das allenfalls dort zurückgeblieben sein könnte; ja, sie hat in seinen Augen Giolitti selbst kompromittiert, indem sie ihn als den Retter des Bürgertums um jeden Preis von der Strafe, die dieses Bürgertum verwirkt hat, erscheinen läßt. Indem er die Kluft zwischen neutralistischer und interventionistischer Bourgeoisie überbrückt, hat Giolitti vielleicht, ohne es zu wissen und zu wollen, jeden Steg zwischen Bourgeoisie und Proletariat zerstört und in Italien erst wahrhaft die eigentliche Trennung der Klassen in die Wege geleitet. Der Klassenkampf in Italien beginnt mit Giolittis Rückkehr zur Regierungsgewalt. Das Problem „crue une verte" ist kein ökonomisches mehr, sondern ein politisches. Wenn Giolitti es mit rein wirtschaftlichen (welchen?) Zugeständnissen und mit Reformen, die den Kern der politischen Macht unangetastet in den Händen der herrschenden Klasse belassen, lösen zu können meint, so wird er bald inne werden, wie sehr 1920 sich von 1914 unterscheidet.

MAXIM GORKI

AN DIE RUSSISCHEN MONARCHISTEN

Diesen Brief, der ein anderes, härteres Antlitz Maxim Gorkis zeigt, veröffentlichte er in der ersten Mainummer der Moskauer Zeitschrift „Sowjetrußland". Deutsche Leser, die vor diesem Brief erschrecken werden, darf man auf den Unterschied im Kulturniveau des deutschen und des russischen Bauern aufmerksam machen.

Von verschiedenen Leuten habe ich eine Anzahl Briefe erhalten. Alle waren unter dem Eindruck eines moralischen Terrors geschrieben. Ich fühle, daß die Briefschreiber viele traurige Stunden und Tage verbracht haben, daß ihre Seelen Qualen erlitten haben, daß ihre Gedanken ihnen keine Ruhe gönnen.

„Was ist aus dem guten russischen Volke geworden? Warum hat es sich plötzlich in eine wilde bluttriefende Bestie verwandelt?" schreibt mir eine Dame auf einem parfümierten Briefbogen. „Christus ist vergessen, seine Ideen sind diskreditiert," schreibt der Graf P. „Sind Sie zufrieden? Was ist aus der großen Lehre der Nächstenliebe geworden? Was aus der Heiligkeit der Kirche und der Religion?" fragt ein anderer. Alle sind überreizt, niedergeschlagen, von Furcht erfüllt beim Gedanken an diese große und tragische Zeit.

Da ich nicht die Möglichkeit habe, allen Briefschreibern einzeln zu antworten, antworte ich allen gleichzeitig. Werte Herren, werte Damen: Der Tag der Züchtigung für Ihre sträfliche Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben des Volkes ist gekommen. Alle Ihre gegenwärtigen Leiden und Martern sind wohlverdient und ich kann bloß

das eine sagen und wünschen: Daß diese Schrecken, die Sie selbst geschaffen haben, eine tiefere und intensivere Form gewinnen. Daß Ihre Herzen immer unruhiger werden. Daß die Tränen den Schlaf von Ihrem Ruhelager scheuchen. Daß ein Sturm über unser Vaterland brause und Sie verschlinge. Sie verdienen es. Ihre Seelen sind von Gemeinheit, Lüge, Herrschsucht und allen schlechten Instinkten erfüllt.

Werte Damen, Sie wollen wissen, was aus dem Volk geworden ist? Es hat ganz einfach die Geduld verloren. Es war allzulange ruhig. Allzulang ertrug es, ohne zu murren, die Gewalt. Auf seinem Sklavenrücken hat es lange die Last des Herrn getragen. Jetzt kann es nicht mehr. Was sollte das Volk anderes werden als ein wildes Tier? Haben Sie ein anderes Ergebnis zu hoffen gewagt? Haben Sie ihm jemals etwas Gutes beigebracht? Haben Sie die Tugend in seine Seele gepflanzt? Sie haben seine Arbeit ausgebeutet, sein letztes Stück Brot genommen, ohne zu begreifen, daß Sie ein Verbrechen begingen. Sie haben gelebt, ohne sich zu fragen, wovon Sie lebten, ohne darüber zu grübeln, welche Kraft sie speiste. Durch den Glanz Ihrer Kleidung haben Sie sich den Neid der Armen und Unglücklichen zugezogen. Wenn Sie auf Ihren Landhäusern lebten, Seite an Seite mit den Bauern, haben Sie sie von oben herab als schlechtere Rasse betrachtet. Und jetzt wollen Sie, daß sie sich dankbar erweisen. Ihre Lieder, Ihre Musik konnten dem ausgehungerten Volk kein Vergnügen bereiten. Ihre Frivolität, die mit Verachtung des Bauern gemischt war, konnte keinen Respekt erzeugen. Was haben Sie für den Armen getan? Haben Sie versucht, sein Los zu erleichtern? Nein. Sie haben vielmehr versucht, ihn zu verblöden. Und nach allem verlangen Sie von ihm, daß er weise ist? O, nein, das glauben Sie doch selbst nicht. In ihren Augen war der Bauer ein Stück Vieh. Sie versuchten niemals, in ihm ein menschliches Wesen zu sehen. Ist es erstaunlich, daß er sich jetzt in eine Bestie verwandelt hat?

Gnädige Frau, Ihre Frage bringt nur Ihre Lebensunkenntnis zum Ausdruck und gleichzeitig die Heuchelei eines Verbrechers, der sich schuldig fühlt, aber seine Verbrechen nicht öffentlich zu gestehen wagt. Sie kannten das Leben des Bauern. Ein unterdrücktes menschliches Wesen muß sich früher oder später rächen. Ein Mensch, der ohne Mitleid behandelt worden ist, hat mit niemandem Mitleid. Das ist klar. Besser noch: das muß so sein. Wie konnten Sie Mitleid, Mitgefühl von einem Herzen erwarten, in das Sie selbst die Rachekeime gesät hatten? In Kiew warf das gute, biedere russische Volk den berühmten Fabrikanten Brodsky aus dem Fenster. Seine Haushälterin wurde ebenfalls aus dem Fenster geworfen. Aber das Kanarienvögelchen wurde in seinem Käfig nicht beunruhigt. Das

schwache Tierchen erweckte Mitleid in einem Augenblick, da Menschen aus dem Fenster gestürzt wurden. Augenscheinlich gibt es in erbitterten Herzen noch Mitleid. Aber dies Mitleid gilt nicht den Menschen, denn sie verdienen es nicht. Das ist die Wurzel allen Schreckens, aller Tragik.

Gnädige Frau! Sind Sie immer ganz überzeugt, daß Sie ein Recht auf menschliche Behandlung haben, da Sie selbst Ihr ganzes Leben lang ohne Mitleid für Ihresgleichen waren und Ihresgleichen nicht als menschliches Wesen betrachteten? Sie schreiben Briefe. Sie sind wohlerzogen. Sie haben wahrscheinlich Bücher mit Schilderungen des Bauernlebens gelesen. Was können Sie von den Bauern, deren Leben Sie kennen, erwarten, da Sie nichts getan haben, ihre Leiden zu erleichtern? Jetzt sind Sie unglücklich und Sie schreiben mit zitternder Hand und furchterfüllt an einen Mann, der — wie Sie wissen könnten — weder Ihre Furcht beseitigen, noch Ihren Schmerz lindern kann. Nein, wahrlich nein! Das ist das Gesetz der Welt:

In einem Lande, wo das Volk mit Peitsche und Knute geschlagen wurde, wo das Volk mutwillig verstümmelt wurde, wo die Unterdrückung grenzenlos war, wo die Gewaltherrschaft sich in den fürchterlichsten Formen äußerte — in einem solchen Lande kann man kein Mitleid finden. Hier kann das Volk kein zärtliches Herz haben. In einem Lande, wo die Ungleichheit so lange regiert hat, ist es schwierig für das Volk, die Herrschaft der Gerechtigkeit einzuführen. Von einem Menschen, der niemals Gerechtigkeit kennengelernt hat, können wir keine Gerechtigkeit verlangen. Alles ist klar und einfach in dieser Welt, gnädige Frau, wo Sie und Ihre soziale Schicht ohne Protest die Herrschaft der Gewalt zugelassen haben.

Das Volk hat sich entwickelt. Im Verlauf seiner Entwicklung ist seine Achtung vor sich selbst gewachsen. Trotzdem wurde es immer als Sklave behandelt und als Vieh angesehen.

Gnädige Frau! Fordern Sie nicht vom Volke, was es Ihnen nicht geben kann. Sie haben nicht das Recht, Mitleid vom Volk zu verlangen. Das Volk war unterdrückt. Selbst jetzt noch wird es von denen unterdrückt, die eine Art von Gewalt über es ausüben. Nachdem der Zarismus und der Kapitalismus das Land zur Revolution geführt haben, kommen alle dunklen Kräfte des Volkes ans Licht. Was jahrhundertelang verschlossen war, bricht sich Bahn mit explosiver Gewalt. Der Tag der Rache ist da, während das Land eine andere Staatsgewalt besitzt, eine glänzende Staatsgewalt, die sich auf einen großen Gedanken stützt, auf den strahlenden Traum von Gerechtigkeit, Freiheit und Schönheit. Aber, gnädige Frau, warum sollte ich in Worten die Schönheit und Größe des Meeres einem Menschen schildern, der keine Augen hat, sie zu schauen?

Der Gedanke einer Reichsschulkonferenz war im Revolutionsnovember im preußischen Kultusministerium aufgetaucht. Es sollten alle wirklich freiheitlichen, fortschrittlichen und produktiven Köpfe des Erziehungswesens versammelt werden. Wie sich aus dieser Beschränkung schon ergibt, nicht allzu viele, und eben nur die in irgendeiner Weise revolutionären. Der Plan ist dann dem preußischen Kultusministerium vom Reichsministerium des Innern aus der Hand genommen und in ganz anderer Form verwirklicht worden. Die Reichsschulkonferenz, die wir erlebt haben, war nicht eine Versammlung von Köpfen, sondern eine Art Schulparlament: Im wesentlichen einige 600 Vertreter von Gruppen pädagogischer Interessenten. Es war kein Zufall, daß sie sich auf den Bänken des Reichstagssaales sofort nach dem politischen Schema ordneten, rechts die Konservativen, links die Revolutionären. Und ein solches pädagogisches Nebenparlament war überflüssig. Was die politischen Parteien auf dem Gebiet des öffentlichen Schulwesens zu sagen haben, wissen wir ja ohnehin, und wir wissen auch, welche soziale und politische Klasse sich jeweils unter diesem oder jenem pädagogischen Fach- oder Reformverein verbirgt. Wollte man aber einmal ein pädagogisches Parlament, so mußte wenigstens der Schlüssel seiner Auswahl und Zusammensetzung bekannt und richtig sein. Dieses Sammelsurium aber war lediglich durch Willkür berufen. Hauptgesichtspunkt war wohl, daß keine politische Richtung, die einem dafür unangenehm werden konnte, übergangen wäre. Aber von irgendeinem dem politischen Machtverhältnis entsprechenden Ziffernverhältnis der Teilnehmer konnte nicht die Rede sein, und eine Abstimmung, wie sie ursprünglich geplant war und dann vom rechten Flügel, der bezeichnenderweise die Mehrheit bildete, abgelehnt wurde, hätte eben nur als namentliche einen Sinn gehabt.

Da die Konferenz nicht beschließen, sondern nur ihr Gutachten abgeben konnte, hätte man um so weniger nötig gehabt, ein solches Sammelsurium aller Richtungen zu berufen. Es wäre selbstverständlich mehr dabei herausgekommen, wenn man lediglich eine Anzahl wirklich schöpferischer Menschen vereinigt hätte, d. h. wenn man zunächst einmal versucht hätte, herauszustellen, wie weit wir gegenwärtig wissenschaftlich und gedanklich sind, und nicht, was wir ohnehin alle wissen, was gegenwärtig die Wünsche der Parteien sind. Dementsprechend wurden auch alle eigentlich brennenden Fragen, alle zentralen Probleme sorgfältig von den Verhandlungen ausgeschlossen. Alle Fragen nämlich, die irgendwie Weltanschauungsfragen, die irgendwie Ausdruck einer bestimmten Idee vom Wesen

des Menschen, vom Wesen der Kultur und vom Sinn der Erziehung sind. Ausgeschlossen war die Frage des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung, die Frage eines neuen Geschichtsunterrichts, die Frage der erotischen Erziehung; und selbst ein so spruchreifes, aber mit vielen sozialen Sentiments verquicktes Thema, wie das des altsprachlichen Unterrichts wurde nur gestreift. Es ist ja natürlich auch unmöglich, gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo Deutschland in zwei gleichgroße Parteien oder vielmehr Heerlager gespalten ist, dem deutschen Volk eine neue Erziehung zu geben, mit der alle einverstanden wären. Auf eine Art von sehr episodischer Koalitionspädagogik liefe dieser Versuch schließlich hinaus. Dabei ist freilich noch eines besonders in Betracht zu ziehen: Der Sozialismus hat sich bis jetzt für eine neue Pädagogik nicht zu entscheiden vermocht, oder sagen wir, er ist in dieser Hinsicht bis jetzt nicht produktiv gewesen. Daher konnte von dieser Seite der Reichsschulkonferenz die Befruchtung nicht kommen, auf die sie eigentlich angewiesen gewesen wäre. Die Schulpolitik des Sozialismus erschöpft sich gegenwärtig noch wesentlich in den beiden Gedanken der Einheitsschule und der Arbeitsschule. Aber Einheitsschule heißt eigentlich nur: Ausdehnung des Konsumentenkreises für die bürgerliche Bildung auf das ganze Volk. An eine neue Bildung aber wagt man sich noch nicht und begnügt sich damit, als den Inhalt der neuen Volkserziehung die Arbeitsschule zu proklamieren. Ein zweischneidiger Gedanke. Ist denn die Arbeit für den Sozialisten gegenwärtig ein Ideal? Ja, wird sie es sogar ohne weiteres in der sozialistischen Gesellschaft sein? Die berufliche Arbeit ist und bleibt immer das Opfer von einem Stück unseres Lebens, sie wird auf lange hinaus einfach bestimmt sein durch mechanische, wirtschaftliche Notwendigkeiten, nicht durch innere Berufung. Auch in einer sozialistisch durchorganisierten Gesellschaft und Wirtschaft. Sie ist nicht der Sinn des Lebens, sondern die Voraussetzung und Grundlage eines sinnvollen Lebens, und es heißt wiederum Mittel und Zweck verwechseln, wenn man nun die Erziehung zur Arbeit und durch die Arbeit als den letzten Sinn eines endlich sinnvoll organisierten Jugendlebens behauptet. Gerade eine sozialistische Gesellschaft soll den Stolz haben, ihre Kindheit und Jugend nicht ganz und gar unter der wirtschaftlichen Selbsterhaltung verknechten zu lassen. Die sozialistische Schule als Arbeitsschule ist im Grunde noch ebenso in Bürgerlichkeit befangen, wie der Gedanke der Einheitsschule mit allem Ressentiment, das noch in ihm steckt. Hier ist schöpferische Tat noch nicht geschehen, und auch wenn man verkündet, daß in der sozialistischen Gesellschaft eine ganz neue Solidarität die Arbeit beseelen, daß ein brüderliches Gemeinschafts-

leben auch die seelenlose Arbeit heiligen werde, und daß die neue Arbeitsschule eben zugleich diese neue Gemeinschaft pflanzen werde, so ist das, wenn man es lediglich wirtschaftlich begründet, auch nur ein totes Programm. Der Sozialismus hat noch nicht den Gedanken der J u g e n d gedacht, der der eigentliche Schlüssel zu einer neugearteten Erziehung ist.

Einheitsschule, Arbeitsschule und Lehrerbildung, alle aber wesentlich in politischer Beleuchtung, bildeten die Verhandlungsgegenstände der Reichsschulkonferenz, denen am meisten Zeit gewidmet wurde. Die Verhandlungen unterschieden sich nicht sehr von denen, die wir früher auf den großen Jahresversammlungen des Bundes für Schulreform gewohnt waren. Wie auf der einen Seite die Arbeit an einer neuen Idee der Schule sorgfältig vermieden wurde, so auf der anderen Seite mit wenigen Ausnahmen die Anpassung unseres Erziehungswesens an unsere wirtschaftlichen Nöte und Notwendigkeiten. Der Diktator des Geistes und der Diktatur der Vernunft wurde scheu ausgewichen, und das Parlamentieren bekam sein besonderes Gepräge dadurch, daß die Teilnehmer eben Schulmeister waren, deren Blick im wesentlichen doch durch die vier Wände ihrer Schule eingeengt war. Nur an einem Punkte brach zum allgemeinen Schrecken etwas wie Zukunft in die Versammlung hinein, nämlich durch die Beteiligung der Jugend. Es waren eine Anzahl Vertreter von Jugendbünden aller Richtungen zur Konferenz zugezogen worden. Daß der erste Jugendliche, nachdem er mit Mühe das Wort erhalten hatte, einfach als solcher von dem rechten Flügel der Versammlung ausgelacht wurde und man ihm das Wort nachrief: „Nun noch ein Säugling!" und daß selbst ein Kerschensteiner in diese Witzeleien einstimmte, ist immerhin von dokumentarischem Wert. Eine gemeinsame Erklärung der Jugendlichen begann mit den Worten, der gegenwärtige Stand unseres Erziehungswesens (und der Verhandlungen der Konferenz) beweise, daß bei einem wirklich schöpferischen Neuaufbau von Schule und Erziehung d i e e r z i e h e r i s c h e n K r ä f t e d e r J u g e n d s e l b s t nicht länger zu entbehren seien. Das ist ein Klang der Zukunft, und wenn in der Konferenz Menschen gesessen haben mit Ohren für diesen Klang, so werden sie hoffentlich ein wenig beschämt und verkatert davongegangen sein in dem Gedanken, daß sie nun zehn Tage lang über das Schicksal der Jugend beraten hatten, ohne dabei je an die Jugend gedacht zu haben.

Die Kaiserin war von ihrer Umgebung abhängig, doch sie hat alle im Bann gehalten. Aber auch sie hat sich, wo sie eine verwandte Auffassung traf, beeinflussen lassen. Dies muß bei der viel beschwatzten Freundschaftsstellung des Grafen Seckendorf berücksichtigt werden. Ein so dichter und so törichter Legendenkranz hat die Namen der Kaiserin und ihres Hofherrn umwachsen, daß, nachdem beide nicht mehr leben, es heute unrichtig wäre, diese Gerüchte einfach zu verschweigen. Nachdem ich wie manche Bewunderer und Freunde der Kaiserin eine von uns bedauerte heimliche Ehe für möglich, ja wahrscheinlich gehalten habe, bin ich nicht nur auf Grund sehr genauer eigener Beobachtung, sondern auf Grund einer langen Reihe von Tatsachen wie der bestimmtesten mir zuteil gewordenen Aeußerungen jener, die Jahrzehnte sich in der allernächsten Umgebung befunden haben, von der vollständigen Haltlosigkeit dieser Gerüchte überzeugt. Hier kann für mich gar kein Zweifel bestehen.

Ihre Freundschaft zum Grafen Seckendorf, sein außerordentlich starker Einfluß läßt sich in Wirklichkeit überaus einfach erklären. Die anderen Herren und Damen ihrer Umgebung waren gewiß treu und anhänglich, aber auf sozusagen allen Gebieten hatten diese einen anderen, abweichenden Gesichtspunkt. In der Politik, in der Weltauffassung wie im Gesellschaftsleben, in den Gewohnheiten, in den Vorurteilen und Neigungen trat in diesem engsten Kreis geradezu eine Opposition, eine geschlossene Koalition ihr entgegen — ob mit Recht oder Unrecht, werde nicht erörtert. Einzig und allein der „Conte" teilte in großen und kleinen Angelegenheiten ihre Auffassung. Einzig von ihm wurde sie verstanden und gebilligt. Wohl begreiflich also, daß sie in ihm einen Freund, Ratgeber, Vertrauensmann erblickte. In Kunst- und Geschmacksangelegenheiten trat der Gleichklang besonders deutlich hervor. Trotz der Verschiedenheiten der Temperamente, der Gaben, wüßte ich aber auch keinen Punkt, in denen die Auffassungen dieser beiden voneinander abgewichen sind. Dazu kam noch die Langjährigkeit der Beziehungen. Nur er hatte von den Herren mehr oder minder ihre ganze Vergangenheit miterlebt.

Wir wissen alle, daß oft gerade nach der glücklichsten Ehegemeinschaft der verwitwete Teil Trost, Rettung in einer neuen Ehe sucht. Aber nur wer eine systematisch durchgeführte Verlogenheit der Kaiserin annehmen will, könnte bei ihr eine zweite Vermählung annehmen, könnte ihren anhaltenden und tiefen Witwenschmerz bezweifeln. In Venedig wurde ihr die Königliche Opernloge zur Verfügung gestellt, ihrem Wunsch entsprechend, sollten wir alle hingehen, sie konnte

sich jedoch nicht dazu entschließen. Wehmütig sagte sie: „Es freut mich, daß Lady Layard (eine Witwe) genau wie ich empfindet. Wir stehen ja wieder im Leben, wir beteiligen uns an allen Festlichkeiten, bei denen man unsere Beteiligung erwartet, und wollen niemanden die Freude verderben. Theaterbesuch hingegen kann man von uns nicht verlangen, da dürfen wir unserer Empfindung folgen." Ihre langjährige Ehe war eine glückliche. Haben wir durch alle Seelenzergliederungen der Literatur, erst recht durch die Beobachtung eines jeglichen, noch immer nicht gelernt, auf die Eigenarten der Ehen einzugehen? Die beiden waren recht verschieden, ihre Jugendumgebungen und Ueberlieferungen hatten bedeutende Abweichungen aufzuweisen, ich würde ruhig annehmen, daß diese Frau ihren Gatten manchmal quälte und ihm sehr oft geschadet hat, daß er sie öfters langweilte, ihr oft schwerfällig erschien. Und doch war die Ehe eine ungewöhnlich nahe und innige, doch werden diese zwei Hochgestellten in diesem Zusammensein, in diesem Familienleben den Hauptglücksinhalt ihres Lebens ersehen haben.

Der mit grausamem Unverstand verkannte Grund ihres verzweifelten Kampfes, ihm die Kaiserkrone doch noch zu ermöglichen, beruhte vor allem in ihrer tiefen Liebe zu diesem Mann. Hält es denn so schwer, sich zu vergegenwärtigen, was der Tod vor der Thronbesteigung dem Kronprinzen bedeutet hätte? Er war ein Sechzigjähriger, seine ganze Erziehung war auf das Herrscheramt gerichtet, sein ganzes Leben, sein ganzes Streben erfüllte die Vorbereitung auf diesen kommenden Tag. Diese Aufgabe und diese allein bildete den Inhalt seines Daseins.

Verdenkt man es einem gewissenhaft ausgebildeten Opernsänger, der lange Jahrzehnte nur als Statist sich betätigen konnte, sich nur an die Zukunftsverheißung klammerte, wenn ein Ende ohne diese Erfüllung ihm als verhängnisvollster Schiffbruch erscheinen würde? Ersieht man hierin einen oberflächlichen, verdammungswürdigen Ehrgeiz? Auch bei der Kaiserin wäre der persönliche Ehrgeiz, meinem Gefühl nach, vollkommen begreifbar. Nur Außensteher von seltener Phantasielosigkeit werden diesen Verzicht leicht erachten. Ich halte die Kaiserin durchaus nicht für eine unberechtigt ehrgeizige Frau. Ihrer Aufnahmefähigkeit boten sich reichere Entschädigungen als den meisten Fürsten, aber in jeder Lebenseinzelheit wäre sie durch die untergeordnete Stellung einer verwitweten Kronprinzessin benachteiligt worden, nur krasse Ignoranz kann die sich hieraus entwickelnde Kette der Mißstände verkennen. Auch was die Zukunft ihrer Kinder anbetraf, spielte die Frage der Thronbesteigung des Vaters eine gewichtige Rolle, deren Heiratsaussichten, deren Vermögensverhältnisse hingen eng hiermit zusammen. Und

nur Abneigung und Verblendung kann leugnen, daß ihr Gemahl und sie zeitlebens Besserungen, fruchtbringende Pläne ausarbeiteten, daß sie, die Richtung des Thronfolgers befürchtend, im Interesse Deutschlands heiß die Erfüllung wenigstens einiger ihrer Vorhaben erhofften. Es ist ebenso wohlfeil als kurzsichtig, diese Lage mit dem Tadel „Ehrgeiz" abfinden zu wollen. Aber mit diesem Merkwort hat unsere öffentliche Meinung sie behängt, diese eine Bezeichnung genügt den meisten.

Hinzugefügt wird dann noch unweigerlich der Vorwurf ihrer Engländerei. „Sie wurde", so heißt es, „nicht eine Deutsche, sie ist Engländerin geblieben". Ohne den geringsten Zweifel trifft sie hier eine Schuld. Vorsichtig müßte aber auch hierbei abgewogen und eingegrenzt werden. Nur dem beschränkt Einfachen erscheint alles einfach.

Seltsam ironisch berührte die genauen Kenner Englands und des englischen Lebens der starke, unbewußt deutsche Einschlag dieser englischen Prinzessin. Dieser ist ja wohl erklärlich. Meines Wissens muß man bis auf das 15. Jahrhundert, bis auf die Schwester Heinrichs VII. zurückgreifen, um auf englisches Blut der englischen Dynastie zu gelangen. (Und selbst diese nach Schottland heiratende Tudor-Prinzessin ist nicht eine Engländerin, sondern eine Walliserin gewesen!) Aber die englische Luft und Ueberlieferung wirkt so überaus stark, ihr erliegen gerade Deutsche so verhängnisvoll leicht und gründlich, daß die jedem kundigen Beobachter sichtbare deutsche Ader überraschte. So ihre urdeutsche, altmodisch-deutsche Sentimentalität; sie legte auf Geburtstage, auf Erinnerungstage großes Gewicht. „Heute am Geburtstage meiner geliebten . . . (ihrer nichts weniger als gefühlvollen Lieblingstochter) habe ich zum erstenmal in diesem Jahr eine Nachtigall gehört," bemerkte sie mit umflortem Augenaufschlag. Sie pflückte Blumen an bedeutungsvollen Stätten, legte sie in ein Buch, trug gefühlvolle Gedichte ein.

Ihr Aeußeres und ihre Wesensart waren germanisch, die Verwandtenbegriffe deutsch und englisch lassen sich nicht immer trennen, oft waren die Merkmale eher deutsch zu nennen. So in ihrer religiösen Auffassung; ihrem Verstand widerstrebte das rechtgläubige Dogma, vor ihrer Einsegnung hatte sie sich geweigert, einige Glaubenssätze anzunehmen. Sie war keineswegs orthodox, war Orthodoxen gegenüber unduldsam, auf ihre Art war sie jedoch, oft habe ich das bezwingend empfunden, innerlich religiös. In der Literatur hatte sie wenig Verständnis für den allen Romanen, besonders den Franzosen naheliegenden Kultus der Formvollendung, das Inhaltliche lag ihr mehr. Dem französischen Geist stand sie fremd gegenüber, diese zugespitzte Geschliffenheit hat sie nicht beglückt; um so

mehr beglückte sie das Gefühlvolle, um so mehr der Humor, um so mehr harmlose Komik. Sie erzählte einmal uns, die ihn nicht mehr gekannt hatten, über Helmerding, hat Lachtränen bei der Erinnerung vergossen. Sie lachte sehr gern, und Lachen stand ihr; eine entzückende Lebensfroheit besaß diese vom Schicksal so mitleidlos zu Boden geschleuderte Frau. Germanisch war ihre helle, ihre schier unersättliche Freude an der Natur. . . . In einigen ihrer Gewohnheiten und Geschmacksäußerungen zeigte sich eine nicht englische, sondern deutsche Ader. Auch erinnere ich mich nicht, daß sie im Deutschen je einen Fehler machte; im Englischen habe ich jedoch ein paarmal Wortentgleisungen bemerkt. In England war ich nie mit ihr zusammen, Deutsche haben mir hingegen erzählt, wie verblüffend deutsch sie manchmal in Osborne oder Windsor gewirkt habe. Bei einer solchen Gelegenheit begann sie bei Tisch deutsch zu reden; in Anbetracht der Verhältnisse war das genau ebenso taktlos wie das Englischsprechen in Berlin oder Potsdam. Unbegreiflich und unverzeihlich das Vorherrschen der englischen Sprache im kronprinzlichen und später kaiserlichen Hause. (Die Schuld trifft den Gatten ebenso wie die Gattin.) Als die Queen 1888 in Charlottenburg zum Besuch war, warnte sie ernst — vergebens. Die Unsitte hat sich ausnahmslos bei allen Kindern und bei fast allen Enkeln der Kaiserin Friedrich festgesetzt. Diese törichte und würdelose Engländerei der Hohenzollern hat deren Erdreich gelockert, hat zur Entwurzelung des Geschlechtes beigetragen!

Ich gebrauchte das Wort taktlos. An dem Wort kann man ja leider nicht vorübergehen. Manchmal lag hierfür eine Erklärung in einem Gerechtigkeitssinne, der, ihr unbewußt, mit Halsstarrigkeit, ja mit Widerspruchsgeist sich bedenklich verschmolz. Gerechtigkeitssinn, so wie sie ihn auffaßte, verlangte Eintreten für Abwesende; nicht nur wenn diese getadelt wurden; lobte man Gegenwärtiges, brachte sie gern ihre abweichende Einschätzung vor, um Fernerliegendes zu bewundern. Es war, als müsse sie immer auf das Unangebrachteste kommen. In Balmoral, so erzählte mir ein Augenzeuge, erging sie sich in so überschwänglichen Lobeserhebungen der Tridentiner Alpen, daß die Queen etwas gekränkt bemerkte: „Liebe Vicky, unser schottisches Hochland wird doch schließlich ebenfalls von einigen Menschen bewundert!" In der Regel war alles in England und Italien vollkommen, für Frankreich hatte sie keine Vorliebe, und ganz besonders häufig, in ganz besonders unglücklichem Maß, betonte sie den Gegensatz des deutschen und englischen Wesens. Sie sagte mir einmal: „Ich bin mit einer unbegrenzten Bewunderung für alles Deutsche aufgewachsen, zu Hause wurde damals alles Deutsche überaus hoch eingeschätzt, ich war

glücklich darüber, mich nach Deutschland zu verheiraten. Aber in Berlin trat mir auf Schritt und Tritt eine englandfeindliche Stimmung gegenüber. Bei Hof hat man in meiner Gegenwart alles Englische heruntergezogen, kein Wunder, daß ich aufbegehrte, daß ich immer wieder versuchte, englische Eigenschaften in das gerechte Licht zu setzen."

Groß war damals in den fünfziger Jahren der Unterschied in dem Lebenskulturdurchschnitt der beiden Länder; daß er immer geringer wurde, daß er auf manchen Gebieten sich in das Gegenteil verwandelte, übersah sie vollkommen. Als sie herkam, war — um ein Beispiel anzuführen — die Kleinkinder- und Krankenpflege recht zurückgeblieben, auf beiden Gebieten hat sie viel Gutes bewirkt, hat aber nicht freudig anerkannt, verkannte vielmehr, daß, hierfür könnte ich gewichtige Zeugnisse anführen, — man hierin in England rückständig geworden war, daß unsere beste Pflege höher stand. Unverhältnismäßig schadete ihr die Vorliebe für englische Erzeugnisse, ihre unbekümmerte Gewohnheit, möglichst viel aus England zu beziehen. „Sehen Sie sich diese Stiefel an", sagte sie mir, „diese hat mir ein kleiner englischer Schuhmacher angefertigt, in ganz Berlin kann ich nichts ähnlich Bequemes und Praktisches bekommen". Nie gab sie sich jedoch die naheliegende Mühe, um bei diesem Beispiel zu bleiben, dem preußischen Hofschuhmacher die ihr gefallende Eigenart dieses Stiefels zu erklären, diese nacharbeiten zu lassen. Von einer Englandreise zurückkehrend, sagte sie laut am ersten deutschen Bahnhof, als sie den raucherfüllten, starkgeheizten Warteraum betreten mußte: „Huh, wie deutsch riecht das hier". In diesen und anderen häufigen Fällen war ihre Kritik berechtigt, man darf schon sagen, in allen Fällen verging sie sich in der Form.

In Deutschland bevorzugte sie das Land ihres Vaters, Koburg-Gotha; Norddeutschland und — leider muß es gesagt werden — Preußen, stand ihr weniger nahe. Begreiflicherweise lag ihr das eigentlich Ostelbische fern, aber weit stärker als Außenstehende geglaubt hätten, empfand sie trotzdem die geschichtliche Sendung Preußens, der Gedanke erfüllte sie mit Stolz, dereinst die preußische Krone zu tragen. Ein dem Kronprinzenpaar nahestehender Historiker erzählt, daß, als einmal der Kronprinz mit ihm die Frage erörterte, wie er sich bei der Thronbesteigung nennen würde und von Kaiser Friedrich IV. die Rede war, die Kronprinzessin mit hinreißender Beredsamkeit widersprach. Daß es ein deutsches Kaiserreich wiederum gebe, sei das unsterbliche Verdienst Preußens, das müsse zum Ausdruck kommen, Friedrich III. müsse es heißen. Wie selten hat sie jedoch vor anderen jenes Preußentum, jenes Deutschtum, das der preußischen Königin und deutschen Kaiserin so wohl anstand, be-

kannt! Sie hat viele Feinde gehabt, sie selber war ihr gefährlichster Feind.

Ihr Gerechtigkeitsgefühl hat sie zu manchen unbedachten, unvernünftigen Aeußerungen veranlaßt — selbst die einfachste Gerechtigkeit ist ihr nicht zuteil geworden. Wird sie ihr jemals werden? In Hardens geistvoller Bildnissammlung „Köpfe" fällt die biographische Skizze der Kaiserin Friedrich kläglich aus dem Rahmen; es ist, als hörte man einen beliebigen, überaus unpsychologischen Adjutanten über diese ihm unsympathische, komplizierte Frau sprechen. Auch uneingeschränkt lobende Schilderungen sind erschienen. Sie befriedigen ihre Angehörigen und auch viele ihrer Freunde, und ihnen, das weiß ich, werden diese Zeilen mißfallen. Dieser Kreis macht sich nicht klar, wie spurlos solche Lobpreisungen vergehen, weltfremd, wissen sie nicht, daß solche niemanden überzeugen, keine vorgefaßte Meinung zu ändern vermögen. Einzig und allein der geschichtlichen Auffassung ist dies vorbehalten; die Kaiserin Friedrich ist eine geschichtliche Gestalt, und sie vermag den Scheinwerfern der Geschichte standzuhalten.

RUDOLF BORCHARDT

REINHARDTS SIEG

Das Haus, das Riesenhaus zwischen den stationär werdenden Trümmern eines anscheinend nie abschließbaren Bahnhofsbaues, verrottenden Straßenzügen und dem häßlichen Spreearm, — das Haus von Max Reinhardts Lebenstraum hat einen Winter hindurch gespielt. Es ist nicht von Belang, das Schicksal seiner ersten taumelnden Schritte in die Welt zu vereinzeln, zudem habe ich ihnen nicht allen beigewohnt. Man mußte sich sagen, daß der Uebergang von der Kastenbühne zur Weltbühne sich nur stadienweis und nicht in einem Sprunge vollziehen konnte. Nicht nur der Zuschauer hat den Blick, sondern auch jeder am Theater Tätige das Ganze seiner Technik völlig umzulegen. Alle Erfahrungen sind erst zu sammeln, das Heer muß napoleonisch auf dem Marsche gebildet werden. „Hamlet" habe ich nicht gesehen, gegen das darüber Gesprochene und Geschwatzte die Ohren fest verschlossen. Den „Weißen Heiland" habe ich mit verschlossenen Augen und Ohren, was das Stück und das von ihm abhängige Spiel betraf, mehr n i c h t gesehen, als gesehen, und meine Aufnahme mit Anstrengung darauf beschränkt, mir vom Hause und seinen unerhörten Bedingungen die ersten sinnlichen Begriffe zu bilden. Vollmöllers „Orestie", von Reinhardts Schauspielern gespielt, qualvoll für den Kenner des Aeschylus, den Schüler der

Griechen, den Dichter und den Freund Reinhardts, übergehe ich. Hier gab es gleichwohl Augenblicke, wie den von Agamemnons plötzlichem Heraufziehen aus dem Nichts, wie das Heranschleichen des heiligen Mörderpaares an den Palast zur Rache und Bluttat, die mit der Atmosphäre großen Theaters, einem plötzlichen trockenen Herzklopfen und Aufatmen, erschütterten. Rolland habe ich vorübergehen lassen. Alle literarischen, theatralischen, dramatischen Eindrücke beiseite gesetzt, alles Handicap, mit dem die Reste einer elenden Literaturepoche, Fetzen des hysterischen Dilettantismus, Lappen schnellfertiger Bühnengerechtigkeit den Koloß noch umhängen, wie Gerümpel des Baugerüstes — — so blieb ein bestimmter großer Eindruck zurück: die Freiheit dieses Theaters. Alles kommuniziert, man läuft darin umher, man möchte nach links und rechts Gespräche anfangen. Man ist nicht numeriert, fließende Wellen nach oben, nach unten, durch das ungeheure Oval nach allen Seiten, unter der ungeheuren Kuppel, vor dem riesigen Luftraum des freien Spielfeldes. Ferner: die Unmöglichkeit, auf dieser Bühne zu stelzen, zu schlendern und zu straucheln, wie die Mimenfaulheit sich das angewöhnt hat. Beispiele — ich will sie nicht häufen, um niemanden persönlich zu verdrießen. Auf der Kastenbühne hätte es nicht gestört, weil der Kasten alles, was auf ihm vorgeht, von selber der psychologischen Optik der Natürlichkeit entzieht und es isoliert. Dagegen, was auf dieser Bühne vorgeht, muß sich durch seinen Stil, den es mitbringt, selbst isolieren, oder es zerflattert, Raum und Rahmen helfen ihm nicht. Gegenbeispiel: Montezuma hatte an einer, übrigens gleichgültigen Stelle ein paar Tanzschritte, vorn am Rande der Orchestra, unter der die Vorbühne schräg abschießt; die rhythmische Bewegung, die rhythmische Sprache (Vers) und die rhythmische Stimme, halb rezitativisch, bildeten ein Ganzes, von dem es wie belebender Luftzug sich ins Theater verbreitete: hier war für einen Augenblick das Neue, Richtige, Absolute getroffen, man war gebannt. Auch in der „Orestie" fehlten gerade solche Momente nicht.

Ich hebe alle schwarzen Punkte hervor, damit niemand mir nachsage, was ich mir nicht nachsagen lasse. Ich bewundere Max Reinhardt. Ich finde die Kritik, der er neuerdings in Berlin begegnet, wie ich seit langem offen und laut auszusprechen mir vorsetze, das ungroßmütigste, undankbarste und illiberalste Verhalten, das in meiner Lebenszeit große Entwürfe eines genialen Willens Schritt für Schritt verteuert hat. Gerade in einer Zeit wie dieser, die aus lauter Angst, vor einer hypothetischen Nachwelt als der Verkenner des unbekannten Zeitgenius dazustehen, jeden kindischen Popanz aufbläht, ist die Verkennung und Verschreiung des vor aller Augen wirksamen, offenen und franken Genies das deutlichste Dementi für den Wahn,

daß dem Philister, wenn er nur aus der Geschichte lernen wolle, der Weg zu seinem großen Zeitgenossen mühelos offenstehe. Aber weil ich diesen einzigen Mann mit der vollen Wärme des Herzens auf seinem bestrittensten Wege begleite, halte ich es für meine Pflicht, in jedem Falle mein Urteil kühl zu stellen. Gerade weil der „Julius Cäsar", den ich soeben zum zweiten Male mir habe spielen lassen, das größte Theatererlebnis meiner Erinnerung ist, schreibe ich den wesentlichen Teil seines ersten großen Jahres in die Schatten. Die „Orestie" sollte nicht so gespielt werden, und die Berater, von denen Reinhardts Regie des großartigsten und geschlossensten antiken Bühnenwerkes sich hat führen lassen, müssen ersetzt werden, in seinem Interesse, wie im Interesse des Hauses; hierüber muß ich vier oder fünf Sätze sagen. Agamemnon kehrt fast als Greis — dreißig Jahre Herrschaft, zehn Jahre Krieg, zehn Jahre Irrfahrt — nach Mykenä zurück; das liegt in der überschauenden, milden Gemessenheit seiner bescheiden gewordenen Weisheit im ersten Auftreten. Der schlanke, spitzknochige, nicht unelegante Springinsfeld auf dem von Menschen (!) gezogenen Wägelchen (zu bescheiden, den Fuß auf einen Purpurteppich zu setzen, trägt aber Scharlach wie ein orientalischer oder römischer Sultan und spannt Menschen statt Pferde ins Joch) — (Horror für griechische Augen) — verkörpert nichts Aeschyleïsches. Ferner: Agamemnon und Klytämnestra stehen auf Reinhardts Bühne eine Zeitlang Rücken zu Rücken, der Mann redet gegen das Haus, die Frau gegen Kassandra, statt daß Mann und Frau gemeinsam und großartig ins Schloß ziehen, und der gespenstisch große Moment, in dem Klytämnestra zurückgelaufen kommt, um Kassandra dem ersten Opfer als zweites nachzuholen, die Bühne leibhaftig beträte. Kassandra! Kassandra!! Ich kann nur schweigen und mich schütteln; nein, so geht das nicht. Ein beliebiges junges Mädchen in einem passablen Teekleid mit Löckchenfrisur, mit einer von Anfang an überschrienen Stimme Worte deklamierend, die sie offenbar nicht von ferne versteht und von denen man sich fragt, wie sie ihr wohl einfallen mögen, — — statt der vom Gotte vergewaltigten, gottgeschüttelten, von Schauern und Schreien überrieselten, heiligen Wahnsinnsbraut an der Todespforte des Seherblicks — — nein, es geht nicht. Jahrhundertelang hat das Altertum das Pathos des aeschyleïschen S c h w e i g e n s von Urteil zu Urteil weitergegeben: die Niobe, den Achill, beide nicht erhalten, die durch Stunden in unerschütterlicher Verhüllung allen Fragen, Tröstungen, Gesängen den Contour des wortlosen Leidens entgegenstemmten. Die Kassandra, die Dritte dieser großen und berühmten Kategorie, lange wortlos gegen Klytämnestra und den Chor, wortlos bis zum jähen Aufschrei des wilden, tragischen Liedes, wo blieb sie bei dieser

anmutigen, jungen Dame? Genug der Einzelheiten. Das Szenische gehört gleichfalls hierher. Keine der Hilfen, mit denen die antike Tragödie und Reinhardts Theater geradezu aufeinander angewiesen sind, wurde ausgenutzt. Das Opfer am Grabe — nur nicht daran denken! Die Eumeniden von Vollmöller epitoniert, mit einem grotesken Schluß — hoffentlich vergißt man es bald. In dieser Form gehört die „Orestie" in den alten Bühnenkasten — ihm ist die Bearbeitung wohl auch adaptiert —, in das neue Haus gehört der echte Aeschylus oder keiner. Kompromisse müssen vor der Türe bleiben. Um den Kompromissen Valet zu sagen, ist doch, meine ich, der Riesenaufwand aufgewendet. Ich sehe nicht ein, warum durch den alten Manègenaufgang kein Viergespann ziehen solle. Alle Pferde haben wir ja noch nicht aufgegessen; ich sehe nicht ein, warum ein großes Volkshaus für das freie und freimütige alte Theater gebaut wird, in dem die erhabenen Banalitäten einer Amme in asiatischer Nationaltracht sich nicht über den Nachttopf und die Windeln des Orestkindleins mit aeschyleïschem Wagnis ergehen dürfen, in denen der Herold nicht als Typus des prahlenden Kriegsteilnehmers seine Erlebnisse auskramen darf, statt daß alles Bunte, Archaisch-Echte, Kolossal-Gewagte dieser shakespearisch urtümlichen Bühne monoton zerbrüllt wird. Reinhardt kann nicht zugemutet werden, solche Aufgaben allein zu lösen. Für eine Aufführung der „Orestie" bedarf er der Beratung mit der besten und reifsten Kennerschaft dessen, was das Dichterische, den Stil, die Historie, den Geschmack des Werkes angeht: aus allem diesen wird sein Genie das Lebendige wählen und die Gestalt bestimmen. Zu improvisieren ist es nicht.

Aber ich hebe es auch nur hervor, um es damit abzutun und jedermann die Ausflucht dahinein jetzt schon zu verlegen. Es ist gleichgültig, woran die Leitung der bisher beispiellosen Bühne ihre Fehler zu vermeiden lernt, ja, es ist beinahe besser, sie macht diese ersten Fehler an gleichgültigen Plastrons, als an einem großen Originalwerke älterer oder neuerer Zeiten. Alle diese Fehler sind durch den „Julius Cäsar" ausgelöscht, wenn er auch zweifellos künftige Fehler nicht ausschließt. Diese Bühne wird noch Unendliches zu lernen haben, aber sie wird es in den schöpferischen Proportionen tun, mit denen die Urbühnen der Menschheit sich von Possenreißerei und den Scherzen trunkener Schwarmbrüder in die Erhabenheit der Poesie gerissen haben. Sie wird aus der großen Produktion der Vergangenheit langsam und nicht ohne Vergreifen das ihrem neuen Stile gemäße Repertoire zusammenbringen und wird die heutige und künftige Produktion langsam und nicht ohne Vergreifen dazu zwingen, sich ihren Maßen zu bequemen. Am „Danton" scheint sich Reinhardt das technische Material für die politische Massentragödie

zurechtgelegt zu haben, an der „Orestie" Elemente des Antiken, in irgendeinem von ihm gesuchten Renaissance-Sinne. Der „Cäsar" war sein erster mit der Prätention auf dauernde und maßgebliche Leistung unternommener Versuch am neuen Bühnenkörper. Es sei sogleich gesagt, daß die Aufführung sein neues Theater in einer ewig denkwürdigen Weise in die Geschichte der deutschen Bühne einpflanzt. Der Abend kann nicht wieder vergessen werden und wird Unendliches bewirken.

Die gesamten Komplexe der Bühne ausgenutzt; ansteigende Vorbühne, Orchestra als eigentlicher Spielplatz, Rampenanlage zur Oberbühne hinauf, diese in die Dekoration übergehend. Die halbkreisförmigen schrankenartigen Gebilde um die Orchestra herum, zu denen die Sitzstufen des Amphitheaters spielplatzmäßig den Uebergang vermitteln, mit verwandt: alles das mit dem Entschlusse, die Welt auf die Bühne zu stellen, statt geringe Ausschnitte von ihr, Zeitmomente, das jeweils Transitorische zu geben. Aus allem diesem die greifbare Raumvoraussetzung für die ungreifbare der steilen, deckenlosen Luftleere über dem gespielten Vorgang geschaffen. All dies aber gleichzeitig dazu verwandt, um diesem antiken Vorgange den Charakter der unbegrenzten Oeffentlichkeit zu geben, den er bei Shakespeare so hat, wie er ihn historisch gehabt haben muß. Die Tragödie strömt im Freien und Oeffentlichen ungehemmt umher, Gärten, Gassen, Plätze, Landschaft, Berge, offene Hallen, durch die die Landschaft blickt, Luft, Himmel, Erde, freie Treppen — das ist ihr Schauplatz. Mit genialer Konsequenz der Ausnutzung sparsamster Mittel verwendet der große Theaterkünstler seine Hintergründe, eine Handvoll Zypressen schräg oder gerade gestellt, ein paar Bögen so oder anders geordnet, eine Terrainstufung wechselnd profiliert — es reicht aus, um den Garten vor dem Hause des Brutus, die Halle, in der Cäsar Calpurnia tröstet und die Feinde empfängt, diese oder jene Straße zu differenzieren. Damit ist zugleich der Sparsamkeit von Shakespeares szenischen Voraussetzungen wie dem Wesen des antiken Raumbildes monumentale Genüge geschehen, ohne die aufdringlichen Narrheiten der sich als stilisiert bezeichneten Bühne, — ohne Konzessionen an die übrige ästhetische Zeitfratze. Die Versuche, durch Zugeständnisse dieser Art mit den grellen und klotzigen Mitteln jener Verrohung zu konkurrieren, die sich neuerdings als Simplizität und Ursprünglichkeit aufspielt, sind fallen gelassen. Architektur und Landschaft sind schlicht, römisch, groß und nicht ohne einen Hauch ferner Schönheit.

Der Gewinn dieser Bildmäßigkeit und Raumhaftigkeit für den menschlichen Vorgang ist ein unermeßlicher. Die Oeffentlichkeit des Vorgangs auf der Bühne setzt sich in die Oeffentlichkeit des Amphitheaters unmerklich fort. In der Senatsszene, der vielleicht größten

Leistung dieser Regie, werden die unabsehbaren Sitzstufen rings um die senatorischen Reihen in der Tiefe, auf denen wir sitzen, direkt in den Vorgang hineingerissen. Es ist nicht zuviel gesagt: der Zuschauer atmet die gleiche Atmosphäre wie das Drama und seine Personen, und gehört ebenso mit zum Vorgange, wie auf der Rennbahn der Wettende zum Jockey, wie im Dionysos-Theater der athenische Bürger auf den Stufen zu dem als Chor verkleideten athenischen Bürger auf dem Tanzplatze vor ihm, zusammengehalten durch das gleiche Pathos des berauschten, an die gemeinsamen Götter und die gemeinsame Sage gebundenen Vorganges. Man hat aufgehört, fremd und kritisch, wie jemand, den es im Grunde nichts anzugehen brauchte, vor einer sich selbst genügenden, ringartig in sich selbst laufenden Kunstfiktion zu sitzen. Spielplatz und Amphitheater sind aus den gleichen Stoffen, das Werk und die Leidenschaft lebt in beiden, um uns selber geht es, nicht nur um aufgeputzte Puppen an ihren Drähten, und das gewaltige Volkselement, das Shakespeare eingemischt hat, das Meerartige, überflutet auf seinen tragischen Höhepunkten, wahrhaftig ein Element, die schwachen Schranken zwischen der sogenannten Kunst und dem sogenannten Leben: das Spiel macht seine fiktiven Elemente vergessen, das Leben umlagert mit völlig verwandelter und berauschter Seele, verwandelt wie es der Schauspieler durch Kleidung ist, den Geisterraum der tobenden und stürmenden Phantasie.

Hier konnte man ahnen, was dies Theater werden kann, wenn ein großer Dichter alle seine Möglichkeiten ausnützt. Cäsar, von Kraus mit Meisterschaft aber ohne Virtuosität gespielt, schwebte über der Flut des Ganzen wie der in ihr fahrende, sie beherrschende Gott: Dieser bedeutende Schauspieler, dem Berlin nichts an die Seite zu setzen hat, zeigte, daß er die Voraussetzungen der neuen Bühne wirklich besitzt: die Kleinlichkeit der Charakteraustuschung, das psychologisierende Mätzchen, das ganze Pappen, Leimen und Künsteln alter Mimenübung der Kastenbühne war gefallen: schreiten und wandeln, walten und herrschen, strahlen und wirken, das Gebaren der monumentalen Natur, herrliche Heiterkeit des Genius bezeichnete ohne spürbare Anstrengungen und ohne aufdringliche Absichten dies unvergeßliche Erlebnis. Um seinetwillen vor allem habe ich die Aufführung zweimal gesucht. Welch eine Szene, diese Ermordung! Das ganze Theater in die steile kapitolinische Gipfelthronung hinaufgetürmt, auf der der Imperator im Scharlach ragt, fern wie ein erhabenes Idol; rechts und links davon, Gleichnis der Politik, die unendliche Oeffentlichkeit des südlichen, des antiken, des republikanischen Vorgangs: die Welt hört zu. Nach vorwärts unten die Exedra der Senatorensitze, wieder ansteigend zum Amphitheater der Zuschauer. Mitten hindurch, abwärts stürzend, der breite, finstere,

steile Abstieg in ein imaginäres Rom der Niederung. Von seiner goldenen Höhe der Erstochene, nie so Erhabene wortlos niedertaumelnd durch die lange Mördergasse der im letzten Augenblicke wie zu Spießruten zusammengeschlossenen Verschwörer. Wortloser, Hilfe heischender, göttlicher Blick in jedes Auge vor jedem Stoße bis zur Umarmung, in der ihn der tragische Stoß des Liebevollen trifft. Dann das unerhörte Zusammenbrechen. Dann das blöde Durcheinanderstürzen der nun nach Lösung der Spannung bis zur Verrücktheit ziellos gewordenen Ekstase. Dann das Vorquellen des weltmeerartigen Roms durch alle Gassen, aus allen Winkeln, in die Lücken, aus den Lücken und die neue fanatische Gestalt Antonius auf der wilden Woge: die welthistorische Brandung. — Staatsaktion: Rede, Politik, Umschwung, Volksschicksal: Unmaß und Uebermaß der Leidenschaften im unspürbaren Maße des Genius gegeben und gehalten, der die ausgreifenden Roßleiber von Phantasie und Leidenschaft nur ins Ziel jagt, indem er sie bändigt. Das Groteske im Tragischen: Jannings, Schmasow, große Pöbelmasken mit vereinfachtem Stilzuge, der saftigen Buntheit des ewig Plebejischen, gewaltig Banalen: „das ganz Gemeine, das ewig Gestrige, das immer war und immer wiederkehrt". Das tragische Durcheinander: die historische Gasse das Kapitol hinauf, auf der alles hetzt, wimmelt, ängstigt, keucht, hofft und plant: Portia, dahingeweht, die lächerlichen Seherfiguren, Interpunktionszeichen des geschichtlichen Satzes. Drüberher eine Ewigkeit des Himmels und der Elemente, die ihresgleichen nicht hat.

Mit solchen Ahnungen konnte dieser Abend uns erfüllen. Er war fern davon, eine mustergültige Aufführung zu sein. Die Kleinlichkeit findet genug auszusetzen, und das auf absolute Maßstäbe gestellte Urteil kann begreiflicherweise nicht verschweigen, daß Reinhardt das Menschenmaterial, das er braucht, noch in keinem, auch dem entferntesten Sinne nicht besitzt. Fast alle seine Schauspieler sind gutwilliges Behelfsmaterial in seinen Händen, — genug, wenn durch ihren guten Willen hindurch sein großer Wille hin und wieder spürbar wird. Alles ist erst in den Anfängen, es ist fast nichts da als das Haus und er selber — sonst nur massenhaftes, fragwürdiges Instrumentarium an Stoffen und Kräften, das seiner Gestaltung harrt, Chaos, in dem der Eros gerade eben zu wirken beginnt. Man weiß, daß nach alter Vorstellung das Chaos durch Eros, die schöpferische Liebe, Kosmos wird; hier wirkt sie durch den einzigen leidenschaftlichen und formquellenden Mann, der wider alle Voraussage und auch heut nur von Worten übler Vorbedeutung umgeben, der Ungunst der Zeiten sein Geschöpf abgerungen hat. Die Lieblosigkeit, auf die er trifft, wird er weiter, dessen bin ich gewiß, schenkend und liebend beschämen. Aber es soll nicht ausbleiben, daß ihm die Liebe

des durch ihn neu Entzündeten auf seinem Wege begegne und ihm zu der Vollendung des Werkes helfe, das anzugreifen nur dem großen Individuum gegeben sein kann, auszubilden nur der Arbeit einer Generation.

ALFRED POLGAR

WÖRTERBUCH DER ZEIT

I.

G e i s t.

Häufiger Gebrauch des Wortes vorteilhaft, um ein Alibi gegen Verdacht der Albernheit zu erbringen. Trost für Enttäuschungen durch die Materie. Unentbehrlich bei Erklärung des durchaus nicht zu Erklärenden. Verpflichtet zu gar nichts, berechtigt zu üblem Atem. Wichtigstes aller Löcher- und Fugen-Verschmiermittel für Theoretiker und Systembauer der neuen Kunst. Begriff von höchster Elastizität, bequem über weitesten wie geringsten Sinn zu spannen.

Die Qualle unter den Worten: flink, zwischen den Fingern, leuchtend und formlos in das tiefe Meer des Nonsens zurück.

*

A r b e i t.

Was man tut, um es, — Zielpunkt des Unbewußten — einmal nicht mehr tun zu müssen. Fluch des Geschlechts, den ihm Mitleidige als Segen deuten. (Aehnlich wie die Religion Schicksalsschläge als himmlische Liebesbeweise.) Hoch die Arbeit! So wie: Hoch der Tod! Man muß sterben. Gönnen wir also dem Lenker nicht den Bosheits-Triumph, sondern rufen lieber gleich justament: Es lebe der Tod! Umwertung von Zwang in Freiwilligkeit ist ja das beste Mittel — Politikern, Reformern, Stiftern geläufig — um Menschen über Ohnmacht, Verzweiflung, Beladenheit hinwegzutäuschen. „Die Arbeit hoch!" Ausdruck unwandelbarer Loyalität gegen die innigst geliebte angestammte Herrschaft des Urfluchs. „Wer nicht arbeitet, soll nicht essen": Formel servilster Unterwürfigkeit unter den Terror der finsteren Mächte. Nur das stolze, nicht domestizierte Tier weiß sich ihm zu entziehen. Sage einer, warum des Magens Anspruch auf Nahrung komplizierter geltend gemacht, besser „verdient" werden müsse, als etwa der Anspruch der Lungen auf Luft? Gelehrte, das Sackgassen-Netz des Wissens-Labyrinths wonnig-neugiervoll bekriechend — Bankdirektoren, befangen von Seligkeit des Disponierens, Kalkulierens — Dichter, der

armen Trug-Beute jubelnd froh, die sie ihrem Hirn entplündern — Koofmichs, vom Rausch des Raffens über viele Stunden leicht hinweggetragen — Aerzte, Anwälte, Prostituierte, Politiker, Schauspieler, Schleichhändler, Trainer, Zeitungsschreiber, Taschendiebe (von Reiz, Kampf, Nervenspannung ihrer Tätigkeit angenehm geschüttelt): sie mögen die Arbeit preisen. Aber was den Friseurgehilfen reizen soll, beglückt Kinne zu kratzen, den Kommis, herzensfroh immer wieder Päckchen zu schnüren, den Arbeiter, viele Stunden täglich ohne Unterlaß dieselben drei Handgriffe, die Arbeit hoch!, an der Maschine zu verrichten . . . bleibt unklar. Wo Arbeit mit Passion sich deckt, darf sie nicht Arbeit heißen. Wo sie Arbeit heißt, ist sie Druck, Demütigung, Langeweile, Leib- und Geistzermürbung.

Tausendmal Recht hat der Weise, sprechend: Wenn ich was gearbeitet habe, ist mir nachher immer um die schöne verlorene Zeit leid.

*

Terror.

Die Bestialität der andern. Keine noch so ideelle Absicht ohne Unterfutter von muskulärer Entschlossenheit. In Sturmzeiten wird dieses Unterfutter nach außen getragen. Es kommt in allen Farben vor, meist in Weiß oder Rot (politische Komplementärfarben der deutsch - österreichischen Republik). Die prachtvolle Buntheit der Geschichte und Kulturgeschichte ist vorwiegend ein Ergebnis der über die Zeiten hingepinselten Terror- Polychromie.

*

Mensch.

Das Ebenbild jenes Gottes, den der Mensch nach seinem Ebenbild geschaffen. Inbegriff der gesamten Welt von Ach bis Oh. Als Wort jetzt neu erfunden, während einer Epoche völliger Vertierung. In der deutschen Sprache, die eine tiefsinnige Sprache, reimt sich auf Mensch gar nichts. Ethymologisch ist das Wort abgeleitet von dem Stammwort: Unmensch und besagt im wesentlichen dasselbe. Die Form: „Nebenmensch" gebildet und zu verstehen wie: Nebensache. Neuere Literatur gebraucht den Anruf: Mensch! zur Erhöhung ihres Prestiges der völligen Gegenstandslosigkeit.

„Der Mensch ist gut!" sagte schmunzelnd die Bestie, als sie ihn fraß.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

„Fachleute" auf den Ministersesseln.

Alle Welt findet, daß die Aktion zur Besetzung der wirtschaftlichen Ministerposten mit „führenden Fachleuten" einen ziemlich blamablen Verlauf genommen hat. Die Blamage trifft die Deutsche Volkspartei, die diese Aktion unternahm; sie trifft aber in noch höherem Grade die Fachleute, die bei den Volksparteilern — und auch in anderen Fraktionen — mit bissiger Ironie und mit pathetischer Entrüstung die Auflehnung gegen den Dilettantismus der Parteisekretärminister geschürt haben und die sich dann drückten, als man sie selbst rief. Die Herren machten zunächst geltend, daß sie in so schwierigen Zeitläuften in ihrer eigenen Berufssphäre unabkömmlich seien. Natürlich kann es leicht etwas Unordnung, Verwirrung und positiven Schaden geben, wenn in einem großen Industrie- oder Handelskonzern der Generaldirektor plötzlich ausscheidet. Aber schließlich ist die schätzbare Zunft der Industriekapitäne gegen Grippe und Lungenentzündung nicht unbedingt gefeit; es könnte also vorkommen, daß man sich mit solchem Ausscheiden wohl oder übel abfinden müßte. Ginge dann gleich das ganze Unternehmen oder der ganze Industriezweig zugrunde? Weiter: Wiegt nicht der Vorteil für das Ganze, die „Rettung" der Gesamtwirtschaft schwerer als die Schädigung, die vielleicht die einzelne privatwirtschaftliche Unternehmung oder Unternehmungsgruppe erleidet? Früher, als sie noch in der Opposition standen, erklärten die Herrschaften ständig, die größte individualwirtschaftliche Tüchtigkeit nütze nichts, wenn wir durch ministerielle Unfähigkeit in Grund und Boden regiert würden. Jetzt aber ist es mit einem Male wichtiger, Krupp oder Deutsch-Luxemburg zu leiten als die Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches. Nehmen wir an, der wirkliche Generalstab unserer führenden Wirtschaftszweige bestehe nur aus einem Dutzend Köpfen. Von ihnen sollte nicht ein Vierteldutzend verfügbar sein, um die deutsche Volkswirtschaft wieder ins Geleise zu bringen?

Einige der Fachleute sind aufrichtig genug gewesen, zu bekennen, daß ihnen die Ministertätigkeit nicht lukrativ genug sei. Sie sagten, sie seien gewöhnt, ein paar hunderttausend Mark jährlich zu verdienen und hätten keine Lust, sich vorübergehend mit hunderttausend zu bescheiden. Man soll sich über diese Argumentation nicht allzu pharisäisch entrüsten: Einengung der Lebensführung ist immer mißlich — auch, wenn man nicht gleich zu hungern braucht —, und ein Einkommen von hunderttausend Mark bedeutet heute real nicht viel mehr als früher eines von zehntausend. Immerhin: waren es nicht gerade diese Herren, die dauernd verkündeten, die Zukunft Deutschlands hänge davon ab, daß endlich Sachkenner, Praktiker

ersten Ranges, Gelegenheit erhielten, eine schöpferische, aufbauende Wirtschaftspolitik zu treiben? Und nun soll die Zukunft Deutschlands daran scheitern, daß für ihre Sicherstellung nur hunderttausend Mark Gehalt bezahlt werden können! Es ist menschlich begreiflich; gewiß. Aber schön ist es nicht.

Die Fachleute haben den politischen Parteien vorgehalten, daß sie sich ihrer Staatsverantwortung viel zu wenig bewußt seien. Ganz mit Recht. Aber leider können jetzt die Parteien den Fachleuten den Vorwurf zurückgeben. Wir leben alle noch in der Atmosphäre der Verantwortungslosigkeit, die der Obrigkeitsstaat geschaffen hat. Jeder schimpft, nörgelt, fordert; aber keiner fordert von sich und zeigt sich bereit, selbst Opfer zu bringen. Die Partei denkt an ihre Chancen beim nächsten Wahlkampf; der Wirtschaftsführer denkt an die Abschlüsse seiner Unternehmungen und an seine persönlichen Revenuen. Niemand denkt daran, daß jetzt, wo uns keine Obrigkeit mehr aus unnahbaren Höhen kommandiert und beschirmt, j e d e r sein Teil der Verantwortung dafür trägt, daß regiert (und ordentlich regiert) wird, und daß für die zum Regieren oder zum Mitregieren Berufenen diese Verantwortung vor allen anderem steht. Wenn wir das nicht bald lernen, so kommen wir vor die Hunde oder wir kriegen wieder eine gottgewollte Obrigkeit. Es kann auch sein, daß zuerst das eine eintritt und dann das andere.

Da wir statt der Industriekapitäne und der königlichen Kaufleute nur einen Verbandssekretär und einen Kommunalbeamten bekommen haben, können wir leider nicht erproben, ob die Fachleute ersten Ranges, die großen Praktiker wirklich die wirtschaftspolitischen Erlöserfähigkeiten besitzen, die sie sich selbst zuschreiben. Daß diese Leute aus den Erfahrungen ihrer eigenen Sphäre eine Kenntnis der Wirtschaftskräfte, ihres Zusammenwirkens und ihrer planmäßigen Lenkung mitbringen, über die andere nicht oder doch nur in weit geringerem Grade verfügen, braucht kaum erwähnt zu werden. Aber diese Kenntnis kann Routine bleiben, die zwar gewisse Dummheiten und Ungeschicklichkeiten zu verhüten, aber nichts Positives aufzubauen vermag. Man mag ein Geschäft gut zu leiten, man mag es vortrefflich verstehen, dies Geschäft anzupassen und umzustellen, und man kann doch versagen, wenn es gilt, eine zugrunde gerichtete Volkswirtschaft neu einzustellen und auf neuer Basis zu fundieren. Um diese Aufgabe zu bewältigen, muß man nämlich zwar die privatwirtschaftlichen Zusammenhänge beherrschen, aber man muß zugleich imstande sein, sich mit seinem ganzen Denken über diese Zusammenhänge zu erheben — in eine Region, wo alles Privatwirtschaftliche nur Mittel zum gemeinwirtschaftlichen Zwecke ist. Der sachkundigste Fachmann wird uns ruinieren, noch schneller und voll-

ständiger ruinieren als alle Dilettanten, wenn er sich zu manchesterlichen Dogmen bekennt, oder wenn er meint, hinter irgendeiner trügerischen Fassade die alte kapitalistische Herrschafts- und Bewegungswillkür der Vorkriegszeit erneuern zu können.

Wenn also die Fachleute nächstens trotz des niedrigen Ministergehalts die Güte haben sollten zu kommen, so müssen wir sie uns ganz genau ansehen. Die beste privatwirtschaftliche Qualifikation genügt noch nicht ganz; denn wir brauchen Träger eines neuen Wirtschaftswillens, Schöpfer neuer Wirtschaftsformen.

Absatzkrise des Goldes.

Aus Südafrika kommt die Nachricht, daß etliche Goldminen minderer Qualität stillgelegt werden müssen, weil die Produktion nicht mehr die Kosten deckt. In dieser sonderbaren Zeit eine besonders merkwürdige Erscheinung: das Goldmetall ist das Geld nicht mehr wert, das man ausgeben muß, um es zu fördern.

Die Erklärung liegt natürlich in der starken Entwertung, die das Gold seit Kriegsbeginn allenthalben gegenüber der Ware erfahren hat. Wenn in den Ländern, die noch Goldwährung haben, die Warenpreise auf das Zwei- oder Dreifache gestiegen sind, so bedeutet dies, daß das Gold die Hälfte oder zwei Drittel seines Wertes eingebüßt hat. Denn der Wert des Goldes ist nur an dem Werte der Waren zu messen, die man mit ihm kaufen kann.

Der Krieg hat einen riesigen Warenhunger erzeugt. Von Goldhunger war keine Rede. Eher von Uebersättigung. Die meisten kriegführenden Länder gingen notgedrungen zur Papierwährung über, demonetisierten also praktisch ihr altes Gold und entwickelten jedenfalls keine Nachfrage nach neuem. Die Neutralen, deren Zahlungsbilanz günstig war, bekamen bald soviel Gold, daß sie keines mehr haben wollten. Einige ihrer Notenbanken verweigerten die Annahme. Eine richtige Goldwährung mit völlig freiem Goldverkehr hat eigentlich nur noch Amerika.

Gold war kein notwendiges Mittel der Kriegführung. Die „goldenen Kugeln" waren ein Gleichnis; es ging auch mit Papier. Für Gold hatte man im Kriege wenig Verwendung. Deshalb wurde es billig. Und nun ist diese Verbilligung an einen Punkt gekommen, wo an manchen Stellen die Produktion nicht mehr lohnt. Denn die Produktion muß ja mit Waren bezahlt werden; die Arbeiter verzehren kein Gold. Im Grunde eine ganz gewöhnliche Absatzkrise wie in jeder anderen Industrie, die mit den Verkaufserlösen die Produktionskosten nicht decken kann. Beim Golde waren wir derlei bisher nicht gewöhnt. Aber die Welt kann das Gold nicht mehr hochhalten; sie ist zu arm geworden. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

GELEBTE STELLA

Karl B. in Wien hatte 1910 geheiratet. War Vater von 2 Kindern, als er 1914 einrücken mußte. Nach dem Fall von Przemysl geriet er in russische Gefangenschaft. Kam hoch hinauf nach Irkutsk. Seine Frau wußte, daß er in Irkutsk war. 1916 erhielt er ein Telegramm, seine Frau sei in Wien gestorben. Jetzt war er Witwer. Briefe aus der Heimat kamen nach 1916 nicht mehr ins ostsibirische Gebiet. Er erkrankt schwer. Eine Pflegerin, die nicht nach dem Achtstundentag Barmherzigkeit übte, pflegt ihn mit höchster Aufopferung und rettet ihm das Leben. Es geschieht, was oft geschah, der Genesene sieht in der gütig-schönen Pflegerin die Führerin zu neuem Leben. Der Wiener heiratet das Mädchen aus und in Irkutsk, 1918. Zwei Jahre Glück. Nur Sehnsucht nach der Heimat zehrt an dem Herzen des Wieners. Endlich, im Frühjahr 1920, kann er heimkehren mit seiner jungen Frau. Sein erster Weg in Wien zielt in die alte Wohnung. Da sitzt seine totgesagte Frau gesund und frisch mit beiden Kindern. Es stellt sich heraus, daß die Todesmeldung durch eine österreichische Schlamperei entstanden war. Die Frau eines gleichnamigen Mannes, Franz B., der in demselben Lager hauste, war gestorben. Der liederliche Schreiber hatte Karl statt Franz telegraphiert. Was wird der Wiener Graf von Gleichen tun? Die Frau aus Irkutsk im Stich lassen? Die Mutter seiner zwei Kinder verstoßen? Kaltsinn rät, die Sibirierin dem jüngeren Bruder abzutreten. Aber die Spekulation wird vom Herzen verworfen. In seiner Not geht der doppelt Vergebene zur Behörde und erstattet die Anzeige gegen sich selbst. Bigamie? Der Staatsanwalt hat nun zu entscheiden, ob Karl B. überhaupt anzuklagen sei.

Diesen Sachverhalt entdecke ich in den Gerichtssaalberichten Wiener Blätter. In Berliner Zeitungen wird man dergleichen Darstellungen selten finden. Warum? Weil hier der Sinn für menschliche Konflikte, nicht nur bei den Zeitungsschreibern, weniger ausgebildet ist.

Amerikanische Zeitungsmacher würden jetzt ein Preisausschreiben für die beste Antwort geben: Was soll Karl B. tun? Die einzige wahre Antwort würden freilich gerade die Amerikaner, weil die öffentliche Heuchelei drüben noch dichter ist, nicht veröffentlichen: Der so Verstrickte soll, wenn es sein muß, beide Frauen haben! Monogamie, nur den wenigen Tristan-Naturen und ermüdeten Mannsleuten natürliches Gebot, ist doch den Meisten nur Lüge und Zwang. Aber wer wagt sich zu seiner Freiheit zu bekennen? Dieselben Bürgersleute, denen die hellen Tränen über die Wange purzeln, wenn auf der Bühne Goethens Cäcilie der edeln Stella zuruft: „Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz! Jede soll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und sie faßten seine Hände und hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute sich der Liebe, und sein heiliger Statthalter sprach seinen Segen dazu. Und ihr Glück und ihre Liebe faßte selig Eine Wohnung, Ein Bett und Ein Grab," — dieselben im Theater ganz gerührten Bürgersleute würden weder Stella, noch Cäcilie, noch Fernando in ihren Wohnungen sehen wollen, sehen können, ohne den Mund schief zu ziehen.

„Welch ein Strahl der Hoffnung!" ruft Goethe-Fernando nach Cäciliens heroischem Weiberwort. Aber als Merck und Jacobi über den kühnen Schluß der ersten „Stella" immer wieder stolperten, da verwandelte Goethe das wahrhaftige Lust-Spiel in eine bürgerliche Tragödie. Stella mußte sterben.

Mädchen aus Irkutsk, wird dein schönes Spiel der Lust auch in ein bürgerliches Trauerspiel verwandelt werden?

GENERAL DESLIS

Das Wolff-Büro versandte in der vorigen Woche folgende Depesche:

> „Gestern wurden in Versailles zum Besten der Armen nach dem letzten Wunsche des verstorbenen Generals Gaby Deslis Edelsteine im Werte von 2 300 000 Franken verkauft."

Der General Gaby Deslis, der vor dem Kriege auch in Deutschland aufgetreten ist, hat sich seinen hohen Rang nicht durch seine Siege, sondern durch seine Niederlagen zu erringen gewußt. Zuletzt ist er gegen Portugal unterlegen und zwar mit so großem Erfolg, daß König Manuel, der letzte Sieger über Gaby Deslis, sein Land verlassen mußte. Die versteigerten Perlen dürften die Beute aus dem portugiesischen Feldzug darstellen.

Im Ernst: Wie sind die Redakteure des Wolff-Büros zu diesem Schnitzer gekommen? Sie sind arme Teufel, die, wie man kürzlich aus einer Veröffentlichung der Zeitungsschreibergewerkschaft ersehen konnte, weitaus schlechter bezahlt sind als die Berliner Straßenbahnschaffner. Aber die Herren im Wolff-Büro sind gleichwohl sehr gute Monarchisten und Militaristen und der Gedanke an den Edelmut eines Generals, der sein Vermögen den Armen hinterläßt, liegt ihrem Unbewußtsein näher als das Wissen um eine scharmante Pariser Tänzerin. So ist das Versehen der militärfrommen Redakteure des Wolff-Büros das Muster einer Fehlleistung im Sinne der Theorien Freuds. Der schreibt in seinen Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse über das Rätsel der Fehlleistungen: „Sie sind nicht Zufälligkeiten, sondern ernsthafte seelische Akte, sie haben ihren Sinn, sie entstehen durch das Zusammenwirken — vielleicht besser: Gegeneinanderwirken zweier verschiedener Absichten" . . . Ergänzend schreibt er ein paar Zeilen weiter: „Ich bin so kühn, anzunehmen, daß sich in der Fehlleistung auch noch eine Tendenz äußern kann, welche seit längerer Zeit, vielleicht seit sehr langer Zeit, zurückgedrängt ist." Dieser verdrängte General, zu dem sich der arme Wolff-Redakteur in der Republik noch nicht offen bekennen darf, ist dann unversehens an Stelle der reizenden Gaby Deslis zum Vorschein gekommen. Ich in meiner Vorstellungswelt würde lieber einen alten General durch das Bild der schlanken Gaby verdrängen lassen.

DAS KLOSETTPROBLEM

Das Kleingedruckte in den Zeitungen ist das Wichtige.

Am 1. Juli war in der „Roten Fahne" folgender wichtige Konflikt 30 000 oder 40 000 Lesern unterbreitet:

> Der Lehrling Paul Dumont lernt bei der Firma A. Genther, Alte Jakobstraße 83, Steindruckerei. Als revolutionärer Betriebsrat ist der U. S. P. Papke

gewählt. Am Sonnabend, kurz vor Feierabend, forderte dieser den Lehrling auf, die Toilette zu reinigen und einen Raum aufzuwischen. Der Lehrling erklärte, daß es doch bald Feierabend sei und er nur noch eins von beiden machen könne. Er reinigte also die Toilette. Zehn Minuten nach Arbeitsschluß war er damit fertig und meldete sich beim Betriebsrat. Dieser empfing ihn mit Schimpfen über Faulheit und erklärte, daß bald eine andere Zeit kommen würde, wo die Lehrlinge ganz anders herangeholt würden.

Wir finden das Auftreten des Betriebsrats unglaublich."

Dreißigtausend Leser der „Roten Fahne" sahen plötzlich dem Wortwechsel des Lehrlings Paul Dumont mit dem unabhängigen Betriebsrat Papke, kurz vor Feierabend in der Steindruckerei Genther, Alte Jakobstraße 83, zu und legten sich die keineswegs unbedeutende Frage vor: Soll Paul Dumont die Toilette reinigen und auch noch den Raum abwischen? Soll überhaupt ein Betriebsrat, der zur U. S. P. gehört, einem Lehrling den Befehl geben, die Toilette zu reinigen? Soll ein zu höheren Aufgaben berufener junger Mensch, der sogar mit der Redaktion der „Roten Fahne" in Beziehungen steht, Toiletten reinigen? Sollen überhaupt Genossen Toiletten reinigen? (In Rußland ließ man diese Dienste, der Abwechselung halber, von der Bourgeoisie besorgen.)

Der kurze Zeitungsbericht vermittelt den Kampf zweier Generationen: Hier der alte Betriebsrat, zwar von der U. S. P. gewählt, aber dennoch mit altem preußischen Pflichtgefühl in den Adern, überzeugt, daß es einem Jüngling auch in heutiger Zeit nicht schade, niedere Dienste zu tun, sei's auch gegen Feierabend, und zwar ohne schäbiges Knickern mit der Zeit. Ein veralteter Typus, dem noch ein Rest patriarchalischer Liebe zur Arbeitsstätte anklebt. Alte Schule. Daneben der fünfzehn- oder sechzehnjährige Junge, Kommunist, betriebsfeindlich, seiner Menschheitswürde bewußt, mit den Redakteuren der „Roten Fahne" bekannt, voll überlegener Wurstigkeit gegen den ganzen kapitalistischen Betrieb inklusive der dreckigen Toilette. Diesem jungen Kämpfer zuzumuten, eine Toilette zu reinigen, — dessen war nur die unrevolutionäre alte Generation fähig.

Die Toilette bleibe ungereinigt!

ATTENTAT AUF SCHILLER

Zu dem Aufsatz: „Attentat auf Goethe" (Heft 24 des „Tage-Buch") wird mir aus Leipzig geschrieben:

Vor ein paar Tagen standen vor der Strafkammer des Landgerichtes vier junge Leute als Angeklagte, weil sie das Schillerdenkmal in den Promenadeanlagen in der dümmsten Weise mit Guttalin beschmiert hatten, einem Stoff, der sich in den Marmor einfrißt und nur mit größter Mühe aus ihm herauszuwaschen ist. Die dummen Jungen erhielten sechs Wochen Gefängnis, kamen also wesentlich milder weg als die Sündiger am Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Bonn, welchen strenge Richter zwei Jahre Gefängnis aufgebürdet haben. . . . Charakteristisch, wer die Schillerbesudler waren: Ein Versicherungsbeamter, ein Handlungsgehilfe, ein Gasthausgehilfe und ein Bankbeamter. Von den vieren sind drei sogenannte Kopfarbeiter!

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

* * * LEBENSRECHT DES BESIEGTEN

Hugo Stinnes hat in Spaa (als er die Möglichkeit der Steigerung der Kohlenförderung erörterte) gesagt: „Nur wer weltfremd ist, wird glauben können, daß die freiwillige, mit rohen Gewaltmitteln nicht erzwingbare Mehrarbeit nicht in erster Linie verwandt werden muß, um in Deutschland die verheerende Arbeitslosigkeit einzudämmen und den deutschen Arbeitern insgesamt eine halbwegs lebenswerte Existenz zu ermöglichen."

Das ist der springende Punkt — nicht nur für die Kohlenfrage.

Auch besiegte Völker wollen nur schaffen, um selbst „eine halbwegs lebenswerte Existenz" zu haben. Sie lassen sich durch kein Mittel überzeugen, daß sie härteste Arbeit zu leisten und dabei dauernd wie schlecht gehaltene Sklaven zu leben hätten, weil der Ertrag ihrer Arbeit nach Recht und Vertrag Fremden gehöre.

Der Sieger wird entrüstet seinen Schein vorweisen und sagen, daß der Besiegte „bösen Willen" zeige. Aber das wird nichts nützen. Denn dieser böse Wille ist so elementar und so unerschütterlich wie ein Naturgesetz. Und er kann durch nichts anderes in guten Willen verwandelt werden, als durch guten Willen von der anderen, von der Seite des Siegers.

Wenn der Sieger meint, daß er es nicht nötig habe, seinerseits guten Willen zu beweisen (was ja praktisch immer einen gewissen Verzicht auf Beute und Vorrecht bedeutet), so muß er, sofern er nicht imstande ist, den Besiegten einfach totzuschlagen und sich sein Hab und Gut anzueignen oder ihn zu berauben und dann gleichgültig seinem weiteren Schicksal zu überlassen, zu Mitteln des Zwanges greifen.

Wir haben just im Kriege, dessen Führung doch in so hohem Grade auf Zwang gestellt war, gesehen, wie wenig Zwang ausreicht, um erhöhte Anstrengung, intensive Leistung sicherzustellen. Als draußen an der Front der Kampfwille erlosch, zerbrach, trotz aller Zwangsmacht der Führer, das Heer. Zu Hause genügte das Bewußtsein, daß bei dem Kampfe auch für das künftige private Dasein ziemlich viel auf dem Spiele stehe, und die Drohung mit den Schützengraben nicht, um zu gesteigerter Tätigkeit zu spornen; man mußte denen, von denen man diese Anspannung forderte — Unternehmern wie Arbeitern — materielle Extragewinne bieten. Nicht nur bei uns, sondern überall.

Innerhalb eines begrenzten Bezirks und für kurze Zeit läßt sich vielleicht mit dem Bajonett eine gewisse Leistung erpressen. (Wahrscheinlich kostet dabei der Zwang, der ausgeübt werden muß, mehr als die Leistung wert ist.) Aber auf ein großes Volk läßt sich die Bajonettmethode nicht anwenden. Hier muß man sich, wenn man mit Zwang zu arbeiten wünscht, notwendig beim Dekretieren und beim Drohen mit Gewalt bescheiden.

Während ich dies schreibe, ist es noch ungewiß, ob die „décisions" der Alliierten in der Kohlenfrage, von denen Herr Millerand sprach, durchgeführt werden. Aber nehmen wir einmal an — es handelt sich ja nur um eine praktische Erläuterung zur grundsätzlichen Frage der Zwangsanwendung — sie würden verwirklicht. Dann hätten wir also in Berlin über dem Reichskohlenkommissar eine Verteilungsbehörde, die für die „Priorität" der Lieferungen an Frankreich sorgte. Sie träfe Anordnungen, durch die deutsche Ansprüche verkürzt, deutsche Arbeitsstätten zu völligem oder teilweisem Feiern gezwungen würden. Daß jede Möglichkeit ergriffen würde, diese Anordnungen zu umgehen oder durch aktiven und passiven Widerstand zu durchkreuzen, liegt auf der Hand. Schon jetzt kommen ja die Kohlenwaggons nicht immer dahin, wohin sie der Reichskohlenkommissar geführt sehen möchte. Sobald die Kohlenverteilung erst nach feindlichem, für Deutschland mehr oder minder ruinösem Diktat erfolgte, gälte jede Schiebung, die dem deutschen Verbrauch eine Tonne Kohle mehr verschaffte, nicht nur als erlaubt, sondern als patriotisch. Und da man nun nicht gut jeden Wagen Kohle auf seinen Fahrten durch Deutschland unter die Eskorte französischer Soldaten nehmen kann, wären diese patriotischen (und natürlich auch sonst rentablen) Schiebungen nicht bloß zahlreich, sondern vermutlich auch in vielen Fällen erfolgreich.

Aber das wäre nicht alles. Die Arbeiter der stillgelegten Fabriken würden gewaltsam gegen die ihnen von dem fremden Kohlendiktator aufgezwungene Erwerbslosigkeit remonstrieren. Sie würden sehr bald die Bergarbeiter auffordern, ihre Leistung einzuschränken, wenn und solange durch diese Leistung nicht erreicht werden könne, daß deutsche Arbeitsgenossen vor Hungern und Frieren geschützt werden. Die Bergarbeiter würden dieser Aufforderung nachkommen. Der fremde Kohlendiktator würde entdecken, daß die Ergebnisse seiner Diktatur sich in einer sinkenden Förderung, in passiver und schieberischer Resistenz gegenüber seinen Befehlen und in wachsender politischer und wirtschaftlicher Unruhe ausdrücken. Er würde erklären, daß dieses Volk hoffnungslos von „bösem Willen" durchseucht sei und daß man jetzt zu Repressalien greifen und das Ruhrgebiet nehmen müsse.

Es ist behauptet worden, maßgebende Franzosen hätten ausreichendes Verständnis für die deutschen Lebensnotwendigkeiten und würden sich zufrieden geben, wenn der französische Kohlenbedarf nur mit einer ebenso großen Quote gedeckt würde wie der deutsche. Wenn dieses Verständnis vorhanden sein sollte, wird es praktisch unverzüglich verschwinden, sobald Frankreich erst das Ruhrgebiet hat. Denn die Versuchung, den eigenen Bedarf mit hundert Prozent zu decken und die Deutschen sehen zu lassen, wie sie fertig werden, wird dann zu groß sein. Geschieht das nicht unter amtlicher Sanktion, so wird es hintenherum geschehen. Die Franzosen werden doch nicht teure englische und noch teurere amerikanische Kohle kaufen, wenn die ganze Ruhrkohle in ihrem Machtbereich liegt. Sie werden uns diese Kohle auch nicht herüberschicken, damit wir sie exportieren, sondern dies Geschäft selbst besorgen und uns den Ertrag auf „Wiedergutmachungskonto" „gut"schreiben. Das ist so natürlich, daß es gar nicht anders sein kann, und die französischen Kohlenverbraucher werden finden, jetzt sei alles in schönster Ordnung. Die Sache hat aber auch ihre Kehrseite. Deutschland wird bei dieser Methode weniger Kohle erhalten, als es braucht, um zu existieren. Das ist für Frankreich schon deshalb nicht gleichgültig, weil es von Deutschland auf viele Jahre hinaus Tribute will. Es kann aber auch sonst gefährlich werden. Denn Frankreich kat keine Sicherheit, daß das deutsche Volk gutwillig verhungert, ohne seine europäischen Nachbarn weiter zu belästigen. Zwar soll Deutschland ja entwaffnet werden. Aber das wird nicht so leicht sein, wie Herr Lloyd George meint oder zu meinen vorgibt. Außerdem könnten ja die Waffen für ein zur Verzweiflung getriebenes Deutschland auch in einem Lande geschmiedet werden, in dem man sich um Dekrete der Entente wenig kümmert und sich sogar erlaubt, einen Schützlingsstaat der Alliierten glattweg über den Haufen zu rennen. Es gibt solch ein Land in Europa.

Es geht also weder mit Zwang noch mit gewaltsamer Aneignung, sondern nur mit ehrlicher Verständigung, die das Lebensrecht des Besiegten gelten läßt. Das Siegerrecht ist nur schrankenlos, wenn es dem Sieger freisteht, den überwundenen Feind totzuschlagen oder in den Sklavenpferch zu sperren. Mit einem Negerstamme kann man das ja tun.

MILES M. SHEROWER

DIE SCHLAUHEITEN DES JAPANISCHEN KLASSENKAMPFES

Der Verfasser, ein ausgezeichneter Kenner der japanischen Verhältnisse, der durch seine Aufsätze im „Trans-Pacific" von Yokohama in Amerika Aufsehen erregte, veröffentlicht diese Arbeit in der New Yorker „Nation".

Japan ist das einzige vorgeschrittene Land, in welchem Arbeiterverbände durch das Gesetz verboten sind. Ein Organisator der Arbeit und Agitator vom sanften Schlage eines Samuel Gompers würde von der Polizei unter der Anklage, „gefährliche Gedanken" verbreitet zu haben, eingesperrt werden. Durch das unglaubliche Hinaufschnellen der Kosten für den bescheidensten Lebensunterhalt des Arbeiters (Lebensmittel, Kleidung und Wohnung sind seit 1913 um ungefähr 400 Prozent teurer geworden) wurde die industrielle Bevölkerung Japans vor ein Dilemma gestellt, welches durch das „Prinzip der Güte", das immer als das erstrebenswerteste Ideal in den Beziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern gegolten hatte, keine Lösung finden konnte. Und in dem Land, das nicht einmal für das Wort „Streik" einen Ausdruck besessen, kam es in den Jahren 1915, 1916 und 1917 zu spontanen Erhebungen der Fabrikarbeiter mit deutlich umschriebenen Forderungen der Lohnerhöhung und kürzerer Arbeitszeit. Ohne irgendwelches gemeinsames Vorgehen oder Organisation nahmen solche Zwischenfälle immer mehr zu bis zu den verhängnisvollen „Reisaufständen" im August 1918, welche leicht zu einer Revolution geführt haben könnten, die die japanische Monarchie gestürzt hätte, wenn nur ein ausgesprochener Volksführer, ein Lenin oder Trotzki, dagewesen wäre, der die Wünsche des Volkes in sich verkörpert hätte. Ungeachtet der heftigen Verfolgung derjenigen revolutionären Geister, die für die Arbeiter das Recht fordern, sich zu organisieren und gemeinsam zu verhandeln, wuchs die Zahl der Streiks in besorgniserregender Weise, und im Frühjahr und Sommer 1919 ergriff das Streikfieber sogar die staatlichen Arsenale, die Schiffswerften, die wichtigsten Kupfergruben und die meisten der monopolisierten Unternehmungen, wie Straßenbahnen und Tabakfabriken. Das unverhüllte System der behördlichen Einschüchterung der Streikenden und besonders ihrer Führer hat dem Kampfe zwischen Arbeit und Kapital in Japan eine neue Wendung gegeben. Durch die Polizei eingeschüchtert und terrorisiert, sobald sie ihre Werkzeuge wegwerfen und ihre Werkstätten verlassen, sind die Arbeiter ohne irgendwelche Unterstützung seitens bolschewistischer Agitatoren oder „gefährlicher Denker" auf den Gedanken gekommen, ihre Forderungen dadurch durchzusetzen, daß sie dem Arbeitgeber, der ihre Forderungen nicht bewilligen will, auf andere Weise hohe Kosten verursachen, ja ihn sogar zugrunde richten. Und so ist es

geschehen, daß die japanische Sprache ein neues Wort erhielt, nämlich „passive Resistenz". Der Kunstdrechsler verdirbt eine teure Bestellung aus „Versehen"; der Nieter, der jahrelang seine Arbeit tadellos geleistet hat, erwirbt sich plötzlich den neuen Kunstgriff, die falsche Niete an den richtigen Platz zu heften; die Zimmerleute scheinen alle Geschicklichkeit verloren zu haben, selbst die ungelehrigen Kulis haben eine äußerst geniale Methode erfunden, eine Ladung Material dreimal um einen Pflock herumzutragen, um sie über die Straße zu bringen.

Diese Methode der passiven Resistenz wurde in der Geschichte der japanischen Arbeiterbewegung zum erstenmal in den Docks von Kawasaki angewandt, einer der größten Schiffswerften des Ostens, auf welcher die Arbeiter aller Stufen von 18 bis 50 Yen*) im Monat erhielten. Die 18 000 offenbar unorganisierten Angestellten überreichten dem Präsidenten durch ein Komitee eine Bittschrift, in der sie eine 50prozentige Lohnerhöhung verlangten, ferner die sofortige Auszahlung einer schon lange fälligen Teuerungszulage, die von nun ab jedes halbe Jahr gezahlt werden sollte, weiter die Einrichtung anständiger sanitärer Schlaf- und Speiseräume durch die Gesellschaft. Der Präsident Kajiro Matsukata, ein gebildeter Mann und einer der größten Industriellen des Landes, sagte die letzteren drei Forderungen halb und halb zu, aber ignorierte vollständig das Verlangen nach einer 50prozentigen Lohnerhöhung. Sogleich trat die passive Resistenz, die die Leute vorher beschlossen hatten, in Kraft, und Präsident Matsukata war verblüfft und gänzlich überrascht durch diesen unerwarteten Streich seiner ehemals so unterwürfigen Angestellten. Die Polizei wurde zu Hilfe gerufen, die Gerichtshöfe um Beistand angegangen, die Rädelsführer wurden gefangen gesetzt, die Leute ermahnt, belehrt und eingeschüchtert und schließlich spielte die Gesellschaft ihren Trumpf aus: die Aussperrung. Aber da Schiffe auf Stapel lagen, die in der bedungenen Zeit ausgeliefert werden mußten, war ein derartiges Vorgehen nutzlos, und nach zehn Tagen seit Beginn des Streiks gab die Gesellschaft den Forderungen ihrer Arbeiter fast restlos nach.

Das Bedrohliche dieser neuen Situation für die japanische Industrie liegt in dem Charakter der Menge und in der Nachahmungssucht der japanischen Volksmassen. Selbst wenn die Zeitungen über die Entwicklung der passiven Resistenz vollständiges Schweigen bewahrt hätten, so würde sich dennoch die Nachricht davon durch das ganze Reich verbreitet haben. Und was in Kobe und Osaka von Erfolg begleitet war, kann ebensoleicht in Tokio, Nagasaki oder einem anderen Industriezentrum versucht werden.

---

*) Ein Yen entspricht heute ungefähr 14 Mark.

Und so stecken nun die Staatsmänner und Geschäftsleute und Politiker, groß und klein, alle ihre Köpfe zusammen und suchen nach einer Panacea, die ihre aufgehäuften Industriekrankheiten heilen soll. Zu dem originellsten der vielen gemachten Vorschläge gehört der in dem Kreis der Seiyukai erörterte (Seiyukai ist die Mehrheitspartei, die augenblicklich die Regierung in Händen hat). Darin wird vorgeschlagen, die gesamte industrielle Bevölkerung mit behördlichen Arbeitsbüchern zu versehen. Jeder gegenwärtig beschäftigte Arbeiter muß eingetragen werden und bekommt ein Arbeitsbuch, ohne das ihn kein Arbeitgeber einstellen darf. Die Polizei soll vollständige Verzeichnisse aller Arbeitsbücher führen. Wenn irgendein Arbeiter oder eine Gruppe von Arbeitern dabei betroffen wird, daß sie Unruhen stiften wollen, werden ihnen ihre Arbeitsbücher sofort weggenommen, und es wird ihnen jede weitere Möglichkeit industrieller Beschäftigung entzogen werden. Streiks und Aussperrungen sollen durch das Gesetz verboten werden.

Arbeiterverbände im Sinne des Okzidents sollen in Japan nicht gestattet werden, aber die Arbeiter einer jeden Fabrik können jederzeit einzeln oder insgesamt den Richter des lokalen Gerichtshofes wegen Lohnerhöhung, Verkürzung der Arbeitszeit oder Abhilfe irgendeiner anderen Beschwerde angehen. Der Richter soll durch das Gesetz bevollmächtigt sein, jeden Appell unparteiisch zu untersuchen, Zeugen vorzuladen und sich das gesamte Beweismaterial vorlegen zu lassen. Die Entscheidung des Gerichtes soll für beide Seiten bindend sein und vom Tage der Petition in Kraft treten. Doch hat jede Partei das Recht, an den nächsthöheren Gerichtshof zu appellieren, dessen Entscheidung sodann endgültig sein soll. Die Weigerung eines Angestellten, sich der gerichtlichen Entscheidung zu fügen, soll die Einziehung seines Arbeitsbuches zur Folge haben, während der Ungehorsam eines Arbeitgebers mit dem Verbote, sein Geschäft fortzuführen, bestraft werden soll. Das sind die grundlegenden Züge des Planes, der den Unruhen, die durch die industriellen Schwierigkeiten hervorgerufen worden sind, ein Ende setzen soll. Nun bleibt es allerdings noch fraglich, ob sich die Arbeiter des Landes diesem Plane, der ihr Leben und ihr Einkommen auf derart bevormundende Weise regeln soll, fügen wird.

Die industrielle Lage wird noch dadurch kompliziert, wenn man sich vor Augen hält, daß Japans hauptsächlichster Vorsprung im industriellen Wettbewerbe in seinem Ueberfluß an billigen Arbeitskräften bestand. Wenn seine Arbeiter sich Löhne sichern können, die ungefähr denen der englischen, französischen, deutschen oder selbst amerikanischen Genossen gleichkommen, wird Japan die meisten der während des Krieges eroberten Märkte wieder verlieren.

Alfons Goldschmidt ist im Mai d. J. nach Moskau gekommen, um dort die Grundlagen für ein wissenschaftliches Werk über die wirtschaftliche Organisation Sowjetrußlands zu sammeln. Er hat sich während seines Aufenthaltes in Sowjetrußland mit klarem Auge umgesehen und legt deutschen Lesern vor der wissenschaftlichen Arbeit sein „Moskau 1920, Tagebuchblätter" vor, das Ende dieses Monates im Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin erscheinen wird. Das Buch heuchelt keine trockene Objektivität vor, es ist mit dem Schwung, Witz und Temperament geschrieben, das diesem warmblütigen Schilderer eignet. Ich freue mich, aus dem erfrischenden und klärenden Buch einige Kapitel als Kostproben vorsetzen zu können.

Das Sowjet-Hotel.

Hotels im europäischen Sinne gibt es weder in Petersburg noch in Moskau. Wohl gibt es Gepäckträger und Droschkenkutscher, aber kein Hotelwagen, kein Hausknecht mit Firmamütze wartet vor dem Bahnhof. Ist man von Reval aus angekündigt und hat man Glück dazu, so wartet ein Abholautomobil des Auswärtigen Amtes oder der Dritten Internationale. Ich war zwar angemeldet, aber ich hatte kein Glück. Denn es war der erste Mai, und am 1. Mai kümmerte sich kein Mensch um uns. Es gab Wichtigeres zu tun.

Es gibt Sowjet-Gäste, die nach einem Programm behandelt werden, das heißt mit offiziellem Apparat. Die anderen wenden sich an das Auswärtige Amt, dessen Vertreter sehr liebenswürdig sind. Es ist allerdings eine Liebenswürdigkeit russischen Charakters. In Rußland wird vieles versprochen und gewiß nicht alles gehalten. Das ist unter anderen ein Organisationsproblem von größter Bedeutung. Jedenfalls kann das Anpochen, Erinnern an das Zugesagte nichts schaden. Karachan wird nicht böse sein, sondern lächeln, wenn ich behaupte: trotz Anweisung eines Hotels durch das Auswärtige Amt ist schon mal einer in Moskau einen oder mehrere Tage ohne legale Unterkunft und Verpflegung gewesen.

Jedes Hotel bzw. Sowjethaus hat nämlich einen Kommandanten. Der Kommandant ist der Beherrscher des Hotels im Rahmen seiner Befugnisse. Er richtet sich nach den Weisungen des Auswärtigen Amtes oder der Dritten Internationale, die für ihre Gäste über ein sehr schönes Hotel verfügt. So lange der Kommandant nicht die Anweisung hat, den Ankömmling in dem betreffenden Hotel unterzubringen und zu verpflegen, tut er nichts, und es ist ihm völlig gleichgültig, wie der Gast sich behilft. Ist aber die Anweisung da, so braucht sich der Gast um nichts mehr zu kümmern. Er schläft, ißt und trinkt im Sowjethaus. Seine Wäsche wird gesäubert. Dafür be-

zahlt der Gast entweder gar nichts oder eine Liliputsumme. Ich mußte, aus Formalgründen, 200 Sowjetrubel pro Tag bezahlen. Das war zur Zeit meines Aufenthaltes in Moskau, in deutscher Reichsmark ausgedrückt, 2—3 Mark.

Aber auch die Anweisung genügt noch nicht. Jeder Fremde muß einen Paß, einen Propusch haben. Sonst kommt er gar nicht in das Hotel hinein. Der Paß wird vom Auswärtigen Amt ausgestellt und gilt für die ganze Stadt. Denn Rußland führt Krieg, und es geht nicht an, daß ungestempelte Leute im Lande sind. Auch der Besucher eines Hotelgastes muß einen Paß vorweisen. Selbst Sowjethotels sind nicht völlig spionagesauber. Daher muß jeder Besucher, Einheimischer oder Fremder, sich ausweisen. Und zwar bei einer Wache, die bewaffnet ist und gewiß nicht zögern würde, einen ungestümen, nicht legitimierten Eindringling zu verhaften.

Die geräumigsten Sowjethäuser Moskaus sind das Metropol, National und Savoy. Sie heißen nicht Hotels, sondern Erstes Sowjethaus, Zweites Sowjethaus usw. Das Vestibül eines solchen Hauses ist noch das alte Hotelvestibül. Sonst jedoch hat es von einem Großstadtvestibül nichts mehr an sich und in sich. Die eleganten Hallensessel, auf denen rauchende Frauen, geschniegelte Offiziere, dicke Provinzkaufleute Fabrikanten, Touristen usw. saßen, sind verschwunden. Die Spiegel sind blind oder halb erblindet. Ein großer Treppenspiegel im Metropol zeigt noch ein Kugelloch von den Kämpfen um die Macht. Der geschäftige Portier mit seinem Stab existiert nicht mehr, die Galanterie-, Schokoladen- und Zeitungsstände sind nur noch eine Erinnerung, und kein Großfürst mietet Zimmerfluchten. Es geht nüchtern und geschäftsmäßig her. Dafür wird man nicht geneppt, dafür fallen die Trinkgelder weg. Das Zimmer ist sauber, die Verpflegung ist knapp aber gut (viel Kascha, wenig Kartoffeln und Fleisch, viel Tee, genügend Brot, etwas Butter).

Selbstverständlich sind die Zimmer der Sowjethäuser noch mit alten Herrlichkeiten ausgestattet. Allerdings verbleichen diese Herlichkeiten, diese Empiresofas, Plüschstühle, Rokokotischchen, wie die Bourgeoisie verbleicht. Auffrischen konnte man noch nicht, es war auch nicht notwendig. Der Gast muß zufrieden sein. Er kann zufrieden sein. Die Kommandanten, die Zimmermädchen, die Tischbedienung (alles Beamte) sind freundlich und korrekt.

Einige Hotels haben fast auf jedem Zimmer Telephon. Die Zentrale verbindet schnell. Da jeder Gast wichtige Geschäfte hat, da kaum einer zu Bummelzwecken nach Moskau kommt, sind die Telephonmädchen an den Zentralen überbeschäftigt. Die Verbindung funktioniert nicht schlechter als etwa in Berlin.

Den Hauptverkehr hat das Metropol, in dem ein großer Teil der höheren Sowjetbeamten wohnt. Da das Auswärtige Amt in einem Anbau des Metropol untergebracht ist, wohnen die meisten Beamten des Auswärtigen Amtes in diesem Hause. Oft mit ihren Frauen und Kindern. Sie leben dort ihr ganzes Haushaltsleben. Das Metropol war vor der Revolution das vornehmste Hotel Moskaus. Hier feierten die Großfürsten. Es gibt noch einige Schlemmererinnerungen, Orgienreminiszenzen, die allerdings verwittert oder auf andere, bessere Zwecke eingestellt sind. In einem Vergnügungstempel beispielsweise sitzen, so wurde mir gesagt, Großspekulanten.

Die rotbeschlagenen Separés des Metropol, die um den früheren Konzertsaal liegen, mit kleinen Balkonausbuchtungen und Türverschwiegenheiten, sind heute von Sowjetbeamten bewohnt. Der Konzertsaal ist der Sitzungssaal des Zentralexekutivkomitees der Räterepublik. Auf dem Konzertpodium stehen die Redner und sitzen die Versammlungsleiter. An Stelle eines Zigeunerprimas dirigiert jetzt Kalinin, der Präsident des Zentralexekutivkomitees. Er dirigiert im Angesicht von Karl Marx, dessen klobige Büste in einer Nische des Saales aufgestellt ist. Man muß sagen: Verehrt wird Marx, wie er es verdient, aber porträtiert, plastiziert, monumentisiert wird er in Moskau hundsmiserabel.

Die Verpflegung in den Hotels ist zwar gleichmäßig rationiert, aber die Speisen sind nicht gleichmäßig zubereitet. Die Kochkunst spielt auch hier eine Rolle. Kommen Gäste, die gestreichelt werden sollen, die man realpolitisch behandeln will, Gäste, deren Eigenarten man berücksichtigen muß, so wird die Verpflegung erheblich besser. Da war beispielsweise der Fürst eines halbasiatischen Staates, der sich Sowjet-Rußland anschloß. Um ihn war in Moskau zwar kein Hotelprunk, aber doch Hotelbequemlichkeiten, die anderen Gästen nicht geboten werden. Es war schon etwas Betrieb dabei. Auch die englische Mission, die Mai 1920 in Moskau war, wurde sehr gut verpflegt und bedient. Mit Lachs, Schinken, vielem Fleisch, mit Prachtautos, Bärenführern und dergleichen. Wir konstatieren folgendes Gesetz: Gesinnungs- und Kampfgenossen werden ungefähr behandelt wie die Moskauer, wie eingesessene Russen. Leute, deren Gesinnung noch unzuverlässig ist, werden honigbehandelt. Käme beispielsweise Scheidemann nach Moskau, so würde er vielleicht empfangen wie jener halbasiatische Fürst. Allerdings würde ihm die Wahrheit nicht vorenthalten. Lenin hat den englischen Gewerkschaftsführern einiges gesagt, wovon sie gar nicht entzückt waren. Aber essen könnte Scheidemann in Moskau wie etwa bei Sklarz in Berlin. Also Philipp, mach' dich auf nach Moskau und nimm auch Fritz mit, er wird nicht dünner werden.

Unser Delegationshäuptling war mit mir in einer Prachtvilla untergebracht. In einer Villa, die vor der Revolution Konsulatshaus war. Es gibt dort große Zimmer und Säle, weißgekachelte Baderäume, schauderhafte Gemälde, ein Billard, eine Terrasse und einen Fliederpark von unsagbarer Frühlingssüße. Hier war eine internationale Journalistengesellschaft: Chinesen, Japaner, Engländer, Amerikaner, Franzosen, Italiener. Außerdem Vertreter von Korea, Buchara (die beim Anblick von Schweinefleisch wegliefen), Tataren, ein ganzes Babel. Auch Miß Harrison war da. Ich muß das erzählen, da alle Welt sie kennt und sie alle Welt kennt. Sie sagte mir: Ich kenne sogar Theodor Wolff. Miß Harrison ist eine mutige Frau. Sie wandert für ihren Zeitungskonzern durch alle Reaktionen und Revolutionen und sie kennt sogar Theodor Wolff.

Der Boulevard.

Gibt es noch eine terroristische Diktatur in Moskau? Nein, eine terroristische Diktatur gibt es in Moskau nicht. Gäbe es eine terroristische Diktatur in Moskau, so gäbe es keine Maiboulevards mit einem lustigen Frühlingsleben wie im Mai 1920.

Eine grüne Erholungsstraße, von Plätzen und Kreuzungen unterbrochen, gürtelt der Moskauer Boulevard um die ganze Innenstadt. Einst war er gepflegter als heute, er war sozusagen rasiert und gepudert. Aber seine Bäume stehen noch, der braune Weg läuft noch um die Innenstadt, die Bänke sind geblieben, Konzertrondels und Erfrischungshäuschen. Die kleinen Seen blinken noch, und wenn, der Stromersparnis wegen, nur wenig Lichter glühen, so glüht doch das Leben auf dem Boulevard.

Rege wird es dort gegen 10 Uhr abends (Moskauer Zeit). Nicht rege wie vor der Revolution. Nicht so rauschend rege, glitzernd rege, blendend rege, nicht korsoartig, nicht mit beutesuchenden Kosakenoffizieren, mit Rollstuhl-gefahrenen Glanzmüttern und beperlter Fäulnis wie vor der Revolution. Es gibt noch genug Bürgerlichkeit dort, noch genug Gemeinheit, noch genug Schieber, Spekulanten und sonstige Verschlichene. Aber wie die Moskauer Straße schon Arbeiterstraße ist, so ist der Moskauer Boulevard Erholungsweg des Proletariats. Oft sieht man gar kein Proletariat auf diesem Erholungsweg, und doch ist der Weg eine Promenade für das Proletariat. Denn jetzt duldet das Proletariat die Schieber, die Spekulanten und die Ohrgehänge. Früher duldeten die Ohrgehänge, die Schieber und Spekulanten das Proletariat.

Auf diesem Boulevard, diesem langen, sanftgewundenen Erholungsweg platzt keine Bombe, knallt kein Gewehr und blitzt kein diktatorischer Blick. Es ist sehr friedlich auf diesem Boulevard.

Pärchen gehen, rote Soldaten wandeln, Menschen kommen von der Arbeit über diese Promenade. Es wird gescherzt, Probleme werden durchleuchtet, Hintenrumgeschäfte werden beflüstert und Frauen werden geliebt. Frei geht, sitzt und spaziert der Bürger Moskaus über den braungrünen Gürtel. Allein und gepaart, ernst und fröhlich, sorgenvoll und hochbrüstig.

Kein Radau. In keiner Stadt der Welt sah ich auf den Spazierwegen solch würdige Lustigkeit. In keiner Stadt der Welt (und ich sah viele Städte) sah ich die Frauen so sittsam (romantisch gesprochen). Es gibt keine Gewerbsdirnen mehr in Rußland. Vor der Revolution gab es nach der Statistik (die allerdings in Rußland besonders unzuverlässig war) auf den Straßen Moskaus 160 000 Gewerbsdirnen. Sie sind verschwunden. Faßt man noch eine, so wird sie in ein Arbeitsbataillon gesteckt. Die Beseitigung der Gewerbsdirnen, die sofortige Beseitigung, ihre Einfügung in die arbeitende Gesellschaft, ist eine selbstverständliche Forderung der Sozialisten. Sie ist eine Menschlichkeitsforderung, eine gegenkapitalistische Forderung und auch eine Gesundheitsforderung. Die Geschlechtskrankheiten gehören (siehe Programm der Bolschewiki) zu den sozialen Krankheiten, ebenso wie die Tuberkulose und die Trunksucht. Das Programm der kommunistischen Partei Rußlands, angenommen auf dem achten Parteikongreß, fordert unter der Rubrik „Schutz der Volksgesundheit" die Bekämpfung der sozialen Krankheiten (Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Trunksucht usw.).

Die Liebe hat in Rußland nicht aufgehört. Sie ist ewig wie die Dummheit. Aber die Kommunisierung der Weiber durch die Prostitution hat aufgehört. Damit hat die „käufliche Liebe" noch nicht ihr Leben gelassen. So schnell geht das nicht. Immer noch wird in Rußland, wird in Moskau Liebe gekauft und verkauft. Aber es ist ein Abbau aller käuflichen Liebe. Sie beginnt schon zu sterben und sie wird sterben. Man hat die Gewerbsdirnen beseitigt. Die verschlichenen Gewerbsdirnen, besonders die verheirateteten Gewerbsdirnen, kann man in drei Jahren nicht beseitigen. Es ist noch schwere Not in Moskau, und schwere Not bricht den Stolz des Weibes. So gibt es immer noch eine soziale Liebesfäulnis. Frauen klagten mir in Moskau darüber. Sie lobten laut und innig die große Beseitigungstat der Sowjet-Regierung, und sie wünschten eine schnelle Linderung der Lebensnot, damit die soziale Liebesfäulnis verschwände.

Gäbe es noch eine Kommunalisierung der Weiber wie einst, so würde man sie auf dem Boulevard merken. Denn auf dem Theaterplatz und auf dem Boulevard Moskaus verkauften sich die kommunisierten Weiber. Das ist vorbei. Wenn man alle Taten der Sowjet-Regierung verurteilen und hassen will, diese Tat muß selbst

der liberale Humanitätsduseler loben. Sie verdirbt ihm zwar das Geschäft, aber sie steht auf seinem Programm. Der Frauenhandel hat aufgehört, die Lustsklaverei stirbt ab, der Stolz des Weibes kommt auf. Ich sage nur, was ich sah. Nicht mehr und nicht weniger. Ich muß das wiederholen, sonst glaubt man, ich sei ein Tendenzhalunke.

Man wandelt also, spricht, lacht, glitzert, kokettiert auf dem Boulevard Moskaus, und es fliegen keine Kugeln und Bomben, es greifen keine rauhen Verhaftungshände in den Strom, es ist alles würdig und ruhig.

Die Erfrischungshäuschen mit den Gartenstühlen und Gartentischen davor stehen noch, und in ihnen gibt es auch noch Büffets. Ich ließ mir von den Friedens- und Kriegsbüffets erzählen. Es waren wundervolle Leckereibüffets mit Moskauer Konfitüren, hundertfarbigen Schnäpsen und einem eleganten Gedränge davor. Das gibt es allerdings nicht mehr. Ganz Mutige, die den Kampf der Außerordentlichen Kommission gegen den Schleichhandel nicht fürchten, verkaufen Mokka und sanfte Kremetorten. Bei ihnen sitzen blitzende Bürgerreste, Frauen mit Perlengehängen, Fabelschuhwerk und Blitzringen an den manikürten Händen. Sie sitzen dort mit ihren Kavalieren (auch Kavaliere gibt es noch in Moskau) und schlürfen (elegante Damen trinken bekanntlich nicht wie Proletarier, sie schlürfen) Mokka und vielleicht auch Eis. Für einige tausend Rubel, aber es ist ja noch da. Nitschewo. Man verkauft einigen Krempel an einen Schieber, arbeitet nicht und schlürft.

Hier möchte ich eine Genußanweisung geben. Kommt einer meiner Leser im Sommer nach Moskau, hinein in den heißen Moskauer Sommer, den seefernen Sommer, den asphaltaufweichenden Sommer, den schweißtreibenden Sommer, so halte er für den Tag eine Thermosflasche mit kaltem Tee bei sich. Abends aber esse oder trinke er dicke Milch, eisgekühlte dicke Milch von den Büffets der Boulevardhäuschen. Das ist köstlich, und der Preis ist nur 125 Rubel pro Glas. Aber er muß sich beeilen, er muß noch in diesem Sommer nach Moskau fahren, denn sonst wird der Preis viel höher, verdoppelt sich, verdreifacht sich. Das ist zwar völlig gleichgültig, aber es erschüttert die Quantitätsidioten.

Erst gegen 1 Uhr nachts (Moskauer Sommerzeit) ist der Boulevard entvölkert. Jeden Abend aber, wenn nicht das Wetter platzt, ist er ein fröhlich würdiges Gewimmel, mit Fäulnistupfen darin, mit vielen Angestochenen, doch eine Zukunftsstraße nach einer ehrlicheren Kultur.

Dr. FERDINAND
GOLDSTEIN

MEIN PROZESS GEGEN PFARRER WEYMANN

Darf der Arzt in keinem Fall die Schwangerschaft unterbrechen? Diese Frage beschäftigt die Frauen mehr als die Männer, und unter den Männern werden die Aerzte sie sachverständiger und gerechter beurteilen als die Pfarrer. Wie Frauen darüber denken, mögen die Leser des „Tage-Buch" aus den beiden erschütternden Briefen ersehen, die im Glossarium dieses Heftes abgedruckt sind. Die Aerzte erweisen sich in dieser Frage vor allem als Diplomaten. Wenige unter ihnen haben den öffentlichen Mut zu ihrer privaten Meinung. Der Steglitzer Arzt Dr. Ferdinand Goldstein — mag er nun Recht oder Unrecht haben — unterscheidet sich von dem meisten seiner Standesgenossen dadurch, daß er sich öffentlich zu einer Meinung bekennt, die von vielen nur flüsternd und vorsichtig geäußert wird. Er hat dafür den eifernden Haß erzürnter Fanatiker geerntet. Sein Prozeß ist lehrreich, weil er wieder einmal beweist, wie sehr jeder Beleidigungsprozeß heute ein Vabanque-Spiel ist, den Aufwand an Nervenkraft und Zeit nicht lohnend.

Ich beschäftige mich mit dem Bevölkerungsproblem seit beinahe zwanzig Jahren und glaube einen Weg gefunden zu haben, auf dem man zur Verkleinerung des Geburtenüberschusses — ohne Gefährdung der Fortexistenz der Nation gelangen kann. Rümelin, Schmoller und Adolf Wagner, lauter Anhänger der Einschränkung der Volksvermehrung, kannten einen solchen nicht. Sie kannten nur Extreme. Entweder mußte der Gebärzwang in seiner heutigen krassen Form bestehen bleiben oder er mußte verschwinden. Ich dagegen und die von mir gegründete Gesellschaft für Volkswohl verlangen, daß § 184 Abs. 3 des Strafgesetzbuches, durch den der Gebrauch der wirklich wirksamen Schutzmittel außerordentlich erschwert wird, und §§ 218 und 219, durch die die Schwangerschaftsunterbrechung zum Verbrechen der Abtreibung gestempelt und mit Zuchthaus bedroht wird, aufgehoben werden. Dagegen sollen in das Bürgerliche Gesetzbuch Bestimmungen aufgenommen werden, nach denen nur der das volle testamentarische Verfügungsrecht haben soll, der in der Ehe mindestens drei Kinder erzeugt hat, gleichgültig, wieviele von ihnen gestorben sind, oder der zwei lebende Kinder hinterläßt. Dabei muß der Geburtenüberschuß verschwinden oder ganz klein werden, die Nation muß sich erhalten und uneheliche Kinder werden nicht mehr erzeugt werden.

Gegen meine Anschauungen trat der Steglitzer Pfarrer Weymann auf. Ich hatte schon viele Versammlungen in Berlin abgehalten, um das Publikum aufzuklären, hatte stets eine zahlreiche, aufmerksame Zuhörerschaft gehabt, alles war würdevoll verlaufen. Am 4. September v. J. wollte ich in Steglitz sprechen. Am Vormittag des Versammlungstages rief ein Unbekannter bei mir telephonisch an und

sagte höhnisch, heute abend werde es mir gut gehen, meine Feinde hätten meinen Untergang beschlossen. Ich faßte den Hohn aber als Warnung auf, ging zur Polizei und bat um Schutz, der mir auch gewährt wurde. Er war unentbehrlich. Denn noch bevor ich die Versammlung eröffnet hatte, ergriff einer der erschienenen Gegner das Wort und hätte mit Sicherheit die Versammlung gestört, wenn er nicht durch die erschienenen Polizeibeamten zur Ruhe gebracht worden wäre. Darauf begann ich meinen Vortrag über das Thema „Die Geburtenbeschränkung, die Rettung Deutschlands". Ich sprach etwa anderthalb Stunden, dauernd durch Tumulte und wüste Zwischenrufe unterbrochen, aber es gelang mir mit Hilfe der Polizeibeamten doch, Herr der Situation zu bleiben, und ich konnte zu Ende sprechen.

Dann begann die Diskussion. Der erste Redner war der Pfarrer Weymann. Er verdächtigte mich in der gehässigsten Weise, sprach etwas von Reklame für die Sprechstunde und sagte, ich hätte genau dargestellt, wie ich die Abtreibungen ausführte. Im übrigen nannte er mich nicht nur einen Bolschewisten, sondern beschuldigte mich der bewußten Lüge, weil ich die Abtreibung in früher Zeit, durch einen Arzt, als leichten Eingriff bezeichnet hatte. Der Herr Pastor begnügte sich nicht mit seinen Angriffen während der Versammlung, sondern setzte sie in der Presse fort. Ich war natürlich nicht gesonnen, mich in den Kot ziehen zu lassen, und strengte gegen Weymann die Beleidigungsklage an.

Inzwischen kamen ihm aber seine Amtsbrüder zu Hilfe. Der S t e g l i t z e r K i r c h e n r a t veröffentlichte in einer Anzahl Berliner und auswärtiger Zeitungen folgende Erklärung:

> „Die vereinigten Körperschaften der evangelischen Kirchengemeinde Berlin-Steglitz haben Kenntnis genommen von den auf Beseitigung des § 218 R.Str.G. gerichteten Bestrebungen des hiesigen Arztes Dr. Goldstein, die jüngst ihren Ausdruck fanden in seinem Vortrage: ‚Die Geburtenbeschränkung, die Rettung Deutschlands' und in seinen bei dieser Gelegenheit ausgelegten Druckschriften. Sie teilen die Empörung der Allgemeinheit bereits über die Themastellung, verurteilen aufs schärfste die zynische und jeglicher Sauberkeit gänzlich entbehrende Art der Behandlung des Themas durch den Vortragenden, die doppelt beleidigen mußte in einer von Männern und Frauen gemischten Versammlung; sie warnen die evangelische Bevölkerung aufs ernsteste, der Beratung dieses Mannes auf dem in Rede stehenden Gebiete sich anzuvertrauen. Als deutsche Männer erklären sie seine Forderung, unsere Volkszahl einzuschränken, um uns dauernd kriegsungefährlich zu machen und das Vertrauen unserer Feinde zu gewinnen, für verächtlich und erbärmlich."

Ich ging ursprünglich mit der Absicht um, den Kirchenrat wegen dieser Worte zu verklagen, bin aber jetzt aus Gründen, die ich am Schluß darlegen werde, froh, daß ich es unterlassen habe. Ich muß zu ihnen jedoch hier bemerken, daß mein Vortrag von etwa 250 bis 300 Personen besucht war, daß er, wie selbst eine gegnerische Zeitung zugeben mußte, sehr starken Beifall hatte, daß ich nach ihm viele Sympathiekundgebungen erhalten habe. Ein zweiter Vortrag wurde von der Polizei auf Grund des damals herrschenden Belagerungszustandes im letzten Augenblick verboten.

Ich wurde wegen meines Vortrages in Steglitz vor ein Militärgericht geladen. Ich hatte meinen Vortrag nicht bei der Polizei in Berlin angemeldet, und das war bei dem damals herrschenden Belagerungszustand notwendig. Aber ich hatte doch die Steglitzer Polizei benachrichtigt, und diese hatte mir Beamte in den Saal geschickt. Doch wie dem auch sei, ich mußte mich vor einem Kriegsgericht verantworten. Wie es dort herging, kann ich hier nicht schildern. Der Staatsanwalt beantragte gegen mich — acht Tage Gefängnis. Ganz so schlimm kam es nun allerdings nicht, aber 300 Mark mußte ich zahlen und die Kosten tragen.

Aber damit war es noch nicht genug. Der Steglitzer Kirchenrat zeigte mich wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften an! Darauf steht Gefängnis bis zu einem Jahre und Geldstrafe bis zu tausend Mark oder eine dieser Strafen. Gegen die Anzeige verfaßte ich eine Schutzschrift, in der ich die Berechtigung, ja die Notwendigkeit meiner Forderung darlegte, und erreichte dadurch, daß der Staatsanwalt das Verfahren gegen mich einstellte.

Mittlerweile rückte der 21. Januar heran, an dem über meine Sache gegen Weymann verhandelt werden sollte. Der Pfarrer wurde zu 50 Mark verurteilt. Dagegen legte er sowohl wie ich Berufung ein, und der neue Termin wurde auf den 30. Juni verlegt. Es waren zehn Zeugen und ein Sachverständiger geladen. Trotzdem hatte der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Scheringer, nur eine halbe Stunde für die Sache angesetzt. Sie dauerte, nebenbei gesagt, drei Stunden. Als Sachverständiger war Geheimrat Bumm von der Universitätsfrauenklinik geladen worden, er hatte sich aber entschuldigt und hatte Professor Sigwart empfohlen. Im übrigen waren die Zeugen dieselben wie im ersten Termin. Bei der Verlesung des Urteils erster Instanz machte der referierende Richter zweimal ironische Bemerkungen. Mein Rechtsbeistand legte dagegen Protest ein, da er, nachdem die Verhandlung begonnen hatte, nicht mehr in der Lage sei, das Gericht wegen Befangenheit abzulehnen. Der Sachverständige war geladen worden, um sich über die Gefahren des künstlichen Aborts zu äußern. Ich hatte in Schriften und Vorträgen gesagt, er

stelle einen ganz harmlosen Eingriff dar, wenn er in nicht zu hohem Monat von einem erfahrenen, aseptisch geschulten Arzt vorgenommen werde. Herr Professor Sigwart leugnete es. Er sagte, die Schwangerschaftsunterbrechung sei eine sehr schwere Operation. Die praktischen Aerzte hielten sie gewöhnlich für harmlos, aber als Beweis, daß das falsch sei, verwies er auf zwölf Fälle, die in die Universitätsfrauenklinik eingeliefert worden waren. Es handelte sich um Frauen, deren Schwangerschaft unterbrochen worden war, bei denen aber die Gebärmutter durchbohrt und der Darm vor die Scheide gezogen wurde. Zehn von ihnen konnten durch Leibschnitt gerettet werden, aber zwei sind gestorben. Von diesen zwölf Unglücksfällen spricht auch Bumm in einem Artikel der „Berl. klinisch. Wochenschr.", fügt dort aber hinzu, daß die zwölf Unglücksfälle aus einem Zeitraum von sieben Jahren stammen. In diesen sieben Jahren mögen in Groß-Berlin hunderttausend künstliche Aborte ausgeführt worden sein, und wenn sich nur bei zwölf von ihnen ein Unglück ereignete, so ist das eine Bestätigung meiner Behauptung, daß die Schwangerschaftsunterbrechung ein ganz harmloser Eingriff ist.

Pfarrer Weymann wurde in der Berufungsinstanz freigesprochen. Aber nach den Erfahrungen, die ich bei dieser gemacht hatte, hatte ich keine Lust mehr, eine andere Beleidigungsklage durchzufechten. Ich hatte sie gegen den Arzt Dr. Friderici in Steglitz angestrengt, der in einer Broschüre des Generalsekretärs Kunze, bekannt unter dem Namen Knüppel-Kunze, einen beleidigenden Artikel gegen mich veröffentlicht hatte. Ich schrieb daher an das Gericht: „Die Privatklage Goldstein - Friderici u. Gen. nehme ich im Hinblick auf die Erfahrungen, die ich in der Berufungsverhandlung Goldstein - Weymann vor der 5. Strafkammer des Landgerichts II Berlin am 30. Juni d. J. habe machen müssen, hierdurch zurück. In der genannten Hauptverhandlung hielt es der Berichterstatter für angemessen, die Verlesung des vorinstanzlichen Urteils an zwei meine Darlegungen wiedergebenden Stellen mit ironischen Redewendungen zu begleiten, während der Vorsitzende für die umfangreiche Sache (es waren 10 Zeugen und ein Sachverständiger geladen) nur eine halbe Stunde angesetzt hatte, die Ausführungen meines Verteidigers unterbrach und ihn zur Kürze ermahnte!! Dazu kam noch, daß Professor Dr. Bumm sich nicht als Sachverständiger eingefunden hatte und an seiner Stelle ein Herr vernommen worden ist, dessen Zulänglichkeit meiner Ueberzeugung nach nicht bejaht werden darf. Alle diese Vorkommnisse lassen mich nicht mehr glauben, daß ein Gericht die meiner Ehre als Mensch und Wissenschaftler gebührend Rechnung tragende Stätte sei. Für meine Ideen werde ich natürlich nach wie vor in der Oeffentlichkeit wirken."

Wenn ich Leiter des Burgtheaters werden sollte, was wahrscheinlich nicht geschehen wird, ich wüßte schon, womit ich meine Regierungszeit beginnen würde: mit einer Aufführung der Tragödie des Aeschylos zum Ruhme des Sieges von Salamis, die vor 2400 Jahren zuerst das Bühnenlicht der Welt erblickt hat. Ich kenne kein Schauspiel des Altertums, das heute zu uns Deutschen stärker spricht als dieses Preisstück des Dichters der „Orestie". Weder „Antigone" noch „Die Troerinnen" rühren so schön und so heilsam an unsere Wunden, unser Gewissen, als dieses Werk, das der klassische Tragiker im Jahr der Verbannung des Helden jener Seeschlacht, des Themistokles aus Athen, seinem Volke geschenkt hat. Nicht nur in Aeußerlichkeiten überrascht die Verwandtschaft dieses Stückes in Wort und Handlung mit unserer gegenwärtigen Lage und dem Geschick, in das wir uns gestürzt sehen. Die innere Haltung dieser Tragödie ergreift uns durch ihren Adel und ihre ganze Gestaltung heute viel mehr als in den ruhigen früheren Gezeiten. Man muß sich die Geschichte dieser Schöpfung klarmachen, um ihren Wert recht tief zu erfassen. Es galt, dem Volk der Athener nach dem größten und in seinen Folgen wichtigsten Sieg ein Festspiel zu schenken, das den Tag von Salamis den Mitkämpfern und den Kindern und Enkeln der Stadt für immer als höchste Ruhmestat schildern und verherrlichen sollte. Und was tat Athens stärkster Dichter? Er verlegte den Schauplatz seines Stückes nach Persien vor den Königspalast zu Susa und erweckte in der Brust der Sieger Mitleiden mit dem Geschlagenen und Furcht vor dem Glück, das sich in den Händen des Uebermutes rächen muß. Und sein Volk, siegreicher als wir nach Sedan, ehrte eine solche Fassung, die dem Kriegsgeist so wenig schmeichelte, indem es der Dichtung des Aeschylos den ersten der Preise zuerkannte, die man zu diesem Anlaß gestiftet hatte.

Jüngst war uns am Rhein, in Köln, Gelegenheit gegeben, uns der unverwelkten Schönheit des alten Stoffes in seiner ewig menschlichen Formung zu erfreuen. Wilhelm Leyhausen entbot die Freunde der Kunst in den Ländern am Rhein — man erkennt bei solchen Tagen immer erschrocken, wie wenige dies sind! — in das Kölner Opernhaus. Monatelang soll dieser Lehrmeister am dortigen Musikkonservatorium die „Perserchöre" eingeübt haben. Gleichwohl waren gerade diese Teile des Werkes seine schwächsten und ermüdendsten geblieben. Seien wir ehrlich und ohne die Scheu der klassischen Philologen, die vor den Chören der Antike, die sie uns selber meist so scheußlich ins Deutsche übersetzt haben, ihre heilige Ehrfurcht hegen: das Chorsprechen wirkt einstimmig wie gespalten

auf die Dauer entsetzlich langweilig oder gar lächerlich. Auch Schiller hat es uns in seiner „Braut von Messina" trotz Aufbietung seiner ganzen strahlenden Verskunst nicht erträglicher machen können. Die Chorsprecherei läßt sich nur durch musikalische Begleitung zu einem Genuß für die Zuhörer erheben. Und es war kein Verfallszeichen der dramatischen Kunst, wie Schiller in seiner Abhandlung über diesen Gegenstand orakelt, wenn sie nach dem Altertum den Chor nicht mehr verwendet hat. Er wurde von ihr mit Fug und Recht der Oper überwiesen, in die er hineingehört, wie er denn auch, was Nietzsche zur Wonne Richard Wagners in seinem Erstlingsbuch bewiesen hat, aus dem Geist der Musik erstanden ist. Das Massengerede muß, wenn es noch so fein abgetönt, noch so wuchtig gesteigert wird, einen einschläfern oder trotz aller musikalischen Behandlung seines Singsangs einen schließlich wie ein häßlicher Lärm verstimmen. Darum sollte man es möglichst beschränken und kürzen. Besonders die Chöre der „Perser", die sich inhaltlich häufig nur wiederholen, bedürfen starker Streichungen, wenn sie einen nicht ärgern sollen. Die vielen Namen der Feldherren des persischen Großkönigs, wie Amistres, Artaphernes, Megabates, Astasges — schon hört keiner mehr zu! Der heutige Spielleiter der Tragödie des Aeschylos hatte die Verse zugleich neu ins Deutsche übertragen. Recht flüssig und frisch gegen die altbackene, steife Uebersetzung von Hans von Wolzogen, die wir aus dem Reclam kennen. Wiewohl eine ganz neuzeitige und zugleich dichterische Verdeutschung der „Perser", wie wir sie seit kurzem in Werfels „Troerinnen" besitzen, noch aussteht. Vielleicht mochte sich Wilhelm Leyhausen schon aus dem Grunde schlecht von seinen eigenen Versen trennen. Aber er täte zum Nutzen des Ganzen besser daran, die Chöre mit dem Blaustift, den sicher auch der Bühnenbeirat Attikas wenn nicht gekannt, so doch gebraucht hat, durchzugehen und zu verkürzen. Mag er, was etwas lächerlich erschien, noch so emsig im leeren Orchesterraum wie ein Kapellmeister zu seinen Chören hinauf wie ein flügelschlagender — seien wir liebenswürdig! — Schwan den Takt angeben und uns etwas vormüllern, die Hälfte wäre auch hier mehr als das Ganze, wie vierhundert Jahre vor Aeschylos schon Hesiod wußte. Die Zuhörer würden dann viel weniger ermattet und mit ihren Ohren abgenutzt zu dem erhabenen Schluß des tragischen Werkes gelangen: zu der Heimkehr des geschlagenen Perserkönigs und seiner Auseinandersetzung mit seinem Volk.

Hier wurde Leyhausen aufs eindrucksvollste unterstützt durch den Schauspieler Heinrich George aus Frankfurt, einen bedeutenden Darsteller von einer fortreißenden Wucht, der sich Wien

und Berlin je an einem Abend erobern würde. Hier zeigte sich das Trauerspiel des Atheners von ungeahnter, gegenwärtiger Kraft. Schon der Vorgang zuvor ergriff uns mit seltsamer Deutlichkeit. Als der Schatten des Vaters und Vorgängers von Xerxes, der alte König Dareios, aus seiner Gruft sich erhob und die Worte gegen seinen Nachfolger und sein Volk donnerte: „Nie hege überstolzen Sinn der Sterbliche!", da erstand vor dem inneren Auge wohl eines jeden, der zusah, das Bild des greisen Kaisers oder Bismarcks. Erstand in den Zügen des verwitterten Perserkönigs, der aus dem tiefen Schwarz der Erde emporsteigt und schaudernd den Jammer und die Trümmer betrachtet, in die sein Nachfolger das Reich gestürzt hat.

Aber die erschreckende Aehnlichkeit dieses Geschehens mit dem Zusammenbruch, den wir erleben, wird dann noch gesteigert, als Xerxes, der besiegte Herrscher, nun selber in zerfetzten Kleidern erscheint. Wie ein alter assyrischer Löwe von Wandgemälden oder Tierfiguren Babylons war George anzuschauen. Eine Ruine, aber eine Ruine wie das Kolosseum. Bewundernswert bleibt, wie der Tragiker unser Mitleid für diesen Lumpenkönig, diesen Vernichter von Hunderttausenden, zu erwecken weiß, der nichts anderes wie wehklagen und winseln kann. Ganz zart hat der Dichter es vorbereitet, dies Mitgefühl mit dem Verwüster eines Reichs, das ihm voll Macht und Wohlstand von seinen Ahnen hinterlassen worden ist. Wenn Aeschylos die Königin-Mutter im Zwiegespräch mit ihrem toten Gemahl von dem Sohne sprechen läßt: „Arge Männer waren um ihn, ihrem Wort lieh er sein Ohr. Und sie redeten ihm zu: Du, du habest deinen Kindern mit dem Schwerte Reichtum zugebracht, er indes, unmännlich, mehre seiner Väter Glanz um nichts." Und wenn sie dann schließt — ich gebrauche Leyhausens Uebertragung — mit den bedeutsamen Worten: „Und da er solche Schmach viele Male hören mußte aus der schlimmen Männer Mund, da ersann er jenen Weg und trieb das Heer ins Feindesland." Unwillkürlich klingen einem dann hierbei fast gleichlautende Aeußerungen unserer Königin-Mutter, der Kaiserin Viktoria, die uns letzthin bekannt geworden sind, ins Gedächtnis. Ergreifend schlägt auch jenes letzte Wehheulen des erledigten Alleinherrschers jedem Deutschen von heute ins Herz: das Jammern des Fürsten um seine Schiffe vor allem und dann auch um die Massenopfer seiner Landeskinder, die umsonst von ihm zur Schlachtbank geführt worden sind. Und doch rührt uns etwas an diesem erbärmlichen Herrscher, der das Haus des Hades mit Persern vollgestopft hat, der wie ein Klageweib mit den Greisen seines Volkes sein Kleid zerreißt und mit den Nägeln noch zerfetzt und um seine Nachen, seine Toten schreit. Das ist die Aufrichtigkeit an ihm, dies Einswerden mit seinem Volk und das Gefühl der Demut und der

Schuld, also daß er sich schlägt wie der verlorene Sohn in der Schrift und herbeigeeilt ist mit dem Empfinden: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Volke gehen und zu ihm sagen: Volk, ich habe gesündiget in den Himmel und vor dir!" Für einen starken Augenblick wurde das volle Theater zum Tribunal und sprach über einen Abwesenden das Gericht: denn auf einmal kam es dem ganzen Zuschauerraum bis zu dem letzten hoch oben auf dem äußersten Platz zum Bewußtsein: Warum ist der nicht in Reue vor uns getreten, der uns all dies Leid zugefügt hat, und wär' es nur, um mit uns zu trauern und zu weinen?! Und das Unmännliche, mehr noch das Unmenschliche unseres letzten Herrschers, der gedanken- und gefühllos in seinem Gottesgnadentum Millionen an Gut und Blut verschleudert hat, ohne das brennende Bedürfnis, Rechenschaft vor seinem Land und seinen Leuten ablegen zu müssen, das erstickte uns fast vor Scham. Einen Nero, oder Iwan oder Timur über sich geduldet zu haben, wäre unschimpflicher als dies traurige Erkennen, einer leeren Puppe untertan gewesen zu sein, die uns an hohlen Worten nur an der Nase herumgeführt hat. Und Xerxes, der dumpf getroffen wie ein wundes Tier wegwankt und ächzt: „Die dreiruderigen Nachen! — die Toten!", wächst uns mehr ans Herz als der kaiserliche Schauspieler, der mit falschen Redensarten wie „vom Volk im Stich gelassen, verraten von den Meinen" ins bequeme Ausland taumelte und für immer durch seine Würdelosigkeit die Monarchie ermordete, wie einer seiner Vettern sich ausgedrückt hat.

Unsere Pauker auf den humanistischen Gymnasien, zu deutsch: Staatstierdrillanstalten, brachten uns bei, daß die Seeschlacht bei Salamis die Ueberwindung des persischen Reichs und der asiatischen Kultur bedeutet habe. Sie verschwiegen uns aber, daß Persien sechshundert Jahre später, zu einer Zeit, als Griechenland ein wehrloses Beuteland der Goten geworden war, unter der Herrschaft der Sassaniden zu einer Macht und Bildung gelangte, wie sie das erste, das alte Perserreich, nie gekannt hat. Augenblicklich spiegelt sich in den Brillen dieser Schulmeister das deutsche Volk, das von 1914 bis 1917 eine Nation von Helden war, als eine dem Untergang verfallene zucht- und ordnungslose Rotte. Und die akademische Jugend, die sich vor hundert Jahren für die Freiheit und den herrlichen Traum der deutschen Republik, der uns in Erfüllung ging, einsperren und totschießen ließ, sie schwärmt heute von der Rückkehr zum bewährten Alten. Statt „mit Würde die Ursache des Verderbens zu besinnen", wie der Chor in einer andern Tragödie des Dichters der „Perser" zu sagen und singen hat.

ALFRED POLGAR

EIN SELBSTMORD oder VOM NUTZEN DER PRESSE

Der Maler Jerobeam Fragolati, der mit seinem bürgerlichen Namen Pinkeles hieß, mußte in relativ jungen Jahren dahin, weil er starb, ehe er tot war. Er ging gewissermaßen an seinem Ableben zugrunde. Und das kam so:

Eines Tages stand im „Generalanzeiger": „Der Maler Jerobeam Fragolati, der mit seinem bürgerlichen Namen Pinkeles hieß, hat sich erschossen. Motiv unbekannt."

Nun hatte sich aber gar nicht der Maler Pinkeles-Fragolati erschossen, sondern ein ganz anderer Pinkeles: Dem Reporter des „Generalanzeiger" war eine kleine Verwechslung unterlaufen. Man kann ihm das nicht einmal übelnehmen. Der Mann bekommt für jede bessere Leiche, die er noch warm unter das lokalberichtliche Hackmesser apportiert oder reportiert, eine kleine Prämie. Davon muß er leben. Kein Wunder also, daß der nach prämienreifen Nachrichten dürstende Mann, als er hörte: . . . „Pinkeles . . . erschossen . . .", verblendet von dem scheinbaren Silberglanz der doch nur blechernen Tatsache, jene Falschmeldung in die Welt schleuderte, die dem Jerobeam das Leben kostete.

Ein paar Tage später berichteten zwar die „Neuigkeiten" — froh, dem happigen „Generalanzeiger" eins auszuwischen —, daß es nicht der gangbare, sondern ein obskurer Pinkeles gewesen, der freiwillig von dieser schmutzigen Erdenbühne abgetreten... Aber da war's schon zu spät. Da hatte schon, sozusagen, der Donner den Blitz herbeigelockt.

*

Jerobeam lebte fern der Stadt, die seinen Selbstmord bekopfschüttelte. Angenehm gruselte ihn, da er die Nachricht seines Selbstmordes las. Unbehagen jedoch weckte ihm die Meinung des „Generalanzeiger", Grund jener Tat sei wohl Jerobeams Einsicht in die Dürftigkeit und Enge seines Talents gewesen.

Auch die „Neuigkeiten" tippten, das Motiv des Selbstmords ratend, auf: Erkenntnis der eigenen hoffnungslosen Unfähigkeit.

Die täglich um zwei Uhr nachmittags erscheinende „Abendglocke" jedoch glaubte, nicht die freilich evidente Unbegabung Jerobeams habe ihm die Pistole in die Hand gezwungen, vielmehr hätte ihn der allgemeine Abscheu ob seines verschleiert-kriminellen Lebenswandels in Nacht und Tod gejagt.

Wohingegen die „Mitternachtsstimmen" mit Bestimmtheit vermuteten, der verstorbene Jerobeam hätte seine Talentlosigkeit, sein

mißachtetes Menschentum, sogar sein widriges Aeußere wohl ganz gelassen ertragen, aber selbst diese tierische Konstitution sei der inneren Zermürbung durch rapid fortschreitendes Verblöden nicht gewachsen gewesen.

Der bilderreiche und fein satirische „Neue Nachmittag" schloß sich der Vermutung des „Generalanzeiger" an. „Auch wir meinen," schrieb das Blatt, „daß das Bewußtsein völliger künstlerischer Impotenz der Humus gewesen, aus dem die finstere Blüte des Selbstmordentschlusses ersprossen ist." Immerhin, fügte der Nachrufer schalkhaft hinzu, habe sich Jerobeam Pinkeles „einen Namen gemacht": Fragolati.

Des Malers Herz wurde durch die Lektüre seiner Nekrologe sehr umdüstert. Er sandte die Magd um zwei geräucherte Bücklinge ins Wirtshaus.

Sie kam zurück: der Wirt achselzucke, nicht mehr kreditieren zu können. Herr Fragolati möge nur lesen, was die „Tägliche Post" in ihrem Donnerstagblatt schreibe. Im Donnerstagblatt der zweimal wöchentlich erscheinenden „Täglichen Post" stand nun allerdings, Fragolati sei vermutlich in den Hades deshalb geflüchtet, um Verhaftung wegen betrügerischer Schulden zu entgehen.

Die verweigerten Bücklinge nagten an Jerobeams Seele. Noch mehr aber nagte an ihr der Kummer seiner Schwester, die haareraufend auf dem Sofa sich wälzte, mit Tränen den Absagebrief ihres Verlobten netzend. Er bedanke sich, schrieb Max, für den Anschluß an eine Familie, deren Oberhaupt — wie in den „Blättern für Kultur und Takt" zu lesen — offenbar nur aus hitziger, durch das Schicksal zahlloser Ahnen väterlicher- wie mütterlicherseits wohlbegründeter Furcht vor den Folgen ererbter Syphilis zur Mordwaffe gegriffen habe.

Die Magd, die am Morgen kündigen wollte — sie hatte im „Sportblatt" gelesen, ihr Herr wäre des Lebens überdrüssig gewesen, weil seine Passion, schlafenden Dienstmädchen die Haare abzuschneiden, ruchbar geworden — brachte die Kündigung nicht mehr an, denn Jerobeam Fragolati lag vor dem Spiegel, den abgeschossenen Browning in der Rechten.

Der „Generalanzeiger" leitete seine bezügliche Meldung mit den Worten ein: „Wie wir schon vor vierzehn Tagen zu berichten in der Lage gewesen . . ."

Geld — dieser Kies ist auseinandergeweht,
Ruhm — welkes Blatt, das im Herbstwind sich bläht,
Liebe verleuchtet im Wetterlichtschein . . .
O, welches Glück — nimmer zu sein!

Ich habe über mich das Kreuz gemacht.
Ich bin ein alter Friedhof
Mit Sorgensteinen grau und gram.
Mich waschen fort die Wasser
Meiner Augen.

Ich habe keinen Wunsch.
Tief ist der Wald,
Tief ist der Fluß,
Tiefer das Grab.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Kredit aus Holland.

Das Zweihundert-Millionen-Gulden-Darlehen an Deutschland, über dessen Zweck und Hauptbedingungen die Presse schon vor längerer Zeit berichtet hat, ist jetzt vom niederländischen Parlament genehmigt worden. Zweihundert Millionen Gulden sind bei den heutigen Preisen keine überwältigende Summe. Aber schließlich ist Amsterdam — trotz des durch den Krieg vermehrten Reichtums und der anscheinend stark gestiegenen Unternehmungslust seiner Kaufleute und Finanziers — nicht New York. Für die Dimensionen ihres Kapitalmarktes haben uns die Holländer ziemlich viel gegeben. Und sie haben das Kreditgeschäft mit einer Kulanz durchgeführt, an die wir leider Gottes nicht mehr und noch nicht wieder gewöhnt sind. Man begegnet uns ja nicht nur im Politischen, sondern auch bei finanziellen Neuanknüpfungen sehr oft mit Hemdärmelmanieren, läßt uns fühlen, daß wir als reichlich faule Schuldner gelten, fordert dreifache Sicherheit und berechnet Wucherzinsen. Die Holländer verlangen nur mäßige Zinsen und beanspruchen gar keine besondere Sicherheit; es genügt ihnen, daß ein paar deutsche Industrielle, Kaufleute und Bankiers von beträchtlichem Ansehen den Kredit verwalten und für seine reelle Verwendung bürgen. Das ist heute schon eine Errungenschaft, von der man reden muß, weil sie bislang unglücklicherweise einzig dasteht.

Mit den hundertsechzig Millionen Gulden, die dem fortgesetzten Ankauf von Rohstoffen dienen sollen, können wir ganz frei schalten. (Bei anderen Rohstoffkrediten werden wir ja oft durch ein übles Trucksystem ausgebeutet, müssen die Rohstoffe von den Kreditgebern erwerben, die Fabrikate an sie liefern und ihnen so nicht bloß Wucherzinsen zahlen, sondern auch noch monopolistische Händlergewinne erarbeiten.) Die Holländer schreiben uns weder vor, was wir kaufen und verkaufen, noch wo wir uns unsere Lieferanten und Kunden suchen sollen; beides ist durchaus unsere Sache. Sie haben auch keinen Einfluß auf die Auswahl der Firmen, die Kredite bekommen, und auf die Höhe der einzelnen Kreditgewährungen; darüber entscheidet allein die deutsche Treuhandgesellschaft, die das Gesamtdarlehen verwaltet.

Natürlich hat man in der Aera der Kompensationen außer Zins und Rückzahlung gewisse Gegenleistungen von uns verlangt. Wir liefern den Holländern Kohle (zum Weltmarktpreise), und wir haben ihnen allerhand Zugeständnisse für die Nutzung eines Grubenbesitzes gemacht, den sie auf deutschem Boden, nahe ihrer Grenze erworben haben. Sie haben also schon einigen Anlaß, das Geschäft mit uns abzuschließen. Aber es gibt Ausbeutungs- und Gentlemangeschäfte. Meistens will man jetzt mit uns Ausbeutungsgeschäfte machen. Dies ist ein Gentlemangeschäft.

Trustbildung.

Aus Gelsenkirchen und Deutsch-Luxemburg ist ein neuer Trust gebildet worden. Gelsenkirchen hatte durch den erzwungenen Verkauf seiner außerhalb der jetzigen deutschen Herrschaftssphäre liegenden Werke den Charakter des großen Gemischtkonzerns ziemlich eingebüßt; es hatte nicht mehr genug Verarbeitungs- und Verfeinerungsmöglichkeit für seine Kohle. Deutsch-Luxemburg besaß die Verfeinerungswerke und konnte die Gelsenkirchener Kohle gut gebrauchen. In der Schwerindustrie weiß man, was Planwirtschaft heißt; aus ihren Syndikaten, Interessengemeinschaften und Trusts ist ja der Gedanke der Planwirtschaft geboren. Nur daß man sich die Planwirtschaft dort immer noch mehr als aufgeklärten Absolutismus denkt denn als „Arbeitsdemokratie". Aber die Machtverteilung läßt sich schließlich korrigieren, wenn der betriebsorganisatorische Aufbau richtig ist. Ueber die Rationalisierung, die der Zusammenschluß bringen soll, ist von den Verwaltungen der beiden Konzerne einiges sehr Interessante mitgeteilt worden. Durch die Gasfeuerung, die Deutsch-Luxemburg mit Hilfe von Gelsenkirchen an die Stelle von Kohlenfeuerung setzen kann, soll allein so viel Kohle gespart werden, wie

zwei große Elektrizitätswerke zu verbrauchen pflegen. Noch größere Ersparnisse sollen dadurch erzielt werden, daß aus der Gesamtförderung des Trusts jedem Verarbeitungsprozesse die für ihn technisch geeignetsten Kohlen zugeführt werden können (sofern und soweit der alliierte Kohlendiktator, der jetzt der Chef des Reichskohlenkommissars werden soll, sie freigibt).

Ohne Senkung der industriellen Produktionsleistung Ersparnisse im Kohlenverbrauch zu erreichen, ist in der nächsten Zukunft für uns ein Kardinalproblem. Spa ist nicht das letzte Wort im Kampfe um die viel zu knappen europäischen Kohlenvorräte. Aber Spa zeigt doch, mit welch gieriger Brutalität dieser Kampf geführt wird. Ihn zu mildern, gibt es bloß ein Mittel: die Nutzwirkung jeder Tonne Kohle für die Gütererzeugung nach Möglichkeit zu steigern. Eine Erfindung, die durch chemische Veränderung den Heizwert der Kohle vervielfältigt, kann mehr für die Entspannung der europäischen Atmosphäre leisten als der erleuchtetste Staatsmann. Hier liegen Revisionsmöglichkeiten des Friedensvertrags, für die weder Waffen gebraucht werden noch Ränke — nur Köpfe.

Der neue Trust wird nicht als einheitliche Riesenunternehmung konstruiert, sondern als „Interessengemeinschaft". Die Gewinne werden gepoolt und ein gemeinsames Organ der obersten Leitung wird eingesetzt; die Verwaltungen aber werden nicht zusammengelegt. Man will „eine zu scharfe Zentralisierung und die damit unfehlbar verbundene bürokratische Verfilzung vermeiden, wie sie sich bei Großunternehmungen leicht einstellt." Die Schwierigkeit formeller Unterordnung bisher leitender Persönlichkeiten unter eine neue Spitze mag mitspielen. Aber sie würde überwunden, wenn die straffe Zentralisation überwiegenden Nutzen brächte. Sie bringt ihn aber nicht; sie lähmt nur die Initiative der tatsächlich selbständigen Ressortleiter, die sich von der Generaldirektion zu abhängig fühlen. In einem großen Unternehmungsorganismus, der von der Spitze nicht mehr bis in alle Ecken hinein überblickt werden kann, muß Selbständigkeit und Verantwortung nach unten verteilt werden. Nur die allgemeinste Willensbildung, die Lenkung der Gesamtbewegung der Unternehmung in die Richtung, die angestrebt wird, muß in den Händen der obersten Führergruppe bleiben.

Ein Gebilde wie die Rhein-Elbe-Union verwirklicht *in seiner Sphäre* alle fruchtbaren wirtschaftsorganisatorischen Gedanken der Planwirtschaft. Was noch fehlt, ist seine Eingliederung in die Gemeinwirtschaft.

S.

AUS DEM TAGE-BUCH

KIRSCHKERNE

Ein Mann ging auf der Straße, in tiefes Nachdenken versunken, spazieren, als plötzlich hinter ihm sein Name gerufen wurde. Er schreckte aus seinen Gedanken auf, drehte sich um und — — warf die Hände in die Luft und stürzte längelings hin. Der Arme war bei der schnellen Drehwendung auf einen Kirschkern getreten und ausgerutscht. Die Folge dieses Unglücksfalles war ein außerordentlich schmerzhafter Beinbruch.

Als der Verunglückte wieder einigermaßen hergestellt war, sah man ihn nur mehr mit einer Kirschtüte auf der Straße, aus der er eine Kirsche nach der anderen nahm und deren Kerne er emsig auf die Straße spie. Ein Freund fragte ihn, warum er das tue. „Haben sie schon einmal durch die Unvorsichtigkeit anderer das Bein gebrochen?" fragte jener zurück. „Nein."

„Dann kennen Sie auch diesen Schmerz nicht."

„Nun und . . ."

„Und dann verstehen Sie es freilich auch nicht, warum ich nun meinerseits Kirschkerne streue."

Dann ging auch ein anderer Mann auf der Straße. Hörte auch seinen Namen. Drehte sich auch schnell um. Glitschte auch auf einem Kirschkern aus. Brach auch das Bein — — und ward einige Monate später gesehen, wie er jeden Kirschkern entzwei trat, dessen er irgendwo auf der Straße ansichtig wurde. Ein Freund fragte ihn, warum er das tue. „Haben Sie schon einmal durch die Unvorsichtigkeit anderer das Bein gebrochen?" fragte er zurück.

„Nein."

„Dann kennen Sie auch diesen Schmerz nicht."

„Nun und . . ."

„Und dann verstehen Sie es freilich auch nicht, warum ich jedem mein Geschick ersparen möchte."

Was ich übrigens noch sagen wollte: Also dieser war ein Pazifist.

Und was ich dann noch sagen wollte: Sein Gegenstück wieder schwärmte stark für den Krieg.

Hans Bauer.

ZWEI FRAUENBRIEFE

Eine junge Dame schreibt mir:

Die Unabhängigen und die Mehrheitssozialisten haben im Reichstag einen Antrag eingebracht, der die Aufhebung des § 218 des Strafgesetzes begehrt, in welchem die Abtreibung der Leibesfrucht mit Strafe bedroht wird.

Im „Berliner Tageblatt" wird dieser Antrag als voreilig zurückgewiesen. Es handle sich um „keine unaufschiebbare Beseitigung eines Notstandes". Ein neues Strafgesetz müsse ohnehin kommen, es sei im Reichsjustizamt schon ausgearbeitet worden. Nun solle man warten.

Ich bin keine Politikerin, ich weiß nicht, ob diese Regierung, die ein Vertrauensvotum nicht einmal verlangen, geschweige denn bekommen kann, die innere Kraft und Sicherheit hat, ein neues Strafgesetz zu schaffen. Als Laiin würde ich meinen, daß für diese grundlegende Arbeit eine weniger gebrechliche Regierung vonnöten ist. Wie kann, wie muß ein neues Strafgesetz aussehen, bei dem nur Zentrum, Deutsche Volkspartei und allenfalls noch ein paar Demokraten Pate stehen?

Was mir aber das Blut ins Hirn und die Feder in die Hand getrieben hat, das ist die beneidenswerte Ruhe, mit welcher dieser Herr H. Fr. im „Tageblatt" feststellt, hier handle es sich um keine unaufschiebbare Sache. Eine schnelle Beseitigung des § 218 sei voreilig.

O du gemächlicher Geist, Weißt du, wie viel Tausend Frauen allmonatlich, in bitterster Qual, von einer Winkelhebamme zur anderen irren, Opfer der erbärmlichsten Pfuscherei, ausgeliefert dem infamsten Wucher, verlassen von den eigentlichen Helfern, den Aerzten, welchen dieser starre Paragraph 218 die Hände bindet!

Nach den Jahren der erotischen Entbehrung mußte eine Welle der erotischen Hingabe kommen. Das war nach jedem Kriege so. In anderen Zeitläuften hatte der Staat, in Gottesnamen, ein Interesse daran, daß der Ausfall an Menschenleben schnell gutgemacht werde. Heute? Kann denn dies zerstückelte, verarmte, übervölkerte Deutschland mit viel zu dicht besiedelten Großstädten ein wildes Anschwellen der Geburtenziffer begrüßen?

Weiß jener Phlegmatiker, wieviel Tausende im Krieg erkrankte Männer sich vergaßen und Kinder zeugten, die sich siech durchs Leben schleppen müssen, wenn sie lebendig geboren werden?

Der gleichmütige Verschieber der Aufhebung jenes Paragraphen erkundige sich bei der nächsten Unfallstation, wie viele junge Frauen und Mädchen Tag für Tag ins Wasser springen, Lysol trinken, Veronal nehmen, weil sie nach der Qual der Entbehrung die Schrecken des sinnlichen Taumels an ihrem Leibe gewahr werden. Er frage in den Büros und Werkstätten nach, wieviel junge Geschöpfe ihre Frische und Schönheit bei geheimen Pfuschern zerstören lassen müssen, nur weil ein einstmals vielleicht berechtigter Paragraph heut noch die rettende Hand des Arztes lähmt. Der Phlegmatiker, der in seinem harten Gleichmut warten kann, erkundige sich doch bei Berliner Aerzten, wie bitter ihnen selbst das notgedrungene Nein wird, das sie verzweifelten Mädchen und Frauen sagen müssen und wie oft die Aerzte, ihre Herzenstapferkeit sei gepriesen, dieses erbarmungslose Gesetz bei Seite stoßen, weil sie die Befolgung des § 218 vor ihrem Gewissen nicht zu rechtfertigen vermögen.

Nicht dringlich? Voreilig? Keineswegs unaufschiebbar? Ja, so haben die Herzensträgen immer geredet. Dieses staatsweise Theoretisieren hat die Politiker dem Volke entfremdet, es ist gut, daß auch die Frauen am eindringlichsten Beispiel die innere Strenge dieses biederen Freisinns kennen lernen, der in diesem Falle weder frei, noch sinnvoll handelt.

Schiebt die Reform nur hinaus! Was liegt an den paar Hundert lebensunfähigen, lebensunwilligen Existenzen, die dieser barbarische § 218 allmonatlich auf dem Gewissen hat!

*

Hierauf erwidert eine andere junge Frau, Mutter von zwei Kindern:

Ich bin Ihnen dafür dankbar, daß sie mir den Brief der jungen Dame gezeigt haben, die sich mit einem Mut, den die andern nicht zu zeigen wagen, offen für die Aufhebung des § 218 einsetzt. Was die

Dame an allgemeinen Dingen sagt, lasse ich gelten: Kranke Kinder sollen lieber nicht geboren werden. Vielleicht auch besteht die Gefahr einer zu hohen Geburtenziffer. Das weiß ich nicht.

Aber dies weiß ich und das soll in dieser Erörterung gesagt werden: Die Abtreibung der Leibesfrucht ist auch ein Mord. Mögen die Gesundheitspolitiker nun sagen, dieser Mord ist nötig. Jede Frau, die einmal ein Kind unterm Herzen getragen, wird diese kalte Weisheit nicht mitempfinden.

Es ist für Berlin — und nicht nur für die Städte und Großstädte — eine ungeheure Gefahr, den Frauen ein Recht auf die Tötung des keimenden Lebens zu geben. Wie viele Frauen haben noch Demut und Dankbarkeit für das Schicksalsglück der Mutterschaft? Gewiß bedeutet Schwanger- und Mutterschaft Verzicht auf mancherlei Lebensmöglichkeiten, wer weiß dies deutlicher als wir, die unter Schmerzen geboren, unter Schmerzen erzogen haben. Aber wie viele junge Frauen, von Damen nicht zu sprechen, wissen denn, daß unser fruchtbarer Schmerz tausendmal beglückender ist als die fruchtlose, leere, rechnerische Lebenslust der Anderen? Wer es, wie ich, dutzendmale mit angesehen hat, mit welchem erschreckenden Gleichmut, mit welcher abscheulichen Wurstigkeit viele junge Frauen sich von dem jungen Leben trennten, das sie trugen und das ihnen bloß lästig war, der begreift sehr wohl, daß der Gesetzgeber es sich dreimal überlegen will, ehe er diesen Luxusweibchen zu Hilfe kommen will.

Ich will nicht leugnen, daß es tragische Situationen geben kann, in denen das keimende Leben geopfert werden muß. Sicher viel seltener, als diese bequemen Frauen meinen. Ein tapferes junges Mädchen müßte sich heute eines in Liebe empfangenen Kindes vor keinem schämen. Mit Freude erinnere ich mich einer jungen Schauspielerin, die als Fräulein auf dem Zettel stand und doch in jedes Engagement mit ihrem reizenden Töchterchen zog, das sie nicht von sich ließ — die zynischsten Theaterleute standen vor dieser tapferen Mutter mit dem Kinde achtungsvoll da, mit dem Hute in der Hand . . . . Aber es mag, meinetwegen, tragische Situationen geben, in denen ein Eingriff berechtigt ist. Ich verlange von der jungen Frau, daß sie diese Situation als tragisch empfindet. Der Tod eines Keimes ist der Tod eines Kindes. Wenn die Betroffene den Verlust bis ins innerste Herz fühlte, dann allein hätte sie das Recht, über Werden und Vergehen des neuen Lebens zu entscheiden. Aber ich frage, wie viele Weibchen empfinden die Tragik dieser Stunde? Ihnen ist ein Kindtragen sowas wie der lange Katzenjammer nach einem Sektabend und der Eingriff des Arztes oder der Hebamme ungefähr dasselbe wie die kalte Dusche, mit der sie sich wieder restaurieren.

Zweierlei widerwärtige Typen würde die Aufhebung des § 218 begünstigen:

Den nichts als geschäftstüchtigen Operateur, der sein Handwerk betreiben wird wie irgendein Zahnarzt. Soll man diesen rein kommerziellen Aerzten nützen?

Dann aber jenen von der Natur zur Mutterschaft erkorenen Frauen, die sich allmählich eine schmähliche Routine im Verlieren ihres Segens

erworben haben. Es ist so viel Gedankenlosigkeit, Feigheit, Kurzsichtigkeit, vor allem aber: Schlecht-Beratensein durch bestenfalls schlaue Männer in diesen fruchtbaren Frauen, die kein Hetärentyp sind. Soll man diesen törichten Geschöpfen den leichtfertigen Entschluß erleichtern?

Wie viele junge Mädchen und Frauen, die mit zwei- und dreiundzwanzig Jahren ihres Segens ledig wurden, haben zehn Jahre später den törichten Eingriff bitterlich beweint. In der Seele dieser Frauen ist das Kind erst zehn Jahre nach seinem Tode geboren worden.

Deshalb begreife ich den Einwand jenes Mannes, der vor Voreiligkeiten bei der Aufhebung des § 218 warnt. Es ist durchaus nicht sicher, ob die Aufhebung nicht noch größeres Unheil anrichten wird als der Bestand des Paragraphen.

DER WALDFRIEDENSBRUCH

Der Berliner Polizeipräsident Paul Richter schreibt mir:

„Zu den im Heft 25 des ‚Tage-Buch' im Artikel ‚Verpachtet die Justiz' gemachten Ausführungen, die meine Person betreffen, teile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich bereits vor mehreren Wochen durch den Pressedienst der Preußischen Regierung die Angelegenheit klargestellt habe.

Ich habe persönlich von den Vorkommnissen, die zu dem Fall Paasche geführt haben, erst erfahren, als die Presse den erschütternden Ausgang der gegen den Kapt.-Lt. Paasche eingeleiteten Aktion meldete."

Der Herr Polizeipräsident hätte seine Erklärung um einige Grade klarer stilisieren können. Es wäre einfacher und bündiger gewesen, wenn er, wie ich es ihm zumutete, geschrieben hätte: Ich habe die Durchsuchung bei Hans Paasche nicht verlangt und nicht gewollt. Aber es ist auch aus seiner Erklärung ersichtlich, daß Herr Richter dies eigentlich ausdrücken wollte, und das reinigt seinen guten Namen von schimpflichem Verdacht.

Inzwischen hat der sogenannte Untersuchungsrichter des Kriegsgerichts in Neu-Krone seinen Bericht an das Reichswehrministerium erstattet. Herr Geßler, die Zierde der Demokraten, in Berlin so erfolgreich wie in Spaa, hat es nicht einmal der Mühe wert gefunden, darüber der betroffenen Oeffentlichkeit zu berichten. Man hat erst durch Reporterkünste von den Feststellungen des sogenannten Untersuchungsrichters erfahren. Danach war alles, wie zu vermuten war, bloß ein Mißverständnis.

Mißverständnis, anzunehmen, daß der Einmarsch in Waldfrieden und die Umzingelung Paasches durch 60 Soldaten und 2 Offiziere eine „planmäßige Verschwörung" gewesen sei,

Mißverständnis, daß der Regierungspräsident von Schneidemühl, der eigentliche Anstifter des Feldzugs, sich an den Obersten Edelbüttel — herrliches Wortspiel des Schicksals, der leitende Offizier gegen Paasche heißt wirklich: Edelbüttel! — um seine Intervention gewendet habe, statt an das Wehrkreiskommando, das sie gewiß versagt hätte,

Mißverständnis, daß der Feldzug gegen Paasche gerade auf den 21. Mai festgesetzt wurde, einen Tag nach dem 20. Mai, an welchem Paasche in die Villa Waldfrieden heimgekehrt war,

Mißverständnis, daß der umzingelte, überraschte Paasche fliehen wollte,

Mißverständnis, daß der Wachtmeister Wendland, der noch immer nicht in Anklagezustand versetzt ist, das Zeichen zum Schuß auf Paasche gab,

Mißverständnis, daß die schießenden, hinkommandierten Soldaten eine Vorstellung von der politischen Gesinnung Paasches gehabt oder daß ihnen darüber je ein Wort gesagt worden sei,

Mißverständnis die Schüsse selbst.

Man sieht, nicht nur der Oberstkommandierende im Feldzug gegen Paasche, auch der Untersuchungsrichter ist ein militärischer Edelbüttel.

Und Herr Geßler, der sich mit all diesen Mißverständnissen begnügt, wundert sich, daß man ihn in Berlin wie in Spaa entweder für ein allzu harmloses Gemüt oder vielmehr für den Vater der Mißverständnisse hält.

DIE UFA UND DIE BERLINER THEATER

Dr. Max Epstein, der nicht nur in die Kassenausweise, sondern auch in die Hirnkasten der Berliner Theaterdirektoren zu blicken vermag, erzählt in seiner ausgezeichneten Theaterzeitschrift, daß der Gedanke des Aufkaufs aller Berliner Theater durch die Ufa längst mehr geworden sei als ein phantastischer Einfall. Die Verwirklichung stände näher, als wir alle dächten. . . . Ich bin überzeugt, daß Dr. Epstein hier nicht bloß Schatten an die Wand malt. Die Vertrustung von Theater und Film wird morgen noch nicht kommen, sondern erst übermorgen. Das Wasser muß den Herren Theaterdirektoren nicht bis zur Schulter, es muß ihnen bis zur Unterlippe reichen, dann erst wird die gelassen wartende Ufa eingreifen und alle Herren von Rotter bis Kayßler, von Kren bis Barnowsky in ihr Rettungsboot nehmen. Dann wird sie den Preis der Hilfeleistung bestimmen, und die durchnäßten, vor dem Ertrinken zitternden Direktoren, durch einen verzweifelten Existenzkampf mürbe gemacht, werden nur Ja und Amen zu sagen haben. Die Ufa aber wird meinen und Edmund Reinhardts Gedanken verwirklichen, sie wird Einheit und Ordnung in den Arbeitsplan von Film und Theater bringen, sie wird die Darsteller für beiderlei Betätigungen engagieren (und auf diese Weise ein Vermögen ersparen, denn dann werden die Tagesgagen von 2000 Mark aufhören), und das Theater wird werden, was es unter diesen Umständen werden muß, ein sehr netter, zum Teil vielleicht sogar künstlerischer Adnex der Filmindustrie.

Als ich vor zwei Jahren diese Entwicklung den Berliner Theaterdirektoren voraussagte, da hatte ich zuweilen das Gefühl, einem Nashorn französischen Sprachunterricht zu geben. Edmund Reinhardt immer ausgenommen, dessen Genialität der des Bruders durchaus würdig ist. Er allein begriff, daß der Film im Begriffe ist, das Theater in die Tasche zu stecken, und er hat, als volkswirtschaftlich denkender Kopf, den Gedanken der Vereinigung aller Berliner Theater mit zäher Leidenschaft verfochten. Aber die Barnowsky siegten. Der eine glaubte, er mit seinem kleinen Filmfabrikchen, das inzwischen längst verkracht ist, werde sich allein durch-

setzen; der andere dachte, mit Ibsenfilmen Millionen zu verdienen. Und nachdem sie meine monatelangen Bemühungen, ihnen zu erklären, daß es um Kopf und Kragen des Berliner Theaters gehe, durch grobe Begriffstützigkeit und kleinliches Mißtrauen erwidert hatten, gingen sie in ihre Klatschklubs, um den gesunden Gedanken zu verleumden.

Aber der Plan kehrt wieder. Dr. Epstein, der nicht nur Theaterkluge, hat ganz recht. Nur werden die Direktoren nicht mehr als Gleichberechtigte, wie ich es dachte, am Verhandlungstisch sitzen, sondern sie wenden sich nach der kommenden Spielzeit, die mehr als einen Krach bringen wird, von der Ufa retten lassen, d. h. sich ihr fügen müssen.

Unverdient wird man dies Schicksal nicht nennen können.

DIE KONSUMENTEN DES GEISTES

Wenn eine gütige Fee mir jetzt einen Wunsch freigäbe, wahrhaftig, ich würde mir wünschen, einen einzigen Tag lang H a e n i s c h zu sein. Nur einen Tag lang hätte ich die Autorität eines Ministers nötig, um mein Programm der Demokratisierung der Geisteswissenschaften zur allgemeinen Erörterung zu stellen. Demokratisierung der Wissenschaft, würde ich sagen, hat nichts mit ihrer Popularisierung zu tun, die nichts anderes bedeutet als Entwissenschaftlichung. Es handelt sich nicht darum, den Hinz und Kunz dasjenige, was sie nach ihrer Vorbildung nicht erfassen können, so vorzutragen, daß sie sich einreden, sie hätten es begriffen. Nicht die Forschungsergebnisse sind zu demokratisieren, sondern die Forschung ist es. Darf ich, was das heißt, an einem Beispiel erklären, das mir besonders nahegeht?

Angenommen, ein Literarhistoriker heutigen Schlages würde sich in dreißig Jahren die Frage vorlegen, welche Wandlung des deutschen Geistes der Krieg und der Umsturz bewirkt hätten, wie wird er's anfangen, das zu entscheiden? Er wird eine Anzahl von Dichtern und Schriftstellern unsrer Tage anführen, die dann noch nicht verschollen sein werden. Er wird Hasenclevers Worte, aus der ersten Periode dieses Dichters — 1912 bis 1924 —, analysieren, wird die Beziehungen nachweisen, die zwischen diesen Werken und den Erlebnissen sich herstellen lassen, welche Hasenclever im Krieg, während des Umsturzes und im Jahrfünft des Wiederaufbaus am stärksten ergriffen haben, wird Hasenclevers Stellung zu anderen Dichtern festlegen, die ihm im Formalen oder im Inhaltlichen seiner Dichtung verwandt sind, — und wird an diese Hasenclever-Monographie noch elf Monographien über andre Dichter, bildende Künstler und Musiker knüpfen und dem ganzen Dutzend ein Schlußkapitel folgen lassen. Und was wird man dann wissen?

Wenn ich die Frage beantworten sollte, ob die Deutschen wirklich das Volk Schillers und Goethes sind, so würde ich sagen: In einem gewissen Maße sind sie es ohne Zweifel; aber ich weiß nicht, ob sie es 1900 in höherem oder geringerem Maße waren als 1890, und ob sie es 1920 mehr oder weniger sind als 1900. Darauf kommt es an. Schiller und Goethe sind an sich sehr wichtig, jedoch eins ist noch wichtiger: der Schiller- und Goethe-Konsum im deutschen Volk, seine Kurve im Lauf der Jahrzehnte. Denn davon hängt so

viel für die deutsche Geistigkeit ab, und wichtiger als der einzelne, selbst als der höchste deutsche Geist ist die Geistigkeit des deutschen Volkes. In der Literaturgeschichte streitet man über Richtungen, aber alle diese Richtungen führen am Wesentlichen, an der geistigen Entwicklung von Menschheit und Volk vorbei. Unsere gesamte Literarhistorie behandelt Dichtung ausschließlich vom Standpunkt der Produzenten. Das ist ein einseitiger und nicht derjenige Standpunkt, von dem aus sich der weiteste Blick auf die Gefilde des Geistes eröffnet. Demokratisierung der Literarhistorie aber wäre: Erforschung der Literatur vom Standpunkt der Konsumenten.

Man wende sich also an die Verleger, Buchhändler, Inhaber der Leihbibliotheken und erforsche systematisch, wie es nie bisher geschehen ist, den Konsum an Dichtung. Da werden freilich andere als die — vom Produzentenstandpunkt aus — meistgeschätzten Namen in die erste Reihe gerückt werden. Da wird etwa das Zeitalter Wilhelms I. als die Zeit Spielhagens und der Marlitt und das Zeitalter Wilhelms II. als die Zeit des Karl May und der Frau Courths-Mahler erkannt werden. Und ob wirklich der Krieg und der Umsturz eine geistige Wandlung in Deutschland hervorgerufen haben, wird sich ergeben, wenn wir wissen, ob der Konsum Courths-Mahlerscher Romane abgenommen hat und welcher neue Autor heute am meisten gekauft wird. (Man wird aber nicht nur Dramen und Bücher, sondern auch den Film berücksichtigen müssen, wenn vom geistigen Konsum des neuen Deutschland die Rede ist; denn vielleicht ist Karl Mays wahrer Nachfolger kein anderer als Joe May.) All das sind Untersuchungen, welche die aristokratische Wissenschaft der Vergangenheit als unter ihrer Würde stehend betrachtet hat. Dennoch hat sie bisweilen nicht umhin gekonnt, zuzugeben, daß auch die größten dichterischen Produzenten am allgemeinen geistigen Konsum ihrer Zeit Anteil hatten und davon gelebt haben. Man kommt auf Wanderschmieren und Marionettentheater, wenn man den Ursprüngen von Goethes „Faust" nachgeht, und Grillparzer führt zurück zu Feen- und Geisterstücken der Wiener Vorstadtbühne. Wenn aber der Konsum eines großen Produzenten eingehende Beachtung verlangt, soll der Konsum des ganzen Volkes nebensächlich und nicht wert der Erforschung sein?

Ludwig Reve.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

THOMAS WEHRLIN

BRIEF AN STINNES

Vor ein paar Tagen sah ich Sie zum ersten Male. Sie gingen durch die Halle eines großen neudeutschen Hotels, ein paar Kleidergecken, die Ihnen nachsahen, lachten, weil Ihr Anzug nicht gut sitzt, weil Sie eine steife alte Hutform und, nicht auszudenken, eine festgenähte schwarze Krawatte trugen. Ich wies diese Kleideraffen zurecht, erklärte ihnen, daß aus dieser saloppen Kleidung nur der Wunsch des Sach-Menschen spreche, sich mit Aeußerlichkeiten und Nebensachen nicht aufzuhalten . . . Dann kamen Sie zurück, und jetzt konnte ich in dem bleichen, etwas verbrauchten Gesicht die schwarzen, schwelenden Augen gewahr werden, einen nicht sehr heimlichen Blick, das durchdringende Geschau eines heftig Wollenden.

Ich weiß, daß Sie ein besessener Arbeiter sind. Wenige Minuten nach acht Uhr früh geht die Prozession der Leute los, mit denen Sie an so einem Berliner Arbeitstag Besprechungen haben, und das hört nicht vor dem späten Abend auf. Vierzehnstündiger Arbeitstag, das ist für Sie das Selbstverständliche. Deshalb fehlt Ihnen Zeit und Laune, den Schlips selbst zu binden oder gar sich, wie die Gecken es verlangen, dreimal am Tage umzukleiden. Beiläufig, diese Arbeitswut ist den Thyssen, Siemens, wie den jüngeren Löwen Nervennotwendigkeit, es ist Eure Art Leidenschaft und Laster. Deshalb habt Ihr diese unwillkürliche, ganz persönlich begründete Verachtung für die demokratischen Idylliker, für die Sechsstundentagschwärmer in Hemdsärmeln und mit der Pfeife im Maul. Gar die produktiven Müßiggänger und Musikanten, die zwecklos die Welt anschauen, erscheinen Euch wie Bewohner eines anderen Sterns, so fremd, so unverständlich, daß man schon wieder nachsichtig werden kann.

Arbeitet Ihr, um zu völlern? Der wüsteste Demagog wird Ihnen, Herr Stinnes, dergleichen nicht nachsagen können. Ihre Arbeitsleidenschaft ist so groß, daß Sie nicht einmal das bißchen Freß- und Klatschgeselligkeit Berlins mitmachen können. Kaum je hat man Sie irgendwo als Gast gesehen, und dann sah man's an Ihrem abwesenden Gesicht, daß es Ihnen eine Qual war. Ihre näheren Bekannten erzählen, daß es in Ihrem Haus am Rhein sparsam und spartanisch zugehe. Strenge Familienzucht. Keine Ueppigkeit, meilenfern von Prunk und Snobismus, Erziehung der Kinder zur sachlichen Schlichtheit.

Das alles stimmt zu dem Augen-Eindruck in der Halle des neudeutschen Hotels. So sieht kein Lebensgenießer aus, sondern ein von seiner Arbeit Besessener.

Seit dem Frühjahr ist eine Wandlung in Ihnen geschehen. Zwei Drittel Ihrer Zeit werden jetzt mit Politik ausgefüllt. Sie haben die Deutsche Volkspartei auf die Beine gestellt, sind Abgeordneter geworden — haben Sie übrigens in einer einzigen Wählerversammlung gesprochen? Die Listenwahl ermöglicht es, daß jede große Partei ein paar, nicht zum Wirtshausgeschrei begabte Männer in den Reichstag schicken kann. Sie haben in den Wochen seit dem Wahlkampf nicht wenig gelernt. Vor allem ist es Ihnen evident geworden, daß es unpolitisch war, die Mehrheitssozialisten so wütend zu bedrängen.

Ein Amateur hat in Spaa ein Bildchen geknipst, auf welchem Sie in tiefem Gespräch mit Otto Hué, dem Bergarbeiterführer, erscheinen. Ging's nach meinem Wunsch, so müßte jeder Wähler der Deutschen Volkspartei die Aufnahme sehen und studieren. Meinetwegen auch jeder Sozialist. Dies Bild sagt: Im Augenblick ist es nicht so sehr unser Schicksal, Unternehmer oder Arbeiter zu sein. Die Angleichung wird übrigens eine noch viel stärkere werden. In dieser Epoche ist es unser Schicksal, Deutscher zu sein. Natürlich gibt's verächtliche Schieber, die sich dem gemeinsamen Geschick entziehen wollen. Aber wir anderen, deren Kapital die eigene Arbeitskraft ist, wir spüren den eisernen Ring von Versailles um unseren Hals, spüren diese ewige Gefahr des Erdrosseltwerdens, dieses gerade knapp noch der Vernichtung Entronnensein, Tag für Tag, Hué ebenso wie Sie, Stinnes. Das bedeutet nicht, daß der Gegensatz zwischen Proletarier und Unternehmer eingeschlafen sei, er gärt in der Tiefe, und so soll es sein. Aber immerhin ist in diesen Tagen von Spaa zum ersten Male, sichtbar für alle Deutschen, die Erkenntnis an den Tag getreten: *Die Zugehörigkeit zu einer Nation bedeutet Schicksalszwang* für jeden, für den Proleten wie für den Bürger. Andere Völker wissen das längst. Jeder Engländer ist ganz selbstverständlich und vor allem Engländer, dann ist er, in Gottesnamen, Konservativer oder Kommunist. Wie sehr der Franzose nur Franzose ist, soll Ihnen der revolutionäre Mr. Cachin erzählen, der für die Sowjets ebenso schwärmt, wie er für die nationale Verteidigung erglüht ist. Nur wir Deutsche glaubten und glauben immer noch, man könne seine Nationszugehörigkeit in die rechte Westentasche stecken, man könne schlechthin Proletarier, schlechthin Unternehmer sein.

Deshalb möchte ich dieses tiefernste, von aller Demagogie gereinigte Bildchen, das Sie und Hué in Spaa darstellt, in hundert-

tausend Exemplaren verbreiten. Es ist, wahrhaftig, wahrer und gehaltvoller als die hunderttausend Wahlplakate, in denen der deutschnationale Siegfried den roten Drachen erschlug.

Nun besitzen Sie, Hugo Stinnes, 64 deutsche Zeitungen. Wie wär's, wenn Sie das Bildchen oder den geistigen Gehalt dieses Bildchens durch Ihre Blätter zu vielen Millionen Deutschen gelangen ließen? Das würde auch die dumme Legende von dem prassenden Kapitalisten zerstören, der aus dem Leben nichts als dicken Genuß herauspressen will. Ihre Rede neben der Rede Hués in Spaa — war das nicht ein Akkord, wie man ihn in der deutschen Politik noch nie gehört hat? Lassen Sie diesen Akkord durchs deutsche Land klingen! Wir brauchen diese Musik, wenn wir deutschland-gläubig werden wollen.

Im übrigen: In der Hotelhalle stand, als Sie an uns vorübergingen, ein sehr intelligenter Kommunist neben mir. Der sagte, als die Kleidergecken zu lachen wagten: „So einen Mann wie den Stinnes müssen wir für uns einfangen. Er gehört ja gar nicht zu der Klasse der Verfaulten. Glauben Sie, daß dieser Besessene wegen des bißchen Profites arbeitet? Unsinn. Er arbeitet, weil schöpferische Pläne in ihm rumoren. Er ist die lebendige Widerlegung des privatkapitalistischen Prinzips. Er ist, viel mehr als er weiß, Diener der Gemeinschaft. Schade, daß er das noch nicht weiß . . ."

ODA OLBERG (Rom)

ITALIENS KRISE

Italiens Krise ist natürlich nur ein Teil der Krise Europas, der Krise der ganzen Kulturwelt. Nicht nur die Ursachen sind die gleichen, sondern auch alle wesentlichen Erscheinungen, wie sich überhaupt die Geschichte darin zu gefallen scheint, das Kapitel der Kriegsfolgen in allen Ländern nach demselben Paradigma abzuwandeln. Einen ins einzelne gehenden Vergleich mit anderen Ländern wage ich nicht anzustellen, da ich aus direkter Anschauung eben nur Italien kenne; wenn ich aber nach dem urteilen darf, was wir hier von den andern erfahren, so scheint mir die Auffassung berechtigt, daß Italien von allen Ländern der Entente, mit Ausnahme Serbiens und Rumäniens, am schwersten an den Kriegsfolgen schleppt. Die stärkeren Mitsieger, namentlich Frankreich und England, haben Italien nichts von seiner Last abgenommen.

Die Abhängigkeit von dem Auslande, die durch die geographische Lage und durch den Mangel an Kohlen und Eisen bedingt ist, ist durch die Kriegsfolgen noch erhöht worden. Die englische Flagge beherrscht das Mittelmeer unumstritten. Französische und nordamerikanische Finanz reichen sich die Hand, um die strategischen

Punkte der Ostküste der Adria den Slawen zu sichern, so daß Italiens flache, nicht zu verteidigende Adriaküste jedem feindlichen Angriff offen liegt. Kohlen gibt es nur aus England, und wenn die Entente den Italienern deutsche Kohle erlaubt, so nur zu englischen Preisen. Heute kostet die Tonne 750 Lire, nur wenig mehr als vor dem Kriege dieselbe Gewichtsmenge Weizenbrot kostete. Neunzig Milliarden Kriegsschulden, davon 20 Milliarden im Auslande. Die Zinsen der Staatsschuld verschlingen heute mehr als den fünffachen Betrag des gesamten italienischen Budgets vor dem Kriege. Die Erhaltung des heutigen Brotpreises von 1 Lira für das Kilo kostet den Staat 5 Milliarden im Jahre, das italienische Geld verliert mehr als zwei Drittel gegen den Schweizer Franken: das ist die Siegeslitanei.

Wie will man, wenn man nicht an die Götter glaubt, die mit Blindheit schlagen, wen sie verderben wollen, die Haltung des italienischen Bürgertums aus etwas anderem als aus der Kriegsneurose erklären? Kann eine immerhin übersehbare Summe äußerer Schwierigkeiten, die man noch dazu langerhand vorhersehen konnte und mußte, zu einer Zeit, als noch vielfach Abwehr möglich war, jene Unfähigkeit im Tun und im Lassen erklären, die die Zerrüttung des heutigen Regimes in Italien herbeigeführt hat? In der beherrschenden Klasse sieht man keine Energie der Abwehr, keine Klugheit der Vorbeugung, nur ein Nörgeln und Feilschen um die kleinen Unbequemlichkeiten des Alltags, großes Gejammer um kleines Uebel und Stumpfheit gegenüber dem großen. Wenn kein Tram geht, weil wieder einmal gestreikt wird, wenn der Zug angehalten wird, weil unter den Reisenden Polizisten entdeckt worden sind, dann hört man oft den Stoßseufzer: „Wenn doch erst die Revolution käme, damit man weiß, welchen Tod man sterben soll!" Ueberall eine blöde, fatalistische Erwartung der Katastrophe, unter deren Nervenkitzel die Genußsucht immer rohere und schamlosere Formen annimmt. Hat doch im vorigen Winter der römische Hochadel Wohltätigkeitsfeste veranstaltet, deren Fortsetzung von der Polizei verboten werden mußte, weil es gar zu bordellmäßig auf ihnen zuging!

Das Bürgertum hatte viel Klassenprestige im Schützengraben eingebüßt. Nicht, daß sich nicht auch viele der Seinen wacker geschlagen hätten, aber das Favoritismenwesen, das der Krebsschaden ist, trat in den kleinen übersehbaren Kreisen deutlicher zutage. Man sah den gleichen Dienst und die verschiedene Wertung. Man sah das Unrecht, das im bürgerlichen Leben durch die örtliche Scheidung der Klassen verschleiert ist, sich in schamloser Deutlichkeit zeigen.

Diese Folge hätte die herrschende Klasse nur abschwächen können, indem sie ohne Zögern alle Kriegsversprechen den Heimkehrern einlöste, und denen, deren Kämpfer nicht mehr heimgekehrt sind. Aufteilung der großen Güter, sofortige Bewilligung ausreichender Pensionen für Invaliden, Witwen, Waisen und Eltern, das war noch ein Programm, durch dessen Durchführung die Bourgeoisie sich hätte festigen können. Mit raffiniertem Ungeschick hat die herrschende Klasse auf diesem Gebiet so viel gerechte Empörung angehäuft, hat zum Teil ein so frevelhaftes Spiel mit den Opfern des Krieges getrieben, sie mit Krämergeist um ihre Rechte zu prellen gesucht, daß hier das Wort der Abrechnung etwas von biblischer Wucht hat. Was den Kriegsinvaliden und den Hinterbliebenen in Italien geboten worden ist, das genügt allein, um das geschichtliche Schuldbuch einer Klasse zu füllen.

Dieselbe Klasse, die so hart war gegen die Wehrlosen, war windelweich gegenüber den Wehrhaften. Man denke nur, was die Beamten, die Postbeamten durch Obstruktion, die Eisenbahner durch Streik, dem Lande haben bieten können, ohne daß der Staat sich berechtigt gefühlt hätte, irgend etwas für die Aufrechterhaltung des öffentlichen Dienstes zu tun, wobei keinem der Streikenden ein Haar gekrümmt wurde und alles mit Teuerungszulagen endete, von denen die letzte 700 Millionen jährlich betrug.

Eine Klasse, die weder für ihre Klassenrechte noch für ihre Versprechungen eintritt, die sich ungefähr zeigt, ein Opfer zu bringen, sich weder den Luxus versagen kann, noch Steuern zahlen mag, die so schwach und hilflos ist, daß sie sich alles über dem Kopf zusammenschlagen läßt, hat offenbar abgewirtschaftet, von innen heraus. Was sie auch tue, nichts gereicht ihr zum Guten.

Aus dieser Sachlage leitet die sozialistische Partei Italiens, die in Händen der bolschewistischen Richtung liegt, den Schluß ab, daß die Stunde der Revolution gekommen sei. „So schwach wie heute wird uns die herrschende Klasse auf Jahrzehnte hinaus nicht wieder gegenüberstehen," sagt man. Deshalb tritt die sozialistische Partei, hinter der die große Mehrheit des Proletariats steht, abwartend beiseite.

Hier liegt nach unserer Ansicht die große Gefahr der heutigen Lage in Italien: in einer Revolution, bei der der Schwache den noch Schwächeren über den Haufen stößt, um dann aus dem Chaos des Krieges, das der innere Krieg noch weiter verrührt, mit kümmerlichen Kräften die „neue Gesellschaft" zu erbauen.

Wir Sozialisten von der vorigen Generation, die wir an die Geburt einer neuen Zeit geglaubt haben, aus dem Kulturwillen und Verantwortungsgefühl, aus der Jugendkraft und

Lebensfülle der Arbeiterklasse heraus, wir sehen mit einem Gemisch von Bangen und Widerwillen, wie müde die sind, unfrei und kettengewöhnt. Dieses Proletariat, das der Krieg so mitgenommen hat, daß es rein körperlich der vor dem Kriege erreichten Arbeitsleistung und Disziplin unfähig ist, soll morgen zu einer höheren Leistung und strengeren Disziplin berufen werden, nicht, weil es die Kraft dazu in sich spürt, sondern nur, weil die herrschende Klasse versagt?

Man sage mir nicht: die italienischen Massen sind ja voll Kraft und revolutionärer Energie. Das sieht sich nur aus der Ferne so an. Freilich ist in Italien immer etwas los. Heute ein parlamentarischer Radau, morgen ein Landarbeiterstreik; bald wird eine Fabrik von den Arbeitern besetzt, dann gibt es Massendemonstrationen, mit Verwundeten und Toten auf proletarischer Seite. Aber das Ganze erinnert mehr an Krämpfe als an koordinierte Muskelbewegungen. Es macht müde wie Arbeit, aber es ist unfruchtbar.

Das sind die Vorwehen der Revolution, sagen die Sozialisten. Es sieht aber mehr aus wie Nachwehen des Krieges. Die Partei begrüßt es als einen Vorteil, wenn der Verlust der Ernte in einer halben Provinz die Nahrungsschwierigkeiten vermehrt: das beschleunigt den Zusammenbruch der Bourgeoisie. Die Sozialisten denken: erst kommt die Katastrophe, dann kommen wir. Und freuen sich kindisch, daß die Klasse, deren Erben sie sind, bankrott macht.

Turati hat unlängst ein tiefes Wort von der „Sabotage der Kulturgüter" durch die italienischen Sozialisten gesprochen. Tatsächlich fehlt in den leitenden Parteikreisen das Bewußtsein, daß ein allgemeiner Zusammenbruch allgemeine Kulturgüter mitreißen muß, Güter, die weder bürgerlich noch proletarisch sind, Menschheitsgüter. Man vergißt, daß ein Land mit 30 Jahrhunderten Kultur andere Voraussetzungen hat als das zaristische Rußland. Die italienischen Bolschewisten sind überzeugt, daß ihre Haltung, die auf Hemmung und Unterbindung des Wirtschaftslebens hinausläuft, das Proletariat revolutionär schule. Dabei fördern sie weiter den antisozialen Trieb, den der Krieg geweckt hat. Man predigt nicht ungestraft das: je schlimmer, desto besser, löst nicht ungestraft eine Klasse systematisch von dem Verantwortungsgefühl für das soziale Ganze los. Das künstlich verödete Gefühl wird nicht kräftig und tüchtig werden, bloß weil man das Sowjetwappen an Stelle der Trikolore setzt.

Die Bourgeoisie Italiens kann aus eigenen Kräften, auch wenn Giolitti zehnmal alle Kriegsgewinne einzieht, nicht mit den Kriegsfolgen fertig werden. Soll darum das Proletariat, das auch diese

Kriegsfolgen in seinem Körper und seinem Geiste trägt, heute den bankrotten Betrieb übernehmen, soll seine Schicksalsstunde durch das Abfaulen der herrschenden Klasse, nicht durch die eigene Reife bestimmt sehen?

Wenn das Bürgertum zu schwach ist, um seine geschichtliche Machtstellung weiter zu verteidigen, um seine geschichtliche Last weiter zu tragen, so nehme die Arbeiterklasse ihr einen Teil der Macht und einen Teil der Last ab. In einem Regime größerer Freiheit und sozialer Gerechtigkeit kann man dann aufforsten, was der Krieg verwüstet hat, in uns und außer uns.

Und wenn inzwischen auch das Bürgertum, dem die Arbeiterklasse über die Kriegsfolgen weghilft, wieder als Klassenmacht erstarkt, so darf uns das nicht besorgt machen. Die herrschende Klasse ist zu wesentlichen Zugeständnissen bereit, wenn ihr heute von sozialistischer Seite die Möglichkeit geboten wird, den Zusammenbruch zu vermeiden. Sie wird nur einen Bruchteil ihrer politischen Macht über die heutige Krise hinüberretten.

Es ist besser, sich an einem starken Gegner messen, als mit geringen Kräften den schwachen meistern, um dann vor einer Aufgabe zu stehen, der man nicht gewachsen ist. Gerade die italienische Arbeiterschaft, namentlich die ländliche, hat gewaltige Ressourcen körperlicher und seelischer Gesundheit. Heute hat sie der Krieg teils verschüttet, teils getrübt. Vielleicht hätte sie trotzdem noch das Zeug, die sich selbst aufgebende Bourgeoisie aus ihrer politischen Machtstellung zu verdrängen, aber es fehlen ihr die wirtschaftlichen und die psychologischen Vorbedingungen, um diesen Sieg einer Klasse zum Siege des Sozialismus zu gestalten.

Deshalb beklagen wir es, daß die italienische Partei den bewaffneten Aufstand unter den Massen predigt. Nicht, weil wir die Niederlage für wahrscheinlich halten, wohl aber, weil wir glauben, daß heute der Sieg, wie die Niederlage, die Sache des Sozialismus um Jahrzehnte zurückwerfen würde. Und deshalb begrüßen wir die Aera Giolitti, weil das italienische Bürgertum in diesem Manne sein Selbstvertrauen als Klasse wiedergefunden hat. Gelingt es ihm, dessen Wirken die große Suggestion zugute kommt, die von seinem Namen ausgeht, dem Bürgertum über seine heutige Krise wegzuhelfen — was ohne sozialistische Mitwirkung nicht möglich erscheint —, so wird er nicht nur das Klassendasein der Bourgeoisie gefristet haben. Ohne es zu wollen, leistet er dann auch der Sache der Revolution und des sozialen Aufstieges einen entscheidenden Dienst.

Auch diese Berichte sind, wie die des vorigen Heftes, dem im Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, demnächst erscheinenden Buche „Moskau 1920, Tagebuchblätter" entnommen.

Moskauer Zeit.

Die Uhr geht vor in Moskau, die Sommeruhr geht Stunden vor. Die Arbeit beginnt daher sehr früh und endet sehr früh. Mittags, nach Berliner Zeit, schließen die Bureaus und die Fabriken. Es ist gut so, denn der Erholungsdrang kann den Tag ausnützen. Moskau ist erholungsbedürftig. Die Moskauer Nerven sind keine Friedensnerven mehr. Sie brauchen Spaziergänge, Hingestrecktsein, Lässigkeit.

Allerdings gibt es auch Nerven in Moskau, die von den Peitschungen nicht wegkommen. Die Verwaltungsleiter schuften 12 Stunden, 14 Stunden und mehr. Tschitscherin ist solch ein Schufter, und viele andere mühen sich von früh bis spät. Sie sind rastlos, weil Kräftemangel herrscht und weil das Arbeitsquantum gerade jetzt riesenhaft ist. Tschitscherin beginnt die Arbeit spätnachmittags und endet sie gegen 6 Uhr früh nach Moskauer Zeit. Aber das sind Intensitätsausnahmen.

Man hat Zeit in Moskau. Man hatte immer schon Zeit in Moskau, und auch heute noch hat man Zeit. Rußland ist weit und die Zeit ist so lang in Rußland. Es kommt nicht auf eine Stunde mehr oder weniger an.

Ich war oft ungeduldig, ich habe mit dem Fuße aufgestampft, auf Tische geschlagen, ich konnte mich mit der Moskauer Zeit nicht befreunden. Wohl mit der Sommerzeit, nicht aber mit dem Zeitgefühl der Moskauer.

Ich arbeitete dort mit einem prachtvollen Menschen, mit einem Wirtschaftskenner, einem jungen Menschen, der aber allerlei kannte. Mehr kannte als viele Aeltere, und den man auf einen falschen Platz gestellt hat. Auch so etwas gibt es in Moskau. Es ist ein Organisationsmangel.

Dieser Könner besaß keine Uhr. Einmal kam er um 10 Uhr früh ins Bureau, dann wieder um 9, dann um 11, dann um 12. Die Uhrlosigkeit störte ihn gar nicht, und als unser Delegationshäuptling ihm eine Wertheimuhr (Stahlgehäuse mit Unzuverlässigkeit) schenkte, ließ ihn das ziemlich kalt. Meistens vergaß er den Besitz dieser Uhr.

Dieser prächtige Mann und andere prächtige Männer bestellten mich für eine bestimmte Zeit. Ich war natürlich da. Mit sogenannter militärischer Pünktlichkeit, preußisch-militärischer Pünktlichkeit, d. h.

10 Minuten vor dem Termin. Aber sie waren nicht da, oder sie lagen noch im Bett, oder sie hatten ihren Tee noch nicht getrunken, oder sie hatten vor dem Studiumbeginn noch irgend etwas zu erledigen. Es gab auch Pünktliche, Preußen an Pünktlichkeit, Militärpreußen an Pünktlichkeit. Aber sie waren selten und sie hatten in Deutschland gearbeitet.

Ich glaube, Lenin hat schon gegen diese Schluderei gewettert. Sie muß raus, sie ist ein Werkfehler, ein Uhrwerkfehler in den Russen. Ein Werkfehler wie die Versprechungen, die aus süßem Herzen, aus innigem Herzen gegeben und nicht gehalten werden. Das muß raus aus den Russen, sonst werden sie noch allerlei Peinlichkeiten erleben.

Fürchterlich ist folgender Unfug: Du sprichst mit einem Bureauleiter. Der Faden spannt sich von dir zu ihm, von ihm zu dir. Die Tür geht auf und irgendeiner stürzt sich in den Faden hinein, zerreißt ihn und spricht rücksichtslos an dir vorbei mit dem Bureauleiter. Du birst beinahe vor Wut, du stampfst, du zitterst, denn du hast keine Zeit. Der Fadenzerreißer oder die Fadenzerreißerin geht weg, lächelnd als wäre nichts geschehen, und gleich darauf kommt wieder ein Zerreißer und spricht an dir vorbei. Es ist keine Rationierung in diesem Konferenzbetrieb, die Zeit wird verspritzt, der Bureauleiter verliert die Uebersicht. Ordnung fehlt, Aufreihegefühl, Hintereinandergefühl. Lenin hat das Gefühl und andere haben es auch. Bei ihnen geht alles hübsch hintereinander, nacheinander, angereiht, geordnet, registriert, angemeldet, abgemeldet, angefertigt. Ordnung, Ordnung, Ordnung. Segensreiche.

Bei Bourgeois.

Sie wohnen in einer Privatstraße Moskaus. In einem gutgebauten Haus mit einem Fahrstuhl im Treppenaufgang. Aber Fahrstühle funktionieren jetzt nicht in Moskau. Man muß Strom sparen, weil man wenig Brennmaterial hat.

Eine große Ueberlandzentrale bei Moskau arbeitet. Sie ist von deutschen Firmen gebaut (in Friedenszeiten). Von Siemens, der A. E. G., der Porzellanfabrik Rosenthal. Von hier aus spannt sich ein großartiges Netz über das Moskauer Gebiet. Die Zentrale arbeitet, arbeitet exakt, aber sie versorgt noch nicht alles, was sie versorgen möchte, weil man Strom sparen muß.

Auch die Fahrstühle in den Aemtern gehen nicht. Bis zum letzten Stockwerk im Gebäude des Obersten Wirtschaftsrates braucht man mindestens ein Paar Schuhsohlen, denn der Fahrstuhl geht nicht. Man kommt dort mit völlig ausgepfiffenen Lungen an. Es hilft nichts, der Fahrstuhl geht nicht. Rationierung, segensreiche.

Man sagt in Moskau nicht Bourgeois, sondern Burjui oder Burjoi. Es ist eine Tendenzverballhornung, eine Verachtungsvokalisierung. Es gibt noch mehr Tendenzverballhornungen, Tendenzkürzungen, Tendenzbiegungen. Beispielsweise Spezi für Spezialist. Spezi, das ist in Moskau nicht nur der Fachmann, sondern der renitente Fachmann, der sabotierende Fachmann, der faule Fachmann.

Burjois hausen in keiner Kloake. Sie sind nicht luftabgeschnürt, zwangsbeschnitten. Ich sah in der Wohnung Tische, Stühle, Oelbilder, „echte" Bilder. Ich saß auf einem Sofa, das mit Ripstuch überspannt war, und wurde zum Braten eingeladen.

Frau Burjoi stak in einer Matinee. Vielleicht in einem Kimono. Ich kenne das nicht so genau. Ich weiß noch nicht einmal, ob Pyjama männlich oder neutral ist. Aber es war ein gutes Bekleidungsstück, wellig bis an die hellen Hausschuhe reichend. Um die Füße waren Florstrümpfe. Ich wurde zum Braten eingeladen.

Im dritten Zimmer stand ein Kinderwagen, ein bürgerlicher Kinderwagen, mit einer treuen Seele daneben. Es war eine Amme. Eine wirkliche Amme, kein Ammenphantom, keine viertdimensionale Ammenerscheinung, sondern eine Amme aus Bein und Brust. Eine Amme, wie der Säugling sie braucht. Also eine gewölbte Amme, keine Flachamme. Es war eine wirkliche Amme.

Der prachtvolle Landa war mit mir bei Burjois. Er ist ein Kommunist und steckt in einem Lederanzug. Die Zehen des rechten Fußes steckten allerdings gar nicht mehr. Oder sie steckten draußen, wenn ich so sagen darf, von Luft umhüllt. Es war warme Moskauer Sommerluft, völlig unschädlich für die Zehen. Sie säuberte die Zehen zwar nicht. Das kann man nicht sagen, aber sie war warm.

Außerdem trug der prachtvolle Landa einen Everclean. Everclean ist eine ideale Sache. Everclean ist durchaus waschecht. Man braucht nur einen Everclean. Mehr braucht man nicht. Der prachtvolle Landa wusch ihn jeden Morgen mit Teewasser. Dann blitzte er, dann jauchzte er weiß in der warmen Sonne Moskaus.

Diesem Everclean Landas gegenüber kokettierte ein Spitzenüberhang und eine rechte Hand mit Brillantringen. Daneben stand eine junge Dame. Eine junge Dame und kein Mädel. Mit Florstrümpfen, mit einer breitgestreiften Seidenbahn um sich, mit weichen Augen und mit bitteren Klagen.

Denn es begann ein Systemgespräch, eine Problemdiskussion. Burjois waren unzufrieden mit dem Regime. Das kann ihnen kein Mensch verübeln. Denn dieses Regime ist wahrhaftig noch keine Paradiesgartenverwaltung. Es ist die Verwaltung eines Ackers, eines groben Landstückes mit noch vielem Unkraut, schlecht gejätet, sogar

noch schlecht gepflügt. Es ist kein Herzvergnügen, kein Burjoisvergnügen, auf diesem Acker zu wandeln. Florstrümpfe oder florstrumpfige Seelen fühlen sich nicht wohl auf diesem Acker. Es ist nichts für florstrümpfige Seelen.

Die Dame mit der florstrumpfigen Seele war eine Sowjetbeamtin. Die Kimonodame arbeitete gar nicht. Ich möchte, sagte sie herzinnig, dem Volke dienen. Aber ich kann dem Volke nicht dienen, ich habe nichts gelernt. Revolutionen dürfen erst kommen, wenn alle volksdienstvorbereitet sind.

Was soll ich tun? fragte sie. Ich muß Sachen verkaufen, denn unter 100 000 Rubeln monatlich geht es nicht. Zu wenig Brot, kein Zubrot. Was soll man tun? Man verkauft ein Stück nach dem andern. Leider, sagte sie, leider kann ich nicht dem Volke dienen.

Sie schwärmten von Lenin, aber sie jammerten über andere. Es gibt noch vieles zu bejammern in Moskau. Die Sowjettätigen sind bei Gott nicht alle Uneigennützigkeitsfanatiker. Auch von ihnen dienen viele nicht dem Volke.

Die Kleine mit der florstrumpfigen Seele und der Seidenbahn um sich klagte mit. Sie diente zwar dem Volke nach ihrer Art, aber sie verdiente damit nicht genug. Die Sowjetbeamten und Sowjetbeamtinnen verdienen (mit Ausnahmen) tatsächlich nicht genug. Weder an Geld noch an Naturalien. Das Moskauer Beamtenessen (meistens in den Amtsgebäuden verabreicht) ist kein Luxusessen. Es reicht nicht. Auch die Brotzuweisung genügt nicht. Es ist hier mindestens ein Entlöhnungsfehler. Die Geldentwertung galoppiert so schnell, daß die Löhne und Gehälter nicht mitkommen (Reallohn).

Aber die Kleine mit der florstrumpfigen Seele sah gar nicht verhungert aus. Sie war kein Skelett, sondern eine Molligkeit. Sie war prick, sauber, sie hatte Glanznägel. Sie lebte also und lebte gut. Jeder jammert in Moskau, aber jeder lebt, und Hunderttausende leben gar nicht schlecht.

Kein Bourgeois kann sich mit dem System befreunden, herzinnig befreunden. Der Moskauer Bourgeois war in Friedenszeiten ein Bettgenießer, ein Tischgenießer, ein Trunkgenießer. Er kann sich jetzt mit der Enthaltsamkeit nicht befreunden. Das ist selbstverständlich.

Aber er lebt, auch wenn er dem Volke nicht dienen kann. Er lebt so lange ohne Dienst am Volke, bis er alles, was ihm die Dienstlosigkeit ermöglicht, verlebt hat. Dann allerdings muß er dem Volke dienen. Brotklagen, Fleischklagen, Essensklagen, Kleidungsklagen, Geldklagen. Man hört sie immer wieder. Es sind Situationsklagen, Gegsnwartszustandsklagen. Perspektiven gibt es nicht, sondern nur Retroperspektiven. Das ist begreiflich, es wird auch anderswo so sein oder werden.

Bourgeois sind keine Sozialisten, Kommunisten sind sie gewiß nicht. Sie verloren, während der Sozialismus gewann. Daher sind sie berechtigt zu schimpfen, denn sie wissen nicht, daß der Sozialismus auch für sie gewinnt.

Ich wies auf den Kinderwagen, auf den Säugling an der gewölbten Amme. Ich meinte: dieser Säugling wird einst dem Volke dienen und er wird dann nicht mehr klagen. Es wird kein klagender Zustandsmensch sein, kein klagender Gegenwartszustandsmensch, vielleicht auch kein Perspektivmensch, vielleicht schon ein Mensch, der mit der Gegenwart zufrieden ist. Sicher kein Retrospektivmensch. Die Vergangenheit wird schon ein Museum für ihn sein.

Vielleicht, sagte der Kimono. Vielleicht, sagte die florstrumpfige Seele. Aber was haben wir davon? Davon haben wir nichts. Wir sind Gegenwartszustandsmenschen, und der gegenwärtige Zustand ist kein schöner Zustand, es ist ein Zustand, Zustand ...

Wir nahmen die Einladung zum Braten nicht an. Nicht aus Abneigung gegen Braten. Ich sehnte mich nach Braten in Moskau, ich schimpfte auf die bratengesegnete englische Mission. Als ich, auf der Rückfahrt, in Narwa war, verdarb ich mir sofort den Magen an gehäuften Schweinskoteletten. So sehr sehnte ich mich nach Bratfleisch.

Aber jener Braten wäre grundsatzumfochten gewesen, ein prinzipienumkämpfter Braten. So ging ich nach Hause, an den Tisch mit Kascha, aufgetragen von Sascha, der Sowjethausköchin mit den dicken Backen, dem Zahngeschwür und der Dienstbereitschaft am Volke.

JOHANNES G. v. ALLESCH

INTELLIGENZPRÜFUNGEN AN AFFEN

Manche Berliner werden sich noch an die Erregung erinnern, die vor vielen Jahren durch ein Pferd hervorgerufen wurde, das in einem düsteren Hof im Norden der Stadt, in der Griebenowstraße, die unglaublichsten Rechenkunststücke zum besten gab. Von allen Seiten strömten die Menschen herbei, um das Wunder zu sehen. Die Leistungen des Pferdes steigerten sich ins Ungemessene, und man entschloß sich, eine wissenschaftliche Kommission einzusetzen. Das Ergebnis der Untersuchung war aber eine große Enttäuschung, denn der kluge Hans hatte gar nie gerechnet, sondern nur auf die unwillkürlichen, aber recht gleichmäßigen Kopfrucke geachtet, die die Beobachter machten, wenn er bei der von ihnen gedachten Zahl angelangt war, denn das war für ihn das Signal, die Belohnungsmohrrübe entgegenzunehmen.

Dadurch war die Meinung, daß Tiere zu einsichtigem Verhalten im menschlichen Sinne überhaupt nicht fähig seien, wesentlich gestärkt worden, und die alten Versuche, alle irgendwie nach Ueberlegung aussehenden Handlungen von Tieren als mehr oder weniger komplizierte

Leistungen einer Art Reflexmaschinerie und als zufällige Verkettung einzelner, in sich sinnloser Bewegungen aufzufassen, wurden neu belebt. Besonders der Amerikaner Thorndike und der Deutsche Erich Wasmann haben sich bemüht, solche Auslösungen von Tätigkeiten, die scheinbar das Bewußtsein eines Zieles und die Uebersicht über den einzuschlagenden Weg voraussetzen, zum Teil sogar mit Heranziehung von Experimenten durchzuführen. Je selbstverständlicher es den meisten Biologen und sonstigen Forschern der Tierwelt wurde, die physische Zusammengehörigkeit von Mensch und Tier, insbesondere von Anthropoiden, das ist Menschenaffen, und Menschen, vorauszusetzen, um so tiefer öffnete sich die Kluft zwischen den psychischen Leistungen nach beiden Seiten.

Da kam von der Gehirnanatomie her ein neuer Anstoß für die Forschung. Um in systematischer Weise vergleichende Studien am Menschen- und Affenhirn durchführen zu können, schien es nötig, sich einen Vorrat lebender Affengehirne anzuschaffen. Es wurde von der Berliner Akademie der Wissenschaften die Anthropoidenstation auf Teneriffa errichtet. Da man aber das kostbare Material in jeder Weise nutzbar machen wollte, wurde zunächst mit der Erforschung der psychischen Eigenschaften der vorhandenen Schimpansen begonnen, und Wolfgang Köhler, ein Psychologe, der bereits durch seine ausgezeichneten akustischen Arbeiten allgemein bekannt war, mit der Leitung der Station betraut. Was er im Laufe seines Aufenthaltes, der sich durch den Krieg und die Umstände der Folgezeit auf 6½ Jahre verlängerte, an Ergebnissen gewonnen hat, gibt uns ein ganz neues Bild von der tierischen Intelligenz.[1])

Von vornherein war die Fragestellung insofern eine andere gegenüber dem Fall des klugen Hans und allen verwandten Tierexperimenten, als nicht untersucht wurde, was die Tiere durch mehr oder weniger geschickte Dressur an technischen Leistungen sich anzueignen vermögen, sondern was sie aus sich selbst auf dem Weg nach einem Ziel an zweckmäßigem Verhalten zu entwickeln fähig sind. Die Tiere sollten nicht durch irgendeine Aufgabe, deren Lösung man ihnen Bewegung für Bewegung beibrachte, mitten in menschliche Zusammenhänge hineingestellt werden, deren Bedingungen zu begreifen für sie von vornherein ganz und gar ausgeschlossen war, sondern sie sollten in der Richtung ihrer eigenen Bedürfnisse und durchaus auf der Basis der ihnen geläufigen Lebensumstände zur Produktion neuer Leistungen gebracht werden, die dadurch, daß sie ganz aus ihnen selbst erwuchsen, auch ihrem Sinne nach vollkommen Besitz der Tiere waren.

Dieses innere Verwachsensein mit der Aufgabe eröffnet überhaupt erst die Möglichkeit für einsichtige Lösungen; ob aber irgendein Verhalten, das tatsächlich zum Ziele führt, einsichtig ist oder nicht, das ist die Grundfrage, die den Tierpsychologen beschäftigt. Man kann sich ja denken, dass gelegentlich nur durch zufälliges Aneinanderreihen von Einzelaktionen, die jede für sich die Aufgabe keineswegs fördern, doch der Enderfolg eintritt.

[1]) Dr. W. Köhler, Intelligenzprüfungen an Anthropoiden, Abhandlungen der Kgl. preuß. Akad. d. Wiss., Berlin 1917

Ein Hund will aus einem Zimmer, in das er gesperrt ist, hinaus. Er springt wütend gegen die Tür, trifft endlich zufällig die Klinke an der rechten Stelle und ist plötzlich im Freien, ohne zu wissen wieso. Im Grunde dasselbe wie bei der Dressur, wo das Tier auch eine Reihe von Aktionen auszuführen hat und dann ohne jeden Zusammenhang damit plötzlich eine Belohnung bekommt, die nicht mal im wahren Sinn eine Belohnung ist, sondern nur eine beziehungslos folgende Annehmlichkeit. Ein solcher durch Zufall gewonnener Weg zu einem Ziel kann nun auch durch Wiederholung fester werden und allmählich Abkürzungen erfahren. Schließlich sieht es dann täuschend so aus, als ob es sich um bewußtes Lösen einer Aufgabe handelte und doch ist dazu nichts anderes nötig, als ein genaues Aneinanderreihen von offenbar ganz sinnlosen Bewegungen, also nicht im geringsten Intelligenz und Einsicht, sondern nur eine gewisse Art von Gedächtnis.

Köhlers Prüfungen zeigen nun in schöner Weise, wie ganz anders eine einsichtige Lösung entsteht und auch äußerlich erkennbar ist. Während ein zufälliger Verlauf zumal beim ersten Zustandekommen eine Menge von unfruchtbaren Teilen enthalten muß, Varianten ein und derselben Bewegung, die gerade, weil sie unzulänglich ist, stets von neuem versucht wird, zeigt die einsichtige Lösung von einem bestimmten Punkt an einen ganz geradlinigen, klaren Ablauf, das Tier weicht nicht rechts und links vom einmal erkannten Weg, die Teilaktionen folgen fließend aufeinander. Sehr häufig beginnt eine solche Lösung, nachdem allerlei vergebliche Versuche gemacht worden waren, mit einer Pause, in der das Tier beobachtend dasitzt; oft wird auch im unsicheren und ungeordneten Gebaren ein plötzlicher Ruck bemerkbar, von dem an die Handlung glatt abläuft.

Aber nicht nur im äußeren Bild tritt das Sinnvolle, das Zusammenhängende deutlich hervor. Köhler hat mit außerordentlichem Geschick Experimente ausfindig gemacht, die durch die tatsächlich vollzogenen Handlungen beweisen, soweit hier nur irgendein Beweis möglich ist, daß die Tiere mit Einsicht vorgehen. Es wurden durch die Aufgaben Handlungen von ihnen verlangt, die allen unmittelbaren Impulsen entgegengesetzt waren und trotzdem ohne weiteres vorgenommen wurden, wenn erst einmal jener Moment eingetreten war, den man gar nicht anders beschreiben kann, denn als den Moment der Erleuchtung, des Einfalls. Noch deutlicher aber wird die innere Struktur solcher einsichtiger Lösungen an manchen Fehlern, die uns zeigen, welche Leitvorstellungen das Verhalten bestimmen.

Das ganze System dieser Versuche baut sich auf dem einfachen Umwegversuch auf, der auch schon früher in der Tierpsychologie häufig verwendet worden ist. Dem Tier wird Futter dargeboten, das es aber direkt und in der gewöhnlichen Art nicht erlangen kann. Es sind irgendwelche Hindernisse zu überwinden, die aber stets so angelegt sind, daß das Tier objektiv die Möglichkeit hat, die ganze Situation zu überschauen. Wie weit diese Möglichkeit auch subjektiv besteht, das zeigt uns sein Verhalten.

Ein Beispiel für den einfachsten Fall: Das Ziel, irgendein besonders begehrtes Futter, ist vom Tier durch ein Gitter getrennt, das frei im Raum aufgestellt ist. Während Hühner verzweifelt gegen die Stäbe flattern, statt

einfach um das Gitter herumzugehen, ist für den Hund oder den Schimpansen dieser Umweg so selbstverständlich, daß er ihn ohne jedes Zaudern sofort einschlägt. Das liegt wohl daran, daß diese Aufgabe nur die künstliche Wiederholung eines im natürlichen Leben der Tiere schon oft vorgekommenen Falles bildet. Schimpansen umgehen sofort jedes Hindernis, ob nun der Weg auf ebener Erde, Bäumen oder einem Gerüst hinführt.

Ueberraschender wirkt es schon, wenn das Tier, das sich im Innern eines Raumes befindet, eine Frucht vor dem Fenster herabfallen sieht und durch die Tür über den Korridor eilt, um seine Beute zu holen, ein Verfahren, das übrigens Hunde auch noch gut zu leisten imstande sind.

Eine andere Variante ist die, daß das Ziel, die Banane, in einen von der Decke herabhängenden Korb gelegt wird, der vom Boden nicht zu erreichen ist. Wenn er aber in pendelnde Bewegungen versetzt wird, so kann man ihn seitlich von einem Gerüst aus fassen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, durch Springen vom Boden aus anzukommen und kurzem stillem Beobachten, wird plötzlich der richtige Platz auf dem Gerüst aufgesucht und von da aus der Korb ergriffen.

Eine andere Gruppe von Versuchen hat den Gebrauch von Werkzeugen zum Gegenstand. Auch hiervon seien einige wenige Beispiele erzählt. Die Bananen liegen vor dem Gitter des Käfigs außerhalb der Reichweite der langen Schimpansenarme. Alle Versuche, nach ihnen zu greifen, sind vergebens. Es beginnt, wie gewöhnlich beim Mißlingen ein Weinen und Klagen, das aber plötzlich verstummt, als der Blick auf den Stock fällt, der in den Käfig hineingelegt ist. Er wird ergriffen und die Frucht herangeholt. Diese Leistung bringen alle Tiere mehr oder weniger rasch zustande, und der Stock kann dabei durch jeden beliebigen, eben noch in seinem Sinn verwendbaren Gegenstand vertreten werden. Waschgeschirre, Strohhalme, selbst die Decke werden zum Hereinziehen benützt. Doch ist es wesentlich, besonders solange diese Art der Tätigkeit neu ist, daß das Hilfsmittel mit dem Ziel in einem Blick, in einem einheitlichen Aufmerksamkeitsakt zusammenzufassen ist. Stöcke, auch wenn sie dem Tier ganz bekannt sind, aber auf der entgegengesetzten Seite vom Ziel liegen, werden durch lange Zeit nicht angewendet. Noch schwieriger ist es natürlich, wenn die Stöcke selbst wieder aus einem Zusammenhang gelöst werden müssen, also wenn sie als Aeste an einem Baum gegeben sind, aber auch das wird fertiggebracht.

Eine um vieles höhere Leistung ist es dann, wenn zwei Schilfrohre, die als Stöcke benutzbar sind, aber jedes für sich nicht hinreichen, um das Ziel zu erlangen, ineinander geschoben werden müssen, doch gelingt auch das in besonders klaren Momenten.

Befindet sich das Ziel hoch in der Luft und kann es auf keine andere Weise erreicht werden, so kommen die Tiere darauf, Kisten, die sich hierzu in dem Raum befinden, unter das Ziel zu schleppen, und auch diese Leistung wird gesteigert, indem die Kiste, wenn nötig, hochkant gestellt wird, oder sogar ein Aufbau aus mehreren Kisten erfolgt. Gelegentlich werden auch Menschen unter das Ziel gezerrt und an ihnen emporgestiegen;

manchmal versuchen auch die Tiere gegenseitig sich als Schemel zu benutzen.

Eine hübsche Variante des Kistenversuches ist die Anordnung, bei der dem Tier als Mittel, in die Höhe zu gelangen, eine in ihren Angeln bewegliche, aber angelehnte Tür zur Verfügung steht, von der aus aber das Ziel nur dann erreichbar ist, wenn sie in einem bestimmten Winkel zur Wand steht. Die Tür wird entsprechend eingestellt; stimmt es noch nicht ganz genau, so steigt das Tier von seinem Platz herunter und korrigiert die Stellung. Ebenso prompt wird ein herabhängendes Seil genützt, um sich damit zum Ziel hinzuschwingen.

Es würde kein Ende nehmen, wollte man alle Abarten der Versuche beschreiben, die Köhler immer wieder vorgenommen hat, um seinem Endzweck, ein Bild von den inneren Vorgängen zu gewinnen, von verschiedenen Seiten her nahezukommen. Doch scheint noch Folgendes zu erwähnen wichtig. Unsere menschlichen Abstufungen der Aufgaben nach ihrer vermutlichen Schwierigkeit treffen für die Tiere keineswegs zu. Manches, was uns recht kompliziert erscheint, wie die Einstellung der Tür, gelingt allen Tieren leicht, manches fällt ihnen überraschend schwer, so das Wegräumen einer im Weg stehenden Kiste, zumal wenn sie mit Steinen gefüllt ist, oder das Abheben eines verhältnismäßig sehr weiten Ringes von einem Zapfen, wobei an dem Ring ein für das Herbeischaffen des Zieles unerläßlicher Stab oder ähnliches befestigt war. Trotz der großen Deutlichkeit, mit der für den Menschen die simple Anordnung faßbar ist, ging sie den Tieren nur sehr schwer auf. Auch das Loslösen des Schwungseiles von seinem Gestell macht selbst dann die größten Schwierigkeiten, wenn es in nur drei klaren Windungen um den Pflock geschlungen ist. Die Tiere verhalten sich dabei so wie ein Mensch, wenn er einen ganz verworrenen Schuhknoten auflösen soll, dessen Mechanik er nicht untersucht, sondern den er nur von allen Seiten zerrt. Sie reißen am Seil herum und überlassen es dem Zufall, daß sie endlich ein brauchbares Stück in die Hand bekommen.

Ein anderes Beispiel: Ist das Ziel außerhalb des Gitters an einen Faden gebunden, der zum Gitter hinläuft, so wird es ohne weiteres daran hereingeholt. Gehen aber mehrere Fäden ungefähr in der Richtung des Zieles hinaus, so wird wahllos darauflos gezogen, bis zufällig der richtige erreicht wird.

So zeigt sich immer wieder, wie begrenzt auch das optische Auffassungsvermögen des Schimpansen ist, wie rasch er die Uebersicht verliert und sich dann nur mehr auf den Zufall verläßt. Wie sehr aber sein Verhalten trotzdem durch das Optische bestimmt ist, sieht man aus manchem andern. Es sind für eine Aufgabe nur zwei zu kurze Stäbe vorhanden. In der Periode des Suchens einer Lösung werden plötzlich die beiden fest aneinander gedrückt, so daß wenigstens für den Anblick ein ausreichend großer Stab entsteht, der sich freilich nicht verwenden läßt. Oder, bevor es zum Ineinanderstecken zweier Schilfrohre kommt, versucht das Tier das außerhalb des Gitters liegende Futter wenigstens dadurch zu erreichen, daß es mit dem einen Stock den andern auf das Ziel zuschiebt, bis es berührt wird. Auf diese Art ist auch hier wieder optisch der Kontakt mit

dem Ziele hergestellt, wennschon so ein tatsächliches Inbesitznehmen nicht möglich ist.

Oder wenn eine Kiste nicht hoch genug ist, um mit ihr zum Ziel zu gelangen, das nahe der Wand hängt, wird sie gelegentlich in halber Höhe an die Wand fest angedrückt und dadurch wenigstens das Bild einer möglichen Situation hergestellt. Würde die Kiste dort festbleiben, so ließe sich von ihr aus ohne weiteres das Ziel erlangen.

Ein anderes Mal kam eine Kiste für den schon geläufigen Bau erst dann in Betracht, wenn ein anderes Tier, das daraufsaß, weggegangen war. Erst in diesem Augenblick wurde die Kiste zum beweglichen und verwendbaren Baustein. Das Bauen selbst gehört wiederum in die Gruppe der kaum mehr beherrschbaren Vorgänge. Die Schimpansen türmen die Kisten wohl übereinander, aber sie überlassen es ganz dem Zufall, ob sie einen stabilen Aufbau dabei herausbringen; sie haben keine Spur von unserer Statik, legen große, weit vorstehende über kleine usw. Ist das Ganze nur einigermaßen besteigbar, gleichen sie alle Schwierigkeiten mit größter Geschicklichkeit durch ihr Körpergewicht aus, eine Leistung, die wieder ganz in der Richtung ihrer Lebensbedingungen liegt.

Ganz besonders schön ist jene Gruppe von Versuchen, in denen die Tiere gezwungen werden, ihren unwillkürlichen Impulsen entgegenzuarbeiten. In einer Art hochrandiger Schaufel ohne Stiel liegt, vom Gitter direkt abgekehrt, draußen das Futter, und der Schimpanse hat zu seinem Erlangen nur einen Stab zur Hand, mit dem er die Früchte erst von sich weg aus der Schaufel herausschieben und dann im Bogen zu sich heranziehen müßte. Nur ein einziges Tier bringt das in dieser Weise fertig; den andern muß dadurch eine Erleichterung gewährt werden, daß die Schaufel dem Tier ein Viertel oder halb zugedreht wird, so daß ein Arbeiten mit dem Stock direkt vom Tier weg nicht mehr nötig ist. Diese Drehung gibt in ihren Graden ein relatives Maß der Leistung.

Eine Variante: Das Ziel liegt in einem vorn vergitterten Kasten, in den man von rückwärts durch einen hochgelegenen Spalt hereinsehen kann, und muß von dort aus mit einem Stab nach vorn an das Gitter geschoben und auf dieser Seite abgeholt werden.

Aus all dem ergibt sich ein Bild von der Struktur tierischer Intelligenz, wie es uns bisher noch keine Untersuchung gewährt hat. Fähigkeiten und Beschränkungen werden zum erstenmal in ihrer Wechselwirkung deutlich. Aber damit ist der Wert von Köhlers Arbeit bei weitem nicht erschöpft, denn auch für die menschliche Psychologie, zumal für die Erkenntnis unserer eigenen Denkvorgänge lassen sich aus diesen Experimenten weittragende Schlüsse ziehen, und sowohl Kinderpsychologie wie Ethnologie gewinnen eine Reihe wertvoller Gesichtspunkte.

Dazu kommt, daß die Beobachtungen an den Schimpansen keineswegs allein auf die Intelligenzleistungen beschränkt blieben. Auch andere Fragen, wie Nachahmung, Spiele, Affekte, Gemeinschaftsleben, wurden untersucht und dabei ebenso schöne Ergebnisse zutage gefördert.

Wie so vieles, das in diesen schweren Zeiten zusammenbrechen mußte, ist nun auch die deutsche Teneriffastation dem allgemeinen Unglück unseres

Volkes zum Opfer gefallen. Die Akademie der Wissenschaften ist aus Valutaschwierigkeiten nicht mehr imstande, die Station zu halten; im Augenblick wird nur mehr über die Art der Auflösung beraten. Der Forscher aber, der dort jahrelang die vorbildliche Arbeit trotz zeitweise schwerer Tropenerkrankungen geleistet hat, der noch überdies die Kraft fand, zu gleicher Zeit ein großes physikalisch-theoretisches Werk zu schreiben, kehrt in die Heimat zurück, ohne daß ihm ein Platz zur Entfaltung offenstände.

MAX BROD

BLICK IN DIE WELT

Aufgetaucht aus dem heißen Schacht
Einer Liebe seh ich die Welt
Bahnhofartig aufgestellt,
Arbeitsam rollend, zweckmäßig erdacht.

Wozu nun noch leben, wozu die Qual!
Sind wir geboren, um Eisenstangen
Zu koppeln, ein für allemal
In Fahrplan, Draht und Ruß gefangen?

Und alle Börsen überbörsend zetern
Poeten, bieten an, herzoffen im Rekord.
Papier-Erbarmen notiert, von Filmkilometern
Zelluloidne Krone trägt das Heilandswort.

Da rinnt kalte Luft um scharfe Pfosten.
O alte Lieder, sie lauten: „liebeswund".
Aber was hörte ich dann: „greifbar ein Posten
Hanfsamen — jedes Quantum Lack und Spund." —

Hätte man mich befragt, nicht eine Ecke
Dieses Treibens wäre mir gelungen.
Nichts hätte ich erfunden, nichts davon errungen.
Und so ist es gut, wenn ich mich verstecke,

Von Dingen träume, die ich beträne. —
O ihr seid erstaunlich in euren Wüsten,
Sandaufwirbler! Daß euch nicht die Zähne
Klappern vor Langweile. Daß eure Küsten-

Städte noch atmen, keine totgegähnt
Vor großen Geschäften. — Doch mir ist bestimmt,
Indes ihr euch am Ende aller Liebe wähnt:
Auf eine Liebe hoffen, die kein Ende nimmt.

Zu dem Aufsatz, den ich vor zwei Wochen hier (Tage-Buch Heft 25) veröffentlicht habe, sind mir eine Unmenge Briefe zugegangen, für die ich danke. In Deutschland beteiligen sich die Leser viel zu wenig an ihren Zeitungen und Zeitschriften (während z. B. in England der intelligente Leser den wichtigsten Teil seiner Zeitung mit Zuschriften füllt). Wie die Pfarrersköchin bei der Predigt, so sitzt mancher Leser bei seinem Blatt, ganz passiv, ganz schweigsam, ziemlich unproduktiv. Aufrichtig gestanden: Unsere Zeitungen und Zeitschriften wären lebendiger, wenn unsere Leser es wären! . . . Deshalb habe ich mich über diesen Stoß Briefe sehr gefreut. Ich fühlte, daß meine Betrachtung an einen heikeln und sehr wichtigen Punkt gerührt haben muß. Sonst hätte es so elementare Erwiderungen nicht gegeben. Ich veröffentliche hier den, wie mir scheint, als Zeitbekenntnis wichtigsten der Briefe.

Aus Ihrer Betrachtung über das Berliner junge Mädchen höre ich einen unausgesprochenen Groll darüber heraus, daß uns jungen Menschen das erotische Erlebnis zum Zentrum unseres Daseins und unserer Weltanschauung geworden ist. So will ich Ihnen denn hier das Bekenntnis meines Lebens ablegen, ganz gerade heraus, und so wie ich empfinden Hunderttausende, empfinden Millionen junger Europäer, die wie ich vier Jahre im Krieg waren und deren Jugend im Granatregen grau wurde. Hören Sie:

Ich glaube nicht an den Gott der Kirchen, ich will nicht gottgefällig, — sondern mir-gefällig leben.

Ich glaube nicht, daß es der Sinn meines Lebens sein sollte, fürs Vaterland zu sterben und für mich nicht zu leben. Ich ginge, wie all die Heimgekehrten in Frankreich, England, Italien, Rußland, kein zweites Mal in die Hölle von Verdun oder in die Karpathen. Ich kann vorläufig das Wort „Vaterland" nicht hören, wahrscheinlich hat man es mir vier Jahre lang zu laut in die Ohren gesungen.

Ich glaube nicht mehr an den Sozialismus. Nicht nur, weil er im August 1914 versagt hat und infolge der unvermeidbaren Mittelmäßigkeit seiner Führer immer wieder versagen würde, mehr noch, weil ich während der Revolution (in Leipzig und später im Rheinland) so viel Bestialitäten von Arbeitern wie von Soldaten gesehen habe, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß mit diesen unverändert brutalen Seelen ein Reich neuer Menschlichkeit auch nur zwei Wochen möglich wäre.

Ich glaube nicht an unsere herrschenden Klassen, insbesondere bin ich davon überzeugt, daß auch im verarmten Deutschland Herr Thyssen zuerst an die Sicherung seines Profits und dann erst, sehr spät, an die Lebensverhältnisse seiner Arbeiter denken wird. Es

gibt keinen freiwilligen Dienst an der Gemeinschaft. Alle sind Egoisten.

Soll ich in diesem Zusammenbruch aller Weltanschauungen mir nun auch das einzig Positive durch langweilige Moralrederei nehmen lassen? Nein.

Ich glaube nur an eines: An die erotische Freude. Ich wohne in einer grauen Großstadtstraße, habe mit Mühe und Not eine kleine Wohnung gefunden, die ich zusammen mit Bruder und Mutter bewohne. Arbeite in einem Büro als Korrespondent, in einer Firma, die mir gleichgültig ist. Um etwas mehr zu verdienen, bringe ich als Nebenbeschäftigung die Bücher einer kleinen Genossenschaft in Ordnung. Abends lese ich zu Hause oder ich rudere im Klub, wenn ich Zeit habe. Aber das alles ist doch Nebensache. Die einzige wirkliche Freude, der einzige Sinn in diesem Unsinn, das einzige, wozu ich wirklich Ja sage, ist doch der Sonntagnachmittag in meiner Wohnung, wenn Bruder und Mutter aus sind, und ich das Mädel empfange, nach dem ich mich gesehnt habe die schwarze Woche hindurch. Kein sentimentaler Schwindel: Es war nicht immer dasselbe Mädel. Aber jetzt wünsche ich mir, daß es dasselbe sein soll. Diese Stunde, in der ich die Bluse meiner Freundin öffne und ihre Schultern küsse, ist tausendmal wichtiger als die ganze Woche. Für diese Stunde lebe ich, an diese Stunde glaube ich, für diese Stunde arbeite ich, und Gott, die Parteien, meine Firma, meine Bücher, mein Ruderklub — das alles ist dummes Zeug, neben diesen Augenblick gehalten.

Nur das Erotische ist wichtig.

Das ist meine Religion.

Nun verachten Sie mich, wenn Sie genug alt sind, um mich nicht mehr zu verstehen.

Nennen Sie mich ideallos, egoistisch, von tierischen Leidenschaften beherrscht.

Ich bin es nicht.

Ideallos bin ich nicht, denn ich könnte kein häßliches Mädchen zu mir einlassen. Mindestens ein Schönheitsideal lebt also in mir, ich glaube sogar, ein sehr hohes, vielleicht sogar ein zu anspruchsvolles. Aber ich möchte die Freundin doch auch fröhlich sehen und in schönen Kleidern, in schöner Wäsche, nicht von Geschäftssorgen bestaubt, wie sie's zuweilen ist, denn sie muß sich auch, wie ich, ihr Brot verdienen.

Der Sonntagnachmittag belebt mich die Woche hindurch.

Ich habe sechs Tage lang Sehnsucht nach dem siebenten.

Da will mir irgendwer von „Ueberschätzung des Erotischen" reden? Quatsch.

Ich habe bei all den Dummköpfen, die ihr Leben als Sklaven, als Beamte, als Bücherwürmer oder sonst perverse Narren verloren haben, vielmehr das gegenteilige Grundlaster wahrgenommen: Unterschätzung des Erotischen.

Nein, verehrter, bisher doch nicht so langweiliger Stefan Großmann, das Herz des Lebens ist die Freude und im Herzen der Freude sitzt der Eros.

Das glaube ich, so wahr mir Gott noch zu vielen freudevollen Sonntagen helfe!

ROBERT WALSER

ODYSSEUS

Odysseus galt als recht klug; einige hielten ihn sogar für durchtrieben. Tüchtig war er auf jeden Fall. Im Krieg ragte er durch Erstellung eines hölzernen Rosses hervor, worüber die Gegner Witze rissen, leider aber damit nur ihr Mißgeschick belachten. Odysseus machte sich durch diese List fraglos in hohem Grade verdient. Als Hektor fiel, Troja in Flammen aufging, konnten die Herren heimkehren, sie taten es wahrscheinlich ziemlich schmunzelnd, was sich gewiß insofern ganz gut ausnahm, als niemand zweifelt, daß in einem Erfolg stets etwas durchaus Angenehmes liegt. Indessen lief die Heimkehr lange nicht so glatt ab, wie sie dachten. Agamemnon wurde statt mit Freudenschüssen und Beifallskundgebungen derart empfangen, wie er's wohl kaum voraussetzte. Gegen Odysseus erhoben sich widrige Winde. Poseidon hatte nämlich ein Hühnchen mit ihm zu rupfen und trieb es nun so bunt wie nur möglich. Im Verlauf seiner Irrfahrten erlebte er allerlei in der Tat interessante Abenteuer, lernte Freud und Leid wie kein Zweiter kennen, verlor viel Zeit mit Galanterie, indem er sich oft und stark mit Frauen abgab, was für ihn sowohl von Vor- wie von Nachteil gewesen sein mag. Den Sirenen entrann er mit knapper Not. Jahrelang bewegte er sich in der Nähe einer Dame, die die Unart besaß, Männer von scheinbar gutem Ruf und gediegenem Lebenswandel so umzuwandeln, wie man's lieber nicht näher beschreibt. Endlich kam er zu Hause an, hörte jedoch von einer Schar von Freiern, die sich's auf seinem Grund und Boden denkbar wohl sein ließen, und seiner Frau lebhaft den Hof machten. Zufällig nahm er eine Zeitung zur Hand, wo gedruckt stand, er sei wohl einer, der sich nirgends zurechtfand. Er blieb sorgfältig vermummt, bis der Augenblick kam, wo er sich zu erkennen gab und sie vor seiner Erscheinung auseinanderstrebten und er zur Gattin treten durfte.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Die neuen Getreidepreise.

Jedes Jahr, wenn die Getreidepreise für die kommende Ernte neu festgesetzt, das heißt erhöht werden, gibt es bei den Produzenten wie bei den Konsumenten Unzufriedenheitsausbrüche. Die Konsumenten möchten am liebsten, daß jede Steigerung unterbleibe, die Produzenten dagegen finden regelmäßig, daß man ihnen ein zu geringes Plus bewillige.

Diesmal hat das Ernährungsministerium eine neue und scheinbar sehr exakte Methode angewandt, um den „gerechten Preis" zu ermitteln. Es ist von den Produktionskosten ausgegangen und hat sich bemüht, zunächst ihre durchschnittliche Höhe und Verteilung nach dem Stande vom 1. Januar, dann ihre Steigerung in den folgenden Monaten bis zur Ernte festzustellen. Daraus ergab sich ein bestimmter prozentualer Zuschlag zu den vorläufigen Mindestpreisen, die man, um den Anbau zu sichern, im März fixiert hatte. Bei diesem Resultat angelangt, machte das Ministerium eine halbe Wendung links nach der Konsumentenseite. Es strich von der errechneten Summe einen Betrag, der dem Unternehmergewinn der Landwirte entsprechen sollte und ließ über die tatsächlichen Produktionskosten hinaus bloß einen Rest übrig, der nach amtlicher Erklärung nichts weiter deckte, als die Verzinsung des in Friedenshöhe angesetzten Bodenkapitals. Der Landwirt sollte zufrieden sein, weil er seine Kosten in voller Höhe zurückerhält; der Verbraucher sollte er seine Kosten zurückerhält; der Verbaucher sollte sich freuen, weil dem „Agrarier" nicht erlaubt wird, nennenswerten Profit zu machen.

Aber wie das so mit den „gerechten" Preisen zu gehen pflegt — in Wirklichkeit sind wieder alle Beteiligten unzufrieden. Die Landwirte sagen, es sei geradezu unerhört, daß man ihnen den Verzicht auf Unternehmergewinn zumute; wo seien denn die städtischen Fabrikanten oder Kaufleute, die bloß für Verzinsung ihres Kapitals (noch dazu ihres Friedenskapitals) arbeiteten? Wenn die Aufwendungen jetzt weiter stiegen, könne der Grundbesitzer, dem kein Ueberschuß gelassen werde, sie nicht mehr bestreiten und müsse doch zu extensiverer Wirtschaft übergehen. Die Vertreter der Verbraucher erklären, die ganze Rechnung sei agrarischer Schwindel. Produktionskosten und Produktionskostensteigerung seien aufgebauscht und von einer Gewinnkonfiskation sei in Wahrheit gar keine Rede. Bäuerliche Interessenten, namentlich aus dem Süden, die doch sicher auch nicht um Gotteslohn säen und ernten wollten, hätten spontan geäußert, daß ihnen niedrigere als die jetzt amtlich festgesetzten Preise genügten.

Wer hat recht? In Grenzfällen — möglicherweise sogar in ziemlich häufigen Grenzfällen — beide. Es liegt kein ernsthafter

Anlaß vor, zu glauben, daß die Rechnung des Ernährungsministeriums Schwindel ist; aber sie ist Schema. Zweifellos ist sie für einzelne Betriebe, ja für ganze Gruppen von Betrieben, auch nicht einmal annähernd richtig. Hauptposten sind Löhne und Gehälter mit (nach dem Stande vom 1. Juni) fast 42, Kosten der Düngemittel mit mehr als 18 vom Hundert der Gesamtaufwendungen. Gerade bei diesen entscheidenden Posten aber gibt es natürlich sehr viel Differenzierung. Die bäuerliche Wirtschaft, in der die Familienmitglieder mitschaffen, hat viel weniger Lohn-, die viehreiche Wirtschaft viel weniger Düngungsaufwand. Die Leistungen und die Ansprüche der Knechte und Mägde sind von Gegend zu Gegend gründlich verschieden. Es ist sehr gut möglich, daß der Preis für ein gut Teil der bäuerlichen Wirtschaften, vor allem der süddeutschen, wirklich zu hoch ist. Es ist ebenso möglich, daß er manchem unter besonders schwierigen Leuteverhältnissen arbeitenden, mit besonders beträchtlichen Kosten für Düngemittel, Geräteanschaffungen und -reparaturen und dergleichen belasteten Großbetriebe selbst die Kapitalverzinsung nicht deckt.

Der „gerechte" Preis, der allen Produzenten den gleichen bescheidenen Ertrag zumißt, ist eine theoretische Konstruktion. Er ist aber auch gar nicht nötig. Wir brauchen nur den wirtschaftspolitisch richtigen Preis. Für die Bestimmung des wirtschaftpolitisch richtigen Preises ist die Tatsache von ziemlich ausschlaggebender Bedeutung, daß das ausländische Getreide immer noch mehr als dreimal so viel kostet wie das inländische. Wenn von hundert Gewichtseinheiten inländischen Getreides infolge zu knapper Preisbemessung zehn ausfallen (weil sie überhaupt nicht erzeugt, verfüttert, unnötigerweise im Produzentenhaushalt verbraucht oder verschoben werden), so ist für Ersatz aus dem Auslande mehr Geld aufzuwenden, als für die dreifache Gewichtsmenge heimischen Korns. Man könnte den Inlandspreis also ruhig um 20 v. H. erhöhen, wenn mit dieser Erhöhung die Bereitstellung der fehlenden zehn Prozent sicherzustellen wäre. Die Kosumenten (oder der ihnen vorläufig einen Teil ihrer Last abnehmende Staat) hätten in summa nicht einen Pfennig mehr zu zahlen, und für die Gesamtwirtschaft wäre ein Gewinn zu buchen, weil der Ueberschuß nicht ins Ausland verloren ginge, sondern schließlich — wenn auch in der unsympathischen Form des Unternehmerprofits — der deutschen Agrarproduktion zugute käme.

Man sieht, daß man, wie die Dinge nun einmal liegen, mit der Konsumentenpolitik vorsichtig sein muß — schon im Interesse der Konsumenten.

*

Planwirtschaft nicht Bevormundung.

Gegen die ach so bescheidenen und unvollkommenen Anfänge planwirtschaftlicher Regelung läuft das manchesterliche Händlertum (im Verein mit händlerisch denkenden Fabrikanten) fortgesetzt Sturm. Gegenwärtig kämpft man mit besonderem Eifer gegen die organisierte Kontrolle des Exports. Es ist wahr, daß die Ausfuhrabgaben in ihrer heutigen Form ein ziemlich rohes und schematisches Mittel der Exportpolitik und der Valutagewinnbesteuerung darstellen, daß sie bereits veraltet waren, als sie — viel zu spät — eingeführt wurden, und daß die Ausfuhrkontrolle und die Abgabenerhebung kleinlich und schikanös, mit aufreizend hohem bürokratischen Aufwand gehandhabt wird. Die Reichsbevollmächtigten der Außenhandelsstellen haben jetzt unter anderem die Befreiung aller kleinen Ausfuhrgeschäfte verlangt, deren Abgabe unter dem Betrage von 20 Mark bleibt. Hier kostet vermutlich — wie bei den Steuern gewisser Arten und Stufen — Festsetzung und Einziehung mehr als die Abgabe einbringt. Wenn man einem Freunde in Wien ein Buch im Werte von 25 Mark schenken will, muß man dafür nicht nur ein paar Mark Strafe zahlen, sondern auch mehrere Stunden Zeit versäumen und sich der bei den Amtsstellen der deutschen Republik üblichen Liebenswürdigkeit und Geschäftsgewandtheit aussetzen.

Aber nicht dagegen richtet sich, leider, der Kampf. Er richtet sich gegen den gesunden und unentbehrlichen Gedanken, daß über Gütervorrat und Gütererzeugung nur nach großen gesamtwirtschaftlichen Leitgesichtspunkten verfügt werden darf. Mit den bürokratischen Velletäten soll auch die Beschränkung der Freiheit fallen, gemeinwirtschaftlich falsch zu produzieren und exportieren.

Es scheint freilich, daß die Ausfuhrkontrolle vorläufig mehr fiskalischer und den Selbsterhaltungsbedürfnissen bürokratischer Gebilde dient als einem klaren wirtschaftspolitischen Programme. Ein solches Programm braucht gar nicht die engen Bindungen im einzelnen, die die Bürokraten brauchen, um nicht überflüssig zu werden. Es ist ein Unfug, daß jedes einzelne Ausfuhrgeschäft vorher genehmigt werden muß. Es genügt, daß jeder Exporteur die zurzeit nötigen Leitsätze und Beschränkungen kennt, daß die Selbstverwaltung des Gewerbszweigs darüber wacht, daß er sie einhält. Freilich gibt's dann weniger Schriftwechsel und weniger Beamte.

Der wirtschaftspolitische Ausschuß des Reichswirtschaftsrats hat neulich eine solche Fortbildung von bürokratischer Zwangs- zu wirklicher Selbstverwaltungswirtschaft für äußerst wünschenswert erklärt. Das ist recht erfreulich. Aber vergiß nicht, lieber Reichswirtschaftsrat, daß du für das von dir als wünschenswert Erkannte auch einiges tun mußt — und zwar sehr fix und sehr energisch. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

DER DOLUS EVENTUALIS

Aus Rom schreibt mir ein Deutscher: Bis zu welchem Grad lächerlichster Verblendung, um nicht zu sagen: Verblödung der Haß gegen und die Furcht vor Deutschland nicht nur in Frankreich, sondern auch in dem kühleren England die Gemüter immer noch erhitzt, das beginnt bereits in dem keineswegs deutschfreundlichen weiteren Umkreis der Entente die denkenden Elemente mit Sorge und Hohn zu erfüllen. Ich weiß nicht, ob die deutsche Presse bereits jenem Gewährsmann der „Times", der in dieser Beziehung den Vogel abschießt, die Ehre der Erwähnung angetan hat. Auf jeden Fall ist es sehr amüsant, wie das stramm interventionistische „Giornale d' Italia" — das Organ Sonninos, des Halbengländers und Anglomanen — den spleenigen Kauz abtut, der . . . aber lassen wir den Italiener selbst reden . . .

„Deutschland büßt jetzt seine Schuld. Und wie es denn beim großen historischen Bußetun so vorkommt, zieht es in seine Pein und seinen Jammer nicht nur Freunde und Feinde mit hinein, sondern es wird nicht nur für das Böse, das es getan hat, bestraft, sondern auch für das Gute, ja sogar für das, was es noch Gutes tun könnte. Da es nun einmal das Unrecht gehabt hat — in die Hände der Strafjustiz zu geraten, so geschieht ihm nur recht, wenn es ihm wie jenen unglückseligen Verbrechern geht, die die Gendarmen vors Tribunal schleifen: daß ihm, rechtmäßig und unrechtmäßig, auf jeden Fall der Dolus eventualis zuerkannt wird und daß selbst seine unschuldigsten Taten zu seinem Schaden ausgelegt werden. Kommt da ein englischer „Gentleman" — anders wird er nicht bezeichnet — von einem Ausflug nach Deutschland zurück und weint seine Sorgen und Befürchtungen an dem umfangreichen Busen der „Times" aus. „Nichts weniger" als folgende fürchterliche Tatsache ist dem englischen „Gentleman" in Deutschland aufgefallen: daß jeden Sonnabend abend, nach kaum beendeter Arbeit in den Büros und Werkstätten, endlose Züge von Männlein und Weiblein zur Stadt hinauspilgern; dann lagern sie sich irgendwo im Freien, lassen sich von der Nacht überraschen und schlafen in mitgebrachten Zelten oder gar unter offenem Himmel. Erst am Sonntag abend kehren sie wieder in die Stadt zurück . . .

Lieber Leser, der du keineswegs ein „Gentleman" bist und auch nicht für die „Times" schreibst, du wirst sagen: „Bravo, feine Leute! Sie sind wahrscheinlich zu arm, um sich ein Billett dritter oder gar vierter Klasse leisten zu können. Und da sie, nach einer Woche angestrengter Arbeit in geschlossenem Raum, das Bedürfnis fühlen, sich ein bißchen auszulüften und aufzufrischen, gehen sie halt zu Fuß aufs Land, um ein bißchen Luft zu schnappen und als rüstige Fußgänger jenen einfachsten Sport zu treiben, der zugleich der gesündeste und . . . billigste ist . . .

So, glaub ich, wirst du denken, lieber Leser. Aber weißt du, was dagegen der englische „Gentleman" denkt? Seine Gedanken sind von einer diabolischen Differenziertheit: er denkt daran, daß Deutschland — zur Beschleunigung der Revanche

— seine Bevölkerung vermehren muß; daß darum diese allwöchentlichen Ausflüge männlicher und weiblicher Wesen von der deutschen Regierung nicht nur begünstigt, sondern sogar auf Grund genauer Vorschriften angeordnet sind, um . . . na, ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausdrücke, . . . na, eben zur Hebung der Bevölkerungsziffer . . .

Je nun, ich weiß schon, daß die Deutschen eine sehr disziplinierte Rasse sind, ein Volk, das sich gern und willig von oben beeinflussen läßt. Aber, daß die deutschen Jünglinge bloß aus Gehorsam gegen das Reglement mit ihren Mädchen aufs Land hinausziehen, und daß die mehr oder minder lustvollen Vorkommnisse auf diesen Spaziergängen auf einen Paragraphen irgendeiner Regierungsverordnung zurückgehen, — ich muß sagen, das scheint mir denn doch ein bißchen übertrieben . . ." hk.

DIE SCHEIDUNGSKARTE

Begegnet man einem jungen Mann, mit einem reizenden Geschöpf am Arm, und sagt zu beiden wohlwollend-protegierend:

„Na, wann steigt Ihr ins Joch?"

Dann ist's kein Unglück, wenn die junge Frau zu kichern beginnt und endlich feststellt, daß sie ja schon seit drei Monaten die Gattin des Herrn neben ihr sei. Wie gesagt, das ist kein besonderes Malheur.

Wenn du aber einen alten Freund in einem versteckten Winkel eines Wirtshauses bemerkst und ihn in der Melancholie seiner Versteckheit durch die frisch-fröhliche Frage störst: „Na, wie geht's denn Ihrer hübschen, jungen Frau?" und der Befragte plötzlich zu versteinern scheint, schweigt und nach drückender Pause herauspreßt: „Wir sind geschieden," das ist ein Malheur, bei dem man sich ungemein läppisch und taktlos und überflüssig vorkommt. Schnell flieht man und läßt den Vereinsamten in seiner Wirtshausmelancholie ungestört.

Solche Unglücksfälle passieren jetzt Tag für Tag. Es hat ja nie so viel Ehescheidungen gegeben wie jetzt. Viele Frauen können sich, nachdem die ersten Wonnen des Wiedersehens mit den heimgekehrten Gatten verrauscht sind, auch allmählich nicht mehr in die alten, etwas engen Ehen finden. Andere sind vom Teufel der gierigsten Genußsucht angebissen. Viele sind im Krieg verlottert. Manche hatte in der Entfernung vergessen, wie unerträglich der Gatte war. Nun sitzt er wieder allabendlich, mit Pfeife und Pantoffeln, neben ihr . . . Kurz, überall werden Ehen geschieden.

Aber wie, zum Teufel, erfahre ich die neue Ordnung? Wie sollen diese taktlosen, verletzenden Fragen vermieden werden?

Ich schlage vor, Verlobungs- und Hochzeitskarten abzuschaffen. Sie sind nicht unbedingt nötig.

Aber: Scheidungsanzeigen sind unerläßlich! Zwei, die ihre Trennung beschlossen haben, teilen ihren teilnahmsvollen Freunden, Verwandten und Bekannten mit:

Thomas Wehrlin,
Amalia Grätz, ehedem:
Wehrlin,
teilen ihre vollzogene Ehescheidung
mit.

Dann kann keine dumme Frage geschehen. Dann kann man sich Amalia Grätz noch ungenierter nähern, als man das früher tat, dann kommt Herr Wehrlin in vielen Hinsichten wieder in Betracht.

Ich bin übrigens bereit, im „Tage-Buch" eine Ehescheidungstafel einzuführen. Um wenigstens im kleinen Kreis die Verlautbarung zu erleichtern.

DER KOPF

Den Kurfürstendamm heruntertrottend, wurzele ich plötzlich im glühenden Asphalt fest, denn ich sehe einen frei in der Luft schwebenden Kopf. Einen Menschenkopf; einen Mädchenkopf. Einen Kopf, sonst nichts als Kopf. Dieser Menschenkopf schwebt im Parterrefenster eines Hauses, über einem Spinnennetz aus Draht, grellbeleuchtet, geschminkt, lange Haare fallen von ihm herab in den Raum, und seine Augen blinzeln kokett ins Publikum. Hinter diesem Kopf bergen sich, verbergen sich die der hohen Kunst geweihten Ausstellungsräume der Sezession. Alko der Kopf der Sezession? . . . Nein; der Reklametrick des Tanagra-Theaterchens.

Viele Menschen stehen im Sonnenschein vor dem abgehauenen Kopf, fassen sich an ihren Kopf, als ob sie fühlen wollen, ob er noch sitzt, und sagen: „Es ist sauer, wie sich manches Blut sein Brot verdienen muß." Oder sie schütteln ihren Kopf über diesen Kopf und sagen bloß: „Gräßlich, dieser Kopf!" (Sie meinen aber den abgehauenen.) . . . „Durch raffinierte Spiegelung wird diese optische Täuschung erzeugt," denken manche und erinnern sich der „Dame ohne Unterleib", die man einst auf Jahrmärkten zeigte. Aber wir wollen uns wegen dieses Kopfes nicht den unsrigen zerbrechen. Fest steht jedenfalls: Hier verdient sich jemand wirklich mit seinem Kopf sein Geld. Also ein Kopfarbeiter.

Täglich bestaunen viele Menschen diesen Kopf. Denn unsere kopflose Zeit schreit nach Köpfen. Hier hat man endlich einen Kopf gefunden . . . einen ausgefallenen Kopf . . . einen abgefallenen Kopf. Denn es läßt sich nicht leugnen: Dies ist schlechthin ein Kopf; nichts mehr und nichts weniger als ein Kopf. Und die Leute bestaunen beglückt und neugierig diesen Kopf, — wenn es auch nur der Schädel eines Mädels ist, das sich mit der öffentlichen Darbietung ihres Kopfes ihr tägliches Brot erwirbt wie andere mit einem weniger appetitlichen Körperteil.

Pi.

Der vorliegenden Nummer liegt das Inhalts-Verzeichnis des 1. Halbjahrbandes (Heft 1–24) bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

Bank für Handel und Industrie.

Bilanz per 31. Dezember 1919.

Aktiva.	M.	Pf.	M.	Pf.
Kasse, fremde Geldsorten, Kupons u. Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-(Clearing-) Banken			272 179 659	61
Wechsel u. unverzinsliche Schatzanweisung.				
a) Wechsel (mit Ausschluß von b, c, d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	2 137 735 830	65		
b) eigene Akzepte	2 437 691	70		
c) eigene Ziehungen	40 870	25		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	80 018	10	2 140 294 410	70
Nostroguthaben bei Banken u. Bankfirmen			311 936 085	70
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			297 107 623	21
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			119 285 679	94
davon am Bilanztage gedeckt:				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine .... M. 84 821 009.65				
b) durch andere Sicherheiten .... M. 30 849 790.19				
Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs u. d. Bundesstaaten	34 778 662	66		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	9 666 063	29		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	21 749 821	21		
d) sonstige Wertpapiere	3 924 163	19	70 118 710	35
Konsortialbeteiligungen			31 697 234	80
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			8 571 428	92
Debitoren in laufender Rechnung				
a) gedeckte	765 944 298	49		
b) ungedeckte	315 110 047	95	1 081 054 346	44
c) Aval- und Bürgschaftsdebitoren .... M. 644 617 089.85				
Bankgebäude			27 493 621	08
Sonstige Immobilien			—	—
			4 359 738 800	75

Passiva.	M.	Pf.	M.	Pf.
Aktien-Kapital			160 000 000	—
Reserven			32 000 000	—
Kreditoren				
a) Nostroverpflichtungen	12 271 932	98		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	19 806 186	70		
c) Guthaben Deutscher Banken u. Bankfirmen	256 304 682	81		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung:				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	667 175 605	24		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	216 043 568	53		
3. nach 3 Monaten fällig	113 499 209	23		
Uebertrag	1 285 101 185	49	192 000 000	—

Das Tage-Buch / Heft 29 Jahrg. 1 / Berlin, 31. Juli 1920

HERMAN GEORGE
SCHEFFAUER (Kalifornien)

DEUTSCHES GELD — AMERIKANISCHES GEWISSEN

Nur nach schwerem Kampfe hat Deutschland besiegt werden können. Und doch scheint es Gebiete zu geben, auf denen es kampflos das Feld räumt.

Die deutschen Staatsmänner betonen unablässig, daß sie bemüht sind, den unausführbaren Friedensvertrag nach Möglichkeit auszuführen. Je eifriger diese Bereitwilligkeit zum Ausdrucke kommt, desto höher steigen im gegnerischen Lager die Wogen eines mit Geringschätzung verbundenen Uebermutes — und leider muß man feststellen, daß diese Geringschätzung ihre ganz bestimmten Ursachen, demnach eine gewisse Berechtigung hat.

Mit einer Variante kann man sagen: Die Weltgeschichte ist das Weltgesetz. Und nach diesem Gesetz gerät ein Siegervolk mit unerbittlicher Notwendigkeit eines Tages zu Fall, wenn es — anstatt die Vernunft walten zu lassen — einem uferlosen und jeder Selbstkritik baren Siegestaumel die Zügel schießen läßt; dem Niedergezwungenen aber wird es dann gelingen können, kaltblütig und zurückhaltend dem Gebot der Stunde folgend die Gelegenheit abzuwarten, die ihm die verlorene Position wiedergeben kann.

In diesem Kriege sind viele der ausgezeichneten Eigenschaften der Deutschen in die Brüche gegangen, aber man fragt sich, warum der deutsche Geschäftsgeist — der einerseits in wahrhaft beschämender Weise in Wucher- und Schiebertum umgeschlagen ist — andererseits beinahe restlos versagt, wo es sich um die Wahrung berechtigter und vitalster Interessen handelt? Geradezu unbegreiflich ist es mir z. B., daß man den gründlichen moralischen Katzenjammer Amerikas über den Krieg weder in staatsmännischer, noch geschäftlicher Hinsicht ein wenig geschickter auszunutzen versteht, hat doch Amerika Deutschland sogar schon selbst einige deutliche Winke hierfür gegeben.

Es könnten z. B. in bezug auf das in Amerika beschlagnahmte deutsche Privatvermögen verschiedene Maßnahmen mit voraussichtlichem Erfolge getroffen werden. Meine amerikanischen und deutschamerikanischen Freunde drücken mir ihr Erstaunen über die Tatenlosigkeit und Indolenz der Deutschen aus. Viel konnte und müßte geschehen; denn viel könnte und müßte erreicht werden. Ich bin kein Geschäftsmann, sondern nur Schriftsteller, möchte den Deutschen aber doch an dieser Stelle einige Anregungen geben:

Eine großzügig eingeleitete und unablässig wirkende Propaganda durch die Presse sollte derart betrieben werden, daß etwa

1. die führenden deutschen Zeitungen Berichte der Sachverständigen über bestehende Uebelstände, Maßnahmen zu ihrer Abstellung, ferner Anregungen usw. bringen;
2. die Presse der neutralen Länder und
3. die Monatsschriften, die in das Ausland gehen und zum Teil englischen Text haben, müßten diese Artikel teils deutsch, teils in Uebersetzung bringen, und die amerikanische Presse müßte damit bearbeitet werden.
4. Handels- und Gewerbekammern und ähnliche Körperschaften sollten sich mittelst Funkspruch mit den Handels- und Gewerbekammern in New York, Chicago, Philadelphia, Baltimore, St. Louis, San Francisco, Buffalo usw. in Verbindung setzen und geeignete Berichte und Vorschläge übermitteln, deren Text von den Tageszeitungen der betreffenden Plätze sowie der Associated Press, New York, der United Press, New York, dem Press-Syndikate, Cleveland, Ohio, veröffentlicht werden müßte.
5. Hugo Stinnes, der über sechzig Zeitungen an der Hand haben soll, könnte in dieser Richtung einen Einfluß entwickeln.

Bei diesen Erörterungen wären folgende Punkte zu erwähnen:

a) Amerika hat sich stets für Wahrung des Privateigentums im Kriege eingesetzt, sogar für Unantastbarkeit dieses Rechtes auf See;
b) das Völkerrecht bestimmt, daß alle Feindseligkeiten auf uniformierte und bewaffnete Truppen zu beschränken seien. Unter diesen Gesichtspunkten hat Deutschland den Krieg geführt, bis das ungesetzliche Vorgehen seiner Feinde es zwang, sich an diese Bestimmung ebenfalls nicht länger gebunden zu halten;
c) Wilson selbst hat den Grundsatz aufgestellt, daß kein Krieg gegen Waren auf See geführt werden dürfe;
d) in Deutschland ist feindliches Eigentum niemals verkauft, sondern nur verwaltet worden, und zwar sehr oft zum ausgesprochenen Vorteil der feindlichen Eigentümer;
e) auch die bolschewistische Regierung soll nach zuverlässigen Berichten deutsches Eigentum niemals verkauft haben. Will Amerika sich auf ein tieferes Niveau stellen als das bolschewistische Rußland?
f) Japan hat während des Krieges die Zinsen seiner Anleihen an deutsche Eigentümer bezahlt. Wie soll man darüber urteilen, daß die Firma J. Pierpont Morgan & Co. die chinesische Regierung dazu zwingt, den deutschen Besitzern chinesischer Staatsanleihe die Zinszahlung zu verweigern?

g) Der Friedensvertrag von Brest-Litowsk, der von gegnerischer Seite so oft zitiert wird, weist keinerlei finanzielle und wirtschaftliche Härten auf, die das Wiederaufleben des Wirtschaftslebens untergraben, wie der Friedensvertrag von Versailles, obgleich Deutschland damals noch mit zehn Feinden kämpfte und weit dringenderen Bedarf an Rohstoffen, Gold usw. hatte als seine heutigen Gegner.

h) Wenn Amerika von der Heiligkeit der Verträge spricht, sollte es nicht vergessen, daß es selbst den Vertrag von 1828 in Fetzen gerissen hat. Hiernach war das Privateigentum der Angehörigen beider Staaten sichergestellt. Ja, die „Freye"-Entschädigung wurde von Amerika auf der Grundlage dieses Vertrages angenommen, als es aber dazu kam, unter dem Einfluß von Amerikas bösem Geist, dem Staatsanwalt G. Mitchell Palmer, das Piratentum des Staates zu legalisieren, da wurde dieser Vertrag für ungültig erklärt, obwohl er g a n z b e s o n d e r s f ü r d e n K r i e g s f a l l b e r e c h n e t w a r.

i) Obgleich das deutsche Privateigentum nur etwa $^1/_{1000}$ der amerikanischen Industrie darstellt, wird es in einer Weise, die man nicht anders als geradezu lächerlich nennen muß, als eine „Gefahr" bezeichnet. Diese Behandlung erscheint aber nicht nur lächerlich, sondern einigermaßen unlogisch und wenig redlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß vor noch nicht 20 oder 30 Jahren jedes europäische Volk von seiten Amerikas sozusagen eingeladen worden ist, in den Vereinigten Staaten gewerbliche Unternehmungen zu gründen. Jetzt entzieht man ihnen, die der Verwaltung ihrer neuen Heimat Vertrauen geschenkt haben, nicht nur das Gastrecht, sondern behandelt sie obendrein wie gemeine Verbrecher! Und man vergißt dabei noch, daß die deutschen Industrieunternehmungen den Vereinigten Staaten nur genützt haben.

j) Die Vereinigten Staaten haben sich seinerzeit geschämt, die Entschädigung aus dem Boxerkriege zu behalten; sie wurde nach zehn Jahren zurückgezahlt. Wie wird der gerecht empfindende Amerikaner nach zehn Jahren, wenn der künstlich gegen Deutschland geschürte Haß vergessen sein wird, darüber denken, daß seine eigene Regierung deutschen Privatbesitz (keine Regierungsentschädigung) geraubt und verkauft hat, und zwar an die wohlhabenden Klassen und sehr oft zu einem Bruchteil des tatsächlichen Wertes! Nicht einmal der Vorwand bleibt der Regierung, den die Bolschewiki haben: daß nämlich das beschlagnahmte Eigentum unter die Armen verteilt wird.

k) Es ist die Pflicht Amerikas, dieser Piraterie des Privateigentums Einhalt zu gebieten, wenn es nicht Schuld tragen will an einem himmelschreienden Unrecht, das schuldlosen und arbeitsfrohen Menschen zugefügt wird.

Im Kongreß ist angeregt worden, Europa einige hundert Millionen Dollars Kredit zu gewähren, und es sind dann Polen, Böhmen, Oesterreich und Deutschland ungefähr 150 Millionen Dollars bewilligt worden. Man sollte dem Gedanken nähertreten, Deutschland allein etwa 500 Millionen Dollars Kredite zu bewilligen, teils als Entschädigung für die beschlagnahmten Summen, zweitens aus der Erwägung heraus, das Land zu unterstützen, das heute noch trotz seines wirtschaftlichen und moralischen Zusammenbruches ein Bollwerk gegen Chaos und Anarchie bildet.

Viele dieser Anregungen verdanke ich Herrn Francis Dorl in New York, der deutsche und amerikanische Verhältnisse genau kennt.

Möge Deutschland nicht zögern, seine Forderungen zu stellen. Es wird ihm ungeahnte Hilfe werden, wenn es versteht, das Gewissen Amerikas an seinem wunden Punkte zu packen. Hier wird man am ehesten demjenigen helfen, der selbst nach Hilfe verlangt.

---

* * * DIE ARMSELIGKEIT DER GEWALTPOLITIK

In dem Augenblick, da die Konferenz von Spaa die Weltentscheidung um einige Monate hinausgeschoben hat — dieser Aufschub ist ihr Nutzen —, malt die tapfere, kühl überschauende Londoner „Nation" ein Weltbild, das die Sieger von Versailles und Spaa nicht erquicken wird. Deutschen, russischen, türkischen, indischen und irischen Lesern weist es tröstlichere Wege . . . .

Als die Alliierten die Reihe der Friedensverträge zu entwerfen begannen, mögen sie sich wohl selbst allmächtig gedünkt haben. Es war ein Augenblick der Hybris, und ein griechischer Weiser würde jedem von ihnen geraten haben, den Göttern sein liebstes Eigentum zu opfern. Hätten wir unser uneingeschränktes Recht auf die Blockade aufgegeben, hätte Wilson die Monroedoktrin auf dem Altar geopfert, hätten die Franzosen den Rhein als den deutschen Strom gelassen, dann hätte die Weltgeschichte einen anderen Verlauf genommen. Aber im November 1918 hätte man einen Kritiker ausgelacht, der gewagt hätte, im Namen der Vernunft einen gemäßigten Frieden zu befürworten. Einige sprachen von Großherzigkeit und Gnade, aber keiner von Vernunft. Im Weltpanorama, wie es sich den Augen darbot, war sicherlich nichts, was die Notwendigkeit der Vernunft einleuchtend gemacht hätte. Die Rückhaltlosigkeit der deutschen Unterwerfung hatte uns überrascht und beinahe angeekelt. Wir hätten es lieber gesehen, wenn die Deutschen etwas mehr Mut gezeigt hätten.

Oesterreich war zu Boden geworfen worden und die Türkei lag auf dem Seziertisch. Von allen Armeen der Welt war nur jene des Siegers unversehrt geblieben. Als die deutsche Kriegsflotte in den Forth eindampfte, während unsere eigenen Kriegsschiffe in die Ostsee und ins Schwarze Meer einfuhren, schien es den meisten von uns, daß der uneingeschränkte Sieg bei uns eingezogen sei.

Weniger als zwei Jahre sind vorüber, und das Gefühl der Allmacht ist geschwunden. Hören wir, wie Lloyd George dem Herrn Barnes und dem Bischof Gore unsere Machtlosigkeit auseinandersetzt:

„Warum können wir nichts in Armenien tun? Weil die einzigen Mächte, die für diesen Zweck in Betracht kommen, derart mit Verpflichtungen überhäuft sind, daß sie nicht einen Soldaten entbehren können. . . . Frankreich muß sich aus Cilizien zurückziehen. Wir sind vollauf beschäftigt. Wir haben Konstantinopel, wir haben Mesopotamien und Palästina . . . und gewissermaßen haben wir Schwierigkeiten in Persien. . . . Auch Italien hat seine Schwierigkeiten . . . wir könnten nicht ein Bataillon für den Völkerbund erübrigen."

In jenen entfernten Tagen, als wir uns alle klargemacht hatten, daß die Blockade den Krieg gewonnen habe, dachten die Leute, daß alles durch kampflose Drohung ginge. Aber unsere Regierenden scheinen nun sogar ihr Vertrauen auf die Blockade verloren zu haben. Herr Barnes behauptet, daß „wirtschaftlicher" Druck immer verwendet werden könne, wenn man nicht ein einziges Bataillon zur Verfügung habe. Rasch kam die herodianische Antwort:

„Der wirtschaftliche Druck auf Rußland ist so gewaltig, daß die Bevölkerung verhungert. Ich weiß nicht, was Sie noch mehr tun könnten. Es kommt heute nichts nach Rußland hinein."

Das ist ein recht trauriges Bild vom Standpunkt der Weltherrscher aus. Ihr Arm ist so verkürzt, daß sie nicht mehr helfen können. Armenien bittet vergebens, und Rußland macht alle ihre Bemühungen, es zu unterwerfen, zunichte. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, zu beweisen, daß der Premierminister wie gewöhnlich sophistisch zuwege ging. Er hätte Polen ganz einfach dadurch zum Frieden zwingen können, daß er die Munitionslieferungen einstellte. Was Rußland betrifft, so war es ja Frieden, was es wünschte. Ein Zehntel der Soldaten, die wir nach Irland schicken, hätte Armenien aus jeder Gefahr befreit. Lloyd Georges Bild ist aber nichts destoweniger eindrucksvoll. Er und seine Kollegen haben derart gearbeitet, daß sie unbegrenzte Machtmittel am Rhein, in Dublin, in Konstantinopel und in Mosul brauchen, und sie fangen an, zu empfinden, daß sich ihre Hilfsmittel zu erschöpfen beginnen.

Wenn wir die Politik, der sich die verschiedenen Alliierten ergeben haben, in Betracht ziehen, kommen wir zu dem Schlusse, daß

Lloyd George, obwohl er ein Meister an malerischer Uebertreibung ist, den Fall zu leicht genommen. Es stehen wirklich keine Gewaltmittel mehr zur Verfügung. Den Alliierten beliebte es, eine Reihe unerträglicher Friedensverträge zu erzwingen. Sie wußten ganz wohl, daß die Unterschriften der verschiedenen besiegten Regierungen nichts anderes bedeuten, als daß sie in diesem besonderen Augenblicke weder imstande waren, zu kämpfen noch einer weiteren Hungerperiode ins Auge zu sehen. Niemand in Deutschland gab jemals vor, sich dem Unvermeidlichen aus einer anderen Ursache zu fügen als der, daß Widerstand unmöglich geworden war. Es ist klar, daß man, wenn man einen Vertrag von einer solchen Art auferlegt, sich auf eine ungemessene Zeit von Zwangsmaßregeln gefaßt machen muß. Der Augenblick ist gekommen, wo wahrscheinlich eine neue Anwendung von Gewalt notwendig sein wird. Die deutsche Berufsarmee ist genau zweimal so groß als der Vertrag erlaubt, und wir wären außerordentlich erstaunt, wenn die neue Koalition, eine viel konservativere Regierung als die letzte, einverstanden wäre, diese 100 000 Mann zu entlassen, oder, selbst wenn sie es wollte, die Macht hätte, es durchzuführen. Unsere eigene Ansicht war immer die, daß die Beschaffung eines Berufsheeres ein Fehler war und daß ein Heer, das sich aus allen Klassen der Bevölkerung zusammensetzte, eine weitaus größere Garantie für die öffentliche Ordnung geboten hätte. Bei den heutigen Zuständen in Deutschland sagt die Regierung wahrscheinlich die Wahrheit, wenn sie erklärt, daß sie mit bloß 100 000 Mann einer kommunistischen Revolution gegenüber keinen Widerstand leisten könnte. Wenn sie wirklich die Herabminderung durchführen, so wird das nur geschehen, weil sie auf die verschiedenen Organisationen von Freiwilligen aus dem Mittelstande bauen, die ihre Waffen behalten, obgleich sie auf dem Papier entlassen worden sind, oder sonstwie auf Angehörige der Freikorps, die, wie man sagt, auf den Großgütern der pommerschen Junker bereitliegen und ihre Zeit abwarten. Deutschland muß also entwaffnet werden, und nach der Entwaffnung muß die Kriegsentschädigung erzwungen werden. Eine Regierung, die fast jetzt schon die Hälfte der nationalen Einnahmen durch Besteuerung einzieht und in einem Jahre der schwebenden Schuld eine Summe hinzufügt, die fast dieses Gesamteinkommen erreicht, kann zwar gezwungen werden, zu versprechen, einen Jahrestribut von 150 Millionen Pfund Sterling eine Generation lang zu zahlen, aber sie kann keine Kriegsentschädigung aus dem Defizit leisten. Das bedeutet, wenn wir die französische Politik recht verstehen, neue Gewaltmaßregeln und die gewaltsame Besetzung entweder der Häfen und Zollstationen oder des Ruhrkohlengebietes. Wir bezweifeln, daß selbst die hirnverbranntesten Führer der deutschen

Militärpartei in diesem Augenblick einen neuen Krieg versuchen würden, aber es könnten Verwickelungen kommen, die selbst das ermöglichen. Wenn die „roten" Armeen die Polen so gründlich schlagen würden, daß es in Warschau zur Revolution käme, wenn die „weißen" Ungarn zu einem gleichen Abenteuer bereit wären, wenn die Türken weiter ihre Siege erfechten würden, wenn Irland und Mesopotamien immer noch die Hauptmacht der britischen Armeen in Anspruch nehmen, ist es dann sicher, daß die Militärpartei nicht einen zweiten Kapp-Putsch inszenieren und zum Kriege schreiten würde?

Der Hauptvertrag muß also noch in einigen wichtigen Einzelheiten erzwungen werden. Ferner ist die Türkei zu berücksichtigen. Augenblicklich haben wir Konstantinopel, und die Griechen halten Smyrna besetzt. Im übrigen ist die ganze türkische Türkei unter der Herrschaft von Mustapha Kemal und der Nationalisten, die sowohl gegen die Franzosen als auch gegen die britischen Truppen Erfolge zu verzeichnen haben. Venizelos soll es unternommen haben, ihren Widerstand durch eine Armee von 90 000 Griechen niederzuschlagen. Wenn die Türken nur einigermaßen Waffen und Munition haben, ist es nicht wahrscheinlich, daß sie in ihrem eigenen Lande durch eine griechische Armee entscheidend geschlagen werden, und das Ende könnte ein ganz anderes sein, als es sich Herr Venizelos vorstellt. Abermals verlangt die Ausführung eines unerträglichen Friedensvertrages unbeschränkte Gewalt. Gerade dieser Friedensvertrag besteht aus lauter Herausforderungen. Er macht dem Kalifat im wahrsten Sinne des Wortes ein Ende. Er gibt den Griechen Land in Thrazien und um Smyrna herum, trotzdem diese Bevölkerung keineswegs der Mehrheit nach griechisch ist. Er stellt die Türkei für immer unter die unbeschränkte Finanzkontrolle der Mächte, die zu gleicher Zeit ihr Oel, ihre Kohlen und ihre Eisenbahnen für sich selbst in Anspruch nehmen. Die Unterschrift der Marionettenregierung in Konstantinopel hat nur die Unterwerfung dieser einen Stadt zur Folge, und selbst wenn Mustapha Kemal geschlagen werden könnte, wird die Notwendigkeit der Zwangsmaßregeln andauern. Man wird das ganze Volk in Unterwerfung halten müssen.

Die Hauptschwierigkeit sehen wir darin, daß der Staatenbund, der halb Europa mit Gewalt niederhalten soll, nicht imstande ist, eine einigermaßen vernünftige Politik einzuschlagen und seine eigene Bürde zu erleichtern. Lloyd George möchte selbst gern mit Rußland Frieden schließen. Wenn es nahe daran scheint, so sieht es aus, als ob ein „Anstoß" der mächtigen Interessenten, die unter der zaristischen Regierung Bergwerkskonzessionen erworben, zu unmöglichen Forderungen bewegen könnte. Die Franzosen, obgleich sie in den meisten Fällen rücksichtslos genug vorgegangen, sind genug Real-

politiker um einzusehen, daß man nicht an allen Fronten zugleich kämpfen kann. Sie möchten ihr Pulver für die Deutschen trocken halten und sich mit den Türken verständigen. Lloyd Georges Neigungen ziehen in einer entgegengesetzten Richtung. Er möchte die Deutschen mehr oder weniger schonen, aber er will nichts von einer Mäßigung gegenüber den Türken wissen. Vielleicht hätte er auch gezögert, eine Brandpolitik gegenüber Irland einzuschlagen, aber er ist in der Hand von Cliquen, welche die Wiedereroberung dieser Insel beschlossen haben. Das Wirken dieser vielen Kräfte erzeugt schließlich Verwirrung und Gewalt. Die Gewaltpolitik kennt keine Vernunftsgründe und diese lose Allianz der Koalitionen stürzt sich in Abenteuer und Herausforderungen, die in keinem Verhältnis zu ihren militärischen Hilfsquellen stehen. Dadurch wird Irland nicht versöhnt und den Deutschen das Leben nicht erträglicher gemacht werden. Ebensowenig wird es zu einen dauernden Frieden mit Rußland kommen. Man muß das Oel von Mosul besitzen und Mesopotamien zu einem zweiten Indien machen, man muß Persien in seinen Machtbereich einbeziehen. Schon der französische oder britische Imperialismus allein wäre eine Gefahr für die Welt, aber beide zusammen vollbringen geradezu Wunder an Provokation. Sie errichten einen Ring von Feinden um uns her, einige „rot", einige „weiß", einige Mohamedaner, aber alle sind verbunden durch das Gefühl, daß die Herrschaft einer solchen Allianz unerträglich ist. Wir können uns nirgends mehr sicher fühlen. Was Irland heute ist, kann Indien, wenn der Geist des Dyerismus triumphiert, morgen sein.

Die Alliierten gingen daran, durch Gewalt zu herrschen. Sie diktierten Friedensverträge, die nur durch Gewalt aufrecht erhalten werden können. Um den strategischen Ruin ihrer Feinde zu vervollständigen, predigten sie die Lehre der Nationalität in ihren äußersten Konsequenzen, um sie schließlich in ihren eigenen Reichen gegen sich selbst gekehrt zu sehen. Sie verleugneten die Ideale des Völkerbundes, sie enthüllten ihre wahren Ziele, indem sie vom Oel von Mesopotamien und von den Phosphaten von Nauru Besitz ergriffen. Sie haben Europa wirtschaftlich derart zugrunde gerichtet, daß die Elementarleidenschaft des Hungers Rekruten ins Lager ihrer Gegner führte. Sie nähern sich dem Augenblick, in dem ihre Unfähigkeit, das ganze ungeheure System der Gewaltmaßregeln zu erhalten, schon an und für sich zur Revolution herausfordert. Die Revolution wird kommen. Sie ist schon am Wege. Und wenn sie erscheint, gibt es noch eine Macht, die ein Volksheer aus dem Boden stampfen kann, um diesen Frieden, der ewigen Krieg bedeutet, mit Gewalt durchzusetzen?

HERMANN HESSE

VARIATIONEN ÜBER EIN THEMA VON WILHELM SCHÄFER

Wenn Maler ein Bild beurteilen, so stellen sie es nicht nur in ein gutes Licht, treten davor, treten zurück und suchen verschiedene Standpunkte, sondern viele von ihnen drehen das Bild auch um, hängen es verkehrt auf, den Himmel nach unten, und sind erst dann zufrieden, wenn das Bild auch diese Probe erträgt, wenn seine Farben auch dann beziehungsvoll und magisch ineinander schwingen.

So habe ich es immer mit den Wahrheiten gehalten, von denen ich ein großer Freund bin. Eine gute, eine richtige Wahrheit, so scheint mir, muß es vertragen, daß man sie auch umkehrt. Was wahr ist, davon muß das Gegenteil auch wahr sein können. Denn jede Wahrheit ist kurze Formel für den Blick in die Welt von einem bestimmten Pol aus, und es gibt keinen Pol ohne Gegenpol.

Ein von mir sehr hochgeschätzter Schriftsteller, Wilhelm Schäfer, sagte mir vor einigen Jahren einen Satz über die Aufgabe des Dichters, den er gefunden hatte, und der später auch in einem seiner Bücher mitgeteilt wurde. Der Satz machte mir Eindruck, er war zweifellos gut und wahr, und war vorzüglich formuliert, worin Schäfer ein Meister ist. Lange klang sein Satz über den Dichter in mir nach, ich habe ihn eigentlich nie mehr vergessen, immer tauchte er von Zeit zu Zeit wieder vor mir auf. Das tun Wahrheiten nicht, mit denen wir absolut und völlig einverstanden sind. Die schluckt und verdaut man rasch.

Der Satz hieß so: „Sache des Dichters ist es nicht, das Einfache bedeutend, sondern das Bedeutende einfach zu sagen."

Lange und oft habe ich daran gesonnen, warum der famose Spruch (den ich auch heute noch bewundere) mir nicht ganz einging, einen Rest von Leere und Widerspruch in mir ließ. Ich habe an diesem Satz mehr als hundertmal auf Gedankengängen Analyse getrieben. Das Erste, was ich fand, war ein leiser Mißklang, ein winziger Fehler, ein ganz winzig kleiner Sprung in dem klaren Kristall dieser so sauber gefaßten Formel. „Das Bedeutende einfach sagen — nicht das Einfache bedeutend" — das klang wie ein tadelloser Parallelismus, und war es doch nicht ganz. Denn der Sinn des Wortes „bedeutend" war in den beiden Satzhälften nicht genau, nicht haarscharf der gleiche. Das „Bedeutende", das der Dichter sagen soll, war ohne Zweifel vollkommen redlich und eindeutig gemeint, „bedeutend" hieß hier ungefähr soviel wie „unbedingt wertvoll". Das andere „bedeutend" aber, im Gegensatz, hatte einen Beiklang von Mißachtung. Wenn ein Dichter das „Einfache", das offenkundig Unbedeutende, „bedeutend" ausspricht, so macht er, im Sinn jenes Satzes, also eigentlich etwas Falsches, und das „bedeutend", womit

sein Tun bezeichnet wird, ist eigentlich Tuerei, und also eigentlich zur Hälfte ironisch gemeint.

Merkwürdig spät erst machte ich dann jenen einfachen Versuch, der Sache näher zu kommen, indem ich den Satz versuchsweise einmal umdrehte. Dann hieß er: „Sache des Dichters ist es nicht, das Bedeutende einfach, sondern das Einfache bedeutend zu sagen." Und siehe da, eine neue Wahrheit stand vor mir. Die Umdrehung verbesserte den Satz schon formal, denn das Wort „bedeutend" blieb jetzt in beiden Satzhälften gleichwertig, statt wie vorher unter der Hand seinen Sinn zu wechseln.

Und plötzlich sah ich, daß für mich die Umkehrung von Schäfers Wahrheit noch viel wahrer, noch viel wertvoller war als was er eigentlich gesagt hatte. Nun war alles klar. Natürlich blieb Schäfers Satz wahr und schön wie zuvor — von seinem, von Schäfers Pol aus. Von meinem Gegenpol aus aber strahlte nun der umgekehrte Satz mit ganz neuer Kraft und Wärme.

Schäfer hatte gesagt: Sache des Dichters sei es nicht, irgend etwas Beliebiges und Belangloses so vorzutragen, daß es bedeutend erscheine, sondern für seine Darstellungen das wahrhaft Wertvolle und Wichtige zu wählen und es so einfach wie möglich zu sagen. Mein umgedrehter Satz aber hieß: „Sache des Dichters ist es nicht, darüber zu entscheiden, ob dies und jenes bedeutend und wichtig sei, seine Sache ist es nicht, gewissermaßen als Vormund für den späteren Leser eine Auswahl aus dem Wirrwarr der Welt zu treffen und ihm nur das Wertvolle, wirklich Wichtige mitzuteilen. Nein, im Gegenteil! Sache des Dichters ist es gerade, in jeder Kleinigkeit, in jedem Nichts das Ewige und Ungeheure zu wissen, und diesen Schatz, dies Wissen, daß Gott überall und in jedem Dinge ist, immer wieder zu eröffnen und mitzuteilen."

Damit hatte ich eine Formel für den Sinn oder die Aufgabe des Dichters gefunden, die mir, von meinem Pol aus, weit wertvoller und wahrer wurde als der ursprüngliche Satz, obwohl ich auch dem einmal, mich anpassend, zugestimmt hatte. Nein, der Dichter, wie ich ihn zuinnerst meine, hat nicht das Amt, zwischen bedeutenden und unbedeutenden Dingen auf der Erde zu unterscheiden. Er hat, so wie ich ihn meine, gerade im Gegenteil das Amt, das heilige Amt, immer wieder zu zeigen, daß „Bedeutung" nur ein Wort ist, daß Bedeutung keinem Ding auf der Erde zukommt, oder allen, daß es nicht Dinge gibt, die man ernst nehmen, und andere, die man nicht ernst nehmen muß. Gewiß, Schäfer hatte das anders gemeint. Der Dichter, wie er ihn verneint, ist ein Mann, der durch Kunst und Geschicklichkeit aus einem Nichts, das auch für ihn selber ein Nichts ist, etwas anscheinend Stattliches macht, der die Dinge zu Be-

deutungen aufbläst, der kurzum Theater spielt. Diese Art von Dichter verneine auch ich. Aber ich bin mit Schäfer darin uneinig, daß ich an eine Grenze zwischen „Bedeutend" und „Einfach" überhaupt nicht glaube.

Von diesem Gedanken aus fand ich, im Laufe einiger Jahre, auch mehr Einsicht in eine Erscheinung der Dichtung und Geistesgeschichte, die mir immer etwas dunkel und bedrückend gewesen war, und die von unseren Lehrern und Literarhistorikern nie zu meiner Befriedigung besprochen worden war.

Diese seltsame Erscheinung ist die der Problematiker einerseits, der Kleinmeister und Idylliker andererseits. Es gibt eine Reihe von Dichtern, deren Werke uns keineswegs entzücken, denen aber ein rätselhafter Hauch von Größe und Wichtigkeit anhaftet, weil sie sich riesige Menschheitsstoffe „gewählt" und gewaltige Probleme des Menschlichen bearbeitet haben. Andererseits gibt es sogenannte kleinere Dichter, welche keinen einzigen großen, mächtigen, weltgeschichtlichen Gedanken ausgesprochen haben, welche sich um Herkunft und Zukunft der Menschheit samt ihren Problemen überhaupt nie gekümmert haben, sondern es vorzogen, von kleinen Schicksalen, von Liebes- und Freundesgefühlen, von der Trauer über die Vergänglichkeit, von Landschaften, Tieren, singenden Vögeln und Wolken am Himmel zu singen und zu phantasieren, und welche von uns sehr geliebt und immer wieder gelesen werden. Man war stets in Verlegenheit, wie man diese Dichter eigentlich einreihen und einschätzen solle, diese einfachen Seelen, die eigentlich nie etwas Ueberwältigendes zu sagen hatten und uns doch so lieb waren! Alle Eichendorffe, alle Stifter, alle diese Dichter gehören dahin. — Und andererseits standen in ihrer düsteren Berühmtheit jene großen Problematiker, jene Aufroller der großen Fragen, jene Hebbel, jene Ibsen (die wirklichen, wenigen großen Dichterpropheten nenne ich nicht mit ihnen zusammen: Dante, Shakespeare, Dostojewski) — da standen jene seltsamen Riesen, in deren Werken zwar die tiefsten Fragen aufklangen, die uns, alles in allem, aber so wenig froh machten.

Nun, jene Eichendorffe und Stifter, und sie alle, sind lauter Dichter, welche das Einfache bedeutend sagen, weil sie überhaupt den Unterschied zwischen einfach und bedeutend nicht bemerken, weil sie auf einer ganz anderen Ebene leben, von einem ganz anderen Pol aus in die Welt blicken. Und gerade sie, diese Idylliker, diese einfachen und helläugigen Kinder Gottes, denen der Grashalm zur Offenbarung wird, gerade sie, die wir die Kleineren nennen, geben uns das Beste. Sie lehren uns nicht ein Was, sondern ein Wie. Sie sind, neben jenen gedankenvollen Großen, wie gute Mütter neben Vätern, und wie oft haben wir eine Mutter viel nötiger als einen Vater!

Es tut immer wohl, wenn man eine Wahrheit umgedreht hat. Es tut immer wohl, wenn man eine Stunde lang seine Bilder im Innern verkehrt aufgehängt hat. Die Gedanken kommen leichter, die Einfälle spielen rascher, leichter gleitet unser Kahn durch den Strom der Welt. Wenn ich ein Lehrer wäre und Schule halten müßte, wenn ich Schüler hätte, welche Aufsätze machen müssen und dergleichen, so würde ich die, welche dazu Lust haben, immer je und je eine Stunde beiseite nehmen und ihnen sagen: Kinder, was wir euch lehren, ist sehr gut. Aber probiert es zuweilen, unsere Regeln einmal auch umzudrehen, nur zum Probieren, nur zum Spiel! Sogar wenn man irgendein Wort umdreht, Buchstabe für Buchstabe, entsteht oft eine erstaunliche Quelle von Belehrung, Spaß und guten Einfällen.

Es entsteht nämlich aus solchem Spiel die Stimmung, in welcher die Etiketten von den Dingen fallen und sie neu und überraschend zu uns reden. In solchen Stimmungen werden aus dem dünnen Farbenspiel einer alten Fensterscheibe byzantinische Mosaiken, und aus Teekesseln Dampfmaschinen. Und genau diese Stimmung, diese Bereitschaft der Seele, die bekannte Welt nicht mehr zu kennen, sondern neu und bedeutungsvoller zu entdecken, genau diese Bereitschaft finden wir bei jenen Dichtern, welche von der Bedeutung des Unbedeutenden sprechen.

KONRAD WEICHBERGER

MONOLOG DES GROSSEN SEIDENSESSELS

Das sag' ich nicht, was für zwei holde Runden
vor wenig Stunden,
weiche, warme,
sich saftig in mich drückten;
was für zwei holde Arme
meine zwei Armlehnen schmückten;
was für zehn zierliche Finger
auf deren Vorderecken spazieren gingen;
was für zwei Beine, liebe Dinger,
an meinen Beinen hernieder hingen;
was für ein geprägter Kopf das war,
und was für glänzendes, duftendes Haar,
das sich zurück auf meine Rücklehne lehnte;
und was für ein Narr das war, halb Mann, halb Kind,
halb seliger Gott, halb dummes Rind,
der solche Augenblicke ewig wähnte. —
Nun sind sie vorbei.
Stehe leer und frei,
strammpolstrig hochgeschwollen,
die Höhlungen vollgequollen;
Traurig in meiner Schönheit.

Die bei weitem hervorragendste, wirkungsvollste und uns alle begeisternde Lehrkraft des herrlichen Stralsunder Klostergymnasiums war der damals etwa sechzigjährige Konrektor „Leupold" Freese, gen. Poseidon. Ein schöner, fein geschnittener Gemmenkopf vom Habitus eines römischen Senators; glattrasiertes, etwas welkes Gesicht mit schlaffen, leicht beim eifrigen Sprechen sich blähenden, bläulichen Wangen (daher und von seinem imponierenden Griechentum überhaupt der Name: Poseidon!), mit schmalen Lippen, aristokratisch glatt gescheiteltem, noch dunklem Haar und überaus innigen, blauen, lustigen Schalksaugen. Dieser unvergeßliche Mann war von einer in unserer Erinnerung und wachsenden Reife von Jahr zu Jahr immer höher bewerteten Gediegenheit und Universalität des Denkens und hat alle seine Schüler auf das lebendigste und nachhaltigste beeinflußt. Das klassische Altertum spann er uns so tief in die jungen Herzen, daß keiner von uns ehemaligen Stralsunder Gymnasiasten jemals begreifen wird, wie man von Bildung ohne intensive Kenntnis des Griechentums überhaupt sprechen kann. Freilich lebte dieser unser allgeliebter Lehrer, von dem nicht Schnurren zu erzählen oder nicht gemeinsam zu schwärmen von zweien sich zufällig nach Dezennien treffenden Stralsundern einfach eine Unmöglichkeit war, — dieser Herrliche, Gute lebte freilich so absolut im Banne jener klassischen Zeiten, daß er sicherlich in Athen oder in Rom besser Bescheid wußte als in Stralsund, was er einmal mit äußerster Naivität bekundete. In einer sogenannten Arbeitsfreistunde, in welcher „Allgemeines" besprochen werden sollte, baten wir ihn, er möchte uns doch etwas von der Belagerung Stralsunds durch Wallenstein erzählen. Darauf sagte er mit tiefbekümmertem Gesicht in seinem singenden vorpommerschen Halbplatt: „Oach — meine Lieben, — je! — Das weiß ich nich, das iss nach meiner Zeit!" Ach! diese gemütliche, etwas maulfaule, behäbige, drollige Mundart, deren er sich ganz leger bediente, noch dazu meist ohne jede korrekte grammatikalische Satzbildung; eine ganz schnelle, abrupte Gedankenhackerei, fast ein Versuch zu einer Stenographie der Sprache mit meist fortgelassenem Prädikat; Subjekt und Objekt blitzartig nebeneinander gepackt mußten genügen. Meist sprach er mit uns plattdeutsch, und ich kann noch ganze Humorszenen in seiner Art Plattdeutsch rezitieren: „Je, de oll'n Griechen de seggten nich, Ajax dat wir'n grotmächtigen Held, de stünn in de Schlacht as wi'n Boom, nee, de Homer de mockt anner Vergleiche, de wi as Beleidigung upfaten würr'n. Ajax stünn, seggt Homer, as en Esel, de den Barg vollbepackt rupkrupen sall. Em kümmern de Schläg' nich, de rechts un links up em runnerprasseln." Und so zahllose Szenen. Plattdeutsch war in Stralsund um

die Zeit noch die allgemein gesellschaftliche Umgangssprache, auch in den besten Kreisen. Wir untereinander sprachen fast nur platt. Einmal aber mußte Freese schon zu einem festlichen Hochdeutsch greifen, das dann amüsant genug ausfiel. Es ist schwierig, diese Sprache schriftlich zu fixieren in ihrer Absonderlichkeit, in dem Ziehen der Worte in singendem Ton. Es ist kaum möglich, die vielen „Je!" und „Ooch!" anders als mündlich, gleichsam schauspielerisch zu imitieren. Ich bin mir deshalb nicht sicher, ob es mir gelingen kann, die volle Komik dieses Idioms Nichtvorpommern oder Nichtmecklenburgern schwarz auf weiß anschaulich zu machen. Ich bitte also, bei den folgenden Erzählungen mir die Schwierigkeit, ein echtes Original redend hier einzuführen, zugute halten zu wollen. Sollten diese Anekdoten auch nur für Freeseschwärmer und Vorpommern einigen Reiz haben, so wollte ich doch einmal im Leben diese nie vergessenen Folgen liebgewordener Szenen, wenn auch schließlich nur für ihre wenigen noch lebenden Zeugen, dokumentarisch retten. Dieses Original hatte sich eine ihm ganz allein gehörige „Freese-Sprache" geschaffen, die schwer erlernbar war und studiert sein wollte. So kam er einst in die Klasse und sagte: „Je — mein lieber Teichen! Schwing's Eltern haben mich — und da wollt ich!" Als wir alle mit Teichen anfingen, über diese Satzbrocken zu lachen, sagte Freese ärgerlich: „Na denn nich. Denn nachher lassen Sie!" Ohne förmlichen Kommentar würden Uneingeweihte den Sinn dieser Sätze nie erfassen. Aber wir, jahrelang geschult, wußten genau, was er meinte. Das sollte heißen: „Teichen, Schwing's Eltern haben mir mitgeteilt, daß ihr Sohn Nachhilfestunden im Griechischen haben solle, und da möchte ich Sie, Teichen, fragen, ob Sie bereit sind, gegen Bezahlung dieses Amt eines Nachhilfelehrers zu übernehmen!" Gewiß eine anständige Leistung einer mündlichen Kurzschrift. „Oll" Freese hat unsere moderne Sprachstenographie, wie A. E. G. — K. d. W. — M. d. R. — ganz richtig vorausgeahnt. Das klassischste Beispiel seiner (anakoluthen) prädikatlosen Sprechweise war seine wirklich und wahrhaftig in Stralsund gehaltene Abiturienten-Entlassungsrede, welche ich fast wörtlich wiedergeben kann — einen so tiefen Eindruck hat sie auf mich gemacht. Er ist nur ein einzig Mal zu diesem gleichsam öffentlichen Auftreten gekommen, aber die Stralsunder sprachen noch jahrelang von diesem großen Ereignis! Nämlich der Direktor der Anstalt, dem die Pflicht obgelegen hätte, uns in einer besonderen Aulafeier, die öffentlich war, zu entlassen, war erkrankt und Freese von ihm beauftragt worden, statt seiner die Ansprache an die „Muli und das Volk" zu halten. Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht durch die

Stadt. Alle Honoratioren und Bürger derselben hatten ja unzählige Schnurren von dem lieben alten Sonderling gehört. Ihn amtieren zu sehen, das konnte sich niemand entgehen lassen; und so war denn am Morgen des Festtages die Aula gefüllt mit den bekanntesten Persönlichkeiten, den Offizieren, Ratsherren, Kaufherren und Reedern der Stadt mit ihren festlich geschmückten Damen.

Da ließ sich „Oll-Frees" also vernehmen:

„Je! Meine Lieben! De Härr Direkter iss krank. Nich slimm, äwerst ornd'lich. Na, und so sall ik nu. Je. Das iss ja woll so. Denn nachher muß ich ja woll. Die Entlassungsrede. Die jungen Leute! Och! frei! (Mit gehobener, komisch skandierter Deklamation:) „Dahin des Schulstaubs schlimme Pein!" Hinaus! Je, das Studium. Der Beruf. Die Wahl. Vater, Mutter, Freunde raten. Klugsnakers gibt's immer. Meinen häzlichen Glückwunsch! — Je, da seh' ich welche, die wollen Philologie. Wie sagt Goethe? „Neue Sprache, neues Leben!" Auch Englisch und Französisch. Och, vergessen Sie nich das Klassische, das Fundament. Es kommt die Sehnsucht. Vergessen Sie nich ihren alten Freese! Lernen Sie, später lehren Sie! Meinen häzlichen Glückwunsch!

Je, da seh ich welche, de wollen Jurisprudenz. Je. Das ist der Staat. Der grüne Tisch. Der Herr Landrat. Die Waage der Gerechtigkeit. Sie wissen: blinde Justitia. Halbblind: Mitleid, Strenge! Je, der Paragraph. Pflicht und Gewissen. Die Menschenseele. Wie sagt Goethe? „Es gibt kein Verbrechen, als dessen Urheber ich mich nich denken könnte." Denken Sie auch daran bisweilen, wenn schwere Strafen! Referendar, Assessor, Präsident. Meinen häzlichen Glückwunsch!

Ach! Da seh' ich welche, die wollen Medizin. Je, die Naturwissenschaft. Die Welt vom Kleinsten. Das Mikroskop. Wie sieht die Welt lütt aus! Ganz lütting — lütt. Je, das iss das Geheimnis des Kleinen. Große Bedeutung. Volkswohl. Heilung, Mitgefühl. Wie sagt Virchow? „Die Medizin involviert den Begriff des Heilens!" Je, das iss schön. Ich habe keine Sorge. Meinen häzlichen Glückwunsch!

Je. Zwei wollen Mathematiker. Na nu? Je. Absonderlich. Das Skelett der Dinge! Wo ist das Individuum? Alles Typicität. Abstrakt. Aber geistreich. Meinen häzlichen Glückwunsch!

Je, da seh ich welche, die wollen — Theologie — — — ach! Du lieber Gott! (Alles platzte heraus!) Je, lachen Sie nicht, die Stunde, sie kommt, der Zweifel, der Rabe hackt ins Genick, bohrt, beißt, man weiß nicht aus noch ein; die Welt, das Schlechte scheinbar belohnt, das Gute an die Wand gedrückt, der Brave übersehen!

Spott! Kein Glaube. Kanzel. Vergebliche Sonntagspredigt: einer schläft; je, es ist schmärzlich! O, lachen Sie nicht, die Stunde kommt, es iss furchtbar, die Qual, das liebe Brot; weiß nich aus noch ein. Martyrium! Mein häzliches Beileid!"

So gehalten in Stralsund um 1880. Zahlreiche Zeugen werden es bestätigen. Wer diese gewiß einzigartige Rede aufmerksam liest, wird sehen, wie viel Assoziationen von Herzlichkeit, Menschenliebe und tiefe Weltkenntnis hier herausgesprudelt wurden von einem Manne, dessen Naivität so ursprünglich war, daß ihm folgendes passieren konnte. Er rief mitten in der Demosthenesstunde: „Och! mein lieber Wegely! Was lachen Sie da so?" „Ach, entschuldigen Sie, Herr Professor, mir tat man eben das rechte Bein so weh!" Darauf Freese steinernst: „Na, dann iss das was anderes!"

Alle zwei Semester bei der Versetzung in ein neues Klassenlokal ereignete sich folgendes: von Tigerström, ein Schüler von unnatürlicher Körperlänge, saß regelmäßig auf der dritten Bank in einer Reihe hinter mir. Ich selbst unverdientermaßen auf der ersten Bank. Programmgemäß alle Jahre in der ersten Stunde bei Freese streckte ich beide Beine weit vor in den geheiligten Wandelraum der Lehrer zwischen erster Bank und dem Katheder. Freese kam, sah meine Pedale und winkte mit gutmütig-schelmischem Zeigefinger gegen meine Beine, was: „weg da!" heißen sollte. Ich erstaunte heuchelnd, beugte den Oberkörper neugierig vor, ohne die Beine im geringsten zu rühren. „Wie meinen Herr Professor?" „O! weg da. Die Füße!" „Ich verstehe immer noch nicht!" „O, mein Lieber, Ihre Beine!" „Ach so! Ja, das wird wohl Tigerström sein! Ach! bitte, Tigerström! nimm doch deine Beine zurück!" Während ich nun die Beine mit steifem Kreuz zurückzog, machte Tigerström die entsprechende Ruderbewegung des Oberleibs. Freese merkte das nie, sondern hielt eine längere Rede. „Je, das Wachstum! Die Knochen, aber nicht die Lungen und das Herz. Da kommt Nasenbluten, Siechtum. Och! Nehmen's sich in acht, lieber Tigerström!" Dieselbe Szene ließen wir Rüpels sich alle Jahre ein paarmal abspielen. Freese war ein rührend gütiger Mensch, der seine Schüler innigst liebte. Trotzdem wir ihn neckten — Jugend ist nun einmal spatzenrupferisch grausam —, hingen wir schwärmerisch an ihm.

Für gewöhnlich herrschte bei ihm ein aus der Zwischenpause in die Unterrichtsstunde frei übernommenes allgemeines, meist plattdeutsches Gebrabbel. Ein summender, ungeniert brummender Lärm. Das nahm er gemütlich hin und begann: „Na, heute haben wir unseren geliebten Demosthenes! Na, fangen Sie an, mein lieber Wegely! Ich übersetze vorweg. Hören Sie! „Als Philipp sah, daß,

obwohl die Lacedämonier, trotzdem indessen die Truppen, weil immerhin, obgleich eine Umgehung der Truppen, welche wenn — schon Philipp, belehrt durch eine Erfahrung, die" — — wir fingen an zu lachen.

Da wurde er aber ärgerlich. „Na, dann lassen Sie. (Stampfend!) Der arme Lehrer will — und kann nicht! Je! Die Einschachtelungen, die vielen Gen. abs. (absolute Genitive = griechische Konstruktionsform), es ist zu schwer, na! dann woll'n wir noch einmal. „Als Philipp usw."

Für gewöhnlich also war es immer laut bei seinem Eintritt. Einmal hatten wir uns aber vorgenommen, mit Freese zu schmollen. Wir glaubten, ihm etwas vorwerfen zu können. Also auf allgemeinen Klassenbeschluß tiefste, peinlichste Stille im Klassenzimmer. Das war ihm äußerst auffallend. Er stutzte sofort beim Hereintreten. „Och, was haben Sie?" Er wurde beinahe blaß und aufgeregt, es war ihm überaus ungemütlich. Er versuchte mit uns zu scherzen. „Na! schlecht präpariert, Wegely? Noch unterm Tisch ein bißchen Nachhilfe? Na, macht nichts. Nur Mut. Unser lieber Demosthenes. Fangen Sie an! (Die Stille nützend.) — — Och! was haben Sie, was ist? Na dann — ach Primus! — was soll — was iss? — — reden Sie!" Da legte der los! „Herr Professor! Sie haben Carl Kröger, bloß weil er aus dem Haus vom Gastwirt Möller herauskam, beim Direktor angezeigt wegen verbotenem Restaurantbesuch, und der ist bloß bei seinem Onkel gewesen." „Och so! Je, aber der Onkel war doch schon vor acht Tagen abgereist?" „Na, jedenfalls hat Kröger nicht Bier getrunken. Ihn zu denunzieren —" „Och, das verbitt' ich mir. Das ist unverschämt — je, sehn Sie, Primus und junge Freunde! Der arme Lehrer: er muß, die Pflicht, der Eid, das Gewissen. Was soll er tun! Je, aber wenn Kröger nicht pokuliert un nich „Poch, Poch" gespielt hat, je, denn nachher, denn is das was anners. Das will man gleich nachher dem Direktor berichten." „Na, dann danken wir auch schön, lieber Herr Professor!" Sofort ging das gewohnte Gebrabbele und Geschwabbele los, und Freese dozierte vergnügt und sichtlich erleichtert unseren lieben Demosthenes.

So ulkig Freese war, er war ein Mensch von großer Tiefe und geradezu idealer Weltanschauung, der einen warmen, sonnigen und weisen Humor spielen lassen konnte. Wir lasen eine Anthologie griechischer Lyriker: auch Sappho und Anakreon kamen heran. Pindar nannte er einmal: „den alten Gleim", den Kriegslied-Dichter Friedrichs des Großen. Solche modernen Parallelen liebte er sehr. Als wir Sapphische Oden lasen, fragten wir naiv genug, was

sapphische Liebe sei. Er sagte: „Och, meine Lieben, es iss eigentlich nichts für Primanerohren. Aber Sie werden später doch. Je, es iss so: Der Grieche, die Sonne, die Glut, der blaue Himmel, das warme Meer, je! Das Nackte ist ganz was anderes, as bi uns. Da kommen sie beim Baden — sie schmiegen sich, sie taxieren: Schultern, Hüften und so — je! und denn der böse Leumund! O, wenn Sie später mal was hören — glauben Sie's nicht — — es ist nichts Schlimmes, glauben Sie ihrem alten Freese. Ueberhören Sie es. Lassen Sie die schmutzige Phantasie nicht in die Sinne. Sie wissen, — Phantasus, je! iss er nich der dritte Diener des Hypnos, des Schlafgottes? Je! wer sind die beiden andern? O, hören Sie, wie sinnig die Griechen waren: Eikelos, der Bildner, je! der Gaukler, achten Sie. Gleichklang: Eikelos, Gaukelos, Gaukler — och! er greift gliksam Blumen, Spielkarten aus der schwarzen Nacht; je — und Phobetor, der Spinner der Furcht; och! Das ist der Alpdruck, der Angsttraum, der Vampyr auf der Brust!" So lenkte er uns schnell von dem heiklen Thema ab.

Einst lasen wir Anakreon. Wir mußten ihm Uebertragungen auf das Katheder hinaufreichen. „Haben Sie, mein lieber Schleich? Och! was seh ich? In Reimen? Sieh', sieh'! Och — nee — — nee, min Jung! Dat is nix! Je! warum haben die Griechen keine Reime? Auffällig, nich! Je, ich will's sagen. Reim iss Echolalie, Nachahmung des Echo, Koselaute, Zärtlichkeit! Och! Sie wissen, Echo ist das Weib, das nie von selber spricht, aber einmal angeredet, nie wieder aufhören kann. Je, das sind die witzigen, bißchen boshaften Griechen. Denken Sie, Aristophanes, Satire: Lysistrata, Vögel! Je! aber das Reimen ist Echoimitation. Die Griechen aber brauchten es nicht zu imitieren, hatten Original-Echo, in den Bergen war Echo überall, populär. Reimen ist aber was Festtägliches, Außergewöhnliches; Balladengesang, feierlich, darum dichtet der Norddeutsche in Reimen. Wo kein Echo in Natur oder selten, da entsteht Reimdichtung. Na, Sie haben in Reimen: Anakreon. Ach, du lieber Gott! Je, mein lieber Schleich. Seien Sie nicht bekümmert. Sie werden noch von Atreus' Söhnen singen. Je! aber Liebe — iss schwer! Och! Trösten Sie sich: es hatte auch jemand. Ein großer Dichter! Bitte, sehen Sie nach, Primus, daß uns ja kein Sekundaner hört, es ist nur für Primanerohren." Es mußte wirklich jemand die Klassentür spaltweise öffnen. Wie im Theater. „Nein, Herr Professor! es ist niemand an der Tür!" „Na, dann will ich's sagen! Ein großer Dichter hat auch versucht, Anakreon: Die Cicade. Goethe!!" (Mit vorgehaltenen Händen, heimlich und verächtlich:) „Jämmerlich! Trösten Sie sich, mein lieber Schleich! Je. Ihre Reime! Auch jämmerlich!"

Ein andermal kam er auf Perikles. „Er hatte einen Zwiebelkopf, Schinoskephalos. Je! man sagt: Verbrecher! Unterschlagung. Je! das war so. Sie wissen: die Akropolis, das ist das Rathaus hier auf 'm Markt. Da ist der Areopag. Das Landgericht. Och! Sie kennen den Archogeronten: das ist der Landgerichtsdirektor Prieschke, Sie wissen. Der Kläger, Sie kennen ihn, den Staatsanwalt, Neumann, och! ich seh sie alle sitzen. Perikles ist angeklagt. „Je", segt der Staatsanwalt. „Perikles! es ist erwiesen. Du hast in die Kasse gegriffen. Geklaut! Wie kommst du dazu? Was soll das?" Je, und Perikles sagt: „Ein Augenblick." Geht an die Dür und kümmt rein — mit Phryne! Ganz nackt, und seggt gor nix, blot: „Dat is min Geliebte: Phryne!" Und die Richter hebben em freisproken. Je, das gibt's bloß in Griechenland: die Sonne, das Licht, die Schönheit, nee, in Stralsund geiht dat nich. Dor kümmt hei in Kasten! Na, nu an die Arbeit!"

Ein andermal waren wir in Rom. Es handelte sich um die Comitienwahlen. Da ließ sich Freese völlig romanhaft also vernehmen. „Also — wir sind auf'n Capitol, unseren Markt, dat Capitol iss unser Rathaus. Och — Sie kennen es! Da geiht Crischan Piepenborn un Hans Peter Kunz — de gahn äwern Markt in Rom. Door seggt Hans Peter Kunz: „Ja, min Jung! Wat sall nu warn'n? De Caesar, de Kirl, steiht bi Anklam; de Mann iss en Revolutschonnär, de iss kumpabel un geiht äwer den Rubikon un Peene und bautz! kümmt hei dörch't Knieper Dur! (eins von Stralsunds schönen Stadttoren), und denn hebb'n wi de Bescheerung!" „Je", seggt Piepenborn, „wat geiht mi dat an?" „Dat geiht di blots so veel an, dat di dat Kopp und Kragen kost, wenn du nich Caesar'n wählst in de Comitien!" „Ne, dat dau ik likers nich! De Pompejussen, dat sind ne feine, adlige Familie; min Grotvadder wir Stallknecht bi Pompejussen, min Vadder wir Stallknecht bi Pompejussen, und ick bin ook Stallknecht bi unsen Pompejussen, und do wähl ick ok Pompejussen!" „Je, denn dau du dat man. Nahstens kast seihn, wie du de Chausseestein up de Via Appia bet nah Griepswold kloppen kast!" „So? uns Pompejussen wähl ik doch! Hätt hei mi nich twee Dokters schickt, as mine lütte Caecilia krank läg: eenen Griechen und een oll'n Etrurier, se wir süss nich mihr. Un min Cajus Sempronius Livonius (nich unsen Apothekersohn seinen Livonius) de wir ok nich mihr ohne Pompejussen. Ne! da lat ik nix up komen. Un nu go du man los naht Schützenhus, ik häw keen Tid mihr, un wähl du man! De Lictor (och! Sie kennen ihn alle: Herr Gendarm Neumann, dat is de Lictor) de steiht all dor mit de grote Zeddelbüchs. Un wenn du vor'n Knieperdur Caesarn dröppst: denn nachher grüß em man und segg em, hei soll man kommen: de oll

Cassius an de Spitz un Brutus, de warr'n em woll mores lehren. Von wegen Köpp aff un Chausseestein's!"

So brachte er uns ein Bild aller wichtigen Staatsaktionen in Rom oder Athen bei. Wie oft haben wir mit ihm regelrecht „Ostrazismus" gespielt, d. h. wir mußten in der Aulavorhalle auf Bänken ringsum sitzen und das Scherbengericht gegen Aristides mit Spielmarken als eine richtige Theaterszene mit Pro-und-contra-Reden aufführen. Mehrfach hielt er die Anklagerede gegen Sokrates als Verführer der Jugend, wobei einer von uns als völlig geknickter Sokrates auf dem Katheder sich von ihm andonnern lassen mußte. Er warf ihm dann (ganz modern, wie in unserer Zeit der geistvolle M. Moskowski) vor, daß er sich von Plato habe als Sprachorgan benutzen lassen, aber für die revolutionäre Stimmung in der aristokratischen Jugend Athens völlig verantwortlich sei!

Die griechischen Dramen analysierte er mit uns auf das tiefste und geistreichste, und nirgends habe ich die schönen Griechen-Chöre so schön als die Stimmen des Gewissens, der Seelenkämpfe und zugleich der öffentlichen Meinung auslegen gehört. Er sagte einmal: „Je! der Chor — das iss, was man im stillen Kämmerlein denkt, wenn man Oedipus iss, un zweitens: was sagt die Stralsunder Morgenzeitung zu der Affäre in Aulis! Das beides zusammen sagt der griechische Chor!" Solche Chöre führten wir im Gehschritt, er voran, mit Vor- und Rückschritt wie in einer Prozession, skandierend und im Text und Rhythmus des „Actis äellion to kalliston" durch unsere schönen Klosterschulgänge ziehend auf, und in der gotischen Aulavorhalle brüllten wir laut und klagend die wundervoll tönenden, reich vokalisierten Verse!

Die Versmaße wurden uns durch praktische Chorübungen eingeprägt. Das heißt: er sprach die Trochäen, Jamben, Anapäste usw. uns vor, und wir skandierten sie unter seinem Dirigenten-Kartenstock ihm nach. Dazu erbat er von uns von Mal zu Mal das Mitbringen von klassisch schönen Versen, auch von deutschen Dichtern. Dabei gab's manchen Spaß. Mein Freund Wilhelm Kobes, noch heute ein warmherziger Poete, führte ihn an. Freese fragte: „Och! Kobes, haben Sie auch Verse?" „Jawohl, Herr Professor!" „Och, dann geb'n Sie her!" Kobes reichte einen Zettel zu ihm hinauf, auf dem stand:

> Er deckt ihn in das eine
> Und schnitt ihm beide Beine
> Ganz kurz vom Rumpfe ab! —

Freese stutzte. „Och! mein lieber Kobes! Was ist das? Was soll das? Woraus dürfte das sein!"

„Das ist aus einem nachgelassenen Drama Heines: Prokrustes!"

„Och! Kobes. Heine, Prokrustes? Das iss interessant. Ich erinnere mich gar nicht. Heine? Prokrustes? Heinrich Heine? Och, Kobes, Sie irren. Woher kennen Sie, woher wissen Sie?"

„Ja, Herr Professor, ein alter Onkel von mir, der sammelt Handschriften, und da hab' ich dies Fragment Heinrich Heines mal gesehen!" „Och, das iss interessant. Kobes der Quellenforscher. Na, das muß ich nachher gleich mal Kollegen Thümen (dem deutschen Lehrer) zur Begutachtung mitteilen. Na aber. Schön, also lassen Sie uns zusammen." Und so brüllte die ganze Klasse: Heine. Prokrustes. Jamben.

Er deckt ihn in das eine
Und schnitt ihm beide Beine
Ganz kurz vom Rumpfe ab!

Wir durch Kobes eingeweihten Lümmel wollten uns dabei totlachen. Ganz sicher waren aber wir doch die Angeführten. Denn ich bin heute überzeugt, der alte gute Vater Freese durchschaute den ganzen Rummel, er war aber großherzig genug, uns den Spaß zu lassen; so liebte er die Jugend, und mit so viel Humor beherrschte er die Situation. Er kam nie auf die Heine-Affäre zurück.

Er war eben ein Lehrer, der mit uns lebte und strebte und besser als wir selbst die geheimsten Fasern der Schülerpsyche kannte und wie ein heiterer Griechen-Jüngling-Greis uns in unserer Kindheit selbst auf seine Kosten jauchzen ließ. Zeichnete er uns doch, mit seinen Riesenpatschen den Ballettanz der jungen Griechinnen in der Luft markierend, die Szene plastisch vor, wie Anakreon gehöhnt wird von den jungen Tänzerinnen. „Anakreon! Geh, was willst du unter uns! Du bist ein Greis!" „Je, was sagt Anakreon! Weiß, ist mein Haar, aber seht das grüne Weinlaub darin, so grün ist mein Herz, und jeden Frühling blüht es wieder für die schönste unter euch!" Dann bekam sein Gesicht einen so überirdisch schönen Glanz, daß wir ihn tief ergriffen dort oben sitzen sahen, Weinlaub im Haar, in dionysischer Verzückung, selbst ein Anakreon, den ein gütiges Geschick vor dem Winter des Herzens bewahrt hatte. Er war gleichsam immer mitten unter unseren Scherzen. Dafür haben wir ihn aber auch sehr geliebt. Jeder der Schüler wäre für seinen alten Freese durch das Feuer gegangen.

Er war eine der gewiß enorm seltenen Naturen, welche den Mut haben, es im Vollgefühl eines goldenen Herzens ruhig darauf ankommen zu lassen, ob man sie bewundert oder verlacht. Er hatte den Humor, über sich lachen zu lassen, wenn er nur mit der durch ihn veranlaßten und heraufgezauberten Komik den Nagel auf den Kopf traf.

Als ich, vom Stettiner Gymnasium kommend, als Tertianer zum erstenmal eine Stunde bei Freese hatte, konnte ich mich vor elementaren Heiterkeitsausbrüchen über den allzu drolligen Mann gar nicht halten. Ich lachte immer hell in die schon tolerantere Schulgenossenschaft hinein. Freese merkte natürlich sofort, daß mein Lachen ihm galt. Jeder anderer Lehrer würde wohl disziplinarisch dagegen seine Würde gewahrt haben. Freese keineswegs. Mit einer wahrhaft göttlichen Seelenkenntnis sagte er mir ein über das andere Mal bei meinen Lachausbrüchen: „Och, seht den Fremdling! Er lacht. Er amüsiert sich. Schon wieder. Je, mein lieber junger Herr aus Stettin. Das iss hier nicht anners.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling dort noch unbekannt!

Je, sieh' mal an. Der Fremdling. Er macht sich mausig!"

Er war der größte Psycholog. Ein wahrer Weiser am Baltenstrand. Ich denke oft an ihn. Er war unser aller alter, noch bis in unsere eigene Reife hineinwirkender Mentor. Er wäre für Könige der richtige Erzieher gewesen. Vor seinem Humor schmolz jede Form von Anmaßung, und er sah uns allen bis ins Herz. Ein Virtuos der Knaben- und Jünglingsseele.

Beim Abiturientenentlassungsfest gab er uns allen eine private Prognose mit. Wir alle haben uns verdutzt angesehen, wie er uns kannte.

Mir sagte er: „Je, mein lieber Schleich. Gewiß. Talente. Guter Kopf, alle Achtung. Weg wird gemacht. Könnte bedeutend. Vielleicht Erfindungen. Entwicklung. Je, aber die Dämonen. Da ist Gefahr. Och. Denken Sie Herkules. Die Hydra siebenköpfig im eigenen Busen. Je, es wird schon gehen. Aber mir ist bange!"

Wie wußte der Mann etwas von meinen Dämonen? Alter Freese, ich danke dir, ich habe mich redlich bemüht, sie zu bezwingen.

Ich sah ihn zum letzten Male beim Abschiedsbesuch, bevor ich Stralsund verließ. „Wohin gehen Sie, mein Lieber?" „Nach Zürich!" „Och — nehmen Sie sich in acht. Sie werden Heimweh, je, die See, das Meer, es läßt seine Söhne nich los!" „Aber, da ist ja ein großer See, Herr Professor!" „Je, aber nich — d i e See, Junker Naseweis!"

Er sollte recht behalten.

Aber auch nach dem alten Freese habe ich Heimweh.

G. A. MASSON
in „La revue mondiale"

DIE PHILOSOPHIE DES FOX-TROTT

Lächeln muß ich, wenn ich höre, daß ernste Leute sich über die Tanzraserei erregen, die gegenwärtig über die Welt dahinbraust, daß sie darüber jammern, daß man ihr bei höchst offiziellen Gelegenheiten begegnet. Diese ernsten Leute kennen die Geschichte nicht. Nicht zum erstenmal packen Wirbelwinde wie der, der jetzt von der anderen Seite des Atlantic kommt, unsere schwächliche und nervöse Menschheit. Nach 1870 schrieben die Goncourts: „Frankreich tanzt, wie es früher sang. Es tanzt, um sich zu rächen. Es tanzt, um zu vergessen." Vielleicht hatte das besiegte Frankreich von 1870 weniger zu vergessen als das siegreiche Frankreich von 1920.

Alle großen Krisen, Kriege, Revolutionen oder Hungersnöte hatten Tanzrasereien zur Folge, oft zur Begleitung. Man denke an die Bälle des Direktoriums oder die Hexensabbate des Mittelalters. Aus den Erinnerungen von Tallemant des Réaux wissen wir, daß der Dämon des Fox-Trott — nein der „Volte", des damaligen Modetanzes — den weisen Sully, den Minister ruhmvollen Andenkens, ebenso befiel, wie den leichtsinnigsten Laffen des Hofes. 1709 schrieb der Abbé Gaulthier einen „Traktat gegen die Tänze", und die theologischen Doktoren der Pariser Universität machten Front gegen den Tanz. Mehrfach wurde der Fandango von den Konzilien verboten. Heute wenden sich Polizeipräsidenten und Erzbischöfe gegen den Tango. Vor kurzem wollte eine grämliche Regierung uns den Tanz rauben; am 26. November verbot eine Ministerialverordnung alle Bälle, Tanzkurse und sonnigen Tanzereien. Und warum, Herr des Himmels? Warum? Man errät es nicht. Weil wir keine Kohlen hatten. Die ganze Presse war e i n Aufschrei: Paris ohne Tanz ist ein Schlaf ohne Traum. Die Ministerialverordnung mußte zurückgenommen werden.

Vielleicht erscheint das Tanzfieber unserer Tage harmlos, wenn man die Schilderungen der Chronisten liest, die aus der Zeit Karls V. und seiner Nachfolger folgendes berichten: „Splitternackt flochten sich die Leute eine Blumenkrone ins Haar, banden sich aneinander, rasten tanzend durch Straßen und Kirchen, gröhlten und wirbelten sich mit solcher Geschwindigkeit umeinander, daß sie atemlos zu Boden stürzten. Durch die rasende Bewegung blähten sie sich so auf, daß sie auf der Stelle geplatzt wären, wenn man ihnen nicht den Bauch zusammengeschnürt hätte." So weit sind denn unsere Fox-Trott-Liebhaber und -Liebhaberinnen doch noch nicht.

Im Gegensatz zur herrschenden Meinung bleibe ich dabei, daß der Tanz von heute eine sehr moralische und vom sozialen Standpunkt aus eine schätzenswerte Einrichtung ist. Zurückgebliebene

Provinzialen mögen Tango und Fox-Trott für indezent halten. Gewiß, in den Modetänzen schmiegt sich andauernd Leib an Leib. War das im Walzer und der Polka unserer Großmütter anders? Ich behaupte sogar, daß der monotone Walzer und die harmlose Polka viel gefährlicher waren, denn sie nahmen den Geist des Tänzers weniger in Anspruch und erleichterten die galante Unterhaltung viel mehr als unsere Figurentänze, bei denen mehr Aufmerksamkeit erforderlich ist. Kavalier und Dame müssen sehr aufpassen, um nicht die herben Kritiken der Zuschauer herauszufordern, die ihre geringfügigsten Verstöße ausspähen.

Die soziale Natürlichkeit unserer Tänze wird schon durch den prächtigen Kanonikus Thoinet Arbeau bezeugt; er betrachtete die Tanzsäle als die besten Heiratsvermittlungsbüros. In seinem treuherzigen alten Französisch führt er aus, daß man sich nirgendwo so gut „erkennen" kann als beim Tanz, daß man dort feststellen kann, ob der Partner oder die Partnerin gesund ist; man kann sich befühlen und beriechen und sich den Beweis schaffen, daß der andere nicht aus dem Munde oder der Achselhöhle stinkt. Ob, wie der kühne Kanonikus behauptet, sich die Tanzpaare wirklich „erkennen" konnten, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls spielt beim Tanz das Motiv eine Rolle, sich vor der Vereinigung kennenzulernen. Der Tanz ist ein Verfahren intuitiver Psychologie. In wechselseitigen Untersuchungen entgehen den Paaren ihre körperlichen Unannehmlichkeiten und Mängel nicht.

Das Journal „Paris-Danse" veröffentlicht auf jeder Seite Bemerkungen wie: „Der Tanz macht stark und energisch" oder: „Der Tanz gibt den Boshaften Güte." Das ist eine liebenswürdige Wahrheit. Ich weiß nicht, ob ich zu den Boshaften gehöre, aber jedesmal nach dem Tanz habe ich das Gefühl, daß mein Geist aufnahmefähiger geworden ist und mein Herz in milden Gefühlen schwellt. Der Körper ist gebadet in erfrischender Musik, Wohlgerüchen und Lächeln. Der Tango lehrt uns Zärtlichkeit, der Fox-Trott ist eine Schule des Skeptizismus.

Die apologetischen Formeln des „Paris-Danse" erinnern an die Aussprüche des Tanzmeisters Jourdain: „Nichts ist den Menschen so notwendig wie der Tanz. Ohne Tanz kann ein Mensch nichts anfangen. Alles Unheil der Menschheit, alle Unglücksfälle, von denen die Geschichte berichtet, alle politischen Fehler haben darin ihren Ursprung, daß man nicht zu tanzen versteht. Wenn ein Mensch in Familien-, Staats- oder Heeressachen einen Fehler gemacht hat, sagt man nicht immer: ‚Er hat einen falschen Schritt gemacht!‘

Und daß er einen falschen Schritt macht, kommt daher, daß er nicht zu tanzen versteht."

Dieser Tanzmeister, der übermütig erscheint, hatte nicht unrecht, und wenn er in unseren Zeiten wiederkäme, wären seine Behauptungen noch mehr begründet. Zur Zeit des Bourgeois Gentilhomme waren die guten Manieren nicht ein Privileg der Tanzmeister: Die Salons und der Hof waren eine dauernde Hochschule der Höflichkeit. In unserer hastigen Gesellschaft, wo man die Ellenbogen spielen lassen muß, wo ein Herr nur selten den Hut zieht und in der Untergrundbahn nur mit Bedauern seinen Platz abtritt, gibt es nur einen Ort zur Milderung der Sitten: das ist der Tanzsaal. Ich glaube, daß man sich dazu beglückwünschen darf, daß die Tanzlust ansteckend geworden ist. Eine Box- oder Fußballepidemie scheint mir weniger fruchtbar. Man müßte diejenigen, die von den Gefahren des Fox-Trott sprechen, in ein Café chantant führen, wo pornographische Lieder gesungen werden, dann in ein Cinema, wo es Heldenstücke von Dieben und Mördern zu sehen gibt, die die ständigen Figuren der Sensationsfilme sind; dann müßte man sie in einen Tanzsaal führen, wo biedere Brautleute, überwacht von bürgerlichen Müttern, tanzen. Zuletzt müßte man in ein Lokal gehen, wo Neger sich beim Boxen die Nasen zerschlagen. Wenn man diese verschiedenen Vergnügungen vergleicht, erscheint das Tanzfieber mehr heilsam als gefährlich.

Woher kommt nun dieses Fieber? Müssen wir an die Männer und Frauen denken, die nach langen Jahren der Enthaltsamkeit, die einen im Schützengraben und Unterstand, die andern in der Einsamkeit des Zimmers, heute einen ganz körperlichen Trieb nach Bewegung empfinden? Man glaubt alles gesagt zu haben, wenn man von Vergnügungstaumel und Bewegungshunger spricht. Das wäre richtig, wenn unsere Tänze einen orgiastischen Charakter hätten. Aber davon kann keine Rede sein. Fox-Trott, Tango und Maxixe sind maßvoll und graziös. Weit entfernt sind wir von den bacchantischen Tänzen der Antike und der Tanzorgien des Mittelalters. Unsere Tänze mit ihren fast zeremoniellen Schritten lassen eher an alte Gavotten und Menuette denken.

Die Gründe für die Tanzwut lassen sich wohl in dem früher zitierten Wort der Goncourts finden: „Man tanzt, um zu vergessen." Der Tanz ist ein Paradies. Viel wirksamer als Poesie und Musik. Körper und Sinne sind vom Tanze abhängig wie vom Opium oder der Liebe. Der Tanz ist ja nur das Symbol der Liebe.

Kein Tanz ist willkürlich. Nichts ist hier Zufall. Zweifellos ist es manchmal schwer, die Absichten wieder aufzudecken, die den Er-

finder eines neuen Tanzes zur Wahl der oder der Figur bestimmt haben. Der Tanz unterliegt logischen Gesetzen wie eine Dichtung oder eine Theorie. Der Tanz ist nur der mimische Ausdruck für die Art, wie eine Gesellschaft das Leben und insbesondere die Liebe auffaßt. Der Tanz ist nur eine erotische Hieroglyphe. Jeder unserer modernen Tänze ist ein Spiegel der Liebe. Der „Onestep" ist die Liebe, die sich amüsiert, die sich nicht allzu wichtig nimmt. Der Tango führt die dumpfe Leidenschaft der Herzen und Körper vor Augen. Er ist ein Bild der Melancholie und des Fiebers. Die Maxixe ist der Tanz des Glücks. Der Fox-Trott erscheint mir als Synthese der drei Tänze.

Der Tanz hat den Reiz des Zwecklosen. Er ist Bewegung aus Freude an der Bewegung. Alle Künste haben eine gewisse Dauer. Der Tanz stirbt mit seiner Geburt. Der Schlittschuhläufer zeichnet seine Initialen ins Eis, die eine Zeitlang bleiben. Der Tanzschuh hinterläßt keine Spuren. Nietzsche hat gesagt: „Ich könnte nur an einen Gott glauben, der tanzen könnte." Aber man müßte wissen, welche Tänze er tanzen könnte. Wenn er die Lanciers oder die hassenswerte Quadrille von 1830 oder den Walzer oder die Polka tanzen könnte, gehörte ich nicht zu seinen Anbetern.

Der Tanz von heute hat das Paar zum Element, nicht mehr den Kavalier. Früher wurden die Tänze durch ein Einzelwesen ausgeführt. David tanzte allein vor der Arche, Salomon tanzte allein vor der Königin von Saba, Salome allein vor Herodes. Der Tanz war ein Schauspiel. Er näherte sich der dramatischen Choreographie von heute, die nur eine Form der Pantomime ist. Wenn die griechischen Tänze von mehreren ausgeführt wurden, vermieden sie die Gleichzeitigkeit und das Ebenmaß. Ebenso die meisten unserer alten Tänze. Heute fordern wir allgemein, daß das tanzende Paar mit vollkommener Gleichzeitigkeit identische Bewegungen vollendet.

Der Fox-Trott scheint eine metaphysische Bedeutung zu besitzen. Man denkt an den Mythos des Gastmahls; eine böse Gottheit hat den ursprünglichen, androgynen Menschen geteilt. Die beiden Hälften — Mann und Weib — erinnern sich ihrer ursprünglichen Einheit und sind trostlos, sie nicht mehr zu besitzen. „Die Liebe", sagt Platon — wir könnten sagen der Fox-Trott —, „führt uns zum Naturzustand zurück und macht aus den beiden Wesen eines und stellt so die menschliche Wesenheit in ihrer alten Vollendung wieder her." Danken wir dem Fox-Trott, der uns erlaubt, jeden Abend von 5 bis 7 das Einssein beider Hälften, das in glücklichen Zeiten bestand, zu erleben.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Der Streit um das Kohlenproblem.

Hugo Stinnes hat, im Reichswirtschaftsrat und anderwärts, gesagt, daß es besser gewesen wäre, die Kohlenforderung der Alliierten abzulehnen. Er hat diese Meinung bekanntlich schon in Spaa vertreten, ist aber damit nicht durchgedrungen; und das war vermutlich kein Unglück. Leute, die es unsympathisch finden, daß Herr Stinnes Trustmagnat ist, über sehr viele Millionen verfügt und von der Deutschen Volkspartei ein Reichstagsmandat erworben hat, stellen seine Haltung als nationales und soziales Verbrechen hin und suchen sie durch allerhand unsaubere Hintergedanken an privatprofitliche Chancen zu erklären. Das ist ein bösartiger Unfug. Leider hat Herr Stinnes, der für das Eingehen auf die feindliche Forderung „fremdländisches Empfinden" verantwortlich machte, sich selbst das Recht geschmälert, ihn zurückzuweisen. Aber wir anderen haben dies Recht und müssen es ganz energisch geltend machen. Wer gefragt wird, weil er auf einem Gebiete besser Bescheid weiß als die meisten anderen, muß sagen können, was er denkt und wünscht; sonst frage man ihn lieber gar nicht erst. Wenn er Falsches vorschlägt, soll man es bekämpfen, aber mit Gründen, nicht mit Verdächtigungen. Wir haben wirklich keine Ursache, die paar Männer, die wichtige Staats- und Wirtschaftskomplexe zu übersehen vermögen, in egoistische Gleichgültigkeit gegen das Ganze zu treiben, indem wir sie bei jeder sachlichen Differenz parteipolitisch oder klassenpolitisch anflegeln.

Herr Stinnes hat neulich in einem engeren Kreise die wirtschaftlichen Wirkungen des Kohlenabkommens dargelegt und niemand in diesem Kreise (in dem es ziemlich viele „Fachleute" gab) hat den Versuch gewagt, seine Schlußfolgerungen zu widerlegen. Natürlich enthält auch die Stinnessche Rechnung ihre Unsicherheitsfaktoren, und man muß es mehr illustrativ als wörtlich auffassen, wenn er deduziert, daß sich aus den vermehrten Kohlenlieferungen an die Entente ein Exportausfall von 2,7 Milliarden Mark monatlich ergeben werde. So genau kann selbst ein Stinnes die Entfaltung und Hemmung unserer Produktivkraft nicht vorausberechnen, daß nicht für Optimismus und Pessimismus eine Marge von hunderttausenden Tonnen und ziemlich vielen Millionen Mark übrig bliebe. Aber das tut wenig zur Sache. Ob die Beschränkung der Kohlenbedarfsbefriedigung der Industrie fünf Prozent mehr oder weniger ausmacht, ist verhältnismäßig gleichgültig, wenn diese Beschränkung so fundamental ist, daß sie uns hindert, wieder ins Gleichgewicht zu kommen, die Spannung zwischen Wertproduktion und Wertverbrauchsanspruch zu

beseitigen, die Ursache und Kennzeichen unserer Defizitwirtschaft ist. Daß die Einschränkung unseres Kohlenkonsums durch Spaa diesen verhängnisvollen Grad erreicht, haben die Stinnesschen Zahlen trotz ihrer bloß relativen Exaktheit immerhin bewiesen; kein ernsthafter Beleg für das Gegenteil ist von irgendeiner Seite der Oeffentlichkeit mitgeteilt worden.

Die unwiderlegte und wahrscheinlich unwiderlegbare Beweisführung des Herrn Stinnes rückte die wirtschaftlichen Folgen der Ententeforderung ins rechte Licht; sie entschied noch nicht die großpolitische Frage, ob diese Forderung anzunehmen oder abzulehnen sei. Es war, wie gesagt, Herrn Stinnes' gutes Recht, auch diese Frage zu beantworten. Es war das gute Recht und die Pflicht der anderen, das Stinnessche Votum nicht kritik- und widerspruchslos hinzunehmen. Denn es konnte politische Gründe geben, sich dem Diktat der Entente t r o t z seiner von Stinnes dargelegten ruinösen, ökonomischen Konsequenzen zu beugen. Für die Beurteilung und Wertung dieser politischen Gründe konnte Herr Stinnes, der Wirtschaftler, keine besondere Autorität in Anspruch nehmen; jeder Politiker durfte ihm da — sachlich — entgegentreten.

Leider hat Herr Simons, der für die Unterzeichnung war, sich nicht auf seine Politikergründe und sein Politikerrecht zurückgezogen, sondern versucht, mit zweifelhaften Mitteln an Stinnes' wirtschaftlicher Deduktion zu mäkeln. Er hat dadurch seine eigene Position geschwächt und die an sich klare Lage unnötig verdunkelt. Es fiel Herrn Stinnes nicht schwer, nachzuweisen, daß die Ergebnisse seiner Rechnung weder durch die Heranziehung der Braunkohle, noch durch schärferes Eingreifen gegen Schiebungen wesentlich verändert werden. Herr Simons mußte entweder die Stinnessche Beweisführung w i r k l i c h entkräften — das konnte er nicht — oder sie anerkennen und a l s P o l i t i k e r sagen: dennoch . . . Das Verfahren, das er wählte, zeigt sehr deutlich, daß man sich in Deutschland über die Rollenverteilung zwischen Sachverständigen und Politikern noch nicht im klaren ist.

Man hat es Herrn Stinnes als Inkonsequenz ausgelegt, daß er, nachdem er das Abkommen von Spaa für katastrophal erklärte, selbst Methoden zeigt, durch die die deutsche Kohlenversorgung gebessert werden kann. Auch das ist natürlich Unsinn. Es ist nicht inkonsequent, ein Unglück, das man nicht zu verhüten vermag, wenigstens zu mildern. Wenn Spaa uns in die Unmöglichkeit versetzt, aus der Defizitwirtschaft herauszukommen, so folgt daraus noch nicht, daß man auch auf die Verkleinerung des Defizits verzichten soll. Es ist, wenn das Gleichgewicht unerreichbar bleibt, auf die Dauer keine

Rettung, daß hunderttausend Menschen weniger arbeitslos werden oder daß für hundert Millionen Waren mehr exportiert werden können. Aber es ist ein vorläufiger Gewinn, — und wir können jetzt immer nur auf kurze Fristen rechnen und handeln.

Unter den Heilmitteln, die Stinnes vorschlägt, nimmt planwirtschaftliche Regelung die erste Stelle ein. In diesen Aufsätzen ist, von Anbeginn, der Gedanke der nationalen und internationalen Planwirtschaft unabhängig und ohne Schwanken vertreten worden. Dabei wird es auch bleiben. Aber gerade deshalb darf und muß ich an die elementare Tatsache erinnern, daß die Planwirtschaft zwar — allmählich — den Grad der Produktivität steigern, daß sie aber die stofflichen Grundlagen der Produktivität genau so wenig entbehren kann wie die Individualwirtschaft. Die Gefahr liegt nahe, daß Liebhaber der planwirtschaftlichen Idee sie schließlich als Stein der Weisen ansehen (wie andere die Sozialisierung) und sich mit den Hoffnungen, die sie an sie knüpfen, allzu leicht über die harten materiellen Bedingtheiten *jeder* Produktionswirtschaft hinwegsetzen. Daß Planwirtschaft ein fünfzig- oder sechzigprozentiges Kohlendefizit ersetzen könnte, ist — mindestens vorläufig — ein utopischer Gedanke.

Auch internationale Planwirtschaft ist nur möglich, wenn jeder nationalen Volkswirtschaft die notwendigsten stofflichen Voraussetzungen ihrer Produktivitätsentfaltung belassen werden. Der Gedanke, daß die deutsche Volkswirtschaft auf eigene Geschlossenheit und Aktivität verzichten und mit der Wirtschaft eines anderen europäischen Landes zusammen eine aktive Einheit bilden soll, ist gewiß originell. Unglücklicherweise verlangt just dieses andere Land von der deutschen Volkswirtschaft Tribute, die sie nur aus sehr starker eigener Aktivität bestreiten könnte. Der Plan der Vereinigten Staaten und Wirtschaften von Europa ist sehr hübsch. Aber die meisten von uns haben leider nicht den Eindruck, daß ihre Gründung vor der Türe steht. S.

SOPHIE RENNER

GLEICHNISSE

Grazie — die Musik des Körpers.

*

Heiterkeit — die Grazie der Seele.

*

Furcht vor dem Alltag — das Zeichen einer schwachen Seele, die den Alltag nicht formen kann zu etwas Festlichem.

*

Demut des Weibes — ihre höchste Ethik.

AUS DEM TAGE-BUCH

WAS VERLANGT MAN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLER?

Die Zeitschrift „Die Liebe" verlangt in der „Feder", dem Organ des Allgemeinen Schriftstellervereins, Beiträge, die folgende Eigenschaften haben sollen:

> „packend, fesselnd, geistreich, romantisch, urdeutsch, satirisch, grotesk, seltsame Mischung von übersinnlicher Mystik, krasser Realismus, feine perverse Grazie, dämonische Kraft der Liebe und des Hasses, die nicht mehr Gefühl, sondern Wahnsinn, entzückende Einfalt, raffinierte Intellektualität, grotesker Stilspiegel, seltsame Fratze, psychologisch märchenhaft, Folterung der Nerven, Hineinleuchten in die Abgründe der Menschen, tolle Kapriole, ernste Ballade, elegant dargebotene Pikanterie, herbster Sarkasmus, Lachmuskelkrampf erzeugender Witz, pikant und doch dezent, auch abschreckend, feinsinnige Pointe."

Mit einer solchen Auf- und Anforderung wagt man allen Ernstes, vor die deutsche Schriftstellerwelt zu treten. Und diese, nicht faul, wird ihr möglichstes tun in urdeutscher Mischung von übersinnlicher Mystik und perverser Grazie, sie wird für zwanzig Pfennige die Zeile Fratzen schneiden, tolle Kapriolen schlagen und das Rätsel lösen, wie man die Schweinigelei dezent serviert. Aber bei aller Anstrengung dürfte der im Allgemeinen Schriftstellerverein inkorporierten deutschen Schriftstellerwelt kein Beitrag von so abschreckender Pointe gelingen, wie sie der Zeitschrift „Die Liebe" in ihrem Mitarbeiter-Gesuch gelungen ist. Um der gleichen deutschen Schriftstellerwelt, deren geistige und physische Katastrophe unsäglich jammervoll ist, unter die Arme zu greifen, gibt ihr die „Feder" die folgenden Tips für hochaktuelle Themen; sogenannte Gedenk- oder Jährungs-Artikel. Man staune: Im Jahre 1420, also genau vor 500 Jahren, erfindet Beukelsz das Einsalzen der Heringe, 1520 bringt Castro den ersten Orangenbaum nach Europa, 1720 erfindet Groham die Zylinderuhr, 1820 führt der Papierhändler Brewer die Briefumschläge ein. Im gleichen Jahre erfindet John Sinclair die Buttermaschine und Morrison die zahnärztliche Bohrmaschine und — welch ein denkwürdiger Tag — Schulze in Oldenburg die Ansichtspostkarte! — Nun will ich mich aber gleich an den Schreibtisch setzen. Die Redaktionen sollen ihre Freude haben. Hätt' ich nur nicht die Qual der Wahl. Ob ich über Sinclairs Butter- oder Morrisons zahnärztliche Bohrmaschine schreibe? Oder soll ich dem Postkarten-Schulze und dem Hering-Beukelsz den Vorzug geben?

H. N.

WIE SIEBZIG

Als ich aber in die Artilleriestraße einbog, sah ich sie, die ich schon lange gehört hatte, die Militärmusik. Das ist Musik . . . Musik? Also: Musik auf Militärinstrumenten. Diese aber hatte aus dem Konkurs von Kaiser und Reich für sich herausgerettet die Sängervereinigung, welche eben jetzt stolz die Artilleriestraße herunterkam.

Sie haben gut daran getan, daß sie diese Instrumente gekauft haben, denn was ist ein a-capella-Gesang! Und außerdem schmückt es auch. Diesem Zwecke frönt vor allem der Schellenbaum, jawohl, noch altes Lager, mit zwo Roßschweifen und den Glöcklein, was der Wind beflügelt.

Aber glauben Sie nicht, daß ich darüber auch nur ein Wort vergossen hätte (— ich kaufe mir Schokolade, andere kaufen sich einen Schellenbaum): Sondern, man muß ganz einfach sagen: Diese Sängervereinigung hat dem Volke sein Heiligstes gerettet (vor dem Einschmelzen). Und wußten's nit. Denn sie kamen, treulich geführt vom Schellenbaum, daher, mit Schärpen munter verziert, von keinem Takt geeint, sondern man sah, um mit Graetz zu reden, es war wirklich nur „der Härdschlag, der zusammenhält" (in der Flammenwelt).

Die Flammenwelt aber strahlte begeistert aus allen Fenstern, stand mit dem gesamten Personal vor den Läden, kam Bein über Bauch aus allen Nebenstraßen herbeigestürzt, wildfremde Menschen umarmten sich, ältere Leute weinten.

Den Festordnern Deutschlands aber sei's gesagt: Keine nationale Einheitsfront ohne Militärmusik!

F. H. K.

DIE VERFOLGTEN

Das Novellenbuch von Martin Beradt, das diesen Titel führt (erschienen im Ernst Rowohlt Verlag) wendet sich nicht an die Vielzuvielen, die in der Novelle die handfeste Nacherzählung interessanter Stofflichkeiten und eindeutige Lösungen sogenannter Probleme suchen. Als sorgsamer Seelenanatom geht Beradt den verschlungenen Wegen, den dunklen Gesetzen des Lebens nach, ohne Anklage, ohne Urteilsspruch. Seine Kunst ist Kammermusik, nur feinen Ohren wird sie Genuß, der Masse bleibt sie unverstandenes Geräusch. „Die Verfolgten" sind Stiefkinder Gottes, die ein meist belangloses Ereignis aus der gradlinigen Bahn geruhigen Bürgerschicksals in Abgründe des Verbrechens und Irrsinns geworfen hat. Herbsthauch weht aus den Blättern dieses von verhaltener Sinnlichkeit zitternden Buches, dessen Melancholie an die Hoffnungslosigkeit der großen dänischen Epiker gemahnt.

m.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

Das Tage-Buch / Heft 30 Jahrg. 1 / Berlin, 7. August 1920

THOMAS WEHRLIN

NACHBAR TROTZKI

Als in den Herbsttagen 1918 die Soldaten des k. und k. Heeres bis nach Galizien zurückfluteten, da ist es hundertmal geschehen, daß ahnungslose deutsche Soldaten plötzlich den Räubergriff bisheriger Kameraden an der Brusttasche fühlten. Die Kampfgenossen von gestern waren heute Angehörige der funkelnagelneuen polnischen Republik geworden und also jählings Feinde. Waren sie aber Feinde, warum nicht augenblicklich nach Brieftasche und Uhr des Nebenmannes greifen, mit dem man gestern noch in Reih und Glied marschierte? Derlei plötzliche polnische Kriegserklärungen, von Kamerad zu Kamerad, hat jeder, der mit Polen zusammengedient hat, in sein Kriegserinnerungsbuch eintragen können. Mit einer Tinte, die nicht rasch verbleichen wird.

In der Politik gibt's keine Dankbarkeit. Ein Volk, das sich befreit, hat ein Recht, allein an sich zu denken, ohne sentimentale Flausen, meinetwegen auch auf die Gefahr hin, undankbar zu scheinen. Ein Volk, das sich befreit! Wie aber verhält es sich mit denen, die sich ihre Befreiung durch andere gefallen lassen? Anders als die Tschechen, die wenigstens in Hochverratsprozessen, in den Kerkern der k. k. Militärstrafhäuser und unterm österreichisch-ungarischen Militärgalgen für ihren erstehenden Staat gelitten haben, sind die Polen zu ihrem Reich gekommen. Sie haben es bloß den nicht sehr widerstandsfähigen Hirnen der biederen Herren Beseler und Bethmann aufgeschwatzt. Schon die erste Leistung, die sie als Gegenwert bieten sollten, die Aufstellung der polnischen Legionen, blieben sie schuldig, Krapülinski und Waschlapski, die mit deutschen Soldaten gegen Moskowiter-Tyrannei fechten sollten. Oh, sie haben ihren Polenstaat ohne Blut zu erschwatzen gewußt, sie hatten ihre Potockis in Rußland, ihre Bilinskis regierten in Wien, ihre Daszinskis mogelten in Stockholm in internationalem Kauderwelsch. Sie fühlten sich als die Franzosen des Ostens, will sagen als die interessante feminine Nation, die auf der Ottomane der Geschichte lag und litt und wartete, bis die Tölpel-Befreier kamen. Mit keiner gemeinen Aktion wollten sie sich beflecken, ganz in alter Tradition, von der ein Vierzeiler im Wiener Abgeordnetenhaus jahrzehntelang gesungen wurde:

> Wir Polen
> Wir sind eine edle Nation,
> Wir müassen 's ja sein,
> Denn wir leben davon.

Dieses Volk von edler Passivität wurde erst lebendig, als Deutschland, wund am ganzen Leibe, darniederlag. Derselbe Bilinski, der am Wiener Hof am Unerbittlichsten den Ausrottungszug gegen die serbischen Schweinezüchter gefordert, ward nun überzeugtester Alliierter der Entente, derselbe Daszinski, der in Stockholm vor Herrn Huysmans und der Zweiten Internationale die Autonomie der Völker verherrlicht hatte, lechzte nach dem deutschen Danzig. Zu spät erinnert man sich jetzt, auch unter deutschen Sozialisten, an Rosa Luxemburgs Warnung vor dem Schlachzizen Daszinski, der ihr nie als Sozialist, immer nur als schlecht maskierter Nationalist gegolten hat. Die im Kriege widerspruchslos und, wenn nötig, mit polnischer Begeisterung unter russischer, deutscher, österreichischer Fahne gefochten, standen in gefahrloseren, redereichen Tagen plötzlich im Vordergrund des europäischen Theaters. Und als sie meinten, das Rußland Lenins, das seine Kräfte zum inneren Aufbau braucht, werde nicht die Kraft zur Abwehr finden, da waren es diese europäisch lackierten Massenmörder, die nach dem Weltkrieg als erste den frevlen Mut zu neuen Morden fanden. Aber die Waschlapskis hatten sich in Trotzki getäuscht. Nur mit eines Esels Kinnback konnte er dem Gesindel wehren. Nie ist ein Volk von Großsprechern, trotz heimlicher und offener Stärkung durch die Entente, schmählicher geschlagen worden wie Pilsudskis deklamatorische Helden durch die eisernen Legionen Trotzkis. Dieses Volk von Schauspielern, das sich seit jeher mit Heroenparfüm besprengt hat, um den schlechten Geruch seiner inneren Unsauberkeit zu verdrängen, diese französelnden Menschheitshudler, die seit 1918 schaurigere Judenpogrome veranstaltet haben als jemals die dumpfesten russischen Muschiks, diese Boulevard-Elegants, denen das Verhungern ihrer Bauern immer nur taktlose Behelligung sensitiver Nerven war, mit einem Wort: die innerlich verlottertste Aristokratie Europas wagte es, nach Wilhem II. die erste Kriegserklärung in die Welt zu senden. Was Wunder, daß jede Siegesmeldung Trotzkis Labsal dem entbehrenden Gemüt war. Und nun, da auch diese militärische Hochstapelei in sich zusammenkracht, verkriechen sie sich, geübt im Verkriechen, wie sie's seit je gewesen, hinter Millerands breiten Rücken und lassen durch den großen Bruder um Frieden bitten, um den Frieden, den freventlich zu brechen sie kein Trinkgeld der Entente hätte zwingen können.

*

Wir Deutsche sind beherrschte Leute. Ebert hat, korrekter kann man nicht sein, seine Neutralität nach Rußland wie nach Polen erklärt. Wir sind nicht nur beherrschte, wir sind auch rechtschaffene Leute.

Zwar gibt es im Deutschen Volk von Ernst Däumig und Paul Levi bis hinüber zu Reventlow und Westarp kein Herz, das den Russen nicht den redlich erkämpften Sieg gönnte. Aber wir sind biedere, redliche, grundklare Leute, und die Kanonen, die Maschinengewehre, die Feuerwerfer, die etwa noch im Lande zu finden sind, werden wir, abkommengehorsam, an Foch und Wilson abliefern. In unseren Köpfen bleiben politische Vokabeln länger lebendig, als sie wahr sind. Die Abwehr des Bolschewismus wird von politischen Rindsköpfen noch gefordert werden, wenn jede Chance, ein Stückchen deutsch-russische Grenze wieder herzustellen, längst entschwunden sein wird. Zurechnungsfähigen hätte Wigdor Kopp nicht erst sagen müssen, daß es Lenins Leuten nicht einfällt, auch nur einen Schritt auf deutsches Gebiet zu tun. Still-friedliche Nachbarschaft genügte Radek, sie würde auch uns genügen. Wir sind tolerante Leute. Während wir um Danzig, um den Korridor, um Bromberg trauern, während wir um unentbehrlichstes schlesisches Land abstimmen und vielleicht sogar trotz jubelndem Zuruf nutzlos abstimmen werden, haben wir den Gutschkow, Awalow und all den andern kupplerischen Gespenstern, die wider Lenins Herrschaft von Warschau bis Helsingfors geifern, freundlichen Unterstand, und oft nicht nur Unterstand gewährt.

Wären wir schon Deutsche — wir sind immer noch Wilhelms ergebene und rebellierende Diener —, der Sieg Trotzkis über die ausgehaltene polnische Kämpferin müßte Freudenfeuer auf allen schlesischen Bergen, in der westpreußischen Ebene, von Danzig bis Glatz entzünden. Daß die russischen Armeen hart an der alten, geschichtlich begründeten deutsch-russischen Grenze stehen, hat in kleinen, mit Schlagworten vollgepfropften Köpfen bloß Schauder geweckt. Schnell hat Herr Dr. Simons, klug und behutsam wie immer, besorgte Gemüter beruhigt. Oh, wir bleiben korrekt. Weder Kommunisten noch Deutschnationale werden sich zu einer Kundgebung hinreißen lassen, nicht zu reden von der deutschen Demokratie, deren Tugend von jeher die Nüchternheit war. Nicht die leiseste Regung soll man uns anmerken, kein Zwinkern zu den neuen, alten Nachbarn hinüber, nicht im kleinsten Leitartikelchen soll der Gedanke verraten werden, daß Trotzki, Gott behüte, Bethmanns Schöpfung gefährden könnte. Ja, wir Deutsche sind beherrschte Leute. Dann und wann wandelt den Nachdenklichen der Zweifel an, ob wir denn vor lauter Selbstbeherrschung überhaupt noch ein Selbst besitzen?

Was hier folgt, hat der Verfasser den Lesern des „Giornale d'Italia" in seiner Eigenschaft als dessen Londoner Korrespondent mitgeteilt. Da dieses Organ, schon als langjähriges Sprachrohr des Halb-Engländers Sonnino, das britenfreundlichste des ganzen „Stiefels" ist, so verfügt Herr Bedolo naturgemäß über ausgezeichnete Beziehungen zu den Kulissen- und anderen Schiebern des politischen Theaters an der Themse, das ja zurzeit das alleinige Monopol der irgendwie weltbedeutenden Haupt- und Staatsaktionen hat. Wer das scheinbar so fahrige Gebaren Lloyd Georges, seinen Stimmungswechsel den deutschen Delegierten gegenüber und namentlich seine plötzliche Erkrankung bei unverminderter Vorliebe für das körper- und nervenstärkende Golfspiel beobachtet hat, wird den Ausführungen des Italieners einen hohen Grad von geschichtlicher Wahrscheinlichkeit beimessen. Von den vielen interessanten Betrachtungen, die sich an sie knüpfen ließen, möge hier nur eine angedeutet werden: Ob wir, bei allem Wissen um die Unsittlichkeit und Unwürdigkeit der Geheimdiplomatie, nicht doch besser daran täten, uns ihrer, solange die andern nicht auf sie verzichten, noch zu bedienen. Was hätte ein Bismarck, oder, in unserer Lage fragt man besser: ein Talleyrand aus der russischen Karte gemacht? Wer war der einzige Mann, der in Spa irgendwelchen Eindruck auf die Männer der Entente gemacht hat? Hué. Weil eine Macht hinter ihm steht: die deutsche Arbeiterschaft. Und wer hat in der Welt heute außer Lloyd George allein noch etwas zu sagen, was diesem mehr und anderes als ein Lächeln abnötigte? Lenin. Weil... Nun, hier mag der Italiener einsetzen. hk.

Die Schatten Krassins und des Moskauer Bolschewismus, die allein Lloyd Georges Haltung auf der Spa-Konferenz bestimmten, sind wieder aus der Versenkung der Londoner Politik aufgestiegen. Die Rückkehr Krassins bedeutet, wenn man sie der offiziellen und offiziösen Terminologie entkleidet: die Anerkennung der Sowjet-Republik durch das Vereinigte Königreich; ein zeitweiliger, aber darum nicht weniger inhaltsschwerer Gottesfriede in dem antibritischen Kreuzzug, den die Bolschewiki in Persien, Transkaukasien und Anatolien führen; eine territoriale und wirtschaftliche Verkleinerung Polens. Diese Folgen von Krassins Mission wurden in Spa nicht erwähnt, aber in London wird schuldigerweise mit ihnen gerechnet.

Als Krassin vor einigen Wochen aus seinem verschwenderischen Bureau in Bond Street abzog, war das Foreign Office recht skeptisch in Hinblick auf eine Möglichkeit seiner Rückkehr nach England. Viel weniger skeptisch darüber war man jedoch in dem Hause des Premierministers in Downing Street, wo die Rohstoff-Schiebung (manipolazione) des anglo-russischen Vertrags, meist in Unkenntnis der feierlichen diplomatischen Kanzlei, die jenem Häuschen gegenüber liegt, vor sich gegangen war. Und die Londoner politischen "Cabotins" behaupteten denn auch ganz bestimmt, Krassin habe sofort nach seiner Ankunft in Moskau den Herren Lenin, Tschitscherin und Trotzki eine ebenso verschwiegene wie überzeugende kleine Rede gehalten, mit der es ihm gelungen sei, den Genossen Litwinoff aus dem Wege zu räumen, der ihn von Kopenhagen aus leidenschaftlich bekämpfte und aus Leibeskräften an der Störung der Verbindung mit Lloyd George arbeitete, bloß weil ihn Lloyd George vor die Türe gesetzt hatte. Wieder einmal haben die „Wolkenschieber" recht behalten. Um die Komödie der zeitgenössischen Weltpolitik zu verstehen, ist es wahrhaftig meistens gescheiter, sich hinter den Kulissen herumzudrücken,

als sich ins Parkett zu setzen. Nur wir Italiener (ach, und wir Deutschen? D. Uebers.) finden Geschmack daran, vor aller Welt, wie in einem Amphitheater, Politik zu tragieren; mit dem Erfolg, daß das Publikum in der Welt kein Wort von unserem großartigen, immer übertrieben vom Chor beherrschten Spiel kapiert, sich furchtbar dabei langweilt und den „Possenreißereien" von London und Paris nachläuft.

In London also hielten alle die, die nicht über das, was sich Lloyd George und Krassin unter vier Augen mitgeteilt hatten, im Bilde waren, eine Rückkehr des letzteren für höchst unwahrscheinlich. Der Premier selbst hatte, während der Zeit der Abreise des russischen Sendlings, einen Anfall von Pessimismus zu bestehen im Hinblick auf die Möglichkeit, aus den Verhandlungen mit Moskau irgend einen dauerhaften Nutzen ziehen zu können. Und in dieser Gemütsverfassung war er nun nach Spa gefahren, bedrückt von dem Dilemma, ob das leninistische Rußland reif dazu sei, einen Geschäftsabschluß herbeizuführen oder nicht. Krassins Unfähigkeit, in Moskau alles das durchzusetzen, was Lloyd George durchsetzen wollte, schien dem Premier die Richtigkeit des zweiten Teils jenes Dilemmas bestätigt zu haben. Mit diesem Zweifel auf jeden Fall ging er nach Spa.

Und so kam es, daß Lloyd George in den ersten Tagen der Konferenz mit den Deutschen den wilden Mann spielte. Denn seine andere Ueberlegung ist die: ein starkes, gekräftigtes und durch ein Abkommen mit den Alliierten offiziell gezähmtes Rußland, bedeutet die Notwendigkeit, gegen Osten hin eine feste deutsche Schutzwehr aufrechtzuerhalten; ein schwaches, vereinsamtes Rußland, leichte Beute germanischer Aufsaugung und Durchdringung, bedeutet, daß Deutschland die Krallen und so weiter beschnitten werden müssen, um es an einem Offensivbündnis mit dem Bolschewismus zu hindern. Nun haben das Monokel, die Orden und Schnüre der deutschen Generale zusammen mit der Erinnerung an die zumindest diplomatische Unmöglichkeit Krassins, Moskau zur Raison zu bringen, aus Lloyd George einen so wütenden Gerichtsvollzieher der von Deutschland geschuldeten Entwaffnung gemacht, daß Herr Millerand gegen ihn das reine Lämmlein schien. . . .

Aber, siehe da, drei Tage später waren hinter den Kulissen des großen politischen Theaters zwei Ereignisse von außerordentlicher Wichtigkeit herangereift: ad eins kam in London ein Radiotelegramm an, gezeichnet „Krassin", das mitteilte, er habe die Sowjets herumbekommen, den von Lloyd George aufgesetzten Gegenseitigkeitsvertrag für eine anglo-russische Verständigung anzunehmen, über den Kopf und fast sogar unter Vernachlässigung von Litwinoff, der in der Stille „torpediert" worden sei; was zur Folge hatte, daß

Krassin sich wieder auf die Reise nach London begab, und zwar diesmal mit ausdrücklichen Sicherheiten versehen. Ad zwei die Nachricht, daß die Polen jetzt furchtbare Prügel bezogen, von Invasion bedroht, einen Waffenstillstand erbaten, mit den Russen zum Frieden zu kommen suchten, und daß diese Gelegenheit von dem Direktorium in Moskau vielleicht benützt werden sollte, eine große Konferenz unter Teilnahme aller Balkanstaaten und der Ukraine sowie womöglich einiger Rebellenrepublikchen des Kaukasus zu inszenieren, auf der der Triumph des kommunistischen Militarismus die Dimension und Wichtigkeit einer Apotheose angenommen haben würde. Diese beiden, beinahe gleichzeitig in Spa eingetroffenen Nachrichten verursachten bei Lloyd George eine gewitterähnliche Abkühlung: er hielt sich zwei Tage von der Konferenz fern, blieb in seinen eigenen Gemächern und schmiedete dort einen neuen Schlachtplan; auf indirektem Wege depeschierte er nach Moskau seine Freude über Krassins Sieg, nach Warschau aber die Einladung an die polnische Regierung, zur Einsicht zu kommen und ihre Geschicke in seine Hände zu legen. Inzwischen gestattete ihm die kleine Abkühlungspause, den Deutschen gegenüber den Ton zu wechseln, ohne daß es diesen oder Millerand allzusehr in die Augen fiel.

Der Erfolg dieses Windumschlags war in großen Zügen folgender: England einen vorherrschenden Einfluß auf die Gestaltung des Friedens zwischen den Sowjets, Polen, den Baltischen Staaten und der Ukraine zu gestatten; die Deutschen ohne Mühe und nicht nur zu ihrem eigenen Vorteil zu Atem kommen zu lassen; einen Waffenstillstand mit dem Bolschewismus im Orient schließen und von Grund auf das Problem des Gleichgewichts in der Ostsee überprüfen zu können, das, so wie es in Versailles hergestellt worden war, nicht die riesigen Interessen befriedigt, die England dort verfolgt, und von denen letzten Endes die ganze englische Politik gegen Polen beeinflußt ist. Nach Festlegung dieses Programms begab sich Lloyd George wieder ruhig in die Mitte seiner Kollegen zur Diskussion über Kohlen und Markmilliarden mit der deutschen Delegation; er verlor sogar zwei Stunden damit, Millerand, der die ganze Geschichte auffliegen lassen und nach Paris zurückkehren wollte, von der Notwendigkeit der Fortsetzung der Konferenz zu überzeugen, die er geschmackvollerweise „my own child" nannte.

Während nun die internationale Presse sich in kilometerlangen Ueberschriften austobt, in Paris der „Temps" und die „Débats" wieder schlechter Laune zu werden und nach allen Seiten um sich zu beißen beginnen, sah ich dieser Tage auf einem Spaziergang durch Bond-Street sechs Automobile vor dem Büro Krassins halten und allerhand Kommerz- und Kapitalmenschen „anstehen". . . .

Was bei der so beschaffenen Lage herauskommen wird, ist schwer vorauszusagen. Man kann aber schon heute mit ziemlicher Gewißheit versichern, daß all das, was mit großer Verschwendung von Verhandlungen und Unterschriften in der anmutigen Villa zu Spa beschlossen worden ist, wenig oder gar keinen Wert, einen außerordentlichen dagegen das hat, was in der Verschwiegenheit des zweistöckigen Häuschens in Downing-Street ausgeheckt worden ist. Und diesmal können unsere Radikalsten nicht gut Gift und Galle über die imperialistische Geheimdiplomatie spucken; denn einer von denen, die da in Downing-Street „geheckt" haben, war ausgerechnet einer jener Moskauer Genossen, die hunderttausend Franken im Monat für „persönliche Ausgaben" verrechnen, in denen wir aber über jeden Zweifel erhabene Kommunisten zu verehren haben. . . .

FREDERIC C. HOWE

DAS SYRISCHE DURCHEINANDER UND DER TÜRKISCHE FRIEDE

Diese Ausführungen aus der New-Yorker „Nation" zeigen, wie die syrischen Wirrnisse, in die jetzt Frankreich durch seine Truppen eingegriffen, an die Wurzel der gesamten Orientpolitik der Alliierten greifen und darum die größte Beachtung verdienen.

Die interessanteste Figur auf der Pariser Friedenskonferenz war Prinz Emir Feïssal, einer der Söhne des Königs der Hedschas. In Turban und arabischer Gewandung, orientalisch eindrucksvoll und außerordentlich lebhaft, saß er unter befrackten konventionellen Vertretern der übrigen Mächte. Gelegentlich sagte er etwas, das unter den Zeitungsleuten Furore machte. Als Präsident Wilson von der „Selbstbestimmung der Völker" sprach, ging ein Lächeln über ganz Arabien. Bei einer anderen Gelegenheit: „Wenn Syrien den Franzosen gegeben wird, werden sie die Araber ins Meer treiben."

Durch ein Jahrhundert lang war das östliche Mittelmeerbecken der strategische Mittelpunkt der europäisch-asiatischen Politik gewesen. Der Kampf um die Herrschaft über Konstantinopel, Mesopotamien und die Bagdadbahn war wahrscheinlich die tiefere Ursache des Weltkrieges. Die deutschen Fortschritte in der Türkei und die bevorstehende Beherrschung der Handelsstraße von Konstantinopel zum persischen Golf war ein Stoß nach dem Herzen des britischen Reiches. Er drohte die handelspolitische und finanzielle Organisation des nahen und fernen Ostens zu germanisieren, er würde Großbritannien, Rußland und Frankreich getrennt und den fernen Osten unter die Drohung der deutschen Herrschaft gestellt haben. Das britische Reich, die britischen Finanzen, die britische Schiffahrt

und die britische Industrie wurden durch die kurze Eisenbahnstrecke über Land nach dem fernen Osten bedroht, ebenso die französischen Investitionen in Rußland und in der Türkei sowie die französischen Aspirationen auf die syrische Küste. Die Zukunft eines großen Teiles der Welt hängt von der Orientfrage ab, wie es schon im alten Römerreiche der Fall war, und damals, als die Türkei im 14. Jahrhundert die Handelsstraßen durch die Täler Mesopotamiens, die von Persien nach Europa führten, entzweiriß, und Columbus auf die Suche nach einem neuen Wege nach Indien ging. Hundert Jahre lang haben Großbritannien und Rußland, dann Großbritannien und Frankreich und schließlich Großbritannien und Deutschland um die Herrschaft über den Bosporus, das östliche Mittelmeer und schließlich um die Bagdadbahn gekämpft. England hat niemals die strategische Notwendigkeit, diesen Teil der Welt zu beherrschen, aus dem Auge verloren. Es ist der Schlüssel zu seinem Weltreich, das Gibraltar seiner industriellen und finanziellen Vorherrschaft. Das Schicksal Konstantinopels, die Stellung der Hohen Pforte, das amerikanische Mandat über Armenien, Streitigkeiten mit Frankreich über Syrien: alle diese Fragen drehen sich um die Herrschaft über den großen Handelsweg nach dem Osten. Wie seit Anbeginn der Weltgeschichte hängt der Reichtum Europas und das Leben von Weltreichen mit der Herrschaft über die Levante zusammen.

Während des Krieges schloß Großbritannien wenigstens drei, alle mehr oder weniger einander widersprechende Verträge ab, die sich auf jenes Gebiet bezogen, das sich von den Bergen Kleinasiens bis zum Persischen Golf erstreckt. Diese Verträge enthielten folgendes:

1. Der Sykes-Picot-Vertrag vom Mai 1916 teilte dieses Stück Welt zwischen Frankreich und Großbritannien auf. Frankreich erhielt Syrien und Teile von Palästina, Großbritannien gewisse Häfen an der syrischen Küste, samt dem Hinterlande einschließlich Mesopotamien, die Täler des Euphrat und Tigris und die Herrschaft über den Persischen Golf und das Rote Meer. Der Schlüssel dazu war Mesopotamien; es beherrschte die Bagdadbahn, den Zugang nach Persien und die Handelswege zum Persischen Golf.

2. Großbritannien schloß unter Zustimmung Frankreichs einen Vertrag mit dem König der Hedschas, der ganz Arabien repräsentierte, um die Araber zu bewegen, an der Seite der Alliierten in den Krieg einzutreten. Nach den Bestimmungen dieses Vertrages sollte das Türkische Reich südlich des Taurus in drei arabische Reiche aufgeteilt werden. Prinz Feïssal sollte Syrien mit Palästina erhalten. Sein anderer Sohn Saïd Mesopotamien mit der Herrschaft über die Handelswege zum Persischen Golf und zum fernen Osten. Der dritte Sohn des Königs der Hedschas sollte Hedschas und die

Herrschaft über die östliche Küste des Roten Meeres bekommen. England und Frankreich behielten sich aber das Recht vor, bei gewissen arabischen Angelegenheiten mitsprechen zu dürfen. Beide anerkannten die arabischen Rechte gemäß den Verträgen, die mit den Hedschas abgeschlossen worden waren. Infolge jener Verträge stellten sich die Araber unter britische Führung, kämpften tapfer und trugen wesentlich zur Niederlage der Türkei und der Behauptung des nahen Ostens durch die Alliierten bei.

3. Schließlich erhielten die Zionisten von Herrn Balfour im November 1917 die Zusicherung, daß Palästina als die „Heimat der Juden" internationalisiert werden sollte. Dies wurde als die Versicherung aufgefaßt, daß Palästina ein unabhängiger Staat unter internationalem und besonders britischem Schutz werden sollte. Palästina bildet einen Teil Syriens, das den Franzosen gegeben worden war, und wird gemäß dem britischen Vertrag mit dem König der Hedschas auch von den Arabern in Anspruch genommen.

4. Abgesehen von den genannten Verträgen, deren jeder einen Teil oder ganz Palästina drei verschiedenen Anspruchwerbern zuteilt, hofften die Engländer selbst Syrien und das östliche Mittelmeerbecken für sich zu erlangen. Die syrischen Häfen beherrschen im Norden Cypern und im Süden Aegypten und den Suezkanal, und was noch wichtiger ist, sie beherrschen den Zugang zu Mesopotamien und die Verbindungen zwischen dem Mittelmeer und der Bagdadbahn.

Großbritannien hat hundert Jahre lang gekämpft, um zu verhindern, daß irgendeine andere Macht in diesen Teilen der Welt eindringen könnte. Das Protektorat über Aegypten, die Erwerbung des Suezkanals und die Herrschaft über die Handelswege nach Indien und dem fernen Osten sind die Grundmotive ihrer orientalischen Diplomatie gewesen. Außerdem stehen die britischen Handelsinteressen im Widerspruch zur Bagdadbahn, die eine Landverbindung zwischen Europa, Konstantinopel und dem mesopotamischen Tiefland darstellt. Europäische und besonders deutsche Wettbewerber bedrohten ihre Herrschaft über Industrie und Handel in Asien und dem nahen Osten, während die Bagdadbahn, was nicht weniger wichtig, ihr Schiffahrtsmonopol bedrohte. Es liegt im Interesse Großbritanniens, den Bau der Bagdadbahn von Konstantinopel nach Aleppo zu verhindern und dafür die Strecke von der Mittelmeerküste zum Persischen Golf zu fördern. Diese würde den Engländern den langen Wasserweg und den kurzen Landweg zum fernen Osten sichern und gleichzeitig die europäische Konkurrenz auf dem Landwege unmöglich machen. Aus diesen Gründen bekämpfte Großbritannien ein französisches Mandat über Syrien.

Binnen sechs Monaten nach dem Waffenstillstand kam es zu Konferenzen zwischen England, Frankreich, Arabien und den Juden wegen des Sykes-Picot-Vertrages und der übrigen einander widersprechenden Verträge. England lehnte es ab, dessen Bestimmungen anzuerkennen und eine dauernde französische Okkupation oder ein Protektorat über Syrien zu gestatten. Die englischen Interessen sind zu lebenswichtig, um einer anderen Macht zu gestatten, diesen strategischen Punkt zu beherrschen. Es kam im Sommer 1919 zu einer ernsten Differenz, aber schließlich erkannte Großbritannien das französische Mandat über Syrien an. Was immer die Verträge sein mögen, welche die französische Vorherrschaft im östlichen Mittelmeerbecken sicherstellten, so können wir ruhig annehmen, daß sich die britischen Interessen niemals freiwillig mit der französischen Vorherrschaft in jenen Teilen der Welt abfinden werden. Frankreich sucht seinerseits wieder die Wasserscheide des Jordans in seine Macht zu bekommen, um die jüdischen Kolonien in Palästina von seinem Willen abhängig zu machen, denn Palästina hängt von dieser Wasserversorgung ab, was die Bewässerung, elektrische Kraft und die Besiedelung des Territoriums betrifft, das geeignet ist, Millionen von Kolonisten zu ernähren. Der französisch-britische Streit über Syrien und Palästina muß notwendigerweise eine Quelle der Zwistigkeiten bleiben.

Die Araber bestehen nun darauf, daß Großbritannien und Frankreich den mit ihnen abgeschlossenen Vertrag erfüllen sollen. Sie verlangen eine Teilung Arabiens zwischen den drei Söhnen des Königs der Hedschas. Die Araber sind ein gefährliches Volk. Sie haben die Kriegskunst gut gelernt und empfingen reichliche Geldunterstützung durch die Alliierten. Sie sind in der Lage, nicht nur Frankreich, sondern auch Großbritannien und den Zionisten ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten. Sie beanspruchen das syrische Tiefland als den wesentlichsten Teil Arabiens und unterstützen ihre Ansprüche durch die Tatsache, daß die arabischen Völkerschaften in diesen Mittelmeerprovinzen überwiegen.

Wir erfahren nun, daß die Türken in Konstantinopel bleiben sollen. Warum soll die Hohe Pforte unangetastet bleiben? Die Türken haben sich nicht gebessert, sie können keine Garantien geben, welche die öffentliche Meinung der Westmächte befriedigen. Der Bosporus hat heute dieselbe strategische Bedeutung wie in den letzten hundert Jahren. Es ist nicht Wohlwollen für die Türken, das sie dort läßt, wo sie sind, ebensowenig die Tatsache, daß man den Bitten der Armenier um Schutz so wenig Gehör schenkt. Die Türken sollen aus drei ganz einfachen Gründen in Europa bleiben: erstens schulden die Türken

ungeheure Summen an Frankreich und England. Drei Fünftel der türkischen Anleihen wurden durch Pariser Banken gezeichnet und sind im Besitze von französischen Bauern. An einem großen Teil der übrigen Summe ist Großbritannien interessiert. Wenn die Türken aus Europa vertrieben werden, können sie nicht mehr für diese Schulden haftbar gemacht werden. Jedenfalls nicht auf Grund von Konstantinopel allein und des kleinen Landstriches seiner Umgebung. Die Franzosen bestehen darauf, daß die Türken in Europa bleiben um der französischen Gläubiger willen. Jedes Ministerium, das nicht imstande wäre, jene Interessen zu sichern, würde Schwierigkeiten haben, sich zu halten. Aehnliche Interessen diktieren die britische Politik.

Großbritannien wird ferner beeinflußt durch die Furcht vor den Folgen, welche die Vertreibung der Türken auf ihre muselmanischen Untertanen in Indien und dem fernen Osten ausüben könnte, während Frankreich die gleichen Folgen für seine muselmanischen Untertanen in Marokko, Tunis und Algier fürchtet. Die Türken müssen also in Europa bleiben, ihre wertlosen Garantien muß man aus finanziellen und imperialistischen Erwägungen annehmen. Habgier ist das Hauptmotiv für die Nichteinhaltung der Versprechungen, welche der Welt gemacht worden sind. Die Sicherheit Europas, die Freiheit der Dardanellen, Rußlands und Rumäniens Weg zum freien Meere, all dies wie auch der künftige Weltfriede sollen den gleichen Interessen geopfert werden.

Schließlich suchen die Alliierten abermals die Vereinigten Staaten in den Jahrhunderte alten Hexenkessel des Kampfes über die Vorherrschaft in diesem Teile der Welt hineinzulocken, indem sie ihnen ein Mandat über Armenien, wenn nicht gar über Konstantinopel, Anatolien und die Hochlande von Kleinasien auferlegen möchten. Eine Ursache und wohl die Hauptursache dafür liegt klar vor Augen, obgleich sie nicht bekanntgemacht wird. Kleinasien liegt im strategischen Mittelpunkt dieser Kontinente und ist der Puffer zwischen Mitteleuropa und dem britischen Reiche. Wie die Harbord-Berichte enthüllten, würde es eine große Militärmacht von 50 000 bis 200 000 Mann erfordern, um diesen Landstrich zu sichern, und für die ersten fünf Jahre eine Ausgabe von 750 Millionen Dollar erfordern. Die Vereinigten Staaten sollten für die alliierten Mächte den Pudel spielen und einen in der zivilisierten Welt durch Jahrhunderte gefährlichsten Punkte übernehmen. Reiche sind darüber zu Fall gekommen und Krieg auf Krieg von den Tagen des Darius und Alexanders des Großen bis zu diesem Weltkriege sind um die Herrschaft der cilizischen Tore, die die Landwege von Europa nach Asien

beherrschen, ausgefochten worden. Keine größere Bürde könnte von Amerika übernommen werden und würde es unvermeidlich in die Konflikte von europäischer, asiatischer und afrikanischer Politik hineinziehen.

Infolge aller dieser Zerwürfnisse und Betrügereien ist der nahe Osten abermals ein politisches Chaos, die Levante ist wiederum der Mittelpunkt der Intrigen Europas. Eine der Hauptfragen, welche dieser Krieg für immer geregelt haben sollte, ist verwirrter und drohender als je. Die britisch-französische Entente ist in Gefahr. Abrüstung in beiden Ländern ist unmöglich gemacht. Großbritannien und Frankreich sind durch die Araber und durch die Aegypter bedroht. Die Handelswege der Welt sind durch nationale Kämpfe und handelspolitische Habgier abermals unterbrochen. Die Bagdadbahn, welche der Zivilisation der Welt einen der unschätzbarsten Dienste geleistet hätte, soll nicht der große Landweg werden, der uns versprochen worden war, und Europa und Asien sollen wiederum, wie sie es jetzt sind, der Herrschaft einer einzigen Nation unterworfen bleiben, die den Handelsweg durch das Mittelmeer, den Suezkanal und den Persischen Golf unter sich hat. Die Araber sind betrogen worden, die Juden sind betrogen worden. Die Franzosen halten sich für betrogen und die Türken verbleiben an den Ufern des Bosporus.

ALFONS GOLDSCHMIDT

MOSKAUER TAGE-BUCH

Zur rechten Zeit erscheint soeben Alfred Goldschmidts Tagebuchblätter „Moskau 1910", Ernst Rowohlt Verlag Berlin. Das Buch leitet die neue sachlichere Periode der Beurteilung des Sowjetsystems in Deutschland ein.

Stünkel.

Wenn ihr nach Moskau kommt, vergeßt nicht, Stünkel einen Besuch zu machen. Aber meldet euch vorher an, denn der Mann ist hart beschäftigt. Er arbeitet Zimmer 125 im Gebäude des Obersten Volkswirtschaftsrates. Er ist ein Metallgewaltiger Rußlands, ein Organisator der Metallabteilung des Obersten Volkswirtschaftsrats, die die ganze Metallindustrie Rußlands umfaßt oder umfassen soll. Die Privatwohnung sage ich euch nicht. Denn nachts muß Stünkel ungestört bleiben. Er arbeitet von früh morgens bis spät, bis in die

Nacht. Nachts muß er ungestört bleiben, damit er von frühmorgens bis in die Nacht arbeiten kann.

Ihr habt gewiß von Stünkel noch nichts gehört. Ihr hört nur, ihr hörtet nur von den Sowjetsternen, von den Sowjetstars. Aber ich möchte euch etwas tuscheln: auf die Politiker kommt es nicht so sehr an wie auf die Wirtschaftsorganisatoren. Ich habe vieles aus Moskau mitgebracht, darunter auch eine heftige Abneigung gegen die Politiker. Die Politiker, das ist etwas Abgestandenes, etwas Unproduktives, etwas Sichwichtigtuendes, Leitartikelndes, Leitredendes, aber nichts Arbeitendes. Es ist eine Abgestandenheit, es hat mit der Neuzeit nichts zu tun. Soeben ist das Mittelalter vorüber, die Neuzeit bricht an, hoffentlich ohne Politiker. Die Neuzeit wird nicht von Politikern gemacht werden, sondern von den Arbeitern aller Sorten. Sie wird gemacht werden von den Maschinenarbeitern, den Gartenarbeitern, den Wirtschaftsorganisatoren, den Aerzten, den Lehrern, den Volkskünstlern, den Architekten, den Technikern, den Arbeitern aller Sorten, aber nicht von Politikern. Es gibt Politiker in Moskau, die Arbeiter sind, und es gibt Arbeiter, die Politiker sind. Lenin beispielsweise ist ein politischer Arbeiter und ein arbeitender Politiker. Aber auch die Lenine werden die neue Zeit nicht machen, so wichtig sie für den Uebergang sind. Die neue Zeit wird von anderen gezimmert. Beispielsweise von Stünkel.

Stünkel ist ein Finne mit deutscher Schulung. Er ist ein Ingenieur, einer von den wenigen russischen Ingenieuren, die frühzeitig die Entwicklung erkannt haben. Er spielt eine Rolle im russischen Ingenieurverein. Eine Rolle im russischen Ingenieurverein spielen, das heißt eine Rolle in einem Stück Seele der russischen Revolution spielen. Ich kann das hier nicht näher erörtern, ich kann nur sagen, daß dieser Verein etwas sehr Bedeutungsvolles für Rußland ist. Für die russische Revolution, negativ und positiv.

Stünkel ist freundlich, Stünkel ist kühl, Stünkel hat Ueberblicksaugen. Er sieht sofort, ob in Kolomna etwas nicht klappt, in Kolomna, einem der Metallherzen Rußlands. Er sieht den Entwicklungskreis, die Entwicklungsstraße, er sieht die ökonomische Tendenz, er sieht die Fehler und die Möglichkeiten, und er handelt danach. Er handelt rasch, ohne großen Apparat, ohne das sonst in Moskau übliche Instanzengeschludere, ohne die sonst in Moskau üblichen Schwerfälligkeiten, ohne die langweiligen Besinnungen, die Umwege und die fruchtlosen Diskussionen. Er ist kein Papierdekretmensch, sondern ein praktischer Mensch. Stünkel ist ein ganz prachtvoller Mensch.

In seinem Vorzimmer (125 a) stehen schon beruhigte Leute, entscheidgewisse Leute. Die Leute sind sicher, daß Stünkel ihnen etwas

Positives sagen wird. Etwas Pluspositives oder Minuspositives, aber etwas Positives. Er macht das ganz ruhig, hintereinander, nicht durcheinander. Er telephoniert dazwischen, leise und bestimmt, sozusagen mit freundlicher Peitsche. Er ist ein großartiger Geschäftsmann, ein kaltglatter Organisator, ein ruhig-energischer Antreiber. Solche Leute braucht Sowjetrußland. Es hat viel zu wenig davon. Deutschland hat solche Leute, Amerika hat solche Leute. Schickt solche Leute rüber nach Sowjetrußland, ihr werdet es nicht bereuen.

Draußen hinter der Moskwa, in einer stillen Straße, in einem kirschbaumbestandenen Garten, von Stünkelkindern umkreiselt, habe ich mit ihm gearbeitet. Bis in die Nacht gearbeitet. Das heißt, er hat mit mir gearbeitet. Bei Tee, der von der gütigen Frau Stünkel aufgetragen wurde, erzählte er mir Dinge, von denen ich keine Ahnung hatte. Er hielt mir, an vier Abenden, ein Kolleg über die Geschichte der Nationalisierung. Ich begriff die Notwendigkeiten, die Entwicklungsvoraussetzungen, die Unterschiede. Er nahm das Reißbrett und zeichnete. Er illustrierte mir so die Geschichte der Nationalisierung, er umstrich sie mit dem Finger in der Luft.

Ich sah nun die drängende Wirtschaft, das nach Ordnung drängende Chaos, ich sah die Menschen in diesem Chaos, über diesem Chaos, ich sah das Geld in diesem Chaos, das flüchtende und verlorene Geld. Ich sah die Vorwärtsdränger und die Bremser, die Versteher und die Nichtversteher, die Woller und die Nichtwoller. Alles wurde nun eine Linie, eine Straße, es wurde eine Entwirrung, und ich atmete auf. Stünkel verschaffte mir den Hochstand, den Turm, den Berg, von dem aus ich übersehen konnte.

Ich verstand nun die Sozialökonomie Rußlands, die sozialpsychologischen Verschiebungen, die zur Revolution drängten, die sozialpsychologischen Umstellungen, ihre Ursachen, ihre Einflüsse auf die Revolution. Ich begriff den Kampf der Beamten und Privatangestellten gegen die Arbeiter, den Kampf der Ingenieure gegen die Arbeiter und den Gegenkampf der Arbeiter. Ich begriff zum ersten Male die neue Wirtschaftsgeographie, die neue ökonomische Karte Rußlands, die mir später Krzyzanowski fingerzeigte, wie mir einst der tüchtige Wermuth, der jetzige Oberbürgermeister von Berlin, einer der besten Beamten Preußens, eine bisher unverstandene Sache auf der Karte aufgehellt hat.

In dem kleinen Kirschbaumgarten hat mir Stünkel diese Weisungen gegeben, diese Aufhellungen. Ich danke ihm dafür. Nur selten hatte ich solch einen klärenden Lehrer.

Radek.

Bald nach meiner Ankunft in Moskau sprach ich Radek. Im Mirbach-Arbeitszimmer der früheren deutschen Botschaft. Also im Gebäude der Dritten Internationale.

Ich kannte ihn noch nicht. Im deutschen Gefängnis hatte ich ihn nicht besucht.

Ein mittelgroßer, schmaler Mann mit lichtem Wirbelhaar und etwas revolutionskoketten Koteletten. Sehr feines Handgelenk. Blaßfarbiger und doch schimmernder Blick. Nervös. Auf Bildern in Moskauer Schaufenstern hat er eine Journalistenpfeife im Mund.

Radek ist Journalist, potenzierter Journalist. Die Gedanken hüpfen, stürzen, springen übereinander, kreuzen sich. Er ist ein ungemeiner Dialektiker. Rasch haut er ein, reißt plötzlich einen Satzzipfel an sich, greift mitten in den Satz hinein.

Man merkt: Er ist nicht ohne Herz. Er ist sogar gutmütig. Ein Staatsmann jedoch ist er nicht. Er ist ein potenzierter Journalist. Rasch begeistert, strömend, mit Blick in die Obergründe. Er pfeilt Artikel, er jagt Artikel in die Gegenfront hinein, er ist ein Augenblicksfechter, ein Staatsmann ist er nicht.

Als er von den Taten der Roten Armee spricht, von der Sicherung Petrograds gegen Judenitsch, glüht er. Er ist verdoppelt in diesem Augenblick, er ist wirklich begeistert.

Das gelungene Stechwort macht ihm Freude. Er ohrfeigt gerne. Aber es ist weniger ein Hieb als ein Pritschenschlag. Er ist ein Floretteur und kein Schwersäbelfechter.

Ich glaube, er steht am äußersten Ende des Alten. Das Neue ist er noch nicht. Er ist Politiker, aber kein Staatsmann. Man braucht jetzt noch Politiker, demnächst wird man Politiker nicht mehr nötig haben.

Ich habe das Gespräch mit ihm aufgezeichnet. Fast wortgetreu. Es sind Springereien gegen die Logik darin. Aber auch Warmherzigkeiten, Feurigkeiten, gute Sprüche.

Er ist nicht ausgeglichen. Er schimpft leicht, aber damit ist es nicht getan. Er hat, wenn ich so sagen darf, Schimpfschule gemacht. Aber damit ist es nicht getan. Man ist noch kein Phylax (im Sinne Platos), wenn man spitzpfeilig schimpft. Es gab gewaltige Schimpfer, die Phylaxe im Sinne Platos waren.

Doch ist er ein Mensch von Bedeutung. Aber nicht von wuchtiger Triebbedeutung, mehr von Wirbelbedeutung. Er ist sozusagen von aktueller Bedeutung.

Er mag die Intellektuellen nicht. Aber er ist selbst einer. Er ist ein potenzierter Intellektueller. Frauen beschwärmen ihn, weil er ein potenzierter Intellektueller ist. Männer nannten ihn in Moskau ab-

seits von Lenin, ohne Organverbindung mit Lenin. Ich glaube, sie trafen das Richtige.

Er ist, sagte man mir, ein Vielbelesener. Er habe sich, sagte man mir, im Schnellzugstempo durch eine Weltliteratur hindurchgerast. Er ist einer von den großen journalistischen Könnern, die aus zwei Bröckelchen ein Problem machen. Das ist keine Kleinigkeit, das ist beinahe eine Divination.

Er hilft gern, er ist ein guter Mensch. Er ist ein genialischer Mensch. Aber damit ist es nicht getan.

Auch mir hat er geholfen in Moskau, und ich danke ihm dafür. Er ist, meine ich, an seinem Platze, und die russische Revolution brauchte ihn und braucht ihn noch.

Er ist danach keine Revolutionsgewalt, sondern ein Revolutionsschimmer, ein Aufblitzen der Revolution. Somit kündigt er an und lenkt er auch. Er hat gelitten für das Proletariat. Das schon ist ein Leuchten. Der ganze Mensch flimmert, er ficht, er eifert für die Revolution. Er ist der Lassalle der Internationale. Das ist wohl das Richtige.

Prof. Dr.
CARL LUDWIG SCHLEICH

ZUR FRAGE DES ENTFRUCHTUNGSRECHTES DER FRAU

Die neuerdings sogar von namhaften Aerzten aufgestellte Forderung, es solle jeder auf legitimem oder illegitimem Wege Mutter werdenden Frau freigestellt sein, über das in ihr keimende Leben beliebig verfügen zu dürfen und völlig straffrei die Zeit der Ausreifung unterbrechen zu können, bewegt die öffentliche Meinung tief, da sie nicht nur staatsökonomische, gesellschaftliche, personalrechtliche und Erbfragen mannigfachster Art berührt, sondern auch die tiefsten sittlichen Probleme, uralte Instinkte der Mutterliebe und der Unantastbarkeit alles Lebendigen aufwühlt. Da es jedem Arzt nach dieser extremen Ausdehnung des Frauenrechts über die freie Liebe hinweg bis zum Verfügungsrecht über den ihr gewordenen Auftrag der Liebesfolgen freistehen soll, dem Wunsche der die Entfruchtung fordernden Mutter stattzugeben, so ist dieses Postulat auch eine Angelegenheit, die vornehmlich in die Rechte und Pflichten des Aerztestandes eingreift. Deshalb sei es mir gestattet, einiges zu diesem Thema beizutragen.

Es ist mir schlechterdings unbegreiflich, wie es Aerzte geben kann, welche dieser Forderung eines nicht kleinen Teiles der Frauenwelt zustimmen und sie noch dazu mit Argumenten aller Art unter-

stützen und übertrumpfen. Zunächst muß einmal festgestellt werden, daß für uns Aerzte alle sozialen und ökonomischen Härten dieser Angelegenheit gar nicht in Frage kommen, sie gehen uns von Berufs wegen ganz und gar nichts an, sie gehören in den Bereich der Juristen und Nationalökonomen; wir begehen einen Uebergriff, wenn wir unseren biologischen Argumenten, die vollen Kredit beanspruchen dürfen, unseren Erfahrungen aus der Praxis, die unser Arbeitsfeld ist, nun noch das Mäntelchen besonderer Einsicht in die sozialen Bedürfnisse der Zeit umhängen und sie mit der auf ganz anderem Gebiete errungenen Autorität maskieren. Es ist ganz und gar nicht unsere Sache, uns in den Streit der Nützlichkeit oder des Schadens eines Vielkindersystems, der Zweikinderehe, der Kinderlosigkeit einzumischen; höchstens die ärztlichen Statistiker hätten das Recht, hier die nationale Leistung der Frau in Vergleich zu ziehen mit der Ertragfähigkeit des Bodens und den Daseinsbedingungen der Nation. Der praktische Arzt lasse die Finger weg von solchen Beziehungen zur staatlichen bzw. sozialen Gesetzgebung. Unsere Einmischung in die sozialen Fragen der allgemeinen Arbeiterkrankenverpflegung, unsere Bereitwilligkeit, an dieser „sozialen" Pflicht der Krankenkassen mitzuwirken um entwürdigenden Lohnsatz, ist uns als Stand schlecht genug bekommen und untergräbt langsam, aber sicher das Ansehen des einst so hoch gehaltenen Berufes. Der Kassen-, Unfall-, Versicherungs-, Renteneinschätzungsarzt ist langsam zum Feinde der arbeitenden Bevölkerung geworden, die Masse sieht in ihnen die Gegner ihrer sozialen, politisch errungenen Sicherstellungen gegen Unfall und Krankheit, und unsere Pflichtleistungen sollen weit über den Kreis der Bedürftigen allmählich verstaatlicht werden. Das gibt auch für diese Frage zu denken. Der Mensch ist ein Doppelwesen. Sein „Ich" ist in der eigentümlichen Zwangslage zwischen Pflichtrechten gegen den Staat als Staatswesen, und Pflichtrechten gegen die Natur als ein Naturwesen. Beide Bestimmungen stecken voller gegenseitiger Konflikte und Probleme. Noch ist kein Staat gewesen, der diese Gegensätze des Anrechts auf unsere natürlichen Bedürfnisse und der gewaltsamen Bindung an das allgemeine Interesse der Staatsinstitutionen restlos löste. Es ist wohl ganz überhaupt niemals lösbar, irgendeine Bedingtheit muß in jeder Staatsform und -norm zu kurz kommen, entweder der Mensch als Naturwesen oder der Mensch als Genossenschaftsangehöriger, als Glied einer staatlich mehr oder weniger tyrannischen Gemeinschaft, die Unterordnung, Einfügung verlangt. Selbst in der Anarchie würde an die Stelle der Gesetze die vielleicht noch härtere Konvention und die Macht des rohen Kraftübergewichts treten, um dem einzelnen sein Naturrecht erheblich zu beschneiden.

In dieser Zweistellung jedes Staatswesens steht nun der Arzt unbedingt ganz allein auf seiten des Menschen als Naturwesen. Dessen sozialpolitische Eingespanntheit geht ihn nur soweit an, als sie ihm biologisch schädlich oder förderlich sein könnte. Der Arzt ist der Konservator des Menschen, sein beigegebener Freund und Berater, der Steuermann seines Leibes und seines organisch bedingten psychischen Wohlgefühls, er ist der Minister Naturae seiner Pfleglinge. Er muß das Wohl seiner Kranken allein von ihrer Naturseite her ansehen, alle anderen Beziehungen des sich ihm Anvertrauenden müssen für ihn abseitig, sekundär, gleichgültig sein. Aus der Verkennung dieser allein der Naturseite des Menschen zugewandten Helferschaft der Aerzte entspringen eine große Anzahl Unzuträglichkeiten, Inkonsequenzen, Peinlichkeiten und ethische Schiefstellungen der Aerzte. Die leidige Attestausstellerei, das Gutachtenwesen vor Gericht mit dem Versuch, die Verantwortlichkeit auf unsere Schulter abzuwälzen, die Bestimmung der Arbeitsfähigkeit in speziellen, uns meist unbekannten Berufen nach Prozenten, die Schweigepflicht, die Eheverhinderungen aus Krankheitsgründen, die Krankheiten der Dienstboten, die Infizierbarkeit der Familienmitglieder — das alles sind Dinge, die den Arzt in schwere Gewissenskonflikte bringen können, die er alle nur radikal durchhauen kann, indem er sich rücksichtslos auf den Standpunkt stellt: ich bin Priester der Natur — was gehen mich soziale Fragen an, die mit meinem biologischen Wissen in stärkstem Widerspruch stehen. Ich stehe auf der Seite des Naturrechts meiner Patienten und steuere sie durch alle Klippen, die ihnen Staat oder Gesellschaft aufbauen. — So ist auch in dieser Frage der Arzt gar nicht befugt, die rechtlich-sozialen Fragen des Problems nach freier Entfruchtung zu erörtern. Sie gehen ihn nichts an. Ihm kann es an sich gleichgültig sein, ob in einer Ehe zwei oder zehn Kinder beliebt sind. Er muß sich freuen über die Natura naturans, über jede gebärende, Wesen produzierende Frau und grämen über die Kinderlosigkeit, denn er vertraut dem Schöpfergedanken der Natur, in deren Dienste er mit allen Ueberzeugungen und Einsichten steht, unbedingt.

So gedacht, ist jeder Eingriff in ein keimendes Leben für den Arzt nichts anderes als Frevel, Lebensvernichtung, Eingriff in die Souveränität der Allmacht der Natur, also Mord. Man mag es drehen und wenden wie man will, wenn auch der wachsende Keim kein Bewußtsein hat, woher beziehen Mutter und Arzt die Berechtigung, ein keimendes Sein und Werden zu vernichten? Darf man Bewußtlose, im Dauerschlaf Liegende, Vergiftete, Geisteskranke, Somnambule, Hypnotisierte töten? Ist der Mensch nicht immer ein Werdender, auch nach seiner Geburt? Wer kein Ich hat, hat dennoch eine bildende Seele.

Wie können Aerzte sich entschließen, anders als aus zwingenden Gründen der Lebensbedrohung einer Mutter, d. h. eines Keimstockes für viele Lebewesen, durch die Befruchtung, das keimende Leben zu zerstören. Wenn selbst das Gesetz solchen Frevel nicht schwer ahndete, das Gesetz der Natur müßte von ihnen voll respektiert werden.

Wie können sich Frauen finden, die dieser Form des Kindesmordes das Wort reden? Wo ist da der immer gepriesene höchste Instinkt der Weiblichkeit, die rührende Mutterliebe? Die Frauen sollten sich in acht nehmen. Die Statistik rüttelt so schon schwer an diesem Dogma der Mutterliebe, als einer edlen Zwangslage des heiligen Frauenideals, weil der Kindesmord der Mutter statistisch der bei weitem häufigste Fall aller Morde darstellt. Soll sie diesem schweren Verdacht der Frauenfeinde auch noch das Argument in die Hand spielen, Mutterliebe sei eine fable convenue, denn die Frau habe ja einen starken Instinkt, um Gottes willen nicht erst Mutter zu werden, woher komme denn nun diese behauptete Heiligkeit über sie, wenn sie es doch wird? Umschielen also tausende und aber tausende Frauen denn nicht ihre geborenen Kinder mit demselben Gedankenspiel: Na, besser wär's, ich hätte sie nicht geboren? Es wäre doch entsetzlich, zu denken, daß die meisten Menschen eigentlich gegen den Willen ihrer Eltern, ihrer „teuren" Mutter leben.

Hüte sich die Frau, mit diesen Gedanken zu spielen. Sie sind gefährlich, sie schieben sie auf die Bahn der fürchterlichsten Entartung, und Frauen sind es, die da behaupten, wenn Frauen erst schlecht würden, so könnten lie so unerhört schlecht werden wie nie ein Mann.

Gewiß ist sie schwer und opferfordernd, die Mutterschaft. Aber eine Frau ohne dieses Joch, eine, die sich absichtlich ihrer Naturbestimmung entzieht, ahnt gar nicht, welche Bedingungen eines reinsten Glückes sie aufgibt. Alle Peinigungen der Gesellschaft gegen ein in sogenannten Schanden geborenes Kind vermögen die Wonnen einer Mutter nicht aufzuwiegen, mit denen die Wunder eines Kindchens das Frauenherz zu beschenken vermögen.

Man höre nur die Frauen jammern und sich verzehren vor Sehnsucht nach dem Kinde, wenn sie, solchem Rechte folgend, im Alter kinderlos dasitzen, nachdem ihnen das Schicksal die ihnen genehmen Kinder durch den Tod entrissen hat und sie die Stütze ihres Alters selbst am Leben verhindert haben.

Wie vielen Genies und Tüchtigen, Erfindern, Beglückern könnte eine solche Entfruchtungsfreiheit den Lebensweg sperren, wieviel Menschentrost und Erquickung müßte es erwürgen?

Hütet euch, Frauen!
Besinnt euch, Aerzte!

Ein Gespräch.

Die Entdeckung des Wiener Biologen Professor Steinach hat mich im ersten Augenblick enthusiasmiert, aber einiges Nachdenken hat mich um mehrere Grade der Begeisterung gebracht. Was nützt, sagte ich mir, die Bestrahlung der Drüsen, was nützt es mir, wenn der Haarausfall eine Zeitlang aufhört, wenn die Verrunzelung der Glätte vorübergehend weichen muß, wenn ich eine Periode der Lebenslust künstlich erzwingen kann —, schließlich kommt die Glatze doch, die Runzeln schleichen sich ins Gesicht, die große Lebenssattheit stellt sich doch ein. Alle biologischen Experimente des Wiener Zauberprofessors schenken mir höchstens einen Aufschub. Wird mich der Haarsausfall, die Verrunzelung, die Melancholie nicht viel härter treffen, wenn diese rebellischen Bemühungen gegen die Natur, das Bestrahlen oder gar Operieren der Pubertätsdrüsen, wirkungslos sein werden? Natürlich können auch Steinachs Methoden nicht in infinitum angewendet werden. Es kommt für den enragiertesten Steinachjünger und -verjünger die Stunde, wo ihm alle Bestrahlung nichts mehr hilft, und ich fürchte, dieses Altern, gegen das dann kein Kraut mehr gewachsen ist, wird sich viel unerbittlicher bei diesen jugendbesessenen Alten einstellen als bei uns anderen, die sozusagen mit einer Art Demut, Ergebenheit, ja wenn man will: Frommheit sich ins weiße Haar, in die Durchfurchtheit des Gesichts, in die unvermeidliche Unfruchtbarkeit des Alters schicken. Nichts, meine ich, unterstreicht das Alter mehr als der fruchtlose Kampf gegen das Alter. Ich leiste in diesem Punkt einem anderen Wiener überzeugtere Gefolgschaft als dem Professor Steinach, nämlich dem weiseren Ferdinand Raimund, der die Therese Krones als Jugend singen ließ:

Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Einmal muß geschieden sein!

Weil ich dieses Muß fühle, deshalb empfinde ich eine Art Unbehagen gegen diese Versuche, die Natur zu überlisten, ihr etwas abzutrotzen, das sie nun einmal nur in Freiheit gewähren kann. Den Glücklichen schenkt sie's ja. Denken Sie an den immer wieder sich Verjüngenden, an Goethe, der im hohen Alter zu Eckermann gesagt hat, sicher in Erinnerung an selbsterlebte Perioden, das Genie bestehe in der wiederholten Wiederkehr von Pubertätsepochen. Und das war dem zur Verjüngung Begabten ganz ohne Drüsenbehandlung möglich, ohne Röntgenstrahlen und ohne operativen Eingriff. Das Genie ist eben von Natur aus sein eigener Steinach.

— „Eben das Beispiel Goethe widerlegt Ihre Theorie. Goethe hat die schleichende Tragödie des Alterns so stark wie irgendeiner empfunden. Denken Sie daran, daß die schönste Novelle der Wanderjahre dem Problem des ‚Mannes von fünfzig Jahren' gewidmet war. Lesen Sie diese Erzählung in der ursprünglichen Fassung nach, die Eugen Wolff vor einigen Jahren (bei Rütten und Loening) herausgegeben hat. Da läßt Goethe einen Schauspieler sehr schöne Sätze über das Recht auf Verjüngungsversuche des Alternden sagen. Sein Widerpart, der Fünfzigjährige meint, er für seine Person würde sehr gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menschen einen jeden, dem sie ein solches Bestreben anmerken, für eitel erklärten und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich genötigt fühlen, an der sinnlichen ihm zu gewähren. Darauf erwidert der Künstler, und ich glaube, Goethes Stimme tönt aus ihm: ‚Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdrießlich, denn das sind Ausdrücke, die sich die Gesellschaft angewöhnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder wenn man es strenger nehmen will, wodurch sich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausspricht. Wenn Du es recht genau betrachtest: Was ist es denn, was man oft als Eitelkeit berufen möchte? Jeder soll Freude an sich selber haben, und glücklich, wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwahren, dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Dasein verbergen, daß er eine Freude am Dasein hat? . . Was soll eine wunderlich verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man dann doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit erlaubt? Ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existieren könnte; denn das Gefallen an sich selbst, das Verlangen, diese Empfindung an sich selbst, anderen mitzuteilen, macht gefällig, das Gefühl eigener Anmut macht anmutig. Wollte Gott, alle Menschen wären eitel, wären es mit Bewußtsein, mit Maß und im rechten Sinn: So würden wir in der gebildeten Welt die glücklichsten Menschen sein. Die Weiber, sagt man, sind eitel von Hause aus, doch es kleidet sie und sie gefallen uns desto mehr. Wie kann ein junger Mensch sich bilden, der nicht eitel ist?. Eine leere, hohle Natur wird sich wenigstens einen äußeren Schein zu geben wissen, und der tüchtige Mensch wird sich bald von außen nach innen zu bilden." Dies alles sagt der Schauspieler bei Goethe als Einleitung zur Anpreisung seiner Verjüngungsmittel, und er rühmt sich der „Stufen und Grade seiner Verjüngungskunst".

— Zitate sind nur Zitate. Du weißt, daß der Fünfzigjährige im Laufe der Erzählung die Verjüngungsversuche aufgibt, seine Liebeshoffnungen begräbt und resigniert. Das ist der Sinn der Erzählung

des „Mannes von fünfzig Jahren". Schließlich haben die Wanderjahre ja den unzweideutigen Untertitel erhalten: Oder die Entsagenden!

— Ich widerspreche der Nutzanwendung. Eines schickt sich nicht für alle. Der Schauspieler, der das schöne Recht auf Freude an sich selbst verkündet, hat ein Recht auf Verjüngungsmittel. Der fünfzigjährige Mann, der seinem Sohne die Braut wegfischt, hat dieses Recht an diesem Orte nicht. Beiläufig, das ist auch meine Empfindung für die Anwendung der Steinach'schen Methode überhaupt. Lebt irgendwo eine schöne Frau, sagen wir eine Schauspielerin, an deren frisch-heiterer Jugend sich die ganze Stadt freut, so gewinnen alle, wenn sie sich verjüngt. Einer Rejáne müßten aus Staatsmitteln die Kosten dieser Kur ersetzt werden. Wir Zuschauer werden mit ihr und an ihr jünger. Ein Naturell wie Otto Erich Hartleben hätte „gesteinacht" werden müssen. Auf der Stelle werde Carl Rößler zu Steinach geschafft! Aber der Gedanke, daß nun in Berlin W an allen Ecken Steinach'sche Verjüngungsinstitute mit Pubertätsdrüsenspezialisten erstehen, bloß damit Frau Kommerzienrat Levisohn oder gar Herr Kommerzienrat Levisohn sich eine fesche erotische Nachzeit ausstrahlen lassen können, dieser Gedanke ist mir mehr peinlich als beglückend.

— Weißt Du, wohin Deine Abneigung führt? Zur Zwangswirtschaft. Zur Sozialisierung der Verjüngungsmethode. Denkst Du Deinen Gedanken zu Ende, so wird jedermann, der sich nach Steinachs Methode verjüngen lassen will, dazu die Erlaubnis der Gesellschaft, also einen Bezugschein auf Steinachsche Drüsenbehandlung einholen müssen.

— Nein, da wir keine Not an Röntgenstrahlen haben, müssen wir auch nicht haushalten. Aber natürlich ist's ein peinlicher Gedanke, daß jede Entdeckung immer wieder nur kapitalistisch ausgenutzt wird. Die Vorstellung, daß ein dickes Ungeheuer, das wahrhaftig schon Lebensgenüsse genug eingeschlemmt hat, sich nun auch diese letzte Aufpulverung gestatten soll, bloß weil es Geld hat, erzeugt Aerger, ja aufreizende Gefühle, indes vielleicht manche innerlich gute Ehe produktiver Menschen durch die Hilfe Steinachs gekräftigt werden könnte, wenn die Kurkosten aufzutreiben wären. Und wie viele Menschen, die sich für das gemeine Wohl abgearbeitet und verbraucht haben, hätten ein erstes Anrecht auf diese Behandlung. Denke z. B. an die Tausende früh gealterter Krankenpflegerinnen, denen die Gesellschaft jetzt ein kleines Stück Jugend zurückerstatten könnte. Ich habe nichts gegen die Verjüngung. Aber verjüngt die Richtigen!

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

„L e e r l a u f."

Die planmäßige Drosselung unserer industriellen Kohlenversorgung, zu der das Abkommen von Spa zwingt, hat prompt begonnen. Nach einer Mitteilung des Reichskohlenkommissars wird die Kohlenbedarfsdeckung der Industrie ab 1. August um rund 740 000 Tonnen monatlich gekürzt. Die Hüttenwerke im Westen berichten, daß der Kohlenverlust ein Achtel der bisherigen Mengen beträgt und daß die Anlagen jetzt nur mehr mit 43 oder 44 vom Hundert ihrer Leistungsfähigkeit ausgenützt werden können. Man hört von Hochöfen, die ausgeblasen, von Walzwerken, die stillgelegt, von Arbeitern, die entlassen werden sollen.

Ueber die allgemein volkswirtschaftliche Seite der Angelegenheit — Erwerbslosigkeit, Exportausfall, Verschlechterung der Handels- und Zahlungsbilanz — ist nicht mehr viel zu sagen; dies Thema ist, während der Debatten von Spa und nachher, gründlich genug abgehandelt worden. Etliche Großindustrielle haben mit Recht darauf hingewiesen, daß es nötig sei, das Problem auch aus dem privat- oder betriebswirtschaftlichen Gesichtswinkel ins Auge zu fassen. Sie müssen, sagte Herr Stinnes, dem Industriellen eine hundertprozentige Materialbedarfsdeckung geben; sonst kann er nicht kalkulieren und produziert zu teuer. Herr Siemens legt auf diesen Punkt besonders Gewicht. Er verlangt nicht gerade hundert Prozent des Materialbedarfs — denn diese Forderung ist, generell gestellt, bei unserer Güterentblößung bis auf weiteres sehr theoretisch — aber doch so viel, daß man einen festen Produktionsplan aufstellen und befolgen und die Generalunkosten in einigermaßen vernünftigem Verhältnisse zum Spezialherstellungsaufwand der Produkte halten kann. Herr Siemens macht sehr zutreffend darauf aufmerksam, daß die unstete und unzureichende Materialbelieferung der Betriebe nicht nur die Generalunkosten, auf die wirklich erzeugte Wareneinheit berechnet, übermäßig anschwellen läßt, sondern auch die Arbeitsleistung verteuert. Der Arbeiter hat keinen Anlaß, seine Tätigkeit zu intensivieren, wenn die Beschleunigung der Leistung nur den Zeitpunkt unfreiwilliger Arbeitsunterbrechung näherrückt. Ein Direktor der Siemens-Schuckert-Werke hat neulich mitgeteilt, daß auf den Kopf seiner Arbeitsbelegschaft jetzt nur 2250 kg Ware produziert würden, während diese Zahl in Friedenszeiten 4400 kg betragen habe. Warum hat der einzelne Arbeiter so wenig geschafft? Zum Teil sicher, weil er nicht mehr leisten wollte, weil er seine neue proletarische Macht als Recht zur Lässigkeit begriff, weil er demonstrierte und debattierte. Zu einem anderen Teile zweifellos, weil er rein physisch nicht konnte;

weil er müde war und nicht die Nahrung und die Kraft hatte wie früher. Und noch zu einem anderen Teile schließlich, weil er betriebstechnisch nicht konnte, weil er auf Betriebsmittel warten, um des Fehlens von Betriebsmitteln willen feiern mußte.

Diese betriebstechnische Arbeitshemmung, gegen die keine politische Beruhigung der Arbeiter hilft, dieses Warten- und Feiern-Müssen wird durch das neue Kohlenmanko beträchtlich und verhängnisvoll vermehrt. Der „Leerlauf" wächst — nicht nur bei den Maschinen, die unterhalten werden müssen, in den Verwaltungskanzleien, beim Leitungs-, beim Absatzapparat, die nun einmal in bestimmter Größe da sind, sondern vor allem auch bei den menschlichen Arbeitskräften. Diese menschlichen Arbeitskräfte müssen ihr durch die Preislage und ihre jeweilige Klassen- und Standesmacht bestimmtes Existenzminimum haben, auch wenn ihre Leistung sich nur halb entfalten kann; sie erzwingen es. Die halbe Leistung muß so oder annähernd so bezahlt werden wie die ganze; das heißt, in der Produkteinheit stecken doppelte Kosten. Man bemüht sich jetzt krampfhaft, jede weitere Erhöhung der Kohlenpreise zu vermeiden; die Braunkohle — die vorläufig freilich für die Industrie nur wenig ins Gewicht fällt —, hat man sogar verbilligt. Aber man erreicht damit doch schließlich nur, daß die neue Teuerung nicht schon im Erdgeschoß, bei der Kohle, anfängt, sondern eine Etage höher, bei der verarbeitenden Industrie, deren Leerlauf wegen des Kohlenmangels (der sich ja nach einiger Zeit überall auch in Hilfsstoff- und Halbproduktenmangel umsetzt) zunimmt. Denn Zunahme des Leerlaufs ist eo ipso Verteuerung der Produktion — daran ist nichts zu ändern.

Man predigt Betriebskonzentration mit Stillegungen und Zusammenlegungen. Vorhandenes, stehendes Kapital soll — vorübergehend oder dauernd — preisgegeben werden, weil es nicht mehr recht nutzbar gemacht werden kann. Das ist, volkswirtschaftlich und privatwirtschaftlich, ein Verlust früher angehäufter Arbeit; aber es geht. Indes bleiben die Menschen. Die Menschen kann man nicht zusammenlegen; man kann sie auch nicht stillegen, ohne sie zu erhalten. Als kürzlich zwei große Berliner Brauereien zusammengelegt wurden, kamen sofort die Betriebsräte und erklärten: ja, die Zusammenlegung ist sehr praktisch, aber Arbeiterentlassungen dürfen dabei nicht stattfinden. Nun kann man ja von zwei Betrieben, in deren jedem 500 Arbeiter mehr oder minder tätig sind, einen schließen und den anderen mit tausend Arbeitern besetzen. Aber rationell arbeiten werden diese tausend Leute natürlich nur können, wenn jetzt dieser eine Betrieb über soviel Produktionsmittel und Produktionsmaterial verfügt, wie sie brauchen, um ihre Leistungsfähigkeit

zu entfalten und auszunutzen. Andernfalls wird sich der Leerlauf der Arbeitskraft im zusammengelegten Betriebe fortsetzen. Eine bestimmte Anzahl von Menschen, die materielle Güter herstellen sollen, braucht ein bestimmtes Quantum stofflicher Produktionsmittel; ein Quantum, das nebenbei um so größer sein wird, je günstiger und vorgeschrittener die technischen Bedingungen sind, unter denen seine Kräfte schaffen. Dieser elementaren Tatsache ist durch keine Betriebskonzentration beizukommen. Amerikanische Trusts haben bekanntlich in Krisenzeiten einzelne ihrer Werke geschlossen; sie haben aber gleichzeitig auch den unproduktiven Leerlauf der Arbeit radikal beseitigt, indem sie die Arbeiter der stillgelegten Betriebe samt und sonders ohne jede Rücksicht auf die Straße warfen. In einem hochkapitalistischen Gemeinwesen kann man das branchen- und zeitweise tun. Aber dauernd und für den ganzen Umkreis einer großen Produktionswirtschaft kann man sich so nicht helfen, — am allerwenigsten nach einem Zusammenbruche der bürgerlichen Ordnung und einer proletarischen Revolution. M u ß man es dennoch, so laufen Staat und Wirtschaft starke Gefahr, ins Chaos zu stürzen.

Man versteht, weshalb die Stinnes und Vögler (denen ihre privatwirtschaftliche Betriebsleitererkenntnis von der Unmöglichkeit dauernden Leerlaufs die Situation erhellt) immer wieder auf ihre hundert Prozent Materialbedarfsdeckung zurückkommen. Aber da diese hundert Prozent vorläufig, wie gesagt, Chimäre sind, und da man leider zunächst auch nicht auf fünfundneunzig oder neunzig rechnen darf, so bleibt nur eines übrig: die Arbeiter, die man weder zusammenlegen noch stillegen kann, „umzugruppieren". Und zwar in zwei Hauptrichtungen. Einmal nach den unentbehrlichsten industriellen Produktionsstoffen — vor allem also nach der Kohle — hin, damit wir ihre Erzeugung steigern und uns schließlich mal wieder den hundert Prozent nähern. Außerdem aber von ihnen weg, zu Produktionen, bei denen man einigermaßen ohne sie auskommt. Natürlich nicht zu in unserer Lage vergleichsweise überflüssigen Produktionen, die man vornimmt, um gewissermaßen die Dehors der Wirtschaftlichkeit zu wahren, sondern zu wirklich notwendigen. Verringerung unserer industriellen Rohstoffbasis verlangt, solange wir sie nicht wettgemacht haben, Rückagrarisierung eines Teils unserer Bevölkerung. Denn den Luxus, diesen Teil mit Lohn, Erwerbslosenunterstützung oder Schieberverdienst warten zu lassen, bis wir wieder bei den hundert Prozent sind, können wir uns nicht leisten. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

BELA KHUN

Bela Khun war viele Jahre ein kleiner Krankenkassenbeamter in einer kleinen ungarischen Stadt, dann war er Gefangener in Rußland und geriet in Lenins Hofstaat. Ein paar Wochen lang war er Ungarns Rätepräsident — und wenn das Schicksal Sinn für Ornamentik hätte, so müßte er sein Leben wieder in langen, ereignislosen Jahren als kleiner Krankenkassenbeamter in einer kleinen ungarischen Stadt beschließen. Die Geschichte hat für den nichts als energischen Mann keinen andern Wirkungsplatz mehr übrig als einen Sitz in einem ungarischen Dorfwirtshaus. Der Wirbel des Zusammenbruchs hat den kleinen ungarischen Beamten in die Höhe geworfen, er hing am Aufnahmeapparat der drahtlosen Verbindung mit Moskau, eine Puppe Lenins, deren Zuckungen der Puppenspieler in Moskau von Anfang an mit hartem Mißtrauen zusah. Als die nationalistischen Offiziere gegen die Pester Räteherrlichkeit anrückten, da hoffte Khun auf rettende rote Armeen aus Rußland, und als sie ausblieben, da sandte er den Blick nach Norden und rief: „Herr warum hast du mich verlassen?"

Lenin wollte ihn nicht für immer verlassen. Er wollte ihn jetzt in sein Reich nehmen. Litwinoff hatte mit der österreichischen Regierung vereinbart, Khun und noch einige Räteregierer sollten mit einem russischen Gefangenentransport nach Rußland gebracht werden. Wir haben die Heimkehr des Gestrandeten zu Vater Lenin gehindert. Korrekt, wie wir sind. In Stettin wird der Transport sorgfältig gemustert. Die nicht durchreiseberechtigte Ware wird von den Behörden, die es nicht für nötig hielten, im Auswärtigen Amt auch nur anzufragen, zurückbehalten. Unsere Reichswehrwebel begünstigen den Bolschewismus nicht. Vom Schiff wurden die Khun und Genossen wieder heruntergeholt, in ein Gefangenenlager gesteckt — so, nun mag die Verhandlung losgehen. Wird Khun von den Oesterreichern zurückgenommen werden? Wird man ihn den Horthybanden zur Auspeitschung und Hodenzerquetschung übersenden? Freilich hatte Herr R e n n e r, doppelzüngig wie immer, ehe er Khun abtransportieren ließ, die Ententeleute von diesem Abmarsch verständigt.

Wie wird Lenin die Festhaltung des Apostels hinnehmen? Noch leben viele Tausende deutscher Gefangener in Rußland. Lenin hat, wie die Vereinbarungen mit Litwinoff beweisen, das Los der österreichischen Kriegsgefangenen, und wohl auch der deutschen, im selben Atem wie die Zusendung der Khunregierung bedacht und betrieben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein paar Tausend sehnsüchtig nach Deutschland gewendete Kriegsgefangene den Aufenthalt Khuns in Stettin mit einem noch längeren Aufenthalt, mit einem sechsten sibirischen Winter bezahlen werden.

Der Sommer, die Reisezeit nach Europa, ist bald um . . .

Aber wir waren wieder einmal musterhaft korrekte Leute in Stettin! Wir haben den Transport genau durchgesiebt! Wir haben verhindert, daß Bela Khun in Moskau spazieren gehe! Politisch war diese exakte Gensdarmenpolitik zwar zu niemandes Nutzen. Dem Anschlußgedanken hat diese Polizistentüchtigkeit geschadet, weil sie Otto Bauer und Karl Renner in fatalste Verlegenheit gebracht und den deutschen Sozialisten Oesterreichs demonstriert hat, daß die höchste diplomatische Instanz im Reich der unerbittlich korrekte, automatisch tätige Feldwebel geblieben ist. Der Kontakt mit Moskau ist auf diese vierschrötige Art nicht gerade gekräftigt worden, dies in einem Augenblick, wo rote Armeen an der Ostgrenze sich aufhalten, in einem Augenblick, da Krassin die Verhandlungen mit Lloyd George, trotz allen öffentlichen Noten, in aller Verschwiegenheit wieder aufnimmt. Aber das Prinzip der strengen Feldwebelei hat über alle diplomatische Finessen gesiegt. Der Es-ist-erreicht-Schnurrbart, das durchdringende Auge des politischen Polizisten hat in Stettin durchzugreifen gewußt.

Ein bißchen weise Blindheit — und man wäre uns in Wien, wäre uns in Moskau zu Dank verpflichtet gewesen, dies alles ohne Lärm, in aller Stille, durchaus unbemerkbar. Unsere große Leistung hätte ganz einfach darin bestehen müssen, nichts zu leisten. Aber zu so lautlosem Tun gehört eine weniger stramme, eine elastischere, durchgeistigte Behörde.

Wir bleiben die verläßlichsten Feldwebel Europas! n.

BORNGRÄBERS GLÜCK UND ENDE

Schon im vorigen Monat schickten mir die Zeichner der Zeitschrift „Reigen" folgenden Brief:

> Wir haben unsere Tätigkeit bei der Zeitschrift „Reigen" schon lange eingestellt. Die widerlich erotische Tendenz dieses Blattes, dazu noch in der unkünstlerischen Form, machen es einem einigermaßen anständigen und reinlichen Menschen unmöglich, sich damit zu identifizieren. Gegen Erotik an und für sich haben wir nichts einzuwenden, aber eine Form wie die Borngräbersche kann man höchstens als Nigger goutieren.
>
> Jupp Wiertz. V. Arnaut.

Das war eine öffentliche Selbsterleichterung der Zeichner. Sie war begleitet von mehr als einer privaten Kundgebung an den Verlag Borngräber. Vor allem verbaten sich die besten literarischen Mitarbeiter, seinerzeit durch Einladungsbrief vor Beginn des „Reigen" eingefangen. die Veröffentlichung ihrer Namen und Arbeiten. Das Beispiel der Herren Wiertz und Arnaut sei gelobt. So werden wir vom Schund befreit — durch die Weigerung der Künstler!

Inzwischen hat Herr Wilhelm Borngräber selbst an der Befreiung rührig mitgeholfen. Er hat nicht nur Berlin im Eilzuge verlassen, er hat auch einiges zur Beurteilung seiner Schöpfung getan, er hat sich ent-

mündigen lassen. Von nun ab ist der Herausgeber des „Reigen" für seine Zeitschrift nicht mehr verantwortlich. Er kann für sein Tun nicht voll einstehen und will es auch nicht. Der Verleger drückt sich, die Zeichner rücken ab — jetzt bleibt als Verantwortlicher nur der Leser übrig. Der den „Reigen" macht, will nicht voll zurechnungsfähig sein. Nun bleibt als letzte Konsequenz nur die Frage übrig: Ist denn der Leser zurechnungsfähig?

Dem Andenken Wilhelm Borngräbers seien ein paar Worte gewidmet. Er hat in der Zeit der tiefsten geistigen Depravation gefühlt, welche Art Literatur eine schnell und skrupellos reich gewordene Kaste lesen will. Den Ruck, den sich andere Zeitschriftenverleger aus der sogenannten eleganten Welt mit einiger Vorsicht gaben — die Schwenkung vom Patriotischen zum Sexuellen, d. h. vom Etappenschwein zum reinen Schwein, gab sich Borngräber mit viel größener Ungeniertheit. Es kann aber heute zugunsten Borngräbers ein beinahe sympathischer Zug festgestellt werden. Andere Macher dieser schwülen, pikanten und perversen Literaturen erzeugen das Zeug geschäftsmäßig, kühl, mit höchstem Gleichmut. Sie produzieren Zoten, wie man Manufakturwaren erzeugt, zur kalten Befriedigung eines großen Kundenkreises, ohne innere Genugtuung. Borngräber aber scheint aus einem Guß gewesen zu sein. Er ließ die kleinen Mädchen nicht bloß in seiner Zeitschrift, sondern auch in seiner Villa nackt tanzen, er nahm seine eigenen Zeichnungen handgreiflich ernst, und da blieb am Ende nichts übrig als die vorsichtige Flucht in die Entmündigung.

Ach, hätte er doch länger gewirkt. Hätt' er alle reigenähnlichen Blätter zu einem Reigen konzerniert. Dann verschlänge der Abgrund nicht nur die eine Blüte, sondern den ganzen Wald von bunten Saublättern, mit denen ein überreiztes Großstadtvolk allwöchentlich aufgestachelt und verpfuscht wird. Gr.

AUTORITÄTEN

Wenn etwa ein eingetragenes Mitglied der Kommunistischen Partei in die Wählermassen schreit, Noske sei ein ausgemachter Hohlkopf gewesen, so ist darin in keiner Weise etwas. So erwartet man diese Meinung vielmehr von ihm und beachtet sie wenig. Bediente sich hingegen Herr Ebert dieser Ausdrucksweise, so hallte sie nicht nur innerhalb seiner Partei wider, sondern machte auch die Kommunisten aufhorchen. „Nicht nur", würden sie sagen, „unsere Redner . . . o, nein!, sondern auch . . .!" . . . „hat doch selbst Noskes eigener Parteigenosse Ebert betont . . ." Die Kommunisten halten nichts von Herrn Ebert. Sie halten, und das ist ihr gutes Recht, ihre eigenen Leute für klüger als die Leute der Gegenpartei. Aber im Falle der Uebereinstimmung von gegnerischer und eigener Meinung betonten sie die gegnerische, sagten sie „nicht nur, sondern auch!", sagten sie „hat doch selbst . . .!". Ich bitte auf das „nicht nur" zu achten

und auf das „selbst". Beides will sagen: Vermutlich legt ihr auf unsere Ansicht kein Gewicht. Vermutlich sind euch unsere Gründe nicht durchschlagend genug, vermutlich haltet ihr uns für voreingenommen. Nun wohl, so sagen wir euch, was die über den Fall aussprechen, die gewiß nicht in dieser Frage objektiv sind. Der Gegner wird zum Geländer an der Brücke. „Eigentlich müßte ja Ebert ... aber nicht einmal er ... also denkt, wie recht wir haben." Die Kommunisten und Herr Ebert sind natürlich nur Beispiel. Diese Art der Argumentationsbestärkung ist interparteiisch. Das „Berliner Tageblatt" druckt mit Wonne ab, wenn der deutschnationale Delbrück ihm einen Artikel gegen die reaktionären Offiziere sendet. Die „Freiheit" strahlt, wenn sie in der „Roten Fahne" ihre Ansicht über Lauffenberg ausgeführt sieht, die Deutsch-Nationalen berichten mit Genugtuung, daß die Zentrumsfraktion Erzberger nicht haben will. Die Unabhängigen klatschen Herrn v. Gerlach Beifall, wenn er gegen die Fideikommisse wettert ... „Steht doch sogar der deutsch-nationale Herr Delbrück auf dem Standpunkt!" ... „Selbst die ‚Rote Fahne' kann nicht umhin ..." ... „Aber auch die Zentrumsfraktion selbst ..." ... „Schreibt doch sogar der bürgerliche Herr v. Gerlach ..." Diese Konzessionen an den Gegner haben so viel Versöhnendes. „Hört einmal!" klingt es aus ihnen wider, „jene Leute sind verlorene Söhne. Und doch, und doch! Und gerade nun erst recht, weil sie verlorene Söhne sind, deshalb höret ihre Stimme." Es steckt so viel Autorität vor dem Fremden in dieser Argumentation. Und wohl auch ein ganz klein wenig Unglaube an seine eigene Kraft, an seine eigenen Leute. „Euch Schweden kennt man!" blinzelt man die an. „Aber wenn sogar ein Zentrumsmann gesagt hat" ... „Wenn sogar ein Engländer dem Worte von der erdolchten Front recht gegeben hat ...!"

Hans Bauer.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.



Disconto-

Ber-

Zahlreiche Zweignieder-

KAPITAL UND RESER-

Bankmäßige Ge-

Bilanz am 31. De-

Aktiva	ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten, Coupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	718 865 024	48
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	4 236 009 481	01
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	874 555 986	80
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	99 001 125	07
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	85 711 592	05
Eigene Wertpapiere	85 669 807	59
Konsortial-Beteiligungen	39 281 156	01
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	60 000 000	—
Beteiligung bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A. G.	100 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	54 413 793	70
Schuldner in laufender Rechnung	2 425 760 368	23
Forderungen an das Reich oder die Reichsbank aus für Rechnung derselben übernommenen Verpflichtungen	250 950 301	70
Wertpapier-Bestände der Pensionskasse und der Stiftungen	4 793 313	25
Einrichtung	1	—
Bankgebäude	33 742 681	75
Sonstige Liegenschaften	7 338 397	38
	9 076 093 030	02

*) *Die Bilanz enthält nicht den Vermögensstand*

Gewinn- und Verlust-

Soll	ℳ	₰
Verwaltungskosten	59 861 000	48
Steuern	15 301 385	58
Zu verteilender Reingewinn	53 503 229	36
	128 665 615	42

*) *Die Gewinn- und Verlust-Rechnung enthält nicht das*

Gesellschaft

lin

lassungen in Deutschland

VEN 450 000 000 MARK

schäfte aller Art

zember 1919 *)

Passiva	ℳ	₰
Eingezahlte Kommandit-Anteile	310 000 000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve	109 000 000	—
Besondere Reserve	31 000 000	—
Gläubiger	8 191 386 430	51
Akzepte	127 765 880	30
Für Rechnung des Reichs oder der Reichsbank übernommene Verpflichtungen	250 950 301	70
Wohlfahrtseinrichtungen	7 904 842	15
Noch nicht abgehobene Gewinnanteile der früheren Jahre	787 326	—
Rückstellung für Talonsteuer	3 010 040	—
10% Gewinnanteil auf ℳ 310 000 000 Kommandit-Anteile	31 000 000	—
Gewinnbeteiligung des Aufsichtsrates	927 960	52
Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber, Direktoren, stellv. Direktoren, Prokuristen und Angestellten	5 954 420	30
Übertrag auf neue Rechnung	6 405 828	54
	9 076 093 030	02

unserer Londoner und Metzer Niederlassungen.

Rechnung 1919 *)

Haben	ℳ	₰
Vortrag aus 1918	305 744	67
Coupons	5 104 005	52
Verfallene Gewinnanteilscheine	—	—
Provision	24 375 446	35
Wechsel und Zinsen	81 043 257	17
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	6 000 000	—
Beteiligung bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.	8 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	3 837 161	71
	128 665 615	42

Erträgnis unserer Londoner und Metzer Niederlassungen.

Das Tage-Buch / Heft 31 Jahrg. 1 / Berlin, 14. August 1920

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

ZUR VORGESCHICHTE DER VIERZEHN PUNKTE

Präsident Wilsons vierzehn Punkte sind praktisch zwar tot; aber es ist trotzdem nicht ohne Interesse, aus einer jetzt erscheinenden amerikanischen Aktensammlung höchst ungeahnte Aufschlüsse über ihr Zustandekommen zu erhalten. Die Sammlung ist von der „League of Free Nation's Association" herausgegeben und trägt den Titel „Russisch-amerikanische Beziehungen". Was haben russisch-amerikanische Beziehungen mit den vierzehn Punkten zu tun? Das ist in der Tat eine etwas distrakte Geschichte. Die vierzehn Punkte sind bekanntlich in einer Botschaft niedergelegt, die Wilson am 8. Januar 1918 an den Kongreß richtete. Um diese Zeit schwebten in Europa die Brest-Litowsker Friedensverhandlungen. Die Bolschewiken, im November 1917 an die Regierung gelangt, hatten am 16. Dezember den Waffenstillstand unterzeichnet und am 23. Dezember zum endgültigen Vertragsabschluß sich mit den Deutschen zusammengesetzt. Für die Assoziierten handelte es sich darum, ein Deutschland im Osten entlastendes Resultat mit allen Mitteln zu hintertreiben. Zu diesem Zwecke befanden sich mannigfache Agenten in Petersburg und Moskau; einer der tüchtigsten aber war Edgar Sisson. Der Mann ist später durch antibolschewistische Propaganda bekannt geworden, namentlich durch die Herausgabe von Dokumenten, aus denen hervorgeht, daß eine sehr innige Verbindung zwischen Trotzki und Lenin einerseits und der kaiserlich deutschen Regierung andererseits bestand. Die Echtheit dieser Dokumente, durch die übrigens auch Herr Scheidemann einigermaßen belastet erscheint, ist von deutscher Seite niemals glaubhaft bestritten worden; sie haben darum ihren Zweck — Kompromittierung der Sowjetregierung — nach dem Willen ihres Herausgebers redlich erfüllt. Damals aber war Edgar Sisson noch nicht anti-, sondern pro-bolschewistisch, und nicht nur sein Auftrag, sondern auch sein Ehrgeiz gingen dahin, das bolschewistische Rußland der Entente zu erhalten. In dieser Absicht nun sandte er am 3. Januar 1918 — zwölf Tage nach Beginn der Brester Verhandlungen und zwei Monate vor ihrem Abschluß — aus Petrograd, wo er sich zumeist aufhielt, folgende Depesche nach Washington:

„Wenn Präsident Amerikas antiimperialistische Kriegsziele und demokratische Friedensabsichten neu darlegt, tausend Worte oder weniger, kurze, fast plakatmäßige Paragraphen, kurze Sätze,

kann ich sie in großen Mengen Deutschland einpumpen und russische Uebersetzung machtvoll in Armee und überall verwenden. Auszüge früherer Reden zwecklos."

Fünf Tage nach diesem Telegramm hielt Präsident Wilson seine Vierzehn-Punkte-Rede! Und wieder fünf Tage später depeschierte Sisson wie folgt:

„Präsidentenrede heute Morgen an Anschlagsäulen Petrograds plakatiert. Folgende drei Tage werden hunderttausend Exemplare gleicherweise verbreitet. Dreihunderttausend Handzettel werden während fünf Tagen hier verteilt. Entsprechende Verteilung in Moskau bis Wochenende. Y. M. C. A. (Young Men's Christian Association) versprach Million deutscher und Million russischer Exemplare an Front zu verbreiten. Andere Kanäle nach Deutschland werden geöffnet. Iswestja, offizielles Regierungsblatt, nahezu Millionenzirkulation in Rußland, brachte Rede in Volltext Samstag morgen, in Kommentar sie als ehrlich und hoffnungsvoll begrüßend. Viele andere Preßkommentare noch zynisch, doch ändern sie sich rapid, da Rede mächtig für sich selbst spricht. Deutsche Uebersetzung jetzt beim Drucker. Call's Leitartikel nützlich, auch Thompsons Interview. Wie war Kommentar Novy Mir, New-Yorks bolschewistischer Zeitung?"

Es ist fast unmöglich, angesichts dieser Dokumente an ein zufälliges Zusammentreffen von Wunsch und Erfüllung zu glauben. Was aber wäre zu folgern, wenn Wilson bei Abfassung jenes Weltprogramms tatsächlich nur einer plötzlichen taktisch-politischen Eingebung des Herrn Sisson gefolgt wäre? Mir scheint leider, etwas sehr Peinliches für uns Wilsongläubige von ehedem. Wir haben von dem Bilde, das wir uns vor Jahren machten, schon sehr erhebliche Abstriche machen müssen, doch schien uns der Mann trotz aller erwiesenen objektiven Impotenz subjektiv doch immer noch ehrlich. Die Dokumente, die hier veröffentlicht werden, scheinen aber anzudeuten, daß auch so weitausholende programmatische Aeußerungen wie die vierzehn Punkte kein idealistisches Glaubensbekenntnis, sondern ein opportunistisches Kriegsmittel Wilsons waren. Absoluter Beweis dafür sind sie, was betont sei, allerdings nicht. Aber sie sind ein Indizium, das dem Historiker, der mit reicherem Material als dem heute verfügbaren an die Geschichtsschreibung des großen Krieges gehen wird, vielleicht ausschlaggebend erscheinen mag.

Uebrigens darf bemerkt werden, daß dem Schreiber dieser Zeilen, der zu jener Zeit an der Ostfront stand, niemals einer der Propagandaabdrucke der Rede zur Hand kam, die an der deutschen Front millionenfach verbreitet worden sein sollen. Auch von keiner anderen Seite wurde ihm dergleichen je erwähnt. Die ersten Propa-

gandaexemplare der vierzehn Punkte sah ich Mitte des Jahres an der Westfront; aber ich habe den sicheren Eindruck, daß die dem deutschen Durchschnittssoldaten natürlich schon längst, wenn auch nur dem Namen nach geläufige Kundgebung ohne jedes tiefere Interesse beiseitegeworfen wurde. Wer informiert sein wollte, wußte längst Bescheid; der Stumpfe stand auch Flugblättern stumpf gegenüber. Für die Dolchstoß-Theorie ist auch aus diesen Telegrammen nichts zu beweisen.

Dr. E. HURWITZ

DER KAMPF UM DIE NATIONALISIERUNG DER BERGWERKE IN ENGLAND

Es ist nun kein Zweifel mehr darüber möglich, daß es den Bergwerksarbeitern mit der Nationalisierung bitter ernst ist und daß der politische Kampf über diese Frage in England vor den Toren steht. In seiner letzten, Ende Januar erlassenen Proklamation kündigt das Agitationskomitee der Bergarbeiter die Absicht an, die ganze Frage gleich nach Wiedereröffnung des Parlaments aufs Tapet zu bringen, eröffnet aber gleichzeitig, für den Fall des Scheiterns auf parlamentarischem Wege, schon jetzt eine „Erziehungskampagne" und ruft die Arbeiter namentlich zur Vergrößerung des Wochenbeitrags angesichts der Möglichkeit eines Generalstreiks auf.

Gegenüber dieser entschiedenen und drohenden Haltung der Arbeiter bewegt sich die Regierung in Bahnen ziemlich schwächlicher Kompromisse. In der Ablehnung der Nationalisierung gehen zwar sowohl Lloyd George als Bonar Law mit großer Emphase vor; ihre positiven Lösungen laufen aber lediglich auf Vorschläge verschiedener Arten von Gewinnbeteiligung der Arbeiter hinaus, und das lehnen die Bergleute nun wieder glatt ab.

Der Glaube an die traditionelle Kompromißwirtschaft und den Opportunismus der englischen Arbeiter scheint im vorliegenden Falle auch in der englischen Allgemeinheit geschwunden zu sein. So steht man angesichts der radikalen Haltung der Bergarbeiter vor der Alternative, entweder das Parlament aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben, um auf diese Weise den Volkswillen in dieser Frage zu erfahren, oder aber eine spezielle Volksabstimmung über die Nationalisierung zu veranstalten. Die erstere Lösung droht aber den ganzen politischen Boden zu sehr aufzuwühlen — eine für die heutige Regierung nicht gerade angenehme Perspektive —, und so gewinnt die zweite Möglichkeit — das Referendum — immer mehr Aussichten. Gewiß besitzt die ganze Institution des Referen-

dums in der Verfassung Englands (im Gegensatz zu der der Vereinigten Staaten) keine Grundlage. Indessen, praktisch wie man in England ist, will man sich durch juristische Bedenken nicht von der Ergreifung dieser Maßnahme abhalten lassen.

Allerdings herrscht innerhalb des Ministerkabinetts selbst zurzeit noch keine Harmonie in dieser Frage. Während z. B. Balfour von jeher Anhänger des Referendumgedankens war, ist Lloyd George vor dieser Maßnahme doch etwas bange. Aus finanziellen Gründen, sagt er; denn er schätzt die Zahl abstimmungsberechtigter Männer und Frauen auf 20 Millionen und die Kosten der Abstimmung auf 2 Millionen Pfund. Die Arbeiterführer indes verwerfen ja vollends das Referendum, da sie befürchten, daß die Regierung durch geschickte Fragestellung (z. B. ob das Volk einen Zuwachs an Bürokratie wünscht) es zuungunsten der Nationalisierung ausspielen kann.

Wodurch erklärt sich nun aber die ungewöhnliche Haltung der englischen Arbeiterschaft? Auch hier ist der Krieg der Vater der Dinge. Die Führer der englischen Arbeiter sind durch den Vergleich der Lohnsteigerung mit dem Steigen der Teuerung zur Ueberzeugung gelangt, daß nicht etwa, wie allgemein und allerwärts angenommen wird, diese in jener (oder umgekehrt) ihre Ursache hat, sondern beides miteinander nichts zu tun hat. So sind vor allem Woll- und Baumwollwaren um 100 bis 200 Prozent im Preise gestiegen, was offenbar in keinerlei Verhältnis zum Steigen der Arbeitslöhne in diesen Branchen steht. Und ebenso verhält es sich mit den anderen Zweigen der Volkswirtschaft und anderen Gegenständen des täglichen Bedarfs. Die Bergarbeiter vermögen daher nicht mehr dem „gewöhnlichen Optimismus" Lloyd Georges zu glauben, der ja vor einiger Zeit versicherte, die Preise werden sinken. Würde dieser Optimismus recht behalten, so würde sich ein Arbeiter z. B. einen Anzug für etwa 4 Pfund kaufen können, während er jetzt dafür 8 bis 9 Pfund geben muß.

Auf der anderen Seite hat gerade die Bergwerkindustrie durch den Export von Kohlen ungeheure Gewinnste eingeheimst. Der Präsident des Bergarbeiterverbandes, Robert Smillie, schätzt diesen Gewinn nur für die letzte Hälfte des verflossenen Jahres auf 50 bis 60 Millionen Pfund. Und da drängte sich den Führern der Bergarbeiter unwillkürlich die Forderung auf, diesen Mehrwert müsse der Staat zur Linderung der Lebensteuerung anwenden. Denn das britische werktätige Volk, erklärt Smillie ausdrücklich, befindet sich heutzutage in einer schlechteren Lage als 1914. In welcher Weise der Staat zur Erfüllung dieser Forderung verfahren soll, das setzen weder Smillie noch andere seiner Gesinnungsgenossen (wie z. B. Frank

Hodges, Sekretär des Bergarbeiterverbandes) auseinander. Indessen liegt hier freilich nicht die Hauptschwierigkeit des Problems. Der Staat könnte „Teuerungszulagen" gewähren oder — was wohl zweckmäßiger wäre — verschiedene Waren erster Notwendigkeit aufkaufen und an die Bevölkerung zu mäßigen Preisen verkaufen. Jedenfalls muß man aber den Bergarbeitern recht geben, wenn sie betonen, daß sie bei der Forderung der Nationalisierung der Bergwerke nicht von Eigensucht, sondern nur vom Interesse der Allgemeinheit geleitet werden, mögen auch z. B. die „Times" über die „unselfish miners" spotten. Denn der Weg vom eigenen Interesse zum allgemeinen liegt gerade durch die Erkenntnis nahe, daß keine Lohnerhöhung das Uebel an der Wurzel packt, sondern dieses Uebel in der Gewinnstgier eines Teils der Produzenten allgemein notwendiger Gegenstände liegt.

Die Hauptschwierigkeit bei der Entwicklung der Nationalisierung der Bergwerke besteht aber nicht nur in den Widerstand der Bergwerkseigentümer, sondern ebensosehr in der Regierung. Lloyd George verlangt zuletzt von den Arbeiterführern einen kurzen Aufschub, um die von ihnen angeführten Zahlen zu prüfen. Letztens verlautete es aber in der Presse, daß er auch nach dieser Prüfung bei seiner Ablehnung der Nationalisierung verharrt. Aber auch z. B. Lloyd Georges Gegner Asquith lehnte die Nationalisierung in einer Wahlrede in Paisley ab. Asquith hat vielmehr geradezu als einen Punkt seines Wahlprogrammes die Forderung aufgestellt: die Hoheitsrechte an den Bergwerken muß zwar der Staat erwerben, im übrigen aber die privatwirtschaftliche Ausbeute bleiben, und nur in die Kontrolle der Produktion und des Betriebes sollen sich Staat, Unternehmer und Arbeiter teilen. Der Grund zu dieser Forderung liegt in dem Liberalismus Asquiths, der ihn, wie er ausdrücklich selbst erklärte, von der Nationalisierung eine „Bürokratisierung" und schließlich auch einen materiellen Rückgang der Produktion selbst befürchten läßt. Es ist nun bezeichnend, daß die Reaktion der Arbeiterführer gegen diese Stellungnahme Asquiths noch heftiger war als gegen Lloyd George: es ist eine alte Erfahrung, daß die Arbeiterschaft stets erbitterter ist gegen ihre liberalen Gegner, die ihr ja näher stehen, als gegen die Konservativen (oder in diesem Falle, sagen wir, „Freikonservativen"). So erwiderte Hodges an die Adresse Asquiths, daß etwa die „Bürokratisierung" der Post doch die Leistungsfähigkeit dieser Behörde nicht beeinträchtigt hat und daß er daher durch die „Kühnheit" (temerity) des General-Postmeisters Lord Gainford verwundert ist, der, gleich Asquith, einen Niedergang der Leistungen der Bergwerksindustrie durch die Nationalisierung behauptet.

Durch diese Nationalisierung werden von der britischen Bildfläche 1500 Kohlenkompagnien und 4000 Inhaber von Hoheitsrechten verschwinden. Statt ihrer soll nach den Plänen von Smillie die Kontrolle der nationalen Produktion durch den Staat und das Volk erfolgen, das in jeder sozialen Klasse durch gleiche Zahl von Vertretern repräsentiert würde.

Eben die Ueberzeugung, daß die Kohlenindustrie eine nationale und für England grundlegende Industrie (basic industry) ist, bildet die Haupttriebfeder des Nationalisierungsverlangens. Der ganze Kampf aber bietet uns das spannende Schauspiel einer bis dahin opportunistischen Arbeiterschaft, die, eben aus ihrem Realismus heraus, zur Aufstellung der Forderung einer bahnbrechenden Neuerung gekommen ist.

ALFONS PAQUET

RUSSLAND HEUTE

Wir bekommen allmählich jene einführende und leicht zugängliche Literatur über Rußland, die wir in Deutschland dringend brauchen. Mit dem bloßen Weißwaschen oder Schwarzmalen geht es längst nicht mehr; Bewunderung vor Rußland, wenn sie summarisch ist, ist ebensowenig Bewunderung, wie der panische Abscheu derer zu rechtfertigen ist, die Rußland nur seiner Fremdartigkeit wegen verabscheuen. Wir wollen Farbe sehen und Atmosphäre; deshalb reisen wir; und die nicht reisen können, verlangen Farbe und Atmosphäre aus Büchern.

Dr. Karl Nötzel hat jetzt die wichtigen Untersuchungen von N. J. Danilowsky über die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen und germanisch-romanischen Welt übersetzt und mit unwesentlichen Kürzungen herausgegeben. Auf dieses beträchtliche Werk, das den Titel „Rußland und Europa" trägt, das stärkste Selbstbekenntnis des Panslawismus, wird noch ausführlich zurückzukommen sein; es ist bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen. Im Furche-Verlag hat Nötzel gleichzeitig ein lesenswertes Schriftchen „Der russische und der deutsche Geist" herausgegeben, eine in ihrer Kürze recht geglückte Skizze über die Bedingtheiten und den Ausgleich des deutschen und des russischen Gedankens, und über das Wesen der künstlerischen Gestaltung in beiden Völkern. Ich finde allerdings an dieser Schrift ein allzu ausschließliches Fußen auf der historischen und literarischhistorischen Methode, so reife und feine Sätze sich auch daraus ergeben; der hier beschrittene Weg der Kulturforschung ist mir nicht weit genug fortgesetzt, bis in die entscheidenden Bedingtheiten des Bodens, der Bodenbewirtschaftung und Besiedelung; erst hier würde

im Vergleich das Endgültige aufstoßen. Das heißt, wenn Nötzel die eigentümliche Psyche des Russen zu einem so wesentlichen Teil aus den schweren Volksschicksalen erklärt, so liegt doch auch irgendwo auf dem russischen Boden die Erklärung für diese Volksschicksale. Und es ist, auch wenn Nötzel das vollständig übersieht, kein Zufall, daß die Psyche des Russen, wie er sie zutreffend schildert, so sehr verwandt ist mit der Psyche des Proletariers überhaupt. Die Behauptung dieser Verwandtschaft mag ja ihre Einschränkungen erfordern, aber sie könnte doch zu einer Erklärung der Tatsache überleiten, daß gerade die am wenigsten im Bürgerlichen sich erschöpfenden Menschen der westlichen Welt, vor allem der Typus des Künstlers und der des Proletariers, so besonders stark von dem russischen Denken angezogen werden und durchaus manches von jener restlosen Gewissenhaftigkeit auch im Gedankendasein vermissen lassen, die Nötzel als ein wesentliches Teil des deutschen Geistes anspricht.

Unter den vielen modernen und älteren russischen Romanen und Erzählungen, die gegenwärtig in deutschen Verlagen erscheinen, sind besonders die im „Neuen Merkur" in München herausgegebenen Satiren des Michael Ssaltikow-Stschedrin zu begrüßen. Merkwürdig, diese Satiren sind im heutigen Deutschland so aktuell wie in Rußland vor sechzig Jahren. Ssaltikow hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt; er war schon damals einer der klarsten Verneiner der alten Gesellschaft; seine Skizzen aus dem russischen Leben und seine Darstellungen des westlichen Bourgeois bedürfen noch immer keiner historischen Einleitung. Es erscheint sehr verständlich, daß die Bolschewiki diesem alten schreibenden Staatsrat sofort eines ihrer neuen Denkmäler in Moskau errichtet haben.

Aber alle diese Dinge erscheinen in den ungeheuren Spannungen des jetzigen Augenblicks als ein wenig literarisch und peripherisch. Wir brauchen im Augenblick nichts so sehr als vollkommene Klarheit über das Rußland von heute, das Rußland des jetzigen Polenkrieges. Dieses Rußland wird im Westen viel mehr als nötig zu einem Rätsel aufgebauscht, und es ist doch nichts als ein gewaltiger und eindeutiger Werdevorgang. Vor dem jetzigen Rußland muß ja endlich eines Tages der mit abschreckenden Fratzen bemalte Vorhang der bekannten Kulturliga in zwei Stücke zerreißen. Den Anfang zu diesem Ereignis sehen wir in dem schnell geschriebenen kleinen Buch „Moskau 1920" von Dr. Alfons Goldschmidt (erschienen im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin). Goldschmidt hat mit einer Delegation das heutige Sowjetrußland vor einigen Monaten oder Wochen bereist. Es war allerdings wohl nur Moskau, was er sah. Aber dieses Moskau hat er in allen seinen Farbigkeiten, in allen seinen Gedanken-

regungen, Herzbewegungen und stillen Arbeiten sehr aufmerksam betrachtet. Was dieses kleine Buch mit einer außerordentlichen, fast stechenden Präzision schildert, das ist wirklich das Moskau von heute vormittag und heute nachmittag.

Es ist wohl schon genügend bedauert worden, daß es nicht auch anderen volkswirtschaftlich geschulten Beschauern, die Anhänger eines gemäßigteren Gedankens als des Gedankens der Räte sind, ermöglicht wurde, in diesem Frühjahr Rußland zu bereisen. Kommissionen sattelten in diesem Frühjahr in Berlin ihre Pferde, aber es kamen Komplikationen, und sie ritten nicht ab. Daß Goldschmidt, der zu diesen Kommissionen nicht gehörte, im April reisen konnte, das sagt indessen nichts gegen Goldschmidt. Die Reise dauerte nicht lange. Ihr Ergebnis wird wohl bald in einem Buch über die Wirtschaftsorganisation in Sowjetrußland vorliegen, und über dieses Ergebnis wird dann von den Fachleuten geurteilt werden. Dem aber geht dieses kleine Buch voraus, das aus lauter Kapitelchen, Impressionen, Notizen, Anekdoten, literarischen Bleistiftporträts besteht. Sein Stil ist jener eigentümliche kesse Berlinerstil, der ein Gemisch ist aus Temperament und Belesenheit, agressivem Witz und vollkommenem Bei-der-Sache-sein. Ich weiß nicht, ob der Verfasser jemals früher in Rußland gewesen ist; jedenfalls sieht er Rußland ohne Erschrecken und ohne Gefühlsumwege mitten in sein noch immer breites, noch immer lächelndes, noch immer unerschöpflich menschliches Gesicht. Viele Deutsche oder überhaupt Westländer, die Rußland zum erstenmal erleben, erleben es in einer Art von panischem Fieber; sie sind im Anfang für alles feinere Beobachten fast unbrauchbar; so ging es mir, als ich das erstemal durch Sibirien reiste. Von dieser Benommenheit ist bei Goldschmidt gar nichts zu merken. Nur deshalb wohl kann er bei allem intellektuellen Temperament so kalt seine Beobachtungen einzeichnen. Es sind keine Visionen, aber ausgezeichnete Journalismen.

Es hätte wenig Zweck, eine Inhaltsangabe des Buches zu geben, man liest es ja beinahe ebenso rasch. Es gibt Schilderungen von Reise- und Grenzverhältnissen, Miniaturen bekannter, wichtiger und mittelbarer Persönlichkeiten; wir hören Gegenständliches, wenn auch nicht Erschöpfendes über den Obersten Volkswirtschaftsrat, über den jetzigen Stand und die geradezu amerikanischen Entwickelungsaussichten der russischen Industrien, besonders der Metallindustrien und der Textilindustrie, aber auch über Theater, Kirchen, Eisenbahnen, Verpflegung, Rubel, Banken, ferner über den deutschen Arbeiter- und Soldatenrat und über das Sekretariat der Dritten Internationale in dem Hause Djeneshnij 5, wo einst die diplomatische Mission des Grafen Mirbach endete. Goldschmidt ist von Hause aus Finanz-

schriftsteller, er hat an Unternehmerorganisationen immer eine scharfe Kritik geübt. Wer auf diesen Gebieten nicht sehr beschlagen ist, wagt sich mit Kritik an das technische Tabu der Großbanken, die ja bei uns, wie man alltäglich sieht, in Tempeln wohnen, und nun besonders an das Problem der Sozialisierung auf diesem Gebiet gar nicht erst heran. Es war für mich äußerst interessant zu lesen, was nun Dr. Goldschmidt sagt, wie er in Moskau den Staub auf den Spiegelscheiben der berühmten neuen, heute schon etwas alten Großbankgebäude erblickt. Ich sage nichts über diese Stelle, sie findet sich, wo von der Verrechnungszentrale der Textilverwaltung die Rede ist. Ich finde diese Stelle von einer vollkommenen Deutlichkeit.

Im übrigen ist in dem kleinen Buch schon vorweg von allem die Rede, was heute in Deutschland mit besonderem Eifer und mit großem Aufgebot an Tendenz umstritten wird; von den Preisen in Rußland, vom Problem der inneren Währung und von den Möglichkeiten eines geordneten Außenhandels, vom Problem des Aufbaues, der Landesverteidigung und der Arbeit. Das Kapitel der Arbeit ist für Rußland das schwierigste. Das leugnet kein vernünftiger Mensch. Gorki hat vollkommen Recht mit seinem zornigen Tadel; immerhin tadelt er aus Liebe zu Rußland und nicht wie ein Weißgardist. Die Russen sprechen aus, daß sich ihre Arbeit sozusagen germanisieren muß. Die Wirtschaftsführer sagen offen, daß deutsche Arbeit für Rußland Gold ist. Der Deutsche Rat in Moskau gibt manches gute Beispiel, aber er ist leider noch keine Gesandtschaft.

Ein solches Buch genügt für heute. Mag die polnische Churchilliade inzwischen weitergehn!

CARL LUDWIG SCHLEICH

UNTER BERNHARD VON LANGENBECK IN DER ZIEGELSTRASSE

Das Physikum in Greifswald war also endlich wider Erwarten und unter sichtlichem Beistand der Götter erledigt und der Triumph über alle mich schon völlig verloren gebenden, unter mir und meinem Lebensübermut überaus schwer leidenden lieben Verwandten in vollen Zügen genossen. Die schönsten Hoffnungen lösten sich in ein odembeklemmendes „also doch" auf. Ich ging nach Berlin Anfang 1882, das ich seitdem nur für kurze Pausen verlassen habe. Einer der ersten Bekannten, denen ich begegnete, war Hermann Bindemann, mein Schulkamerad aus Stralsund, der schon ein Semester früher Kandidat der Medizin geworden war als ich. Meine Frage nach seinem Vorhaben beantwortete er in seiner drolligen Vorpommern-

manier: „Je, dat sall woll sin! Wi warden alle grote Deerts (Tiere). Wi sünd bi von Langenbecken in de Gardeklinik." Dann meinte er gönnerhaft, er wolle mit „Sonnenburgen" sprechen, es sei eine Unterassistentenstelle frei, wenn ich Lust habe, wolle er mich dort gern anbringen. Das war nun ein großes Glück für mich. Der Eintritt bei von Langenbeck war der Beginn eines von dem gewöhnlichen Lehrgang der Medizinkandidaten in ihren klinischen Semestern völlig abweichenden Studienweges. Ich habe von 1882 ab bis 87 eigentlich nur „famuliert", das heißt, ich war als Koassistent an den verschiedensten Instituten angestellt und war als solcher, ohne andere Collegia zu hören, bei v. Langenbeck, Bergmann, Senator, Virchow, Ohlshausen. Nur bei Helferich später in Greifswald blieb ich als wirklicher Assistent. Diese frühzeitige Berührung des jungen Klinikers ausschließlich mit der speziellsten Praxis unter weltberühmten Meistern ohne nennenswerte Vorbereitung — man springt eben unter Aufsicht einfach in ein tiefes Wasser, um Schwimmen zu lernen — ist in England Brauch und hat ihr Gutes. Die Theorie und die Fundamentierung des Wissens kommt dort nach einem vorbereitenden Gehilfendienst bei Praktikern der Medizin. Beispielsweise las ich erst Virchows Zellularpathologie, nachdem ich schon anderthalb Jahre praktisch seziert und mikroskopiert hatte: man macht eben alles den Besten zunächst einmal nach und läßt sich von ihnen brockenweise und ohne System unterweisen. Später füllt die Theorie und das Buchstudium die Lücken. Das hat jenen großen Vorzug für das Studium der Medizin, daß man alles zur Information Gelesene mit schon erlebten Anschauungsbildern belegen kann. Der umgekehrte Weg ist bedenklicher. Bei dem Schauen der Krankheitsformen nach vorangegangener buch- oder kollegiengemäßer Unterweisung soll man sich des abstrakt Vorgetragenen gegebenenfalls erinnern, was eine durchaus schwierigere Gedächtnistätigkeit erfordert, als wenn bei systematischen Erörterungen die Erinnerung sich ständig auf Erlebnisse stützen kann, die gewöhnlich wegen ihrer Erstmaligkeit in den jungen Gehirnen sehr fest haften. Ich wäre durchaus für eine Reform des Medizinstudiums in diesem Sinne: statt Kollegienhören und Bänkedrücken gleich kopfüber in eine Stätte der Arbeitspflichten, die, wenn sie auch anfangs subaltern ist, doch das Wesentlichste im Arzt vorbereiten hilft: gut beobachten und wissenschaftlich richtige Fragen stellen.

Also ich trat bei von Langenbeck in die Chirurgische Klinik in der Ziegelstraße ein und wurde Themistokles Gluck und von Sonnenburg zunächst für die überaus besuchte Poliklinik attachiert. Hier gerierte sich Bindemann als völlig überlegenen Kollegen, trotzdem er auch gerade erst die Pommernnase in eine chirurgische Werkstatt

gesteckt hatte. So erinnere ich mich genau, daß er bei einer Herzuntersuchung das Hörrohr umgekehrt gegen die Herzspitze richtete. Da ich bei meinem Vater dies verlängerte Ohr des Arztes oft im Gebrauch gesehen hatte, wagte ich kleinmütig ihn zu fragen, ob er den Spieß nicht umkehren wolle, worauf mit verlegen-überlegener Miene folgte: „Wir (diese Kühnheit) machen das hier auch so!" Ich selbst freilich klopfte bei erster Gelegenheit den Hammer gegen den nackten Brustkorb immer die Rippen entlang. Wie oft haben wir uns mit diesen unseren Gesellen-Entgleisungen gegenseitig geneckt. Bindemann pflegte dann zu sagen: „Wir waren eben damals noch das, was die Juristen Referendar-Lehrlinge nennen!" Gluck, der jetzt hochberühmte Chirurg, der Begründer der jetzt so modernen Ueberpflanzungstechnik von Fremdgeweben in einen defekten Organteil, der ebenso bitter unter seinem genialen Weitblick zu leiden hatte, wie alle die Bahnbrecher unter den Gelehrten und Künstlern, nahm sich unserer beider sehr herzlich an, und ich danke dem allzeit mir wohlgesinnten Meister viele mein ganzes Leben haftende Winke für Beruf und Leben. Gluck war äußerst humorvoll, eine „schuldlose" Burgundernase zierte das korpsstudentlich durchnarbte Gesicht, aus dem ein paar überaus freundlich-listige Augen leuchteten, deren gutmütig-überlegener Blick auch nicht einen Moment vor Groll aufblitzte, wenn später die Bergmannsche Schule gegen den ehemaligen Langenbeckschüler (Autoritäten und Schulen — schwere Ketten des Fortschritts überall!) die heftigsten Attacken auf berühmt gewordenen Chirurgenkongreßtagungen ritt. Gluck war ein Rumäne und hatte schon im türkisch - rumänischen Krieg reiche Erfahrungen gesammelt. Gegen ihn war Sonnenburg, der sehr gewählt ss - sprechende Hannoveraner, von würdevollem Ss - tolz und ss - teifleinener Ss - tatur. Er ging sehr selbstbewußt hintenüber gelehnt mit vorgebeugtem Bäuchlein, wie der stolzierende, geheimrätliche Hahn auf Großvaters Gutshof. Wir boshaften Famuli nannten ihn (ich fürchte auf meinen Vorschlag) Helios mit der Arroganz-Lordose (das ist die Verbiegung der Brustwirbelsäule nach vorn). Kollege Hoek dagegen, eine völlig mysteriöse Persönlichkeit, von dem noch die Rede sein sollte, besaß eine Demut-Kyphose (vulgo einen veritablen Rückenfehler, der weder ihn noch Emanuel Kant, noch Moses Mendelssohn gehindert hat, Philosophen von höherem und geradem Sinne zu werden). Der später durch seine Blinddarmtherapie so hochberühmte Chef des Berliner Moabiter Krankenhauses, ehren- und ordenübersät, von dem blinddarmoperiert zu sein eine Weile in Berlin und Umgegend Stilangelegenheit und Modesache war, leitete die Poliklinik und hat uns mit seiner meisterhaften Diagnostik schnell gefördert.

Eines Tages kam die erste Berührung mit Langenbeck. Ich augenspiegelte gerade eine Krankenschwester, die die augenärztliche Meisterschaft meines Vaters natürlich für unbedingt vererbt ansah, Langenbeck kam darüber hinzu und erzählte mir, als er meine Ungeübtheit mit einem Blicke erkannte, folgende wahre Geschichte:

Der alte Jüngken, der Chirurg an der Charité vor von Bardeleben, wollte absolut nichts vom Genie Albrecht v. Graefes und seiner hohlen Augenspiegelei wissen, hatte es auch nie der Mühe für wert gehalten — wie Sie, sagte er mit der ihm eigenen charmanten Verneigungsgeste, sich in dieser Sache zu üben. Endlich aber der Gewalt der Tatsachen sich beugend, ging er doch den Kanossaweg in Graefes Privatklinik. Graefe führte ihn zu einer Patientin, reichte ihm den Spiegel und Linse, gab ihm das Reflektorband mit durchbohrtem Hohlspiegel. O weh, statt in das Pupillenloch flog der Lichtschein launisch immer an der Wand, über Ofen und Türrahmen immer hin und her, auf und ab, wie der unsichere Schein einer Diebslaterne, während Jüngken mit zugekniffenen Augen emphatisch hervorknirschte: „Is ja reizend, o wie reizend!" Graefe aber hielt sich im Rücken des alten erbitterten Feindes die Seiten vor geheimem Lachen. Obwohl ich die Geschichte schon von meinem Vater kannte, der sie miterlebt hatte und sie höchst humoristisch vortrug, interessierte es mich ungemein, die beiden Stile zu vergleichen, mit welchen diese beiden Verehrten sie vortrugen. Langenbeck, der zierliche Aristokrat, gab die Anekdote mit ungemein graziöser Ironie, mein Vater brachte mehr die burleske Komik zur Geltung. Dann setzte sich der hochberühmte Meister vor mich hin und unterwies mich mit rührender Geduld und größter Höflichkeit. Bindemann meinte nachher: „Dat is en wahrhaft feiner Mann, er spreekt mit unserein as wär'n wi'n Graf!" Ja, so war es: er war der ritterlichste Aristokrat, den ich je gesehen. Wie der leicht schwebende Gang dieses kleinen Mannes mit dem schon weißen, vollen und strähnigen Lockenhaar, mit der für das fein geschnittene Gesicht fast zu hoch ausladenden Stirn, der scharfen Geiernase, dem König-Wilhelm-Backenbart mit ausrasiertem Kinn und vor allem diese weiten blauen Königsaugen, die er beim Operieren schon mit dem großen goldenen Kneifer bewaffnen mußte, wie sein vornehm-rhythmischer Gang, so war sein ganzes Wesen voller ausnehmend eindringlicher und stiller Freundlichkeit zu dem Geringsten unter uns. Konnten wir Famuli, auf den Gängen der Klinik ihm begegnend, doch nicht früh genug unsere Verbeugung im Vorübergehen anbringen, er kam uns beinahe immer zuvor mit seiner Morgengruß-Verneigung. Das habe ich einmal später einem meiner Chefs zornig entgegengehalten, der, ein grober Klotz, in uns Assistenten nichts sah als aseptische Knechte.

Als ich v. Langenbeck zum erstenmal in seiner technisch unübertroffenen Vollendung operieren sah — er ist der eleganteste Chirurg aller Zeiten geblieben, er war der Vater der ganzen plastischen Chirurgie, zahllose der künstlerischsten Schnittführungen und Wundadaptionen, so z. B. die kniff lichen Wolfsrachen-Hasenschartenoperationsmethoden stammen von ihm —, fühlte ich wieder einmal meinen Entschluß, Arzt zu bleiben, wanken. Es war eine sehr blutige Exstirpation beider Leistendrüsen. Ich stieß innerliche Stoßgebete aus und dachte bebend in mir: „Das lernst du nie!" Aber die Sache selbst fesselte mich schneller als damals in Zürich die Anatomie, auch war mir ja Bindemanns Onkel - Bräsig - Humor immer zur Seite, dessen Kritik der Chirurgie lautete: Carlchen, Swin slachten is noch schlimmer!

v. Langenbeck unterwies uns Jüngere sehr freundlich bei jeder Gelegenheit, die ersten Technicismen der Narkose zeigte er mir persönlich, und ich wurde durch ihn allmählich der Chloroform-Spezialist der Klinik. Er war sehr ängstlich mit der Narkose und sagte einmal: Jede Narkose ist so, als hielte man jemand bei der Kehle eine Zeitlang aus einem Zimmer im vierten Stock! Vielleicht danke ich ihm den Ernst, mit welchem ich später der schematisierten Narkose zu Leibe ging. Große Freude machte es ihm, uns an den allerdings bruchsicheren Kiefern der Grenadier-Kasernen-Mitglieder von da drüben neben der Ziegelstraße das Zahnziehen beizubringen. Er selbst zog mit einer sonderbaren Laune aller Chirurgen mit Vorliebe Zähne, und ich erinnere mich noch seines erstaunten Lächelns, als ich meinen ersten Backzahn glücklich herausbeförderte. Langenbeck besah ihn aufmerksam und sagte: „Oh, das ist der falsche." Nahm den ganz gesunden elefantoiden Backenambos und pflanzte ihn zurück in seine Kiefernheimat. Diese Manipulation, deren Sinn er mir sofort auseinandersetzte — die gütige Mutter Natur repariert auch solche kleinen Irrtümer! Der heile wieder ein! —, verblüffte mich noch mehr als mein Vergreifen an dem allerdings statuenhaft stillhaltenden Opferlamm.

Bernhard v. Langenbeck täglich operieren zu sehen, ihn ab und zu auf der Privatpraxis zu Handreichungen begleiten zu dürfen, waren Stunden höchster Spannung, und ich war mir allzeit bewußt, welche Gunst mir der Himmel und Bindemann gewährte, indem sie uns in die Nähe dieses wahrhaft großen und bedeutenden Mannes führten. Sein Bildnis, das ich besitze, ist geziert mit einer Widmung von seiner Hand: B. v. L. seinem letzten Famulus C. L. S.; denn mit dem jetzigen Generalarzt Keitel, einem Neffen Langenbecks, war ich 1882 sein letzter Koassistent und wurde von seinem Nachfolger Ernst v. Bergmann übernommen.

Von der Schnelligkeit, mit welcher v. Langenbeck operierte, macht man sich keinen Begriff. Er selbst erzählte davon eine bezeichnende Anekdote. Bekanntlich habe er verschiedene Amputationsschnitte ersonnen, um möglichst schnell zu operieren, was für die frühere Zeit der Wundsepsis-Infektion von großer Wichtigkeit war, da die Dauer einer Operation natürlich die Gefahr der Infektion steigere. Zumal in früheren Zeiten, als es noch kein Chloroform gab, schnell operieren auch identisch mit Schmerzen sparen gewesen sei. Aus diesem humanen Gesichtspunkt heraus habe Dr. Larey, Napoleons Leibarzt und Feldchirurg, es fertig gebracht, eine Exartikulation des ganzen Beines in der Hüfte in 5½ Minuten mit allen Unterbindungen und Nähten inkl. Verband zu vollziehen. Im gleichen Bestreben operiere auch er sehr schnell, um Gefahren auszuweichen. Da sei einmal ein Chirurg extra aus Amerika zu ihm herübergekommen, um seinen neuen Zirkelschnitt persönlich mitanzusehen. Aber der Unglückliche sei ein leidenschaftlicher Tabakschnupfer gewesen. „Da stand er," sagte v. Langenbeck, auf einen bestimmten Platz im Operationssaal der Ziegelstraße hinweisend, den ich noch heute nicht betreten kann bei Besuchen seines zweiten Thronerben, unseres prachtvollen August v. Bier, ohne dieser Geschichte zu gedenken. „Da stand er, und als ich mich anschickte, blitzschnell mit dem Messer das Bein zu umkreisen, hatte er sich zu einem Prischen beiseite und umgewandt, das Nastuch gezogen, und als er sich, um zu schauen, zu mir zurückwandte — war das Bein schon herunter, und eine Amerikareise verniest, was den Doktor arg verschnupfte."

Einmal war eine interessante Sektion einer Schädelverletzung auszuführen, zu der der pathologische Anatom des Friedrichshains, Carl Friedländer, und Oscar Israel, Virchows Assistent, übrigens auch ein Stralsunder Kind, zitiert wurden. Die bildschöne Herrenreiterin Carola Renz war abends im Zirkus gestürzt, hatte sich einen Schädelbruch zugezogen, wurde sterbend in unsere Klinik gebracht. Es war die erste wissenschaftliche Obduktion, welche ich miterlebte, und mich durchzuckte es mit Grauen, als ich das scharfe Neugiermesser Friedländers sich in diesen griechisch-schönen Frauenleib senken sah. Immer wieder mußte ich bei solchen Gelegenheiten ruckweise mein ganzes Empfinden von der Unverletzlichkeit eines edlen Menschenleibes zugleich mit allen ästhetischen Betrachtungen gleichsam mit harter Hand wie an einem Kabel bei mir abstellen, um nicht ohnmächtig umzufallen, wie das bei Sektionen ja gar nicht so selten ist (Staatsanwälte, Protokollanten, Zeugen habe ich später oft dabei vornübersinken sehen). Als nun dieses schöne Haupt geöffnet werden sollte, stellte es sich heraus, daß kein Wärter vorhanden oder

mitgebracht war, welcher der schweren und ständig geübt sein wollenden Arbeit des Rund-herum-Aufsägens des Schädels gewachsen gewesen wäre. Also mußte Friedländer, der gelehrte, selbst heran. Es mißlang die schwierige Technik gänzlich. Auch Israel blamierte sich, was bei beiden nicht wundernehmen konnte, man muß entweder sehr geschickt sein oder es täglich ausüben. v. Langenbeck war kribblig geworden, schüttelte das Haupt und sagte dann freundlich: „Aber meine Herren Anatomen! Von der Pike dienen! Von der Pike an! Dann erlauben Sie mir wohl einmal." Nahm die Bogensäge, und mit ungemeiner Akkuratesse und einer technischen Meisterschaft hob er die durchsägte Schädeldecke von der durchbluteten Hirnhaut ab.

Ich mag diese kurze Erinnerung an den großen Bernhard von Langenbeck nicht beschließen, ohne einer Episode zu gedenken, die mir einen unendlich nachhaltigen und tiefen Eindruck für meine ganze Stellung zur Medizin hinterlassen hat. Langenbeck hatte am Vormittag eine von ihm ersonnene Methode zur Resektion der Speiseröhre und des Schlundes zum dritten Male an einem Unglücklichen ausgeführt. Diese Schnitt- und Nahtführung ist heute noch subtil. Die Methode erfordert das volle Geschick eines Meisters. Der Fall sollte ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Medizin werden, so hoffte der Beherrscher der Plastik. Alles war auf das schönste gelungen, Langenbeck aber und die Assistenten hatten in der Ereignisfreude vergessen der Schwester zu verbieten, dem Mann irgend etwas zu trinken zu geben. Der entsetzliche Durst ließ den Armen den gereichten Becher Milch in gierigen Zügen herunterschlingen. Die Fäden rissen sämtlich durch, die infizierende Flüßigkeit ergoß sich in den Brustraum, und der Mann starb schon am Abend. Als wir am nächsten Morgen vor dem Zimmer des Chefs mit unseren abzuliefernden Krankengeschichten antraten und klopften, kam unser lieber Oberwärter Dr. Zinke, ein Prachtkerl, mit Stille gebietender Lippengeste leise herausgeschlichen, schloß wieder ab und sagte flüsternd:

„Herr Geheimrat haben sich eingeschlossen, Herr Geheimrat sind noch hier, die ganze Nacht. Er lag vor dem Kruzifix. Er betet in eins weg!" Das Bild des Schuldgefühls dieses Genius verließ mich niemals, es wurde mir ein heiliges Testament.

Eine sehr innige Beziehung hatte ich zu Langenbecks Oberwärter und Faktotum Wernicke, dem Mann mit dem Kehlkopfschnitt und der pfeifend-krächzenden Flüsterstimme, einem ganz prächtigen Menschen, der eine Seele von Gold und Langenbecks ganzes Vertrauen besaß. Seine Stellung bei Langenbeck — jeder Chirurg hat so eine, ihn beinahe beherrschende, unentbehrliche rechte Hand —

knüpfte sich an folgendes tragisches Schicksal. Er war als Soldat mit einer kleinen Verletzung an der Hand in die Klinik in der Ziegelstraße eingeliefert worden. Schon fast geheilt, beauftragte ihn Langenbeck, seinem Hauptmann die für ihn deponierte Summe von 300 M. zurückzubringen. Er kam bei seinem Herrn an, hatte aber die Summe verloren. Der Hauptmann machte nur ein eigentümliches Gesicht. Wernicke lief spornstreichs in die Klinik, verschaffte sich ein Amputationsmesser und durchschnitt sich den Hals. Langenbeck rettete ihn. Tags darauf fanden sich die verlorenen 300 M. im Flur des Hauptmanns. Langenbeck behielt ihn bei sich und machte ihn zu seinem chirurgischen Adlatus, der uns Jungen über Frakturen und Verrenkungen Privatkurse gab, wie ich sie besser von keinem berühmten Professor gehört hatte. Er dozierte mit Krächzen und Knarren. Seine Kehlkopfnarbe, das Symbol seines höchsten Ehrgefühls, gestattete keine weichen Töne. Mich persönlich verband mit ihm die Liebe für Musik. Und er geriet ganz außer sich, wenn ich ihm mitten im Operationssaal beim Verbandschneiden und Instrumentenreinigen Carl Swoboda imitierte, wie er im nicht fernen Friedrich-Wilhelmstheater „Nur für Natur" oder „Ach! ich hab' sie ja nur" mit schönem Schmelz von sich gab. Dann wurde der alte Wernicke ganz gerührt, und die Baßsaiten seiner malträtierten Stimmbänder gnurpsten dann rhythmisch in meine Kantilene. Wernicke revanchierte sich, indem er mir eine wirklich exakte Kenntnis der chirurgischen Instrumentenlehre beibrachte und mich in alle Technicismen und kleinen Geheimkniffe der Verbandlehre einweihte. Ich habe von dieser Perle eines chirurgischen Untermeisters die wertvollsten Einblicke in manch sonst von Gelehrten völlig vernachlässigtes Gebiet chirurgischen Könnens erhalten.

Als von Langenbeck ging, schluchzte Wernicke wie ein Kind. Bernh. v. Langenbeck bezog eine Villa in Wiesbaden. Ein eigenes Geschick brachte ihn um sein Vermögen, und so mußte dieser Fürst der Chirurgie in der neuen Heimat, woselbst er ausruhen wollte von rastloser Arbeit in Krieg und Frieden und treuem Dienst bei seinem über alles geliebten Kaiser, dessen Attentatwunden er mit sanftesten Händen heilte, noch einmal, wie einst als praktischer Arzt im Holsteinischen, mit Hammer und Hörrohr treppauf-treppab klappern, um sein täglich Brot zu verdienen.

„Ist es nicht tragisch," sagte Sonnenburg zu mir, als wir die Medizinische Gesellschaft verließen, vor der zwei Jahre später B. v. Langenbeck einen Vortrag „über die Behandlung der Gelenktuberkulose mit inneren Arsenikdosen" gehalten hatte — „daß dieser Operateur par excellence, dieser Virtuose der Resektionen — mit einem Male konservative Chirurgie treibt, weil er verdienen muß?"

In der Tat hatten die Aerzte Wiesbadens eine Beschwerde bei der Berliner medizinischen Gesellschaft eingereicht über Bernhard v. Langenbeck, der ihnen als „inneren" Aerzten mit seinem großen Namen unberechtigte Konkurrenz machte. Das war der Lohn für das Lebenswerk eines Genius.

Wann wird endlich einmal diese Nasenlängen-Wettrennen-Politik der Aerzteschaft aufhören?

STEFAN GROSSMANN

HAUS DER ZUKUNFT

Ich fand im Riesengebirge einen Winkel, der zu hoch liegt, als daß eine Lokalbahn, eine Autoverbindung, ein Postwagen ihn erreichte. Hoch oben auf dem Kamme liegt mein hölzernes Haus. Trete ich auf den Balkon hinaus, so glaubt der überschauende Blick ganz Schlesien mit den grün-blauen, hintereinander herauftauchenden Gebirgszügen und den fahl-gelben Tälern umfassen zu können. Fünfhundert Meter unter mir leuchten die roten Flecken der Dächer der sogenannten Luftkurorte. In meiner Zone gibt's keine Rechtsanwälte, keine Gattinnen von Versandgeschäften, keine Soubretten auf Sommerfrische. Als Festungen vor der Höheneinsamkeit liegen die Grenzorte da. Brückenberg absorbiert alle Breslauer Kaufleute; Krummhübel zieht alle Bürgersleute aus Görlitz, Leipzig, Chemnitz an, und der Magnet Schreiberhau ist schwarz umlagert und umschuppt von allen Molekülen aus Berlin W. und Charlottenburg. Ganz getrost kann ich durch die Kammwälder gehen und brauche nicht zu fürchten, daß hier ein junger Rechtsanwalt plötzlich den Tristan tönen läßt. Die Luft ist rein und kunstfrei. Aber in Krummhübel konnte es mir im Vorbeigehen geschehen, daß ich die rundliche Gattin eines Rechtsanwaltes zu ihrem flirtenden Partner fragen hörte: „Halten Sie Meinhart oder Barnowsky für die pikantere Individualität?"

Fünfhundert Meter höher schien es leidlich kunstfrei. Verdächtig war nur ein geräumiges weißes Haus mit langem Balkon und zwanzig Fenstern. Bis zum 1. August lag es erquickend- und bedrohend-unbewohnt da. Dann wurde vor dem weiten umzäumten Garten ein Tor aus Holzstämmen errichtet und eine Tafel festgenagelt: „Erholungsheim der A.O.K. . . . bei Berlin." Ich las die Tafel an einem Vormittag, ohne zu erblassen. Ermüdete, kranke Arbeiter einer Berliner Kasse, die hier wieder zu Kräften kommen wollen, wie sollte ich gegen diese Nachbarschaft murren?

Nach einigen Tagen belebte sich das weiße Schlößchen. Arbeiter? Dem Gesichte nach hätte ich auf Zigarrenhändler, Versicherungsagenten, Kassenbeamte geraten. Die Frauen — Arbeiterfrauen? Nein, das trug neckisch durchbrochene Blusen, powere Florstrümpfe, onduliertes Haar — besteht denn, dachte ich, die Mitgliedschaft der Krankenkassen nur aus Verkäuferinnen und Beamtinnen? Eine Lehrerin mit schlicht-blondem Scheitel war schon ein Labsal.

Von meinem Balkon aus sah ich in das voll besetzte Erholungsheim. Der rechte Trakt war den männlichen, der linke den weiblichen Kassenmitgliedern gewidmet. Am Frühstückstisch, gewiß nicht früher, vereinigten sich die Geschlechter. Um acht Uhr stand die ganze Gesellschaft im Garten und schnatterte. Das Riesengebirge, bis weit hinunter ins Böhmische, ward angefüllt mit der Beratung, wohin die Gesellschaft heute vormittag wandern solle. Endlich nach halbstündigem Geschnatter machte man sich wanderfertig. Berge von Stullen wurden herangeschleppt, ein Fernrohr vom Leiter des Heims entliehen, eine Ziehharmonika und eine Geige aufgetrieben und dann gings, liedersingend, den Wald hinauf. Von Hirschberg in Schlesien bis nach Gablonz in Böhmen schallten die Lieder. Die Eichhörnchen flohen in die entlegensten Wipfel, die Rehe verkrochen sich entsetzt im Gehölz, die Singvögel verstummten vor Entsetzen und selbst die Winde hoch oben auf dem Kamm hörten auf zu sausen in der entweihten Stille. Aber mittags verteilte Herr Sekretär Müller die hektographierten Statuten des eben begründeten Gesang- und Unterhaltungsvereines „Erholungsheim" der Mitglieder der Ortskrankenkasse . . . bei Berlin.

Wahrheitsgemäß sei festgestellt, daß etwa fünf Bewohner an dem stillezerreißenden Zuge nicht teilnahmen. Sie stellten ihre Liegestühle im Garten auf, nicht etwa jeder in einer Ecke, um nur der Sonne sich hinzugeben, sondern dicht nebeneinander, als festorganisierten Schwatzklub, dessen Gekicher, Gezischel, Gekreisch Bienen und Schmetterlinge vertrieb, die in ihrer seligen und edlen Stummheit dem lärmenden, immer wieder organisierten Menschen schweigend aus dem Wege fliegen . . . .

Die gemeinsame Mittagstafel sah ich nicht. Hörte sie auch nicht, obwohl die Fenster des Speisesaals offen standen. Aber da war i c h entflohen. Doch ich kenne von Pensionaten und Sanatorien den anmutigen und rücksichtsvollen und zarten Witz dieser Freßstunden . . .

Nachmittags erwachte in der Gemeinschaft der Absonderungstrieb. Da lagerten sich eine Menge kleiner Gesellschaften ins Gras, und die Skatblätter flogen in allen Winkeln und Ecken durch die Luft. Dennoch, der Nachmittag war die beste Stunde. Selten entstand Streit, fast nie wurde gemogelt, Philisterfrieden lag über den

Spielern. Fürchterlich wurde es erst abends, wenn der Vergnügungsausschuß sich der nächtlichen Stille bemächtigte. Da war keine Sternennacht, die nicht ein Männerquartett dröhnend zerriß, keine gebirgsstille Abendstunde, in die nicht Raketen und Feuerwerkskörper geschleudert wurden, und zweimal in der Woche wurde das Riesengebirge durch ein Kabarett bekleckert. Da dufteten alle parfümierten Berliner Schlager und Operettenrefrains durch die waldigen Berge, und ein Klavierspieler schluchzte die Schwermut Leo Gilberts in die Sommernacht.

Dieses Wohlleben scheint einen Reformator hervorgezwungen zu haben. Eines Morgens sah ich von meinem Balkon aus, wie sich die Bewohnerschaft drüben, mit Harken und Schaufeln ausgerüstet, in den Gemüsegarten begab, um zu arbeiten. Es waren nicht genug Werkzeuge da. So mußte die eine Hälfte der Erholungsarbeiter der anderen zusehen. Die Zuschauer kritisierten, die Arbeitenden wurden rasch verdrossen. Der Reformator kommandierte. Aber seine Anhänger murrten bald. Freiwillige Arbeit? Gut. Aber dann keine Kontrolle und keine Kritik! Man war doch nicht hergekommen, um wirklich zu arbeiten.

So bleibt mir immerhin die Nacht.

Wenn es, nach Mitternacht, endlich stille wird, hoch oben im Riesengebirge, die Lichter sind verlöscht, die Winde auf dem Kamme wagen wieder zu brausen, die Wiesen duften wieder und es lebt die heilige Stille — dann blicke ich hinunter in das benachbarte Haus einer neuen Zeit, in der zu leben man verurteilt ist, und ich frage mich, ob dieses Haus wirklich das neue Gemeinschaftshaus darstellt: Das Haus ohne Einsamkeit.

*

WALTER HASENCLEVER

MAGISCHE FAHRT

Dein Wesen, kaum gefühlt und schon entschwunden,
Aus trüber Flamme aufgeschwebt zum Schein,
Im Traumschritt halb verweht und halb verwunden:
In welcher Flamme wird es künftig sein?

Der grüne Duft umflorter Blumenfelder
Vermischt sich mit dem Licht, in dem du brennst.
Und wieder schreitest du durch Welt und Wälder,
Beseelter Form unseliges Gespenst.

MARIE VON BUNSEN RICHARD VOSS, DER FREUND*)

„Man hatte mich gern," schreibt er von seinen Jugendjahren in einer Erziehungsanstalt auf dem Land, „ich bemühte mich um die Liebe der Menschen, warb um ihre Liebe. Noch heute als alter Mann werbe ich um die Liebe meiner Freunde." Ueberaus bezeichnende Worte; Freundschaft war ihm fein ausgebildete, leidenschaftliche, überschwänglich ausgeübte Herzenskunst. Sie brachte ihm schweres Leid, noch als reifer Mann ist er mehr als einmal zusammengebrochen unter der Erschütterung einer getäuschten Freundschaft; „es ist eine bedenkliche Begabung, die zu vielen Tragödien meines Gefühlslebens geführt hat." Aber das Glück solcher Beziehungen hat weitaus überwogen, diese Herzensfähigkeit gab ihm den eigentlichen Sonderton.

Einige dieser Freundschaften haben zu seinem phantastischfarbigen Lebensrahmen beigetragen. Als Gast des Herzogs von Meiningen lebte er in märchenhafter Blütenpracht am Comersee in der Villa Carlotta, als Gast desselben Herzogs in der weltverlorenen Alpenhütte eines Hochgebirges. Der Kardinal von Hohenlohe lieh ihm einen Sommer lang eine der berühmtesten Paläste der Welt, die Villa d'Este, viele Herbste verbrachte er auf der Wartburg mit der großherzoglichen Familie, aber auch abgeschieden, allein. Von diesen Hochgestellten hat er jedoch nicht nur empfangen; auf seiner ideal schönen Villa Falconieri, in seinem bezaubernd gelegenen Bergfrieden in Berchtesgaden hat er einmal über das andere Mal diese Fürstlichkeiten bei sich gesehen, war ebenfalls in der Lage, ihnen erlesene Tage und Stunden zu bereiten.

Diese Fürstenbeziehungen lieferten nur einzelne Lebensblätter, sein Freundeskreis entstammt allen Schichten; jeder, der bei ihm verkehren durfte, weiß, daß ihm der Mensch, nicht dessen Anhängezettel galt. Die mannigfaltigsten Gestalten gingen bei ihm ein und aus; unscheinbare ältere Frauen von wertvoller Innerlichkeit, mit bewegenden Schicksalen des Herzens, oder auch hübsche, elegante junge Frauen, an deren Anmut er sich freute, die in seinem Umkreis sich nie in plätschernde Plattheitsuntiefen verloren, oder schwerblütige Geistesarbeiter, die ihn anregten, denen er durch seinen Gedankenschwung wohltat. Er führte einen ausgedehnten Briefwechsel, oft mit Fremden, die ihm ihre Not, ihren Lebenszwist berichteten, er litt, er erkrankte am Leid dieser Unbekannten, aber sich rückhaltlos ausgebend versuchte er immer wieder zu trösten, zu klären, zu ermutigen. Problematische zerrissene Frauennaturen, an die er, der inbrünstige, hin und wieder recht naive Frauen-

*) Aus einem phantastischen Leben. Erinnerungen von Richard Voss, J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.

verehrer immer von neuem, trotz trübster Erfahrungen, glaubte, sie klammerten sich an ihn. Ueberaus viele europäische Berühmtheiten, erlauchte Geister, harmlose Bergkraxler, ehrenfeste Majore, abgearbeitete Familienmütter empfing er in seinem Hause; allzeit entstand eine Gemeinschaftsluft um den gastlichen Tisch. Gewiß wurde diese Gastfreundschaft auf das denkbarst Günstige durch die Grazie, durch den Geschmack der schönen, so oft von Lenbach gemalten Gattin unterstützt, aber er war Mittelpunkt, sein Ton durchzog den Raum.

Oft überdachte ich das Geheimnis dieser Geselligkeit, fand den Schlüssel in dem Eingehen auf jeden Gast. Dies wird ja von allen aufmerksamen Wirten angestrebt, aber Richard Voß war darin Meister. Er verstand es zur Vollendung, die Sonderart des Gastes in ein günstiges Licht zu setzen, dessen kleidsamste Seiten zur Geltung zu bringen, dessen beste Eigenschaften, und wären es nur unscheinbare Blüten, verhalf er zur Entfaltung. Wahrscheinlich folgte Voß hierbei nur seinem Instinkt, aber diese Instinkt gewordene Angewohnheit beruhte nicht nur auf der Feinfühligkeit einer nur allzu empfindlichen seelischen Veranlagung, sie beruhte vor allem auf einer Güte, die er bewußt entwickelte und pflegte.

Als junger Mensch hatte er die innig-mystische Kinderfrömmigkeit verloren, litt schwer darunter. „Da mußte ich etwas finden, das mich ohne die Macht des Gebets am Leben erhielt, und mir dazu verhalf, nach Möglichkeit ein guter Mensch zu werden. Nach Kämpfen, deren Wunden viele Jahre nicht vernarbten, verfiel ich endlich auf einen Ausweg, der mir Hilfe zu bringen schien. Ich gelobte mir selbst, an jedem Tag meines Lebens irgend jemand etwas Freundliches zu erweisen, womöglich eine Wohltat, sei sie auch noch so gering. Dieser Gesinnung entwuchsen seine „glänzenden gesellschaftlichen Talente". Wem die Oberfläche genügt, er sieht in solchen Talenten nur erfreuliche Diplomatie, nur schillernden Schliff, Richard Voß ist nicht der einzige, bei denen die Wurzel der Gesellschaftsgaben aus einer menschlichen Ethik Kräfte und Säfte schöpften. Dazu kam bei ihm eine wohl ebenfalls im sittlichen Kampf errungene, allmählich zu einer zweiten Natur gewordene Achtung und selbstlose Wertschätzung der fremden Psyche. Er sagt: „Meine Begabung, zu schreiben, ist gering im Vergleich zu meinem Talent, zu lesen, anzuerkennen, zu loben, zu bewundern. Es macht mich glücklich, bewundern zu können." Dabei war es die Geselligkeit eines Schriftstellers, und von jeher mußte man notgedrungen dieser Kaste meistenteils Eitelkeit, fast immer gesteigertes Selbstbewußtsein, eine Ueberschätzung der eigenen Bedeutung zugute halten. Wie hoch ihm sein Beruf auch stand, nie durfte dieser von

anderen in den Vordergrund treten, nie wurde vom Freundeskreis Kenntnis seiner Bücher, geschweige Bewunderung vorausgesetzt. Ein ganzes Regal füllen seine Werke — kaum jemals wurde eines von ihm erwähnt.

Er war mit vielen Dichtern und Schriftstellern befreundet, so mit Paul Heyse, Ernst von Wildenbruch, Wilbrandt, Rosegger, Heymel, aber weder in der Jugend noch im Alter konnte er sich auf den kollegialisch-literarischen Verkehr, geschweige auf das Kaffeehausnachtleben einstellen. Seiner Ueberzeugung nach schadete seinem Schriftstellerfortkommen dieses Abseitsstehen auf das empfindlichste, aber diese Luft widersprach nun einmal seinen Gewohnheiten, seiner Kinderstube, seinem Geschmack.

Oft werden psychologisch Genügsame die „gleiche Behandlung" aller Gäste lobend hervorheben. Das ist eine sichere, aber primitive Formel, mit allgemeiner freundlicher Höflichkeit geht man nicht in die Irre, unvergleichlich reizvoller, verfeinerter ist jedoch die Kunst der Abstufungen, der endlos mannigfaltigen Vierteltöne, und als Meister des freundschaftlichen Verkehrs hat Richard Voß auf vollem Instrument gespielt. Ebenso wie er auf die Eigenart des Menschen einging, so auch auf die Nebenumstände des Alters, der Geburt, der Stellung, der Dauer und Wärme der Beziehungen. Gleich natürlich, aber selbstverständlich merklichst verschieden, war seine Unterhaltung mit oberbayerischen Bauern und mit Souveränen. Diesen gegenüber vergab er sich nichts; ich erinnere mich, wie ein regierender Herr in recht unangebrachter Weise ein ihm vom Gastgeber Voß, dem Fachkundigen, empfohlenen Roman (Mereschkowski Leonardo) in Grund und Boden vernichtete. Mit der gleichen Höflichkeit wie unnachgebender Bestimmtheit verteidigte Voß seine Empfehlungen. Er liebte es, Blumenhuldigungen darzubringen, auch diese hatten einen persönlichen Klang.

Als er bei Ernst von Wildenbruch die Totenwacht hielt, umkränzte er in dieser Nacht den Schreibtisch des Freundes mit Rosen. Einer ihm befreundeten regierenden Fürstin ließ er an jedem Geburtstag frühmorgens, ehe sie hinaustrat, die Schwelle des Schlafzimmers mit Lieblingsblumen bestreuen; als ich von einer Asienreise in Triest wieder europäischen Boden betrat, hatte er eine ihm bekannte Dame beauftragt, mich mit Blumen zu begrüßen.

Sein Lebenszuschnitt war breit gemessen; er schätzte die Kunst der Küche, würde gelegentlich einem bevorzugten Gast zu Ehren (bei vielen Künstlernaturen findet sich diese mir vollkommen begreifliche Vorliebe), selber am Herd stehend, ein traumhaft vollendetes Makkaronigericht bereiten. Der herrschaftliche Zuschnitt war jedoch weit von dem schematisch Herrschaftlichen entfernt. Aus

der Villa Falconieri erzählt er: „Unser sommerliches Leben gestältete sich nach und nach zu einer Reihe von Festtagen. Aus Roms Gluten flüchteten die Künstler zu uns heraus. Auch sonst kamen viele gute Bekannte, darunter junges leichtlebiges Volk. Allerlei Schauspiele wurden veranstaltet, so eine Aufführung des „Torquato Tasso" in jenem feierlichen Steineichenhain. Meine Frau, Eleonore d'Este, glich in einem schleppenden blauen Atlasgewand einem wandelnden Bildnis. . . . Eine andere Terrasse war zur Naturbühne wie geschaffen, breite Freitreppen führten aus einer Blütenwildnis zu einer Grotte hinauf, in dem Mauerwerk befanden sich Nischen, in früheren Zeiten von Bildsäulen eingenommen. Als antike Statuen ließ ich in diesen Nischen junge, schöne Menschen sich aufstellen, der Marmor gewann allmählich Leben, er bewegte sich, stieg von den Postamenten herab, führte einen Reigen auf und verschwand in dem Schatten der Steineichen. . . . Die Gäste mehrten sich beständig, die Besuche trugen fast immer einen festlichen Charakter. . . . Die Gärtner all dieser fürstlichen Landsitze von Frascati brachten uns gewöhnlich große Körbe der köstlichsten Blumen ins Haus. Der Saal hatte einen Riesenkamin, der ganze Blöcke Holz verzehrte, und eine Fontäne aus weißem Marmor; die zwei großen Schalen dieses schönen Brunnens wurden stets mit Rosen gefüllt, in der Mitte des Speisetisches wurde zu den Mahlzeiten ein Korb frischer Blumen ausgeschüttet. . . ."

Mit ermüdendem Gleichklang wird heutzutage die deutsche Lebenskultur der vergangenen vier Jahrzehnte gegeißelt. Eben von diesen vier Jahrzehnten handelt dieses Erinnerungsbuch. Statt des angeblichen Mangels an ausgeprägten Persönlichkeiten tritt eine lange Reihe scharf umrissener, buntflimmernder Gestalten an uns vorüber, statt des behaupteten Niederganges der Kultur, wird man einer ansprechenden künstlerisch-geistigen Luft gewahr, statt des beklagten Tiefstandes freundschaftlicher Geselligkeit, ersieht man ein Netzwerk feinfühliger, glückgebender, von Mensch zu Mensch gesponnener Fäden, ersieht sie nicht ohne Neid und nicht ohne Rührung.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Produktionsvergeudung.

Mit Shylockscher Hartherzigkeit hat man uns zur Auslieferung unserer Handelsschiffe gezwungen. Nicht die leiseste Milderung der in Versailles erpreßten Verpflichtung wurde bewilligt. In Denkschrif-

ten und Verhandlungen wiesen wir auf die Not unserer Versorgung und unserer Zahlungsbilanz hin. Wir erlaubten uns die schüchterne Bemerkung, daß in britischen Häfen wirklich nichts mehr von Tonnenmangel zu merken sei; bei offenkundigem eigenen Ueberflusse könnte man uns doch das zum maritimen und kommerziellen Leben Notwendigste lassen. Die Engländer erwiderten kalt und höhnisch, sie hätten in der Tat Schiffe genug: aber viele von ihnen seien doch einigermaßen abgenutzt. Sie schenkten uns keine Tonne, und Herr Lloyd George konnte kürzlich mit Siegergenugtuung feststellen, daß die Schiffsablieferungspflicht von Deutschland so gut wie vollständig erfüllt sei. Die Seeplätze Englands sind geradezu verstopft, und die Zahl der Schiffe, die dort müßig liegen, hat von Monat zu Monat zugenommen. Der Hamburger Wirtschaftsdienst hat eine Tabelle über die Ueberfüllung der Häfen von Süd-Wales veröffentlicht; dort lagen am 1. Januar 633 Schiffe, am 1. März 775, am 1. April 833. Sie lagen dort, weil sie nicht genutzt werden konnten. Inzwischen wissen wir nicht, was wir mit unseren schiff- und brotlos gewordenen Seeleuten anfangen und woher wir das Geld nehmen sollen, um in fremder Valuta Weltmarktfrachten zu bezahlen.

Wir müssen nach der neuen Schuldurkunde von Spa monatlich zwei Millionen Tonnen Kohle liefern. Vier Fünftel davon erhält Frankreich. Bis zu welchem Grade der französische Bedarf dadurch gedeckt wird, wissen wir nicht genau; ernsthafte Schätzungen auf Grund französischer Produktions-, Einfuhr- und Verbrauchsziffern bewegen sich zwischen achtzig und fünfundneunzig vom Hundert. Der Verbrauch wird dabei immer nach dem Frieden berechnet, nach dem Stande von 1913. Es ist behauptet worden, daß eine Volldeckung oder annähernde Volldeckung nach dem Stande von 1913 vorläufig über das wirkliche Bedürfnis und die technisch-ökonomische Verbrauchsfähigkeit Frankreichs hinausgeht, weil ja viele Produktionsanlagen zerstört sind, weil Rohstoffe fehlen und weil auch bei den Franzosen die Arbeitslust und Arbeitsleistung gesunken ist. Aber lassen wir das beiseite; es ist nicht entscheidend. Wichtiger ist etwas anderes. Hat schon jemand darüber nachgedacht, ob es — nicht etwa deutsch, sondern europäisch gesehen — überhaupt zu rechtfertigen ist, daß die französische Produktionswirtschaft nach dem Vorkriegsstande wiederhergestellt wird? Frankreich war der Luxusproduzent der Welt. In seiner Ausfuhrstatistik spielten Seidenwaren, Galanteriewaren, Modewaren, künstliche Blumen, Pelzwaren, Seifen, Parfüms eine sehr hervorragende Rolle. Ist es erträglich, daß in einem hungernden Europa das wichtigste Produktionsmittel verwendet wird, um solche Erzeugung in möglichst vollständigem Umfange zu erneuern? Ist es erträglich, daß in Europa, in diesem Europa von 1920,

eine Volkswirtschaft die Kohlen des Nachbarn an sich reißt, um für den Luxuskonsum reich gebliebener europäischer Neutraler, reich gewordener Ueberseeländer zu arbeiten?

Man wird, wenn man nicht einfach mit dem Siegerrechte argumentiert, einwerfen, daß Frankreich leben müsse und daß es die herkömmliche Struktur seiner Wirtschaft nicht ändern könne. Darauf ist zunächst zu erwidern, daß man ja doch von den Besiegten ohne weiteres eine recht radikale Strukturänderung ihrer Wirtschaft verlangt. Der Versailler Vertrag entzieht der deutschen Wirtschaft einen so großen und so wesentlichen Teil ihrer bisherigen Grundlagen, daß sie (mit den Menschen, die sie zu ernähren hat) nur weiterleben kann, wenn ihr eine sehr gründliche innere Umstellung gelingt. Da die Herren, die für den Versailler Vertrag verantwortlich sind, emphatisch leugnen, daß er ein Todesurteil bedeuten solle, müssen sie doch wohl solche Umstellung für möglich halten. Leider sind wir mit ihr noch nicht sehr weit gekommen. Das ist zum Teil unsere Schuld, die Schuld unseres allzu zähen Manchestertums; aber nur zum Teil. Wir können's allein nicht schaffen. Bei uns ist es doch seit dem Kriege wenigstens grundsätzlich anerkannt, daß man, wenn Geld oder Rohstoffe knapp sind, lieber die Betriebe und die Arbeiter feiern lassen muß, die überflüssige Dinge herstellen, als die, die unentbehrliche erzeugen. Wir bekennen uns doch immerhin theoretisch zu der Notwendigkeit, nach einer Dringlichkeitsskala für die Massenbedarfsdeckung zu produzieren. Aber selbst wenn wir diese Aufgabe schärfer und zielbewußter anpacken als bisher, wird der Erfolg unzureichend sein, sofern nicht auf dem ganzen Kontinent der Gedanke durchdringt, daß jetzt für die möglichst rasche Linderung der gesamteuropäischen Not gearbeitet werden muß, nicht für die Restitution spezieller Profite „siegreicher" Volkswirtschaften (deren Blüte parasitär ist, wenn sie zur Behebung jener Not nichts beiträgt oder sie gar verschlimmert). Es geht nicht, daß in einer Ecke des Erdteils Seide und Zigarettenpapier in ähnlichem Umfange erzeugt werden wie im reichen Europa von 1913, und daß in einer anderen Betriebe stilliegen oder in ihrer Leistung aufs äußerste beschränkt werden müssen, die Düngemittel, Maschinen oder Baustoffe für Häuser herstellen könnten.

Die rücksichtslose Verwirklichung der Siegeransprüche bedeutet eine maßlose Produktionsmittelvergeudung, die wir europäischen Menschen uns in unserer Armut und Entblößung auf die Dauer unter keinen Umständen leisten können. Sie muß beseitigt werden, und sie wird beseitigt werden: rechtzeitig, durch Organisation — oder zu spät, durch Revolution.

Deutsch-Tschechischer Wirtschaftsvertrag.

Zwischen Deutschland und der Tschecho-Slowakei ist vor einiger Zeit ein Wirtschaftsvertrag zustandegekommen, der Ansätze zu vernünftigen Kooperationsgedanken enthält, also im Europa von 1920 (wo solche Gedanken sonst nur das Schreibtischprodukt einflußloser Publizisten sind), als Ereignis gebucht werden muß.

Der Vertrag proklamiert das Prinzip der Meistbegünstigung, und zwar der gegenseitigen Meistbegünstigung, nicht der einseitig deutschen, wie sie das Versailler Dokument vorschreibt. Natürlich ist Meistbegünstigung bei gebundener und planmäßig geregelter Außenhandelswirtschaft nicht mehr das gleiche wie früher bei freier; sie kann nur bedeuten, daß man ohne besondere Behinderung und Belastung so weit zusammenarbeiten will, wie es der allgemeine Außenwirtschaftsplan ermöglicht und empfiehlt. (Charakteristisch für diese neue Art Meistbegünstigung ist die Formel: beide Teile verpflichten sich, die Erteilung von Ein- und Ausfuhrbewilligungen für Waren, welche für das wirtschaftliche Leben des andern Teils besonders wichtig sind, gegenseitig zu erleichtern.) Wenn die Meistbegünstigung als Antrieb zur Beseitigung der Planwirtschaft im Außenhandel wirkt, wäre sie eine Gefahr. Im deutsch-tschechischen Vertrage ist ein allmähliches Streben zu solcher Verkehrsfreiheit „grundsätzlich" vorgesehen; aber diese Klausel ist vorläufig wohl sehr akademisch.

Einiges von den extremen Forderungsrechten ihres Versailler Scheins hat die Tschecho-Slowakei auch in der Frage der Liquidation deutschen Eigentums preisgegeben. Sie will prinzipiell nur die deutschen Beteiligungen und Rechte an Eisenbahnen, Berg- und Hüttenwesen und Heilbadunternehmungen liquidieren. „Wer Grund und Boden hat oder Häuser oder gewerbliche Unternehmungen außerhalb der Montan- und der Bäderindustrie, bleibt also im Besitze. Freilich besteht keine Sicherheit, daß er ganz unbehelligt bleibt. Denn Tschechowien behält sich vor, wichtige Industrieunternehmungen ohne Liquidation zu nationalisieren, das heißt, zu verlangen, daß in der Verwaltung dieser Unternehmungen einheimische Interessen in entsprechender Weise gewahrt werden. Das ist — trotz tschechischer Vertragsversprechungen, bei der Durchführung „im Geiste vollkommener Billigkeit" zu handeln — keine harmlose Klausel. Aber wenn man sich erst an das Zusammenarbeiten gewöhnt hat und die gegenseitige Abhängigkeit spürt, wird die Praxis vielleicht nicht so schlimm werden.

AUS DEM TAGE-BUCH

MENSCHLICH-TIERISCHES

Der in Nr. 26 abgedruckte Brief von Maxim Gorki ist auch in Italien bekannt geworden. Zu der rührsamen Anekdote vom zum Fenster hinausgeworfenen Fabrikanten und dem geretteten Kanarienvogel nun, über die man tatsächlich verschiedenerlei Meinung sein kann, meint einer der an Geist und Wissen reichsten italienischen Journalisten — er schreibt unter dem Namen Bergeret in dem „Carlino" und der „Stampa" —, daß dieses Geschichtchen wahrscheinlich gerade den gegenteiligen Effekt haben werde, als sich Gorki einbilde. Denn es werfe bloß das bisherige Vorurteil gegen den Menschenmord noch mehr zum alten Eisen und gebe der Bestialität ein Relief statt ihr entgegenzuarbeiten. Und er knüpft daran ein anderes Geschichtchen, das zwar nicht viel mit dem des bitteren Max zu tun hat, das aber, zumal es verbürgt sein soll, unbedingt wert ist, für einen Historiker der europäischen Kriegspsychose aufbewahrt zu werden. Natürlich spielt es in England, dem klassischen Land auch des Friedens-Spleens. In irgend einem Ort irgend einer Grafschaft befanden sich, so erzählte Bergeret der britische Gewährsmann, eine größere Anzahl jener wundernetten, niedriggewachsenen Geschöpfe, die nicht nur wegen ihrer Geeignetheit zu gewissen Jagden unschätzbar sind, sondern auch wegen ihrer intelligenten Zutraulichkeit und amüsanten Art als sympathischste aller Hunderassen gelten (darum ja auch in — früher — allerhöchsten Kreisen Eingang gefunden haben). Aber . . . , die Tiere hatten e i n e n Fehler: sie waren deutscher Abstammung, wie sie denn ja tatsächlich in Deutschland so beliebt und populär sind, daß keine Nummer der „Fliegenden Blätter" erscheint, die nicht spaßhafte Wunderdinge von ihrer Schläue erzählt. Nun, ein Häuflein jener Dorfpatrioten tat sich eines Tages zusammen und beschloß die Ausrottung dieser Hunde. Was dann auch geschah. Niemand hatte etwas dagegen einzuwenden, ja einige konnten nicht umhin zu bemerken, daß nach der Hundehekatombe . . . die Zeppeline seltener erschienen. Wahrscheinlich hatten diese kleinen Viecher, die mit ihrem verwünschten deutschen Namen „Teckel" heißen und die ja tatsächlich immer den Schwanz steil in der Luft tragen, den feindlichen Luftschiffen Zeichen gegeben, meint Bergeret.

In dem gleichen Artikel der „Stampa", Marginalien geheißen, gibt dann Bergeret noch eine andere Antwort, die nicht nur wegen ihrer Witzigkeit, sondern auch um deswillen bemerkenswert ist, weil sie zeigt, was man heute im Lande Gabriele d'Annunzios und seines Sacro Egoismo wieder sagen darf und wie man es sagen darf. Ein anderer Journalist, Abgeordneter, Sozialist und glänzender Schriftsteller, hatte jüngst im „Carlino" folgende rhetorische Frage gestellt: „Was sagen wohl jetzt, wenn sie unter sich sind, jene Hunderttausende von Spießbürgern, Studenten, Kleinkrämern, Berufsschreiern, Handlungsgehilfen, Kanzlisten, Modedämchen, stellenlosen Vorstadtsängerinnen usw., die während der „Strahlenden Tage des Mai" (1915 natür-

lich D. Uebers.) mit solchen Brustton der Ueberzeugung „Nieder" brüllten, die ernsthaft an den sentimentalen Riesenschwindel geglaubt haben, mit dem der Interventionismus die vor dem Krieg zögernden Geister mobilisierte; die schworen, sie hätten mit eigenen Augen gesehen, wie Giolitti das feindliche Gold aus den Händen Bülows nahm und in die Tasche geschoben hat? .... Was müssen jene wohl denken, die an all das im Ernst geglaubt haben, jetzt da sie einsehen, daß aber auch gar nichts davon wahr war?"

Und Bergeret antwortet: „Ja, was müssen die wohl denken? Oder besser: mit welchen Körperteil denken sie eigentlich? Denn ich glaube bestimmt, daß der berühmte Ausruf: „Ich wünschte, sie hätten alle nur einen einzigen Kopf, um ihn mit einem einzigen Streich abhauen zu können," eine verleumderische Verdrehung des Diktums von Caligula durch einen der Charlatane Tacitus oder Sueton, die ihn überliefert haben, darstellt. Caligula, der ein ausgezeichneter Verwalter, ein um Volk und Staat hochverdienter, kurz ein ernstzunehmender Mann war, kann sich nur so ausgedrückt haben: „Ich wünschte, sie hätten alle nur einen einzigen Podex (so fein drückten sich die alten Römer aus), um ihnen allen einen einzigen Tritt versetzen zu können" ....

Weil wir nun schon einmal von ungesellschaftsfähigen Körperteilen reden .... In der gleichen Nummer der „Stampa", in der diese neue, aber dem menschenfreundlichen Zeitgeist mehr angepaßte Lesart eines antiken Kraft- und Kernspruchs vorgeschlagen wird, erzählt der Pariser Berichterstatter des Blattes von dem Empfang der beiden amerikanischen Filmheroen Mary Pickford und Douglas Fairbanks — die bekanntlich zusammen so viel im Jahr verdienen, daß man die ja nicht eben geringe deutsche Kriegsschuld damit verzinsen könnte — im „Bauch von Paris", d. h. in den Markthallen. Von 9 Uhr morgens ab wartete vor der Kirche St. Eustache eine dichte Menge auf die beiden angekündigten Kino- und Dollar-Fürstlichkeiten. Als sie endlich kamen, mußten die Marktdienstleute in der historischen Aufmachung für große Festtage — Hemdsärmel und Riesenhüte — Ketten bilden, damit das Automobil nicht gestürmt wurde, das für die fünfzig Meter von der Kirche bis zur ersten Halle über eine Stunde brauchte, schließlich doch nach Durchbrechung des Dienstmännerkordons von der Menge überflutet und dessen Motor und Karosserie buchstäblich zerquetscht wurden. Schließlich mimte Mr. Fairbanks den Korybanten eine kleine Kintopp-Szene vor, indem er die Genossin seiner unterschiedlichen Leinwände auf seinen Schultern durch die rasende Menge trug bis zu einer Treppe, an die angeklammert sie Blumen und Ansprachen entgegennahm und Autogramme dafür austeilte. Das Schönste an der ganzen Begeisterung war, daß ein Teil der Begeisterten gar nicht wußte, wem sie eigentlich galt. Die meisten hielten Fairbanks für Douglas Haig und diesen wieder für Pershing, le grand maréchal américain.

Wahrlich, Maxim Gorki hat doch recht: ein Kanarienvogel ist manchmal mehr wert als eine ganze Menschenmenge. Auf jeden Fall hat er mindestens ebenso viel Hirn und weit mehr Würde. hk.

DER SÜHNEVERSUCH

Schauplatz: Zivilabteilung des Amtsgerichts. Gegenwärtig: Amtsrichter, Gerichtsschreiber. „Sühnesache Wolf gegen Wolf"; ruft der „Justizwachtmeister". Der Richter prüft die eintretenden Eheleute mit jenem scharfen, schnell musternden Blick, der in einem Augenblick das Wesen des Menschen erkennen will. Der Mann, der Scheidung wegen Ehebruchs der Frau beantragen will, mit scharfen, entschiedenen Zügen; die Frau, jung, schön, mit weichen Formen. Der Richter denkt: „Soll ich den Vormund gereifter Menschen spielen, soll ich noch einmal zusammenpressen, was schon auseinanderdrängt? Nein!" Daher fragt er in gleichgültigem, geschäftsmäßigem Ton: „Wollen wir in den Sühneversuch eintreten oder sind Sie fest entschlossen, sich nicht auszusöhnen?" Ein fragender Blick des Richters zum Mann, und schon hallt es eisig kalt: „Ich söhne mich unter keinen Umständen aus!" Der gleiche fragende Blick des Richters zur Frau. Da trifft ihn ein Blick, der ihn bis ins Innerste erschüttert. Alle Qual, die ein Erdenwesen erleiden kann, ist in diesem Blick ausgedrückt. Aeußerlich ruhig und gleichgültig überreicht der Richter die inzwischen vom Gerichtsschreiber ausgefüllte Bescheinigung, daß der vorgeschriebene Sühneversuch erfolglos geblieben ist, dem Mann. Der Sühneversuch ist zu Ende. Aber lange verfolgt den Richter noch jener Blick der Frau. Hat der Richter unrecht getan? Hätte er doch in frischen Wunden wühlen müssen, trotz allem noch einen letzten Versuch der Versöhnung vornehmen sollen??

EIN JUDENSCHICKSAL

Vor einigen Wochen ist in Berlin ein Mann gestorben, der kurze Zeit zeitungsberühmt gewesen und von dessen innerstem Wesen und Werden doch keine Zeitung je Kunde gegeben hat: Dr. Morris de Jonge. Rudolf Iherings begeisterter Schüler, der kürzlich unbeachtet und unbedacht gestorben, hat ein Schicksal von repräsentativer Bedeutung erlebt. Er war nicht, was die liberale Dumpfheit einen geschlossenen Charakter nennt, er war ein Mensch mit seinem Widerspruch, ein Bekenner, der nicht besessen, nicht blind, nicht selbstgefällig, vielleicht aber auch nicht männlich genug war, sich auf ein Bekenntnis ein für alle Male festzunageln. Aber eben um seiner Wandlungen, die einer reinen Seele entsprangen, um den Stationen seines Lebensweges willen verdient dieser lebenslang Ringende sein Denkmal.

Als junger Jude sagte M. de Jonge dem jüdischen Glauben und, ich denke, mehr noch dem Kommerzialismus seiner jüdischen Umwelt Lebewohl. Er wurde überzeugter Christ und Judenfeind. Es erregte damals ungeheures Aufsehen, als seine Familie ihn ins Irrenhaus brachte. Aber es gelang ihm und seinen christlichen Freunden, ihn aus der Anstalt zu befreien. Damals standen die Apostaten höher in Geltung als jetzt: der Jude, der sich des Judentums entledigt hatte, sollte Helfer im Kampf gegen das nicht von jedem auserwählte Volk werden. De Jonge, nicht mehr Moris benannt, sondern nunmehr Christof getauft, wurde bei der „Kreuzzeitung" angestellt.

Aber er wäre die reine Natur, die er war, nicht gewesen, wenn er sich länger als der Apostatenrausch dauerte, für die Kreuzzeitungspolitik hätte mißbrauchen lassen. Eines Tages erklärten ihn deshalb seine christlichen Befreier aus der Nervenheilanstalt für verrückt; sie erkannten, daß er ihre Art Christlichkeit erkannt hatte.

Der tagesberühmte Mann flüchtete in die wohltätige Stille, fern von allem öffentlichen Marktgeschrei. Er war wohl gläubiger Christ und hatte in gründlichem Studium seine religiöse Schwärmerei vertieft, aber er begann sich doch auch als Jude zu fühlen. Er, der sich ursprünglich als Deutschen mosaischen Glaubens bezeichnet hatte, nannte sich nun einen nationalen Juden christlichen Glaubens. In dieser Situation lernte er zionistische Führer kennen und ihrem Einfluß konnte die dichterische feminine Seele de Jonges nicht lange standhalten. Der Apostat fühlte das dringende Bedürfnis, zum Judentum zurückzukehren, national und religiös ward er allmählich dem Hause seiner Väter wiedergewonnen. Die Toren, die ihn vor Jahrzehnten in eine Anstalt sperren wollten, konnten mit dem Weg, den er im Kreise zurückgelegt hatte, zufrieden sein. Er endete, wo er begonnen. War deshalb sein Weg überflüssig? Zuletzt war er der mit seinen Idealen immer höchst persönlichen Ernst gemacht hat, von der Sehnsucht besessen, nach Palästina zu gehen. Er hatte hebräisch gelernt und hoffte auf den Tag, an dem er als Lehrer an der jüdischen Universität in Jerusalem wirken konnte.

Inzwischen war er geworden und geblieben — ein deutscher Dichter. Napoleondramen, ein Julius-Cäsar-Drama, ein Drama des Großen Kurfürsten schrieb er, ohne dem Ruhme nachzulaufen, ohne die Moden in den Theaterkanzleien mitzumachen, nur seinem Werke ergeben und ohne triviale Ruhmsucht. Immer enthält das Werk eines Menschen mehr von ihm als sein bewußtes Programm. Daß de Jonge d e u t s c h dichtete und dachte, daß die deutsche Sprache das Element war, in dem er sich künstlerisch-geistig betätigte, weist seine Heimat deutlicher als alle Stationen seiner Schwärmerei. Viele Bekenntnisse sind über seine reinen Lippen gekommen. Tiefer als diese bewußten Proklamationen saß die unbewußte und stärkste Lebensnotwendigkeit in seinem Herzen: D e u t s c h war die Atmosphäre seines Wesens. Nur in ihr hat er geatmet.

NOTSCHREI AUS OSTASIEN

Ueber S h a n g h a i erhalte ich einen Brief, der von dem fürchterlichen Schicksal der ö s t e r r e i c h i s c h e n K r i e g s g e f a n g e n e n in Ostsibirien Kunde gibt. Er ist geschrieben von dem Maler Erwin L a n g , den die Berliner als Ausstatter, Berater und Regisseur der Grete W i e s e n t h a l , übrigens auch vom Theater in der Königgrätzer Straße her, die Wiener als Mitglied der Kunstschaugruppe kennen und schätzen. Erwin Lang ist im September 1914 von den Russen gefangen genommen worden, mit ihm schmachten noch Hunderte Kaiserjäger in Ostasien, doppelt beklagenswert, weil sie nicht nur Kriegsgefangene, sondern auch Oesterreicher sind.

Erwin L a n g schreibt:

Aus einer deutschen Zeitung ersehe ich, daß Du wieder eine Wochenschrift redigierst. Ich gebe Dir hier einen kleinen Beitrag:

Die deutsch - österreischischen Kriegsgefangenen in Sibirien sind ohne irgendeine wesentliche Vertretung. Es ist zwar nunmehr ein Schweizer Herr in — J a p a n , um einiges für sie zu tun. So schön dies ist, so fehlt diesem Herrn die Fähigkeit zu tatkräftiger Hilfeleistung. Herr G e r b e r , der reichsdeutsche Leiter der Hilfskommission für die reichsdeutschen Kriegsgefangenen, springt zwar da und dort hilfreich ein und leistet, was er, ohne seine eigenen Leute) zu verkürzen, für uns tun kann. Aber direkte Weisungen, irgend etwas für uns zu unternehmen, hat er von der österreichischen Regierung nicht, was unverständlich erscheint, da man doch in Oesterreich wissen mußte, wissen konnte und sollte, daß eine deutsche Kommission nach Wladiwostok abgehe, die auf die Bitte der Wiener Regierung vieles auch für uns hätte tun können, wenn man ihr nur einige Mittel zur Verfügung gestellt hätte. (Anmerkung des Herausgebers: In solchen Aktionen sollten die Oesterreicher praktische Anschlußpolitik treiben, statt eine armselige und unfruchtbare Selbständigkeitspolitik zu betreiben.)

Ich habe mit eigenen Augen Menschen, österreichische Soldaten, die alles den guten Bürgern Oesterreichs zum Opfer gebracht haben, vor Hunger umfallen sehen, ich sah hier österreichische Soldaten mit abgefrorenen Gliedern, nicht in Kleider, in Fetzen gehüllt. Ich habe die Marter des Wartens auf die Hinrichtung auf den Gesichtern Unschuldiger, Unbeschützter gesehen, als man 13 Leute grundlos erschoß. Es waren Ungarn in Krasnojarsk, August 1919. Wahrscheinlich weiß jemand den Grund und kann sich vorm Teufel rechtfertigen.

Nun bestünde die Möglichkeit, diese Märtyrer nach Hause zu schaffen, z. B. alle östlich des Baikalsees. Aber es gibt Leute, die diese Opfer nicht bringen wollen. In den ostasiatischen Zeitungen schreibt man: Wir begreifen es nicht, warum gerade den Leuten aus Oesterreich niemand zur Hilfe geschickt wird!

Shanghai, den 8. Juni 1920.

WLADIMIR BURTZEFF

Nach Gutschkow, Miljukow, Awalow Bermont werden wir in Deutschland nun noch mit dem Besuche eines vierten russischen Gespenstes beehrt, mit der Anwesenheit des Herrn Wladimir Burtzeff, und es gibt Leute in Berlin, die den fanatischen Deutschenfeind, der seit Jahren nichts hinter sich hat als die Unterstützung mancher Franzosen, so aufnehmen, als wäre Herr Burtzeff noch eine irgendwie wirkende Kraft. Er war immer ein ganz bornierter Dummkopf, freilich mit einer Spezialität: Er ist nämlich der Polizeiminister der russischen Sozialrevolutionäre gewesen. Als Kriminalist hat er eine gewisse Findigkeit in der Aufdeckung von Spitzeln, die sich als Revolutionäre gaben, betätigt, gewiß auch ein Talent, aber kein neidenswertes. Es gibt Russen, die meinen, Burtzeffs revolutionär-polizeiliche Schnüffelei habe zuweilen mehr Schaden als Nutzen angerichtet. Nicht einmal der große Polizeiroman Asew ist

noch richtig geschrieben worden, so verdienstlich die Entlarvung des genialen Halunken gewesen. Wehe aber, wenn die Polizeikommissare Politik auf eigene Faust treiben, auch die Polizeikommissare der Revolution.

Herr Burtzeff ist zeitlebens von allen Sozialisten, von Jaurès bis Viktor Adler, von Zeretelli bis Lenin, als brauchbarer kriminalistischer Spürhund gewürdigt, als Politiker belächelt worden. Nun hat der eitle Alte aber eine Broschüre geschrieben: „Ich verfluche Euch, Bolschewisten" und reist durch Europa, mit Vermeidung von Rußland, um seinen Bolschewistenfluch an den Mann zu bringen. Vorige Woche fluchte er in Berlin. In einem herzlich dummen Aufsatz, für den er — jetzt, wo alle Gründe der Vernunft für eine behutsame Behandlung der Bolschewiki sprechen — in der „Vossischen Zeitung" Unterstand fand, erzählt er, Deutschland habe schwer gesündigt, indem es im Herbst 1917 die Heimkehr Lenins begünstigte. Aber weshalb erinnert sich der vergeßliche Schwätzer nicht der Sünden, die erst den Aufstieg Lenins wirklich ermöglichten? Im Jahre 1917 wollte der Zar schon Frieden, er hatte Protopopow nach Stockholm geschickt, und im Sommer 1917 wartete Huysmans, der Sekretär der Internationale, Victor Adler, Karl Kautsky, Henderson, der Tscheche Smeral, der Ungar Weltner, der Pole Daszynski wochenlang in Stockholm, um gemeinsam mit den russischen Sozialisten eine rettende Aktion der Internationale zu unternehmen. Wer nicht kam, das waren die Freunde Burtzeffs. Dagegen ließen sie sich, von den Franzosen vollkommen eingewickelt, in eine neue Offensive in Galizien hetzen und dieses letzte Hinmorden Zehntausender russischer Männer gab Kerenski den Rest. Wahrlich, Deutschland hat Lenin nach Hause reisen lassen, aber erst die letzten, unverantwortlichsten Kriegshetzereien der Burtzeff und Krapotkin haben Kerenskis Sturz und Lenins Herrschaft begründet. Niemand, Herr Wladimir Burtzeff, hat so viel für Lenin getan wie die von Clemenceau angefeuerten und genährten russischen Kriegssozialisten. Wenn Sie fluchen wollen, Wladimir Burtzeff, dann fluchen Sie gefälligst sich selbst!

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

Das Tage-Buch / Heft 32 Jahrg. 1 / Berlin, 21. August 1920

H. N. BRAILSFORD
(LONDON)

DAS FIASKO DES VÖLKERBUNDES

H. N. Brailsfords, des klarsten Publizisten Englands, Meinung ist für uns auch deshalb wichtig, weil sie uns in der Ueberzeugung stärken muß, die Aufnahme in den Völkerbund mit aller Gelassenheit oder, wie Kaltblütige meinen, gar nicht anzustreben.

Während der amerikanische Senat selbstsüchtig darüber wacht, daß die Souveränität der Vereinigten Staaten durch Verwicklungen des Völkerbundes nicht gefährdet werde, drücken uns Europäer ganz andere Sorgen. Nicht der Völkerbund ist unser Alp. Wir sehen ganz im Gegenteil nichts in ihm, als den bleichen Schatten einer toten Hoffnung. Er kam nur halb lebend zur Welt, und die Abstinenz Amerikas nahm ihm das bißchen flackernde Leben von ehedem völlig. Während der letzten Kriegsjahre schien es der großen Mehrheit Englands ausgemacht, daß in irgendwelcher Form und in irgendwelchem Grade eine internationale Regierung notwendig geworden sei. Auf keine andere Weise, glaubten wir, könne dauernder Friede gewährleistet, auf keine andere Weise ein Gemeinschaftsideal, ein gesunder Ausgleich gleichberechtigter menschlicher Bedürfnisse den wirtschaftlichen Ambitionen der maritimen und kommerziellen Großmächte aufgezwungen werden. Nun wohl, in unserer alten Welt existiert jetzt tatsächlich eine Art internationaler Regierung. Sie ist im Besitz unwiderstehlicher Waffenmacht und wird durch eine kleine, geheime Exekutive kontrolliert. Aber diese internationale Regierung ist nicht der Völkerbund, sie ist der Oberste Rat der Alliierten. Als dieser Rat zum erstenmal konstituiert wurde, informell während des Krieges und formeller während der Friedenskonferenz, waren wir einfältig genug, anzunehmen, daß er eine vorübergehende Institution sei, nur für einen Zwangsfall improvisiert. Er würde, dachten wir, verschwinden, wenn der letzte Friedensvertrag unterschrieben wäre; dann würde endlich der Völkerbund den gewünschten Rang einnehmen.

Heute wird uns klar, daß diese Erwartung nie erfüllt werden wird. Der Oberste Rat denkt gar nicht daran, sich aufzulösen. Lloyd George bekannte das, wenn auch mit ziemlich dunkeln Worten, in seiner letzten Parlamentsrede; und der „Temps" hat seine Ausführungen in einem inspirierten Kommentar noch bekräftigt. Die drei Premierminister werden sich auch weiterhin in kurzen Zwischenräumen treffen, und bei diesen Assemblées oder in den weniger formellen Zusammenkünften der Sekretäre des Triumvirats werden morgen wie heute die Entscheidungen gefällt werden, die das Schick-

sal der alten Welt bestimmen. Der Oberste Rat scheint bestimmt zu sein, jede andere internationale Institution zu überwuchern, ja, sogar die ältere diplomatische Maschine außer Aktion zu setzen. Sogar die Wiedergutmachungskommission, die durch den Versailler Vertrag mit diktatorischer Gewalt über das Wirtschaftsleben Mitteleuropas ausgestattet wurde, ist in den letzten Zusammenkünften Lloyd Georges und Millerands, noch ehe sie ein eigenes Leben entfalten oder eine einzige Entscheidung treffen konnte, beiseite geschoben worden. Die drei (oder in den meisten Fällen sogar nur zwei) Premierminister sind es, die jene schicksalvollen Arrangements getroffen haben oder treffen werden, mittelst deren die Entschädigungssumme aus Deutschland herausgepreßt werden soll. Sie und nicht die Brüsseler Konferenz des Völkerbundes werden die internationale Anleihe herausbringen, und man hört ohne jedes Erstaunen, daß Herr Poincaré aus einer Kommission ausgetreten ist, deren Funktionen der Oberste Rat stillschweigend usurpierte.

Eine fernere Konsequenz dieser neuen Regierungsmethode ist, daß das britische und in geringerem Grade auch das französische Auswärtige Amt ganz in den Hintergrund geschoben sind. Den Staatssekretären des Auswärtigen Amtes mit ihrer gewaltigen Maschinerie und ihrer ehrwürdigen Tradition bleibt nur das Geschäftsmäßige in den Beziehungen zu anderen Staaten. Diese Evolution vollzieht sich in einer Richtung, die in der britischen Politik, seitdem Herr Lloyd George sich zum Premierminister gemacht hat, immer bemerkbar gewesen ist. Wir nähern uns dem amerikanischen Exekutiv-System. Herr Lloyd George weigerte sich von Anfang an, das Unterhaus als übergeordnet anzuerkennen, und er ist jetzt in seinen Beziehungen sowohl zum Parlament als zu seinen Kabinettskollegen eher einem amerikanischen Präsidenten als einem britischen Premier zu vergleichen. Seine privaten Sekretäre üben die Funktionen aus, die in alten Tagen dem Auswärtigen Amt zugefallen wären. Es ist das eine immense Verstärkung seiner persönlichen Autorität; und in unserem überaus lenksamen und ineffektiven Parlament fehlt das Gegengewicht, das die amerikanische Verfassung im Senat geschaffen hat.

Was den Völkerbund anbetrifft, so führt er ein bescheidenes Schattenleben als stille Magd des Obersten Rates. Er hat noch nichts aus eigener Initiative vollbracht und ist offenbar auch gar nicht darauf berechnet. Man gestattet ihm, sich mit einigen minderwichtigen Dingen zu befassen, — zu triviale oder zu offensichtlich akademische Dinge, als daß sie die beschäftigten Diktatoren unseres Kontinents interessieren könnten. Man hat ihm erlaubt, sich mit der humanen Aufgabe zu befassen, wie man dem Typhus in Polen beikommen

könne. Auch durfte er Einladungen zu einer Finanzkonferenz, die das wirtschaftliche Chaos Europas diskutieren sollte, ergehen lassen; aber nur, um zu entdecken, daß die Premierminister alle Entscheidungen über die Idemnität und die Anleihe, die unser wirtschaftliches Leben für Jahre hinaus bestimmen werden, schon getroffen hatten. Er ernennt jetzt ferner eine Kommission, um über Abrüstung zu debattieren; aber man braucht kein Zyniker zu sein, um vorauszusagen, daß diese Kommission nichts zuwege bringen wird als einen neuen, mehr oder weniger wertvollen Beitrag zu der theoretischen Literatur semioffiziellen Pazifismus'. Der Völkerbundsrat scheint sich über seine Stellung im klaren zu sein und gibt kein Zeichen einer unbequemen Neigung zur Unabhängigkeit. Er diskutiert nur solche Materien, die der Oberste Rat ihm freundlichst überläßt. Er hat, kurz und gut, seinen Rang als untergeordnete Körperschaft akzeptiert. Man hat ihn klüglicherweise auch schon so zusammengesetzt, daß seine Lenkbarkeit nicht in Frage steht. Arthur Balfour hat hier seine Ruhestellung gefunden, so wie er sie andernfalls im Oberhaus erhalten hätte; weder er noch Monsieur Bourgeois sind das, was Lloyd George „Männer von Stoß- und Sprungkraft“ nennen würde.

Es gibt noch andere Anzeichen dafür, daß es die Absicht unserer Beherrscher ist, die militärische Allianz der Sieger zu verewigen und sie zum wahren Regierungsorgan der alten Welt zu machen. Der türkische Vertrag enthüllt diese Absicht nahezu in jedem Artikel. Man kann diesen Vertrag aus verschiedenen Gesichtspunkten kritisieren. In seiner Behandlung der türkischen Rohstoffquellen, insonderheit des Petroleums, bekennt er sich offen zur Räuberei. Er zwingt Frankreich gegen dessen Willen zur Uebernahme des syrischen Mandats, während er die Armenier, die nach einem Mandat verlangen, herren- und schutzlos läßt. Gäbe es in Erzerum Petroleum, so würde Lloyd George den Schrei dieses gemarterten Volkes wohl gehört haben. Dieser Vertrag brüskiert die Gefühle der Muselmanen in höchst gefährlichem Grad, aber er verletzt nicht weniger die humanen christlichen Sympathien. Er hat Griechenland in dem Umfang einer Großmacht aufgeschwemmt, hat die Herrschaft dieses Landes über fremdrassige Majoritäten stipuliert, und das alles hauptsächlich nur darum, weil Griechenland, als kleine Seemacht, unter dem klugen aber autokratischen Veniselos, wohl verstand, daß sein Interesse am besten gewahrt sei, wenn es sich die Gunst der größeren Seemächte zu erringen verstehe. Darüber hinaus scheint dieser Vertrag aber auch bestimmt, ein Fetzen Papier zu bleiben. Die ganze asiatische Türkei protestiert gegen ihn und will sich mit Waffen seiner erwehren. Es wird, wie Nitti voraussagt, einen neuen Krieg kosten, ihn durchzusetzen, und zu solchem Krieg haben die Alliierten weder

Mittel noch Lust. Nichts aber ist so bezeichnend für den gegenwärtigen Geisteszustand der Alliierten, als diejenigen seiner Bestimmungen, die darauf ausgehen, die politische Kontrolle der Alliierten zu verewigen. Die Triumvirn haben ihre Oberherrschaft über die Türkei für lange Zeit hinaus gesichert. Die finanzielle Kontrolle, die sie eingesetzt haben, wird zwar wahrscheinlich niemals ausgeübt werden, denn sie setzt voraus, daß die Türkei zuvörderst erobert und zu absoluter Unterwerfung gezwungen werde. Nichtsdestoweniger liegt die Absicht klar zutage. Diese Finanzkontrolle, die das Recht haben soll, gegen jede Steuer, jedes Finanzgesetz und jedes Budget Einspruch zu erheben, wischt den letzten Schatten türkischer Unabhängigkeit weg und legt die tatsächliche Souveränität in die Hände Englands, Frankreichs und Italiens. Es bedarf keiner Anstrengung, zu beweisen, daß die drei Mächte, die zusammen die Finanzen und Eisenbahnen beherrschen und das Offizierkorps der türkischen Gendarmerie stellen, unvermeidlich auch über all ihre natürlichen Hilfsquellen, soweit sie durch Konzessionen ausgebeutet werden können, verfügen. Diese drei Mächte und keine anderen sind es auch, die nach dem Willen dieses Vertrages die See- und Landstreitkräfte der Meerengen stellen werden. Diese Klausel ist interessant, nicht nur, weil sie die übrige Welt ausschließt, sondern noch mehr, weil sie eine prästabilierte Harmonie zwischen den drei Herrschermächten voraussetzt. Der Vertrag errichtet in der Türkei eine kniffliche internationale Maschinerie — für die Meerengenpolizei, für die Finanzkontrolle, für die Justizreform, für die Gendarmerieorganisation und für den Schutz der Minoritäten. Kein Deut dieser ungeheuren Arbeit soll vom Völkerbund getan werden. Keine dieser Kommissionen soll ihm verantwortlich sein. Der Völkerbund ist in allen wichtigen Dingen so absolut ignoriert, daß man geradezu erstaunt, gelegentlich doch einmal über eine Erwähnung seiner Existenz zu stolpern. Seine Einwilligung soll notwendig sein, ehe die Meerengen geschlossen werden, und er soll „zu Rate gezogen werden" wegen der Arrangements zum Schutze der Minderheiten. Das ist alles. Die wahre Idee dieses Vertrages ist eben von Anfang bis zu Ende, die drei siegreichen Großmächte Westeuropas, verbunden durch irgendwelche formelle oder informelle Militärallianz, ihre Diktatur über mehr als die Hälfte der bewohnten Erde auch fernerhin ausüben zu lassen.

Es mag gesagt werden, daß gar kein Unterschied sei, ob die Macht nun beim Obersten Rat der Alliierten oder beim Völkerbundsrat liege. In gewissem Sinn ist das richtig. Die Leute, aus denen der Völkerbundsrat sich zusammensetzt, sind Vertreter der alliierten Regierungen, und seine Verwässerung mit neutralen Stimmen mag ver-

mieden werden. Die Vereinigten Staaten haben sich selbst ausgeschlossen, während Deutschland, Rußland und die kleineren Exfeinde verbannt sind. Die eine Institution wäre also nur ein Spiegelbild der andern. Aber des Bundes gegenwärtige Zusammensetzung ist nicht notwendigerweise dauernd. Es können stärkere Persönlichkeiten in den Rat delegiert werden. Deutschland wird, wie man uns versichert, früher oder später zugelassen werden. Die Versammlung mag späterhin einmal, trotz der unverhältnismäßig starken britischen Stimmenzahl, fortgeschrittenere Vertreter europäischer Zivilisation wählen als den Griechen oder Spanier. Er mag schließlich eines Tages den Vorschlag der Schweizer Regierung annehmen, der darauf abzielte, den Bundesrat selbst zu einem gewählten Parlamentskörper zu machen und die Auswahl des Rates nicht in die Hände der Regierungen zu legen, die ihn heute ernennen, sondern in die Hände der Gesamtversammlung. Und außerdem: der wirkliche Unterschied zwischen dem Obersten alliierten Rat und dem Völkerbundsrat sitzt sogar noch tiefer. Die Verfahrensart des Völkerbundsrates ergibt sich aus dem Vertrag, der ihn in quasi richterlicher Stellung über die ganze zivilisierte Welt setzt. Der Alliiertenrat aber ist, ganz im Gegensatz dazu, nichts als ein Komitee zum Ausgleich und zur Beförderung der Interessen Frankreichs und Englands. Beide Definitionen mögen etwas roh erscheinen. Die Mitglieder des Bundesrats wären Uebermenschen, wenn sie ihre nationalen Interessen und Vorurteile ganz verleugnen könnten. Der Alliiertenrat seinerseits wird wahrscheinlich der öffentlichen Meinung zivilisierter Menschheit überall da gern entgegenkommen, wo seine Nationalinteressen nicht allzu heftig nach anderer Richtung ziehen. Nichtsdestoweniger bleibt die bedeutungsvolle Tatsache bestehen, daß der Bundesrat letzten Endes darauf ausgehen wird, sich zum obersten Ausdruck eines desinteressierten Weltgewissens zu machen, während der Alliiertenrat aus drei Männern zusammengesetzt ist, deren Absicht notwendigerweise darauf gerichtet sein muß, ihre Wähler oder mindestens die herrschenden Klassen ihres Landes zu befriedigen. Der Bundesrat, sofern er im Rahmen des Vertrags arbeitet, hat als obersten Zweck die Erhaltung des Friedens. Der Alliiertenrat wird sich schwerlich über die viel konkretere und begrenztere Absicht erheben können, die drei alliierten Mächte zu stärken und zu vergrößern.

Dies bedeutet in der Praxis, daß jede Angelegenheit fortgesetztem Markten ausgeliefert sein wird. England wünscht Petroleum, Italien wünscht Kohle. Frankreich wünscht vor allem die Entwaffnung und letzten Endes vielleicht die Spaltung Deutschlands. England wünscht seine früheren Handelsbeziehungen mit Mitteleuropa und Rußland

wieder aufzunehmen. Frankreich träumt von seinen Finanzanlagen im alten Zarenreich. England hat gewisse Seestaaten, vorzugsweise die baltischen Republiken, unter seine Schwingen genommen, weil sie die Meeresküste beherrschen und sowohl für Handels- also auch für Blockadezwecke nützlich sind. Frankreich stützt sich auf die kleineren kontinentalen Landmächte, die als militärische Hilfe von Betracht sind, namentlich auf Polen. Für Italien sind, nach der Adria, seine Furcht vor Bankerott und vor Revolution die beherrschenden Motive. Jede Entscheidung des Obersten Rates wird nur durch verwickelte Feilscherei erzielt werden, durch Kuhhändel, in denen alle diese und viele ähnliche Erwägungen eine Rolle spielen. Es gibt keine gemeinsamen Motive, wie etwa die Erhaltung des Friedens. Es gibt keinen Verstand, der die Erwägungen leitete. Jeder spielt für sich selbst, und die stärkere Leidenschaft siegt. Lloyd George ist fernerem Krieg mit Rußland abgeneigt, aber noch mehr kümmern ihn die Petroleumquellen Mesopotamiens, die einem Geheimvertrag zufolge eigentlich an Frankreich hätten fallen sollen. Frankreich seinerseits scheint, mehr als an diesen Quellen, an sofortigen kriegerischen Unternehmungen gegen Rußland zu liegen, und so lief die ganze Sache darauf hinaus, daß Polen gestattet wurde, seine Offensive gegen Rußland loszulassen und daß Lloyd George dafür sein Mesopotamien bekommt.

Es scheint beinahe exzentrisch, in einer so zynischen Welt daran zu erinnern, daß über den russisch-polnischen Krieg auch der Völkerbund eigentlich etwas zu sagen haben sollte. Es ist nicht nötig, daß ich meine eigenen Anschauungen darüber wiederhole. Mir scheint dieser Krieg ein ungeheuerlicher und klarer Angriff, ein viel unbestreitbarerer Fall als der große Krieg selbst. Polen hat wiederholte Friedensanerbieten Rußlands zurückgewiesen; ebenso hat es einen Waffenstillstand, der ihm gestattet haben würde, ein russisches Gebiet von 150 000 Quadratmeilen okkupiert zu halten, abgelehnt. Es hat keinen Schatten eines ethnographischen Anrechts auf die Lande, nach denen ihm gelüstet. Noch verstärkt wird der Kriegsschrecken dadurch, daß beide Kombattanten unter der Bürde dauernder Aushungerung und weitausgebreiteter Epidemien leiden. Polens Unredlichkeit erscheint noch schlimmer, wenn man bedenkt, daß es seinen Erfolg (wenn es je Erfolge erringen könnte) einzig und allein der Hilfe französischer Offiziere und Kanonen, britischer Munition und amerikanischer Kredite verdanken würde. Folge, wer auch immer siege: noch mehr Verwüstung, noch mehr Typhus, noch mehr Hunger und jahrelange Verzögerung von Rußlands Gesundung. Dennoch steht der Völkerbund dieser Aussicht machtlos und schweigend gegenüber, und die britische Regierung hat formell abgelehnt, die

Maschinerie des Bundes in Bewegung zu setzen. Der tatsächliche Grund ist natürlich entweder, daß Downing Street wirklich denkt, Marschall Pilsudski könne je Erfolg haben, wo Denikin scheiterte, — was ich nicht glaube; oder aber, wahrscheinlicher: daß sie durch verschiedene Kuhhändel mit Frankreich verpflichtet ist, Polen und die Ukraine als französische Interessensphäre zu betrachten. Aber noch entmutigender als dieser innere Grund ist der äußere; denn er erreicht das völlige Scheitern der elementarsten Hoffnungen, die auf den Völkerbund gesetzt wurden. Der Bund, wird uns gesagt, kann deshalb keine Notiz von diesem Krieg nehmen, weil er nicht in der Lage wäre, „effektive Aktionen" zu seiner Beendigung zu unternehmen. Es ist schwer, dieser offiziellen Verlautbarung einen klaren Sinn zu unterlegen. Der Bund hätte beide Kombattanten auffordern können, das Feuer einzustellen und ihm ihre Sache klarzulegen. Wer immer das verweigert hätte, würde sich selbst ins Unrecht gesetzt haben. Wenn der Bund dann die Blockade des Widersetzlichen verlangt hätte, wäre das nicht eine sehr effektive Aktion gewesen? Aber Polen würde sich zweifellos nicht widersetzt haben, wenn die Alliierten ihm angeraten hätten, sich ruhig zu verhalten. Und wäre Rußland widerspenstig gewesen, so wäre den Alliierten diese Wendung, die ihren harten Maßnahmen eine moralische Sanktion verliehen hätte, sicher nicht einmal unwillkommen gewesen. Die Episode macht also, wenn man sie analysiert, nichts anderes klar, als daß der Völkerbund nicht in der Lage ist, in irgendeinem Krieg, den die Alliierten geführt sehen möchten, zu intervenieren. Unter der alliierten Weltregierung, kurz und gut, ist Krieg ein ebenso normales, ebenso fatales und ebenso unentrinnbares Elend, als es vor 1914 war, und unsere Sache ist unendlich viel schlimmer daran, weil er die Welt nicht mehr so aufregen wird wie bisher.

Es gibt natürlich eine Protestbewegung dagegen. Lord Robert Cecil kämpft tapfer für die Ideen des Bundes. Herr Asquith, ein rezeptiver Kopf, folgt ihm und ruft nach Auflösung des Alliierten Rates. Die Arbeiterschaft, müde des ganzen betrügerischen Spieles, hat sich ihrerseits ebenfalls zu direkter Aktion entschlossen und hemmt den Munitionstransport nach Polen. In einigen Jahren, wenn Englands jetzige Parteien-Koalition zerbrochen sein wird, werden Arbeiterschaft und liberales Bürgertum in einem Kampfe zur Wiedererweckung des Bundes sich vereinigen, aber ihre Hilfe wird zu spät kommen. Wenn eine Institution verächtlich geworden ist, weil sie sich zur Verkörperung offizieller Heuchelei gemacht hat, dann kämpfen Idealisten vergebens, sie wieder zu beleben. Europa wird tatsächlich durch die Allianz regiert werden, bis die Allianz in sich selbst zusammenbricht.

Die georgische Republik ist in diesen Tagen auch von Deutschland, das schon den Gesandten für Tiflis ernannt hat, anerkannt worden.

Länger als ein Jahr bemühten sich in Paris die Friedensdelegationen der transkaukasischen Republiken um die Anerkennung der Unabhängigkeit ihrer Staaten — glücklicherweise nicht vergebens: Sie haben nun ihr Ziel erreicht. Der Entente — insbesondere Frankreich — fiel es sicherlich nicht leicht, einen Schritt zu unternehmen, den die Vertreter der russischen Reaktion als schweren Schlag empfinden müßten. Aber die schweren Schläge, die die Roten letztens an Denikin erteilten, zwangen wohl die Entente einzusehen, daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, den Randstaaten des ehemaligen Zarenreichs das Leben nicht allzuschwer zu machen, vor allem den transkaukasischen Republiken, die den Roten den Weg nach Vorder- und Zentralasien versperren. — Langsam kam die Anerkennung; ob sie auch gut gekommen ist, d. h. unter welchen Bedingungen sie vollzogen wurde — darüber liegt noch nichts Bestimmtes vor. Eins ist aber außer Zweifel: Zu einer aktiven Teilnahme an einer neuen Militärintervention der Entente gegen Sowjetrußland haben sich diese Republiken sicherlich nicht verpflichtet. Im übrigen: der bolschewistischen Flut einen Damm vorsetzen, einem weiteren Vorrücken der Roten Widerstand leisten — dies ist ja eine Lebensfrage für die transkaukasischen Republiken selbst. Zu diesem Widerstand dürfte in hohem Grade speziell Georgien vorbereitet sein, dem es unterdessen gelungen ist, eine reguläre Armee zur Verteidigung des Landes heranzubilden und sie auch gut auszurüsten. Erst kürzlich lieferte Italien auf Bestellung der georgischen Regierung eine vorzügliche Ausrüstung für 40 000 Mann der georgischen Nationalgarde.

Die Anerkennung der Souveränität der transkaukasischen Republiken wird jeder Demokrat, jeder, dem das Selbstbestimmungsrecht der Völker keine leere Redensart ist, von Herzen begrüßen.

Ueberaus interessant sind die kaukasischen Völker, die nun ihre staatliche Unabhängigkeit erlangt haben! Georgien hat übrigens bis 1801 als unabhängiger Staat Jahrtausende hindurch existiert. 1783 schloß es einen Schutzvertrag mit Rußland gegen die Türkei und Persien und wurde nach 18 Jahren von Rußland einfach annektiert. Wem die russischen Zaren Hilfe angedeihen ließen, mußte daran sterben! Nach einer Unterbrechung von 120 Jahren hat nun Georgien jegliches Fremdjoch von sich abgeschüttelt.

*

Wie kein anderes Land in der Welt weist der Kaukasus einen gewaltigen Reichtum an Volksstämmen, eine Buntscheckigkeit der Bevölkerung auf, die den Beobachter geradezu verblüfft. Es sind dies Nachkommen wenig erforschter Völker Asiens, die im grauen Altertum auf ihren Wanderungen nach Europa in den kaukasischen Gebirgen Rast machten und beim späteren Abmarsch nach dem Westen und Norden kleinere Gruppen ihrer Volksgenossen an den Rastplätzen hinterließen, wohl aus militärischen Gründen: um nötigenfalls die Rückzugslinie frei zu behalten. Diese reich bewegten Völkerwanderungen früherer Jahrtausende haben uns auf dem Kaukasus lebendige Völkersplitter hinterlassen, deren tiefeingewurzelte kriegerische Traditionen, ungemein komplizierte Sprachenlaute und Schriftzeichen, Sitten und Gebräuche eine Fülle unergründeten geschichtlichen Materials bergen und bei näherer Erforschung wohl manche Aufschlüsse über Vorgänge und geschichtliche Zusammenhänge des grauen Altertums geben könnten. Dieses Forschungsgebiet liegt noch ziemlich brach. Der Zarismus hatte ein Interesse daran, jede Eigenart der „Fremdvölker" zu töten; im nationalen Gefühl der kaukasischen Völker sah er (von seinem — allerdings verwerflichen — Standpunkt aus mit Recht) eine Bedrohung seiner Machtstellung gegenüber Persien und der Türkei. Und so kam es, daß das georgische Volk, daß seit 2000 Jahren ein hochentwickeltes nationales Leben aufweist, nicht nur keine einzige georgische Hochschule besaß, — auch die unzähligen Gesuche, in Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, oder sonstwo in Kaukasien wenigstens eine russische Hochschule zu errichten, wurden rundweg abgeschlagen. Selbstredend ging es den Armeniern nicht besser. Nun ist es heute anders geworden!

*

Die Georgier und die Armenier gehören zu den ältesten Kulturvölkern, die der Neuzeit erhalten worden sind. Als Zeitgenossen der alten Aegypter, Meder und Assyrer haben sie wie diese am Kulturaufbau der Menschheit tätig mitgewirkt. Weniger erforscht ist die geschichtliche Vergangenheit des tatarischen Volkes. — Die tatarische Republik Aserbeidschan umfaßt die östlichen Teile des Kaukasus, das Naphthagebiet Baku eingeschlossen, mit über 4 Millionen Bewohnern. Die armenische Republik zählt zirka 2 Millionen Bewohner, ist aber weit ausgedehnter als ihre beiden Schwesterrepubliken. Georgien umfaßt die zentralen und südwestlichen Teile des Kaukasus, die Gouvernements Tiflis, Kutaïs, Suchum, Batum u. a. Die Gesamtfläche Georgiens beträgt

102 592 Quadratkilometer, die gesamte Bevölkerung (nach der Volkszählung von 1916) 3 448 000 Seelen.

*

Als Bestandteil des russischen Reiches nahm Georgien regsten Anteil an der Freiheitsbewegung der Völker Rußlands. Die hervorragende geistige Rolle der georgischen Intellektuellen im öffentlichen Leben Rußlands machte sich immer mehr und mehr geltend, und in den letzten 15 Jahren waren eben die georgischen Parlamentarier die hervorragendsten Führer der gesamtrussischen Freiheitsbewegung. Georgier waren es, die in allen vier Reichsdumas die glänzendsten Attacken gegen das alte Regime geleitet: Shordania (gegenwärtig georgischer Ministerpräsident), Ramischwili, Gomarteli, S. Dshaparidse in der 1. Duma; A. Dshaparidse (†), Dshugeli (†), Irakli Tseretheli in der 2. Duma; Tscheïdse und Gegetschkori in der 3. Duma; Tscheïdse und Tschenkeli in der 4. Duma. Ihr Mut, ihre Ausdauer und Reife des Urteils trugen dazu bei, die russische parlamentarische Tribüne zum Brennpunkt des öffentlichen Leben Rußlands zu machen. Sie waren auch die weitestschauenden Männer in den politischen Kämpfen des Landes — und die entschiedensten Gegner des Bolschewismus!

Das Unglück Rußlands — und wohl auch nicht Rußlands allein — war es, daß diese Männer im Herbst 1917 das Feld räumen mußten dem siegestrunkenen Pöbel der bolschewistischen Demagogie, einem Trotzky, einem Radek, einem blutrünstigen Sadisten Sinowjew, dem perversen Henker Dsershinsky. Um von der Meute nicht gelyncht zu werden, verließen Tseretheli — das verköperte Märtyrium der Freiheitsbewegung des Landes —, Tscheïdse und Tschenkeli Rußland und gingen in ihre engere Heimat zurück. Aber dort wurden sie in jubelnder Freude begrüßt; dank ihrem tatkräftigen Eingreifen wurden in Georgien ohne Anwendung brutaler Gewalt die Giftnebel des Anarcho-Bolschewismus verscheucht und die politische Ordnung verwirklicht, für die die Edelsten des Landes Generationen hindurch ihr heißes Herzblut bisher vergebens hergegeben hatten.

Den jungen transkaukasischen Republiken sei eine blühende Zukunft beschieden!

Ich habe mir von allen Zeichnungen aus der Kriegszeit nur ein Bild zurückbehalten. Es war so einleuchtend. Es stammt von dem französischen Zeichner Faber und stellt Falkenhayn dar. Es erschien im „Matin". Ich wurde seiner im Jahre 1917 in Serbien habhaft. Jeder zweite serbische Bauer hat nämlich eine Tochter, die den „Matin" liest; übrigens auch den Voltaire im Urtext, Pariser Ausgabe. Und nun der Fabersche Falkenhayn:

Dem Boche mangle es an Einbildungskraft. Kein Mißverständnis des Westeuropäers war befremdender als dies; denn die sprichwörtliche Dichter- und Denkerinnigkeit, das metaphysische Solo war einst dem deutschen Kopfe von derselben Seite geradezu dekretiert worden, die es ihm heute bestreitet. Und man muß in Rechnung stellen, was der Westländer unter Metaphysik versteht; nicht die Realität der höheren Denkebene, sondern das Wirre, verstandesmäßig Unzüchtige, das Irreale, die Wucherung der ungehemmten geistigen Tätigkeit. Der Deutsche war bis zum Augenblicke, da er von einer peripheren zu einer zentralen Figur der europäischen Gesellschaft wurde, ein unnützer und kurioser Träumer. Als die Ergebnisse dieser wüsten vulkanischen Tätigkeit ihm eine Philosophie und die ethischen Elemente einer rein praktischen Lebensfähigkeit lieferten, war die geheimnisvolle Arbeit vergessen, die den fertigen Menschen in seiner „Fertigkeit" entschuldigen müßte; für den Augenschein verblieb der mechanische Deutsche, der ohne Phantasie und mit viel guter Rechnung die beispiellosen Erfolge des Technischen erzielt hat. An die Stelle in der westlichen Vorstellung, die der faustisch verwilderte Professor mit unreinem Vollbart eingenommen hatte, war der „Preuße" getreten. Der Franzose liebt es, bald im klaren zu sein; er hat keinerlei Mystik, er fühlt nicht das vielsagende Geheimnis im Unausgeglichenen alles Organischen. So wurde ihm und dem Engländer „le Kaiser" eine platonische Idee, er abstrahierte zugunsten des Preußen von den übrigen Möglichkeiten des unendlichen Deutschtums. Das ist eine Praktik, die Entzückendes schafft; so übersichtlich, fertig und problemlos wird das Leben, so brauchbar, heimlich, geschlossen. Zu den Ereignissen des Weltkrieges, zur Vollkommenheit der Zeitkräfte, zur gescheitesten Bemerkung gehört zum Beispiel auch der Kopf Falkenhayns, den der französische Zeichner Faber aus Buenos Aires hergestellt hat. In ihm ist der Weltkrieg erklärt; aber erst, wenn dieser tückisch gesehene Kopf, diese allerfeinste gallische Bosheit in dem Zimmer eines deutschen Liebhabers hängt.

Dieser Kopf, eine bestialische Karrikatur, wirkt einigermaßen edel, jedenfalls rassig, was als Spott und Hohn getürmt ist, wirkt als

ruchlose Größe. Die Karrikatur ist nicht linear, sondern räumlich; eben das Stereometrische ist übertrieben, der Kopf steht kalt im Raum, der Blick pocht förmlich an seine hohle Eckigkeit, in die Zahlen, Grundsätze, Vorurteile, trockene Willenskräfte gelagert sind. Der Kopf *ist* Raum, ein gewöhnlicher, der allergewöhnlichste Imperialismus, jener, der Raum, viel Raum verlangt. Die elliptischen, zylindrischen, konischen, prismatischen Elemente, aus denen er besteht, sind nicht das Mittel eines vielleicht volkstümlichen Kubismus, sie liegen gar nicht, will der Künstler, im Subjekt, sie liegen ganz im Gegenstand; der Künstler erinnert sich fern an die „tête carrée" der öffentlichen Meinung vom Deutschen, die er noch etwas verschoben, verplattet, übertrieben hat. Die Geometrie hockt im Gegenstand. Er ist das schlechthin Phantasielose. Der Kopf ist zuerst einmal der Junker, die reservierte Person, die „Kaste". Kaste ist auch ein Raumbegriff. Dann der Mann, der ganz konzentriert ist, knapp, übersparsam, obwohl er tüchtig im Raume herrscht; der aber doch aus nichts besteht, nämlich nur aus Gesinnungsziegeln, ohne Anmut und Schöpfergabe; der unendlich hart und stark ist, aber doch kein Organismus, nur eine kristallisierende Kraft. Wie sich der hohe Stehkragen unter dem Kinn steift, gegen jede freundliche Regung panzerturmkurvig sträubt! Wie der Schädel, nein, kein Schädel, eine Kalotte, sich gegen jede feinere Menschlichkeit wölbt! Es ist kein Zwei-Err-Pi-Schädel, ein manifestiertes Zahlenverhältnis, man merkt ihm an, wie er von Lorgarithmen der Verpflegung und des Aufmarsches ins Leben strotzt; in den Falten verlaufen die Projektionen aller sinnlichen Weltkräfte, die graphische Darstellung eines tierischen Dynamismus gliedert sich zum Mienenspiel. Durch das Monokel, einen Kreis, eine plane Scheibe, sieht sich die Welt wie durch die Ludolfische Zahl; sie verleiht Haltung, wird zum Charakterzug, bedeutet die mathematische Korrektheit des Weltbildes. Der Künstler aber ist zu viel Franzose, als daß das Gemeine, das in diesen Zügen und Proportionen zum Ausdruck kommen soll, das hoch entwickelt Barbarische, das Anstößige nicht im Stil unterginge und interessant würde; interessant zumal für den, der beides erkennt, die vom Künstler unerkannte Tiefe dieses Schädelraumes und die Produktion, die aus dem Irrtum des Künstlers wie aus gutem Dünger keimt.

Denn nun hängt der Kopf im deutschen Zimmer und wird wahr; wahr nämlich in der deutschen Erkenntnis. Es gibt keine intellektuellen Laster, die, dem Deutschen vorgeworfen, nicht stimmten; er ist in der Tat oft eine wandelnde Regeldetrie. Er hat, in seiner runden Menschlichkeit, alle Laster der Welt und nur eine einzige Tugend: seine Einbildungskraft. In eben dieser wieder alle Laster,

auch die Pedanterie. Münchhausen ist ein Mathematiker, sacré, er ist beinahe ein Franzose.

Der Franzose sieht alles am Deutschen, nur eben dies nicht, daß er auch ein Franzose ist; und hat doch nichts anderes an ihm bemerkt, als dies, was französisch ist. Denn jener Falkenhayn ist durch und durch französisch. Er ist frankomorf. So klar wie dieser Falkenhayn ist der Deutsche nicht!

Der Franzose hat ihn ohne Beiwerk mit blendender Reinlichkeit in Flächen eingewickelt, durchdringend, schroff, nun ist es ein Diamant der Darstellung, ein spiegelndes schwarzgewichstes Luder von Ausdruck. Nein, in diesen absoluten Kristallen kommt der Deutsche nirgends vor, er verkörpert sich niemals so rein. Der Franzose hat recht, so ist der Deutsche. Aber der Franzose weiß nicht, inwiefern er recht hat, denn der Deutsche ist nur so, weil er nicht so ist.

WICHARD v. MOELLENDORFF

GOLDSCHMIDTS MOSKAU

Das Moskauer Tage-Buch Goldschmidts ist in dem Augenblick erschienen, in dem die europäische Diskussion über Sowjetrußland auch in Deutschland begann. Wichard von Moellendorffs Bemerkungen zu Goldschmidts Buch weichen in manchen Punkten von der Meinung Alfons Paquets ab, der wir im letzten Heft Raum gaben. Der Leser des „Tage-Buch" wird die Synthese zu finden wissen.

Wäre dieses Buch eines aus einer zahlreichen Art, so würde ich mit seiner Besprechung warten. Denn es ähnelt dem Schaum auf einem stürmisch eingegossenen Glas Bier. Man zögert zu kritisieren, ehe die überzähligen Blasen platzen und ehe wenigstens ein Schluck der Flüssigkeit, der schon angekündigten wissenschaftlichen Arbeit desselben Verfassers, zu schmecken ist. Dann aber kostet und urteilt man doch; denn Autor und Verleger haben es eilig, mit Recht eilig: die Bolschewiki berühren unsere Grenzen; in dieser Stunde ist jeder Federstrich wichtig, auch ein flüchtiger, auch ein falscher.

Aber freilich, wer, wenn ich schätzen darf, in 8 Tagen 124 Druckseiten hinhaut, muß in Kauf nehmen, daß der Leser das merkt, und leider wird es viele Leser geben, die das ausschlachten. Wer wie ich aus vielerlei Anzeichen und aus der Wahrscheinlichkeit schließt, daß die böswilligen Karikaturen das junge Rußland gröblich verzeichnen, bedauert doppelt, daß die erste gutwillige Skizze seines Wesens zwar Liebe statt Haß, nicht aber immer Stärke statt Schwäche ausstrahlt. Ein paarmal läuft Goldschmidt die Galle über, kommt ihm, wie er

sagt, der Essig auf, geht ihm die Schwefelsäure hoch, wenn er sich an deutsche Minister und Privatbankiers erinnert: Recht so meinetwegen, aber ein Unglück jedenfalls, wenn eine verhaltene uneingestandene Gelbsucht den ganzen Untergrund eines Bildes bedeckt. Die rote Zeichnung steht auf den sauergrünen Blättern nicht zu ihrem Vorteil.

Oder irre ich mich? Sind Kontraste gewollt, die nur ich nicht mitempfinde? Nein, nichts ist gewollt außer Bericht; Goldschmidt behauptet glaubhaft von sich, er sei kein Tendenzhalunke. Nein, da wütet nicht Kitsch, sondern farbenblindes Fieber. Um so mehr wünschte ich, die Neuauflage brächte Gesundheit, Harmonie und Stil mit sich. Es ist schlechterdings unerlaubt, zwischen den Zeilen über rechtwinkliges, hartes, trocknes, pünktliches, preußisches Deutschtum vor Aerger zu bersten, wenn man in den Zeilen just dieses am Russentum vermißt, oder nebenbei Sätze wie die folgenden niederzuschreiben, die notfalls neben hunderttausend andern in einer Impression von Deutschland am Platze wären: „Ehe ihr nicht in Deutschland die Portemonnaieschnauze geschlossen habt, werdet ihr nicht glücklich sein. Ehe ihr nicht diesen schleichenden Betrug, diesen technisch verfeinerten Betrug, diesen Zirkulationsbetrug, diesen gesetzlich geschützten Betrug beseitigt habt, werdet ihr nicht glücklich sein . . . Auch in Rußland, in Sowjetrußland gibt es noch viele Blödigkeiten, Dummheiten und Schiefheiten, aber Großbanken gibt es nicht mehr. Denkt euch ein Land ohne Großbanken, ohne Privatgroßbanken, ohne Schnauzen, ohne den leisen Betrug, ohne die pestende Papierraschelei mit Zinsschwindel, ohne die kartothekisierte Wichtigtuerei mit Provisionsschwindel. Wenn nichts herrlich ist, das ist herrlich." Es lassen sich Bände gegen Deutschland und gegen Privatgroßbanken füllen, aber keiner wäre durch solche Stoßseufzer verziert, und in einer Impression von Rußland gehört es sich nicht, Deutschland, Privatbank, Antichrist obenhin zu identifizieren.

Ich verehre Lenin aufs höchste — hier paßt Goldschmidts Brille ganz zu meinen Augen —: „Er ist ein warmer Strom . . . Er ist das Beispiel . . . Er ist gar nicht mehr so sehr der Revolutionsführer wie ein Ausdruck des Volkswillens, der Volkssehnsucht, der Entwicklung." Und von ihm heißt es: „Er ist einer der besten Publizisten Rußlands. Seine Broschüren sind . . . klar, geschlossen in sich, prunklos und echt. Man braucht den Folgerungen nicht nachzugeben und wird sie doch loben. Sie sind unaufdringlich wie er selbst, der Mann mit der Riesenmacht aus dem Vertrauen des Proletariats und der simplen Lebensweise." Herzlich wünsche ich unsern Radikalen eben jene Leninsche Größe im kleinen (und unter anderem im Bankentadeln). Haben Lenin und Genossen irgendwelche Zutat nötig? Es gibt

Leute, die kennen „die Geschichte des russischen Branntweinmonopols, diese Saufgeschichte, diese Delirantengeschichte, die Geschichte eines Wahnsinns, mit dem der Staat sich finanzierte," und wenn man sie fragt, „weshalb nicht jetzt jedes Antischnapsblatt der Held diese Sozialtat, diese Ausrottungstat, diese Ernüchterungstat, diese Gesundungstat der Sowjetregierung anerkennt" (nämlich den Schnapsteufel verjagt zu haben), ja, dann antworten sie schüchtern, weil ihres Wissens diese Tat schon unter dem Zaren größtenteils getan worden ist. Und es gibt Leute, die verstehen etwas von Technik und wissen die Bereitschaft zu Seinsollendem an den russischen Wirtschaftern zu würdigen, aber wenn man ihnen als Beweisstücke auftischt „eine Werkzeugfabrik mit guten Maschinen, mit guter Leitung und mit guten Kräften, . . . Präzisionsresultate, wundervolle Millimeterarbeit, einfügbare, abgepaßte, angepaßte Stahlstücke, sauber geschnitten, prächtige Bohrer und dergleichen", so beklagen sie, daß künftigen Könnern — ich will mich sanft ausdrücken — dilettantische Hymnen auf Vorschuß gesungen werden.

Wenn Lenin und Genossen halten, was sie versprechen, dann bewähren sie sich als Meister des Rationalismus und der Mechanistik, über Rathenau und Taylor hinaus, als Befreier, weil Beherrscher: als Nachkapitalisten. Unsere Revolutionäre hängen an vorkapitalistischen, biedermeierigen, romantischen Attributen, an „wunder voller Millimeterarbeit und prächtigen Bohrern", während Stinnes längst bei Myarbeit und Automaten angelangt ist. Russische Revolution heißt, vier Uebermarxisten setzen sich an die Spitze von tausend Mitgerissenen oder Ueberwundenen. Deutsche Revolution heißt, zwanzig Marxisten und zwanzig Untermarxisten rennen, fuchteln, zetern einem Schwarm von sechzig wildgewordenen Philistern teils voran, teils hinterdrein. Goldschmidts Antithese sollte öfter Lenin-Däumig oder Lenin-Wissell als Lenin-Ludendorff oder Lenin-Erzberger lauten.

Bin ich also geneigt, viel Ballast aus Goldschmidts Ballon abzuwerfen, so bezeuge ich damit doch, daß ein Ballon da ist, den es lohnt, steigen zu machen. Und weil mir nun schon seit zehn Minuten ein Haufe hämischer Neugieriger über die Schulter glotzt, um aus Einwänden gegen Nebensachen Argumente gegen die Hauptsache zu erhaschen, will ich ein bißchen pathetisch werden: Die Nuß ist durchaus nicht taub, und ihr Kern ist bittermandelsüß wie die Wahrheit. Was ihr gar zu gern ableugnen möchtet, schwindelhaft schildert und noch schwindelhafter verschweigt, das reißt sich nun aus Dunst und Schwaden los und tritt gewaltig nüchtern von der Bühne auf die Straße. Eben weil Goldschmidts Beitrag das Objekt schmälert, kann man sich auf den Rest verlassen:

Moskau — Rückschlüsse auf die Dörfer verbieten sich — existiert; existiert jenseits von Konvention und Chaos. Der Papierrubel gilt, je nach seinem Provenienztermin, 1 bis 20 Papierpfennige. Der offizielle, billigste, jüngste, massenhaft reproduzierte Bolschewikenrubel bildet das Maß der Dinge, der Preise und Löhne: Ein Liter Milch kostet 500, der monatliche Arbeitgebergrundlohn 6 500, die für einen Seifenersatz ausgeworfene Prämie 25 000, der jährliche Haushalt einer Bürgerfamilie mehr als eine Million Rubel. Der Rentner wird nicht gezwängt, nicht blutig ausgerottet, nicht erschossen — wenn es einmal knallt, so ist es eine Munitionsexplosion oder eine Patrouillenspielerei gewesen —, sondern gleichsam durch die Notenpresse evakuiert. Alles, was sein war, Muße, Genuß, Tand, Luxus, vielleicht Leben, verdünnt sich, zerbröckelt, verduftet. Schon prägt sich eine nicht mehr bourgeoise öffentliche Miene aus. Auf den ersten Blick stutzt man vor dieser etwas schlampigen Sparagnes, auch wenn sie, was keinen Russenfreund überrascht, gelegentlich in Ekstase gerät. Auf den zweiten Blick entdeckt man die grausamen Spuren des Krieges, der hier bis auf den letzten Tropfen zehrt und saugt, bis zur letzten Faser quetscht und schiebt, bis ins Herz und Mark hinein verhärtet, versteint, verkalkt, freilich auch stählt. Auf den dritten Blick ist man versöhnt und entschlossen, der Feuerprobe zu vertrauen, die nun endlich bevorsteht.

Nicht nur, weil hüben in Mittel- und Westeuropa gar zu viel Torheit und Gemeinheit, gar zu wenig Geist und Seele thront, sondern weil drüben in Moskau Phantasie und Persönlichkeit keimt — nicht mehr, nur: keimt —, sind wir gewiß, daß unter der verwelkten Haut, hinter der ausgemergelten Larve, aus den Leichentüchern hervor robuste Göttinnen schreiten werden, die uns den kleinen Finger, denen wir die ganze Hand reichen. Das war die Frage: Ist Rußland tot oder lebendig? Mit Goldschmidt fühlen wir an Schutt, Asche, Unrat entlang brühwarm die Pulsschläge, hören durch 25 Prozent Sowjetbeamtinnen (in Petersburg) hindurch den Kontrabaß, erschauen über Zerstörung und Stagnation hinweg die Schöpfung des einen: Lenin. Wohl uns, wenn er im Tiefsten kein Mahomet, sondern ein Buddha ist. Einstweilen scheint es so, als ob er uns weder mit Schwert, Zündschnur, Pulverfaß, noch mit Doktrin und Schema bedrohen, sondern an unzulänglichen Sekretären und Journalisten vorbei Realien — darunter natürlich auch Bazillen — mit uns tauschen möchte. Nur zu: als Beipack zu Ponderabilien läßt sich, herüber und hinüber, das Imponderabile verfrachten. Ueberzeugend positive Wirtschaft ist uns willkommen. Negativen Sport verbitten wir uns. Es will noch einiges hinzugelernt sein, ehe übervölkerte Industrieländer sich moskowisieren.

STEFAN GROSSMANN

REINHARDT, UFA UND BERLIN

Dem Berliner Patrioten müßte dieses Sich-Abwenden Reinhardts zu denken geben. Ein armer, kleiner Schauspieler aus Oesterreich oder, wenn die Chronisten sprechen sollen, aus Ungarn, ist Max Goldmann nach einer kurzen, anonymen Wiener Periode in Berlin schnell zu einem sehr beachteten Darsteller bei Brahm vorgerückt, von Holländer zum Theaterdirektor gemacht worden, und heute, in verhältnismäßig jungen Jahren, in der Mitte der Vierzig stehend, Deutschlands stärkste Theaterkraft, Besitzer zweier Schauspielhäuser, Direktor dreier Bühnen. Ihm und seinem Bruder Edmund haben Berliner Bewunderer Hunderttausende; ja Millionen anvertraut. Sein Fortgehen würde Erschütterung der angesehensten deutschen Theater bedeuten. Auf seinem Rücken ruht das Zirkustheater, er wollte, er sollte, nur er konnte es tragen.

Kann er ein Lebenswerk, noch unausgebaut, im Stiche lassen?

Der Entschluß ist langsam in ihm erstarkt. Betroffen müßte sich der überzeugte Berliner fragen: Wie konnte dieser Fluchtgedanke entstehen? Wie ist es möglich, daß zwanzig Jahre glühenden Schaffens, grandiosester Erfolge, breitesten Wachsens so wenig Bindungen schaffen? Kann man hier zwanzig Jahre leidenschaftlich und schöpferisch wirken und doch so schwach im Sande der Mark wurzeln, daß einen ein Winter des Mißvergnügens schon losreißen kann vom Manneswerk?

Der Berliner Patriot, wenn er noch existiert, nicht seine Kopie aus Kattowitz und Breslau, müßte stutzig werden. Dieses Sich-Abwenden Reinhardts bedeutet eine der bittersten Niederlagen Berlins. Es ist nicht die erste. Wie Richard Strauß von Berlin schied, nach Wien floh, in Wien beseligt musizierte, das hätte schon zu denken geben müssen. Als Konrad Hänisch endlich den Lehrstuhl Erich Schmidts besetzen wollte, da hat er sich von Friedrich Gundelfinger in Heidelberg einen fest geflochtenen Korb geholt. Gibt das alles nicht zu denken? Hat es Sinn, die Fliehenden anzuklagen? Ist's nicht ersprießlicher, zu fragen: Woher dieses Fremdsein und Fremdwerden? Warum hat dieser Boden so schwache bindende Kraft? Warum wird die Seele hier nicht heimisch? Ausgenommen, versteht sich, die Kattowitzer.

Wie, wenn das Abwenden Reinhardts nur drastischer enthüllte, was in diplomatischen und beherrschteren Naturen sich vorsichtiger manifestiert? Berlin kann dem Robusten, dem Ausdauernden den Erfolg schenken, aber nicht mehr als den Erfolg. Wer wird hier warm? Wem wird es Heimat?

Nicht als Undankbarer will ich diese Fragen stellen. Ich spüre die meernahe, erfrischende Luft dieser Stadt, ich liebe ihre Schwingungen, ihre unerhörte Regsamkeit, ihre ewig wache Vernunft. Aber eben dieses rationalistische Element, dies fortwährende Treiben und Getriebensein der Geister, diese von Plänen, Projekten, Unternehmungen geschwängerte Luft erzeugt zuletzt im besinnlichen und schöpferischen Menschen ein Gefühl bitterster Leerheit. Hier wird der Wirkende, der Fruchtbare, der innerlich Wachsende fortwährend von Zwecken überfallen. Hier wächst der Mensch nicht in der Stille, hier wird er dauernd gestreckt, hier entgeht kein Talent der Kommerzialisierung. Da hilft nur die Flucht. Hilft nur weiseste Dosierung des Berlin-Erlebnisses. Neun Monate in den schlesischen Bergen oder in Griechenland — dann ist ein Vierteljahr Berlin ungefährlich. Wehe aber dem Fröhlichen, der sich Berlin ganzjährig verkauft. Den Fall Pallenberg will ich ein andermal schreiben.

Dieselbe Stadt, die zur Kommerzialisierung der Begabung drängt, verführt, zwingt, wird unerbittlich gegen das in ihr verstrickte, von ihr durchseuchte Talent. Nirgendwo sind die geistigen Konsumenten und seine Wortführer unerbittlicher, nirgendwo wird der auch nur vorübergehend Ermüdete hastiger und vorschneller überwunden, als in dieser Stadt der prinzipiellen Treulosigkeit. Berlin ist nicht nur politisch die Stadt des unbarmherzigen und unfruchtbaren Radaukalismus. Hier gibt es keine Schonzeiten. Hier findet nur der Protz der sterilen Unerbittlichkeit dauernd das Ohr der Aufgereizten. Der Konsument — furchtbarer Begriff in jeder geistigen Atmosphäre — frißt und frißt. Aber er wird zum unerbittlichen, zum richterlichen Typus, wenn er neues Futter braucht. Dank für gestern, wie die Schweden sagen, Warten auf morgen — das liegt den Ungeduldigen nicht. Hier regiert ein kahles Heute. Dieser Zwang zur augenblicklichen Höchstleistung, gewiß, er peitscht auf. Aber wer kann heimisch werden in dieser Stadt der ewigen Aufpeitschung?

*

Reinhardt heißt nicht nur Max, er heißt mindestens ebensosehr Edmund. Die Phantasie, die Max Reinhardt als Spielleiter in immer grandiosere Gebilde trieb, hat seinen Bruder Edmund im Kaufmännischen beflügelt. Beide sind ausschweifende Schweiger, beide beharrliche Woller, beide äußerlich beherrscht, wie es scheint, nüchtern, aber im Innern von einer nicht zu bindenden, schnell Feuer fangenden Phantasie eingeheizt und immer zu Abenteuern bereit.

Max Reinhardt blieb Spiel-Leiter, Edmund leitete den Betrieb.

Aber das war eben das Berliner Schicksal Reinhardts: Der Betrieb wurde stärker als das Spiel.

Das Kleine Theater (Unter den Linden) vor zwanzig Jahren wurde als fröhliches Spiel begonnen. Wo ist in dem Großbetrieb

der vereinigten Theater in und bei der Schumannstraße die Fröhlichkeit geblieben? Oft habe ich mich an Abenden, wenn ich als freundschaftlicher Berater dem Gewimmel in der Kanzlei der vereinigten Reinhardtbühnen zusah, dem Massenaufmarsch der Regisseure vom Tag, der konferierenden Dramaturgen, der kommandierenden Komparseriechefs, der Kapellmeister, der Maschinenmeister, der in Wahnsinn hereinstürzenden Genies, der geduldig stundenlang im Vorzimmer harrenden Dichter, nicht zu reden von dem Heer der Lieferanten und der Handwerker, oft habe ich mich da gefragt, ob der Großbetrieb überhaupt auf das Gebiet des Theaters ohne weiteres übertragbar ist. Es gibt Unternehmer, denen der Versuch geglückt ist, z. B. Herrn Ranft in Stockholm. Er würde auch Reinhardt geglückt sein, nämlich Edmund Reinhardt. Dann hätte der Betriebs-, nicht der Spielleiter herrschen müssen, dann hätten diese drei oder vier Theater strenge nach bestimmten Geschäftsprinzipien geführt werden müssen, jede Bühne durfte — wie im Warenhaus die Abteilung — nur bestimmte Artikel führen, es durfte keine Vertauschung, kein Durcheinander der Abteilungen bestehen. Aber gerade das war der edelste Ruhm Edmund Reinhardts, daß er der selbstlose Diener seines Bruders war und nichts als das. Das Spiel war zum Betrieb geworden, aber mit dem Betrieb sollte Max Reinhardt spielen. So blühte jeweilig das Theater auf, dem Maxens Auge sich zuwandte. Eine Zeitlang lebte er nur dem Zirkus. Der saugte ihn und mit ihm alle stärksten Kräfte des Betriebes auf, da stockte das Leben im Deutschen Theater. Plötzlich warf Max Reinhardt sich wieder auf die Kammerspiele, die schöne „Stella" kam, da erschlaffte das Interesse für den Zirkus, der gebieterisch nach seinem Schöpfer schrie. Beiläufig: Wenn Reinhardt wirklich den Betrieb verläßt, so ist das Zirkusexperiment erledigt. Dieser Rock ist nur für diese Schultern geschnitten worden. Kein Nachtreter, kein Barnovsky wird durch die Arena stolzieren können! . . .

Nur das Theater, auf das Max die Blicke warf, brachte Geld in Edmunds Kasse. Aber war dies nicht die stärkste Widerlegung des Großbetriebes? E i n Theater, eines mit zwei Bühnen, Kammerspiele und Deutsches Theater, das war künstlerisch zu betreiben. Ein Konzern, mit dreifach zerstückeltem Reinhardt, das war unmöglich. Die Frage war schließlich, wider Willen der Brüder, so zu formulieren: Reinhardts Schau-Spiel (wobei ich das Spiel unterstreiche) oder Betrieb? Max oder Edmund Reinhardt?

Der Verzicht der Brüder würde bedeuten: Wir sehen ein, daß der Warenhausbetrieb mit dem künstlerisch beseelten Theater nicht zu vereinbaren ist.

*

Aber der Betrieb wird siegen.

Der Herr über das Deutsche Theater von morgen heißt: Davidsohn. Und ist Direktor der Union-Filmgesellschaft.

Edmund Reinhardt hat diese Entwicklung vorgeahnt, und er hat vor zwei Jahren, im Bunde mit mir, eine rettende Vereinigung der Berliner Theaterleiter angestrebt. Einfältigere und kurzsichtigere Gemüter haben sie hintertrieben.

Heute streckt die Ufa nicht nur nach dem Großen Schauspielhaus Davidsohns sicher greifende Hand, auch andere Theaterleiter klettern zu den Büros der Ufa erlösungsuchend empor, zielbewußter als Peer Gynt, der so schlecht Verfilmte, in den norwegischen Bergen.

Das Berliner Theater wird bestehen als Adnex der deutschen Filmindustrie. Herr Davidsohn wird bestimmen, ob Max Reinhardt, der Regisseur, dem Deutschen Theater erhalten bleibt, Herr Davidsohn entscheidet, ob Holländer, vielleicht ohne Gerhart Hauptmann, Vizekönig in der Schumannstraße wird, Herr Davidsohn befindet über Barnovskys Glück und Ende. Der Fall geht jetzt nicht nur die Direktoren an, mehr noch die Schauspieler, und diesmal nicht nur die kleinen Leute. Kommt es zu der Davidsohnschen Unifizierung der großen Berliner Theater, dann, Schauspieler, werft einen wehmütigen Abschiedsblick auf die 3000 Mark-Tagesgagen, dann kommen Verträge für Theater- und Filmtätigkeit, und vor allem ihr kleinen Leute vom Bau werdet im Dienste e i n e s Herrn schwitzen lernen, und kein Rickelt wird euch in den trüben Tagen des Theaterkrachs helfen können.

Bedeutet dies alles: Abschied vom künstlerischen Theater? Abschied für die nächsten zehn Jahre?

Senkt nicht die Köpfe, deutsche Dichter, Davidsohn wird, so weit es das Geschäft zuläßt, ein vorsichtiger und milder Herrscher sein!

*

Und Reinhardt?

An die amerikanische Existenz glaube ich nicht. Möglich, daß er drüben eine oder die andere Pantomime, einen oder den anderen Film inszenieren wird. Aber sein Element ist doch das Wort, und mit mehr als fünfundvierzig Jahren gibt es kein Einleben in eine neue Sprache mehr, wenigstens kein Einleben, das zu künstlerischer Arbeit in ihr befähigt. Die Sprache ist ein Schicksal. Reinhardt kann gar nichts anderes als ein deutscher Künstler sein, selbst wenn er verblendet genug wäre, anders zu wollen. Aber eben, um auch als deutscher Künstler froh zu arbeiten, muß man dazu, kann man dafür im Berliner Betrieb wirken?

Das Salzburger Festspielhaus, heute noch Luftschloß, könnte dem Schweifenden eine Heimat werden.

Er fühlt sozial.

Theodor hat das Glück, einen Monat des Sommers zwischen Bergen, am Ufer des lieblichen Sees verweilen zu dürfen.

Er dankt dem Schicksal für solche Gnade, und ist des Mitleids voll mit den allzuvielen, die ausgeschlossen sind von den Paradiesen der Waldeinsamkeit, der goldenen Morgenfrische, der hell brennenden und bräunenden Sonne, der Abend-Melancholie, mit dunkelsamtenen Fingern glatt streichend die Falten der Seele, der weich umfangenden Nächte, durchhaucht von Wassers kühlem Atem.

Immer wenn es Theodor gut geht, schwellt ein soziales Lüftchen sein Herz. Es bläht sich hoch, ein weites Segel, bebend vor Gefühl und Bereitschaft.

Wenn es Theodor schlecht geht, sinnt er, wie er sich's bessere. Dann ist Elend der andern nur peinliche Konkurrenz. Schlaff hängt das Segel.

Geht es mir übel, denkt Theodor, so verstellen mir die Mauern meiner Not den Blick auf die Misere der andern. Geht es mir gut, schaue ich gewissermaßen von erhöhtem Punkt in sie, merke, fühle sie, leide an ihr. Egoismus ist Altruismus. Erst mein Glück macht mich tauglich für fremdes Unglück.

Laßt mich, o laßt mich! . . . Ich will Charpie zupfen für die Streiter im sozialen Kreuzzug, oder zumindest ein Quentchen revolutionärer Anleihe zeichnen . . . .

Besonders in den Dämmerstunden fühlt Theodor auf dem Lande sozial, wenn die Glocken der Kühe „Friede allem Vieh auf Erden" bimmeln „und den Schlächtern ein Wohlgefallen".

Post.

Der Briefträger kommt von weither in Theodors Idyll. Einmal des Tags. Er muß über den See rudern und dann noch waldeinwärts wandern ein halbes Stündchen.

Er ist ein alter Mann mit Zottelbart und weißen Augenbrauen, so dick wie Streifen Fells.

Er weiß das Wetter des kommenden Tags. Und wenn es nicht stimmt, hat sich das Wetter geirrt, nicht er.

Der alte Mann redet nicht gern. Das Leben hat ihn wie außen sowohl auch innen ziemlich verkrustet. Ein Baum, der Post austrägt. Die Menschen sind ihm gleichgültig. Er sagt nicht ja, nicht nein zu ihnen, er freut sich ihrer nicht, er hat nichts gegen sie. Er ist und altert. Wenn er stirbt, kann er in seiner eigenen Rinde als Sarg begraben werden.

Theodor erwartet ihn bei der Drei-Tannen-Ecke. Wenn da die Zeitungen aus des Briefträgers verwitterter Tasche kriechen, ist es wie Waldes-Sakrileg. Was für lästerliche Mischung: Ozon und Kondens-Weltgestank! Auf diesen Papierscheiben sollte der Totenkopf stehen und die gekreuzten Knochen, das Giftzeichen.

Zeitungen — aber kein Brief von ihr. Seit sechs Tagen unerklärliches Stillschweigen. Gibt es Entschuldigung? Sogar Tod wäre keine. Denn war sie die, die sie war . . . nach einer Stunde Beisammenseins schon hätte ihre Umgebung spüren, wittern, wissen müssen, an wen als ersten der Sterbefall sogleich zu melden: an Theodor auf dem Lande.

„Gehen oft Briefe verloren?"

„„Dös waaß i net.""

Trottel . . . denkt Theodor.

Jud . . . . denkt der Baum (oder nicht einmal das) und setzt seine gestiefelten Wurzeln langsam in Trab.

Venezianische Nacht.

In der Sommerfrische am andern Ufer des Sees ist „venezianische Nacht".

Dunkles Wasser, sanft gegen die Ufer murmelnd. Kähne, lampionbehängt. In den Seespiegel taucht das Licht der papiernen Kugeln, von der Welle zu bunten Korkzieher-Streifen zerwunden. Ein dörfisches Quartett, auf breitem Boot sacht dahingerudert, bläst die Polka: eins, zwei, drei, vier . . . . . Madel heb' das Röckerl hoch und zeig' mir deine Knia.

Theodor angelt nach der Dame mit dem blauschwarzen Haar und Opalaugen, die vom wässerigen Grün bis zum agressivsten Violett alle Farben spielen.

Da er nicht weiß, was er reden soll, mimt er ergriffenes Schweigen oder ganz leises Selbstgespräch. Kaum hörbar lispelt er: Rhabarber, Rhabarber.

Die Frau mit den Opalaugen sagt: „Ich möchte jetzt mein Lieblingslied hören: die Geigen, sie schluchzen im Walzertakt . . ."

Es begibt sich ferner, daß ihr Dichter Dostojewski ist . . . . und die Tragik ihres Lebens, noch niemals einem Manne begegnet zu sein, der ihr geistig ebenbürtig gewesen wäre.

Theodor glaubt ihr das.

Applaus vom See. Das Bläserquartett wiederholt seine Polka.

Die Dame spricht: „Wer weiß etwas von des andern Seele . . . wer kann etwas wissen?" . . .

Theodor, in Träumen, con espressione: „eins, zwei, drei, vier . . ."

Nachher ist Preistanzen im Hotel. Die Blauschwarze hat genannt für Boston und Foxtrott. Der Saal ist durchflutet von Schweißparfüm, Musik, Dialekt, Anmut, Jargon, Begierde.

Die Jugend trillert mit Beinen, Augen, Schultern das Lied der Freude, die unter der Taille wohnt. Die Alten sprechen über Lebensfragen. „Zur Suppe ein Gläschen Sekt, und erst zum Braten weißen Bordeaux." Ein anderer Herr am Tisch hingegen ist anderer Meinung.

Theodor möchte einwerfen: Ueber all diese Fragen ist Aufschluß zu finden im kommunistischen Manifest.

Er geht aus dem triefenden Saal ins Freie, ein paar mal im Schnellschritt um das Hotel. Sein Herz ist bedrückt von der venezianischen Nacht und abhold den Venezianern. Er sinnt Aufruhr, Zerstörung. Er hat eine Vision: eine ungeheure Hand, mit dunklem Tuch über die Tafel der Erde wischend, wegwischend Geschirr und Gäste.

Aber er weiß, daß das Koketterien seiner sozialen Laune sind, Alibi-Beweise vor sich selbst gegen den Verdacht, zu kritischer Zeit in bürgerlichem Leid und Freud' versteckt gewesen zu sein.

Und ein diebischer Hunger nach der Blauschwarzen plagt seine Eingeweide . . . und die tiefe Sehnsucht, nie mehr zurück zu müssen aus dem nichts fordernden Sommer in die Winterfron.

Beim Hoteleingang, neben dem Täfelchen: „Seehöhe 526" sitzt ein dicker Herr mit schwarzen Bart-Cotelettes, liest durch den Kneifer das Kursblatt.

Theodor sagt bescheiden: „Gestatten Sie . . . 526 . . . das ist doch kein Kurs! Sollte man nicht fünfzig Stück Seehöhe kaufen?"

Er harrt keiner Antwort, löst das Kanoe von der Kette, rudert heimwärts.

Aus dem See schnellen Fische, sprühen eine leuchtende Tropfengarbe hoch.

„Expressionismus", denkt Theodor.

Die runden Worte liegen so obenhin in seinem Hirn-Kasten, daß das kleinste Stößchen schon sie verkullern macht.

Gewitter zieht auf.

Manchmal, des Abends, wird Gewitter verabreicht.

Wirklich „rasch wie der Wind" reitet Vorhut dunkler Wolken über die Berge hin, verjagend Bläue und sorglos-heitre Helligkeit.

Die Bäume biegen sich und ächzen und schlagen mit ihren belaubten Armen gegen die eigene Brust wie wehklagende Beter.

Und hinter den Bergen versammelt sich immer dichter die Hauptmasse des finsteren Heeres.

Der See fängt zu laufen an. Er überstürzt sich, ruft, fällt, keucht. Panik des Wassers.

Durch Risse im Wolkenzug blickt der gute Mond. Ganz pazifistisch, triefend von gelber Salbung. Wie es ärger wird, zieht er sich zurück.

Theodor harrt in der Schwimmhose des Bades in bewegter See mit natürlicher Dusche. Das Gewitter ist ihm Abwechslung, Nervenreiz, Schauspiel.

So steht er auch zu den Wettern, die nicht vom Himmel kommen, sondern aus der menschenbesiedelten und bedrängten Erde: schauend, genießend. Sein Mut: die Zuversicht, der Blitz werde gar nicht einschlagen oder anderswo; sein Interesse: die Farbe, der Laut, die Bewegung des Wetters; seine Rüstung: eine Badehose; sein Kampfspruch: Schwimmer-Heil!

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Lieber Reichswirtschaftsrat!

Deinen besten Freunden wird allmählich ein bißchen bange um Dich. Schon bei der Spaaffäre hast Du ja eine mehr repräsentative als sachlich bedeutende Rolle gespielt. Ein paar von Deinen Leuten haben damals gewiß sehr nette und interessante Reden gehalten; aber sie hätten sie ebenso gut anderswo halten können. Und die ziemlich allgemeinen Ratschläge, die Du dann in Deiner Resolution der Regierung gegeben hast, hätte man sich auch sehr leicht beschaffen können, ohne Dich zu bemühen. Es war nicht ganz einfach, denen zu widersprechen, die achselzuckend und schadenfroh (denn sie waren ja immer gegen Dich gewesen) erklärten: Diese Schwatzbude numero zwei ist doch wirklich überflüssig. Nehmt ein halbes Dutzend sachverständiger Spezialisten, setzt sie um einen runden Tisch, fragt sie, was geschehen kann und geschehen muß, und ihr habt die Sache besser und billiger. Es war nicht einfach, aber wir, Deine Freunde, haben dennoch widersprochen. Wir haben Deinen Kritikern gesagt, daß Du jung, unberühmt und nicht allgemein wohlgelitten bist, und daß man deshalb Dein Bedürfnis begreifen muß, Dich ein wenig in Positur zu setzen und rhetorisch zu brillieren. Wir haben ihnen gesagt, daß diese Paradevorstellung ja nicht gerade Deine Unentbehrlichkeit gezeigt, aber auch nichts gegen sie bewiesen hat. Deine positive, aufbauende Arbeit, die Arbeit, die nur Du leisten könntest, werde schon kommen. Du müßtest Dir doch erst selbst über die Ziele klar werden und über die Methoden.

So haben wir Dir die Stange gehalten. Aber Du darfst uns nicht in immer neue Verlegenheiten bringen.

Deine Ausschüsse haben soeben über die Wirtschaftskrise debattiert, und sie haben eine Anzahl von Vorschlägen zur Beseitigung

der gegenwärtigen Hemmungen unserer Produktions- und Verbrauchswirtschaft angenommen, die ein Unterausschuß für sie ausgearbeitet hatte. Diese Vorschläge wirken nicht gerade überwältigend, und nur wenige dürften von ihnen magische Heilkraft erwarten. Das geistige Band ist nicht gut sichtbar, die Therapie ist zum Teil etwas allzu äußerlich, und bisweilen stehen an der Stelle durchdachter praktischer Anregungen theoretische oder gar agitatorische Postulate. Es ist kein Meisterstück, lieber Reichswirtschaftsrat.

Aber die Mangelhaftigkeit der Leistung ist nicht der Grund, der uns zwingt, Dir Vorwürfe zu machen und Dich zur Ordnung zu rufen. Die Probleme der Wirtschaft von heute sind nichts weniger als simpel, und die gescheitesten Leute geraten ein bißchen ins Tasten, wenn sie sich mit ihnen befassen. Niemand kann billigerweise von Dir verlangen, daß Du sogleich den Stein der Weisen findest (der wahrscheinlich gar nicht zu finden ist). Ein gewisses Recht auf Unzulänglichkeit darfst Du getrost in Anspruch nehmen.

Deine Beschlüsse kann man Dir verzeihen (wenn man auch Deinen Feinden wieder zugeben muß, daß sie irgendein beliebiger kleiner Wirtschaftsbeirat auch hätte zustande bringen können). Aber schlimm, ganz schlimm war diesmal Deine Debatte.

Es war keine gemeinwirtschaftliche Debatte. Es war überhaupt keine wirtschaftspolitische Debatte. Es war ein lächerlicher Hahnenkampf zwischen Unternehmervertretern und Arbeitersekretären.

Herr Wissell fing den Streit an. Er sagte, daß man für die Teuerung, die an der Krise schuld sei, beileibe nicht die Arbeiter verantwortlich machen dürfe. Die Löhne spielten für die Warenpreise so gut wie gar keine Rolle; eine Handelskammer habe mitgeteilt, daß nur zehn Prozent der Preise auf die Lohnkosten entfielen. Die Teuerung der Rohstoffe — das sei des Pudels Kern und hier müsse man einsetzen. (Leider äußerte er sich nicht sehr genau und nicht sehr überzeugend darüber, w i e man einsetzen müsse.)

Diese Bagatellisierung des Lohnaufwands ärgerte die Unternehmer. Sie erklärten, die Geschichte von den zehn Prozent sei Unsinn. Außerdem steckten doch in den Rohstoffen auch Löhne und in den Generalunkosten ebenfalls. Man sehe ja ein, daß sich die Löhne vorläufig noch nicht abbauen ließen. Aber man solle doch nicht behaupten, die Kosten der Arbeit seien kein ins Gewicht fallender Faktor der Teuerung. Und wenn man auch den Stunden- und Tagelohn nicht kürzen wolle, so müsse und könne doch der Lohnaufwand für die Produkteinheit verkleinert werden. Die Arbeiter müßten mehr leisten und weniger streiken. In der Berliner Metallindustrie sei im letzten Jahre an 162 Tagen gestreikt worden.

Jetzt hatten die Unternehmersyndici und die Arbeitersekretäre ihr Stichwort. Alles übrige interessierte sie nicht mehr. Sie waren in ihrem Element, sie waren wieder in ihrem Beruf, der bekanntlich zu einem guten Teile darin besteht, alles Recht und allen guten Willen der eigenen, alles Unrecht und allen bösen Willen der gegnerischen Partei zuzuschreiben. Vermittlungsversuche blieben unbeachtet. Und niemand merkte, daß der ganze Streit läppisch und praktisch vollkommen bedeutungslos ist. Denn da man vorderhand weder daran denkt, die Löhne abzubauen (die Unternehmer haben das, wie gesagt, ausdrücklich betont), noch die Absicht hegt, die Arbeitsintensität durch Zwangsmittel nach bolschewistischem Muster zu steigern, ist es durchaus gleichgültig, wie man den statistischen Anteil der Arbeitskosten an der Teuerung einschätzt. Er ist, ob groß, ob klein, ein Faktor, an dem man nicht viel ändern kann.

Aber die Arbeitervertreter im Reichswirtschaftsrat sitzen doch dort, um auf die Arbeiter nichts kommen zu lassen, nicht wahr? Und die Unternehmervertreter haben doch nur die Aufgabe, zu beweisen, daß die Unternehmer unschuldig und im Rechte sind. Was kümmert es all die Leutchen groß, wie der Gesamtwirtschaft geholfen werden kann! Die Hauptsache ist, daß sie für ihre Mandanten eine gute Klinge führen und ja nicht einen Augenblick aus ihrer Interessenvertreterrolle fallen.

Da die Arbeitnehmervertreter bei den neutralen Gruppen etwas Unterstützung fanden, behielten sie recht. Und sie zeigten die Tüchtigkeit ihrer Gesinnung, indem sie alle Abänderungsanträge der Unternehmergruppe ablehnten. Alle. Denn ein Antrag, der von der Unternehmerseite kommt, kann doch nichts taugen, nicht wahr? Da war zum Beispiel ein Ausschußvorschlag: „Ein durchgreifender Preisabbau kann nur durch eine nach den Gesichtspunkten höchster Wirtschaftlichkeit zu regelnde Mehrproduktion, insbesondere auch in der Landwirtschaft, erfolgen." Eigentlich ist das ja weniger ein Vorschlag, als ein Satz aus einem oft geschriebenen Leitartikel. Ein Unternehmervertreter hatte beantragt, das „insbesondere auch in der Landwirtschaft" zu streichen. Mehrproduktion brauche man überall, und der Export sei doch schließlich auch sehr wichtig. Abgelehnt. Es ist zwar keine welterschütternde Frage, ob die Worte drin stehen oder nicht: aber wenn Herr Keinath ihre Streichung wünscht, steckt doch sicher irgendeine abgefeimte Unternehmer- oder Agrarierbosheit dahinter.

Die Herren haben brav gegen den „Feind" gestimmt. Nur, daß sie das schließlich auf einem Gewerkschaftskongreß ebenso gut hätten besorgen können.

So wird es nicht gehen, lieber Reichswirtschaftsrat! S.

AUS DEM TAGE-BUCH

ASCH

Unentbehrliches Wort für alle künftige politische Diskussion. Keine Unterhaltung mit einem Ententler, die nicht durch dieses eine Wort eine Wendung ins Ernsthafte bekäme. Kein Meinungsaustausch mit einem Militaristen, ohne den entscheidenden Einwurf: Asch.

Geographisch Unbewanderten sei mitgeteilt, daß Asch eine kleine deutsche Industriestadt in Nordböhmen ist. Sie gehört seit dem Vertrag von St. Germain zur Tschechoslowakei, und da der tschechoslowakische Staat, wie alle im Ententebund stehenden, streng militaristisch geblieben ist, so erhält er ein stehendes Heer, ein für die tschechischen Finanzen viel zu kostspieliges. Frankreich hatte sogar gehofft, die tschechischen Regimenter zu den polnischen gegen Sowjetrußland ziehen zu lassen. Aber das gelang nicht, erstens weil der tschechische Soldat prinzipiell nur für die Friedenstätigkeit ist, zweitens, weil die tschechische Arbeiterschaft ihren Ministern sehr deutlich zu verstehen gab, daß sie sich als bösen Kettenhund gegen Lenin nicht verwenden lasse.

Immerhin wird in der Tschechoslowakei gemustert und in Uniform gezwängt wie unter den Habsburgern und noch schlimmer, wenigstens schlimmer für die zwangsweise einverleibten Deutschen, denen nirgendwo der tschechische Nationalismus so derb unter die Nase gehalten wird wie im Heer. Die Aussicht, nun als Kanonenfutter im Interesse Polens verwendet zu werden — noch hatten sich die Herren nicht zur Neutralitätserklärung entschlossen — hat die Soldatenlust der zu Musternden auch nicht gesteigert.

Es geschah nun in der Stadt Asch, daß an dem Tage, an welchem die Assentierungen beginnen sollten, das Amtshaus von einer vieltausendköpfigen Menge umlagert wurde, die laut bekannte: Wir wollen unsere jungen Leute nicht mustern lassen! Und während Aerzte und Schreiber auf den Eintritt der armen nackten Opfer des Moloch warteten, schlich sich ein junger Mensch nach dem andern wieder von dem Platz vor dem Amtshaus fort. Statt einiger Hundert hatten sich nur drei, man darf hier sagen, Musterknaben gemeldet. Sie waren staatlich angestellt und hoffentlich im Vollgefühl gewichtiger Gebrechen. Die Regierung grollte. Tags darauf wurde ein Plakat angeschlagen, worin den Musterungspflichtigen mit allen Paragraphen des Militärstrafgesetzes gedroht und ihnen anbefohlen wurde, sich morgen mustern zu lassen. Doch auch am nächsten Tage kamen nur ein paar staatliche Musterknaben. In einer Versammlung erschien ein Arbeitersekretär, um dem Volke vom Musterungsstreik abzuraten, Staat sei Staat, Pflicht sei Pflicht und sonstige Weisheiten eines pensionierten Revolutionärs. Folge: Am nächsten Tag erschien eine von den sozialistischen Parteien gezeichnete Erklärung, der Herr Arbeitersekretär sei zu seiner Meinung von niemand ermächtigt gewesen. Die Regierung aber sandte Gendarmerieabteilungen aus, um nach Stellungspflichtigen zu fahnden. Doch Asch liegt an der Grenze. Viele junge Menschen zogen es vor, Ausflüge nach Bayern und Sachsen

zu unternehmen und wurden vergebens gesucht. Die Arbeiterschaft von Asch aber trat in den Generalstreik. Dann begannen die Leute in Eger denselben Musterungsstreik. Im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, verhandelt der kluge und tapfere Sozialist Karl Cermak mit der tschechischen Regierung.

Das Beispiel von Asch aber sollte überall erzählt werden, wo der Staat nach den nackten Leibern junger Menschen greifen will.

Keine Erörterung des Zwangsmilitarismus ohne dies erquickende Wort: Asch!

DER DANK DES VOLKES

Max Reinhardt scheidet vielleicht aus Berlin, wahrscheinlich als Theaterleiter, vielleicht auch als Regisseur.

Vielleicht auch ist's nur eine empfindsame Regung des augenblicklich ein wenig ermüdeten Neuerers. Vielleicht *will* er gehalten werden. Künstler sind feminine Charaktere. Von Zeit zu Zeit brauchen sie Liebeserklärungen, besonders in einer Athmosphäre, in der es an öffentlichen Haßerklärungen nicht fehlt.

Wie hat Berlin Reinhardts Resignation aufgenommen?

Die Presse? Hat sich nicht geäußert. So viel ich sehe, hat keine einzige Berliner Zeitung dem Manne, der ihr immerhin die unvergeßlichsten Bühneneindrücke der letzten Jahrzehnte geschaffen hat, ein Wort gewidmet, das zum Ausharren ermuntert, der Liebe, ja auch nur des Gedenkens versichert hätte. Die Zeitungen schweigen sehr laut.

Die Stadt Berlin? Für deren künstlerische Erziehung der Theatermensch Reinhardt mehr getan hat als ein halbes Hundert aesthetische Vereine und Goethebunde zusammen. Die Stadt Berlin begnügt sich, ihrem Finanzminister zuzustimmen, der Theater eigentlich für ziemlich überflüssige Unternehmungen hält, eine Auffassung, die dem Tingeltangel der Zukunft von großem Nutzen sein wird.

Wir haben ein Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung. Müßte nicht eigentlich der Minister, in dessen Ressort die Kunst gehört, sich um den Fall kümmern?

Und die Tausende, die in jubelnden Chören an Reinhardts besten Abenden beglückt dankten? „Nichts regt sich um ihn her," nicht einmal Briefe der Abonnenten kamen, um die Zeitungen zu wecken.

Schweigen auf allen Seiten. Ist es möglich, daß der Künstler hier so danklos arbeitet?

Ach, sagen die Lobredner dieser Eisigkeit, Sie verstehen dieses Schweigen nicht. Das ist nur äußerlich, innerlich aber . . . Die Schale ist hart, jedoch der Kern . . ! Darauf pflegte Paul Heyse ärgerlich zu erwidern: Was geht das mich an? Bin ich ein Nußknacker?

GEFAHR DES NORDDEUTSCHEN

„Niemand ist und war mir eine empfindlichere Geißel als *der richterlich geartete Mitmensch*. Er ist für mich der personifizierte böse Blick. Vor ihm erschrickt alles Lebendige in mir so tief, als hätte der Tod selbst es gestreift. So mag eine Pflanze aufhören zu wachsen, wenn sie ein

schlimmer Zauberer anhaucht. Sie will gern von Wind, Regen und Kälte vernichtet werden, und wenn jemand sie zertritt, so wird sie es als etwas Natürliches hinnehmen. Aber sich bei lebendigem Leibe von einem anderen lebenden Wesen schlechtweg in Frage stellen, verneinen, für unfähig, für einen Irrtum erklären lassen zu müssen, und das nicht etwa unter einem Feuer der Leidenschaft, sondern kalt vorbedacht — das ist unerträglich."

Diese tiefen, aus einem besonderen Menschlichkeitsgefühl entsprungenen Sätze finde ich in Christian Morgensterns „Stufen", einem nicht genug zu empfehlenden Buche. Es ist bei R. Piper & Co. in München erschienen.

UNGEWÖHNLICHES LEICHENBEGÄNGNIS.

Minister von heute müßten von der gesetzgebenden Versammlung mit einem Notizbuch ausgestattet werden und alle Vorsintflutlichkeiten sofort notieren, die sich ereignen. Das Ergebnis dieser Eintragungen müßte täglich ein Dutzend Erlasse und Gesetzesvorlagen sein. Wir leben nämlich noch in einigen Jahrhunderten frühzeitig, hart neben einem bißchen zwanzigsten gibt es noch ein wenig achtzehntes Jahrhundert.

Exempel:

Ein Mann wird begraben. Einer, der am Leichenbegängnis teilnimmt, spricht, weil kein anderer es tut, ein paar gute Worte am Grabe.

Folge: Strafantrag. Vergehen gegen das Vereinsgesetz. Die Grabrede hätte vorher von der Polizei genehmigt werden müssen. Strafbefehl auf 60 Mark wegen Veranstaltung eines „ungewöhnlichen Leichenbegängnisses". Der Verurteilte appelliert an das Schöffengericht. Verhandlung. Verteidigung des Grabredners, er habe nur gesprochen, weil alle schwiegen. Im übrigen sei nicht er der rechtlich verantwortliche Veranstalter des „ungewöhnlichen Leichenbegängnisses".

Das Schöffengericht fällte keinen Freispruch. Nein, der Grabredner wurde verurteilt. Zwar nur zu drei Mark, der niedrigsten Strafe, aber verurteilt. Dadurch, daß der Redner am Grabe gesprochen habe, sei er zum Veranstalter des „ungewöhnlichen Leichenbegängnisses" geworden.

So geschehen am 13. August 1920 vor dem Schöffengericht in Köpenick in Preußen. Angeklagt war der stellvertretende Gemeindevorsteher von Alt-Glienicke.

Herr Minister des Innern, greifen Sie zu Ihrem Notizbuch. Diesem Teil des Vereinsgesetzes muß schnellstens ein „ungewöhnliches Leichenbegängnis" bereitet werden. Ohne viel Grabreden.

„ER LANDETE EINEN MAGENSTOSS"

Seit Monaten hege ich den brennenden Wunsch, einem Boxkampf beizuwohnen.

Ein Bekannter sagte mir neulich ganz verklärt: „Ich habe heute in der Tauentzienstraße Flint gesehen!" Welche Glorie muß die Matadore des Boxkampfes umstrahlen, wenn schon eine schlichte Begegnung auf der Straße ihre Anhänger zur Ekstase hinreißt!

Ferner weiß ich aus den Unterhaltungen befreundeter junger Maler und Bildhauer, die insgesamt für das Boxen (der anderen) schwärmen, daß einer der Hauptheiden Naujocks heißt. Wie der Dichter des Hyperion den wunderschönen Namen Hölderlin haben mußte, so kann ein Boxchampion gar nicht anders als Naujocks heißen. Wenn eine Sache und ein Name sich so vollkommen decken, dann muß etwas daran sein.

Aber weiter! Es gibt da so fabelhaft sinnfällige Fachausdrücke wie Kinnhaken und Magenstoß. „Er landete einen Magenstoß" — rasch, die Zeitung her; wann findet der nächste „Großkampftag" statt?

*

Ich lobe mir den Boxkampf! Hier bekennt man sich allerseits klipp und klar zur Brutalität, ohne durch Redensart wie „körperliche Ertüchtigung des Volkes" und dergleichen die Sache zu bemänteln. „Naujocks trifft wiederholt Spörls krankes Ohr, das unförmlich anschwillt und zu bluten beginnt. Spörl konnte Naujocks cornern und bei ihm mit ein paar Graden und Haken ebenfalls Blut entlocken. Naujocks trifft wiederholt das Ohr von Spörl, das, vollständig deformiert, aufbricht und stark blutet ..." Oder: „ . . . zahllose gerade Stöße glückten Breitensträter, unter denen sich das rechte Auge Nelsons vollständig schloß, und nach der achten Runde gab dieser gegen den Deutschen auf, der umbraust wurde von dem ihm gebührenden Jubel." Bei Gott, ein edler Sport!

Merkwürdigerweise zählt ein mir befreundeter junger Zeichner, der Pazifist, Antimilitarist und sonst noch allerlei Schönes und Gutes ist, trotz seiner humanen Gesinnung zu den eifrigsten passiven Anhängern des Boxkampfes. Meinen Einwand, daß er dann auch die harmloseren, altväterischen Mensuren der Korpsstudenten gelten lassen müsse, überhörte er, und er holte zu diesem Argumente aus: „Da sah ich neulich zum Beispiel, wie sich vor einem Café zwei Schieber mit den Spazierstöcken verprügelten. Die Holzerei war ekelhaft! In England und Amerika hätte man in solch einem Falle die Sache viel ritterlicher in Form eines Boxkampfes ausgetragen." Ich verstummte, aber ein paar Tage später las ich zufällig in der Sportrubrik der „B. Z." folgendes: „Als Hiltmann dann Stromski zu Boden gebracht hatte, versuchte er den Schleswiger mit einem Doppelnelson auf den Rücken zu drehen, doch war die drosselnde Wirkung des Griffes so stark, daß Stromski die Besinnung verlor und, als man den Schweizer von ihm wegriß, betäubt liegen blieb. Vorhaltungen von Anlio, der zufällig Zeuge des Kampfes war, beantwortete der Schweizer mit einem tätlichen Angriff . . . Da erschien gerade zur rechten Zeit Steinke in der Manege, holte den Schweizer aus dem Kreis seiner Gegner heraus, haute ihm erst sehr kräftig ein paar herunter und entfernte ihn dann ziemlich unsanft aus dem Operationsgebiet."

Was nützen da die schönsten Kampfesregeln, wenn sogar in den Kreisen der „Ritter vom Ring" und Boxkampf als ultima ratio ein paar alte, ehrliche Ohrfeigen herhalten müssen.

*

Man werfe mir nicht vor, daß die von mir wörtlich zitierten Stellen tendenziös ausgewählt seien! Diese Sportberichte entdeckte ich zufällig in der „B. Z. am Mittag" und im „8-Uhr-Abendblatt", und ich bin überzeugt, daß ein regelmäßiger Leser der Sportrubriken mit einer Fülle von krasseren Beispielen dienen könnte. Die Zeitungsausschnitte — ich hebe mir dergleichen Zeug manchmal auf — fielen mir wieder in die Hand, als ich im Schreibtisch den Zeitungsbericht über einen vorjährigen Potsdamer Vortrag Gustav Roethes suchte, in dem sich der Geheimrat und Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität gegen die üble Nachrede unserer Feinde, wir seien das Volk der Dichter und Denker, energisch verwahrte. Als mir aber statt des gesuchten Berichtes die Ring- und Boxkampfsachen in die Hände kamen, konstatierte ich: Roethe hat recht!

Vor einiger Zeit hat der beliebte Kultusminister Hänisch — wenn ich nicht irre — eine Broschüre über die Not der geistigen Arbeiter geschrieben. Auch Konferenzen über dieses Problem haben, glaube ich, bereits stattgefunden. Als drittes Allheilmittel wird man vermutlich demnächst Plakate ankleben. (So wie man dem Bolschewismus mit Affichen zu Leibe ging und die Bergarbeiter des Ruhrreviers zu längeren Arbeitszeiten ermunterte, indem man im Berliner Westen diesbezügliche Plakate ankleben ließ.) Als viertes Mittel schlage ich vor: man erhebe auf Pferderennen und Boxkämpfe eine wahnsinnig hohe Kultursteuer! An jedem Montag frohlocken die Sportberichterstatter von neuem, daß der sonntägliche Totalisatorumsatz im Grunewald und sonstwo einen Rekord dargestellt habe, und es wird mir berichtet, daß bei manchen Boxkämpfen die besseren Plätze mehrere hundert Mark kosten. Also her mit einer hohen Steuer zu kulturellen Zwecken! Dann mögen die Herren Boxkämpfer einander so viel Blut „entlocken", sie mögen sich gegenseitig so oft ins Auge hauen und eiternde Ohrwunden aufschlagen, wie es ihnen und ihrem Publikum Spaß macht.

Jan Altenburg.

UNTERLASSUNGSSÜNDEN

Im Walde von Sacrow. Friedlich der Sommermorgen, leuchtend die Sonne, taudurchglänzt Gras und Moos. Vater und Sohn, Potsdamer, beim Holzsammeln — denn der Winter ist lang. Oben an den Bäumen dürre Aeste in Menge es lohnt sich, sie abzusägen. Der Vater steigt auf den Baum. Eine Ungeschicklichkeit, ein Fehltritt, der Vater stürzt aus der Höhe nieder. Das Bein gebrochen, so unglücklich, daß durch die Haut der zackig zerbrochene Knochen herausragt. Der zehnjährige Sohn sieht den Vater stürzen, fallen, daliegen, bluten, ächzen, — Grausen packt ihn, Entsetzen peitscht ihn, — der Wald ist menschenleer, aber das Dorf ist nicht fern, durch das Dorf geht der Weg nach Potsdam, dort wohnt die Mutter mit vier unmündigen Kindern. Hilfe holen, den Krankenwagen — einziger Gedanke des Knaben. Er saust durch das Dorf, vorbei an den stillen Bauernhäusern mit Blumen vor den Fenstern, vor-

bei an vornehmen Sommervillen reicher Berliner und Potsdamer. Dorfbewohner treten ihm in den Weg, fragen, was geschehen. Er stammelt unklare Antwort: der Vater im Walde abgestürzt, blutend, bewußtlos, den Krankenwagen holen! Er läßt sich nicht halten, das Grausen ist hinter ihm her, er rennt die graue Straße weiter. — Man findet den Vater, schwer verletzt. Legt ihn auf eine Bahre, vertrauensvoll, — in Sacrow wohnen ja die reichen Berliner und Potsdamer Herrschaften, die alle ein Auto oder einen gummibereiften Wagen bereitstehen haben, — man wird den Verunglückten also schnell nach Potsdam schaffen können, — und schnelle Hilfe tut not, wenn überhaupt Hilfe noch nützen soll. Einer läuft voraus, zu einem der reichen Herren. Nein, er kann das Auto für diese Zwecke nicht hergeben, — vielleicht ist das Benzin knapp. Bei einem andern sind die Pferde zu übermüdet, er hat gerade eine sehr lange Fahrt gemacht, der dritte hat nur seine Luxusequipage da, — draußen wird der Kranke langsam, langsam die lange graue Straße weitergetragen, Schritt für Schritt, zu seiner Frau und den fünf Kindern. Im Morgensonnenlicht aber stehen die schönen und prunkvollen Villen, die Sommerhäuser der reichen Leute, und spiegeln sich im Wasser . . .

Nachbemerkung: In der Bibel gibt es den Begriff Unterlassungssünden, warum nicht auch in unserm Gesetz? Warum wird eine Unterlassungssünde, durch die das Leben eines Mitmenschen gefährdet wird, nicht genau so bestraft wie ein Verbrechen an dem Leben eines andern? Es gäbe sympathische Strafen für einen solchen Fall! Allen, die in einem solchen Falle ihre Equipage, ihr Auto verweigern, müßte dieses Fahrzeug genommen werden, unmittelbar; das Gericht müßte es verkaufen und den Erlös den Angehörigen des Verunglückten oder ihm selbst zustellen. Wer die natürliche Solidarität verleugnet, den treffe das Gesetz der Gemeinschaft. Juristen von morgen, formuliert die Paragraphen!

E. v. Hollander.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

ALFONS GOLDSCHMIDT

DIE WIRTSCHAFTSORGANISATION SOWJETRUSSLANDS

Den Tagebuchblättern aus Moskau, die nur eine erste Herzenserleichterung waren, läßt Alfons Goldschmidt im September im Ernst Rowohlt Verlag ein gewichtigeres, schwerere Ansprüche stellendes Buch folgen „Die Wirtschaftsverfassung Sowjetrußlands". Aus dem Schlußkapitel entnehme ich diese zusammenfassende Betrachtung.

Von Tag zu Tag wird die Wirtschaftssituation Europas krisenhafter, wird die Neuordnung notwendiger, wird die Neuordnung schwieriger. Von Tag zu Tag wird Europa trümmerhafter. Vielleicht wird dadurch die Organisation als solche erleichtert, beschleunigt. Denn die Not ist, wir sahen es, Organisationsdrängerin, Organisationsbeschleunigerin. Aber die Organisation wird ein um so schlafferer Rahmen, ein um so leereres Gehäuse, je verwüsteter die Produktion ist, je reparaturbedürftiger die Produktionsmittel sind, die Maschinen, die Transportwege, die Kohlengruben, die Kaligruben, die Lokomotiven usw. Europa wird vielleicht die Umstellungsorganisation schneller vollziehen als das organisationsungewohnte Rußland, aber die Füllung der Organisation wird ihm schwere Sorgen machen.

Jedoch: die Füllung der Organisation ist eine Selbstverständlichkeit, ist eine Folgerichtigkeit der Organisation. Ist die Organisation gelungen, so saugt sie die Produktion, die Produktionsmittel und die Arbeitskräfte in sich hinein.

Daher sind die unleugbar großen Wirtschaftsschwierigkeiten Sowjetrußlands keine Kardinalschwierigkeiten. Ich kenne diese Schwierigkeiten. Ich weiß, daß im Donezgebiet Arbeitermangel herrscht, daß man die greifbaren 8 Milliarden Pud Getreide (mindestens) noch nicht verteilen kann, daß noch immer Erntebestände aus dem Jahre 1912 lagern, daß noch immer riesige Fleischmengen verfaulen, Fischmengen und Mengen anderer notwendiger Lebensmittel. Ich weiß, daß das Gebiet von Saratow zwar lebensmittelreich, aber arbeitsarm ist. Ich weiß, daß die Zeitungen nicht nur unter Papierknappheit, sondern auch unter Arbeitslähmung zu leiden haben. Ich weiß, daß auch heute erst ein geringer Prozentsatz der Bevölkerung im sozialistischen Sinne arbeitet, daß die qualifizierte, sozialistisch arbeitende Bevölkerung vielleicht nicht mehr als eine Million beträgt. Vielleicht mehr, vielleicht weniger. Ich kenne die Brennmaterialnöte, die Gasnöte, die Bekleidungsnöte, die Ernäh-

rungsnöte. Ich weiß, daß Moskau und Petersburg, daß noch andere Städte wie Parasiten am Lande saugen. Ich weiß, daß Arbeiter hungern und daß sie auf ihren Magen zeigen, wenn man sie zur Arbeit auffordert. Das alles weiß ich. Ich weiß von der latenten und offenen Sabotage, von dem Versagen der Sabotagebekämpfung, der militaristischen Disziplinierung der Arbeit. Ich weiß von der Instanzenschwerfälligkeit. Ich weiß, daß viele Sowjetgüter erst in 2 bis 3 Jahren nach intensiver Arbeit Früchte tragen werden. Ich weiß, daß der Bauer noch kein Ideenkommunist ist, daß er den Sowjetismus mehr als Selbstbestimmung denn als zunächst notwendige Zentralisation begreift. Ich weiß, daß der Bauer der Ukraine Anarchosozialist ist und mit schmiegsamer Taktik, ohne zentralistische Disziplin behandelt werden muß. Ich weiß, daß auch in gewissen Gegenden Rußlands noch immer ein schwerer Kampf des Landes gegen die Stadt wütet, daß dort an einen Ausgleich noch nicht zu denken ist. Ich kenne die Diebstähle, die Betrügereien, die Valutaspekulationen, die Schleichereien; ich kenne die Unzufriedenheiten, Schimpfereien, Aermlichkeiten, versteckten Schwelgereien, Versuche, die Organisation anzuätzen. Alles das kenne ich. Aber obwohl ich das alles kenne, verzweifle ich nicht an Rußland. Denn ich kenne die Organisation. Europa hat immer viel Rühmens von der Organisationsgewalt gemacht. Deutschland insbesondere. Weshalb will man diese Gewalt nicht für Rußland anerkennen?

Man wird sie anerkennen müssen. Man möchte sie aberkennen. Da man sie bald nicht mehr verschweigen kann, sucht man nach Lücken, nach Durchbruchsmöglichkeiten. England möchte beispielsweise mit den russischen Konsumgenossenschaften und nicht mit der Außenhandelszentrale Handel treiben. Es wird ihm nicht gelingen, schon deswegen nicht, weil auch die Konsumgenossenschaften in die Gesamtorganisation hineingebaut sind, weil schließlich alles oben mündet. Wo man die russische Wirtschaft anfaßt, ist sie organisiert, zum Ganzen hin organisiert. Wo man sie anfaßt, packt man ein Stück des Systems. Es gibt kein unten und oben mehr, es gibt keine Organisation mehr, mit denen man die Gesamtorganisation vernichten oder privatwirtschaftlich verseuchen könnte. Derartige Gebilde sind nicht mehr vorhanden.

Der russische Außenhandel wird sozialistisch organisiert. Er bezieht von den Privatwirtschaften und liefert an die Privatwirtschaften, aber die Privatwirtschaften sind nicht imstande, ihr Wesen in die sozialistische Wirtschaft einzuschleppen. Wie wollte man denn die Organisation beseitigen? Wollte man an ihre Spitze einen Morgan stellen, mit dessen Geldtrustgenie man vielleicht tausend Milliarden Rubel in „gangbares“ Währungsgeld verwandeln würde? Wollte man

die Organisation einfach auflösen und damit die Wirtschaft der Unordnung und dem neuen Elend überliefern? Wollte man die Organisation mit Privatwirtschaftskomplexen, mit Infektionszellen durchsetzen, um sie von innen zu zermürben? Wenn man das alles wollte, man könnte es nicht erreichen, da ein ganzes Volk dagegen aufstehen würde. Da ein ganzes großes Volk ohne diese Organisation gar nicht mehr leben kann, weil diese Organisation schon die Existenz des einzelnen verbürgt, wenn auch noch keine Glücksexistenz. Da diese Organisation in sich so ausgeregelt, so vernetzt, da sie aus sich schon so gewaltig, so saugend ist, daß man sie nicht mehr beseitigen kann. Wie will der Kapitalismus eine Organisation vernichten, die doch nichts anderes ist als sozusagen seine eigene Ueberbietung und die damit stärker ist als er. Gegenüber einer solchen Gesamtorganisation, einer solchen Organisation des ganzen großen Landes, sind ja die Teilorganisationen der europäischen Privatwirtschaft schäbig und schwach.

Verfolgt doch den Fortgang, die Ausregelung der sowjetrussischen Wirtschaftsorganisation. Lest nach in diesem Buche, wie das Produktionsbudget gewachsen ist, wie das Anschlagsbudget das Endbudget verdrängt, wie somit die Zukunft sichtbar wird, die zukünftigen Wirtschaftsnotwendigkeiten. Berücksichtigt, daß der erste Organisationsvoranschlag des Obersten Volkswirtschaftsrates nur 14,8 Millionen Rubel ansetzte, der dritte schon 200 Millionen Rubel nur für Beamtengehälter, der vierte beinahe 670 Millionen Rubel für Beamtengehälter. Das ist trotz Geldentwertung, trotz Kaufkraftverminderung eine ungeheure Zunahme, und zwar nicht so sehr eine Kostenzunahme, wie eine Interessenzunahme. Wie wollt ihr die Millionen beschäftigen, die jetzt von der sozialistischen Verwaltung beschäftigt werden? Was wollt ihr den Riesenheeren der Arbeitslosen bieten, die vor eurer Privatwirtschaft lungern würden und die die Sowjetwirtschaft nicht mehr kennt? Wollt ihr den Gutsbesitzer wieder nach Rußland bringen, damit ihn die Bauern totschlagen? Wollt ihr wieder Steuern einführen, Porti, die jetzt abgeschafft sind, hohe Eisenbahnfrachtkosten? Wollt ihr etwa wieder einen geldwirtschaftlichen Etat? Wie wollt ihr das eigentlich machen? Laßt euch gesagt sein. Es ist nicht zu machen, es ist völlig ausgeschlossen. Ihr seid, England eingeschlossen, Amerika eingeschlossen, schwach gegen dieses Gebilde. Die sowjetrussische Wirtschaftsorganisation ist heute, obwohl sie noch zum Teil leerläuft, die stärkste Großmacht der Welt.

Mit dem Schwert könnt ihr sie nicht niederschlagen. Womit wollt ihr sie niederschlagen? Etwa mit der liberalen, der privatwirtschaftlichen Rentabilitätsidee, mit der sogenannten Privat-

initiative, die unendlich viel schäbiger und erfolgloser ist als die Kraft, die Heranholekraft, die Herausholekraft, die Marktausgleichskraft eines sozialistischen Trusts, einer gesamtsozialistischen Vertrustung. Was ist etwa der amerikanische Petroleumtrust gegen den Obersten Volkswirtschaftsrat oder auch nur gegen die Metallabteilung des Obersten Volkswirtschaftsrats? Er ist vielleicht produkteausgefüllter, aber er ist organisationsschwächer, da er in der geldwirtschaftlichen Konkurrenz steht, da ihm nicht alles gehört, was er haben möchte, da er kaufmännisch arbeiten muß im Privatwirtschaftssinne und nicht freitechnisch arbeiten kann wie die sozialistische Organisation. Denn der wirtschaftlichen Sowjetorganisation gehört alles im Lande. Dieser Organisation, bestimmt vom Proletariat, kann sich nichts entziehen. Wird Kali gefunden, so wird Kali aus der Erde geholt. Wird Naphtha gefunden, so wird Naphtha aus der Erde geholt. Was gefunden wird, kann herangeholt werden, was noch nicht gefunden ist, kann gesucht werden. Es gibt nichts Vorhandenes, das der sozialistischen Wirtschaftsorganisation nicht erreichbar wäre. Die Exploitierungsmöglichkeiten sind im Vergleich zu der privatwirtschaftlichen Aufschließungsmöglichkeit unendlich. Sie sind unabsehbar. Gibt es, außer der sozialistischen Verwaltung, noch eine Wirtschaftsverwaltung in der Welt, die einen Umzug der ganzen Wirtschaft nach den Rohstoffen hin veranstalten kann? Die damit die Aufschließung, eine ungeheure Steigerung der Produktion viel bequemer machen kann als es bisher geschah und die damit beginnt, die zum Zwecke der Umstellung vorgenommene und notwendige Zentralisation schon zu dezentralisieren? Denn die Wanderung nach den Rohstoffen, die neue Wirtschaftsgeographie, die Verteilung der Fabriken, der Arbeitskräfte gemäß den ökonomischen Bedingungen, gemäß den Naturbedingungen, bedeutet wiederum eine Stärkung der lokalen Selbständigkeit, eine Milderung des zentralistischen Gestrafftseins, der disziplinierenden Zusammenfassung. Es bedeutet den Beginn einer Föderation der Wirtschaften innerhalb der Volkswirtschaft, die Stärkung der lokalen Selbstbestimmung und den Anfang der Entstaatlichung. Denn die Anschließung an den Rohstoff, an die Quellen, erfüllt die an den Rohstoffen, an den Quellen Arbeitenden mit einem neuen Eigentumsbewußtsein, mit hohen Selbstkontrollfähigkeiten. Sie schafft sozusagen eine schollenhaftige Produktion, eine schollenhaftige Industrie und damit etwas Bauernmäßiges in der Industrie. Die Föderation wird loser werden als sie jetzt ist, es wird die Entspannung beginnen, fortschreiten und mit der Umtechnisierung des Apparates wird die P r o d u k t i o n s k o m m u n e entstehen. Jene Kommune, die eine Selbstbestimmungskommune ist, eine ganz andere Kommune als die

industrievertrustete Gesamtkommune, die noch gar keine Kommune ist, sondern der Ausbau der kapitalistischen Formen, die erst wieder abgebaut werden müssen.

Wenn aber die sowjetrussische Wirtschaftsorganisation nicht mehr zu zerstören ist, wenn sie große Reichtümer aus dem Lande holt, ungeahnte Reichtümer. Wenn Europa Rußland beliefern muß, da es ohne diese Reichtümer nicht leben kann, wenn somit die russische Organisation aus ihrer Eigenkraft und aus den Notwendigkeiten Europas als Ganzes mit den kapitalistischen Ländern in Verbindung kommt. Wenn sich zeigt, daß diese Organisation eine unerhörte Lieferungskraft entwickelt, wenn diese Lieferungskraft sich in einer Zusammenfassung des kapitalistischen Handels nach Sowjetrußland äußert, in der Bildung von Belieferungsorganisationen, ist dann nicht schon eine Ausstrahlung der Organisation, eine organisierende Wirkung auf die Weltwirtschaft zu konstatieren? Wenn die russische Wirtschaftsorganisation in allen Ländern, mit denen sie Handel treibt, Stahlhöfe errichtet, ist das nicht schon eine organisierende Wirkung im sozialistischen Sinne?

Wenn Europa, wenn das europäische Proletariat insbesondere, die produktionsfördernde, risikobeseitigende, existenzgarantierende, lastenvermindernde Wirkung der Organisation merkt, wird das nicht der Beginn der weltwirtschaftlichen Umstellung zu einer sozialistischen Weltwirtschaft sein?

Wenn der Weltkrieg überhaupt eine Wirtschaftsbedeutung haben soll, so kann er nur den Beginn einer Wirtschaftsneuordnung bedeuten. Er kann nur bedeuten, daß die Großumordnung der Wirtschaft ihren Anfang genommen hat. Es ist unmöglich, daß diese Großumordnung auf Rußland beschränkt bleibt, und es ist unmöglich, daß diese Großumordnung mit den alten Verwaltungsorganen vorgenommen werden kann. Denn diese Verwaltungsorgane haben ja nicht einmal die Uebersicht über das Vorhandene, die Kenntnis der Rohstoffquellen. Sie haben damit nicht die Fähigkeit, das Prinzip des rationalen Standorts zu verwirklichen. Sie rücken im Gegenteil vom rationalen Standort ab, sie richten sich nach der kapitalistischen Profitrate, die zwar immer mehr sinkt, die sie aber lockt, weil sie sich in Papiermassen ausdrückt.

Wie die russische Organisation eine Diktatur aus sich heraus entwickelte, eine Diktatur zum Zweck der Zusammenfassung der russischen Kräfte, der Uebersichtlichmachung der Kräfte, so muß die russische Organisation auch ihre Wirkung auf die Weltwirtschaft ausüben. Hier gilt dasselbe Gesetz, wenn auch aus Raum- und Ent-

fernungsgründen abgeschwächt. Aber dieser Gesetzmäßigkeit kommt der Umordnungstrieb in der europäischen Wirtschaft entgegen, der sich in der Bewegung des europäischen Proletariats zeigt. Jene neue Großorganisation, jene wirtschaftsgeographische Umstellung hat den Drang zum organischen Fortgang in sich. Sie wirkt gemäß den Gegebenheiten, sie wirkt viel logischer, viel systematischer, viel angegrenzter als die privatwirtschaftliche Organisation. Sie nimmt das zuerst, was zunächst liegt und was daher am notwendigsten ist. Es ist kein Zufall, daß die deutsche proletarische Bewegung Sowjetrußland zustrebt. Es ist kein Zufall, daß im deutschen Proletariat der Drang nach Rußland besonders stark ist. Viel mehr als die privatwirtschaftlichen Kräfte empfinden die proletarischen Kräfte die wirtschaftsgeographischen Notwendigkeiten, die Umstellungsnotwendigkeiten nach den Rohstoffen hin sind. Viel mehr empfinden sie, daß Rußland für Deutschland eine ungeheure Rohstoffquelle ist, und zwar die nächstliegende Rohstoffquelle. Sie fühlen, daß die deutsche Wirtschaft nach Osten muß, daß im Osten die Aufbaumöglichkeiten für die deutsche Wirtschaft sind.

Die deutsche Volkswirtschaft wurde aus Bevölkerungsdichte und aus anderen Gründen eine engnetzige Kommunikationswirtschaft, eine hochqualifizierte Wirtschaft, eine hochgradig technisierte Wirtschaft. Deutschlands Industrietechnik und Deutschlands Landwirtschaftstechnik wurde aus Gründen der Enge aufqualifiziert. Sie wurde eine Mustertechnik, besonders für Rußland. Der russische Hunger nach deutscher Technik, nach deutscher Arbeitsqualität ist heute noch stärker als früher. Er muß stärker sein, weil Rußlands Wirtschaft notleidet und weil Rußlands Wirtschaftsorganisation eine gewaltige Ausschöpfung der Reichtümer des Landes anstrebt. Weil Rußlands Wirtschaftsorganisation die ungeheuren Reichtümer des Landes ausschöpfen muß.

Daher drängt die deutsche Qualitätsarbeit nach Rußland und umgekehrt verlangt die russische Wirtschaft deutsche Qualitätsarbeit, deutsche Handwerker, deutsche Techniker, deutsche Bauern, deutsche Arbeitsqualifizierte aller Sorten. Das ist ein Naturvorgang, begonnen vor dem Kriege, verschärft durch den Krieg, zur Notwendigkeit gemacht durch die sowjetrussische Wirtschaftsorganisation und durch die Elendslage der dichtkommunizierenden, allzudichtkommunizierenden deutschen Wirtschaft.

Die Befreiung des russischen Proletariats, die Bestimmung der russischen Wirtschaft durch das russische Proletariat, ist, weltökonomisch gesehen, der Anfang einer Umordnung der Weltwirtschaftskräfte nach den Rohstoffen hin. Das Rohstoffgesetz, aus dessen

Verletzung die russische Krise und auch die Weltkrise entstand, beginnt jetzt positiv zu wirken. Die Leute, die stets nach Westen blickten und immer noch nach Westen blicken, haben keine Ahnung von diesem Gesetz. Sie faseln von Demokratie, von Hilfsbereitschaft. Sie glauben an einen kapitalistischen Akkord, sie arbeiten für eine Abmilderung geldwirtschaftlicher Lasten zwecks Wiederaufbau der Geldwirtschaft. Sie sind blind, sie sehen nicht, daß nicht die Geldwirtschaft aufgerichtet werden soll, sondern die Weltwirtschaft, und zwar nach einem neuen System, das nicht mehr die alten Krisenbazillen im Leibe hat.

Kürzlich sind die ersten deutschen Arbeitertransporte nach Rußland gegangen. Ich habe mich mit zielbewußten Freunden über ein Jahr lang um die Ermöglichung dieser Wanderung bemüht. Ich habe mit zielbewußten Freunden die Wanderungsorganisation zu stärken, auszubauen, durchzusetzen versucht. Ich habe, wo ich konnte, geholfen, diese Arbeit zielbewußter deutscher Proletarier zu unterstützen. Es standen politische Bedenken dagegen. Aber diese Bedenken sind hinfällig gegenüber der ungeheuren Notwendigkeit, gegenüber dem Entwicklungszwang. Denn dieser Entwicklungszwang ist jene Rohstoffgesetzmäßigkeit, von der alles beherrscht wird, die proletarische Solidarität ist, Befreiung des Proletariats, Befreiung der Wirtschaft von Grenzen von Fesseln, von Kleinlichkeiten, von hindernden Rentabilitätsgierigkeiten.

Wir wollen ja nicht nur sozialistische Volkswirtschaften, wir wollen eine sozialistische Weltwirtschaft. Wir wollen eine ganz neue Weltgüterrationierung. Eine planmäßige Weltgüterrationierung. Wir wollen eine Gesamtübersicht und keine Verdunkelung mehr, wir wollen eine Aufhellung des Vorhandenen und eine Verteilung der Kräfte nach den besten Erschließungsmöglichkeiten. Wir müssen die Wanderung der deutschen Arbeiterschaft nach den russischen Rohstoffen unterstützen, weil damit schon die neue Weltwirtschaftsrationierung beginnt. Wir müssen helfen, die russische Wirtschaft zu technisieren, zu qualifizieren, damit wir in die Rationierung einbezogen werden. Wir müssen Rußland qualifizierte Arbeiter geben, damit wir Güter dafür erhalten. Das ist ein sozialistisches Rationierungsprinzip. Es ist etwas ganz anderes, als die alte Wanderung. Die alte Wanderung bedeutete kapitalistischen Profit des Ziellandes und des Mutterlandes. Das Zielland beutete die Mutterlandskräfte aus, das Mutterland profitierte kapitalistisch von den Renten, von den Löhnen, die die Mutterlandsarbeiter aus dem Ziellande ins Mutterland schickten. Die neue Wanderung aber ist eine Rohstoffwanderung im sozialistischen Sinne und damit eine Güterausgleichwanderung. Sie dient der sozialistischen Rationierung, das heißt der

Verbreitung der Güterwirtschaft über die ganze Welt. Sie ist somit eminent revolutionär. Sie verbessert das Beispiel, sie zeigt den hohen Wert der sozialistischen Konstruktivität, sie bestärkt das Heimatsproletariat in dem Willen, die Wirtschaft ebenfalls umzuorganisieren. um die Rohstoffannäherung zu erleichtern.

Der Frieden von Versailles ist ein gräßliches Beispiel der überholten Rentabilitätswirtschaft, der überholten Konkurrenzwirtschaft, der überholten Gierwirtschaft. Schiffe werden weggenommen, notwendige Belieferungen werden verhindert, Volkswirtschaften arbeiten wie Privatgeschäfte gegeneinander. Das wird nicht mehr lange dauern. Denn dieses Gegeneinanderarbeiten ist nur eine ständige Umbuchung der geldwirtschaftlichen Lasten, die beseitigt werden müssen. Die nur beseitigt werden können durch die Ausordnung der Weltwirtschaft nach dem rationalen Standortsprinzip ohne Rücksicht auf kapitalistische Profite, nur mit Rücksicht auf die Güter. Rußland hat die reine Güterwirtschaft eingeleitet. Rußland hat damit dem Versailler Frieden den ersten schweren Stoß versetzt. Rußlands Wirtschaftsorganisation wird mit immer größerer, immer gewaltigerer Hilfe des europäischen Proletariats gegen den Versailler Frieden stoßen, bis er umgestoßen ist. Der Versailler Friede ist der letzte, gewaltig krankhafte Ausdruck der privatwirtschaftlichen Krise, die ihrem Ende zueilt.

Dr. J. LEWIN

JUDEN UND BOLSCHEWISMUS IN RUSSLAND

In der gewaltigen Zeitungs- und Broschürenliteratur, welche der Bolschewismus hervorgerufen hat, nimmt die Beteiligung der Juden an der bolschewistischen Bewegung in Rußland einen hervorragenden Platz ein. Für viele ist das Problem des Bolschewismus schon restlos gelöst, wenn festgestellt ist, daß Trotzki in Wirklichkeit Braunstein, Steklow Nachamkes und Sinowjew Apfelbaum heißt. In einem Blatt vom Range der Londoner „Times" figuriert wochenlang eine ständige Rubrik unter dem Titel: „Jews and Bolshewism". Von antisemitischer und jüdischer Seite kommen da fortwährend „letters to the editor", in denen beide Parteien ihren Standpunkt vertreten. Wie immer in der Debatte über die jüdische Frage werden auch bei der Behandlung dieses Teilproblems unzählige Male bis zum Ueberdruß abgedroschene Argumente wiederholt, und jede Partei fährt fort, auf ihrem Standpunkt zu beharren.

Es ist auch nicht der Zweck dieser Zeilen, Antisemiten von der Unrichtigkeit der Identifizierung von Bolschewismus und Judentum überzeugen zu wollen. Für diejenigen, die im Juden den prädestinierten Revolutionär durchaus sehen wollen, gibt es keine Beweise, welche sie von dieser Ansicht abbringen könnten. Es würde ja genügen, etwa auf die Rolle von Friedrich Julius Stahl, des Theoretikers des christlichen Staates in Preußen, oder von Disraeli-Lord Bakonsfield, dem Führer der Torypartei in England, hinzuweisen, um es klar zu machen, daß lange nicht jeder Jude mit Naturnotwendigkeit ein „vaterlandsloser Gesell" sein muß. Ohne die Absicht zu haben, mit einer allgemein-theoretischen Auseinandersetzung über das Thema: „Judentum und Revolution" zu beginnen, möchte ich nur einige Worte über Juden und Bolschewismus in Rußland sagen, um wenigstens etwas zur Klarstellung in diesem Punkt beizutragen. Ich glaube dazu berechtigt zu sein, da ich erst seit ungefähr einem halben Jahr aus Sowjetrußland herausgekommen bin und Gelegenheit gehabt habe, während fast zweier Jahre in drei großen Städten Rußlands die bolschewistische Wirtschaft beobachten und erdulden zu müssen.

Es ist tatsächlich wahr, daß in der bolschewistischen Partei und Beamtenschaft die Juden einen großen Prozentsatz ausmachen. Nicht nur unter den Spitzen der Räteverwaltung, sondern bis zu den untersten Stufen der neugeschaffenen Sowjetbürokratie befindet sich eine große Menge von Juden. Das würde allerdings weniger auffällig erscheinen, wenn man bei diesem Prozentsatz nicht an das Verhältnis der Juden zur übrigen Bevölkerung des früheren russischen Reiches, das etwas mehr als 4 von Hundert ausmacht, denken würde, sondern daran, daß die Juden in den Städten konzentriert waren, d. h. mit andern Worten, daß die Juden ungefähr 20 von Hundert der gesamten Städtebevölkerung Rußlands ausmachten. Und da es selbstverständlich ist, daß die Leute, die sich politisch betätigen, sei es in der Partei, sei es in der Staatsverwaltung, die jetzt von dieser Partei geleitet wird, meistens doch Städter sind, so ist der große Prozentsatz der Juden in der gegenwärtigen revolutionären Verwaltung Rußlands schon viel weniger abnorm, als er gewöhnlich erscheint.

Daß die Judenmassen als solche nicht nur reine Bolschewisten sind, sondern im Gegenteil zu denjenigen Elementen der Bevölkerung des früheren Zarenreiches gehören, die vom Bolschewismus aufs schwerste geschädigt werden und daher seine natürlichen Gegner sein müssen, dürfte folgende kleine Ueberlegung zeigen. Die Juden sind bekanntlich — und Antisemiten werden es am wenigsten bestreiten —, ein Volk, dessen hauptsächlichste Beschäftigung in Rußland Handel und Kleingewerbe ist. Nun ist es ja eine der wichtigsten Bestrebungen des kommunistischen Bolschewismus, den freien Handel

aus der Welt zu schaffen. Bekanntlich bemüht sich die Räteregierung, alle privaten Unternehmungen in Industrie und Handel zu nationalisieren, ohne die früheren Besitzer für den Verlust ihres Eigentums zu entschädigen. Es kann ja also gar keine Rede davon sein, daß ein Volk, welches in dem Maße wie die Juden Träger der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sind, mit dem Bolschewismus irgendwie sympathisieren könnte. Wenn man also unter den Bolschewisten doch eine große Anzahl von Juden findet, so geschieht das nicht deswegen, weil sie Juden sind, sondern t r o t z d e m sie Juden sind. Analysiert man dieses Problem näher, so findet man zwei Hauptursachen dafür, daß es doch so viel Juden unter den Bolschewisten gibt.

Die erste Hauptursache ist die Rechtslage der Juden in Rußland vor dem Sturz des Zarismus. Durch die unzähligen Ausnahmegesetze, denen die Juden unterworfen waren, die nicht nur moralisch verwerflich, sondern auch den richtig verstandenen Staatsinteressen schädlich waren —, dadurch, daß der Kampf für die Erhaltung des Absolutismus und der Herrschaft der reaktionären Bürokratie dank dem nationalistischen Kurs die Form einer Bekämpfung der Juden auf Leben und Tod annahm, wurde die russische Judenschaft zu einer Masse gemacht, die fortwährend Schläge der Regierung abzuwehren hatte und daher für alle revolutionären Lehren außerordentlich empfänglich wurde. Die Behandlung der Juden durch die frühere russische Regierung führte zum Resultat — und konnte auch zu keinem anderen führen —, daß alles, was unter den russischen Juden politisch denkend war, sich in die Reihen der verschiedenen revolutionären und sozialistischen Parteien drängte, die ihrerseits die jüdischen Bundesgenossen im gemeinsamen Kampf gegen den Absolutismus sehr gern aufnahmen. Je nach Alter und Temperament verteilten sich die jüdischen politisch regsamen Elemente unter den verschiedenen Parteien der russischen Opposition, und selbstverständlich kamen eine Menge Juden auch zu den Bolschewiken.

Der zweite Grund, der übrigens mit dem ersten aufs engste zusammenhängt, besteht darin, daß infolge der Hindernisse, welche den Juden bei der Aufnahme in die mittleren und höheren Schulen gestellt wurden (wo sie bekanntlich nur zu einem sehr geringen Prozentsatz aufgenommen wurden), unter den russischen Juden die Zahl der Halbgebildeten eine außerordentlich große ist. Junge Leute (der größte Teil dieser Bolschewiken ist 18—25 Jahre alt), die keine ordentliche Bildung erhalten haben und deren Wissenschaft aus schlecht verstandenen marxistisch-sozialistischen Broschüren geschöpft ist, glauben mit aller Inbrunst, daß das Zeitalter des Kommunismus gekommen und daß die alte Welt dem wohlverdienten Untergang geweiht ist. Dank ihrer reaktionären Schulpolitik, welche be-

strebt war, den sogenannten niederen Volksschichten („Kinder von Dienstmädchen" nannte sie der Unterrichtsminister Deljanow unseligen Andenkens) möglichst schwer zu machen, eine gediegene Schulbildung zu erlangen, erreichte es die zaristische Regierung, daß die Stärke der gebildeten Kreise in Rußland nicht allzu groß wurde. Dieser stumpfsinnigen Schulpolitik des Zarenregimes hat es Rußland zu verdanken, daß die Zahl der Köpfe, die mit kommunistischen Ideen angefüllt sind, auch innerhalb der russischen Intelligenz erschreckend groß ist. Noch glänzendere Resultate erzielte das reaktionäre Regime bei den russischen Juden, unter denen die Zahl der Unwissenden, welche überzeugt sind, daß sie alles wissen, noch eine verhältnismäßig viel größere ist.

Einer der geistreichsten politischen Schriftsteller Rußlands, Peter Struve, schrieb am Anfang der Bolschewistenherrschaft, das größte Verbrechen des zaristischen Regimes sei gewesen, daß es durch seine reaktionäre Politik die bolschewistische Form der Revolution unvermeidlich machte. Dies Wort ist tief wahr. Die vorrevolutionäre russische Reaktion hat alles getan, um die breiten Schichten des russischen Volkes für die primitiv-revolutionären Gedanken Lenins die passende Stimmung zu schaffen. Dieselben unheilvollen Folgen hat dieses Regime bei den russischen Juden gezeitigt. Ein Regierungssystem, welches den Juden gegenüber nicht nur Pogrome sozusagen als Verwaltungsmethode zuließ, sondern für sie eine besondere Gesetzgebung schuf, die nichts anderes war als ein kodifizierter Pogrom, mußte unbedingt, wenigstens bei einem Teil der russisch-jüdischen Bevölkerung, den Glauben erstehen lassen, daß nur eine vollständige Zertrümmerung der bisherigen staatlichen und sozialen Ordnung wirkliche Gleichheit unter den Menschen zu schaffen imstande ist.

Nun will die Reaktion nicht nur nicht zugeben, daß der Bolschewismus bei den Juden in Rußland von ihr verursacht worden ist, sondern sie setzt im Gegenteil jetzt alles daran, hauptsächlich die Juden für den Bolschewismus verantwortlich zu machen. Solange sich diese Versuche auf die Beeinflussung der reaktionären Presse im Ausland beschränken, ist diese Entstellung der Tatsachen nicht allzu gefährlich. Unvergleichlich schlimmer ist es aber, daß die Identifizierung von Juden und Bolschewismus in Südrußland (namentlich von den Petljuratruppen, aber nicht nur von ihnen) zu Judenmassakers führte, welche die Pogrome des Zarenregimes an Grausamkeit und Ausdehnung weit übertreffen.

Prof. Dr. med.
A. DÜHRSSEN

STRAFLOSIGKEIT DER ABTREIBUNG?

Fragen der Bevölkerungspolitik

Sie fragen mich, sehr geehrter Herr Redakteur, um meine Meinung bezüglich der Abschaffung des § 218 des Strafgesetzbuchs, der die Beseitigung der Schwangerschaft mit schweren Strafen belegt. Ich möchte mich nun in den folgenden Zeilen nicht nur mit dieser, sondern auch noch mit verwandten Fragen beschäftigen, deren Gesamtheit in das Gebiet der Bevölkerungspolitik fällt. Von vornherein betone ich, daß ich auf eine Beurteilung dieser Fragen vom Standpunkt der Religion oder der Moral aus verzichte, da eine solche meiner Ansicht nach Sache des einzelnen Individuums ist und von den diesem eingepflanzten theologischen bzw. Moralbegriffen abhängt — und daß ich diese Fragen nur rein vom ärztlichen und sozialhygienischen Standpunkt besprechen will, wobei ich bemerken muß, daß der § 218 viel häufiger von Verheirateten als von Unverheirateten übertreten wird, und das die ersteren hierzu sehr häufig nicht durch egoistische Motive, sondern durch ungünstige soziale Verhältnisse, oder durch einen ungünstigen Gesundheitszustand getrieben werden.

In der Tat ist der § 218 in den letzten Jahrzehnten sowohl in den Tageszeitungen als auch in der medizinischen Presse vielfach erörtert worden, und zwar in den letzten Jahren besonders von dem Gesichtspunkt aus, daß mit manchen anderen Schranken, die die Revolution weggeräumt hat, auch dieses das Selbstbestimmungsrecht des Individuums verneinende Gesetz fallen müsse. Mit dieser Forderung kann man einverstanden sein, wenn der Staat, dessen Lebensnotwendigkeiten sich das einzelne Individuum unterzuordnen hat, an dem Fortbestand dieses Gesetzes kein Interesse mehr hat. Mir scheint, daß der Staat dieses Interesse heutzutage nicht mehr hat, wo er nicht in der Lage ist, unserem 60-Millionen-Volk eine ausreichende Ernährung zu ermöglichen, wo im Gegenteil unsere Feinde noch darauf sinnen, durch Beschränkung der Nahrungszufuhr und der Einfuhr von Rohstoffen und durch übermäßige Forderungen bezüglich unserer Kohlenlieferungen unser Volk um 20 Millionen zu dezimieren.

Bei diesen schlechten Ernährungsverhältnissen kann — wenigstens in den Großstädten — keine gesunde Generation heranwachsen, zumal da sie infolge der reduzierten Ernährung der Eltern von vornherein schon eine schwächliche Konstitution auf die Welt bringt. So erklärt sich die ungeheure Zunahme der Tuberkulose, speziell auch unter den Jugendlichen, — und zwar betrifft diese Zunahme nicht nur die sozial schlecht gestellten Kinder: So fanden zwei

Aerzte, Hilgers und Gentzen, in einer Mädchen-Mittelschule in Königsberg 80 Proz. der Kinder tuberkulös durchseucht!

Daß den Staat nicht etwa ethische Prinzipien bei dem Erlaß dieses Gesetzes geleitet haben, geht wohl aus der Tatsache hervor, daß in übervölkerten Staaten, z. B. in Belgien, die Beseitigung der Schwangerschaft straflos ist.

Außerdem ist das Gesetz so gut wie unwirksam — denn im Verhältnis zu der enormen Häufigkeit des kriminellen Aborts, der allein in Deutschland jährlich in Hunderttausenden von Fällen ausgeführt wird, ist die Zahl der deshalb Verurteilten verschwindend gering und beträgt nur einige hundert. Auch namhafte Juristen, die Professor Kockel, Direktor des Instituts für gerichtliche Medizin in Leipzig, anführt, haben sich deswegen für die Straflosigkeit der Abtreibung ausgesprochen, zumal sie die Fälle von Kindesmord verringern würde.

Und wie viele seelische Konflikte und Tragödien würden damit aus der Welt geschafft! Ich habe in meiner Praxis Fälle erlebt, wo verheiratete Frauen infolge schlechten Gesundheitszustandes die Schwangerschaft beseitigt wünschten, wo aber ein genügender medizinischer Grund für diesen Eingriff nicht vorlag, und die Unglücklichen dann ihr Abschiedswort, sie würden sich das Leben nehmen, tatsächlich wahr machten.

Ein medizinischer Grund, der den Arzt nach einer Reichsgerichts-Entscheidung und nach Gutachten von Aerztekammern zur Unterbrechung der Schwangerschaft berechtigt, ist eine durch die Schwangerschaft hervorgerufene Gefahr für Leib und Leben der Schwangeren, wenn diese Gefahr nur durch die Unterbrechung der Schwangerschaft voraussichtlich zu beseitigen war. Ueber das Vorliegen einer solchen Gefahr muß ein Konsilium von 2 bis 3 Aerzten entscheiden. Aber trotzdem kann der Arzt in eine sehr unangenehme Situation kommen, wenn er angezeigt wird, und der Gerichtsarzt eine so ernste Gefahr nicht für vorhanden gewesen erachtet. In einer Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft vom Jahre 1902 habe ich schon auf die verschiedenen Auffassungen der Sachverständigen über die Berechtigung der Unterbrechung der Schwangerschaft bei Lungentuberkulose, bei Melancholie, bei Epilepsie, bei drohender Erblindung hingewiesen.

Neuerdings plädiert Prof. E. Meyer, Direktor der psychiatrischen Klinik in Königsberg, auch für die Unterbrechung der Schwangerschaft bei Geisteskrankheit der Mutter oder des Vaters. Hier handelt es sich zum Teil um die vielumstrittene eugenische Indikation, um das Bestreben, eine minderwertige Nachkommenschaft auszumerzen.

Durchaus empfehlenswert erscheinen die Bestimmungen des Schweizer Vorentwurfs von 1916 über diese Frage, in denen es im Artikel 112 heißt: „Die mit Willen der Schwangeren von einem patentierten Arzt vorgenommene Abtreibung bleibt straflos: wenn sie erfolgt, um eine nicht anders abwendbare Gefahr für Leben oder Gesundheit der Schwangeren abzuwenden; wenn die Schwängerung bei Verübung von Notzucht, Schändung oder Blutschande eingetreten ist. Ist die Schwangere blödsinnig oder geisteskrank, so ist die Zustimmung ihres gesetzlichen Vertreters zur Abtreibung erforderlich." Bei Notzucht hält auch unser hiesiger Vertreter der gerichtlichen Medizin an der Universität, Prof. F. Straßmann, die Unterbrechung der Schwangerschaft für angezeigt. Diese autoritative Meinungsäußerung ist gegenwärtig besonders aktuell, wo die schwarzen französischen Kulturträger im besetzten Gebiet die Notzucht als ihr gutes Recht betrachten.

Wenn ich eben von den Aerzten als aktiv bei der Beseitigung der Schwangerschaft beteiligt gesprochen habe, so muß ich doch hervorheben, daß die in dem Gesetz mit Strafe bedrohte, verbrecherische Abtreibung nur von wenigen Aerzten geübt wird —, sondern meistens von entgleisten Hebammen, von Kurpfuschern oder von den Schwangeren selbst.

In Fällen, wo sich mit jeder weiteren Schwangerschaft dieselbe Lebensgefahr wieder einstellen würde, ist die künstliche Sterilisierung am Platze. Ich habe sie als erster im Jahre 1895 bei einer 28jährigen Neuntgebärenden mit Nierenerkrankung und tuberkulösem Lungenkatarrh mittels vaginaler Unterbindung und Durchtrennung der Tuben ausgeführt. Dieselbe Operation hält E. Steinach für die Verjüngung des Weibes für geeignet. Ich habe nach ihr auch ein Aufblühen der Frauen gesehen, kann diese Erscheinung für meine Fälle aber nur mit der Beseitigung der Angst vor weiteren Schwangerschaften und der Wiedererlangung des seelischen Gleichgewichts in Zusammenhang bringen.

Ich berichtete 1898 in einem eigenen Buch über 26 derartige Fälle und sagte über diese u. a. folgendes: „Die Patientinnen boten sämtlich die Zeichen der Entkräftung und Blutleere in hohem Maße dar. Nach ihren Angaben waren sie nicht imstande, ihren Haushalt ordentlich zu führen, selbst für das Wohl ihrer Kinder zu sorgen oder ihre früheren Arbeiten durchzuführen. Sie litten, soweit sie den besseren Ständen angehörten, an hochgradiger Nervosität, Gereiztheit, abwechselnd mit Depressionszuständen, so daß hieraus für das Familienleben recht ungemütliche Zustände resultierten.

In diesen Fällen ergaben sich aus der Verhütung weiterer Konzeptionen folgende Vorteile: Die Patientinnen wurden vor weiteren

Schädigungen der Gesundheit bewahrt und in die Lage versetzt, die früheren Kräfte allmählich wieder zu gewinnen. Die Beseitigung der steten Angst vor einer neuen Konzeption wirkte auf das Seelenleben günstig ein. Für beide Ehegatten fiel die Schädigung des coitus interruptus sowie die Versuchung fort, weitere Schwangerschaften auf illegalem Wege zu beseitigen. Die Patientin war in der Lage, allmählich die Beaufsichtigung und Erziehung ihrer Kinder selbst wieder in die Hand zu nehmen. Das ganze Familienleben gestaltete sich wieder glücklicher. Somit wurde durch den operativen Eingriff das Wohl der ganzen Familie gefördert.

Es bliebe nur der eine Einwand, ob es nicht dem Staatswohl zuwiderläuft, in diesen bestimmten Fällen, wo schon ein halbes Dutzend Kinder oder mehr vorhanden sind, weitere Konzeptionen zu verhüten. Dies ist meiner Ansicht nach nicht der Fall, vielmehr wird auch das Staatsinteresse durch eine solche Beschränkung dei Kinderzahl nur gefördert. Es sei mir gestattet, diese Behauptung durch ein Beispiel zu stützen, wie man es in den großen Städten so häufig sieht! Eine Proletarierfrau bekommt 10 Jahre hintereinander jedes Jahr ein Kind. Die ersten Kinder gedeihen zunächst, werden dann aber infolge mangelhafter Pflege und Ernährung rhachitisch, skrofulös und gehen leicht an interkurrenten Krankheiten zugrunde. Die späteren Kinder werden schon schwächlich und mit dem Todeskeim in der Brust geboren. Das Resultat ist schließlich folgendes: Die Frau hat ein Dutzend Kinder geboren, davon sind vielleicht 1 bis 2 schwächliche, rhachitische, skrofulöse Kinder am Leben geblieben, die Gesundheit der Frau selbst ist zerstört.

Hat der Staat an diesen Kindern irgendwelches Interesse? Geben sie brauchbare Soldaten oder kräftige Mütter ab? Nein! Vielmehr belasten sie den Staat durch die Inanspruchnahme seiner sanitären oder sonstigen Wohlfahrtseinrichtungen. Wäre es in einem solchen Fall nicht mehr im Staatsinteresse gelegen, wenn die Frau 2 bis 3 Kinder geboren hätte, denen sie imstande gewesen wäre, die nötige Pflege und entsprechende Ernährung zuteil werden zu lassen, die somit zu gesunden Staatsbürgern herangewachsen wären? Für meine Person bejahe ich diese Frage unbedingt . . . .

Unter den heutigen sozialen Verhältnissen wird, in der Großstadt wenigstens, ein allzu großer Kindersegen die häufige Ursache, daß die Not ihren Einzug hält, die finanziellen Verhältnisse zerrüttet werden, und die Kinder infolge mangelhafter Erziehung und Pflege körperlich und oft auch moralisch verkommen. In solchen Fällen ist es von dem Manne eine Rücksichtslosigkeit gegen seine Frau und den Staat, mehr Kinder in die Welt zu setzen, als er zu ernähren vermag.

Aus den vorstehenden Ausführungen geht hervor, wie innig diese beiden Fragen der künstlichen Sterilisierung und der Beseitigung einer vorhandenen Schwangerschaft zusammenhängen. Ihre Motive sind ungefähr dieselben, und wo die eine in Erwägung gezogen wird, ist im allgemeinen auch die andere angezeigt. Deswegen verbindet man auch vielfach die Beseitigung der Schwangerschaft mit der künstlichen Sterilisierung. Uebrigens kann die letztere, wenn sie nicht medizinisch ausreichend zu begründen ist, dem Arzt eine Klage wegen Körperverletzung zuziehen. —

Die katholische Kirche verbietet zwar nicht durchaus die Verhütung einer Schwangerschaft, wohl aber ihre Beseitigung. Wie eine Schwangere sich diesem Verbot gegenüber zu verhalten hat, ist natürlich — abgesehen von jedem staatlichen Gesetz — ihre eigene Angelegenheit.

Die meisten Nationalökonomen sind, den Lehren von Malthus folgend, für eine Beschränkung der Kinderzahl — unter den heutigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen Deutschlands dürfte diese Ansicht auch die richtige sein.

Eine nur temporäre Sterilität, die sogenannte fakultative Sterilität, wird durch den Gebrauch antikonzeptioneller Mittel herbeigeführt. Es ist sicher, daß der in den letzten Jahrzehnten eingetretene Rückgang der Geburten zum großen Teil auf ihr Konto kommt. Ist diese Erscheinung aber bei der trostlosen wirtschaftlichen Lage Deutschlands zu bedauern? Angesichts dieser müssen, wie ich glaube, die Bevölkerungspolitiker, die den Staat am lebensfähigsten halten, dessen Bevölkerung sich am stärksten vermehrt, die die Qualität des Bevölkerungszuwachses aber außer acht lassen, notwendigerweise umlernen.

Aus diesen meinen oben wiedergegebenen, schon 1898 gemachten Aeußerungen geht hervor, wie ich damals schon die Wichtigkeit des sozialen Moments bei der Entscheidung dieser verschiedenen Fragen betont habe. Auch in den nächsten Jahren hat die Diskussion über diese Fragen nicht geruht. So empfahl 1902 der hiesige Augenarzt Dr. C. Hamburger die Unterbrechung resp. Verhütung der Schwangerschaft bei tuberkulösen Arbeiterfrauen und stützte sich dabei auch auf die Ausführungen, die Professor Maragliano (Genua) auf dem 1. Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit in Berlin (1899) gemacht hatte. Maragliano befürwortete die Unterbrechung der Schwangerschaft bei allen tuberkulösen Schwangeren nicht nur im Interesse der Schwangeren selbst, sondern auch im Interesse der Gesellschaft, weil die Unterbrechung eine spätere „tuberkulöse Einheit" aus der Gesellschaft ausschalte.

Von Prof. Kaminer (Berlin) wurde allerdings diese Empfehlung als Spartanerstandpunkt verurteilt.

Unter den heutigen elenden Ernährungsverhältnissen dürfte aber wohl die Ansicht Maraglianos die richtige sein, daß ein von einer Tuberkulösen geborenes Kind auch tuberkulös wird. Nicht nur im Interesse des Kindes, sondern auch im Interesse der Gesellschaft hat der Staat die Verpflichtung, solche Kinder — und ihre Zahl wird nach Hunderttausenden zählen — vor dem Ausbruch der Tuberkulose zu bewahren. Und da besitzen wir jetzt zum Glück ein unschädliches und sicheres Schutz- und Heilmittel der Tuberkulose in dem Friedmannschen Mittel, das durch eine Einspritzung Neugeborenen einen langjährigen Schutz gegen den Ausbruch der Tuberkulose verleiht. Ich habe bereits angeregt, daß in dem in Vorbereitung befindlichen Reichsgesetz zur Bekämpfung der Tuberkulose die freiwillige Impfung von Neugeborenen, die von tuberkulösen Eltern stammen oder in tuberkulösem Milieu aufwachsen müssen, dringend empfohlen werden müsse — aber ich habe bei den maßgebenden Persönlichkeiten keine Gegenliebe gefunden: Sie sind alle stramme Kochianer, sehen immer noch in dem giftigen und meistens nur Giftwirkungen entfaltenden Kochschen Tuberkulin das souveräne Mittel zur Bekämpfung der Tuberkulose und schwören auf die Heilwirkung des Tuberkulin, der Strahlen-, Sonnen- und Heilstättenbehandlung — alles kostspielige, zeitraubende und unsichere Behandlungsmethoden, die durch die Friedmannsche Methode überflüssig gemacht werden. Mögen die Abgeordneten vor Beratung des erwähnten Reichsgesetzes wenigstens wirkliche Sachverständige hören, die sich jahrelang mit der Prüfung des Friedmannschen Mittels befaßt und ihre hervorragenden Erfolge bereits veröffentlicht haben — und nicht einen Arzt, wie den preußischen Abgeordneten Schloßmann, der ohne jede eigene Erfahrung über das Mittel nur Klatsch und Tratsch von sich gegeben hat. Bei all diesen Widerständen gegen die Ausbreitung der segensreichen Friedmannschen Methode muß man unwillkürlich an die Worte denken, die der junge Virchow seinen medizinischen Gegnern zuschleuderte:

„Immer noch den alten Kohl
Wärmen faule Bäuche.
Neuer Wein geziemt sich wohl
In die neuen Schläuche!" —

Herr Prof. Schloßmann ist der Vater eines preußischen Gesetzes betreffend die öffentliche Krüppelfürsorge, das sich folgendes Ziel gesteckt hat: „Kein Mensch in Preußen soll verkrüppeln, wenn die Verkrüppelung sich vermeiden läßt. Kein Krüppel, der sich heilen oder bessern läßt, soll die Möglichkeit der Heilung oder Besse-

rung entbehren." Wer sich diese Ziele gesetzt hat, der hat auch die Verpflichtung, gründlich die Friedmannsche Methode zu studieren, die bei rechtzeitiger Anwendung in den zahllosen Fällen von tuberkulöser Knochen- und Gelenkerkrankung, die zur Verkrüppelung führen, die Verkrüppelung verhütet und noch viele Fälle von schon vorhandener Verkrüppelung heilt. Dann wird er erkennen, daß fast alle chirurgischen Eingriffe bei der sogenannten chirurgischen Tuberkulose, d. h. der Tuberkulose der Drüsen, Knochen, Gelenke, Geschlechts- und Sinnesorgane, überflüssig, ja sogar fehlerhaft sind und nach jahrelangen Kuren nur sehr unbefriedigende Resultate ergeben, während bei der Friedmannschen Methode die tuberkulösen Erkrankungen aller Organe durch 1—2 Einspritzungen geheilt werden.

Ist also ein staatlicher Schutz für das noch nicht lebensfähige Kind unwirksam und daher überflüssig, so ist eine vermehrte Sorge für das in der Geburt befindliche lebensfähige und das schon geborene Kind ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Es könnten nämlich bei einer vervollkommneten Geburtsleitung, wie sie allerdings nur in Anstalten möglich ist, jährlich allein in Deutschland zirka 50 000 Kinder gerettet werden. Die Konsequenz dieser Tatsache ist die Forderung, daß alle Geburten in Anstalten erledigt werden, wofür ich praktisch durchführbare Vorschläge gemacht habe.

Schützen wir ferner, wie schon erwähnt, den Säugling vor seinem größten Feind, der Tuberkulose, indem wir das Publikum dazu bringen, womöglich alle Neugeborenen mit dem ungefährlichen Friedmannschen Schutz- und Heilmittel der Tuberkulose impfen zu lassen, das für viele Jahre, vielleicht sogar für das ganze Leben, einen hochgradigen Schutz gegen den Ausbruch der Tuberkulose verleiht. Heilen wir all die skrofulösen Kinder durch eine solche Einspritzung von ihrer Skrofulose, die eine lokale, hauptsächlich die Lymphdrüsen ergreifende Tuberkulose ist! Dann brauchen wir nicht, wie das eine Anzahl namhafter Aerzte vorgeschlagen hat, das Ausland, auch das feindliche Ausland, anzubetteln, wie der bekannte Hygieniker der Universität München, Professor v. Gruber, es nennt, damit mit dem erbettelten Geld Anstalten für die tuberkulös erkrankten deutschen Kinder gebaut werden. So viel Anstalten könnten überhaupt nicht gebaut werden, da man ungefähr alle deutschen Kinder, wenigstens der Großstädte, als tuberkuloseverseucht in diese Anstalten einsperren müßte.

Die deutsche medizinische Wissenschaft ist, wie so oft schon, in der Lage, dem Ausland eine wertvolle medizinische Gabe darzubieten, indem sie das Friedmannsche Mittel, das die Tuberkulose auszurotten imstande ist, der ganzen leidenden Menschheit zur Verfügung stellt!

Stand sie nicht heimlich hinter der Tür noch
Und horchte zurück?
Schon die Hände im Haar, es zu lösen?
„Lehnt er noch immer am Tisch
Mit schwerem Rücken?"

„Was schickst du zum Schlafe dein Weib fort
Und verweilest noch selbst
In immer derselben,
In — ach — so verhärteter Nacht?
Was schickst du dein Weib fort
Mit harten Worten?
Es nützt nichts, das Haar schon zu lösen,
Wenn die Sorge zurückbleibt
Bei dir!"

Dann aber legt sie sich hin.
Es steigt das welke Gesicht
Horchend aus schattenden Kissen.
Und siehe, da ist's, daß der Schritt beginnt,
Der Schritt, den sie kennt,
Heute wie immer der Schritt
Und Abend für Abend.
Ach, Deutschland!

„Wann wird er rasten? Lehnt er
Am Schrank jetzt?
Am Schrank jetzt lehnt er, knarrend
Geht Holz, knarrend geht wieder die Diele,
Knarrend die Diele zum Fenster hin.
Am Fenster jetzt bleibt er,
Ach, ich weiß es —: Stirn an Scheibe gedrückt.
Und immer noch . . ."

„Ich bitte dich, nicht bis zum Morgengrau'n wieder!
Alter braucht Schlaf, Schlaf bringt Hunger.
Essen mußt du, trinken wieder,
Was ich besorgt
Am Tag.
Komm und schlafe!
Ach, einmal nur möcht' ich dir's sagen,
Einmal nur, daß du es duldest . . ."

„Die Uhren hämmern von den Türmen,
Und du kommst nicht.
Die Hunde schlagen an.
Es werden
Die Wagen wieder laufen und die Straßenkehrer.
Und du kommst nicht.
Komm doch, — Mann! So wollte ich einmal nur
Sagen dürfen."

„Wankte er nicht vom Fenster fort?
Wie lange war's, daß ich lag,
Mit Gebet, gepreßt zu dir?
Aber endlich hat es gefruchtet
Und zog dich zum Schlaf jetzt.
Ich will auf die Seite mich tun, —
Als schliefe ich lang schon."

RODA RODA

DER MOND

Am 13. April 1935 (— fünfunddreißig) richtete Mr. Duval, Deputierter von Orléans, die Frage an den Herrn Ministerpräsidenten:

„Ist der Regierung bewußt, daß der am 6. v. M. zu Boulogne geschlossene Vertrag, betreffend die Aufteilung der Interessensphären, die französische Nation auf das empfindlichste schädigt? — Wie gedenkt die Regierung die ihr durch England beigebrachte diplomatische Niederlage vor der Oeffentlichkeit zu verantworten?"

Sofort erhob sich der Ministerpräsident zu folgender Erwiderung:

Meine Damen! Meine Herren! Nach den aufreizenden Reden, mit denen der sehr geehrte Deputierte von Orléans und seine geschätzten Herren Parteigenossen seit Beginn der Unterhandlungen die Gegenwart verwirren, — nach den leichtfertigen Brandartikeln der oppositionellen Presse habe ich von Mr. Duval keine Fanfaren erwartet über den am 6. v. M. von Frankreich erfochtenen unblutigen Sieg. (Tosender Beifall der Rechten. Pfeifen links.) Lassen Sie mich zur Klärung der Lage auf die glorreiche Geschichte des Boulogner Uebereinkommens zurückgreifen! — Als vor fünfzehn Jahren ein Zeitraum der Schrecken durch den Frieden von Versailles beendet wurde, da ahnte, wie Sie zugeben werden, kein Sterblicher den Aufschwung der Technik, so reißend, wie er jenem Friedensschluß folgen sollte. Mr. Clemenceau, dessen Todestag sich heute jährt (die Rechte erhebt sich von den Sitzen), Clemenceau, der größte Franzose der Geschichte . . .

Mr. Duval: Der größte Verräter in unsrer an Verrat so reichen Geschichte. (Ungeheurer Lärm.)

Der Ministerpräsident: Mein verehrter Gegner hat mit seinem Zwischenruf vielleicht ein allzu hartes Urteil gefällt über seine Denkkraft . . .

Mr. Duval (springt erregt auf): Herr Präsident, was wollen Sie mit Ihrer bösartigen Grobheit sagen?

Der Minister: Es freut mich, daß Herr Duval durch seinen Aerger zeigt, wie klar ich meine Ansicht über ihn, diesmal wenigstens, formuliert habe. (Toben und Wüten links. Man bearbeitet die Pultdeckel. Der Vorsitzende schwingt ohnmächtig die Glocke.)

Mr. Duval: Geben wir der Regierung nicht Gelegenheit, ihre Unfähigkeit hinter unsrer lauten Empörung zu verbergen! (Die Opposition beruhigt sich allmählich.)

Der Ministerpräsident: Der Friede von Versailles sollte uns vor Deutschlands Tücken für immer sichern — er wand den Deutschen die Waffen aus den Händen — natürlich die Waffen von 1920: Heer und Flotte. (Die Opposition krümmt sich vor Lachen: „Heer und Flotte!")

Der Ministerpräsident (aufgebracht): Gewiß, wir Menschen von 1935 nennen Heer und Flotte, Kanonen und Gewehre nicht mehr „Waffen" — so wenig, wie man etwa im Jahr von Versailles Pfeil und Bogen des Bantunegers fürchtete. Allein, die Regierung von 1920 konnte diese Entwicklung nicht voraussehen.

Mr. Duval: Eine Regierung, die nicht voraussieht! (Rufe rechts: Haben Sie es besser und früher gewußt?)

Der Ministerpräsident: Ueberdies sollte die Besetzung des linken Rheinufers einen beständigen Druck auf Deutschland ausüben. (Höhnische Rufe: Das Rheinufer! Fünfzehn Jahre!)

Der Ministerpräsident: Als dann das erhabene Genie unsrer Landsleute Schuster und Fuchs („Vivent Sküstê et Füsch!") — als, sagte ich, zwei Franzosen jenes erste Aetherflugzeug erdachten, das die Erdgebundenheit des Menschengeschlechtes überwand . . .

Mr. Duval: Da hat die Regierung die Erfinder im Stich gelassen.

Der Ministerpräsident: . . . Da bemächtigten sich feindliche Ingenieure des leuchtenden gallischen Einfalls, um das Aetherflugzeug zu vervollkommnen.

Mr. Duval: Deutschland hat heimlich Forts auf dem Mond erbaut und bedroht mit ihren Radiumwellen Frankreich.

Der Ministerpräsident: Das ist ein Ammenmärchen. (Lärm links. Pfeifen, Pultdeckel.)

Mr. Duval: Die Regierung weiß es nicht. Sie weiß nie, was ihr nicht in den Kram paßt.

Der Minister (entfaltet ein Papier): Wir haben genaue, letzte Nachrichten vom Mond. Unsere militärischen Kommissionen haben keine Spur deutscher Befestigungen dort gefunden. („Haben Sie auch auf der andern Seite nachgesehen?")

Der Minister: Auch auf der andern Seite. — Doch lassen Sie mich in meinem Rückblick fortfahren! Ich sage es mit Betonung: Der am 6. v. M. zu Boulogne geschlossene Vertrag läßt keinen Raum für Deutschland auf dem Mond. Wir haben uns mit London und Washington geeinigt: die beiden verbündeten anglosächsischen Völker (Beifallklatschen, Hochrufe), unsere teuern Nachbarn jenseits der Meere, erhielten nur das Recht der wirtschaftlichen Durchdringung des Mondes; uns ganz allein blieb jenes der militärischen Kontrolle; es weht nur eine Fahne auf dem Mond: die Trikolore. (Ein Beifallsrasen, das nicht enden will; der Redner empfängt zahllose Glückwünsche.)

Ein Jahr später.

Mr. Duval: Meine Damen und Herren! Sie wissen, was in diesem einen Jahr geschehen ist. England und Amerika haben ihren Aeckern unschätzbare Werte zugeführt, indem sie den Mond zu Kunstdünger verarbeiteten. Es gibt keinen Mond mehr. Wie gedenkt unsre völlig blinde Regierung . . .

Der Ministerpräsident: Allerdings ist durch den überraschend schnellen Abbau des Nachtgestirns . . .

Mr. Duval: Oh, man ist wiederum überrascht worden!

Der Ministerpräsident: . . . unser Besatzungsrecht dort jetzt illusorisch. Doch vergessen Sie nicht, daß dies Verschwinden des Mondes einerseits unsre Verbündeten wirtschaftlich unermeßlich gestärkt hat, anderseits aber das Gemüt unsrer Erbfeinde aufs tiefste verletzt. Oder sind die unzähligen Proteste der deutschen Gesellschaften zur Erhaltung von Naturdenkmälern Ihrer Aufmerksamkeit entgangen — Ausbrüche ohnmächtigen germanischen Grimms über die Ausschrotung des Mondes? Fehlt der Mond uns Franzosen, die wir uns einen Platz an der Sonne erkämpft haben? (Bravo!)

Mr. Duval: Das Besatzungsrecht?

Der Ministerpräsident: Eben darauf wollte ich zu sprechen kommen. Meine Damen und Herren! Die Großmut unsrer Verbündeten hat uns einen glanzvollen Ersatz geboten für das illusorische Mondbesatzungsrecht: Frankreichs Flagge und nur Frankreichs Flagge wird auf den Planeten und Planetoiden flattern dürfen. (Beifallssturm.)

Mr. Duval: Die wirtschaftliche Ausbeutung der Planeten?

Der Ministerpräsident: Sie fällt England und Amerika zu.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Konzentration.

Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft will ihr Aktienkapital um zweihundertfünfzig Millionen Mark, von dreihundert auf fünfhundertfünfzig Millionen erhöhen. Das sieht wie eine Verdoppelung der Finanzkraft aus, ist aber natürlich keine. Denn die hundertfünfundfünfzig Millionen Aktienkapital, die die Bilanz der A. E. G. bis zum Jahre 1915 aufwies, waren Goldmark und die Werte, die ihr auf der Aktivseite gegenüberstanden, waren (soweit sie nicht in übermäßigen Abschreibungen versteckt lagen) Goldmarkwerte. Auch die neunundzwanzig Millionen, um die sich das Aktienkapitalkonto im Jahre 1915 vergrößerte, waren noch hochwertiges Geld. Was aber im Jahre 1920 zufließt, das ist deutsches Papiergeld Marke 1920 (gegenwärtiger Umlauf etwa 70 Milliarden), und also eigentlich durch 10 zu dividieren, wenn man es auch nur rein valutarisch mit den alten Buchungswerten auf einen gemeinsamen Nenner bringen will. Das ursprüngliche Kapital, das ist das Unternehmen selbst mit seinen Anlagen und Einrichtungen, die heute einen fabelhaften „Reproduktionswert" besitzen, nur mit Milliardenkosten (wenn überhaupt) neu aufgebaut werden könnten; das neue Geld ist ein Betriebskapital- (und vielleicht Expansions-) Zuschuß, der nominell sehr groß erscheint, aber beträchtlich zusammenschmilzt, wenn man sich ihn nicht in Papiermark ausgedrückt denkt, sondern in Kaufkraft für Waren und Arbeitsleistungen. Wenn vor dem Kriege eine Aktiengesellschaft ihre Fonds um ein Dutzend Millionen vermehrte, kam sie damit kaum weniger weit als heute die A. E. G. mit ihrer Viertelmilliarde.

Aber vor dem Kriege waren, auch nach großindustriellem Maßstab, zehn oder zwölf Millionen ein ganz ansehnlicher Kraftzuwachs. Die A. E. G. hat erklären lassen, sie verfolge mit der Erhöhung gar keine besonderen oder geheimnisvollen Pläne: sie brauche einfach Betriebsmittel, und die summierten sich jetzt so enorm. Immerhin läßt sich aus der Summierung, die man voraussieht, schließen, daß man mit einer starken Aktivität des Betriebes rechnet. Die zweihundertfünfzig Millionen bedeuten unter den heutigen Umständen gewiß keine Welteroberung; aber sie bedeuten doch, daß man nicht an Resignation und Einschrumpfung denkt, daß man sich zu Hause und draußen behaupten und alle Möglichkeiten, die sich bieten, einfangen will, ohne dabei allzustark von fremdländischer Finanzierung abhängig zu werden. Sie spiegeln Konsolidierungsarbeit — technische, organisatorische, kaufmännische — die im Gange ist, wenn sie auch der Außenstehende (der nur nach Ergebnissen, nicht nach Vorbereitungen urteilen kann) noch nicht zu sehen vermag.

Konsolidierungsarbeit ist auch die Fusion Gelsenkirchen-Deutsch-Luxemburg, die letzthin von den Generalversammlungen der beiden Gesellschaften bestätigt wurde. (Es ist betriebstechnisch und unternehmungswirtschaftlich eine wirkliche und vollständige Fusion, die man nur formal als Interessengemeinschaft konstruiert hat.) Auch hier ist das Maß der Aktion bescheidener als es auf den ersten Blick scheint. Denn so wenig eine Viertelmilliarde Papiermark ist, was sonst zweihundertfünfzig Millionen Goldmark waren, so wenig bedeuten heute die Unternehmungskomplexe Gelsenkirchen und Deutsch-Luxemburg, was sie vor dem Kriege bedeuteten. Eine Fusion der beiden Gesellschaften im Jahre 1914 (die damals undenkbar war, weil jede aus sich heraus zum Trust strebte) hätte ein Konzentrationsgebilde von ganz anderer Dimension und Macht ergeben. Jetzt ist Gelsenkirchen beinahe reine Zeche. Deutsch-Luxemburg hat neben den südwestlichen Eisenwerken einen sehr großen Teil seiner Kohlengrundlage eingebüßt. Die Fusion macht aus beiden Unternehmungen zusammen erst wieder, was vorher schon jede für sich gewesen ist: einen leistungsfähigen Gemischtbetrieb mit Kohlenförderung, Hochöfen, Stahlprodukten und Verfeinerung. Es ist mehr ein Zurechtrücken von aus der Reihe Gekommenem als ein Weiterbau über die ursprüngliche Basis hinaus. Aber dieses Zurechtrücken ist ja der notwendige neue Anfang.

Früher hätte ein Zusammenschluß solcherart unweigerlich zu lebhaften Antitrustpolemiken geführt. Man hätte vor der zunehmenden Macht der konzentrierten Großindustrie gewarnt und die Drosselung der freien Konkurrenz beklagt. Heute ist jede Kritik dieser Art verstummt. Jeder fühlt, daß die Rationalisierung, die Festigung der Basis, die Steigerung der Leistungsfähigkeit das Wichtigste, das allein Wichtige ist.

Kalkulation.

Wir haben bekanntlich die Gewohnheit, bei politischen und sonstigen Zusammenbrüchen nicht zuerst zu fragen: wie kommen wir aus der Misère wieder heraus? — sondern: wer ist schuld? Momentan debattieren wir sehr eifrig über die Frage, wer an der Krise schuld sei. Die Antwort müßte natürlich lauten: unentrinnbare Zusammenhänge materieller und moralischer Kriegsverelendung, in ihren Wirkungen gesteigert durch krämerhafte, internationale Einsichtslosigkeit (die Zug-um-Zug-Geschäfte machen möchte, wo langfristig organisierte gegenseitige Aufbauhilfe vonnöten ist), dumm-brutale Siegerpraktiken und tastende Hilflosigkeit der heimischen Wirtschaftspolitik. Aber was sollen wir mit dieser Antwort anfangen? Es müssen doch Leute schuld sein, Personen oder Personengruppen, ganze Schichten oder

Klassen. Man hat ja keinen festen Punkt, an dem man sich halten kann, wenn man nicht für die einen ist und gegen die anderen.

Ich will hier keine Apologie der Unternehmer schreiben. Sie sind meist keine Asketen und wissen sehr gut, daß es bei den Papierscheinchen, die jetzt Geld heißen, auf die Masse ankommt. Wahrscheinlich haben auch diejenigen recht, die ihnen vorhalten, daß sie, im allgemeinen, „zu gut leben wollen". Ich möchte nur davor warnen, diese Dinge zu einseitig zu sehen. Der Behäbigkeits- oder Luxuskonsum des Unternehmers, des wirklich produzierenden größeren Unternehmers kann für die Warenpreise gar keine ausschlaggebende Rolle spielen. Denn wenn ein Fabrikant beispielsweise zweihundert Arbeiter beschäftigt, so macht ein überflüssiger Mehrverbrauch von hunderttausend Mark, den er sich selbst zuschulden kommen läßt, ungefähr soviel aus wie eine Erhöhung des Stundenlohns seiner Leute um zwanzig Pfennig. Ich bin trotzdem aus anderen, aus produktions- und leistungspolitischen Gründen dafür, daß dem Luxuskonsum energisch zuleibe gegangen wird. Aber für die Krisenteuerung ist der persönliche Ueberverbrauch des Unternehmers — von den parasitären Schiebern ist ja in diesem Zusammenhange nicht die Rede — ohne entscheidende Bedeutung. Viel mehr ins Gewicht fallen können die akkumulierten Profite. Indes liegt hier doch allerlei Zwangsläufigkeit vor. Der Unternehmer braucht Betriebskapitalien, die, nominal, ein Vielfaches der früher benötigten betragen. Auf der anderen Seite soll ihm von dem vorhandenen Kapital sowohl wie von dem neu akkumulierten ein beträchtlicher Teil weggesteuert werden. Der Ausweg aus dem Dilemma ist forcierte Kapitalbildung durch Forcierung der Profite. Man war töricht genug, sich einzubilden, daß direkte Steuern grundsätzlich unüberwälzbar seien. Direkte Steuern, die konsumwirtschaftlich oder unternehmungswirtschaftlich unerträglich scheinen, sind notwendig Anlaß und Ausgangspunkt hartnäckiger Ueberwälzungskämpfe. Der Arbeiter überwälzt den Lohnabzug und der Unternehmer überwälzt die Steuer, die ihm die Kapitalbildung schmälert.

Wenn übrigens zu hohe Unternehmerprofite die Ursache der Krise sind, so kann die Heilung am Ende nicht ausbleiben. Denn wenn der Unternehmer keine großen Profite bekommen kann, wird er sich zu guter Letzt mit kleinen bescheiden. Den Betrieb dauernd stillegen wird er (sofern er kein Abbruchschieber ist) nur, wenn ihm gar kein Profit mehr in Aussicht steht. Wenn aber eine immer noch kapitalistische Wirtschaft ins Stocken gerät, weil die Unternehmungen höchstens noch profitlos weiterbetrieben werden könnten, wird man die „Schuldfrage" doch wohl wirtschaftspolitisch stellen und beantworten müssen. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

DIE KIELER GEISTWOCHE

Seit Wochen liegen in allen Reisebüros und Hotelhallen appetitlich gedruckte Prospekte auf, die zu einer „Kieler Herbstwoche" einladen. Neugierig greift man danach, denn womit will die Wöchnerin Kiel ohne Flotte, ohne Kaiser, ohne Pokale die Fremden locken? Ein bißchen Regatta ist gewiß nicht zu verachten, Segler werden gewiß auch ohne den wilhelminischen Tamtam mittun, aber gesegelt wird ja nicht nur in Kiel. Man greift also nach dem Prospekt und liest, nicht ohne aufsteigendes Lächeln, daß Wilhelms „Kieler Woche" sich in eine „Kieler Woche für Kunst und Wissenschaft" verwandelt, für welche nun mit dem alten Reklame- und Propagandaapparat geworben wird. Statt der großen Flottenrevue findet eine Schau über Deutschlands geistige Großkampfschiffe statt. Statt der weißgekleideten Sportgecken Europas und Amerikas werden die weniger tadellos gekleideten Anhänger Albert Einsteins geladen, die von ihm auf der Kieler Geistwoche endlich über „Raum und Zeit im Lichte der Relativitätstheorie" Bescheid bekommen sollen. Wird dem verständnisvollsten Hörer ein silberner Pokal, zur Erinnerung an das Geistesmatch von Kiel 1920, von Ebert selbst gespendet, überreicht werden? Oder wird dem siegreichsten Hörer Oswald Spenglers ein silberner Lorbeerkranz aufs Haupt gelegt? Denn, natürlich, muß auf der Kieler Geistwoche, soll das Wettsegeln der Geister für die Hoteliers von Kiel irgendwelchen Segen bringen, der Verfasser des „Untergang des Abendlandes" mitwirken. Er ist augenblicklich in Mode, „zieht", und auf Anziehungspunkte ist es in der Kieler Woche immer angekommen. Neben Einstein und Spengler sind noch viele andere Attraktionen für die Kieler Geistwoche engagiert worden. Aus ganz Deutschland werden Sonderzüge angemeldet, um Professor Albert Köster endlich über „Hans Sachs und das Meistersingerdrama des 16. Jahrhunderts" sprechen zu hören, nicht zu reden von dem Fremdenstrom, der sich nach Kiel ergießen wird, um den schmiegsamsten Staatssekretär Preußens, Professor Becker, persönlich über „Bildungsaufgaben im neuen Deutschland" singen zu hören. Der Prospekt der Kieler Herbstwoche verspricht freilich auch, „die Verpflegung reichlich zu gestalten". Für die geistige Verpflegung ist noch ein anderer Becker, nämlich der Charakterdarsteller des Staatstheaters — viele meinen, auch der erste Becker sei Charakterdarsteller am preußischen Staatstheater —, Maria Fein, Ludwig Wüllner und Eva von der Osten, Fritz Feinhals, Karl Flesch und andere aufgenommen. Schließlich kriegt der von Spengler Illuminierte im Stadttheater auch noch die „Weber" von Gerhart Hauptmann und sogar Anton Wildgans' „Armut" zu sehen.

So steht's im Prospekt, der in allen Reisebüros und Hotelhallen aufliegt. Das Beste wird, hoffe ich, verschwiegen. Ich schlage vor, daß die Abnehmer der teuersten Plätze sich im Foyer des Stadttheaters aufstellen dürfen und von Oswald Spengler, der Cercle hält, ins Gespräch gezogen werden.

Es wandelt noch ein Schatten durch die Kieler Geistwoche . . .

MOZART IM FILM

Die höheren Kulturaufgaben des Films werden in rapidem Tempo ihrer Lösung zugeführt . . .

Der mit fieberhafter Spannung erwartete Sensationsfilm „Figaros Hochzeit" ist Wirklichkeit geworden. Gedichtet frei nach Beaumarchais von Hans Brennert, inszeniert von Herrn Mack, die Musik frei nach Mozart von Leopold Schmidt, dirigiert von einigen hundert Müllers und Schulzes, gedreht von . . .

Mit diesem gefilmten Beaumarchais und Mozart erfüllt sich selbstredend wieder einmal das berühmte Naturgesetz in zwingend logischem Ablauf. Mit staunenswertem historischen Gefühl gehen die kunst- und verantwortungsbewußten Herren an ihr segensreiches Werk: beim „Figaro" beginnt es, nächstens kommt der „Fidelio" und „Freischütz" (Clou: Wolfsschlucht) dran und über kurz oder lang „Tristan" und „Palestrina". Zu all dem darf auch die Musik von Mozart, Beethoven, Weber, Wagner und Pfitzner ertönen — gleichsam auf Flaschen gezogen. (Besetzung: 4—8 Musiker, das romantische Harmonium als temposichernder, metronomischer Schutzmann und Klangfüllung — — trefflich anzuhören bei dem Nachtgesang „Tristan", 2. Akt . . .) Zur Krönung der ganzen Kulturtat gleichsam wird der „Parsifal" und ein Zyklus von Beethoven-Sinfonien vorbereitet, mit letzterem höchst sinnvoll und wahrhaft populär den Manen Beethovens zur Feier des 150. Geburtstages gehuldigt. Mehrere gewiegte Filmautoren sollen schon mit der Erfindung von erschütternden Handlungen beschäftigt sein: Herr Brennert schreibt zur „Eroica" einen Napoleon-Film, der Auch-Film-Dichter Robert Heymann zur „Fünften" eine schwere Tragödie (mit dem Untertitel: „Das Schicksal pocht an die Pforten — aufgemacht!!"). — Die siebente Sinfonie wird erst durch eine geniale Kombination des Celly de Rheidt-Balletts mit einer Duncan- oder Dalcroze-Gruppe und der Modenrevue „Die östliche Göttin" ihren wahren Dyonysosgeist offenbaren, und Schillers Freuden-Hymnus nicht, wie es die sattsam bekannte Chorvertonung Beethovens in der „Neunten" besorgt, etwa gesungen, sondern gleichfalls in stilisierten Rhythmen von 400 Filmgirls höchst anschaulich gemacht werden. Wobei sich eine überraschende Verdeutlichung des berühmten Bruderkusses der umschlungenen Millionenmenschheit ergeben dürfte.

Die musikalische Bearbeitung all dieser Wundertaten erfolgt ausschließlich durch L e o p o l d S c h m i d t, den (hinreichend) bekannten Berliner Musikkritiker, Dirigenten, -Historiker und A e s t h e t e n. Dieser hat nämlich mit der Be-, Ver- und Zerarbeitung der „Figaro"-Musik ein so leuchtendes Beispiel von Mozart-Kenntnis und bis zur höchsten Pietät gesteigerter Liebe (Honorar 20 000 M.) gegeben, daß er, der doch zur Führung eines Millionen-Leserkreises bestellte künstlerische Geschmacksanwalt weiterhin den richtigen Weg (und die richtigen Honorare) finden wird.

Rudolf Kastner.

DAS BISSCHEN SCHLAGSAHNE

Emil Abderhalden hat gesagt: „Alle Milch, die Deutschland hat, muß den Kindern gegeben werden.

Wer die Milch den Kindern entzieht, versündigt sich am deutschen Volk."

Frage herum, wo deine Nachbarn, Kollegen, Freunde zur Sommerwohnung gewesen sind. Horche, ob nicht jeder nach vier oder fünf frohen Sätzen über das Glück dieser ersten Erholungsferien, die seit sechs Jahren möglich waren, nach einem Lobe von Fleisch, Butter, Käse, sagen wird: „Es gab auch wieder Schlagsahne." In Schlesien, in Thüringen, im Schwarzwald, in Bayern, in Pommern, überall gab es wieder Schlagsahne zu Torten, Schlagsahne zu Schillerlocken, Schlagsahne zu Mohrenköpfen. Jeder hat von ihr genascht, nicht bloß Kinder, denen die Milch nicht entzogen werden soll, sondern auch Mütter, auch Männer. „Eigentlich ist es ein großes Unrecht," wendest du ein. — „Ja, eigentlich!" erwidern die Schlagsahnenesser in aller Ruhe. „Sie haben recht. Aber nach so viel kargen Jahren war das bißchen Schlagsahne so was wie Rückkehr der alten Zeit, sichtbare Friedenswirtschaft. Sie haben recht, die Milch gehört den Kindern, und wir sollen der Vernunft folgen, Abderhaldens Worte sollten in allen Konditoreien hängen. Aber — in den Plan der vernünftigen Wirtschaft gehört auch ein Posten: Für unvernünftige Zwecke. Das, was uns Freude oder was uns auch nur Spaß macht, soll im Plane nicht ganz übergangen werden, sonst kann es dem ganzen Plane schlecht gehen! Das bißchen Schlagsahne wird Abderhalden nicht verhindern. Aber man muß verhindern, daß es mehr wird als nur ein symbolisches Kleinwenig. Das bißchen Schlagsahne soll mit schlechtem Gewissen verzehrt werden! m. f.

ALLERLEI ERBEN

Franz Schuberts Nichte, eine Greisin, lebt noch in Wien, und zwar von — 24 Kronen, die ihr die Stadt Wien allmonatlich als Gnadengabe ausbezahlt. Ein Komitee schnorrt in den Zeitungen für die hochbetagte Frau, weil sie Hunger leide.

Indessen hatte der Musikindustrielle Heinrich Berté mit dem Schubertschen Ueberfluß das „Dreimäderlhaus" und seine Fortsetzung hergestellt und dafür in Europa und Amerika Tantiemen gescheffelt, die auf viele Hunderttausende geschätzt werden. Auch der Musiker C. Lafite hat mit Schubertschen Melodien sehr beträchtliche Tantiemen aus den Theaterkassen herausgeholt. Von den Gewinnen der ausgesprochenen Musikhändler, der Verleger, nicht zu reden.

Milde Gaben, auch die kleinsten, für Schuberts hungernde Nichte sollen an Herrn Franz Josef Böhm, Mürzzuschlag (Steiermark), gesandt werden.

DIE ERZIEHUNG DES VOLKES

Der Wiener Polizeibericht meldete am 15. August: „Mitte Juli besuchten zwei Männer, der Chauffeur Johann Prack und der Schlosser Christian Hoffmann, ein Lichtspieltheater, in dem ein ‚Detektivschlager', betitelt ‚Der große Coup', gegeben wurde. In diesem Film wird dargestellt, wie Harry Piel auf offener Straße ein Auto stiehlt, mit ihm bei einer Bank vorfährt und die Beamten der Bank mit vorgehaltenem Revolver zwingt, ihm ein Vermögen auszufolgen. Harry Piel entkommt mit der Beute. Die beiden Besucher beschlossen, den ‚großen Coup' in Wirklichkeit, nach dem

Vorbild des Films, auszuführen. Sie durchstreiften oft die Stadt, um ein unbewachtes Auto zu erspähen. Am 13. August sahen sie vor dem Hause der Verkehrsbank einen Kraftwagen stehen. Der Chauffeur war weggegangen, um neue Reifen zu holen. Die beiden sprangen in den Wagen und fuhren mit ihm weg. Vor dem Gebäude der Postsparkasse hielten sie. Sie planten, einen der Kassenboten, die dort hohe Beträge beheben, zu überfallen. Hoffmann stieg aus und ging hinter einem Boten her, der eben viele Tausendkronennoten behoben hatte. Langsam fuhr das Auto neben beiden. Jetzt aber war der Film nicht mehr streng nachzuahmen. Hoffmann entriß dem Boten die Geldtasche, aber der Beraubte wehrte sich und hielt den Räuber fest, Schutzleute halfen ihm. Prack verschwand nun schnell mit dem Auto, ließ es aber spät abends irgendwo in der inneren Stadt stehen. Die Polizei, die es entdeckte, vermutete, daß es mit dem Raub zusammenhänge. Die beiden Kinobesucher wurden dem Landesgerichte übergeben."

Frage: Sollte der Dichter und der Veranstalter des Detektivfilms „Der große Coup" nicht wegen entfernter Mitschuld am Raube mitangeklagt werden?

DER VERHASSTE FRIEDEN

Im Frühjahr 1913 sollte Bertha von Suttner auf einer Bundesversammlung österreichischer Frauenvereine in Graz sprechen. In dem Grazer Komitee saßen alle Gattinnen hochangesehener Herren. Als bekannt wurde, daß Bertha von Suttner in Graz über die Friedensbewegung sprechen sollte, schrieben sich die Grazer Vorstandsdamen die Finger wund, um das zu verhindern. Die Briefe werden jetzt in der „Friedenswarte" veröffentlicht.

Eine Dame schrieb am 11. April 1913: „Es herrscht geradezu Verzweiflung . . . Eine Reihe von Personen, die lebhaften Anteil an den Arbeiten nehmen, wären geradezu vor den Kopf gestoßen."

Eine andere Dame schrieb am 12. April 1913: „Baronin Bertha von Suttner wirkt durch ihren Namen allein wie das rote Tuch beim Stier, und da die Blamage Oesterreichs gegenüber den Balkanstaaten von allen Leuten tief empfunden wird, ist es begreiflich, daß das Militär sein Kasino nicht am Abend hergeben will, wo morgen für den v e r h a ß t e n F r i e d e n geredet werden soll."

Die Grazer Damen siegten, Frau von Suttner sprach n i c h t und der verhaßte Friede wurde zuerst in Oesterreich gebrochen. Zwei Jahre später war ein gut Teil der Grazer Regimenter schon ins Jenseits befördert. Viele Grazer Damen gingen in Schwarz.

RIESENGEBIRGE

W a r m b r u n n.

So stelle ich mir die Badeorte vor hundertfünfzig Jahren vor.

Kleine Städte, weiß getüncht, ein hochfenstriges Barockschloß auf dem Hauptplatz. Lauter einstöckige, lichte Häuser, langgestreckt, in wunderschönen Proportionen, mit breiten, schattenkühlen Hauseinfahrten, Efeu an den Mauern, Pelargonien vor allen Fenstern. Mit kleinen hölzernen Anbauten, Pavillons, von wildem Wein überwachsen.

Abends Promenaden der jungen Mädchen, zwei und zwei ineinander gehakt.

Die Geschäftsleute gelassen vor dem Laden sitzend. Die Geschäftsläden selbst ganz kühl, ganz dunkel, bis in den letzten Winkel vollgekramt, Kaffee neben blauen Leinenstoffen, Romane neben Schnupftabak, große Mehlsäcke neben Konservenbüchsen aus Amerika. Es riecht ein bißchen sauer.

Die Besitzerin hinter dem Kassapult liest den „Boten aus dem Riesengebirge", die typographisch schönste Zeitung Deutschlands, im Format so klein wie die Hälfte einer normalen hauptstädtischen Zeitung. Ohne viel Aufschriften. Eine Zeitung, in der noch ein bißchen Stille und Fassung ist.

Heute bekämpft der „Bote aus dem Riesengebirge" eine gehässige deutschlandfeindliche Meldung der „Times". Ohne fette Lettern, in aller Gelassenheit, aber sehr entschieden.

Die Besitzerin des Ladens sagt, ohne vom „Boten" aufzublicken, zu einem eben eingetretenen Mädchen: „Es sind geräucherte Aale angekommen."

Kamm-Wanderung.

Im Riesengebirge gibt es wirklich einen Kamm, d. h. man kann nach beiden Seiten ins Tal schauen.

Anderswo steht der Kamm auch im Reiseführer, aber wenn man nach beiden Seiten, im Vollgefühl erreichter Höhe, hinabschauen will, dann steht ein Berg im Wege, oder das Hochplateau ist zu breit, als daß man in beide Abgründe schauen könnte. Hier aber ist die Natur zuvorkommend, sie öffnet sich willig, sie breitet sich für dich aus. Du blickst nach Süden weit ins böhmische Land, nach Norden ins schlesische. Und die Berge ordnen sich vor dir, ein Zug immer niedriger als der andere, bis hinaus in die grüne Ebene, aus der die kleinsten Hügel, immer noch bewaldet, herausragen als die gutmütigsten letzten Anschwellungen.

Von Gipfel zu Gipfel führen geordnete, willige Wege, abgeteilt durch natürliche Steinkolosse, die wie expressionistische Skulpturen von nicht zu enträtselndem Sinn aussehen.

In der dünnen Luft beginnen junge Deutsche meistens zu singen. Sind sie in größeren Mengen, dann singen sie alte Schullieder. Es wäre stiller, wenn sie nicht sängen. Kommt man den Tumultuanten näher, dann sieht dich einer von den älteren Sängern mit kaum wahrnehmbarem Lächeln freundlich an, als wollte er sagen: „Entschuldigen Sie, es ist nicht böse gemeint".

Schöner ist der Gesang von zweien. Es wandern viele junge Paare über den Kamm. Sie singen gewöhnlich nicht laut. Aber wenn du an ihnen vorbeikommst oder gar, wenn du sie abends in einer Ecke der Baude sitzen siehst, dann hörst du ganz deutlich stumme Musik aus ihnen, ein seeliges Leuchten, ein beglücktes Schweigen.

Es gibt auch unzugänglichere Gemüter. Ein schwer erklärbarer Mensch muß es gewesen sein, der hoch oben auf der Schneekoppe in einen kleinen Schneefleck, der im Schatten dem Zerschmelzen gerade noch entging, ein Hakenkreuz einzeichnete. Ich bin diesem Hakenkreuz noch einige Male im Sande hoch oben auf dem Kamm begegnet. Armer Teufel, dacht' ich jedesmal, auch 1500 Meter über dem Meeresspiegel kannst du nicht einfach atmen und schauen und glücklich sein?! Entsetzliche Vorstellung, noch

in der reinsten Luft von seinem Haß verfolgt zu werden. Die Winde sausen über den Kamm. Ein Brausen, und die ganze Arbeit der Propagandisten im Sande ist verwischt. Aber so sind diese kranken Hasser. Sie möchten um halb vier früh das Erwachen des aufglühenden Tages mitmachen, und dann womöglich auf den glühenden Sonnenball ein kleines Parteizettelchen kleben.

Baudenstimmung.

Auf dem Kamm oben ist von Juli bis September lebhafte Promenade. Hier begegnet sich Breslau mit Görlitz und Chemnitz. Aber während man in der Bismarckstraße aneinander vorübergeht, ist hier alles leutselig und redet sich an.

Gehst du aber zehn Schritte vom breiten Weg, so kommst du zwar durchs Gestrüpp, aber kein Menschenschritt verfolgt dich durch diese verdunkelten Wälder. Das Licht hier ist grau-grün. Die Aeste sind ineinander verzweigt und verfilzt. In einer Lichtung plötzlich Hunderte von Himbeeren. Viertelstundenlang der Boden voll schwarzer Blaubeeren. Wunder an Ueberschwemmungen mit Pilzen. Du hörst nichts als das Sausen der Aeste hoch oben. Und jenen langsamen, einen, singenden, surrenden Ton des hohen Sommers . . .

Nach einem Tag auf dem Weg neben dem Wege sitzt es sich abends warm und froh in der Baude oben. Nicht einmal gegen das Zitherspiel regt sich innerer Protest.

Neben dir sitzt ein junges Paar. Du denkst: Mittelschullehrer aus Gotha, mit seiner Braut. Ein magerer, blonder Mensch mit knochigem Gesicht, müden Studieraugen. Plötzlich hörst du den Mann dem Mädel ein tschechisches Wort zuflüstern. Jawohl, es ereignete sich hier, daß ich tschechisch flüstern hörte. Am liebsten hätte ich zum Dank „Mauzda" sagen wollen (ein bißchen Tschechisch lernt man schon im Riesengebirge, denn Tschechisch ist eine Sprache, die man selten leise hört).

In allen diesen Grenzbauden weiße Semmeln, frische Butter, schmackhafte Knödel, duftender Kaffee, helles böhmisches Bier. In der Schneegrubenbaude stand sogar unter den tschechischen Weinen ein „böhmischer Burgunder" auf der Karte.

Doch ich wollte den sonnigen Tag milde beenden.

Enzian.

„Oh, wir haben auch Enzian im Riesengebirge!" sagt meine Wirtin und führt mich in den Garten. Wahrhaftig, da wächst Enzian. Nicht die blaue Wunderblume der Hochalpen. Der Enzian im Riesengebirge ist hochstämmig, die Blüten sind etwa so blau wie Rittersporn, weniger leuchtend, weil das Blütenblatt dicker ist. Er riecht auch, sagt meine Wirtin.

Der Enzian der Hochalpen wächst nicht in Gärten. Seine Blüte auf ganz niedrigem Stil ist tiefdunkelblau, sein Duft ist herbster Extrakt der Alpenwiese. An Farbe und Duft des Alpenenzians darf man im Riesengebirge nicht denken.

Aber der Riesengebirgsenzian ist dafür bequem zu erreichen, zu pflücken, zu tragen. Er leuchtet nicht so unvergeßlich, er duftet nicht so rassig wie der andere. Er ist, wie sich's fürs Riesengebirge gehört, eine gute, handliche Volksausgabe.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

* * *

DER KRANKE LUDENDORFF

Ein älterer Offizier, den sachliche Befähigung und gründlicher Einblick in die militärischen Notwendigkeiten zur fachlichen Kritik berechtigen, hat eine Würdigung „des Feldherrn Ludendorff" verfaßt, die Anfang September im Verlag „Gesellschaft und Erziehung", Berlin-Fichtenau, erscheinen wird. Unmöglich, aus der logischen Kette dieser eindringenden Analyse der militärischen Taten Ludendorffs ein Glied herauszureißen. Aber das Schlußkapitel der Schrift, die Zusammenfassung der Persönlichkeit Ludendorffs, sei hier wiedergegeben.

Lüge wurde zum Narkotikum, zur Fahne und zum Schibolet „deutschnationaler" Gesinnung. Auch Ludendorff könnte nicht so das Volk gesehen haben, wenn er selbst nicht der Spiegel gewesen wäre. Er glaubt, daß das Volk die Wahrheit scheut, weil er selber sie scheut. Er gehört zu jenen Naturen, die das Schlangenhaupt der Gegenseite nicht erblicken können, ohne an ihm zu erlahmen, die sich Zweifel nicht nahen lassen dürfen, da er sie zerfrißt. In der Gefahr schließen sie die Augen, schlagen um sich und rufen Sieg.

So war Ludendorff früher nicht, auch nicht im Osten. Woher kommt dieser Umschwung, dieses Erblassen der Seele? Wie kommt es, daß er, der klar blickende und folgerichtig denkende Offizier des Großen Generalstabes im Frieden, der zu gleicher Zeit kühn und besonnen handelnde Heerführer im Osten, als Leiter des Ganzen und Feldherr in Frankreich so versagte? (Nicht die bloße Tatsache ist hier gemeint, daß er besiegt wurde; das sagt an sich gar nichts. Aber daß er im Ganzen zu keiner Uebersicht über die wahre Lage kam und auf dem französischen Felde verworren und unüberlegt handelte, daß wir hier also einen ganz anderen Mann sehen als vorher. Dasselbe ist auch von dem Schriftsteller zu sagen: man vergleiche seine einfach geschriebene Denkschrift von 1912 mit den oft unklaren und bombastischen Erinnerungen oder gar den verworrenen Broschüren.)

Was ist der Grund zu dieser Wandlung? Zum Oberbefehl berufen, ist ein unheimliches Gefühl in ihm aufgestiegen, daß wir nicht siegen konnten. Sogar deren tiefster Grund ist ihm nicht verborgen geblieben, wie die Sätze zeigen, die sich merkwürdig fremd in seinem Buche ausnehmen. „Wir dehnten uns über die Erde aus, ohne in Europa festzustehen." „Wir traten ohne Nationalbewußt-

sein zu früh in die Welt." Diese Erkenntnis des zu Frühen, Unreifen, aus der er doch die Folgerung der organischen Niederlage nicht ziehen wollte, hat ihn krank gemacht. Einmal hat er der Gorgo ins Antlitz gesehen, und wenn er auch sogleich die Augen abwandte, so waren ihm doch Hirn und Herz verdorrt. Da er die Mittel und die Kraft zur Liquidierung, zur Resignation nicht fand, redete er sich und dem Volke völligen Endsieg vor. Aber die verzweifelten Versuche sind nutzlos geblieben, sie haben ihn nur blind gemacht, so daß er zum Beispiel wiederum der Marine vertraut, obwohl deren zweite Versprechung für 1918 zwei weit auseinandergehende Dinge in Aussicht stellte, von denen natürlich keines eintraf. Ihm und uns sind sie zum Verderben ausgeschlagen, denn er geriet in ein Dilemma; da ihn auf der einen Seite die Unmöglichkeit bekroch, in der begonnenen Weise zu Ende zu kommen, glaubte er auf der anderen, die letzte Kraft zum vollen Siege einsetzen zu müssen. Was, wie es nun geschah, kommen müsse, wenn diese nicht zum Ziele führe, wir also schutzlos daständen, hat er nicht bedacht. Das ausgesprochene Mittelspiel hielt er für das Endspiel; als dieses kam, stand er waffenlos. So rissen ihn Einsicht und Wunsch in Verworrenheit.

In solchen inneren Zwiespalt können nur Menschen geraten, deren Persönlichkeit einen Bruch aufweist, der sich in der Unausgeglichenheit von Empfinden und Wollen, von Unbewußtem und Bewußtem äußert. Daß das bei Ludendorff der Fall ist, zeigen seine Handlungen wie seine Bücher. So hat man zum Beispiel trotz dem ständig wiederkehrenden Eigenlob in den höchsten Tönen, womit etwa der erste Abschnitt „Mein Denken und Handeln" ruhmredig beginnt, gar nicht den Eindruck eines von Haus aus dünkelhaften Menschen, im Gegenteil den eines an Mangel an Selbstgefühl Krankenden. An dessen Stelle tritt nun jenes Ehrgefühl, das seinen Träger unglücklich macht, da es ihn fremder Willkür ausliefert. Wohl sucht er es zu verinnerlichen, aber es gelingt ihm noch nicht einmal, einen eigenen Ausdruck dafür zu finden, er bedient sich dazu des Bismarckschen Wortes, aber ohne es, man merkt es deutlich, auch wirklich zu fühlen. An die Stelle des inneren Stolzes tritt Empfindlichkeit, jenes ewige Gekränktsein, das der slavogermanischen Nation der Preußen in ihrer Oberschicht eignet. Welcher Mangel an Stolz, der sich hinter Hochmut, welcher Mangel an Würde, der sich hinter Gespreiztheit, welcher Mangel an Ruhe der Seele, der sich hinter Strebertum verbirgt. Diese ewige Angst, daß einem jemand an den Wagen fahren könnte und deshalb das ewige aggressive Poltrongeschrei! Diese Psychose, die sich vielfach bei Beamten, bei allen die in Befehlsstellungen geraten, ohne innerlich dazu reif zu

sein, findet, äußert sich vielfach, wie sie auch ihre Quelle im Sexuellen hat, in erotischen Besonderheiten; die wider ihre Natur gezwungene Seele flüchtet unter dem Zwange, nach außen etwas zu scheinen, was sie nicht ist, statt ihre angeborene Schwäche, ihre innere Haltlosigkeit zeigen zu dürfen, Kraft und Entschlossenheit heucheln zu müssen, ins Triebleben.

Diese Seelenverfassung erklärt bei Ludendorff jene eigentümliche Mürrischkeit sowie den Argwohn, er solle ausgeschaltet werden, der sich zum Beispiel äußert, als er 1913 aus dem Generalstabe versetzt wird oder der im Buche, schon krankhaft, behauptet, die Heimatbehörden hätten den richtigen Ersatz der Truppenteile verhindert. Jetzt hat dieser Argwohn die Form von Größenideen angenommen, in denen er in seiner Entlassung die Ursache des Sturzes der Dynastie sieht und die ihn schreiben lassen: „Man greift mich und in mir das an, was uns groß gemacht." Von solchen Auslassungen ist nur ein Schritt bis zur göttlichen Ehre des Dankgebets, das seine Verehrer ihm (in einer von ihm approbierten Schrift) zollen; schon erheben sie sich, wenn er die Kirche betritt. Das muß natürlich seine Ueberspannung nur steigern, und es ist sicher, daß sie erst nach seinem Abgang so bedenklich geworden ist. Aber auch im Kriege schon, ja bei dessen Beginn waren die Nerven überanspruchte und haben seine Führereignung gehemmt. Charakteristisch ist das öftere Hervorheben durch Gerüchte, rückgeführte Gefangene, rückfahrende Trainkolonnen, entstehende Paniken. Er scheint ihnen mindestens zeitweilig selbst zu unterliegen, wenn er sagt: „Auf den Führer stürmt viel ein." Der Führer ist aber da, solchen Paniken entgegenzutreten. Jeder nicht glatte Verlauf, ja schon die langsame Entwicklung von Anfangskämpfen, wie in der Schlacht an den Masurischen Seen, drückt ihn nieder, wie ihn jede gute Nachricht zu Beginn eines Kampfes die ganze Schlacht schon gewonnen sehen läßt, wie die verfrühte Meldung vom Falle Usdaus. Das ist nicht das Verhalten eines Führers, von dem man Ruhe und Sicherheit erwartet. Statt dessen schwanken seine Entschlüsse unter Nervenspannung dauernd, und zwar nicht nur sie, sondern auch ihre Begründung, die, wie etwa die Beurteilung der Angriffsaussichten in Flandern am 19. und 20. Juli, wechselt, ohne daß sich die Voraussetzung zu ihr, die Tatsachen, geändert hätte. Auch das unentschiedene Benehmen in taktischen Fragen zeigt das wahre Bild seines Inneren: trotz allen Verschleierungsversuchen enthüllt sich der Unsichere, der schwankende Charakter. Durch Bestimmtheit der Behauptungen, durch bramarbasierendes Auftreten will er sich und den anderen Kraft und Sicherheit vormachen, aber vor der Tat wird er enthüllt als seelenkranker Nervenschwächling.

In solcher Atmosphäre kann Klarheit nicht gedeihen. Das ist nicht der Hauch, der den Feldherrn umwittert, das ist der Duft der Krankenstube. Kraft muß vom Führer ausgehen, die das ganze Heer durchdringt. Ihm aber fehlt mit ihr die Blutwärme. Sein Blut hat nur ihn erhitzt, aber nicht seine Umgebung erwärmt. Er ist keine Persönlichkeit, die Licht und Wärme ausstrahlt, er ist deren selbst in hohem Grade bedürftig. Niemals darf deshalb wieder die Verantwortung der leitenden Stelle auf seine Schultern gelegt werden, das halten seine Nerven nicht aus.

Die Aufgabe, der er nicht gewachsen war, hat ihn erdrückt, seinen Charakter und seinen Geist zerquetscht. Man sehe sich sein von Graf Kalckreuth gemaltes Bild an. Da steht er in einer Stellung, die frei aussehen möchte und doch in jeder Fiber gezwungen ist. Statt einer gespannten und bereiten Haltung, bietet sie eine lauernde und aggressive. Die Lippen, die sich von innen schließen sollten, sind provokatorisch vorgewölbt und verkriechen sich zugleich in sich selbst. Die Stirn ist merkwürdig verfaltet, und auf den Wangen ist ein Beben eingefroren. Das Auge blickt scheu und dreist im gleichen verglasten Flackern. Mit Wehmut denkt man vor diesem Bilde eines Zerstörten des schönen jugendlichen, das wir zu Anfang geschildert haben und was aus dem Dargestellten geworden ist, seit er sich vor den Tatsachen in die Lüge geflüchtet hat. Unser Gefühl für ihn ist gemischt.

Das, was bei einer geschlossenen Persönlichkeit zur Tragik geworden wäre, das Zugrundegehen in der zu großen Aufgabe, wird hier zum häßlichen Krampf. Ludendorff hat sich im Verschieben der Verantwortung auf andere ihr zu entziehen gesucht in dem undeutlichen Bewußtsein, daß es Unrecht war, sie ihm aufzuerlegen. Und in der Tat, einer solchen Aufgabe ist nur ein im höchsten Sinne sittlicher Geist gewachsen. Bei einer im Willen und im Instinkt so kranken Natur, wie wir sie nun kennen gelernt haben, tritt an die Stelle der inneren Verantwortung des Berufenen die äußerliche Verantwortlichkeit des ressortmäßig Angestellten, das Pflichtgefühl nicht in seinem ethischen Sinne, sondern in dem einer vom Vorgesetzten gestellten Aufgabe, die man nach bestem Können erledigt. Hat man keinen Vorgesetzten, so ist man verloren, da man die Grenzen nicht erkennt noch fühlt. So ist dieser hervorragende Unterführer und tüchtige Verwaltungsbeamte ein typischer Subalterner, der in einer von sittlicher Verantwortung freien Stelle nach wie vor Ausgezeichnetes leisten wird. Seine Vorgesetzten freilich müßten Geduld mit ihm haben, ihn ruhig raunzen und toben lassen, denn immer wird er mit Gott und der Welt unzufrieden sein; man muß ihn sich entladen lassen. Viel Ruhe, Körperübung

in frischer Luft, vernünftige Nahrung, geordnete Lebensweise, dabei wird er wieder ruhiger werden. Dann könnte man seiner Tatkraft ein Ziel geben, damit seine Arbeitskraft sich nicht verzettelt. Ob er freilich je in die Lage kommen wird, sich willig dienend einem Ganzen einzuordnen, ist die Frage.

Das deutsche Volk aber wird doch wohl gut daran tun, seine Zukunft anderen Händen anzuvertrauen, wenn es das Ringen um seine soziale Weltanschauung und Gestaltung eines Tages mit den Waffen sollte führen müssen. In deren Gange, der ihr erst den Boden zu sichern hätte, könnte nur der Führer siegen, dessen Geist sich neue Kriegsformen darbieten, wie sie die Heerführer der französischen Revolution gefunden haben und wie sie auch der Bolschewismus unzweifelhaft in seinen Dienst stellt. Nur der wird diese Bewegung führen oder bekämpfen dürfen, der seinerseits solche neuen Hilfsmittel aller Art: technische, organisatorische, strategische, wirtschaftliche, moralische, zu gebrauchen oder ihnen durch sie übertreffende Erfindungen zu begegnen weiß und der dabei diesen neuen wie den alten Formen keinen absoluten Wert beimißt, sondern sie den stets gleichbleibenden Gesetzen des Krieges relativ einzuordnen vermag, wie ein Baumeister Neuheiten des Materials und der Konstruktion den Gesetzen der Statik, die immer seine Kunst beherrschen. Das kann nur einer ganzen Persönlichkeit auf der Höhe ihres Berufes gelingen. Ludendorff ist zuversichtlich dieser Feldherr nicht. Ihm gehört nicht die Zukunft, denn schon mit den Mitteln der Gegenwart ist er geschlagen worden; er, oder wer sonst auch immer der veralteten Schule des preußischen Generalstabes angehört, ist in jedem Sinne ein Mann der militärischen Vergangenheit.

JEROME K. JEROME

VERBRENNT EURE SCHULBÜCHER!

Wenn ich mich recht entsinne, so war es Danton, der als erster aussprach, man müsse, wolle man das Volk von der Wahrheit überzeugen, ihm sie dreimal nacheinander sagen. Die einzige Hoffnung der Revolution, erklärte Danton seinen Landsleuten — das Frankreich jener Tage erbebte nicht bis ins Mark bei dem bloßen Wort „Revolution —, sei erstens: Kühnheit, zweitens: Kühnheit und drittens: Kühnheit. Was die englische Politik anbelangt, so bin ich alt genug, um mich an die English Liberal Party zu erinnern. Während des vorigen Jahrhunderts fesselte sie auf eine gewisse Zeit das allgemeine Interesse. Der verstorbene Joseph Chamberlain war ihr Danton, und ich entsinne mich noch seines Rates an seine Anhänger. Erstens: organisieren, zweitens: organisieren, drittens und vor allem: organi-

sieren. Um nicht den Eindruck zu erwecken, ich nehme meine Ueberzeugungen nicht ernst, möchte ich der Labour Party sagen, die beste Art und Weise, die Anschläge Lloyd Georges, Präsident Wilsons & Co. gegen die Demokratisierung der Welt zu vereiteln, sei, erstens und vor allem: Volksbildung, zweitens und noch weit wichtiger: Volksbildung, und drittens, das allernotwendigste: V o l k s b i l d u n g. Viertens möchte ich ihr raten, sich um die Art dieser Bildung zu kümmern.

Ich sehe, daß die Forderung der Labour Party nach Volksbildung begeistert von allen bösen Einflüssen der Welt unterstützt wird, daß sich im Hintergrund der Teufel den Bauch reibt und sein Lachen zu verbergen sucht. Wer spricht von Volksbildung? Werden nicht täglich neue Gesellschaften für Volksbildung gegründet? Sir Rider Hagard und Herr Rudyard Kipling verlangen Millionen von Pfund, um das Volk die vom Reichsschutzgesetz revidierte Bergpredigt zu lehren. Verkündet nicht die „Unity League" (die Nachfolgerin der „Privatbesitz-Schutz-Liga" und der „Verteidigungs-Liga") das Vorhaben, ihre Missionäre in alle Himmelsrichtungen zu entsenden, um selbst dem geringsten von Gottes Geschöpfen das Evangelium der Großen Vier zu predigen? Fordert nicht der Völkerbund, oder vielmehr der höchste Rat, wie er künftig heißen soll, eine hübsche kleine Summe — eine Million Pfund, bloß fünfeinhalb Penny per Kopf, damit dem Publikum eingeredet werden könne, der Versailler Vertrag beruhe auf Gerechtigkeit und müsse daher aufrechterhalten bleiben? Hat nicht die Regierung vor, die Volksbildung zu heben, indem sie im Kino Herrn Lloyd George vorzeigt, wie er als Held die schöne und tugendhafte Heldin Gesellschaft aus den mörderischen Klauen des Drachens Proletariat errettet?

*

Anatole France sprach unlängst zu einem französischen Lehrerkongreß. Der alte Vorkämpfer neuer Ideen begann seine Rede mit folgenden Worten: „Der Krieg hat zur Genüge bewiesen, daß die Volksbildung und Erziehung von morgen von der von gestern gänzlich verschieden sein muß. Aus der sozialen und moralischen Unordnung, die der Krieg geschaffen und der Friede bestärkt hat, müßt ihr alles von Grund aus aufbauen. Der Mensch ist der Verwandlung fähig, und die Erziehung vermag mehr zur Verwandlung beizutragen, als selbst Luft und Nahrung. Verbrennt alle Bücher, die den Haß gelehrt haben. Preist die Arbeit und die Kameradschaft. Laßt uns vernünftige Menschen erziehen, die imstande sind, die eitle Herrlichkeit barbarischen Ruhms zu zertreten und sich dem blutigen Ehrgeiz des Nationalismus und Imperialismus, der ihre Väter zermalmt hat, zu widersetzen."

Die Erziehung ist für den Krieg verantwortlich. Die Geschichtsbücher aller Länder sind zu dem Zweck geschrieben, den Samen des Hasses zu säen und künftige Kriege vorzubereiten. Ich habe die Geschichtsbücher gelesen, aus denen Amerikas Kinder lernen. Diese Bücher lehren sie, England zu hassen. Die Geschichtsbücher, die mir in der Schule gegeben worden waren, hatten mich gelehrt, Frankreich zu hassen wie den Teufel, die Millionen, die Indien bevölkern, als eine niedrige Rasse zu betrachten, die in vierzig Jahrhunderten Kultur nur eine Leistung hervorgebracht hatten: das schwarze Loch von Kalkutta. Ich lernte, England sei von Gott auserwählt worden, um ihn auf Erden zu vertreten, und alle anderen Nationen stünden außerhalb der Hürde. Während der zwanzig Jahre, die dem Krieg vorangegangen waren, lernte jeder Engländer Deutschland hassen, und ich habe aus den deutschen Schulbüchern ersehen, daß den deutschen Kindern gelehrt wurde, England zu hassen und zu verachten.

In allen Ländern wird dem Volke beigebracht, die Welt in zwei Klassen zu teilen: in sich selbst und die „dreckigen Ausländer". Herr Lloyd George verspricht Herrn Clemenceau, er werde die folgenden drei Generationen englischer Kinder als begeisterte Bewunderer Frankreichs erziehen. Meint er es mit seinem Versprechen ernst, so muß er vor allem alle alten Schulbücher ausrotten und neue herausgeben lassen. Ich genieße eben die Lektüre eines berühmten französischen Geschichtsbuches, das typisch sein dürfte für die Art, wie französischen Kindern Geschichte gelehrt wird. Das Kapitel, welches ich soeben beendet habe, ist eine äußerst gut geschriebene Anklage gegen alles, was englisch ist. Es stellt vor den französischen Schulknaben die englische Heuchelei, die englische Barbarei und Hinterlist an den Pranger. Bei den Generationen, die den Ranzen bereits fortgeworfen haben und die in die Welt gezogen sind, ist das Unheil schon angerichtet worden. Der Mann, der mordete und verwüstete, wird dem Knaben von heute als Held und Beispiel hingestellt. Die Tage unseres Imperiums sind gekommen und gegangen, der Union Jack ist geschwenkt und die Tatsache erläutert worden, daß es die gottgewollte Pflicht jedes Engländers sei, alle Länder, die nicht stark genug sind, um sich zu verteidigen, von der Last ihres Besitzes zu befreien, daß die Sonne nicht das Recht habe, einen Teil der Erde zu bescheinen, der nicht Großbritannien gehöre. Jeder Knabe, mit dem man spricht, träumt davon, eines Tages einen Tank zu lenken oder aus einem Aeroplan Bomben zu werfen. Und jedes mutiggesinnte Mädchen träumt davon, als Rote-Kreuz-Schwester erschossen zu werden und ein scheußliches Denkmal in Trafalger Square zu erhalten.

(Berechtigte Übersetzung von Hermynia zur Mühlen.)

Dieser in sich geschlossene erste Teil der neuesten Arbeit Werfels ist seiner demnächst auf den Reinhardtbühnen zur Uraufführung gelangenden phantastischen Dichtung „Der Spiegelmensch" entnommen.

Personen:

Der Abt — Thamal.
Der Mönch — Spiegelmensch.
Wandernde Gestalten.

Kloster in einem sagenhaften Hochland.

Die Szene stellt einen kahlen Raum dar, der aus unbehauenen Steinquadern errichtet ist. Die Wand des Hintergrundes ist von zwei riesigen Fensteröffnungen fast ausgefüllt. Dahinter sieht man langsam ein Gebirge bis zu kolossalen schneebedeckten Höhen ansteigen.

Aufgehäufte Steingerölle und kleine pagodenartige Türmchen sind in der Landschaft sichtbar, hie und da auch ein dürftiger Raum. Späte Dämmerung.

Rechts in der Zelle eine Schlagmatte, in der Mitte ein niedriger Tisch, links auf einer Art Riesenstaffelei ein großes von einem Vorhang sorgfältig verhülltes Rechteck.

Es treten ein der Abt des Klosters und Thamal.

Der Abt (glattrasierter Schädel, graue Kutte, statt eines Stricks, einen verzierten breiten goldenen Gürtel um die Hüften.)

Thamal (reiches Kostüm.)

Der Abt:
Nein, mein Herr! Dies ist nicht für dich gemacht,
Fühl nur in dich! In allen Knochen kracht
Der straffe Lebenswille. Jene Kraft,
Sie fiebert Farbe, Spannung, Wanderschaft!
Bleib du als Gastfreund weiter unter uns!
Was du befehlen wirst, wir Brüder tuns.
Wir wollen dich im Wissen unterweisen
Und mit Geheimnis deine Kräfte speisen.
Doch, was du forderst, Herr, noch nicht gefeit
Ist deine Seele, nicht genug bereit,
Nicht reif . . . . .

Thamal:
Ich komme aus der Stadt, wo eins
Das andere mordet, lau und ohne Wissen,
Wo wenige schnarchen auf Blut-Kissen,

Von Menschenleibern, wo die Nacht des Weins
Verreckt in eines Morgens schalem Schleim, —
Wo jede Lust sich züchtigt insgeheim,
Wo ohne wahren Atemzug sich alle
Betäubt und unerwacht im trägen Schwalle
Weltlos und lebenslos zu Ende fretten,
Da ließ ein weiser Geist mich euer Leben sehn,
Das reine heilige, — ich lernte verstehn.
(Passioniert)
Stoß mich nicht fort! Ich muß, — du mußt mich retten!

Der Abt: Dein ungelebtes Leben fortzuwerfen,
Wo ist dein Recht, zu fliehn vor Gottes Schärfen,
Die unbestandne Prüfung zu verfluchen
Und den du n i c h t kennst, u n s e r n Tag zu suchen?!

Thamal: Fragst du nach meinem Recht, mich darzubringen?
Mißlingen heißt es und heißt Unvollbringen.
Schau mich nur an! Du siehst in meinen Zügen
Den ewigen Fluch, Gott niemals zu genügen.
Den Fluch des Menschen, der die A h n u n g hat,
Doch nicht die Kraft, den Dreck von sich zu wälzen.
Drum will ich fliehn und schnalle ab die Stelzen
Des Irrsinns und der Lüge, der ich satt.
So nimm mich auf in diese Brüder-Mitte!
Verwirf mich, Vater, nicht und meine Bitte!
Ja! Ich will alle Flammen niederhalten,
Zerstampfen dieses Leibes Schmutz-Gewalten,
Und was ich einzig sehne hier auf Erden,
Rein werden, Vater, und vollkommen werden!

Der Abt: Wohl fordert die Gottheit: Vollkommenheit.
Doch erschuf sie den Abfall und Abgrund des Leibs,
Daß wir ihn bewohnen, ganz dem Wahn hingegeben,
Und solang wir noch w ä h n e n, auch g l a u b e n:
Dies sei Leben!
Denn so allein wird der Wert bemessen,
Und der weisesten Väter einer sagt:
Gott haßt seine Engel, indessen
liebt er den Mann, der zu sündigen wagt.
Ja, alle Reinheit ist unbeweglich,
Sie steigt nicht die himmlische Leiter empor.
Nur aus der Vernichtung gerät unsäglich
Der blutig Gehetzte ans Tor.

Thamal: Ich bin nicht einer, den Gott auserkor, —
Drum sperr ich ein, was schwach und schlecht mich lenkt.

Der Abt: Der Hofhund, den man an die Kette hängt,
Wird zahmer nicht, wird bissiger als zuvor.

Thamal: Ich kann vom Schlechten mich nicht anders scheiden,
Als mich vernichten, um es zu vermeiden.

Der Abt: Auch so gemieden wird es fett und groß,
Und noch im Tode bist du es nicht los.

Thamal: Kann es denn eine andre Rettung geben?

Der Abt: Nicht es vermeiden, Sohn, nein, es *zerleben*!

Thamal: Du sprichst das Wort dem Leben, du, —
Den nie ich sah an einer Speise kauen,
Der nächtelang mit unbewegten Brauen,
Auf seinen Schoß starrt, schon wie tot und zu?!

Der Abt: Auch der Erhabene, der die Welt erkannte,
Und sich hinan zu letzter Spaltung löste,
Er mußte sehn, eh' er sein Wesen wandte,
Vor dem Palast den Leichnam, der verweste.

Thamal: *Den* Leichnam sah ich schon in jedem Sinn!

Der Abt: Vermessener! Und sagst du auch: Ich bin
Verwandelt. Frisch sind deine Lippen,
Von denen Kuß und Wort in gleichem Leichtsinn spritzt.
Willst du die Last von deiner Schulter kippen,
Die kaum dir noch die Haut geritzt?
Weh dir! Wir sind auf dieser Erde
Verflucht, daß niemals ein Betrug gelingt,
Daß nichts beschwindelt und umgangen werde,
Hängt über uns ein Wille, der bezwingt.
Und was unwissend deine Unrast sucht,
Zur Peitsche wird dir deine feige Flucht!

Thamal: Wenn du auch zürnest, Vater, laß ich nicht
Von meinem Willen!

Der Abt: Stehe ab! Verzicht!

Thamal: Hier nicht verzichtend, leist' ich Welt-Verzicht!

Der Abt: Wie alt bist du?

Thamal: Kaum dreißig Jahr geworden.

Der Abt: So warn' ich dich!

Thamal: Darfst du die Türe wehren
Dem, der ein Mönch sein will in diesem Orden?

Der Abt: Wohl warnen darf ich; aber wehren? Nein!
Wer Bruder sein will, der soll Bruder sein;
So will's die Regel.

Thamal: Halte sie in Ehren!

Der Abt: Hör' mich noch einmal an! Ein zauberhaft
Und unentsiegeltes Geheimnis droht
Dem, der durch meiner Hand und meines Kusses Kraft
Zum Bruder wird, gefährlicher als Tod.
Sohn, wenn du noch auf jenen Wellen treibst,
Wo Wort und Wahrheit, Sinn und S i n n entzweit,
Dann, lieber Gastfreund, ist es Zeit,
Daß du zur Stund' von uns gehst Wenn du bleibst,
Stellt dir Gefahr nach.

Thamal: Ich begegne ihr.

Der Abt: So warte noch bis morgen!

Thamal: Jetzt und hier!

Der Abt: Zum drittenmal!

Thamal: Ueb' deinen hohen Brauch!

Der Abt: (verharrt lange, indem er Thamal bedeutsam anblickt)

Thamal: (schweigt unbewegt)

Der Abt (legt feierlich mit einem beschwörenden Wort die Hand auf Thamals Stirn, dann haucht er ihn an und küßt ihn):
So weih ich dich mit meiner Hand, mit meinem Hauch.

Thamal: Nun hast du mich gerettet von der Welt!

Der Abt: Noch nicht! Erst wenn dein Haar der Schere fällt.
Doch schon mit diesem Hauch und Kuß verfällst
Du dem Geheimnis, das du selbst enthältst. (Geht ab)

(Kaum ist der Abt verschwunden, tritt ein Mönch durch die Türe, in der er stehen bleibt. In der einen Hand trägt er einen Krug, in der anderen ein Lämpchen, um den Arm hängt ihm eine Kutte, Licht und Krug stellt er auf den Tisch, die Kutte breitet er übers Lager.)

Thamal: Was gibt es, Vater?

Mönch: Ich bin hier
In dieser Nacht, wenn du's brauchst, dir zu dienen.

Thamal: (für sich) Der Totenstarre gleichen seine Mienen.
(laut): Was tust du?
Mein Lager bereitest du mir?

Mönch: (das Laken zurechtstreichend)
Morgen dient keiner dir mehr.

Thamal: Ein Krug?

Mönch: Diesen Trunk
Sendet dem G a s t f r e u n d der Abt. Jung
Bist du noch heute.

Thamal: Und morgen?

Mönch: Bist du zeitlos und alterlos geworden.
Mit dem Durst verliert sich die Labe.

Thamal: Was hast
Du über mein Lager gelegt?

Mönch: Leichte Last, die nicht drückt und sich lüftig trägt.
Die Kutte von Hanf, dein neues Gewand.
Dies hier, was du anhast, wird morgen verbrannt.

Thamal: So verbrennt mein mißlungenes Leben mit.
Und ich habe mich wieder im Atem und Schritt,
Mich, den ich als Kind schon verloren —
Sag'! gibt es noch ein strengeres Kleid?

Mönch: Die Väter zur höchsten Erwählung geboren,
Die in ihrem Bewußtsein vernichten die Zeit,
Sie tragen Kutten, geflochten aus Gras.

Thamal: Und bleibt mir versagt dieses heilige Maß?

Mönch: (mißt ihn stumm.)

Thamal: Euer Höchster, ihn kleidet kein gräserner Schurz?

Mönch: Wen meinst du?

Thamal: Den Abt!

Mönch: Er ist niederer Stufe!

Thamal: Doch schmückt ihn das Zeichen des goldenen Gurts.

Mönch: Nur wer noch halb Knecht, taugt zum Herrscherberufe.

Thamal: Er, als ein Minderer, trägt den Gurt?

Mönch: Als Jüngster in der Wiedergeburt.
Noch feucht von der Prüfung ist seine Seele,
Die nichts vor der h ö h e r e n D ü r r e gilt;
Weil durch sie noch Zerfall zuckt und Vielheit schrillt
Ward er erwählt, daß er herrsch' und befehle!
Dem Niederen nur ziemt die Sorge der Macht.
Er, der noch träumt und schreit in der Nacht,
Muß der Herrschaft goldenen Gürtel tragen.
Doch die Mönche, die hohen, die zum Himmel ragen,
In letzter Armut hocken sie vor sich her,
Zerschweigen den Raum und lächeln leer.

Thamal: Noch eines sag' mir der Vater! Warum
Gibt's in diesem Kloster kein Heiligtum?
Nur manchmal seh' ich im Geröll, unter Felsen
Uralte Türmchen mit gebrochenen Hälsen,

Verlassene Tempel, die keiner betreut.
Doch im Kloster kein Altar, kein Dienst, kein Geläut.
Aus keiner Nische schattet das Bild
Einer Gottheit, von Flämmchen umschreckt und umschrillt,
Auch keine Kränze verdorr'n und verderben
Als rostige Opfer.

Mönch: Die Götter sterben
Jeder zu seiner Zeit. Das wissen die Väter.
In den Tempeln der Täler heulen die Beter
Im singenden Sturm mit gerungenen Händen
Umfleh'n sie die Gottheit in Furcht und Gefauch, —
Doch der feinere Sinn riecht mitten im Rauch
Die Götter — Verwesung von allen Wänden.

(Die Nacht in der Landschaft erhellt sich, so daß ein Licht wie von Sternen das verhängte Rechteck links in der Zelle ätherisch beleuchtet.)

Thamal: (im Auf- und Abgehen plötzlich innehaltend)
Was hält der Vorhang hier verborgen?

Mönch: Darauf darf ich dir jetzt nicht Rede stehn.
Nach dieser Nacht schon wirst du's wissen: Morgen!

Thamal: (Unruhig)
Ist hier Gefahr und muß ich sie bestehn?

Mönch: Wohl ist Gefahr! Drum hör' mein Wort genau!
(fixiert ihn)
Der Mensch erwacht in diesem Wallen
Nach seinem Werte zu d r e i f a c h e r S c h a u.
Die e r s t e niedre gibt sich allen.
Sie ist die allgemeine grobe
Des Nie-Erwählten unbestandene Probe.
Denn wer aus der zarten Dämmerung taucht,
Aus dem Wiesennebel, der das Haupt des Kind's
Umhaucht und umraucht,
Und vor sich tritt und sagt: Ich bin's,
Der ist erwacht in das erste Gesicht.
Er tritt in die Welt und sieht die Welt nicht.
Zaubrisch verwandelt sind alle Dinge,
In jedem lauert geheime Schlinge,
Denn was auf der Erde, unterm Himmel sich
Ihm zeigt und begegnet, ist ewig: s e i n Ich!
Besteigt er den Berg, eilt er über die Gasse,
Kein Blatt bleibt es selbst, es wird zu seiner Grimasse.
Was ihm naht, Mensch, Tier, ob gehuft, ob gefiedert,
Ist immer s e i n Ich nur, das aus allem erwidert.

Und dieses Ich, zerflossen, zergossen,
Wird aus allem gesoffen, aus allem genossen.
Doch oft, wer am Morgen noch schreitet und singt,
Den Tag als Vielfraß zu Ende bringt.
Stumpf und voll Beschwerde
Fragt er nach dem Sinn der Erde,
Die für ihn nicht Ende war, nicht Sinn, nur ein Schein
Von Sättigung und von Hungrigsein.
Und es ist um und soll er von hinnen,
Darf er nicht steigen und muß nochmals beginnen.
(Pause)
Doch wem das Wirkende erhellt
Zur zweiten Schau das Auge, der verfällt
Der erzgeheimen Macht,
Die in einem Morgengrauen oder um Mitternacht
Den tiefsten Feind ihm gegenüberstellt.
Der bleibt ihm zugesellt.
Von Stund' an ist er entzweit,
Und muß blutig und mit zerrissenen Händen ringen,
Zu bezwingen sein Geleit,
Das ihn schleppt durch Mord und schuldige Täter.
Sonst kann der Lohn nicht gelingen.
Er muß durch ungeheure Sümpfe waten,
Aus seinem Willen wählen den Bußetod.
Denn so geht das Gebot!
Ein Heiliger sagt: Es stirbt, wer Gott erblickt!
Doch auch wer sich selbst schaut, läßt das Leben!
Er aber, daß sein Feind erstickt,
Muß bis zum letzten Rest sich hingeben.
Dann wird ihm die zweite Schau vergönnt,
Und er erkennt!
Er erwacht in eine mächtige Trunkenheit,
Wie sie keinem Wesen beschert ist tief hienieden.
Er ist nicht mehr entzweit,
Er atmet in Frieden,
Und ist ganz mit sich vereinigt.
Die Dinge sind von seiner Selbstsucht gereinigt
Aus allem Wesen winkt ihm zu
Unzählig seiendes wirkendes Du,
Das sich ihm jubelnd ergibt.
Er aber sieht und — liebt.
(mit anderer Stimme)
Doch der zur dritten Stufe erkoren,

Er wird in einem Geheimnis geboren.
Der Erste in der Welt nur sein Zerrbild kennt,
Der Zweite verwirft sich, denn er ist getrennt.
Der Dritte muß nicht erlöst werden,
Als Erlöser wandelt er selber auf Erden.
Die Gottheit träumt einen schweren Traum,
Der heißt Stern, der heißt Mensch, der heißt Tier, der heißt Baum.

Was aber des Meisters Auge berührt,
Wird zu sich selber zurückgeführt.
So hilft er den Starken und hilft den Schwachen,
Und läßt die träumende Gottheit erwachen;
Weshalb man ihn Welterlöser heißt,
Doch Gott-Erlöser ist er zumeist.
(langsam)
Präge dir diese Lehre gut ein!

Thamal: Ich bin geboren zur zweiten Schau.

Mönch: Fremdling! Weißt du das so genau?
Hast du's schon erfahren?

Thamal: Erfahren? Ich? Nein!
Doch will ich im Kloster so hoch mich erheben.

Mönch: (kalt) Du bist geweiht, so wirst du erleben!

Thamal: Nochmals! Was verbirgt sich dort hinter den Falten?

Mönch: In meinem Wort ist die Antwort enthalten.

Thamal: Sprich klarer! — —

Mönch: In dieser Nacht
Will ich warten und wachen dort auf den Stufen.
Wenn du mich brauchst, hab meiner acht,
Und rufe! — Ich komme. — Doch — du mußt mich rufen! (geht ab.)

Thamal: Ich bin allein. Es regt sich nichts.
Und nur ein Falter tobt um den Leib des Lichts.
Was hab' ich getan? Hab' ich recht gehandelt?
Mich selbst zu verwandeln fehlt mir die Kraft.
Nun bin ich geweiht und werde verwandelt . . .
Hinab denn: Tag, Tanz, Spiel, Leidenschaft!
(Er wirft Waffen, Zierrate von sich und legt zwei langhalsige Pistolen auf den Tisch)
Hier die Pistolen schenkte mir ein Scheich;
Sie mögen auf dem Scheiterhaufen kohlen
Mit meiner Irrfahrt anderen Idolen!
(Wirft Andenken und Briefe fort)

Da! Amulett und Briefe, gottbefohlen!
Wie fällt mir dieser Abschied leicht!
(Er setzt sich auf die Matte.)
Wie? Wenn eine Lüge den Fuß mir stellt,
Eine Laune mich jagt? Denk nach,
Ob du noch liebst, ob dich was zieht, etwas hält? ...
Mein V a t e r ? Dieser Punkt ist schwach.
Als Knabe schon hab' ich ihn totgeträumt.
Das war ein wilder Traum-Schmerz damals; —
Der ist nun schon lange fortgeträumt.
Und jedenfalls,
Was wir erlebten, haben wir abgelebt.
F r a u e n ? Wie hab' ich an jenem Geländer gebebt
Meine Knie erschraken vor ihrem Gesicht.
Ihr Lächeln war flüssiges Licht.
Wir führten uns an der Hand
Durch erwachendes Land.
Am Abend fuhren wir in seligen Booten über den
Fluß . . .
Doch einmal erwachte ich in ein mageres Zwielicht,
Am Fenster rann Regen und Dächer-Spülicht,
Und hinter einem allzu erwarteten Kuß
Roch ich den Hauch, der mir nicht behagte.
Bald war mir alles peinlich, was sie sagte.
Und heut, wenn sie riefe,
Das wäre ein Ekel verlogener Gesten,
Ein Schaben im Topf nach verrosteten Resten . . .
Ah was! Hier liegen die Briefe!
F r e u n d e ! ? Wie hab' ich vor ihnen gezittert,
Daß sie mich groß nur und würdig fänden!
Sie wogen mich auch in gewitzigsten Händen,
Und taten entzückt und taten erbittert.
Am meisten schätzten sie mich als Clown.
Einem Harmlos-Schamlosen ist nicht zu mißtraun.
Auch nickten sie zu meinen Psalmen und Suren;
Doch heute sind sie comune Naturen.
Sie fielen ab, im Gemeinen zu gleißen
Und ich, — ich weiß kaum mehr, wie sie heißen!
Wäre das alles, was mich bewegte,
Was lauern könnte und Schlingen legte?
Dürfte noch etwas mich irritieren,
Wäre noch immer was zu verlieren,
Das mich peinigen könnte und placken sekündlich?

Du selbst! Ich selbst?! Ich hasse mich gründlich.

(Er ergreift das Lämpchen und geht zu dem verhängten Rechteck.)

Warum schlottere ich jetzt?
Fast fiel mir die Lampe aus der Hand.
Was ist, das mich entsetzt,
Mich wegstößt und wieder bannt?

(Er tritt etwas zurück.)

Muß ich denn diesen Vorhang zerreißen,
Anziehn die gefährlichen Strafen?
Soll man mich einen Feigling heißen?
Am besten wär' es, ich ginge schlafen!
Vielleicht hat der Abt meiner Kraft nicht vertraut,
Die Neugier zu bemeistern,
Nicht geglaubt, ich könnte trotzen den Geistern,
Dem Augengewimmel, das mich anschaut.

(Er legt sich auf die Matte, springt aber sogleich wieder auf.)

Aus dem Schlaf wird nichts. Dreh ich mich zur Wand,
Fühl ich meinen ganzen Rücken verbrannt,
Ein magischer Sonnenstich
Trippelt mir über den Nacken.
In meinem Kopf steckt ein Enterhaken
Und zieht mich mit sich.
Verhüllt sich dort das Bild
Der Gottheit, nach der ich fragte,
Eine verfluchte unbeklagte
Gestalt der verwesenden Gott-Gestalten?
Es quillt und quillt
Stern-Seim durch die langen Täler der Falten,
Es huschen und hasten
Die Schatten der Quasten.

(Nimmt hastig wieder die Lampe.)

Mut! Ich bin entschlossen! Ich bin gewillt!
Mich selber habe ich fortgeschmissen!
Was fürchte ich noch? (er tritt ganz nah)
Dies ist ein Tuch!
Und Tod der mildeste Fluch!
So sei denn der Vorhang des Tempels zerrissen!

(Er ergreift die Verhüllung und reißt sie weg. Man sieht einen großen Spiegel, der starke Lichtschwaden aussendet.)

Ist es nicht mehr als das?

Ein Spiegel aus sidonischem Glas? (untersucht)
Hier lugt unverlöteter Bruch.
Ein Rändchen Zinnober ist frei.
Es gelingt keine Zauberei,
Find ich nicht den belebenden Spruch. (er fährt zurück)
Wer ist hier? Teufel! Wie bin ich erschrocken!
Ich fühle mein Blut sich stauen und stocken.
Und war ja mein Spiegelbild und Konterfei nur.
Wär' ich d i e s e s Bildes doch ledig und frei nur!
Ich hebe die Lampe und bei der Betrachtung
Aufsteigt mir das alte Gift der Verachtung.
So wand ich gezeuget, so bin ich geboren,
Die Schönheit verehrend, der Schönheit verloren!
(Wild) Mich dünkt: Meine Stirn, mein Schädel verraten:
Links laufen die Worte, rechts rennen die Taten.
Und was die grünschimmernden Augen zeigen,
Des Lüstlings geschwungene Lippen verschweigen.
Die Nüstern der Nase sind mir noch verhaßter,
Die Zähne — ein Räuberfamilienlaster!
Summarisch! Wenn du dich selber vergißt,
Weißt du nicht, w i e abscheulich du bist.
Ah! Nun begreif ich das Wort vom ersten Gesicht!
Nirgend die Welt und überall Spiegellicht!
Spiegel der Bruder, dem ich die Hand gedrückt.
Spiegel der Krüppel, dem sich mein Mitleid bückt.
Spiegel die Frau, die ernst ins Auge mir taucht.
Spiegel Halm, Baum, Tier, was da atmet und haucht.
Selbst die Schale des Himmels ein riesiger Spiegel nur
Faßt m i c h gigantisch allein als einzige Kreatur!
(Zum Spiegel) O weises Schicksal, das mich hergetrieben!
Ich fühle überwunden die Gefahr.
Ich wende werden, werde lieben.
Ja, alles löst sich und ist klar!
Der Spiegel wird mir nichts anhaben,
Weil seinen Sinn mein Blick erkennt.
Hier vor mir steht ein Delinquent,
Und wird sogleich begraben.
Ich wage einen starken Streich,
Entzwei zu hau'n den Alexanderknoten.

(Er ergreift eine der Pistolen)

Hörst du? Zu Ende ist dein Reich!

Du! Es ist an der Zeit!

Geh zu den Toten!

(Thamal schießt in sein Spiegelbild. Der Spiegel zerklirrt und fällt zu Boden. Aus dem Rahmen springt Spiegelmensch. Er ist eine ähnliche, aber keineswegs mit Thamal identische Figur. Vor allem, wenn auch in ähnlichem Kostüm, so doch viel marktschreierischer gekleidet. — Er beginnt in wahnsinniger Geschwindigkeit durch die Zelle zu laufen und zu tanzen. Er springt auf den Tisch, auf die Fensteröffnung, klettert traumhaft behende die Mauer empor und bleibt endlich vor Thamal stehen, der zusammengekauert kniet und die Hände auf seine Brust preßt.)

Spiegelmensch: Zu den Toten? Nein! Du hast mich befreit!

(Er erfaßt ihn plötzlich ein Taumel und er rast wieder umher.)

Frei! Frei! Frei!

Raum! Raum! Raum!

Bein! Leib!

Hände! Finger! Füße!

Springen! Springen,

Im Traum — Raum!

(Er springt wie ein Tänzer, wie der Mensch im Traum, in großen Pirouetten hoch, fast bis zur Decke.)

Frei! Frei!

Süßer Leib!

Wahrer Leib!

Ich! Ich! Ich! (Er kniet zu Thamal nieder.)

Du mein Befreier!

Du mein Größter!

Mein Erlöser!

Du mein Gott du!

(Er streichelt Thamal, zuerst wie in einem wahren Ueberschwang, nach und nach wird er ruhiger, seine Bewegungen gewinnen eine Glitschigkeit, wie sie verlebten Männern bei Liebkosungen eigen ist.)

Thamal: (kniend) Was ist mit mir geschehen?

Ich sehe Stern-Systeme rasen.

Milliarden Sonnen drehn

Vor meinem Auge! Lichtekstasen

Entstehn, vergehn!

Bin ich in anderer Welt erwacht?

Zeigt die Uhr die Stunde nach Tod?

Lila lacht es und loht!

War's eine Ohnmacht? (wie erwachend)
Ich bin v e r w u n d e t! Bin v e r w u n d e t!

Spiegelmensch: (geschäftig) Du bist verwundet? Süßer Freund, wo, wo?
(Er knöpft dem Knienden das Kleid auf.)

Thamal: Blut! Verwundet . . .

Spiegelmensch: Verwundet? Nicht verwundet. — Gesundet!
(legt das Ohr auf Thamals Brust)
Kein Blut, kein Riß! Das Herz hüpft froh!

Thamal: (aufspringend) Wer ist hier?

Spiegelmensch: (stakkato) Ich! Ich! Nur Ich! nur Ich!
Du?

Thamal: Wo war ich? Welche Ewigkeit verstrich?

Spiegelmensch: O mein Befreier! Nun sind wir vereint!

Thamal: Du?? Wer bist du? (stürzt auf ihn)
Du! Du bist mein Feind!

Spiegelmensch: (zurückweichend) Dein Feind? Ich, ich? Dein Feind? Ich, ich, dein Feind?!
Unter allen rollenden Sterngewalten
Kein Engel, der's inniger mit dir meint!
Ich höre, wie sie zusammenhalten,
Alle gegen dich!
Nur ich
Bin treu und schütz' dich vor ihrer Verschwörung.
Listig erlausche ich jede Empörung.
Ich bin dein Hund, dein Schwert, dein Stab.
Denn stürbest du, müßte ich mit ins Grab.
Gibt's einer Liebe höheren Beweis?

Thamal: Weh! Was erkenn' ich! Du bist mein . . .

Spiegelmensch: (legt den Finger auf den Mund) Pst! Nur leis!
Ich bin m e i n Ich! Bin meine eigene Grenze.
Ich bin nicht Du, nicht Er, nicht Sie, nicht Es.
Und wie du siehst, in seiner ganzen Gänze
Recht stattlich ist mein Sterbliches;
(liebkost seine Gestalt)
Ach, mich erfüllt Entzückung, zu bewohnen
Hier diese d r e i geliebten Dimensionen;
(wirft sich nieder)
Aber nur dir hab' ich alles zu danken.
Du hast mich entrissen den schrecklichen Schranken.
So war noch gebannt kein Geist in der Flasche,
So hilflos verbrannte kein Ketzer zu Asche,
So ward noch gekreuzigt kein Held und kein Büßer —

Du hast mich erlöst, mein Guter, mein Süßer!
So atmet kein Kerl, dem Zuchthaus entronnen
Wie ich das Erwachen in *räumliche* Wonnen!
(Er tanzt von neuem.)

Thamal: Bist du schon Du, was wagst du zu spotten,
Mich äffend mit meinem eigenen Kleid?

Spiegelmensch: Du Lieber! Bei Gott, das sind keine Marotten,
Denn es verwischt die Persönlichkeit,
Wenn Weiber, Tenöre, Hochstapler und Laffen
Jahrelang als wären *sie's selbst* — *mich* begaffen.
Man wird davon am Ende gewöhnlich
Und bald dem schmutzigsten Waschwasser ähnlich,
Die Physiognomie muß schließlich verpatzen
Zum geometrischen Ort *aller* Fratzen!
Doch gönn' mir den Blick, betrachte mich schnell!
(dreht sich um die eigene Achse)
Tournure und Habit sind originell!

Thamal: Gleißner! Marktschreier! Was willst du von mir?

Spiegelmensch: Nur was du selbst willst, mein Gott, mein Befreier.
Doch ich allein enthülle es dir,
Nennst du mich Gleißner auch, nennst du mich Marktschreier.

Thamal: Was will ich von mir?

Spiegelmensch: Das weißt du noch nicht
Du *halb-bewußter* Traumstraßen-Befahrer.
Ich bin, das dir aufgehn wird, heut noch das Licht,
Deiner wahreren Wahrheit Siegelbewahrer!

Thamal: Meine Wahrheit ist: Ich bin geflohn
Im Ekel des eigenen Ungenügens.

Spiegelmensch: O du Meister des Lügens!
Wieder die magere Invention?

Thamal: Ich lüge?!

Spiegelmensch: Der Spiegel hat sich gebogen
Vor deinen Mono- und Dialogen.

Thamal: Was sagst du?

Spiegelmensch: Ja, ja, dieses ganze Gestöhn:
„Meine Zähne, meine Stirn, wie abscheulich, wie gräßlich!"
Du Glücklicher! Erstens bist du ja *schön*!
Und zweitens *hältst* du dich gar nicht für häßlich.

Thamal: Es trifft mich.

Spiegelmensch: Und dann tust du so blasiert,
Als könnte ein Weib dich nicht mehr entzücken. —
Und dennoch wett' ich, zeigt eins nur den Rücken,
Wird gleich ein Wesen an dir irritiert,
Das man kaum unter Brüdern nennt . . .

Thamal: Sprich weiter!

Spiegelmensch: Deine Freunde? Du Erzasket, du gescheiter!
Hast du ihr Wanken denn überwunden,
Und träumst du nicht in verlorenen Stunden
Alle, alle vor dir in den Staub!

Thamal: Was willst du? Was willst du?

Spiegelmensch: Glaub' an dich, glaub'!

Thamal: Ich flieh meine Schwäche und Blöße.

Spiegelmensch: Du fliehst deine eigene G r ö ß e
Und fürchtest sie wie ein Leid.

Thamal: Ich bin nicht groß.

Spiegelmensch: Die Demütigkeit
Der wahren Erwählung.

Thamal: O wär' ich groß!

Spiegelmensch: (geheimnisvoll) Sei nur getrost!
Du bist zum Zeitentrost erlost.
Es stand in Konjunktion
Bei deiner Geburt des Aristoteles Stern,
Der fern auch über Amandos weiser Wiege stand
Und wandelte über Konfuzes edlen Geistersohn.
Derselbige Stern hob seine Bahn
Ueber den unbesiegten Mongolen-Chan, —
Es schien nur den Begnadeten zulob.
Das ist, o Herr, dein hohes Horoskop.
— — — — — — — — —
Du schweigst? So traue meiner Sternenuhr,
Sie zeigt den Sinn deiner Natur,
Die sich verriet vor kurzer Zeit
In deutlichem Symbol.
In welchem? Du errätst es wohl — — —

Thamal: (schweigt.)

Spiegelmensch: Nun! Du wolltest mich t ö t e n, und hast mich
b e f r e i t!

Thamal: Kann ich befrei'n?

Spiegelmensch: Du Gott! Nur du allein!
In dir ruht eine Kraft,
Von der du keusch nichts weißt,
Ein unerweckter Geist,

Der niederrennend alle Wissenschaft
Den Raum in Stücke reißt.
Ja! Jeder Vogel, jede Pflanze spürt
Die Strahlung, lebte sie am fernsten Hange, —
So sehnt sich alles in geheimem Drange,
Von dir zu werden angerührt.
Nur du kennst nicht, was dir Geburt verlieh,
Die höchste Zauberei: Weiße Magie!

Thamal: Wahr sprichst du. Denn jetzt fällt mir ein,
Wenn ich des Nachts daheim
Vor meinem Schreibtisch in Gedanken starrte,
So prickelte elektrisch meine Haut,
Als lösten Kräfte sich, von ihr gestaut,
Und wirkten aus. Das Holz der Kästen knarrte,
Im Schranke schwankte, was im Schatten lag,
Daß ich vor meiner eigenen Macht erschrak.

Spiegelmensch: Da hast du's selbst getroffen.
Die anderen sind bloß Stumpfgeburt und Stein,
Nur du allein bist offen.
Ein Tor, das sperrangelweit
Ins Universum aufgetan ist,
Und Kellen mächtigen Aethers speit
Gewaltigen Einfluß weit und breit.
Ich selbst erfuhr, daß das kein Wahn ist.
Und du, du willst dich hier verriegeln?

Thamal: Könnt' ich dir nur den Mund versiegeln!

Spiegelmensch: Und wer gibt dir's Recht,
Dich der Welt wegzustehlen,
Den durstigen Seelen,
Dem harrenden Leidensgeschlecht?
Wem nützt der heilige Marterpfahl?
Glaub mir, der hier alles erkennt:
Du bist mehr als ein Original,
Du bist ein I n s t r u m e n t.

Thamal: Ein Instrument! Das sagte ich mir schon
Im Aufschwung meiner größten Stunden.

Spiegelmensch: Das hast du gut und recht empfunden.
Du lügst ja nur in der Raison.
Hör' mich! Die Worte der meisten Sprecher,
Was so die Dichter und Weisen schwatzen
Sind schwächer als Spatzen,
Sie fliegen kaum auf die Dächer.
Doch wo dein Wort seine Schwingen breitet,

Ist ihm keine Grenze, kein Ende bereitet. —
Du gleichst darin den berühmtesten Betern,
Vor allem Mose, vor dessen Zetern
Jehova sich selber müßte verstecken.
Fühlst du nicht, wenn du sprichst unter Leuten
Wind um die eigenen Schläfenecken?
Die andern sind still, gedrückt und erschrecken,
Und du weist es nicht zu deuten?

Thamal: O, diese Macht war meine höchste Lust!

Spiegelmensch: Und wirfst sie weg an einen Wust
Verlogener Ziele!

Thamal: Weich von mir!

Spiegelmensch: Wir sind nun einmal h i e r!
Mach dir's doch klar!
Und vor allem: Sei'n wir wahr! Nur wahr!
Geh' an die letzten Grenzen,
Zieh' mit mir die äußersten Konsequenzen!
Mach' schnell deine Augen zu!
Wo ist das erfabelte Du
Der Dinge, die am Gewissensstrick
Deiner Seele zerrten?
Ein Augenblick
Macht sie zu nebligen Traumgallerten,
Die sie im Grunde sind!
(Tritt mit Hokuspokus hinter Thamal.)
Du nur bist die Wirklichkeit,
Der Punkt der Punkte du,
Aus dem sich alles schürzt,
In den sich alles stürzt,
Durch den alles gedeiht!
Du bist der Befreier, bist der Größte,
Und, — der mich erlöste,
Wird alle befrei'n.

Thamal: (traumhaft) Ich?!

Spiegelmensch: Wie süß das klingt. Ja du allein!
(Gierig) Sag's noch einmal!

Thamal: (begeistert) Ich!

Spiegelmensch: Das klingt! Das klingt!
Und dein Engel schwingt
Wie die Saiten einer Harfe in dir!

Thamal: Das höchste Gute gelänge es mir!

Spiegelmensch: Dein ist die Zeit.

Thamal: O, welche selige Sicherheit
Schläft mir im Blut.

Spiegelmensch: Dein Werk wirst du tun!

Thamal: Mein Werk, mein Werk!

Spiegelmensch: Und Ruhm
Unirdisch wird dein!

Thamal: Ah! Werk und Ruhm,
Die beiden höchsten Worte des Lebens.

Spiegelmensch: Deine Feinde erbleichen vergebens.

Thamal: (lacht unbändig).

Spiegelmensch: Doch dein Heldentum
Durch alle Adern der Erde fließt.
Und wie Gott die Gottesfurcht genießt,
Genießt du den Ruhm. (leise)
Du kannst ihm fast gleichen
Just Wunder und Zeichen.

Thamal: Wunder und Zeichen?

Spiegelmensch: Ja, dreh' dich nur um!

(Es wird draußen in der Landschaft folgende Vision. Eine Anzahl Menschen, arm, in abgerissenen Kleidern, Männer, Weiber, Kinder wandern über Geröll und Felsen auf die Fensteröffnungen zu. Ihr Schritt zeigt die bedächtige Mattigkeit des Bergsteigens. Alle tragen in der einen Hand lange Bergstöcke, in der anderen Laternen, die sie ununterbrochen zum Himmel heben, als hätten sie dort etwas zu suchen. Ein paar besonders armselige Gestalten treten dicht heran und schauen in die Zelle, aber sie sehen nichts und machen den Eindruck von Blinden. Hie und da breitet einer die Arme aus. Im übrigen sind es dieselben Figuren, die im zweiten Teil das Volk darstellen.)

Thamal: Wer sind die? Was suchen die?

Spiegelmensch: Einen neuen Gott!

Thamal: Mit ihren Laternen?

Spiegelmensch: Sie suchen mit ihren Laternen
Den neuen Gott in den Sternen.
Und während sie suchen, die Toren,
Ist ihnen ihr Abgott längst schon geboren.

Thamal: Wo ist er?

Spiegelmensch: Nah!

Thamal: Wo?

Spiegelmensch: (mit Geste) Hier!
Er wandelt ihnen in dir.

Thamal:	Wie elend sie sind, wie verkrüppelt, verkommen, Von Arbeit und Hunger, wie mitgenommen! Ich spüre den niedrigsten Menschengeruch, Die Beize von Zwiebel und schweißigem Tuch. Könnt' ich ihnen helfen!
Spiegelmensch:	Du wirst sie erhöhn.
Thamal:	Ins Leben führen . . .
Spiegelmensch:	Du erst machst sie schön.
Thamal:	Ist das wahr? Kann ich sie erheben?
Spiegelmensch:	Kein andrer als du, denn du verwandelst das Leben! (Die Vision verschwindet.)
Spiegelmensch:	Aus Gebrecher, Verbrecher, Gebrest, Aus endlosen Plagen, aus Krampf von Despoten, Aus den Hütten von hinstumpfenden Toten Führst du sie alle zu ewigem Fest, Zu einem Welt-Freudenfest!
Thamal:	Fest! Das war immer mein höchster Begriff.
Spiegelmensch:	Da fahren wir ja auf dem gleichen Schiff. Wenn ich auch nur aus der Fläche stamme, Brennt dennoch in mir die Hoffnungsflamme, Daß am Ende der Zeiten die Freude steht. Aus durstiger Kammer Aus Röcheln und Räude, Fühl ich schon, wie sie empor gerät. Das Amen des Lebens hieß: Katzenjammer! Durch dich heißt es: Freude!
Thamal:	Ja Freude, Freude! Ich werde sie entzünden. Ja Freude, Freude! Ich werde das Reich begründen, Ich führe herauf das ewige Fest! Es steigert sich in meinen Fingerspitzen Die Kraft zu Funken und zu Blitzen. Wellen, die in die Weite spritzen Sind Wonne, die sich nicht sagen läßt. Ich! — Ich!
Spiegelmensch:	(hingerissen) Schön ist, daß du bist! Schön ist, daß wir sind! (umarmt ihn) Komm jetzt! Nur fort aus dieser Höhle!
Thamal:	Wie dein Glaube mit heiligem Oele Mich salbt.

Spiegelmensch: Es wird ewig dich stärken.
Thamal: Gewißheit von Ruhm und Werken!
Spiegelmensch: Alles, alles, du Gott!
Thamal: Laß uns gehn, mein Begleiter!
Spiegelmensch: Dein Begleiter?
Dein Wurm!
Dein Pferd!
Sei mein Reiter!
Thamal: (nimmt seine Hand) Komm! (zögert).
Zieh ich dich oder ziehst du mich mit dir?
Spiegelmensch: Zwischen uns gibt es kein Dort und kein Hier.
(Beide stehen an der Fensterbrüstung.)
Thamal: (wie erwachend) Träum ich jetzt? Oder träumte ich vorher?
Spiegelmensch: Das entscheidet kein wissender Dämon mehr.
Thamal: (verwirrt) Der Mönch — Er wacht. — Ich ruf ihn herbei,
Mich zu retten.
Spiegelmensch: Ermanne dich! Wir sind frei.
Komm, komm! Daß wir die Schläfer nicht stören!
Thamal: (schreit plötzlich) Ich bin verwundet! Hil — — —
Spiegelmensch: (hält ihm den Mund zu) Laß dich beschwören!
Thamal: Blut!
Spiegelmensch: Einbildung! Du bist gesund und frisch.
Hier steht Wein auf dem Tisch.
Trink! (reicht ihm den Krug).
Thamal: (trinkt den Krug aus und schleudert ihn fort)
Oh! jetzt ist alles verschwunden!
Ich spüre kein Blut, keine Wunden!
Blas aus das Licht!
Spiegelmensch: (bläst die Lampe aus) Schnell, schnell!!
(Beide verschwinden durch's Fenster.)
(Die Bühne bleibt eine Weile leer. Dämmerung. Der Abt und der Mönch treten ein. Der Mönch bindet einen starken Strick um die Kutte und setzt einen Pilgerhut auf.)
Der Abt: Er ist erlegen. Tu' deine Pflicht!
Der Mönch: (zeigt eine Geißel ins Publikum und geht gleichfalls durchs Fenster ab.)

Ende des ersten Teils.

Erquickend, daß jetzt endlich über die Relativitätstheorie in Volksversammlungen referiert und geurteilt wird. Stürmischer Beifall lohnt jeden Redner, der Einsteins jüdisch - physikalischen Schwindel abtut, Resolutionen gegen Einsteins Zeit- und Raumtheorie flattern durch den Saal. Fehlt nur noch eine Abstimmung. In der Philharmonie erhöbe sich ein Wald von Händen, um gegen die jüdische Relativitätstheorie zu stimmen.

Die Methode, konsequent zu Ende geführt, würde dann erst ihre Narrheit erweisen.

Aber haben die stürmischen Verkünder Einsteins sie nicht zuerst angewandt? Was hatte es für Sinn, daß in den Tageszeitungen ein Ruhm verkündet wurde, der über die Jahrhunderte hinaus leuchtet, neben Kopernikus und Galilei? Konnte Kopernikus nicht getrost warten? Mußten geschäftige Zeitungsautoritäten Galileis Größe im Nachtreferat festhalten? Es war die erste Mobilisierung derselben Masse, die jetzt in Hakenkreuzversammlungen gegen Einstein ergrimmt. Hat denn auch nur ein Dutzend von der halben Million Leser des „Berliner Tageblatts" ein halbwegs sachliches Verhältnis zu dem Physiker Einstein erreichen können? Was sollte der Zeitungsruhm und die Zeitungshuldigung auf einem Gebiete, das dem Schwatz der Aktualitäten himmelweit entrückt ist? Dieser Uebereifer eines aufgeblasenen Journalismus hat die heilige Stille der wissenschaftlichsten Arbeitsstätte mit kreischenden Hymnen der Verzückung gestört, der neue Kopernikus wurde angehimmelt, als wenn er der neue Moissi oder gar Fern Andra, die Göttliche, wäre. Man setzte dem neuen Kopernikus allwöchentlich einen neuen, nassen, mit Druckerschwärze beklexten Kranz aus Zeitungspapier aufs Haupt.

Die ersten, die den menschenfernen Gelehrten in die Masse zerrten, waren die Zeitungshuldiger. Dürfen sie sich jetzt wundern, wenn der Pöbel, den sie durch die Suggestion ihrer verschmutzten Autorität auf die Knie zwingen wollten, nun zur Unterhaltung nach Steinen greift, um sie gegen den in Begeisterung wie in Gehässigkeit gleich Unverstandenen zu schleudern? Wenn die armen, von Neid zerfressenen, von Haß vergifteten Demonstranten gegen Einstein vor sein stilles Haus zögen, ihn auszupfeifen, so sind sie nur Sprößlinge derselben unernsten, ihre Grenzen überschreitenden Demokratie, die sich als anerkennende Instanz über Einstein auftun wollte. Huldigung so anmaßend wie Ablehnung. Nur daß die Ablehnung echter ist, weil sie dem lebendigsten Pöbelinstinkt entspringt. Wer den Denker schützen will vor Pöbelansammlungen, der verschone ihn auch mit der Anerkennung der Unzuständigen. Herrlich ist die Unberühmtheit, weil sie die Ungestörtheit ist.

Als erste Veröffentlichung des Ernst Rowohlt Verlages, damals in Paris, erschienen diese phantastisch-humorigen Gedichte Paul Scherbarts im Jahre 1909. Scherbart erweist sich in dieser „Katerpoesie" als der Vater Christian Morgensterns. Das kleine Buch, dem wir diese heiteren Stücke entnehmen, erscheint soeben in neuer Auflage im alten Verlage.

SEI SANFT UND HÖHNISCH!

Charakter ist nur Eigensinn;
Ich bin mit mir zufrieden.
Ich geh nach allen Seiten hin;
Wir sind ja so verschieden.

*

Geht mir mit der Quälerei!
Sie macht wirklich kein Vergnügen;
Mir kann nur die Wurschtigkeit
Toll und voll und ganz genügen.

*

Was wie ein Schienenpaar zerfahren ist,
Das ist noch härter als der Antichrist.

*

Ich möcht am liebsten meine Tinte
Dem Menschenvolk ins Blutgeäder spritzen.
Ich will mich bloß nicht so erhitzen.

*

Sei klein — dann ist die Welt so groß!
Sei schwach — dann ist die Welt so stark!
Sei dumm — dann ist die Welt so klug!
Sei stumm — dann ist die Welt so laut!
Sei arm — dann ist die Welt so reich!

*

DONNERKARL DER SCHRECKLICHE

Ein Heldengedicht.

Reich mir meine Platzpatronen,
Denn mich packt die Raserei!
Keinen Menschen will ich schonen,
Alles schlag ich jetzt entzwei.
Hunderttausend Köpfe reiß ich
Heute noch von ihrem Rumpf!
Hei! Das wilde Morden preis ich,
Denn das ist der letzte Trumpf!
Welt, verschrumpf!

AUS DEM TAGE-BUCH

MAUTHNER'S GESCHICHTE DES ATHEISMUS

Nach der dreibändigen „Kritik der Sprache", nach dem zweibändigen „Wörterbuch der Philosophie" nun die wieder auf drei Bände (immer Lexikonformat!) berechnete „Geschichte des Atheismus im Abendlande" — die zähe Arbeitskraft, die geistige Elastizität des jetzt bald Einundsiebzigjährigen ist unerhört.*)

Auch hier sind wiederum gewaltige Stoffmengen zusammengetragen und von einem souveränen, unbestechlichen, kritischen Verstand geordnet und verarbeitet, der uns „auf die helle und kalte Höhe führen" will, „von welcher aus betrachtet alle Dogmen als geschichtlich gewordene und geschichtlich vergängliche Menschensatzungen erscheinen, die Dogmen aller positiven Religionen ebenso wie die Dogmen der materialistischen Wissenschaft" — „die Kerle sind mir zu abergläubisch", sagte schon Wilhelm Busch —, „auf die Höhe, von welcher aus übersehen Glaube und Aberglaube gleichwertige Begriffe sind". Es ist „eine Kulturgeschichte des Abendlandes vom Standpunkt der religiösen Befreiung — nicht: einer Befreiung von der Religion", und dem Verfasser ist der Gottesbegriff „niemals der theologische Gott einer christlichen Konfession, sondern überall der — durch Sitte und Sprache bedingte — ethnographische Gott der gemeinsamen ‚Christenheit'." „Ich wollte mich," sagt er, „auf die Geistesentwicklung beschränken, welche die Dogmen über den uns allen geläufigen Gott des christlichen Abendlandes leugnete oder auflöste."

Abschnitte wie der über das Buch von den drei Betrügern, über die Hexenreligion, glänzende Charakteristiken wie die Kaiser Friedrichs II. oder Ockams oder des Erasmus von Rotterdam seien besonders hervorgehoben. Aber besser als eine flüchtige Inhaltsangabe des vorliegenden ersten Bandes, der die Zeit von der Antike bis zum Sozinianismus umfaßt, mögen ein paar markante Sätze den Geist des Buches, den Geist Fritz Mauthners kennzeichnen:

„Man sollte begreifen lernen und es niemals vergessen, daß der Begriff Atheismus einen durchaus verschiedenen Inhalt hat, je nachdem etwa ein Jude in Palästina die ausschließliche Macht und Herrschaft des Gottes Jehova leugnete oder Kaiser Friedrich II. an dem dreieinigen Gott zweifelte oder ob endlich dem schon ganz unpersönlich und dünn gewordenen Gott des Deismus das Dasein bestritten wurde."

„Die nahe psychologische Verbindung zwischen Nominalismus (oder Sprachkritik) und Atheismus hätte schon längst dazu führen müssen, was ich behaupte: daß die ganze Frage nach dem Gottesbegriff eine Frage der Wortgeschichte ist, eine historische Frage, und daß die Kritik der Sprache allein die Antwort finden kann."

„Die Kirche lehrte den Theismus und den Diabolismus; so mußte sich die Aufklärung zugleich zu Atheismus und zu Adiabolismus entwickeln . . . Die Leugnung des

*) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1920. 1. Band. Geh. M. 52.—, geb. M. 64.—.

Teufels war eine Vorstufe des Atheismus. Wir müssen uns also, wollten wir die Geschichte des Abfalls von Gott richtig verstehen, auch die Geschichte des Teufels zu Hilfe nehmen."

„Man hört es nicht gern, es ist aber dennoch wahr, daß Augustinus, den Katholiken, Protestanten und auch freiere Literaten um die Wette rühmen, der stärkste Anreger des mittelalterlichen Teufelswahns gewesen ist."

„Bei den christlichen Theologen gehörte die Hexerei mit zum offiziellen Glauben . . . Wollte man das Christentum des 15. Jahrhunderts nach dem wichtigsten Bestandteil seiner Vorstellungen umtaufen, so müßte man es einfach Hexenglauben titulieren, die Hexenreligion."

„Marienkult und Hexenfurcht kommen aus der gleichen Quelle, aus der erotischen Mönchsphantasie."

„Aus der Vorstellung von einer Theokratie, aus dem Glauben, daß des Gottes ausgesprochener Wille das Gesetz des Staates sei, können alle Erscheinungen des Mittelalters abgeleitet werden."

„Wo es machtlos war, wurde sogar das Christentum duldsam."

„Die Realpolitiker j e d e r Zeit haben die Wortstreitigkeiten der inbrünstig beschränkten Ketzer niemals ernst genommen, haben den sogenannten Irrglauben wie den richtigen Glauben für ihre dynastischen, nationalen oder persönlichen Ziele benutzt, genau so, wie die Realpolitiker neuerer Zeit die Schlagworte ehrlicher Fanatiker (Humanismus, Nationalismus, Freiheit usw.) für ähnliche Ziele benutzt haben."

„Weder Spinoza in seinem theologisch-politischen Traktat, noch Bekker in seiner bezauberten Welt, noch Lessing in seiner Erziehung des Menschengeschlechts gelangte zu dem sprachkritischen Ergebnis, daß die Sprache etwas zwischen den Menschen sei, daß also kein redendes Wesen, und wäre es ein Gott, sich mit den Menschen anders als in ihrer Gemeinsprache verständigen könne."

„Die Religionsstifter sind zahlreich geworden, in Bezirksvereinen und auf Universitäten; sie lehnen mit mehr oder weniger Tapferkeit das Wort Gottes ab, aber sie halten sich mit mehr oder weniger Klarheit an das Wort Gott."

„Die geistige Hauptarbeit des humanistischen Rinascimento bestand in der Bekämpfung der Scholastik durch den gesunden Menschenverstand der alten Römer und Griechen."

„Das Volk selbst hat die Unsterblichkeit der Seele geschaffen, wie es Gott geschaffen hat. Die Kirche hat sich dann dieser Vorstellung bemächtigt und durch die Idee der Vergeltung (Gottes „Gerechtigkeit") die Sehnsucht nach persönlicher Fortdauer zu dem gefährlichen System einer postumen Rechtspflege umgestaltet."

Was werden die Herren „vom Fach" zu dem „destruktiven" Buch sagen, das eine T a t ist und als solche über seinen berühmten Vorgänger, F. A. Langes „Geschichte des Materialismus", noch hinauswächst? Sie, denen Mauthner den peinlich-kecken Satz widmet: „Ich habe noch von keinem deutschen Professor, von keinem Vertreter der voraussetzungslosen Wissenschaft gehört, daß er die Berufung an eine

Universität mit der Begründung abgelehnt hätte, sie hätte sich von ihrer theologischen Fakultät noch nicht befreit; während es doch arme Jünglinge genug gibt, die den Buchhalterposten in einem Bankgeschäft ablehnen, welches auch nur in dem Rufe steht, unsichere Wertpapiere unter die Leute zu bringen."

Werden sie es wieder vornehm totschweigen (obgleich sich der Verfasser im Vorwort lächelnd „für die Unbescheidenheit" entschuldigt, ein historisches Werk geschrieben zu haben, ohne ein „gelernter Historiker" zu sein)?

Das würde der tapferen Sache ja weiter nichts schaden.

Oder werden sie über Buch und Mann gröblich herfallen?

Auch das wäre gleichgültig: wer schreit, beweist nur, wie gut die Hiebe sitzen. Dr. Owlglaß.

ZUKUNFTSHOFFNUNGEN

Im Juli-Heft des „Journals des kgl. englischen Instituts der vereinigten Dienstzweige", d. i. in der militärwissenschaftlichen Zeitschrift der englischen Generalstabler, schreibt Generalmajor Swinton, einer der Erfinder der Tanks:

„Der Fortschritt unserer Ausrüstung läßt auch hoffen, daß wir in der Zukunft nicht nur Gas gebrauchen werden, sondern daß wir, soweit wir können, jede Naturkraft uns zunutze machen werden. Die Linie, auf der sich der gegenwärtige Fortschritt bewegt, ist, die verschiedenen Strahlen als Todesart zur Anwendung zu bringen. Wir haben X-Strahlen, Lichtstrahlen, Todesstrahlen. Wir mögen nicht sehr weit von der Benutzung einer Art Todesstrahlen sein, die den menschlichen Körper verbrennen, vergiften oder erstarren lassen, wenn er nicht geschützt ist. Als endgültige Form menschlicher Kriegführung halte ich den Bakterienkrieg. Ich glaube, es wird dazu kommen, und ich kann keinen Grund sehen, warum wir diese Kriegführung nicht anwenden sollen, wenn wir uns einmal zum Kampf entschlossen haben. In diesem Falle werden die Tanks keine Hilfsmittel bilden, denn außer vorhergegangener Impfung würde es nicht möglich sein, die Ausbreitung von Seuchen dadurch zu verhindern, daß man Menschen in stählerne und andere Hüllen steckt."

DAS HÖCHSTE

Ein sechsjähriger Franzose reitet auf dem Knie seines Vaters.

„Was möchtest du werden, Kleiner?"

„Was ganz Großes."

„Clemenceau?"

„Noch größer!"

„Napoleon?"

„Noch größer!"

„Was denn? Allergrößtes?"

„Ein Engländer."

Nach dem Pariser Oeuvre.

DIE ZUSTELLUNG DES „TAGE-BUCH"

Postabonnenten, die das „Tage-Buch" nicht mit wünschenswerter Pünktlichkeit erhalten, werden gebeten, ihre Beschwerde zuerst an ihr Postamt und dann erst an die Expedition des „Tage-Buch" zu richten.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

Das Tage-Buch / Heft 35 Jahrg. 1 / Berlin, 11. Sept. 1920

PAUL REBOUX

DER EINZIGE WEG

Werden auch in Frankreich Stimmen der Vernunft laut? Hören wir endlich hinter der toll-chauvinistischen Fassade schon sanftere Stimmen der Vernunft? Von Barbusse und den Sozialisten abgesehen. Paul Reboux veröffentlicht in der „Revue mondiale", die Jean Finot mit Tapferkeit und Geschick leitet, Bruchstücke aus einem politischen Roman, der der deutsch-französischen Versöhnung dienen soll. Sein Held Jacques Réal spricht die Ideen Reboux' aus.

Jacques Réal schrieb:

Deutschland wird erst an dem Tage reich genug sein, seine Kriegsschuld zu bezahlen, da es stark genug geworden ist, die Zahlung zu verweigern. Diese Wahrscheinlichkeit läßt in Frankreich ein Unbehagen entstehen. Unser Vertrauen geht zu Ende. Von Tag zu Tag vermehrt sich die wirtschaftliche Not, und ein menschenwürdiges Leben scheint nur den Schiebern vergönnt zu sein. Skrupellose Beutemenschen sichern sich den Platz an der Sonne. Wir leben im Zeitalter des Diebstahles. Ueberall herrscht Unzufriedenheit. Trotz der Steuern, die uns entpreßt werden, sehen wir nicht, daß nur irgendwie ein Preisrückgang eintritt, im Gegenteil, alles wird teurer. Wir erliegen einer verhängnisvollen Politik. Während die Amerikaner, die Italiener und die Engländer Kapitalien in Deutschland anlegten, haben wir Marokkaner nach Deutschland geschickt. Wir sind gezwungen, zu ungeheuren Preisen in London und New York Waren zu kaufen. Wie kann man aus diesen Nöten herauskommen? Viele Leute denken: „Eigentlich wäre das beste Mittel . . ." Aber das Aussprechen dieses Mittels ist so überraschend, daß niemand wagt, weiterzusprechen.

Aber man muß es wagen.

Ich will hier die furchtsame, uneingestandene Meinung von Menschen aller Gesellschaftsklassen aussprechen.

Haben wir den Mut, die ernsthafte oder gespielte Entrüstung außer acht zu lassen, lassen wir uns nicht durch die instinktive Empörung derer beeinflussen, die urteilen, ohne nachzudenken. Man wird mich als schlechten Patrioten behandeln. Das macht nichts. Ich spreche als Franzose, der die Rettung Frankreichs will und der nur dieses eine Rettungsmittel sieht: ein französisch-deutsches Bündnis.

II. Ich nehme in der Theorie eine deutsch-französische Versöhnung an.

Mein Vaterland, d. i. die Vereinigung von Menschen, die mich verstehen und die ich verstehe. Das ist die kleine Anzahl von Wesen, die ich verehre. Das ist meine Heimat, das ist mein Frankreich. Hier würde sich durch ein Bündnis mit Deutschland nichts zum Nachteil ändern. Unsere Kunst würde sich nach ihren eigenen ästhetischen Traditionen entwickeln. Unsere Freunde würden unsere Freunde bleiben. Unsere großen Männer würden ihren Ruhm bewahren, und unsere Sprache würde zwischen uns das Gefühl der Volksgemeinschaft erhalten.

Der Vaterlandsbegriff verändert sich unaufhörlich. Es gibt keine Grenzen mehr. Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Eroberungen, wir leben im Zeitalter der Bündnisse.

Die frühere Idee des Vaterlandes war mit Haß und Stolz gemischt. Weil sie durch Erzieher und Zeitungen, Lehrbücher und Hurradichter eine ungesunde und gefährliche Idee geworden war, weil sie Katastrophen verursachen kann, die nur der Habgier der Händler, dem Ehrgeiz der Generäle und Staatsmänner und dem Interesse der Spekulanten dienen.

Der wahre Patriotismus besteht nicht darin, uns in eitle Illusionen zu wiegen, sondern in Selbstprüfung, damit wir wissen, welche Mittel uns noch ein Weiterleben ermöglichen.

III. Der Zustand, in dem wir uns befinden, gestattet uns nicht, die Idee einer französisch-deutschen Versöhnung zurückzuweisen.

Weil wir begreifen müssen, daß wir, die Sieger, nicht allein durch den Krieg geschwächt sind; wir sind es durch unsere Faulheit, durch den Mangel an Organisationsgabe, durch unsere Neigung, uns mit rhetorischen Erfolgen zu begnügen, durch unsere Sparsamkeitsleidenschaft, durch unseren Individualitätswahn.

Weil die Völker geboren werden, sich entwickeln, schwach werden und sterben, wie Einrichtungen, wie Einzelwesen, wie Denkmäler, wie Bäume. Weil Frankreich, reich an Tradition und Ruhm, ebensowenig wie ein anderes Land das Recht hat, ewige Jugend zu beanspruchen.

Man könnte sich England als alten, praktischen und etwas harthörigen Kaufmann vorstellen, Belgien als jungen und feurigen Arbeiter, Deutschland als leichtgläubigen, gelehrigen, hartnäckigen und tölpelhaften Arbeitsmann, Amerika als sechzehnjährigen Jungen, mit den Fehlern und Vorzügen dieses Alters. Frankreich ist eine Dame

mit gepuderten Haaren, die den entzückenden Frauen gleicht, die die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts inspirierten. Sie hat Erfolge gehabt, von denen man viel gesprochen hat, und Abenteuer, die ihr Zauber verliehen. Sie ist kultiviert. Sie hat viel Geist, sie ist, trotz ihrer Jahre, heiter, unbesonnen, begeisterungsfähig, reich an Illusionen geblieben. Aber sie muß sich zum Verzicht verstehen. Eine Frau, die behauptet: „Ich bin 20 Jahre" und 40 ist, macht sich lächerlich. Frankreich kann noch lange in Würden und Ehren leben, wenn es darauf verzichtet, die Erfolge der aufsteigenden Rassen zu beneiden und sie nicht mit der Bitterkeit einer verlassenen Kokette den jungen Völkern mißgönnt. Als gute Franzosen dürfen wir uns nicht über unsere Schwächen täuschen. Sie zu verschweigen, ist nicht das Mittel, sie zu heilen.

IV. Frankreich kann nicht ohne Unterstützung leben.

Weil unser Einfluß in Europa sich in dem Maße vermindert, wie der der anderen Völker steigt. Im Jahre 1700 waren von 100 Europäern 40 Franzosen, 1789 waren es 27, 1815 waren es 20, 1880 waren es 13 und 1908 7, und dieser Verminderungsprozeß schreitet fort. Vor dem Kriege kamen auf 1000 Deutsche in jedem Jahre 35 Kinder, auf 1000 Oesterreicher 38, heute noch auf 1000 Engländer 33; auf 1000 Franzosen kommen nur 29. 1918 haben wir doppelt so viel Todesfälle wie Geburten gehabt, abgesehen von den Kriegsopfern. Die Kindersterblichkeit ist bei uns so groß, daß von 5 Neugeborenen nur 4 am Leben bleiben. Wir sind ein Land der Zölibatäre und der einzigen Söhne. Während der letzten 60 Jahre hat sich der Alkoholverbrauch in Frankreich verdreifacht, während er sich in den anderen Ländern vermindert hat. Unsere Verwaltung, knickerig und greisenhaft, hat unsere Industrie gelähmt, anstatt sie zu fördern. Von 1875 bis 1913 hat sich der deutsche Export um 10½ Milliarden vermehrt, der amerikanische um 9 Milliarden, der englische um 8½ Milliarden, der belgische um 2½ Milliarden. Während dieser Zeit hat sich der französische Export nur um 3 Milliarden vermehrt. In 30 Jahren ist die französische Handelsmarine vom zweiten auf den sechsten Rang gesunken und hat sich von Japan und Norwegen schlagen lassen. Wir bauen weniger Schiffe als Holland, Italien und Spanien. Unsere Kolonien sind miserabel verwaltet. Die fremden Handelsniederlassungen sind dort zahlreicher als die französischen. Wir beuten nur die Eingeborenen aus. Unser Landbau ist im Verfall. Ein Hektar guter französischer Erde bringt jährlich 13 Zentner Getreide hervor, gegen 22 in Schweden, 23 in Deutschland, 24 in Holland, 25 in Belgien und 33 in Dänemark. Wollen wir

uns noch immer damit begnügen, die Franzosen das intelligenteste, geistvollste und ritterlichste Volk der Erde und die Deutschen Boches zu nennen? Die Ziffern und Tatsachen sprechen ihre eigene Sprache.

V. Wir müssen unsere Rettung in einem Bündnis mit Deutschland suchen.

Weil wir nicht ohne Unterstützung bleiben können. Frankreich muß unter den drei großen Völkern der Welt, dem amerikanischen, dem englischen, dem deutschen Volke, einen Bundesgenossen wählen. England und Amerika haben widerstreitende Interessen. Wir dürfen nicht der Geisel ihrer zukünftigen Kämpfe sein.

In dem letzten Krieg hat Frankreich 600 000 Menschen mehr verloren als England und Amerika zusammengenommen. Was unser Franc im Vergleich zum Pfund und Dollar gilt, dürfte bekannt sein.

Amerika und England kümmern sich um unsere inneren Schwierigkeiten nicht mehr als um Negerfragen oder irische Angelegenheiten. Zwischen uns und unseren Verbündeten besteht ein Verhältnis wie zwischen Ehegatten, die sich im Guten getrennt haben und erklären: „Wir sind die besten Kameraden geblieben."

Ich finde es würdiger, mich mit meinem Feinde zu verständigen, als vor meinen hochmütigen Freunden zu liebedienern, die mir nur mit Redensarten helfen.

VI. Ein deutsch-französisches Bündnis dient in gleicher Weise dem Interesse Frankreichs, dem Interesse Deutschlands und den Interessen der Welt.

Weil dieser Block von 100 Millionen Menschen die Vereinigten Staaten von Kontinental-Europa bilden würde, an deren Herstellung mit ganzer Seele zu arbeiten unsere Pflicht ist. Dem deutsch-französischen Block würde sich sehr bald Italien anschließen, das dem deutschen Einfluß die Wiederherstellung der Lombardei verdankt, Spanien, das ihm die Wiederherstellung Kataloniens verdankt, Oesterreich, dessen wirtschaftliche Aussöhnung mit Italien schon Tatsache ist, Rußland, das nur eine methodisch veranlagte Rasse in Aufschwung bringen kann. Durch die Uebereinstimmung zwischen Deutschland und Frankreich würden die Balkanländer zur Ruhe kommen, die durch die Interessen der Großmächte unaufhörlich gegeneinander gehetzt wurden. Frankreich und Deutschland sind Verwundete, die am Boden liegen. Das Blut strömt aus Deutschlands und Frankreichs Adern. Anstatt sich gegenseitig die Verbände abzu-

reißen, sollten sie einander helfen. Die beiden Länder brauchen nicht gleich Freunde zu werden, sie müssen nur vom Willen, die Wunden zu heilen, beseelt sein.

Nur kurzsichtige Menschen versuchen, Deutschland zu unserem Sklaven zu machen. Das wäre den Engländern und Amerikanern angenehm, denn das wäre ihnen ein Schutz gegen die industrielle Expansion ihres Rivalen. Aber es wäre verhängnisvoll für Frankreich, denn es gäbe dem Haß der Deutschen gegen uns Berechtigung. Ein Jahr fruchtbaren Friedens wird uns reicher machen als alle unmöglichen Wiedergutmachungen.

VII. Die Wiedergeburt Deutschlands und die Wiedergeburt Frankreichs wird nur durch ein deutsch-französisches Bündnis gesichert.

Weil die Deutschen hauptsächlich Maschinen und Industrieerzeugnisse exportieren und wir hauptsächlich Luxusartikel und Weine. Wenn die Deutschen mit uns arbeiten, wird es ihr Vorteil sein, uns zu bereichern, indem sie sich selbst bereichern. Wir sind ein Volk von Erfindern, Künstlern und Kaufleuten. Es ist unser Vorteil, dem anderen zu gestatten, unsere hygienischen Verhältnisse zu verbessern, unsere Fabrikationsmethoden praktischer zu gestalten und unsere Erzeugnisse über die Welt zu verbreiten, Dinge, zu denen wir selbst untauglich sind; etwas mehr Methode, praktischer Sinn und Wissen wird unser nationales Genie nicht verderben. Unser Abscheu vor der Disziplin ist verhängnisvoll. Wir machen uns über die Leute, die durch die Eingangstüren hineingehen und durch die Ausgangstüren hinausgehen, lustig, ohne zu bedenken, daß dies das beste Mittel ist, Zusammenstöße und Streitigkeiten zu vermeiden. Ohne das Bündnis mit Deutschland kann Frankreich nur den Despotismus oder die Anarchie erwarten. Dies Bündnis würde ein Zeitalter christlicher Brüderlichkeit sichern. Keine Mordwerkzeuge würden mehr fabriziert, sondern Lebensbedarf. Der Handel, vom Steuerdruck und ruinierenden Wirtschaftsgrenzen befreit, würde aufleben. Eine Staatengruppe würde entstehen, die ihre Bedürfnisse fast ganz selbst erzeugen kann.

VIII. Die Erinnerung an die Vergangenheit darf nicht zur Ablehnung der Idee des deutsch-französischen Bündnisses führen.

Weil das Bündnis der Sieger mit dem Besiegten ein neues Gesetz der Geschichte ist. Japaner und Russen, gestern noch Feinde,

kämpfen Seite an Seite gegen gemeinsame Feinde. Engländer und Buren kämpfen für dieselbe Sache. Die Buren hatten Europa mit Anklagen gegen die Engländer überschwemmt, daß sie Gräber geschändet, Verwundete verstümmelt, Dörfer zerstört, Frauen und Kinder deportiert und die weiße Fahne mißbraucht hätten. Die gewöhnlichen Kriegsgreuel! Aber man gelangte zur Erkenntnis, daß das Prinzip „Auge um Auge" dazu führt, daß zwei zugrunde gehen statt einem.

IX. Frankreich darf vor einem Bündnis mit Deutschland nicht zurückschrecken.

Weil es der Ehre nicht widerspricht einzusehen, daß man ein schwacher Wirrkopf ist, der Nachbar dagegen ein arbeitsamer Organisator. Trotz aller Versuche der Militärclique, in Deutschland zu herrschen, muß man sich daran erinnern, daß die Deutschen die Republik proklamiert, sich von einem verehrten Kaiser befreit haben, und daß die preußischen Ofiziere von ihren eigenen Soldaten geohrfeigt worden sind. 900 000 Deutsche, die noch den verschiedenen Militärformationen angehören, sind keine angriffslustigen Krieger, sondern Leute, die in einem ausgepowerten Lande im Heeresdienst ein Mittel sehen, sich nähren und kleiden zu lassen.

Die durch unsere Mitarbeit ermöglichte wirtschaftliche Wiedergeburt würde die Feindschaft verringern. Man verabscheut einen Sieger, mit einem Teilhaber macht man gemeinsame Sache. Der deutsche Militarismus, den man uns als Vogelscheuche vorführt, wäre nicht mehr schrecklich, sondern gegenstandslos. Es ist töricht, sich selbst das Joch des Militarismus aufzuerlegen, um eine Militärherrschaft in Deutschland zu verhindern. Viele Menschen haben sich im letzten Kriege geopfert im sicheren Glauben, daß dieser Krieg gegen den Geist des Krieges geführt würde. Wenn wir den Militarismus nicht abschaffen, verraten wir unsere Toten.

X. Wir brauchen nicht zu fürchten, bei einem deutsch-französischen Bündnis die Düpierten zu sein.

Weil es nicht wahr ist, daß sich die Völker hassen. Unsere Bauern haben die deutschen Arbeiter, die bei uns arbeiteten, herzlich bemitleidet. Die bayerischen Bauern bewiesen unseren in Arbeitskommandos eingeteilten Gefangenen Sympathie. Die Gemeinsamkeit des Unglücks enthüllt ungeahnte Sympathien. Die Intellektuellen aller Länder haben während des Krieges mit denselben Täuschungs-

mitteln gearbeitet. Die Verleumdung war die Waffe der Nichtkämpfer. Aber heute ruhen die Waffen. Schluß mit der Lüge. Die Deutschen sind Menschen wie andere auch. Sie haben nicht alle Vorzüge, die sie sich beilegen, aber auch nicht alle Fehler, die man ihnen vorwirft.

XI. Die Voraussicht rät uns zu einem Bündnis mit Deutschland.

Weil Deutschland, gegenwärtig ausgehungert und von allem entblößt, sich erholen wird. Seine Aktivität ist der einzige Bürge unseres Vertrauens, und Deutschlands Auferstehung wird sich gegen uns richten, wenn sie sich ohne uns vollzieht. Deutschland, das 1870 ungefähr so viel Einwohner hatte wie Frankreich, hat morgen doppelt so viel. In Frankreich kommen 70 Einwohner auf einen Quadratkilometer, in Deutschland 120.

Wir haben die Wahl zwischen dem Bündnis mit Deutschland oder dem Krieg in 20 Jahren.

XII. Ich wähle das Bündnis.

Weil alles dem Krieg vorzuziehen ist, weil uns der Anblick der verwüsteten Norddepartements davor warnt, andere Gegenden in ähnliche Wüsten zu verwandeln. Im Interesse von Finanzgruppen mag es liegen, die Völker gegeneinander zu hetzen. Im Interesse der Völker liegt es, die Geldleute ihre Kämpfe untereinander ausfechten zu lassen. Das Kriegsgeschrei „Freiheit oder Tod" ist absurd. Was schiert mich die Freiheit, wenn ich tot bin. Lügner sind die, die uns ermutigen, ihre eigenen Interessen zu verteidigen, indem sie uns zurufen: „Der schönste Tod ist der Tod fürs Vaterland". Das schönste Los ist, zu lieben, zu schaffen und zu leben. Das Einzelwesen mag sich der Gesellschaft opfern, aber nicht der Aktiengesellschaft. Die Erinnerung an unsere einundeinhalb Millionen Tote sollte uns vor neuen Opfern warnen. Ich habe meine Gedanken ausgesprochen, weil derjenige, der die Wahrheit erkennt und sie aus Schwäche oder Eigennutz unterdrückt, ein Mitschuldiger der Lüge ist.

Dr. EMIL
FRANKFURTER

DIE VOLKSWIRTSCHAFTLICHE BEDEUTUNG DER DEUTSCHEN FILMINDUSTRIE

Für die Millionen Menschen, die alltäglich die deutschen Kinos besuchen, hat die weiße Leinwand des Theaters nur die e i n e Seite, auf der der Film erscheint. Was hinter dieser weißen Wand, also gleichsam hinter den Kulissen vorgeht, das interessiert wohl kaum einen von ihnen. Und selbst die wenigen Leute, die beruflich verpflichtet wären, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, wie die Abgeordneten der gesetzgebenden Körperschaften und die Beamten der Ministerien, stehen fast durchwegs ahnungslos der Kehrseite der Medaille gegenüber. Für sie ist das Kino eine leichte und seichte Vergnügungsstätte, die „leider Gottes auf Abwege geraten ist" und die man deshalb „am besten wieder ganz beseitigen sollte", zumal man ja so viele hundert Jahre „auch ohne das Kino ganz schön und vergnügt gelebt" hat. So sprechen die wenigen, die ungescheut ihre Meinung äußern, und so denken die meisten unter den Abgeordneten. Den Gedanken, daß dieses Kino aber nicht nur eine mehr oder weniger entbehrliche Unterhaltungs- und Erholungsstätte, sondern auch ein gewichtiger Faktor der deutschen Volkswirtschaft geworden ist, hat kaum einer von ihnen erfaßt, geschweige denn durchgedacht.

Eigentlich müßte nun schon die Tatsache allein, daß die deutsche Filmindustrie heute die d r i t t g r ö ß t e u n t e r d e n d e u t s c h e n I n d u s t r i e n ist, zu der Erkenntnis führen, daß ihre Unterdrückung oder Stillegung ein Verbrechen am deutschen Volke wäre. Schon in normalen Zeiten und selbst während der Hochkonjunktur des deutschen Wirtschaftslebens hätte die plötzliche Ausschaltung einer so großen Industrie die schwersten Erschütterungen zur Folge haben müssen. Heute aber würde sie einen völligen Zusammenbruch unserer Volkswirtschaft unbedingt und unmittelbar herbeiführen.

Das klingt vielleicht im ersten Augenblick wie eine starke Uebertreibung, ist aber ohne weiteres beweisbar. In der deutschen Filmindustrie sind schätzungsweise über 20 M i l l i a r d e n M a r k investiert. Leider existiert keine Statistik über den Wert der deutschen Filmerzeugung und die erzielten Gewinne, aber aus der Tatsache, daß bereits 1919 über s i e b e n Mill. Mark Umsatzsteuern von den Filmfabrikanten gezahlt wurden, kann man ungefähr sich ein Bild von dem Umfang dieser Industrie machen, die dazu von Jahr zu Jahr gewaltig anwächst. Gab es doch 1912 bloß 11 herstellende Firmen, 1918 aber bereits 130 und heute sicherlich weit über 200. Ihre Produktion betrug — nach den Aufzeichnungen der Zensurbehörden — 1912 insgesamt nur 233 141 Meter Film, im Jahre 1917 aber 819 932 und 1918

bereits 1 145 316 Meter, während heute wohl die zweite Million schon überschritten sein dürfte. Dabei ist besonders bemerkenswert, daß noch 1912 das deutsche Kino fast ganz auf das Ausland angewiesen war — standen doch 203 217 Meter Auslandsfilmen nur 29 924 Meter deutscher Film entgegen, während schon 1917 sich das Verhältnis vollkommen umgekehrt hat und gegen 82 296 Meter Auslandsfilme 737 636 Meter deutscher Film zensiert wurden. Natürlich ist dieser Wandel hauptsächlich durch den Weltkrieg herbeigeführt, der in diesem Ausnahmefall einmal segensreich gewirkt und eine deutsche Industrie großgezogen hat. Leider ist bisher ein Export unserer deutschen Produktion noch nicht in einem auch nur einigermaßen befriedigendem Umfang möglich; so hat die Zentrale für Ausfuhrbewilligungen im Jahre 1919 nur für 27 375 Akte, d. s. etwa 5475 Kopien, die Erlaubnis erteilt.

Die Zahl der Kinos in Deutschland betrug 1918 insgesamt 2281, während im gleichen Jahre in England rund 5000 und Amerika etwa 30 000, die ganze Welt aber rund 100 000 Lichtspieltheater besaß. Dabei kommt bei uns auf je 15 000 Einwohner ein Kino, in England dagegen schon auf je 8000 und in Amerika sogar auf je 4000 Bewohner, während Frankreich bloß für je 30 000 Einwohner ein Kino aufweist. In der deutschen Kino-Industrie sind (nach Angaben der Kino-Gewerkschaft) etwa 14 000 Arbeiter, 6000 Angestellte und 2000 Schauspieler tätig, doch ist die Gesamtzahl jedenfalls weit größer, da hierbei wohl nur die Organisierten gezählt sind und da durch die Filmindustrie in zahlreichen Hilfsgewerben Tausende von Arbeitnehmern indirekt ihren Unterhalt finden, deren Existenz durch eine Schließung des deutschen Kinos mitvernichtet würde. Denn eine derartige Katastrophe würde nicht nur die Kinotheater und Filmfabriken, die weit über 200 Betriebe der Filmverleiher, die Kopieranstalten und die Rohfilmfabriken stillegen, sondern würde auch eine große Zahl von anderen Erwerbszweigen, wie den Hausbesitz, die gesamte Bekleidungs-Industrie, die Möbelfabrikation, das Baugewerbe empfindlich treffen und somit ungezählte Schauspieler, Regisseure, Autoren, Maler, Architekten, Zeichner, Photographen, Techniker, Chemiker, Ingenieure sowie das riesige Heer der kaufmännischen und gewerblichen Angestellten brotlos machen.

Nun wird wohl eingewendet werden, daß nirgends der Vorschlag, die Kinotheater zu schließen, ernstlich gemacht oder auch nur erwogen worden ist und daß ich also gegen Windmühlen kämpfe. Wohl nicht direkt, aber indirekt arbeiten große Parteien des Reichstages mit aller Entschiedenheit gegen das Kino. Dem Zentrum ist es überhaupt ein Dorn im Auge. Die rechtsstehenden Parteien haben

sich infolge der „Aufklärungsfilme" in eine scharfe Kampfstellung gegen das Kino begeben, und die Sozialdemokratie ist gegen das Kino, wenigstens in seiner heutigen Gestalt und möchte es am liebsten ganz auf den Lehrfilm beschränken (was aber den vollständigen Ruin des Kinos, wie zahlreiche Experimente beweisen, zur Folge haben müßte).

Unsere ganze Gesetzgebung der letzten Jahre verfolgt denn auch klar und bewußt die Tendenz der möglichsten Unterdrückung des Kinos. Die Einführung einer scharfen Filmzensur, die Heraufsetzung des Alters für den Kinobesuch auf 18 Jahre, die ungeheuerliche Höhe der Lustbarkeitssteuer gerade für die Kinos, die doch die Unterhaltungsstätten des „kleinen Mannes" geworden sind, die Auferlegung einer hohen Export-Abgabe, die dauernde Bedrohung der ganzen Industrie mit Kommunalisierung und Konzessionierung —, das alles sind so ungemein drückende Lasten für die Filmindustrie und erschweren ihre Existenz und ihre Entwicklungsfähigkeit in so hohem Maße, daß sie in ihrer Gesamtheit erdrosselnd wirken müssen.

Noch sind ja nicht unbeträchtliche Gewinne der jüngsten Vergangenheit und nicht unerhebliche Reserven aufgestapelt, noch ist das Zutrauen der Finanzwelt in die große Zukunft der deutschen Filmindustrie vorhanden, so daß die erforderlichen Beteiligungen und Kredite bisher unschwer zu erlangen waren. Aber schon wird die herrschende Wirtschaftskrise auch in der Filmindustrie deutlich und schwer empfunden, und es ist eine Situation entstanden, die vielfach zu Zurückhaltung Veranlassung gegeben hat. Wenn indes nicht raschestens die vom Reichskanzler Fehrenbach in der Regierungserklärung angekündigte „zielbewußte Volkswirtschaftspolitik, eingestellt auf das Gesamtwohl", inauguriert wird, wenn man weiter gegen die Filmindustrie schürt und wütet, statt ihre hohe nationalökonomische Bedeutung zu würdigen und sie nach Kräften zu unterstützen, wenn man nicht so viel Einsicht aufbringt, daß gerade diese Industrie besonders gefördert werden muß, weil sie wie wenige andere deutsche Industrien ihre sämtlichen Produktionsvoraussetzungen, nämlich ihren Rohstoff und ihre Veredlungserfordernisse, im Inland selbst sich zu besorgen vermag, und weil sie exportfähig ist und tatsächlich beträchtliche Guthaben im Auslande schafft — kurz, wenn alle Warnungen nichts fruchten, dann kann und muß das Unglück über diese Industrie und — nach dem Ausgeführten — über das deutsche Wirtschaftsleben hereinbrechen.

Generaldirektor
ERICH POMMER

BEDEUTUNG DER KONZERNE IN DER FILMINDUSTRIE

Nichts ist köstlicher als Jugend, und nichts berechtigt zu größeren und schöneren Hoffnungen als gerade sie. Die deutsche Filmindustrie ist noch jung, sehr jung sogar, und in um so verstärktem Maße gilt das vorstehende Wort von ihr.

Einen deutschen Film gab es zwar schon vor dem Kriege, aber die wenigen Firmen, die sich vor dem Jahre 1914 mit der Filmfabrikation befaßten, konnten in ihrer Gesamtheit kaum den Anspruch auf den Begriff einer selbständigen Industrie machen. Die verhältnismäßig wenigen deutschen Filme fanden zwar Absatz weit über Deutschlands Grenzen hinaus, aber die erzielten Preise und der Umsatz standen in keinem rechten Verhältnis zu ihrem wirklichen Wert, konnten daher auch nicht einflußnehmend auf den Weltmarkt sein.

Erst der Krieg zwang das von allen Seiten eingeschlossene Deutschland gebieterisch, ernsthaft an den Ausbau einer noch in den Kinderschuhen steckenden Fabrikation zu gehen. Naturnotwendig glichen die ersten Filme der nun gleich Pilzen aus der Erde schießenden „Fabriken" dem, was wir damals auf allen Gebieten des Handels und Wandels als Kriegsersatz kennengelernt haben. Rastlose Arbeit, besonders auch geistige Vertiefung in das Wesen des Films haben dann in einem Zeitraum von knapp fünf Jahren einen Aufschwung der deutschen Fabrikation herbeigeführt.

Das schnelle Aufblühen der Filmindustrie, durch den Krieg obzwar begünstigt, hatte doch notgedrungen eine außerordentlich einseitige Politik zur Folge, die völlig auf das Inland und die wenigen neutralen uns erreichbaren Staaten gestellt sein mußte. Dieser Umstand wiederum ergab eine Divergenz der Einzelinteressen, so daß die vorausschauende, interessierte — nennen wir sie im Gegensatz zu den oben erwähnten Gelegenheitsfabrikanten e i n g e s e s s e n e — Industrie befürchten mußte, Verständnislosigkeit, Kurzsichtigkeit und Eigennutz würden die kaum erblühte Industrie sich selbst zerfleischen und sie zu spät eine falsche engherzige Politik erkennen lassen.

Das Heraufschnellen der Fabrikationsziffer, in Ausstattung und großzügiger Aufmachung gesteigerte Ansprüche des Kinopublikums hatten aber während all dieser Jahre die Investierung enormer Kapitalien im Film notwendig gemacht, hatten das Privatkapital derart angestrengt und festgelegt, daß es allein die Lasten, die der Gesamtindustrie in einem Vorbereitungskampf um den zu erobernden Weltmarkt erwachsen müßten, nicht mehr tragen konnte. — Aber nicht nur Kapitalien waren involviert, viel mehr als diese kam die dauernde Sicherstellung all der Hand- und auch geistigen Arbeiter,

die in der Filmindustrie ihr Brot gefunden hatten, in Frage, mußte an solche Industrien und deren Arbeiter gedacht werden, die infolge der Blüte der Filmindustrie Hunderttausenden, die sonst arbeitslos gewesen wären, Beschäftigung und Brot geben konnten, daß es zu einer nationalen Pflicht wurde, das Fortbestehen einer solchen aussichtsreichen Industrie zu sichern. Man denke nur an die Papierindustrie. Es ist ein bekanntes Schlagwort, daß der Film von der Reklame lebt, Reklame aber ist Zeitung, Papier, ist Druck, Farbe und auch Kunstgewerbe. So könnte man viele Industrien nennen, die im Gefolge des Filmes größer werden und erstarken.

Die Konkurrenz mit dem Auslande, die Eroberung des Weltmarktes mußte und muß noch heute vorbereitet werden. Wer aber waren die prädestinierten Führer in einem solchen Kampf? Nicht diejenigen, deren kleinliche Einzelinteressen einzig und allein auf den eigenen Geldsäckel gestellt waren, sondern jene, die schon in Vorkriegszeiten dauernde Fühlung mit der Filmindustrie, auch des Auslandes, hatten, die die Kenntnis des Weltmarktes beherrschten.

Diese Männer bzw. die ihnen unterstehenden Firmen mußten sich daher zusammenschließen, zum mindesten Interessengemeinschaften bilden, um durch Ausschaltung der gegenseitigen Konkurrenz die Fabrikation des deutschen Filmes sicherzustellen und für Absatzmöglichkeit vorerst einmal im Inland zu sorgen, dann aber auch, um mit vereinten Kräften den deutschen Film im Ausland durchzusetzen. Kaum der Hundertste kann die Pionierarbeit ermessen, die allein schon die P r o p a g i e r u n g einer solchen Industrie im Ausland erfordert, in einem Ausland, das als Sieger im Völkerringen sich als Diktator fühlt, das uns auf Jahre hinaus mit dem Handelsbann belegt hat, gegen den es nun mit Waffen der Sachlichkeit und Ueberzeugung anzukämpfen gilt. Dazu gehören ungeheure Vorbereitungen, ungeheure Opfer, dazu gehört oft ein persönlicher Mut, der sich mit Hintansetzung eigener und Augenblicksinteressen für die Allgemeinheit einsetzt, dazu gehört ferner eine genaue Kenntnis der Länder, ihrer Sitten, ihres Geschmackes und ihrer Handelsgebräuche, ihrer Handelspolitik, dazu gehören enorme Kapitalien, die von einzelnen Starken festgelegt und investiert, erst nach Jahren der Allgemeinheit Zinsen bringen können. Da reicht aber dann auch das Privatvermögen des einzelnen nicht aus, und so mußten naturgemäß durch Zusammenschluß weitschauender großer Firmen deutsche Konzerne entstehen, die den Trusts des Auslandes respektheischend entgegentreten konnten.

Wie uns am Auslandsmarkt, so lag England, Frankreich, Italien und Amerika daran, den deutschen Lichtbildtheatermarkt wieder zu erobern. Weiß doch das Ausland noch aus der Zeit vor 1914,

daß der gesamte mitteleuropäische Markt durch deutschen Geschmack, durch deutsche Programme bestimmt wird. Diese Zurückeroberung, diese Beeinflussung wäre dem Ausländer ein leichtes gewesen, mit einer souveränen Handbewegung hätte er bei einem ungeheuerlichen Tiefstand deutscher Valuta den wertvollsten deutschen Theaterbesitz an sich gerissen, wenn der Theaterbesitzer den Auslandsfilm abgelehnt hätte, wenn die deutschen Konzerne nicht wären. Aber nicht nur das, das Ausland wäre in der Lage gewesen, eine Preispolitik nach seinem Herzen zu treiben, die ihm die Tasche gefüllt hätte und uns noch ärmer gemacht hätte. Ohne die Massierung deutschen Kapitals würde das Ausland die deutsche gesamte Filmindustrie nach Willen regieren, wäre in der Lage, uns mit seinen Erzeugnissen zu überfluten und uns eine Konkurrenz unmöglich zu machen. Nur durch ihre weitausschauende Politik sind die deutschen Großfirmen heute in der Lage, in all diesen Fragen regulierend zu wirken und einen nicht zu unterschätzenden Druck auf das Ausland auszuüben, das, gegen die Vorkriegszeit einer völlig veränderten Situation gegenüberstehend, nun gezwungen ist, Rücksichten auf Deutschland zu nehmen, an die es ohne Bestehen der Konzerne niemals gedacht haben würde. Bestünde die deutsche Filmindustrie heute noch aus lauter kleineren Einzelfirmen, so würde England, Amerika, Frankreich und Italien vermöge ihres Trusts mit einer großzügigen Handbewegung diese molekularen Einsprengungen im deutschen Wirtschaftsleben einfach fortwischen, bestenfalls die wertvolleren aufkaufen, in jedem Falle aber sie unter ihre Kontrolle zwingen. Daß es an Versuchen dazu selbst heute noch nicht fehlt, weiß jeder, der Fühlung mit der Industrie hat, zur Genüge.

Es ist eine der deutschen Vereinsmeierei anhaftende Eigentümlichkeit, mit realen Begriffen wie mit Schlagworten zu spielen, anstatt ihnen sachlich nahe zu kommen; deshalb hat man oft auch heute noch den Eindruck, als ob Facta wie Ein- und Ausfuhr, Zoll, Boykott u. v. a. für einen nicht kleinen Teil unserer Industrie nur die Kraft von Schlagwörtern haben und nicht viel, viel mehr wären. Es wäre in der Tat wünschenswert, daß solchen Kurzsichtigen zum Bewußtsein käme, daß eine gedeihliche Wirtschaftspolitik nicht aus dem Gesichtspunkt eines einzelnen, sondern nur aus den großen Allgemeininteressen heraus betrieben werden kann, daß die Konzerne in Vertretung ihrer Interessen automatisch auch für die Interessen der einzelnen, der Schwächeren eintreten, und daß solche kleineren und mittleren Firmen nur im Schlepptau der allgemein gültigen Politik der Konzerne vorankommen können. Führer und Rufer im Streit können und müssen immer die Starken und Großen sein, das sehen wir allüberall in Handel und Politik.

JULIUS STERNHEIM

DER FILMAUTOR, GESTERN UND MORGEN

Einst stritten sich die menschlichen Glieder mit dem Körper um die persönliche Wichtigkeit des einzelnen. An diese Geschichte muß ich stets denken, wenn, wie vor kurzem wieder, verständnislose, überhebende Eigenbrötler von ihren persönlichen, überragenden Eigenschaften Aufhebens machen und alles andere um sich her in Grund und Boden schimpfen.

Mangels genügender Selbst- oder auch nur objektiver Kritik werden da die haltlosesten Behauptungen aufgestellt, die wütendsten Angriffe gegen einen Feind vorgetragen, der nur in der Einbildung des einzelnen besteht, oder, wenn vorhanden, von ganz anderer Stelle her droht, als der Angegriffene sich träumen läßt.

Man kann rechtens behaupten, daß die ganzen Mißverständnisse, die zwischen den Filmautoren auf der einen, und der Filmindustrie auf der anderen Seite bestehen, darin gipfeln, daß sie gegenseitig ihre Notwendigkeit und Werte bis heute zu würdigen und zu erkennen nicht in der Lage sind.

Ein kurzer Rückblick auf die allererste Entwickelung des Films lehrt uns, daß der Filmautor, an der Industrie gemessen, noch sehr jung ist. Die Legende nämlich, daß man in der Industrie den Autor von jeher mit Fleiß unterdrückt hat, entbehrt jeder Begründung. Tatsache ist vielmehr, daß es zu einer Zeit, als die Industrie als solche sich längst durchgesetzt hatte, noch gar keine Filmautoren oder Filmdichter gab.

Die allerersten Filme verdanken Männern ihre Entstehung, die nichts weiter als findige Köpfe waren, und die Existenz des lebenden Bildes dazu benutzten, irgendeine kurze humoristische Idee, die sie etwa den „Fliegenden Blättern" oder sonst einem Witzblatt entnahmen, in lebenden Bildern illustrierten. Diese humoristischen Filmchen fanden in der Pointe des Witzes ihr Ende und hatten eine Länge von allerhöchstens 60 Metern. Die Verfertiger, Fabrikanten dieser Filme waren ihre eigenen Operateure, Architekten und auch geistigen Urheber des Films, und aus ihnen entwickelten sich dann nachmals die Regisseure, die auf lange Zeiten hinaus auch die geistigen Urheber des Films in seiner Gesamtheit blieben. Irgendeine Episode oder ein Geschichtchen, das sie sich ausgedacht hatten, diente als dramatischer Vorwurf für den Film, der sich langsam vervollkommnete und besonders auf technischem Gebiet immer höhere Ansprüche stellte. So bildete sich langsam der technische Stab im Film heran, aber alle, auch die geistigen Mitarbeiter, gelten nur als Hilfskräfte des Regisseurs, der der oberste Führer und Sachverständige in allen Fragen

des Films blieb. Ein Filmmanuskript gab es in den damaligen Zeiten nicht. Selbst dann, als der Regisseur, ideenarm geworden, von anderen ihm zugetragenen Fabeln zu verwenden begann, blieb er so recht eigentlich noch immer der geistige Vater des Films, denn einmal mangelte es solchen Leuten mit Filmideen an dramatischer Routine, dann aber auch an filmtechnischem Können. Da auf Logik und Kunst im Film, solange er dem reinen Unterhaltungsbedürfnis nur des kleinen Mannes diente, kein allzugroßes Gewicht gelegt wurde, so waren die geistigen Ansprüche, die an die Filmfabel gestellt wurden, naturgemäß gering, und alle diejenigen, die sich heute als Filmautoren durchzusetzen versuchen, die heute ihren Teil geistiger Arbeit im Film in Anspruch nehmen, und sogar behaupten, daß ein Filmerfolg erstlich auf ihr Konto zu setzen ist, hätten damals diese Ehre weit von sich gewiesen und höchstens mit einem entschuldigenden Lächeln zugegeben, daß das „nur so eine plötzliche Idee" von ihnen gewesen sei. Als dann später die Ansprüche sich steigerten, als der Film anfing, sich bei dem großen Publikum durchzusetzen, wurde der Dramaturg erfunden. Der Ausdruck erfunden ist absichtlich gewählt, denn mit dem Lektor und Dramaturgen, den wir vom Theater her kennen, hatte er herzlich wenig gemein. Er war dem in der Achtung der großen Menge von Tag zu Tag steigenden Regisseur eine Art geistiger Hilfsregisseur, der ihm die Grobarbeit des Manuskriptes abnahm. Aber auch belesen mußte er sein und Bücher und Bühnenwerke empfehlen können, die man, unkenntlich gemacht, für den Film stehlen (jawohl stehlen!) und bearbeiten konnte. Von diesen Dramaturgen also verlangte man neben anderen Fähigkeiten die vom Publikum immer dringender geforderte Logik und Abwechslung im Film. Ihr Herr aber war und blieb der Regisseur, der sich seit Bestehen des Films bis auf den heutigen Tag noch naturlogisch als Herr und Meister fühlen mußte.

Aus diesem embryonalen Dramaturgen entwickelte sich dann — Gott sei es geklagt — der Filmautor (nicht der Filmdichter), der einzig Berechtigung hat, auch da, wo er wie andere Dichter eine bestehende Fabel geistig und dramatisch unter neuen Gesichtspunkten bearbeitet. Dieser Filmautor war und wird niemals Dramatiker sein, höchstens ein Routinier, der auf Bestellung in wenigen Tagen, ja sogar in 24 Stunden ein „kurbelfertiges Manuskript" herstellt. Diese zuerst erfolgreichen Autoren haben dann nicht unerheblich dazu beigetragen, den Filmschriftsteller zu diskreditieren, nicht nur in der Meinung der Industrieherren im Film, sondern auch beim großen Publikum.

Inzwischen nun hatte der Film als Industrie einen ungeahnten Aufschwung genommen, und ihre Machthaber, die nur noch in ganz wenigen Ausnahmen denen der früheren Zeiten glichen, versuchten

immer mehr literarisch schöpferische Geister in den Bann des Films zu ziehen. Langsam und widerwillig aber nur folgten erst einige wenige dem Ruf und stellten nicht selten die Bedingung, daß ihr Name ungenannt oder hinter einem Pseudonym verborgen bliebe. Man traute eben dem Film nicht recht und befürchtete, sich lächerlich zu machen. Ja, einer der heutigen lautesten Rufer im Streit um die geistige Urheber- und Vorherrschaft im Film wollte vor kaum Jahresfrist seinen Namen in einem, dann sehr erfolgreichen Film nur hinter einem Pseudonym versteckt wissen, da er fürchtete, seine Betätigung als Filmautor könnte seinen literarischen Ambitionen schaden. Wie gesagt, nur einige wenige folgten zuerst dem Ruf, und sie nahmen den Film nur mit aus pekuniären Gründen und folgten in der Art der Arbeit ausgetretenen Pfaden. Nahmen Massenbestellungen entgegen, gingen Verpflichtungen ein, die sie rein psychisch nicht bewältigen konnten und behandelten und behandeln noch mit sehr wenigen Ausnahmen den Film als einen Broterwerb, bei dem die Kunst bestenfalls einen gewerblichen Anspruch erheben darf, ganz ähnlich dem Schauspieler, der heute vom Film lebt und die Kunst nur dem Theater schuldig zu sein glaubt.

Das Filmdrama in allen seinen Erscheinungen unterliegt aber ebenso künstlerischen, ethischen und dramaturgischen Gesetzen wie jedes pantomimische oder Sprechbühnenwerk, und diese Gesetze muß der Filmdichter erst restlos beherrschen, will er sich zum Herrn über die Filmbühne machen. Genau so, wie der Bühnendramatiker sich Eingriffe in sein Werk von dem Regisseur und Bühnendramaturgen gefallen lassen muß, so muß der Filmdichter von den Filmregisseuren und -dramaturgen erst die Filmroutine, den Filminstinkt und das, was ich häufiger schon als „plastischen Blick" bezeichnet habe, erlernen, bevor er sich erhaben über sie dünken darf, oder auch nur von diesen dem Film so nötigen Männern als vollgültig angesehen werden kann.

Es ist ein Beweis gänzlicher Unkenntnis der Situation, wenn der Autor annimmt, daß der Regisseur sein natürlicher Widersacher sei. Es erscheint die Idee sogar lächerlich, wenn man weiß, wie sehr gerade jetzt gute Manuskripte gesucht und geschätzt werden, und kein vernünftiger Regisseur wird sich den Ideen eines Dramatikers widersetzen oder diese abzuwandeln versuchen, wenn sie filmdramatisch und -technisch plastisch zum Ausdruck gebracht worden sind. Zugegeben soll sein, daß manch ein Regisseur noch den Autor nur für ein Uebel und nur mit Rücksicht auf die von ihm gegebene dramatische Grundidee für notwendig erachtet, aber gerade dieser Umstand sollte den Filmdichter um so mehr anspornen, solche Gegner durch eine Propaganda der Tat vom Gegenteil zu überzeugen, und nicht durch zweckloses Beiseitestehen und Schimpfen.

Wir leben erst im Anfangsstadium des Films, und die Eroberungen, die das Kino machen wird, werden sich mit ungeheurer Schnelligkeit vermehren und ungeahnte Dimensionen annehmen. An dieser Tatsache ist nicht zu rütteln, darüber sollten sich alle Kinogegner klar sein und ihre Kraft nicht unnütz gegen das Kino verschwenden. Was wollen diese Leute überhaupt vom Kino? Kunst wollen sie vom Kino; da der Film keine Kunst sei, habe er keinerlei Existenzberechtigung. Diese Auffassung wird nicht nur von verknöcherten Jugendbildnern und Konsorten vertreten, sondern auch ernsthafte Künstler und Schriftsteller nehmen diesen Standpunkt ein. Ich werfe daher die Frage auf: „Muß der Film, um den Beweis seiner Existenzberechtigung zu erbringen, Kunst sein?", und muß diese Frage verneinen. Es ist sehr schön und auch ein Ziel aufs innigste zu wünschen, daß der Film, oder wenigstens ein Teil der Filmproduktion eine künstlerische Höhe erreicht; von der Filmproduktion im allgemeinen aber kann man es nicht und braucht man es nicht zu verlangen.

Der nächste Verwandte des Films ist das Theater, das ich daher zum Vergleich heranziehen will.

Es wird doch wohl niemand ernsthaft behaupten wollen, daß die Theater in ihrer Gesamtheit heutzutage die Pflegestätten hoher Kunst seien. Nur ein ganz kleiner Teil der Bühnen beschäftigt sich mit Kunst, ein großer Teil mit leichten und seichten Unterhaltungen, der größte Teil aber mit Kitsch. Die blödesten Possen und Operetten, die dem übelsten Kinokitsch um nichts nachstehen, sind Trumpf. Dieses Genre hat sich durch Jahrhunderte erhalten, und der Zuspruch, den es bei der Masse findet, beweist seine Berechtigung. Warum denn Leute, die sich um einen Klaps auf das Gesäß totlachen können, mit Gewalt zur Kunst erziehen wollen? Gerät das Seelenheil des kleinen Mannes mehr in Gefahr, wenn er, statt im Theater, im Kino über dieselben Plumpheiten lacht? Wird die Moral des Dienstmädchens mehr erschüttert, wenn es um die verlassene Braut im Film weint, statt im Finale des zweiten Aktes einer Operette? Kitsch läßt sich nicht ausrotten! Man hat ihn dem Theater gelassen, man gönne ihn dem Film. Beim Theater erfreut er Tausende, beim Kino Millionen. Das allein beweist seine Existenzberechtigung.

Es wäre natürlich sehr traurig, wenn es unter den Filmerzeugern nicht einige geben würde, welche ernsthaft den Versuch machen, Kunst auf den Film zu übertragen. Diese Versuche werden aber gemacht, und zwar mit einer Intensität, von der sich der Uneingeweihte kaum ein Bild machen kann. Der künstlerische Fleiß, der

für einen ernsthaften Film aufgewendet wird, steht der Arbeitsweise einer ernsthaften Bühne um nichts nach. Hat sich dieser Fleiß nun auch gelohnt? Diese Frage kann ich, ohne pro domo zu reden, bejahen! Es sind, speziell in der letzten Zeit, einige, wenn auch wenige Films gemacht worden, die ein künstlerisches Gepräge haben. Vom bildhaften Standpunkt aus sind sie natürlich nicht mit Raphael, vom dramatischen Standpunkt aus nicht mit Shakespeare zu vergleichen. Das wäre auch bei den jungen Jahren des Films zuviel verlangt. Wenn ich den Standpunkt der momentan besten Filmproduktion klassifizieren soll, so kann ich ihn als gutes Kunstgewerbe bezeichnen.

Kann nun der Film über die Grenzen des Kunstgewerbes hinaus zur Kunst werden? Ich glaube auch diese Frage mit ruhigem Gewissen bejahen zu können. Die Schauspieler sind dazu reif, Regisseure und Maler gibt es auch, was es aber noch nicht gibt, ist die Filmdichtung. Bisher gibt es nur Filmmanuskripte!! Die meisten Autoren, die heute noch hohnlachend über den Film hinwegsehen, sind nicht imstande, ein brauchbares Filmmanuskript zu schreiben, um wieviel weniger eine Filmdichtung. Ich glaube, daß die meisten von ihnen überhaupt nicht auf die Idee gekommen sind, daß es eine Filmdichtung geben könnte. Die Filmdichtung, wie ich sie mir vorstelle, darf weder in naturalistischen noch expressionistischen Sätzen geschrieben sein, sondern sie muß in Bildern gedichtet sein, d. h. die Handlung muß derart geformt sein, daß jedes Bild ohne zwischentextliche Erklärung die Handlung weiterführt. Um das rein Handwerkliche des dramatischen Aufbaues zu illustrieren, möchte ich folgendes Beispiel anführen:

1. Bild. (Im Zimmer.) Ein Mann ist lebensüberdrüssig, er reißt das Fenster auf und will sich hinausstürzen. Plötzlich sieht er in den Park hinab.

2. Bild. (Park.) Vorfrühlingsstimmung. Mit einem Male wird der Park von strahlender Sonne beschienen, die Natur fängt an aufzublühen, das Vorfrühlingsbild verwandelt sich in herrlichste Frühlingsstimmung.

3. Bild. (Im Zimmer.) Der Lebensmüde hat das Aufblühen der Natur mit angesehen, die Natur hat ihm neue Lebenskraft gegeben, er läßt alle Selbstmordgedanken fallen.

Diese drei Bilder sind natürlich banal. Ich könnte mir aber denken, daß man Bilder aneinanderreiht, von denen jedes einzelne von hohem künstlerischen Wert ist, und deren Aneinanderreihung eine starke dramatische Spannung auslösen könnte. Ich stelle mir vor, daß in einem solchen Film z. B. durch einen photographierten Baum ein tiefer Gedanke ausgedrückt werden könnte.

Vielleicht ist das der Weg zur Filmdichtung.

Himbeerlimonade schmeckt so schal wie das Leben eines Filmkomparsen; aber in dem Rot, das wie verdünntes Blut aussieht, steckt ein Strohhalm. Der Strohhalm ist das Sinnbild der Hoffnung. Ich glaube, die Komparsen auf der Filmbörse trinken deshalb immerzu Himbeerlimonade, weil sie dazu einen Strohhalm bekommen.

Die Filmbörse ist ein Kaffeehaus in der Friedrichstadt. Es riecht da nach Káffee (mit dem Ton auf der ersten Silbe); es riecht nach sauren Dünsten stundenlang im selben Glase verwesenden Bieres, es riecht auch nach den kokottösen Süßigkeiten billiger „Dufteien"; zu allermeist aber ist hier eine Atmosphäre, die nicht die Ware, sondern der Gesamtsinn aufnimmt; ein penetranter Schlafzimmergeruch. Die Luft schmeckt hier wie der Auftakt zu selbstverständlicher, kontraktlicher, lustloser Lust. Sexualpflichtbewußtsein stärkt die Charaktere der Wartenden; derer, die da sitzen, um einzugehen aus dem Purgatorium in die ewige Seligkeit der Jupiterlampe.

Markt. Gesichtermarkt. Linienmarkt. Beinemarkt. Mähnenmarkt. Typenmarkt. Markt für lebende — ach ja, wirklich „lebende?" — Kinobedarfsartikel. Schnatternde Ware. Süß lächelnde Ware. Stumpfsinnig vor sich hin stierende Ware. Aufgeregt am Stengel der Hoffnung hin und her wackelnde Ware. Früh vom schwachen Ast der Kindheit in den Dreck gefallene Ware. Alte, junge, blonde, braune, schwarze, weibliche, männliche, mit Rouge übermalte oder mit der Naturasche des Alltags gebleichte Ware. Kinderware, die zart und jung noch, daß sie wie an einer unsichtbaren Nabelschnur am Leib der Mutter hängt, die gleich mitgekommen ist, um zu handeln, zu verhandeln, zu zerhandeln.

Sagte ich Sexualpflichtbewußtsein? Es ist nicht das Wesentliche. Es ist nur eine Referenz; nur etwas, das auf alle Fälle vorhanden ist, das man gedankenlos zur Disposition stellt im Bedarfsfalle; bloß etwas Sekundäres in diesem vielfach von Sekundärem durchwirkten Milieu. Das Erste, das Wichtigste, das Bedeutendste ist die Eignung der Ware für den Gaumen der typenhungrigen Regisseure. Wie die Marktweiber befahren sie das große Ausgebot. Was kochen wir heute? Ein feines, knusperiges Gesellschaftsstück? Ei, du Kleine mit den interessanten Augen, ei, du Juno aus Pankow, wie paßt ihr in das Ragout! Oder kochen wir einen lieblich duftenden Gefühlsauflauf? Sieh nur einer das rührende Kind. Na, Frau, was soll denn die Kleine da kosten?

Dieser Menschenmarkt ist zeitlos und unzeitgemäß.

Zeitlos: denn seitdem es eine Zivilisation gibt, werden Frauen, werden Schwächere, ohne Ansehen des Geschlechts Schwächere, gekauft, trägt der Hungrige seine Haut zu Markte.

Unzeitgemäß: denn hier gibt es keine Preistreiberei des Händlers, wie sie heute jeden anderen Markt beherrscht. Hier steht nur der schwachen Nachfrage ein enormes Angebot gegenüber.

Das Börsengeschäft entwickelt sich etwa so: Das Kinomenschenmaterial sitzt, steht, lümmelt, kniet, posiert an den kleinen Tischen, auf Bänken und Stühlen. Manchmal öffnet sich die Türe schüchtern, manchmal großartig; das hat nichts zu sagen; es bedeutet nur, daß Ware ankommt; Menschen, die noch wenig Vertrauen in die zwingende Gewalt ihrer Physiognomie haben, und solche, die, wie etwa prima Kalbfleisch, einen schönen veni-vidi-vici-Stempel auf die Stirne gekleckst haben. Manchmal aber springt die Tür elastisch, herrisch, unter selbstbewußtem Muskeldruck auf: dies ist der Augenblick. Nun fegt ein Hoffnungswind in das Lokal: der Herr Hilfsregisseur ist da. Seine Augen stechen starr in den Raum wie die Blendlaternen eines Autos. In dem Lichtstreukegel dieser Blicke ist die ganze Masse der Wartenden zusammengedrängt, und alle sind bestäubt mit Gnade und Hoffnung.

An der Filmbörse gibt es ein Hausgesetz: es ist verboten, die für einen Film geeignetes Material suchenden Hilfsregisseure anzusprechen; verboten, sich ihnen mit anpreisender Geste in den Weg zu stellen. Ab und zu werden diese Verbote, wenn sie allzusehr in Vergessenheit geraten waren, frisch in Erinnerung gebracht. Dieses verhaltene, nach Ventilen keuchende, in dummen, halb zerbrochenen Gebärden winkende, wedelnde, lockende, durch Surrogate ausgedrückte Sichanbieten ist dann mehr traurig als grotesk. Es erinnert an den Rhythmus jener Straßen, in denen Aphrodite Pandemos schwärmte, wenn einst im Mai Königlich Preußischen Ordnungsschreckens just der Beamte von der „Sitte" durch die Menge spukte.

Viele Herzen schlagen jetzt.

Es schlägt das Herz des alten Mannes, der so aussieht, wie wenn Ibsen nur darum Stücke geschrieben hätte, damit sie der Alte spielt.

Schlägt das Herz der kleinen Choristin vom Operetten-Theater.

Das Herz der Verschämten, die, durch den Kientopp verführt, hier die Pforte zum Paradies des Stars wittert.

Das Herz der Routinierten, die noch immer erwartungsvoll erregt ist, wenn sie auch weiß, daß man ihre Eignung für Komparserie in Gesellschaftsszenen kennt.

Es schlägt das Herz der Armen, die aus Büroenge und Tretmühle geflüchtet ist, weil sie Leben, Bewegung, Weite, weil sie irgend etwas, das nach Kunst und Romantik duftet, ersehnte, und die nicht mehr den Weg zurück fand zur lauen, fixen Bürgerlichkeit, und die morgen wahrhaftigen Hunger leiden wird, wenn sie der Regisseur heute nicht engagiert.

Und das Herz schlägt des verkniffen dreinschauenden Mannes, dessen Gesicht wie die Maske irgendeines verzwickten Problems aussieht; und das Herz der Mutter, die mit schulpflichtigen Kindern Filmhandel treibt, und des keß-spinösen Tauentziengirls von blonder Verderbtheit, und der schwabbligen Knusperhexe, die es weiß, daß Jupiterlampen und Regisseurgaumen auch nach alten Hexen lechzen; und das Herz des korrekten père noble, und des mit verwinkelten Zügen grimassierenden Chargenjägers, der auf drei Schritte nach Provinz stinkt wie ein Branntweiner nach Schnaps. Es kocht über das erwartungsvolle Herz des Mannes mit dem Christuskopf, das Herz der großen, großen Filmschauspieler, die weit mehr können als viele unliebsam hinaufgezüchtete Diven, und die doch nie über die Komparserie hinauskommen werden, weil die Börse nicht nur ihre Gesetze hat, sondern auch ihre Schicksale.

Dann freilich sind hier auch Herzen, die nicht schlagen, wenn mit dem Hilfsregisseur der Hoffnungswind in das Lokal knattert. Sie gehören den Trägen und den Stumpfen; gehören den Artisten, die im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit als Springer, Reiter, Tänzer unterkommen müssen, wenn Springer, Reiter, Tänzer gebraucht werden; sie gehören den Schwarzen und Gelben, den Negern und Chinesen, die mit bleckenden Zähnen oder mit weise, verschlagen blinzelnden Augen den Regisseur mustern.

Man kommt nur an die Börse, wenn man den Nachweis erbringt, daß man schon einmal gefilmt hat; und wer ein Engagement gefunden hat, ist auf mehrere Tage vom Besuch ausgeschlossen, — draußen stehen Kolonnen, die auf Einlaß in das überfüllte Lokal warten.

Der Hilfsregisseur ist müde. Er steht auf einem Sockel von durchwachten Nächten, von aufreibenden Tagen. Er hat für das Girren ringsum keinen Blick; für das Komparsengirren nicht und nicht für das Weibchenblinzeln. Warum ist hier eigentlich eine so durchdringende Schlafzimmer-Atmosphäre? Und der Hilfsregisseur schreitet langsam die Marktfront ab. Bleibt vor dem Mann mit dem Christuskopf stehen, deutet kurz, befehlend, auf ihn, sagt großartig wie eine kurbelfertige Ballade: „Den!"

Hundert brennende Herzen fallen in Asche zusammen. Glimmen dem nächsten Hilfsregisseur entgegen. Film-Christus aber zahlt seine Himbeerlimonade. Er wird morgen 75 Mark verdienen.

Die Film-Mutter schnaubt dem Kind die Nase. Tauentziengirl lutscht am Finger; Baumeister Solneß kaut an einer Stulle; Mister Blackmann fletscht vergnügt die Zähne; der Chinese macht weise und verschmitzte Augen. Neger und Chinese ziehen sich in ihre Ecken zurück. Es riecht nur mehr nach Europa.

Es riecht nach Menschenfleisch, das Zelluloid werden will.

LUDWIG WOLFF

WAS ICH IM FILM NICHT MEHR SEHEN MÖCHTE

1. Stars mit Einführungsbildern.

Ich will den schönen Film „Wege, die zum Abgrund führen" sehen, aber nicht ein mehr oder weniger talentloses Starchen, das einen klapprigen Gaul aus dem Tattersall zärtlich umhalst oder neckisch ein Blümlein zerpflückt oder den Sonnenschirm auf- und zumacht. Mir genügen vollständig „Wege, die zum Abgrund führen". Mir genügen sogar Talente, die keine Stars sind.

Noch bitterer als eingeführte Stars sind eingeführte Regisseure und Filmdichter. Wenn man diese Brüder, friedlich vereint, zigarettenrauchend und mit Mammut-Hornbrillen bewaffnet, beim Schreibtisch sitzen sieht, verliert man die letzte Freude am Film. Zeigt doch die Wirklichkeit! Nehmt auf, wie Regisseur und Filmdichter sich gegenseitig die Köppe einschlagen!

Das wollt ihr nicht?

Also dann keine Einführungsbilder.

2. Texte, die mit „Und" beginnen.

„Und so zog denn Fridolin in die weite Welt hinaus . . ." oder „Und als der nächste Morgen anbrach!"

Das „Und" ist vollkommen überflüssig, meine Herren. Glaubt mir, o glaubt mir! Ihr haltet es für Poesie oder Pathos, den Satz mit „Und" zu strecken. Es ist nicht Poesie, es ist nicht Pathos, es ist —

Vergeßt die Heimat, meine Lieben. Vergeßt das schöne Galizien.

3. Maskenbälle mit Konfetti-Werfen.

Maskenbälle im allgemeinen sind ausgestorben. Nur im Film gedeihen sie noch üppig. Schön. Nichts gegen Maskenbälle. Man braucht sie. Gewiß.

Aber, — aber, meine Herren Regisseure, seid sparsam mit Konfetti. Ich habe noch richtige Maskenbälle gesehen. Ohne Komparserie. Glaubt mir, auf den meisten Maskenbällen wurde nicht mit Konfetti geworfen. Ehrenwort.

Laßt eure armen Statisten auch nicht jedesmal „Schlange" tanzen. Die Zeiten sind zu ernst. Man tanzt nicht mehr „Schlange". Besonders nicht auf vornehmen Ballfesten bei der Herzogin von Sowieso.

Aber ihr glaubt mir ja doch nicht.

4. Kostümfilme.

Genug!

Wenn ihr diesen Kostümfilm-Winter unseres Mißvergnügens 1920/21 überstanden habt, werdet auch ihr flehen: Genug!

Kostümfilme widersprechen im tiefsten dem Wesen des Films. (Die „Branche" lächelt mitleidig und weist auf das Geschäft mit „Quo vadis?" und „Dubarry" hin.) Laßt sie lächeln und hinweisen! Kostümfilm ist mißhandelte Illusion; Entartung; Impotenz; Abstieg.

Der Filmstreifen ist „modern", neu, jung, von heute.

Man kann nicht zurückschrauben.

Sokrates ist mit seinen Freunderln in kein Athener UT-Theater gegangen. Savonarola hat das Kino nicht angegriffen. Cortez und sein Sturmtrupp sind nicht mit Handgranaten ausgerüstet gewesen.

Diese dürftigen Scherzchen beweisen gar nichts. Ich weiß. Gefühlsmäßige Erkenntnisse lassen sich nicht beweisen.

Aber man d a r f nicht zurückschrauben.

Wir wollen Bilder von heute und morgen sehen.

Filmbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert verletzen irgendwie die Logik. Filmbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert scheitern, müssen scheitern an heutiger Landschaft, an heutigem Himmel, an heutigen Statisten.

Die Bartholomäusnacht, vom genialen Regisseur gestellt, ist im Film Kitsch oder große Oper von Meyerbeer. Der Film soll uns einen Budapester Judenpogrom von anno 1920 zeigen, damit wir erfreut oder erschüttert werden, je nachdem. Was geht uns die armselige Bartholomäusnacht an! Laßt den guten Meyerbeer schlafen!

Wollt ihr mich verstehen?

Im Frühling 1921, wenn alle Kostümfilme bereits verkauft sind, werdet ihr mir recht geben.

5. Die „Kontinuation".

Es gibt noch Filmgesellschaften, deren dramaturgische Kliniken auf „Kontinuation" schwören.

Was Kontinuation ist?

Ein Beispiel: Der junge Baron Birkhahn will die Tänzerin Estella besuchen.

O Himmel! Was tut sich da in einem Film mit Kontinuation!

Auto fährt vor. Baron steigt aus. Spricht mit dem Chauffeur. (Bezahlt wird im Film ungern.) Drückt auf die Hausklingel. Tritt ins Haus. Steigt Treppen. Macht halt vor einem Türschild. Schild wird gesondert gebracht: Estella Murillo. Baron läutet. Ueberblenden: Estella liegt auf einer Ottomane und läßt sich von der Kammerzofe Feuer für ihre Zigarette geben. Ueberblenden: Das Läutwerk in Bewegung. Man sieht, wie der Klöppel gegen die Glocke schlägt. Ueberblenden: Estella und ihre Zofe fahren erschreckt zusammen. Kammerzofe blickt Estella fragend an. Großaufnahme: Estella nickt. Ueberblenden: Baron Birkhahn ungeduldig

vor der Tür. Ueberblenden: Kammerzofe tritt in das Vorzimmer, bringt Haarschleife und Schürzchen in Ordnung, frisiert ihre Schnauze und nähert sich kokett der Tür.

Und so weiter. Endlos. Ich kann nicht mehr.

So was nennt sich „Kontinuation". Darauf schwören die Herren Professoren der dramaturgischen Filmkliniken.

Mir, dem Nichtprofessor, würde ein einziges Bild genügen: Herr Baron Birkhahn tritt in das Zimmer der Dame Estella.

Wie oder auf welche Weise der Baron diesen Eintritt bewerkstelligt, legt sich der schlichte Kinobesucher auf seine eigene Weise zurecht.

Der schlichte Kinobesucher hat nämlich ein normales, sprunghaft arbeitendes Gehirn und sehr viel Phantasie, die auf die geringste Andeutung reagiert.

Ich möchte die Kontinuations-Gehirne der dramaturgischen Professoren im Film nicht mehr sehen.

MAX BROD

ABWÄRTSSINKENDE STRASSEN DIESER REGENSTADT

Abwärtssinkende Straßen dieser Regenstadt,
Ihr wart mir hold, ihr leitetet mich gut.

Es glitt der Fuß, es neigte sich der Platz,
Ihr Gassen fielet so mir von den Sohlen,
Daß ich kaum folgen konnte wie ihr zogt.
Die braunen Nebel, die in eure Schluchten
Schauten, sogen mich wie Atem auf,
Und nassen Hauchs verloren trieb ich hin.
Und gar zu Ende war es weicher Park,
Auf samtnem Boden flog die Nacht mit mir
Und Bäume zeigten meinen leichten Weg
Bergab, wohin mich fast die Schwerkraft trug.
O alles leicht, und leicht floß mir das Blut,
Die Träne leicht, die in die Wange fiel,
Ein leichter Tropfen floß ich selber fort
An das geliebte Tor und wußte nichts
Als Regen und den braunen Nebelmond
Und Schnee und winterlichen Rindenduft
Im Dunkel der Geäste, mild und karg,
Und dieses süße Rinnen in den Abend,
Ins Tal hin, das mich will. —

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Kolonialwirtschaft in Europa.

Kolonien sind Gebiete, aus denen man sich die Rohprodukte holt, die man dort finden und gut brauchen kann. Sie gehören ja niemand; die Eingeborenen zählen nicht. Ferner sind Kolonien Gebiete, die man sich daraufhin ansieht, ob nicht einzelne profitable Geschäfte gemacht werden können. Hat man sie herausgefunden, so finanziert man sie, schickt ein paar Leute zur Leitung und Ueberwachung hin und läßt die Eingeborenen arbeiten. Dafür füttert man sie und gibt ihnen zur Verschönerung ihres Daseins ein paar sonst unverwertbare Ladenhüter oder Ramschprodukte der heimischen Industrie.

Vielleicht wird das jetzt anders; nach den humanen Prinzipien, die neuerdings bei den Welterlösern diesseits und jenseits des großen Teiches grassieren, sollen ja die Kolonialmandate lediglich im Interesse der Eingeborenen ausgeübt werden. (Deshalb und nur deshalb kriegen wir bekanntlich keines.) Aber damit die Humanität nicht allzu kostspielig wird, halten sich die Sieger von 1918 anderwärts schadlos. Sie haben die guten alten kolonialwirtschaftlichen Prinzipien auf das besiegte Mitteleuropa übertragen. Von A bis Z; von der Rohstoffannexion bis zu den Ladenhütern.

Bei uns liegt die Sache etwas kompliziert. Unsere Wirtschaft ist zu vielfältig, zu unübersichtlich, zu entwickelt, um als reine Kolonialwirtschaft behandelt zu werden. Die Herren könnten die Aufgabe nicht bewältigen. Wir sind also ein Mischgebilde: halb Rohstoffkolonie (Kokospalmen haben wir ja nicht, aber Kohle), halb von einem Gläubigerausschuß kontrollierte Eigenwirtschaft, die die Ueberschüsse ihrer Arbeit abzuliefern hat.

In Oesterreich und in Ungarn war der Boden für ausgesprochen kolonialwirtschaftliche Tätigkeit günstiger. Zwar war an Rohstoffen nicht viel zu holen. Dafür war es bei der vergleichsweise einfachen ökonomischen Struktur dieser Länder leicht, eine geschäftliche Souveränität über die Eingeborenen aufzurichten. Man kaufte ein paar Banken, Verkehrsunternehmungen, Großindustriegesellschaften auf, und die Kolonie war fertig. Ein bißchen störend war nur, daß es keine festen Mandate gab, so daß man sich gegenseitig etwas in die Quere kam. In Deutschösterreich waren die Italiener eilig zur Stelle und nisteten sich an einigen der besten Plätze ein. Dann kamen die Engländer und kauften die Donauschiffahrtsgesellschaften. Es war keine große Kapitalanlage: die ganzen Aktien der Süddeutschen Dampfschiffahrtsgesellschaften sollen 66 000 Pfund gekostet haben. Im Kriege, als wir noch Balkanmacht waren, wollten wir den Donauverkehr vom Schwarzen Meere bis nach Regensburg und zum Rhein hinüber organisieren. Heute fühlt sich England berufen, dies Ge-

schäft (das übrigens schwerlich ein sehr großes Geschäft wird) zu machen; denn es betrachtet die Gebiete um die Mündung des Stroms als seine Exploitationssphäre.

Frankreich möchte, aus politischen Gründen, gerne auf die Donau Beschlag legen; aber es hat das Endstück nicht in der Hand (und das süddeutsche Anfangsstück vorläufig auch nicht). Deshalb arbeitet es mit besonderem Eifer in der Mitte, in Horty-Ungarn. Eine Finanzkolonisierung großen Stils scheint da im Zuge zu sein. Die Pariser Großbanken haben eine mitteleuropäische Finanzierungsgesellschaft gegründet. Diese Gesellschaft hat zunächst die Ungarische Allgemeine Kreditbank französiert und plant nun weitere Transaktionen, deren Clou die Pachtung der ungarischen Bahnen auf fünfzig Jahre sein soll. Als Entgelt wird angeblich ein für ungarische Valutaverhältnisse sehr großer, übrigens auch für die gegenwärtige französische Kapitalkraft beträchtlicher Kredit in Aussicht gestellt. In Budapest sollen die Leute, die nichts daran verdienen, gegen dieses „die Staatssouveränität beseitigende" Geschäft sein, und die anderen sollen nur schamhaft davon reden. Wahrscheinlich glauben sie selbst nicht an den Kredit. Aber sicher glauben sie an ihre Provisionen.

Die mitteleuropäische Kolonialwirtschaftspolitik der Franzosen ist kostspielig (viel kostspieliger als die der Engländer, die doch eigentlich mehr investieren könnten), und sie wird vermutlich schlecht rentieren. Denn sie ist allzusehr darauf eingestellt, Sicherungen gegen den nur halb unterworfenen wilden Stamm der Deutschen zu schaffen. Der Magyarenstamm läßt sich vielleicht kaufen, und vielleicht gelingt es mit seiner Hilfe, das kleine österreichische Nachbarvölkchen zu überwältigen. Wie aber, wenn der Bajuwarenstamm schließlich für die französische Kolonialherrschaft doch nicht zu gewinnen ist, und wenn die Tschechoslowaken finden (sie finden es bereits), daß sie Anlaß haben, sich mit Deutschland zu vertragen? Was nützen den Franzosen dann ihre ungarischen Torsobahnen, die sicher keine Goldgruben sein, und ihre magyarischen Landsknechte, die gewiß viel Geld kosten werden?

Technische Messe.

Als die Technische Messe in Leipzig eröffnet wurde — die demokratischen Regierungshäupter hielten dabei die gleichen Reden, die früher die bürokratischen zu halten pflegten —, war sie ein großer und sicherer Erfolg. Unmittelbar nach dem Einleitungsbankett sind Messen immer große Erfolge. Ein paar Tage später erfuhr man aus einem Streite zwischen Ausstellern und Meßleitung, daß der Mißerfolg eklatant sei. Die Aussteller erklärten, daran sei die Meßleitung schuld, die die technische von der allgemeinen Mustermesse zeitlich getrennt habe. Die Einkäufer könnten nicht zweimal nach

Leipzig kommen oder wochenlang dort bleiben; das sei zu teuer. Dies leuchtet ein. Aber wenn die allgemeine Mustermesse auch mit mäßigen Ergebnissen abschließt, wird man sich vielleicht erinnern, daß wir neben einer bösen Meßleitung auch noch eine Absatzkrise haben. Wir lesen doch täglich in der Handelspresse, daß unsere heimischen Fabriken selbst die notwendigsten Maschinen nicht anschaffen können, und daß für das Ausland unsere Preise allgemein zu teuer sind.

Der Fehlschlag war also natürlich und er beweist nichts gegen den Gedanken der Technischen Messe. Wenn man die Meßidee überhaupt bejaht (und das muß man tun, weil die Messe bei zersplitterter Produktions- und Vertriebswirtschaft auf alle Fälle Kräfteersparnis bedeutet), so kann man nicht leugnen, daß die heraushebende Zusammenfassung der technischen Waren, der Aufbaugüter, der Produktionsmittel gerade in der kommenden Periode europäischer Wirtschaft ihre besondere Berechtigung und Bedeutung haben wird. Denn irgendwie, planmäßig oder durch schmerzhafte Not- und Krisenerfahrungen gezwungen, wird man in einem sehr großen Teile des Kontinents dazu kommen, den Bedarf entbehrlicher Verbrauchswaren zurückzudrängen und den Aufbaugüterbedarf in den Vordergrund zu stellen. Europa muß eine gewisse Zeitspanne, vielleicht ein Menschenalter lang, für Rekonstruktion und Regeneration arbeiten. Es gibt aber in diesem Erdteile keine Produktionswirtschaft, die zur Deckung des Aufbaugüterbedarfs auch nur annähernd so viel leisten könnte wie die deutsche. Selbst die Schmälerung der Rohstoffbasis wird diese Leistungsüberlegenheit nicht zerstören, wenn wir die produktiven Kräfte, die uns geblieben sind, nicht verzetteln, sondern straff organisieren und rationalisieren. Dazu gehört auch — nicht als Wichtigstes, aber immerhin als Wichtiges — die organisierte Konzentration der Absatzwerbung. Unsere größten Aufbaugüterproduzenten, die Trusts der Schwerindustrie, die führenden Großfirmen der Elektrobranche, könnten der Absatzhilfe der Messe natürlich entraten. Aber die qualifizierte technische Spezialitätenproduktion, die individualisierte mittel- und großindustrielle technische Verfeinerung braucht sie, um einen Kraft- und Kostenaufwand zu ersparen, den sie sonst teilweise vielleicht gar nicht aufzubringen vermöchte und der als tote Last Leistung und Ertrag der Produktion niederzöge.

Es hat schon seine Richtigkeit mit der Technischen Messe, — auch wenn's diesmal ein glatter Mißerfolg war und nächstens vielleicht noch kein Erfolg sein wird. Aber man bleibe gefälligst bei der e i n e n in Leipzig und mache nicht in jeder behaglicheren Stadt des Deutschen Reiches eine Konkurrenz auf. Denn die Messe soll den Absatzprozeß zusammenfassen, nicht auseinanderzerren.

AUS DEM TAGE-BUCH

IDYLLE AUS SCHLOSS DOORN

Ein deutscher Adeliger, der Wilhelm II. kürzlich gesehen hat, schreibt mir:

Noch stärker als je wechseln bei Wilhelm, dem Letzten, Zeiten des Uebermuts mit Zeiten der Niedergeschlagenheit. Ich traf ihn bei seiner Lieblingsbeschäftigung im Freien, beim Holzspalten. Sein Gesicht ist alt geworden, ganz zerschnitten von tausend tiefen Furchen und Runzeln und Gruben. Das Auge, ehedem glänzend, ist stumpf geworden. Er tat mir, als ich in sein zusammengeschrumpftes Gesicht schaute, leid. Man hat nicht mehr die geringste Lust, Karikaturen von ihm zu machen. Wie sein Schnurrbart nicht mehr hinaufstrebt, so ist er selber geworden, müde, grau, ohne den alten, gefährlichen Elan. Er redete nicht mehr mit überlauter Stimme, er ist recht still geworden.

Einige Tage später traf ich ihn wieder. Er war mitten in der gesunden Arbeit des Holzspaltens. Diesmal viel aufgekratzter. Mit wahrer Wut hieb er in einen Baumstamm. Schweiß perlte ihm von der Stirn. In das Auge, auch heute merkwürdig tot, kam plötzlich ein Blitzen, und während er in weitem Bogen mit der Axt ausholte, sagte er plötzlich, ingrimmig — das Beil schnitt indes tief ins Mark des Stammes: „So werden die Köpfe fliegen, rechts und links, wenn ich nach Deutschland zurückkehre."

Ich sagte nichts, aber ich schrieb es ins Notizbuch, der Satz gehört in die unglückselige Sammlung von Aussprüchen.

TROST FÜR EINSTEIN

Albert Einstein, von den Sachverständigen eines einnahmelustigen wissenschaftlichen Konzertunternehmens grimmig befehdet, wurde am 1. September d. J., wie wir aus dem über alle wichtigen Dinge informierenden „Berliner Tageblatt" erfuhren, durch folgende Depesche aus Salzburg aufgerichtet:

„Entrüstet über die alldeutsche Hetze gegen Ihre hervorragende Persönlichkeit versichern wir Sie in wahrhaft internationaler Gesinnung der Sympathie aller freien Menschen, die stolz sind, Sie in ihrer Reihe zu wissen und zu den Führern der Weltwissenschaft zu zählen.
Oskar Bie, Werner Krauß, Andreas Latzko, Alexander Moissi, Max Reinhardt, Johanna Terwin, Helene Thimig, Stefan Zweig."

Wer möchte nach diesem Gutachten von Fräulein Thimig und Frau Terwin noch an der Richtigkeit der Relativitätstheorie zweifeln? Kein freier Mensch, der stolz ist, Einstein in seiner Reihe zu wissen! Befragt, worin Einsteins Bedeutung als „Führer der Weltwissenschaft" bestehe, würde Moissi mit der schönen Sicherheit, die ihn auszeichnet, feststellen, daß Einstein eben der Moissi der Physik sei. Aus Werner Krauß' expressionistischen Schöpfungen war für den wahrhaft freien Menschen schon seit Monaten zu erkennen, daß seine Gestalten sichtlich von Einsteins Theorien beeinflußt waren. Dagegen verblüfft die Unterschrift von Oskar Bie, den man nach seinem verzückten Referat über die neue Operette im Metropoltheater für keinen Anhänger der

Relativitätstheorie gehalten hätte. Reinhardts lakonische Erklärung, daß Einstein gewiß der Reinhardt der deutschen Naturwissenschaft sei, ist allerdings irrig, denn das eben war der Ruhm des großen Gelehrten, daß er es verschmähte, vor einem Publikum von Unwissenden als Regisseur seiner Leistungen aufzutreten.

DER PROPAGANDAFILM DER ANTIFILMLIGA

„. . . So hat die interstaatliche Antifilmliga in Verfolg ihrer Ziele einen Propagandafilm herstellen lassen, dessen Aufwand alles bisher Gebotene in den Schatten stellt. Die ersten Regisseure, Darsteller und Operateure der Welt haben zusammengewirkt, um dieses technische Wunderwerk mit allem Raffinement auszustatten und zur Höhe einer unerreichten Meisterleistung zu heben. Nicht weniger als 3 Millionen Dollar sind aufgewendet worden, um das durchaus ungewöhnliche und eigenartige Werk das werden zu lassen, was es werden sollte: der stärkste und hoffentlich letzte Schlag unserer Liga gegen ihren Feind, dessen volksverseuchende Wirkung wir unermüdlich gebrandmarkt und seit Jahr und Tag mit allen Waffen bekämpft haben, die uns erreichbar waren. Nur die Sorge um die Gesundheit unseres Volkskörpers, der einem schönen und langen Weltkrieg sonst nicht mehr gewachsen wäre, zwang uns den Film als die stärkste Waffe gegen den Film in die Hand, und wir glauben, für diesen strategischen Zug der Bekämpfung des Feindes nicht nur mit Waffen, die er selbst geschmiedet hat, sondern gewissermaßen durch ihn selbst, der Dankbarkeit der ganzen Welt sicher sein zu dürfen.

Unser Propagandafilm führt in dramatischer Handlung, die reich an Spannung und geladen ist mit dynamischen Kräften, dazu begabt, auf alle Sinne des Zusehers zu wirken, die menschheitsverseuchende Wirkung des Films vor Augen, seine Wirkung vor allem auf die Einflüssen aller Art nur allzu zugängliche Jugend. Wir sehen, wie verführte Jünglinge falschen Idealen nacheilen, die der Film ihnen gewiesen hat, wie aus braven Handwerkern Einbrecher, aus guten Söhnen Vatermörder, aus Helden der Bühne Helden des Films werden, wir sehen, wie ein alter, ehrlicher Bakkaratspieler zum Falschspieler, wie die biedere Hausfrau sogar zur Ehebrecherin und das Kind vom Land zur verführerischen Schönheit wird unter dem Einfluß des Films. Nie noch ward die kulturzerstörende Wirkung jener Krankheit, die Film heißt, in so schlagender Zusammenfassung aufgezeigt. Die Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit der Materie läßt nichts zu wünschen übrig. Man darf unser Werk wohl als die Odysee bezeichnen, die Odyssee der Menschheit durch all das Leid, das sie, unserer Ueberzeugung nach, dem Film zu danken hat. Und man darf begierig sein, ob die Bestrebungen unseres Bundes, dem bekanntlich zahlreiche Gelehrte, Prediger und unter anderen fast alle Bühnenleiter angehören, endlich das volle Verständnis der Massen finden werden, die vom Film auf jede Weise und nicht zuletzt durch den Film selbst zu heilen unser heiliger Vorsatz ist . . ."

— — — — — — — —

(Anmerkung der Redaktion: Wie wir erfahren, hat die Uraufführung des Propagandafilms der Antifilm-

liga sensationellen Erfolg gehabt. Die Häuser sind wochenlang ausverkauft, Kopien für alle Länder der Erde bestellt. Tatsächlich soll der Film künstlerisch und technisch außerordentlich gut gelungen sein. Der Generalvorstand der Antifilmliga hat, wie uns ein zuverlässiger Vertrauensschlurf des neuen Konzerns mitteilt, in seiner letzten Sitzung beschlossen, den auf 12 Millionen Dollar geschätzten Reinertrag des Propagandafilms zur Gründung einer Aktien-Gesellschaft zu verwenden, die Monumentalfilms, Abenteuer-, Kriminal- und Spielfilms im größten Maßstabe herstellen und in eigenen Theatern, die auf der ganzen Erde aufgekauft werden sollen, zur Aufführung bringen wird. Eine Auflösung der Antifilmliga in dem neuen Unternehmen wird erwogen, vermutlich aber aus Gründen der Pietät nicht zur Durchführung gelangen. Jedenfalls aber dürfte die Antifilmpropaganda der Gesellschaft eine andere Richtung einschlagen, als die bis vor kurzem wahrgenommene. Denn der künstlerische und geschäftliche Erfolg des Films hat den Generalvorstand zu einer, wie wir hören, sehr weitgehenden Neuorientierung veranlaßt, über die wir unseren Lesern auf Grund der Sitzungsprotokolle, in die unser eigens entsandter Spezialkorrespondent Einblick nehmen wird, bald Genaues mitteilen werden.)

Hans Valentin.

DAS MÄRCHEN VON GILDA LANGER

Es war einmal eine Frau, die hatte eine Seele. Darum hatte sie eine ganz dünne Haut, die aus Blumenblättern zu sein schien; darum hatte sie Augen, die einem Engel oder sanften Himmelstier gehörten; darum trug sie einen paradiesischen Garten am Haupt aus blondem Haar.

Es war einmal diese Frau. Seit Sonnabend, 31. Januar 1920, 10 Uhr 15 Minuten vormittags, ist sie nicht mehr. Sie starb. Sie starb, weil sie dem Sterben keinen Widerstand entgegenzusetzen hatte. Keinen Widerstand: das ist es, was uns sterblich macht! Melancholie ist der heimliche Verräter des Lebens an den Tod. Es stirbt, wer irgend etwas hier verneint, was das Leben nicht missen will. Dieses Etwas? Mysterien. Ein Nichts und ein Alles. Eine seelische Stellung zu den Dingen der Erde. Eine Verschiebung des Ausblicks in das Jammertal. Eine Geringfügigkeit. Eine Freude vielleicht, ganz klein und fast nichtig, auf die man verzichtet hat — und irgendwo schlägt da dem Ablauf eines Lebens seine Uhr. — Widerstandslosigkeit vor dem Tode?! Die Widerstandslosigkeit einer Dreiundzwanzigjährigen? So lag das Herz dieses triebzarten Lebens frei in dem Sturme der Todeskrankheit? War dieses Mädchens Jugend denn nicht: Kraft zu leben? War sie nicht eher: K r a f t d e r F e i n h e i t, l e b e n n i c h t z u k ö n n e n???

Wandelnde Psyche war sie, und ist dahin. Musik und Blumenduft war ihr Atem, Wort, Auge, Schritt. Verirrte Seele, Kind aus den Gefilden eines fremden Werweißwo: so bist Du, Weiße, mit dem schwarzen Engel uns entlaufen?

Hat sie nun ihren Geist aufgegeben, Freunde, oder ihren Leib?! Trauert! Trauert! Denn ein solches Märchen, wie dieses war, das Märchen von Gilda Langer, wird Gott euch nicht wieder erzählen.

H a n s J a n n o w i t z.

DER GROSSE WURF

Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" kündigt ein Budapester Verlag einen „Pariser Sittenroman", betitelt „Musterehen", mit folgenden Sätzen an:

„Dieser manche eigenartige und nur in Paris mögliche Erscheinungen des ehelichen Lebens schildernde Roman wird nicht verfehlen, Aufsehen zu machen. Er besitzt einen großen Wurf und weiß mehr als bloß zu unterhalten. Der Leser wird seine Sympathien der jungen Heldin nicht versagen, wenngleich er vielleicht wünschen wird, die eigene Genossin seines Daseins möge ihr nicht in allen Stücken gleichen. Wir erwarten daher eine günstige Aufnahme der ‚Musterehen' in allen Schichten der eleganten Welt."

Auch das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" besitzt einen großen Wurf und weiß durch diese Anzeigen der schmierigsten Budapester Literatur mehr als bloß zu unterhalten. Man erinnert sich der ernsten politischen Literatur, die das „Börsenblatt" aus sittlichen Gründen nicht anzeigen wollte, während es für diese eigenartigen und nur in Paris möglichen Erscheinungen des ehelichen Lebens so viel Toleranz aufbringt.

ZUNGENGELÄUFIGKEIT ENTSCHEIDET

Dieses wahre Geschichtchen schickt mir ein Parteipolitiker:

In der Distriktversammlung einer der linksradikalen Parteien.

Thema: Wahl der Kanditaten für den Reichstag. Vorgeschlagen war u. a. auch ein ehemaliger Arbeiter, der durch Selbststudium es auf einen respektablen Bildungsgrad gebracht hat. Er war in Wirtschaftsfragen gut beschlagen, ein ausgezeichneter Kenner heutiger Finanzprobleme, auch parteipolitisch sehr bewährt, ein nüchterner und doch nicht schwungloser Geist. Nur einen Fehler hatte er: es fiel ihm schwer, lange Worte fließend auszusprechen. Er hatte sich zwar bei seinen verschiedenen Reden in den Parteiversammlungen ein gewisses Geschick angeeignet, solche Worte zu vermeiden, aber eines konnte er doch nicht missen: das schlagkräftig für den gesamten Gegnerkreis der Arbeiterschaft gebrauchte Wörtchen „kapitalistisch". Vor dem Forum der Parteimitglieder spielte aber gerade dieses Wort natürlich eine große Rolle. So stand er in dieser Versammlung am Rednerpult und entwickelte sein Programm. Es ging, da er was zu sagen wußte und da er belesen war, ganz gut; alles lauschte gespannt. Aber da — mit einem Male (kams, d. h. es kam nicht heraus . . . . „denn Genossen, die ka-ka-ka-po-po-pi-pi-ti-ti-la-la — na! was ist denn das, die ‚kaplistische' Politik der Mehrheitssozialisten hat uns dahin gebracht" und nun erst, da er schweißtriefend über den Berg war, ging es wieder mit Motorgeschwindigkeit weiter.

Unter den Zuhörern waren einige, die lachten, andere schwiegen mit ernstem Gesicht, und als er geredet, rauschte kein Beifall. Nach ihm erhob sich sofort ein anderer mit äußerst wichtiger Gebärde. Er war in Kenntnissen und Erkenntnissen, Erfahrung und Bewährung das Gegenteil von dem Kandidaten, hatte aber in jeder Versammlung irgendein paar hurtig ausgesprochene Schlagwörter zur Verfügung. „Parteigenossen", hub er an, „ich protestiere gegen diese Kandidatur. Der Ge-

nosse kann doch nicht einmal das Wort ‚kapitalistisch' aussprechen, das ist unser Hauptagitationswort, das doch in jeder Rede hundertmal vorkommt, und wenn er es im Reichstag stottern würde, machte er uns nur lächerlich." — „Sehr richtig", donnerte es ringsum. Und wirklich: bei der Abstimmung plumpste der Kandidat, der ein Talent und ein Charakter war, durch. Aber was nutzt ein Genie der Partei, wenn es das Wort „kapitalistisch" nicht fließend herausschleudern kann?

F. W.

DAS RÜCKGRAT GEBROCHEN

Aus einer großen Stadt in Sachsen, in der Wahlkämpfe toben, wird mir geschrieben:

„Das Rückgrat gebrochen" leuchtet in großen Lettern aus einer Plakatsäule hervor. Man kommt näher und liest: „Das Rückgrat gebrochen hat eine Partei, die zweimal im Jahr ihre Grundanschauungen wechselt. Das hat — die und die — Partei getan." Es folgt eine lange Lobpreisung einer Partei mit ungebrochenem Rückgrat. In großen Buchstaben: „Spitzbuben, Lumpen, Gauner." In kleinen: „erdreisten sich, in der Nacht unsere Plakate zu beschmieren. Sie charakterisieren sich damit selbst." „Brot dem Volke" — „Billige Preise" — „Heraus mit den Schiebern." — „Erdrosselt."

„Diebe", hieß es früher groß in armseligen Inseraten. Und die Geschichte fuhr fort: „sten Kleider kauft man bei Trödler Soundso."

Dürfen sich, wenn der politische Kampf mit Trödlertricks geführt wird, die Parteien wundern, wenn die große Partei der Parteilosen in jedem Wahlkampf wächst? M. F.

APOPO

In allen Zeitungen grassiert die fürchterliche Sipo, die abgekürzte Sicherheitspolizei. Jetzt wird in Oberschlesien eine Abstimmungspolizei eingeführt, die von den Sprachverhunzern mit dem Siegel „die Apo" benannt wird. Der „Vorwärts" erinnert daran, daß es sich um die politische Polizei im Abstimmungsgebiet handle. Die Apo hat richtig Apopo zu heißen.

AN DIE FREUNDE DES „TAGE-BUCH"

Schneller, als ich vor einem Jahr dachte, hat sich das „Tage-Buch" durchgesetzt, obwohl ich alle gemeinen Mittel der Anlockung, billigen Radikalismus, Klatschgeschichten, Sensationsmacherei u. dgl., stets verschmäht habe.

Ich habe immer nur an die Leser von höheren Qualitäten gedacht. Für sie habe ich gearbeitet.

Von keiner Partei habe ich Förderung zu erwarten, mit dem Stillschweigen der großen Presse muß ich rechnen, aber der Kreis der „Tage-Buch"-Leser wächst dennoch dauernd. Jetzt kann jeder, der am „Tage-Buch" Gefallen findet, entscheidende Hilfe leisten, indem er auf der diesem Heft beiliegenden Karte mindestens e i n e n neuen Abonnenten wirbt.

Je größer der Leserkreis des „Tage-Buch", desto reicher wird sein Gehalt werden.

Als Mitarbeiter scharen sich die besten deutschen Schriftsteller um das „Tage-Buch".

Es ist mein Ehrgeiz, auch die besten deutschen Leser um mich zu sammeln.

Stefan Großmann.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

Das Tage-Buch / Heft 36 Jahrg. 1 / Berlin, 18. Sept. 1920

STEFAN GROSSMANN

BERLINER TAGE-BUCH

MOSSE

Nachrufe für Rudolf Mosse in allen Zeitungen. Nur Huldigungen. Ich möchte nicht zu den Wochenblattjournalisten gehören, die um jeden Preis das Gegenteil sagen. In dem kleinen jüdischen Arztessohn, der mit nichts aus der Provinz Posen kam, mit ein paar tausend erborgten Talern sein Annoncengeschäft begründete, muß schon irgendeine außergewöhnliche Kraft gesteckt haben. Nicht nur Fleiß, und er war ja durch seinen fanatischen Arbeitseifer Vorbild und Schrecken seiner Redakteure. Immer war er früher als sie an seinem Schreibtisch. Nein, es muß irgendein produktiver Trieb in ihm rumort haben. Eine große Zeitung schaffen, und nicht etwa als Kopie einer vorhandenen, sondern ein neues Zeitungsgesicht in die Welt setzen und zum Erfolg bringen, dazu ist ein schöpferischer Instinkt, höchste Sicherheit und Festigkeit in der Brust, ein scharfes Ohr und erratende Phantasie für die Wünsche der anderen nötig. Diese Mischung von innerer Festigkeit und schärfstem Spürsinn hat der alte Mosse gehabt. Er war freilich selbst ein Stück liberales Bürgertum, ein Stück aus einem Holz, und weil er das war, weil er the representative man, mit Emerson zu reden, des aufsteigenden Berliner Bürgertums der 80er und 90er Jahre war, deshalb hatte seine Arbeit Erfolg. Laßt heute in dieser geschwächten, innerlich resignierten oder zynisch gewordenen Genußbourgeoisie einen Mosse entstehen und er muß unweigerlich kaputt gehen oder ein Schieber werden. Es gibt keine geraden, sauberen, rechtschaffenen Kaufmannsentwickelungen mehr. Der Typus Othmar Strauß hat den Typus Rudolf Mosse ersetzt.

Er war verkörperter Liberalismus. Glaubte an Arbeit, Fleiß, Solidität. Verachtete die leeren Genüßlinge, liebte die Organisationen nicht, war im Grunde nicht sozial, sondern philanthropisch gesinnt. Der alte Mann, der keinen leiblichen Erben hinterließ, war im Geschäft, seinen Angestellten gegenüber, höchst sparsam, gelegentlich mit Anwandlungen von Knickerei. Seine Redakteure waren schlecht bezahlt und erst in den letzten Jahren, unter Theodor Wolffs Einfluß, hat er die Hand ein wenig bereitwilliger zur Kasse geführt. Wenn der deutsche Zeitungs-Korrespondent in London oder Stockholm neben seinem englischen oder sogar schwedischen Kollegen immer etwas power aussah und lebte, so ist das zum großen Teil der ökonomischen Strenge Mosses zu verdanken, der

ungern gut honorierte. Aber das ist bei allen Kaufleuten, die klein angefangen haben, so; diese Sparsamkeit, die anfangs nötig war, behalten sie auch in guten Zeiten. Mosse gab das Geld wieder aus. Er war wohltätig, und lieber wohltätig als sozial. Die Gelder sollten den Umweg über seine Intention machen. Insofern ähnelte er den reichen Amerikanern, die auch lieber spenden als Angestellte beteiligen.

Das Beste an ihm war, daß er die Redakteure, die er einmal gewählt hatte, gewähren ließ. Er war nicht wetterwendisch, er wurde nicht leicht ängstlich, er vertraute, wo er einmal zu vertrauen sich entschlossen hatte. Als Theodor Wolff das „Tageblatt" übernahm und der Zeitung mit einem Ruck eine Wendung nach links gab, wobei die Kopsch und Wiemer aufquietschten — und der Hausbesitzerliberalismus war damals noch mächtig! —, da wanderten im ersten Quartal des neuen Regimes tausende Abonnenten ab. Ein unsicherer Verleger wäre schwankend oder gar treulos geworden. Der alte Mosse ließ sich durch die Abbestellungen nicht beirren. Nach einem halben Jahr erwies sich diese Gelassenheit auch als die beste Geschäftspolitik. Auch im Weltkrieg ist er, so viel ich weiß, nie ängstlich geworden. Es gab Leute, die am liebsten Ludendorff, Stresemann, Bülow, Tirpitz und Max Weber, Barbusse und dem mächtigen Dr. Bloch von den „Sozialistischen Monatsheften" zugleich dienen wollten, man konnte ja nie wissen. Mosse schnüffelte nicht nach allen Seiten, sondern ließ sein Blatt verbieten, bedrohen und wieder verbieten, obwohl jedes Verbot einen Schaden von Hunderttausenden bereitete. Es gibt keine Oeffentlichkeit für solche Mannestaten und deshalb sind sie doppelt erquickend. (Beiläufig: Wer hat der „Frankfurter Zeitung" für ihre unbeirrbare Haltung gegen die Franzosen Dank gesagt? Sie wird Woche auf Woche im besetzten Gebiet verboten, es verwirrt sie nicht. Das Unbeirrbare ist ihr das Selbstverständliche.) Ueber das „Tageblatt" ließ der Kronprinz mitten im Kriege durch einen beflissenen Journalisten das Wort verbreiten: „Diese Zeitung kann man ja nur mit der Feuerzange angreifen". Nun, der ganze Haß der feudalen Welt hat den alten Mosse nicht einen Moment irritiert. Nie ist er Theodor Wolff in den Arm gefallen. Einmal, als das Blatt verboten wurde, als Wolff fern von Berlin ein paar Tage frische Luft einsog, da untersagte der ruhig wartende Verleger, daß man den leitenden Redakteur in seiner Erholung aufstöre. Nur der innerlich Gefestigte konnte so wenig irritiert werden.

II.

Dennoch: Ich empfinde es als unerträglich, daß am Grabe Mosses nichts als Huldigungen geschrieben, geredet und gedruckt

werden. Kein kritisches Wort. Max Klinger, der gestern starb, mußte sich seinen Lorbeerkranz von 1900 zerpflücken lassen, Nietzsche wurde, als er heimging, von Literaturangestellten, in den dauernden und ephemeren Propheten geteilt; wenn Einstein, der neue Galilei, stürbe, müßte er sich vielleicht doch ein skeptisches Nachwort gefallen lassen. Der große Zeitungsverleger aber ist sakrosankt. Im ganzen deutschen Blätterwald kein sachlich-kritisches Wörtchen.

Aber es ist zu sagen: Die Methode Rudolf Mosse verhindert das Entstehen neuer Zeitungen. Anderswo, z. B. in dem sittenlosen Paris, entsteht die Zeitung um den schöpferischen Publizisten herum. Rochefort schuf sich den „Intransigeant", Clemenceau seine „Aurore" und seinen „Homme libre", Hervé seine „Guerre sociale". Das ist bei uns unmöglich. Nicht ein einziges Mal in der deutschen Zeitungsgeschichte ist es einem publizistischen Talent geglückt, seine eigene Tagestribüne zu bauen. Wie schnell ist Friedrich Naumann an seiner Tageszeitung gescheitert! Wie oft hat man gemunkelt, Harden werde sich sein Tageblatt gründen, er ist nie über den Annoncenberg gekommen. Ueber unsere Zeitungsgründungen steht geschrieben: Im Anfang war das Inserat.

Mosses Zeitung entsprang aus dem Anzeigengeschäft. Anderswo bestand die Möglichkeit, daß ein leidenschaftlicher oder witziger Publizist, ein Talent oder ein Charakter, seine Zeitung schrieb und eben dadurch das Geschäft erzwang. Nicht aus einer Idee, sondern aus einer — höchst sauberen — Kalkulation entstand und entsteht die deutsche Zeitung. Das „Tageblatt", bis zum Kriege viel zu billig, nicht vom Leser, sondern vom Inserenten getragen, ist ein dickes Annoncenbuch, mit ein paar mehr oder minder guten Textseiten. Die französische Zeitung besteht aus vier Redaktionsseiten mit ein paar mehr oder minder sauberen Inseraten.

Rudolf Mosse war der glücklichste Zeitungsindustrielle Deutschlands. Aber daß die Zeitung nicht dem Publizisten gehört, sondern dem Zeitungsfabrikanten, meinetwegen höchst ehrenwerten, soliden, liberalen Unternehmern, das ist ein Zustand, mit dem ein jüngeres Geschlecht, so hoffe ich, sich nicht versöhnen wird. Wenn je der sozialistische Grundsatz Berechtigung hat: Das Arbeitsmittel in die Hand des Arbeitenden, dann auf diesem heikelsten Gebiet. Der Glücksfall, daß ein tüchtiger Verleger einen journalistisch begabten Neffen hat, ereignet sich ja nicht alle Tage. Wer möchte solchen dynastischen Zufällen vertrauen?

Mosse wußte vor fünfzig Jahren nicht, daß die Zeitung die Bibel verdrängen werde.

Ein Geistig-göttliches wird Rudolf Mosse zu verdrängen haben.

BERLINER KINDER.

Sonntag fand in Berlin eine Tagung der Proletarierjugend statt. Ihr zu Ehren gab es in einem Vorort auch einen großen Festzug der Kinder. Sie marschierten in langem Schwarm, Sechserreihen, schrien von Zeit zu Zeit gegen irgendwen, sangen die Internationale mit den Versen:

Es rettet uns kein höheres Wesen,
Kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun.
Uns aus dem Elend zu erlösen,
Können wir nur selber tun.

Ach, man wurde etwas traurig, wenn man die Jungens mit aller Inbrunst dies miserable Deutsch singen hörte. Sich aus dem Elend der miserabelsten Tendenzpoesie erlösen, das können sie jedenfalls nicht selber tun. Trotz ihrer unverdrossenen revolutionären Entschlossenheit wird erst ein Schulmeister, der die Grammatik schmackhaft vorzutragen weiß, die Jungens aus dem ärgsten Sprachelend erlösen können. Aber wollen die Kinder denn erlöst werden? Hat man sie nicht infiziert mit Mißtrauen gegen alle Welt? Daß sie dem Hallunken von Fabrikanten mißtrauen, versteht sich von selbst. Aber sie sind auch die Elite der Straßenrevolution und mißtrauen den Verräter gewordenen Führern. Den Lehrern in der Schule, mit denen sie ja vom sechsten Jahr an im Krieg stehen, mißtrauen sie als den Einflößern der Wahrheiten des kapitalistischen Systems. Pfarrer leben überhaupt nicht für sie. Aerzte sind, als Krankenkaßler, ihre geborenen Feinde . . . Wer dies aber nicht in den Gesichtern der Jungens lesen, aus ihren hitzigen Schreien hören konnte, der brauchte nur die Tafel zu lesen, die einem Zuge vorangetragen wurde. Da stand, mit roten Lettern, groß zu lesen:

Nieder mit den Lügen der Religion!

Den ganzen Weg schrien die Jungens Nieder. Nieder mit dem Militarismus, nieder mit Scheidemann, nieder mit dem Kapitalismus, nieder mit der Reichswehr, nieder mit Dittmann (das ist das neueste Nieder), was Wunder, daß sie auch ein Nieder auf den lieben Gott ausstießen und es sogar sichtbarlich ihrem Zuge vorantrugen?

Stand man auf dem Gehsteig und ließ die zwölf- und vierzehnjährigen Schreier an sich vorüberlärmen, so wurde man doch sehr traurig und besorgt. Was für leere Herzen müssen das sein, die nur mit ein paar Nieder gefüllt sind. So lange die Buben und Jünglinge vorüberzogen, hörte ich kein einziges Hoch. Wem auch sollte es gelten? Der einzige Liebknecht, den sie anerkannten, liegt erschlagen im Grabe, und er ist schnell vergessen worden. In der Wahlzeit tauchte einmal ein Plakat der Kommunisten auf, das sein Andenken beschwor: „Denkt an Liebknecht!" Aber daß man durch

Plakate sein Bild heraufzwingen mußte, bewies erst recht, wie verdrängt es ist. Schließlich ist Liebknecht nur als leidende Gestalt ergreifend, und auf die Jugend haben immer nur die aktiven Figuren tiefen Eindruck gemacht . . .

Es war furchtbar, demonstrierende Kinder anzusehen, erschreckend aber, sie die ganze Zeit nur nieder, nieder, nieder schreien zu hören. Man hätte den großstadtblassen, mageren Jungen einen einzigen, sei's verstiegenen Propheten gewünscht, zu dem sie Ja sagen wollten. Ein einziges Hoch hätte man ihnen gegönnt! Bis vor vierzehn Tagen konnte man in Berliner Versammlungen und Umzügen wenigstens ein Hoch auf Moskau, ein etwas theoretisches Hoch auf Lenin hören. Das kommt nun, seit Dittmanns Erzählungen, auch nicht mehr ganz frei über die Lippen. Ein Zweifel hat auch diesen Enthusiasmus angefressen. Geblieben aber sind, noch vermehrt, alle die Nieder, von Scheidemann bis zum lieben Gott. Der sechzehnjährige Junge, der die Tafel: „Nieder mit den Lügen der Religion" schleppte, besitzt verflucht wenig, wenn er sein Geschäft beendigt hat und abends mit sich allein im Bette liegt. Ich will nicht daran erinnern, daß der Knabe, der in seiner Einsamkeit noch einen mächtigen Gefährten, Gott, hatte, der glücklichere gewesen ist, denn wir können die alte Bibelgläubigkeit nicht mehr künstlich erzeugen, in den Kindern großziehen, wenn sie uns selber ganz abgeht. Viele können gewiß ohne den lieben Gott auskommen. Aber in diesen Kinderseelen ist an Stelle der besänftigenden Gläubigkeit ein pöbelhaftes „Nieder" eingepflanzt worden. Sie sollen am Pastor nicht still vorübergehen, nein, sie sollen ihn anrempeln. Sie sind nicht zur Religionslosigkeit erzogen worden, sondern gedrillt zur Antireligiosität. Sie wären nicht imstande, in der Bibel als der schönsten, tiefsten, weisheitsvollsten Dichtung der Welt zu lesen. Noah und die Bücher Moses, Ruth und die Bergpredigt, die Hochzeit von Kanaa und der Oelberg, das alles ist diesen leeren und zerstörten Herzen nur Lüge, berlinisch ausgedrückt, Quatsch.

Vor Jahren bin ich mit Richard Dehmel in einer Arbeiterversammlung gewesen, Dehmel sollte dort Gedichte lesen. Beim Eingang in den schwarzen, verräucherten Saal hörten wir einen frechen jungen Burschen einen Streit mit dem zusammenfassenden Satz beenden: „Ach was, ich glaub' an gar nichts." Dehmel hatte den Satz aufgefangen, sein provozierender Ton erregte ihn. Er stieg auf die Tribüne, und statt seine Gedichte zu lesen, improvisierte er eine göttliche Rede gegen die kahlen Gemüter, die an gar nichts glauben. Ich sehe noch sein durchfurchtetes Gesicht und höre seine singende Stimme, mit der er schloß: „Armer Mann, Sie glauben an gar nichts . . . Wie viel reicher bin ich, ich glaube an alles!"

BERTRAND RUSSEL

FAHRT DURCH SOWJETRUSSLAND

Der berühmte englische Pazifist und Mathematiker, dessen in der „Nation" fortlaufend veröffentlichten Reiseberichten ich die folgenden Abschnitte entnehme, kam auf seiner Fahrt zu anderen Ergebnissen als etwa Alfons Goldschmidt. „Als ich nach Rußland fuhr, glaubte ich Kommunist zu sein. Aber . . ."! Diese überaus sachliche und leidenschaftslos begründete Ansicht, daß das Sowjetsystem nicht am Anfang stehe, sondern zu Ende gehe, scheint mir ein zu gewichtiger Beitrag zur Diskussion über den Bolschewismus, als daß er in Deutschland übersehen werden dürfte.

1. Das Problem.

Ein halbwegs gerechtes Urteil über die Bolschewiki zu fällen, ist unendlich schwierig. Zunächst kann man nur durch einen Nebel von Lüge und melodramatischen Erzählungen sich ihnen nähern; Freund wie Feind sprechen nur in Superlativen von ihnen, stellen sie als Engel oder Teufel, nicht als gewöhnliche Menschenwesen dar. Und selbst nachdem man ihr Regime ganz genau kennen gelernt hat, bleibt, ehe man zur Erkenntnis dessen gelangen kann, was spezifisch bolschewistisch ist, noch eine beträchtliche analytische Arbeit zu vollziehen. Vieles in ihren Methoden ist nämlich nur russisch und unterscheidet sich durchaus nicht von den Methoden ihrer anders gesonnenen Landsleute. Man kann den Unterschied zwischen einem Russen und einem Engländer schwerlich überschätzen. Ich bin überzeugt, daß Mister Smillie und Winston Churchill einander ähnlicher sind als der erstere Lenin oder der letztere Koltschak. Wenn man also über die Bolschewiki urteilt, so muß man sie in ein Verhältnis zum russischen Volk setzen sowie zu Regierungsmethoden, die in Rußland sonst etwa möglich wären. Wie sich ihre Ideen zu denjenigen Westeuropas verhalten, das ist eine Frage, der nur im Hinblick auf ihre internationale Propaganda Bedeutung zukommt.

Beim Abschätzen dessen, was man sieht, ist noch ein anderer Umstand im Auge zu behalten. Rußland ist eines der Länder, die im Kriege besiegt wurden. Darum ist es gerechter, seine Zustände mit deutschen oder österreichischen als mit englischen oder amerikanischen Verhältnissen zu vergleichen. In diesen beiden Beziehungen fühlte ich mich nicht ganz auf der Höhe meiner Aufgabe. Weder kannte ich das vorrevolutionäre Rußland, noch habe ich seit dem Kriege Deutschland oder Oesterreich gesehen. Indessen hoffe ich, daß schon die Erfassung des Problems mir geholfen hat, die Irrtümer zu vermeiden, die, wie mir scheint, viele englische Beobachter in Rußland begangen haben.

Als ich nach Rußland reiste, hatte ich eine Masse von dem gelesen, was, lobend oder tadelnd, über die Bolschewiki geschrieben worden ist; ich fand aber sowohl die Theorie als auch die Praxis der Sowjetregierung sehr verschieden von meinen Erwartungen. Um dem Leser ein Urteil darüber zu ermöglichen, wie viel Gewicht meinen Schilderungen beizulegen ist, wird es ratsam sein, mit den Umständen meiner Reise zu beginnen.

Ich überschritt die sowjetrussische Grenze am 11. Mai und verließ sie wieder am 16. Juni. Die russischen Behörden gestatteten meine Einreise nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mit der britischen Arbeiterdelegation reisen würde, eine Bedingung, die ich natürlicherweise sehr gerne erfüllte und zu deren Erfüllung mir die Delegation freundlichst ihre Hand bot. Unsere Fahrt nach Petersburg — wie übrigens auch alle unsere späteren Reisen — geschah in einem Luxussonderzug, der mit Sprüchen über die soziale Revolution und das Proletariat aller Länder bedeckt war. Ueberall wurden wir von Regimentern empfangen, deren Kapelle die Internationale spielte, während die Zivilbevölkerung das Haupt entblößte und die Soldaten salutierten; die örtlichen Führer hielten Willkommreden, und prominente Kommunisten, die uns begleiteten, antworteten darauf; der Eingang zu unserem Wagen wurde durch prächtige Baschkir-Kavalleristen in glänzender Uniform bewacht; kurz und gut, es war alles getan, uns in die Gefühle eines Prinzen von Wales zu versetzen. Unzählige Veranstaltungen waren für uns arrangiert, Bankette, Volksversammlungen und militärische Revuen.

Dem lag die Annahme zugrunde, daß wir gekommen seien, die Solidarität der britischen Arbeiterschaft mit Rußlands Kommunismus zu bezeugen; von dieser Annahme ausgehend, wurde im Interesse der bolschewistischen Propaganda der letztmögliche Nutzen aus uns gezogen. Wir unsererseits hingegen wünschten, uns nach Kräften über russische Verhältnisse und russische Regierungsmethoden zu informieren; das war aber unmöglich in einer Atmosphäre königlicher Empfänge. Daraus entsprang nun ein freundschaftlicher Wettbewerb, der zu Zeiten in eine Art Nachlaufspiel ausartete. Während sie uns nämlich erzählten, wie prächtig das Bankett oder die Parade werden würde, versuchten wir ihnen zu erklären, wie sehr viel lieber wir einen ruhigen Spaziergang durch die Straßen unternehmen würden. Ich, der ich kein Mitglied der Delegation war, fühlte mich weniger verpflichtet als meine Kollegen, Propagandaversammlungen mitzumachen, deren Reden ich schon im voraus auswendig kannte. Daher konnte ich mit Hilfe neutraler Dolmetscher, meistens Engländern oder Amerikanern, viele Unterhaltungen mit Leuten pflegen, die ich in den Straßen oder auf den Dorfäckern traf, und konnte auf

diese Weise herausfinden, wie das ganze System dem unpolitischen Durchschnittsmann oder der unpolitischen Durchschnittsfrau erscheint. Die ersten fünf Tage verbrachten wir in Petrograd, die nächsten elf in Moskau. Während dieser Zeit lebten wir in beständigem Kontakt mit bedeutenden Regierungsmännern, so daß wir ohne Schwierigkeit alle offiziellen Ansichten kennen lernten. Auch sprach ich an beiden Orten mit so viel Intellektuellen, wie ich nur erreichen konnte. Es stand uns vollkommen frei, politische Versammlungen auch der Oppositionsparteien zu besuchen, und natürlich machten wir weitgehenden Gebrauch von dieser Erlaubnis. Wir trafen mit Menschewiki, Sozialrevolutionären verschiedener Gruppen und Anarchisten zusammen. Wir sprachen mit ihnen, ohne daß ein Bolschewik dabei gewesen wäre, und sie äußerten sich, nachdem sie ihre anfängliche Furcht überwunden hatten, ohne jeden Rückhalt. Ich unterhielt mich eine Stunde mit Lenin in absolutem tête-à-tête; ich sprach mit Trotzki, obwohl nur in Gesellschaft; eine Nacht auf dem Lande verbrachte ich mit Kamenew; und ich sah eine große Zahl anderer Männer, die, obwohl außerhalb Rußlands weniger bekannt, doch von bedeutendem Einfluß in der Regierung sind.

Gegen Ende unseres Aufenthalts in Moskau begannen wir den Wunsch zu verspüren, auch etwas vom flachen Land zu sehen und mit der Bauernschaft, die ungefähr 85 Prozent der Bevölkerung ausmacht, in Berührung zu kommen. Die Regierung zeigte größte Bereitwilligkeit, unserem Wunsch zu entsprechen, und es wurde festgesetzt, daß wir die Wolga von Nishnij-Nowgorod nach Saratow abwärts befahren und an mehreren Plätzen, kleinen und großen, Aufenthalt nehmen sollten, um uns freimütig mit der Bevölkerung auszusprechen. Diese Reise fand ich außerordentlich instruktiv. Ich lernte mehr von dem Leben und den Ansichten der Bauern, Dorfschulmeistern, kleinen Händlern und aller möglichen Arten sonstiger Leute kennen, als ich für möglich gehalten hatte. Unglücklicherweise wurde mein Freund Clifford Allen krank, und meine Zeit wurde dadurch viel in Anspruch genommen. Dies hatte aber auch eine gute Folge; nämlich, daß es mir möglich war, das Boot bis Astrachan weiter zu benützen; denn Allen war zu krank, es zu verlassen. Dies verschaffte mir nicht nur weitere Landeskenntnisse, sondern führte mich auch mit Sverdlow zusammen, aktivem Minister des Transportwesens, der, um die Oelbeförderung von Baku wolgaaufwärts zu organisieren, dasselbe Boot benutzte, und der einer der fähigsten und freundlichsten Männer ist, die ich in Rußland getroffen habe.

Es gibt einige historische Data, die immer im Auge behalten werden müssen. Das Kerenski-Regime, das eine unseren Begriffen entsprechende Freiheit zu etablieren suchte, führte zum Chaos und

zu allgemeiner Arbeitseinstellung; es war offenbar eine strengere Disziplin notwendig, um das Land vor vollständigem Zusammenbruch zu bewahren. Kerenski war auch nicht imstande, sowohl Krieg zu führen, als Frieden zu schließen. Er konnte keinen Krieg führen, weil es ihm nicht gelang, Manneszucht zu schaffen, und er konnte keinen Frieden schließen, weil er von den Alliierten abhing. Die Bolschewiki, die, wie mir Lenin selbst sagte, noch im Juli 1917 sehr unpopulär gewesen, fanden in den folgenden Monaten darum so schnell Anhängerschaft, weil sie die einzigen waren, die fähig und willig schienen, den Bauern Land und dem Land Frieden zu geben. Zunächst, nach der Oktoberrevolution, waren sie mit den Linkssozialrevolutionären verbunden, die aber wegen des Brest-Litowsker Friedens mit ihnen brachen. Die Linkssozialrevolutionäre waren — und sind anscheinend noch immer — der Ansicht, daß Sowjetrußland grundsätzlich keinen Frieden mit irgend einem Lande schließen dürfe, das noch keine soziale Revolution vollzogen hat; aus diesem Grunde haben sie sich auch der Bereitschaft der Regierung widersetzt, Frieden mit der Entente zu schließen. Englands öffentliche Meinung geht ganz in die Irre, wenn sie zähe darauf beharrt, die Russen in Pro-Deutsche und Pro-Ententisten einzuteilen. Wegen Brest-Litowsks bildete sie sich fälschlich ein, daß die Bolschewiki Pro-Deutsche seien. Ebensogut könnte man aber die Deutschen wegen des Vertrags von Versailles pro-ententistisch nennen. Die Russen waren geschlagen, und nur diejenigen, die es nicht fertig brachten, den Tatsachen ins Auge zu sehen, hielten es für möglich, den Krieg fortzusetzen. Diese selben Leute aber protestierten, aus derselben Geistesverfassung heraus, späterhin auch gegen die Versuche, mit der Entente zum Frieden zu gelangen.

Die Bolschewiki sahen sich gezwungen, strenge Maßnahmen gegen die rechten Sozialrevolutionäre zu ergreifen, weil sie Koltschak unterstützt, und gegen die linken Sozialrevolutionäre, weil sie Mirbach ermordet hatten. Seit jener Zeit sind oppositionelle Parteien ungesetzlich gewesen, mit Ausnahme der Menschewiki. Selbst diese standen für einige Zeit außerhalb des Gesetzes, als nämlich ein Mitglied ihres Zentralkomitees (wie wenigstens die Bolschewiki behaupten) in Denikins Kabinett eintrat. Jetzt aber werden sie wieder geduldet und einige von ihnen sind Mitglieder des Moskauer Sowjet.

Nachdem die Bolschewiki mit Deutschland Frieden geschlossen und den Bauern Land gegeben hatten, verloren sie ihre Popularität, denn ebenso wie anderswo sind Parteien auch in Rußland populär auf Grund dessen, was sie für die Zukunft versprechen, und nicht auf Grund dessen, was sie in der Vergangenheit geleistet. Es wurde klar, daß sie keinen wirklichen Frieden schaffen könnten und ge-

zwungen sein würden, das Land aufs neue zu militarisieren. Sie entfremdeten sich die Bauernschaft durch die Schärfe der Methoden, die sie zur Sicherung der Städteernährung anwandten, eine Schärfe, die unvermeidbar erschien, solange die Städte, als Entgelt für landwirtschaftliche Produkte, nichts anderes als Papier bieten konnten. Unpopularität trieb die Bolschewiki dann zu immer größerer Härte und Zentralisation, während die zwingende Notwendigkeit vermehrter Produktion sie dazu führte, mit Strenge den industriellen Dienstzwang einzuführen. Dies alles hat eine Atmosphäre geschaffen, die dem Freiheitsfreund sehr widerwärtig ist; aber man muß daran denken, daß die primäre Ursache dieser Unfreiheit der Krieg und die Blockade ist. Nichts als Friede und ausreichende Versorgung mit Industrieproduktion kann den Druck lüften, aus dem die heutigen Schäden entspringen.

Bolschewistische Theorie.

Das erste, was ich entdeckte, als ich die roten Fahnen, die Sowjetrußlands Grenze bezeichnen, inmitten einer Wüste von Moor, Fichtenwald und Stacheldrahtverhauen passiert hatte, war der eminente Unterschied zwischen den Theorien der leibhaftigen Bolschewiki und der Version dieser Theorien, die unter den radikalen Sozialisten unseres Landes umläuft. Unseres Landes Rußlandfreunde halten die „Diktatur des Proletariats" nur für eine neue Form repräsentativer Regierung, eine Form, in der nur arbeitende Männer und Frauen Stimmrecht besitzen und die den Wählerkörper teilweise berufsständisch und nicht landschaftlich gliedert. Sie glauben, daß „Proletariat" wirklich „Proletariat", „Diktatur" aber doch nicht ganz „Diktatur" bedeute. Das ist aber das Gegenteil der Wahrheit. Wenn ein russischer Kommunist von Diktatur spricht, so meint er das wortwörtlich. Wenn er von Proletariat spricht, dann gebraucht er das Wort in einem übertragenen Sinne. Er meint dann den „klassenbewußten" Teil des Proletariats, oder, mit anderen Worten, die Kommunistische Partei. Er inkludiert also durchaus unproletarische Leute, wie etwa Lenin und Tschitscherin, wenn sie nur die vorschriftsmäßige Ueberzeugung besitzen. Und er exkludiert selbst Lohnarbeiter, die nicht die vorschriftsmäßige Ueberzeugung besitzen und die er als Lakaien der Bourgeoisie bezeichnet. Der Kommunist, der mit Ueberzeugung an den Parteikatechismus glaubt, ist davon durchdrungen, daß Privateigentum die Wurzel alles Uebels ist. Er ist davon so durchdrungen, daß er vor keiner Maßregel, so erbarmungslos sie auch sei, zurückschreckt, wenn sie ihm notwendig erscheint, den kommunistischen Staat zu erhalten oder auszubauen.

Dabei schont er sich selbst ebensowenig wie andere. Er arbeitet 16 Stunden pro Tag und verzichtet auf den freien Samstag - Nachmittag. Er meldet sich, wenn sie getan werden muß, freiwillig zu jeder schweren oder gefährlichen Arbeit, wie z. B. zur Wegräumung der infektiösen Leichenhügel, die Koltschak oder Denikin zurückgelassen haben. Trotz seiner Machtstellung und seiner Herrschaft über die Versorgung lebt er ein hartes Leben. Er verfolgt keine persönlichen Ziele, sondern strebt nur nach der Verwirklichung der neuen sozialen Ordnung. Was ihn aber streng gegen sich selbst macht, das macht ihn auch rücksichtslos gegen andere. Marx hat gelehrt, daß der Kommunismus mit fataler Vorbestimmtheit schließlich kommen müsse; das paßt zu den orientalischen Zügen im Charakter der Russen und schafft eine Geistesverfassung, nicht unähnlich derjenigen der ersten Nachfolger Mohammeds. Widerstand wird erbarmungslos und ohne Scheu vor den Methoden der zarischen Polizei, die zum großen Teil noch im Amt ist, zerschmettert. Da alles Uebel vom Privateigentum herrührt, so werden auch die Uebel des bolschewistischen Regimes nur solange dauern, als es noch mit dem Privateigentum zu kämpfen hat, und werden automatisch aufhören, sobald es ganz erfolgreich wurde.

Diese Anschauungen sind die typischen Konsequenzen jedes fanatischen Glaubens. In einem englischen Hirn bestärken sie die Ueberzeugung, auf die Englands Leben seit 1688 gegründet ist — nämlich, daß Freundlichkeit und Toleranz mehr wert sind als alle Katechismen der Welt (eine Ueberzeugung, die wir anderen Nationen oder unterworfenen Rassen gegenüber allerdings nicht in Anwendung bringen).

Es ist natürlich, daß man nach historischen Parallelen zu einer so neuartigen Gesellschaft sucht. Die gegenwärtige russische Regierung gleicht in ihren abstoßenden Zügen sehr auffällig dem französischen Direktorium, während sie in ihren besseren Eigenschaften der Herrschaft Cromwells verwandt ist. Die ehrlichen Kommunisten (und alle älteren Parteimitglieder haben ihre Ehrlichkeit in Jahren von Verfolgungen bewiesen!) sind in ihrer festen politisch-moralischen Zielsetzung den puritanischen Soldaten sehr vergleichbar. Cromwells Verhalten gegenüber dem Parlament ist nicht unähnlich dem Leninschen gegenüber der verfassunggebenden Versammlung. Cromwell wie Lenin — beide mit einer Kombination von Demokratie und religiöser Ueberzeugung beginnend —, wurden durch militärische Diktatur gezwungen, die Demokratie der Religion zu opfern. Beide versuchten, ihre Länder zu zwingen, auf einem höheren moralischen und energetischen Niveau zu leben, als die Bevölkerung erträglich fand. Ebenso wie im puritanischen England ist das Leben auch im zeit-

genössischen Rußland in mancher Hinsicht den natürlichen Instinkten direkt zuwider. Und wenn die Bolschewiki schließlich gestürzt werden, so wird es aus denselben Gründen sein, aus denen die Puritaner fielen: weil irgendwo einmal ein Punkt erreicht wird, an dem der Mensch zur Ueberzeugung kommt, daß Vergnügen und Leichtsinn mehr wert seien als alle anderen Güter zusammengenommen.

Vollkommener als jede andere historische Parallele ist aber die Parallele mit Platos Republik. Die kommunistische Partei entspricht ungefähr den „Wächtern". Die Soldaten in beiden Republiken leben in ungefähr gleichen Verhältnissen. In Rußland wird der Versuch unternommen, das Familienleben mehr oder weniger nach Platos Vorschlägen zu behandeln. Ich glaube, man darf annehmen, daß jeder Lehrer, der auf dem weiten Erdenrund Plato lehrt, den Bolschewismus verabscheut und daß jeder Bolschewist Plato für einen antiquierten Bourgeois hält. Nichtsdestoweniger ist die Parallele zwischen seiner Republik und dem Regime, das aufzurichten die besseren Bolschewisten sich bemühen, vollkommen.

Der Bolschewismus ist im Innern aristokratisch und nach außen hin militant. Die Kommunisten haben alle guten und schlechten Züge einer jungen und lebenskräftigen Aristokratie. Sie sind tapfer, energisch, befehlsgewandt und immer bereit, dem Staat zu dienen. Andererseits sind sie diktatorisch, ermangeln genügenden Verständnisses für die Unterschicht, — z. B. für ihre Angestellten, die sie mit Arbeit überlasten, oder für den Mann auf der Straße, dessen Leben sie durch außergewöhnlich rücksichtslose Organisation bedrohen. In der Praxis haben sie allein alle Macht inne und genießen dadurch ungezählte Vorteile. Die meisten von ihnen ernähren sich, obwohl sie durchaus nicht luxuriös leben, bedeutend besser als die übrige Bevölkerung. Nur Leuten von politischer Bedeutung sind Automobil oder Telephon erreichbar. Den Freunden der Regierenden ist es natürlich leichter als dem gewöhnlichen Sterblichen, Erlaubnisscheine für Einkäufe in den Sowjetläden zu erhalten (wo man im Durchschnitt nur den fünfzigsten Teil der Marktpreise zahlt) oder zum Theaterbesuch und dergleichen. In hundertfältiger Weise ist das Leben der Kommunisten glücklicher als dasjenige der übrigen Gesellschaft. Und vor allem sind sie auch der unerwünschten Aufmerksamkeit der Polizei und der Außerordentlichen Kommission weniger ausgesetzt.

Die kommunistische Anschauung über internationale Angelegenheiten ist über die Maßen einfach. Die Revolution, die Marx voraussagte und die den Kapitalismus in aller Welt vernichten wird, begann — zufälligerweise? — in Rußland, obwohl ein Beginn in Amerika Marxens Theorie eigentlich besser entsprochen hätte. In Ländern,

die noch keine Revolution gehabt haben, ist die einzige Pflicht des Kommunisten, ihren Ausbruch zu beschleunigen. Vereinbarungen mit kapitalistischen Staaten können nur Künsteleien sein; sie können, auf beiden Seiten, niemals wirklichen Frieden bedeuten. Ohne blutige Revolution kann kein Land zum wirklichen Heile gelangen. Der englische Arbeiter mag sich noch einbilden, daß eine friedliche Evolution möglich sei: er wird schon einsehen, daß dies ein Irrtum ist. Lenin sagte mir, er hoffe eine „Labor"-Regierung in England zu erleben; er wünsche von seinen Parteigängern sogar, daß sie dafür arbeiteten; aber nur deshalb, damit dem englischen Arbeiter die Nutzlosigkeit des parlamentarischen Systems endgültig demonstriert werde. Nur Bewaffnung des Proletariats und Entwaffnung der Bourgeoisie kann wirklich helfen. Wer anderes predigt, ist ein sozialer Verräter oder betrügerischer Narr.

Ich für meinen Teil finde mich nach sorgfältiger Erwägung dieser Theorie — trotz vollständiger Uebereinstimmung mit ihrer Verurteilung des bürgerlichen Kapitalismus —, dennoch in endgültiger und heftiger Opposition zu ihr. Die dritte Internationale ist eine Organisation, deren Ziel es ist, den Klassenkampf zu kräftigen und den Ausbruch der Revolution in allen Ländern zu beschleunigen. Ich wende nicht ein, daß der Kapitalismus besser, sondern daß der Sozialismus schlechter sei, als die Bolschewiki glauben, — zum mindesten in der Form, in der er durch Krieg etabliert werden kann. Die Schäden des Krieges, namentlich des Bürgerkrieges, sind gewiß und sehr bedeutend; die Gewinne aber, die durch den Sieg erreicht werden können, sind problematisch. Im Verlaufe verzweifelten Kampfes wird unsere ererbte Zivilisation wahrscheinlich verloren gehen, und Haß, Mißtrauen und Grausamkeit werden die Normalerscheinung menschlicher Beziehungen werden. Zu erfolgreicher Kriegführung ist eine Konzentration der Macht notwendig, und Konzentration der Macht muß zu denselben Uebeln führen wie kapitalistische Konzentration des Vermögens. Hauptsächlich aus diesen Gründen kann ich keine Bewegung unterstützen, die auf Weltrevolution abzielt. Der zivilisatorische Schaden, den eine Revolution in einem einzelnen Land verursacht, mag durch Einflüsse anderer Länder, in denen keine Revolution stattfand, geheilt werden; in einem allgemeinen Cataclysmus aber wird vielleicht für ein Jahrtausend jede Zivilisation zugrunde gehen. Immerhin: obwohl ich der Weltrevolution nicht das Wort reden kann, kann ich doch nicht übersehen, daß die Regierungen der führenden kapitalistischen Länder alles tun, sie heraufzubeschwören. Der Mißbrauch unserer Macht gegenüber Deutschland, Rußland und Indien (um nur von diesen Ländern zu reden) wird vielleicht mit unserem Zusammenbruch enden und eben die Uebel hervor-

rufen, die von den Gegnern des Bolschewismus am meisten gefürchtet werden.

Der wahre Kommunist ist absolut international. Lenin z. B. interessiert sich, soweit ich beurteilen kann, nicht eine Spur mehr für Rußland als für die übrige Welt; dieses Land ist im Moment der Protagonist der sozialen Revolution und als solcher wertvoll für die Menschheit; aber wenn die Alternative sich je erhöbe, würde Lenin lieber Rußland als die Revolution opfern. Dies ist die orthodoxe Haltung, die bei vielen Führern zweifellos unbeugsam ist. Aber Nationalgefühl ist ein natürlicher Instinkt, und infolge des Stolzes auf die Revolution gedeiht er selbst im Herzen der Kommunisten. Durch den polnischen Krieg haben die Bolschewiki nun aber auch die Gefolgschaft des Nationalgefühls errungen, und ihre Stellung im Land ist dadurch immens gekräftigt.

Trotzki traf ich einmal in der Moskauer Oper. Die englische Arbeiterdelegation saß in der ehemaligen Zarenloge. Nachdem er sich im Vorzimmer mit uns unterhalten hatte, trat er an die Logenrampe und stand mit verschlungenen Armen, während das Haus sich heiser jubelte. Dann sprach er einige Sätze, kurz und scharf, militärisch präzise und schloß mit dreimaligem „Hoch auf unsere tapferen Burschen an der Front!", worauf die Zuhörerschaft ganz genau ebenso antwortete, wie im Herbst 1914 eine Londoner Versammlung geantwortet hätte. Trotzki und die rote Armee sind jetzt ganz unzweifelhaft die Exponenten eines sehr kräftigen Nationalgefühls. Die Rückeroberung des asiatischen Rußlands hat sogar das erneuert, was seinem Wesen nach eine imperialistische Gefühlsrichtung ist, — obwohl dies von den Leuten, an denen ich es beobachtet zu haben glaube, mit Entrüstung zurückgewiesen werden würde. Der Machtbesitz und seine Erfahrungen beeinflussen die kommunistische Theorie mit Naturnotwendigkeit; wer über eine gewaltige Regierungsmaschine herrscht, kann schwerlich noch genau ebenso denken wie in der Zeit, in der er ein gehetzter Flüchtling war. Wenn die Bolschewisten an der Macht bleiben, so wird ihr Kommunismus möglicherweise dahinwelken und mehr und mehr eine Regierung vom Typ irgend eines anderen asiatischen Staates aus ihnen werden, z. B. vom Typ unserer indischen Regierung.

SCHATTENFRON.

Wie von den Zweigen herbstlich fällt das Laub,
Wie sich zum hellsten Licht der tiefste Schatten findet:
Beethoven war schließlich taub
Und ein Bach erblindet.

Carl Ludwig Schleich.

ANTWORTEN AN REBOUX

Dem Aufsatz „Der einzige Weg" von Paul Reboux im „Tage-Buch", der für eine deutsch-französische Verständigung eintritt, haben eine Anzahl deutsche Politiker und Wirtschaftler geantwortet. Es wird auch wichtig sein, das Echo zu hören, das Reboux in Frankreich gefunden hat.

WICHARD VON MOELLENDORFF:

Es nützt Ihnen und uns wenig, es schadet Ihnen und uns viel, wenn wir den zwölf Thesen Ihres Jacques Réal beipflichten. „Das schöne Los, zu lieben, zu schaffen und zu leben", versteht sich so sehr von selbst, daß es durch Beteuerungen eher entwertet als verbreitet wird. Ich werde so wenig wie Sie aufhören zu glauben, daß man mit Liebe und Vernunft politisieren soll. Aber da ich hüben und drüben, selbst unter dem Eindruck eines Erlebnisses, das alle Gehirn- und Herzensstimmen an Eindringlichkeit übertönt, den Haß und die Torheit nicht schwächer, sondern stärker werden fühle, so gebe ich die Hoffnung auf, gütlich belehren und aufklärend besänftigen zu können, ja ich empfinde es nachgerade als apolitisch, Ihre oder meine Absonderlichkeit zu verkünden. Sie und ich stehen bestenfalls wie hölzerne Wegweiser da, die einem lebendigen Menschenstrom entgegenzeigen. Wahrscheinlich tritt sogar der zwar nicht für Sie oder für mich, aber für die gemeinsame Sache schlimmere Fall ein, daß der Anblick des Gegensatzes manchen Schwankenden erst recht in die Richtung der Massenraserei reißt. Die von edlen Absichten getragene und mit klugen Gründen gestützte Freundschaftlichkeit zwischen gewissen Gesinnungsgruppen Ihres und unseres Volkes hat vielleicht dazu beigetragen und sicherlich nicht daran gehindert, daß 1920 die Spannung zwischen den Polen Frankreich und Deutschland größer ist als 1918. Das betonte Verneinen dieser Polarität scheint geradezu ein Echo betonter Bejahung auszulösen. Ihre öffentliche Meinung verlangt mehr denn je Gewalthaberschaft, und unsere ist mehr denn je bereit, einen etwaigen Rachekriegsruf mit Sense und Hammer zu folgen. Wirkt Ihre oder meine politische Einmischung in dieser Hinsicht wider Willen bekräftigend, so hole Sie und mich der Teufel.

Es liegt mir fern, Paradoxien zuzuschärfen, und ich mute Ihnen und uns nicht etwa die spitzfindigen Redensarten veralteter Praktiker zu, wonach man „immer daran denken, nie davon sprechen" möge, oder wonach Ideal und Theorie nicht in das Reich der Wirklichkeit gehören. Vielmehr habe ich lange nach einer Lösung des Rätsels gesucht, das, ach wie oft, in der Geschichte, und zumal in der Geschichte großer Umwälzungen, die Mißverständnisse und Mißverhältnisse zwischen den wenigen und den vielen einhüllt, bis es

eines Tages plötzlich der unvorhergesehenen Tat eines Täters anheimfällt. Und ich bin zu dem Schluß gelangt, daß die wenigen, nicht anders als die vielen, über Gebühr an Erinnerungen zu hängen pflegen, daß sich die wenigen mit den vielen um leichnamhafte Dinge über deren Grab hinaus streiten, daß beide zusammen also das Schauspiel von Reflexbewegungen gewähren, die mit „dem Kommenden" nichts zu tun haben. Beide zappeln noch westöstlich, während das Problem sich schon nordsüdlich wendet. Versöhnlich oder unversöhnlich: Wie, wenn die liberal-kapitalistischen Nationen Frankreich und Deutschland nur noch scheinbar existieren, wenn ein inzwischen daseiender und nur noch unerkannter Sozialismus u. a. Besitz von Frankreich und Deutschland ergriffen hat, wenn vor dieser Tatsache unsere Vorstellungen nur noch Spuk bedeuten?

Ist diese Frage berechtigt, dann erklärt sie die Pein Ihrer und meiner Lage. Denn dann sind Sie und ich nicht Opfer einer falsch antwortenden Majorität, sondern Mitschuldige einer falsch fragenden Gesellschaft. Die beinahe lächerliche Hast, mit der Europa — wir sagen neuerdings „das Abendland" — sich an Wilson und Lenin vorbeischlängelt, beweist mir bündig, daß wir allesamt, etwas Ungeheuerliches ahnend, wie kleine Kinder die Augen schließen und unser böses Gewissen vertrösten. Laßt uns künftighin nicht mit den Gesten der Niedertracht, nicht mit den Phrasen der Unaufrichtigkeit anderer Leute, sondern mit der eigenen Feigheit ringen! Laßt uns unsere Zweifel bis ans Ende begleiten, wo sie, jeder Gewohnheitskrücke und jedes Gedächtniskompasses beraubt, allein mit der Notwendigkeit sich auseinandersetzen müssen, damit das Schicksal nicht chaotisch hereinbreche! Solange wir unter der Annahme irriger, überholter, unwesentlicher Gegensätze predigen und handeln, sind wir zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

Von Zeile zu Zeile züngelt in Ihre Ermahnungen aus dem Unterbewußtsein eine Flamme hinein, derentwegen ich Ihnen schreibe und Sie bitte, sie zu schüren, bis sie den jetzigen Aufbau Ihres Werkes verzehrt und aus sich heraus, nach ihrem Licht und ihrem Schatten, eine adäquate Struktur herstellt. Geben Sie das verlorene Zeitalter verloren: Seine Vokabeln, seine Prämissen, seine Logiken sterben mit ihm. Seine getreuesten Anhänger verwandeln sich höchst konsequent aus romantischen Rationalisten in Nihilisten. Wir aber, die wir uns einbilden, etwas Besseres als das Nihil anraten zu dürfen, haben uns einzugestehen, daß kein Jonglieren mit Erbschaften hilft. Ich für meinen Teil habe mir angewöhnt, das Individuum auf Schritt und Tritt unter dem Doppelgesichtswinkel des Genus Humanum und Societas Humana zu betrachten. Sie schleifen sich womöglich eine weiter und tiefer schauende Brille. Aber, dessen versichere ich Sie,

erfassen wir so endlich einmal die Soziologie an den Wurzeln, so wird das dürre Laub der Akzidentien alsbald verfaulen und verstummen. Nur weil wir noch immerwährend mit einiger Ehrfurcht in ihm herumrascheln, lärmt es. Rücken wir den Klassen- und Rassen-, National- und Internationalbegriffen und dergleichen nur herzhaft mit Vernichtungsfackeln auf den toten Leib, so wird ihnen ein Phönix entspringen und der Politik voranfliegen. Nicht aber wird Ihr oder mein Odem die Mumien auferwecken. Das Pfingstfest bricht an. Wir wollen unsere Zungen verjüngen. Die Visionen des Heiligen Geistes sind frei von Ressentiment und kritischer Intelligenz.

*

DR. GEORG HEIM, Regensburg:

Sehr geehrter Herr Großmann! Ich habe niemals meinen deutschen Standpunkt verleugnet. Ich halte es für durchaus vereinbar mit meiner gut deutschen Gesinnung, wo immer ich kann, im Verkehr mit einflußreichen Franzosen immer wieder den Beweis dafür zu führen, wie notwendig es ist, daß sich Deutschland und Frankreich verständigen. Diese Verständigungsmöglichkeit besteht, wenn es gelingt, in Frankreich der Stimme der Vernunft immer mehr Anhänger zu gewinnen, und es ist richtig, wenn Sie schreiben, daß die Zahl derer wächst. Es vergeht keine Woche, wo ich mich nicht davon überzeuge. Andererseits ist nicht zu bestreiten, daß es schwer ist, die öffentliche Meinung in Frankreich umzustellen. Aber alles, was diese Umstellung fördert, muß getan werden.

*

DR. GUGGENHEIMER, Präsident der Rücklieferungskommission.

Meine Meinung geht dahin, daß jeder Schritt für eine deutsch-französische Verständigung bzw. Annäherung deutscherseits noch verfrüht ist und m. E. die größte Zurückhaltung geboten erscheint, weil auf der anderen Seite es noch immer an der nötigen Gegenliebe mangelt.

CARL LUDWIG SCHLEICH

GEDANKEN ÜBER LEBEN UND TOD, JUGEND UND ALTER

Leben ist ein Lehen der Ewigkeit an die Zeit. Wir passieren die Welt nur eine Frist bewußt. Leben ist eine Durchgangsphase. Vor ihr liegt Bewußtlosigkeit, aus der sich das Ich erhebt, wie aus einem langen Barbarossaschlaf der Entwicklung. Da diese Entwicklung endlos ist, kann es etwas über dem Ich im Aufstieg geben — ein Ueber-Ich! Jugend und Alter ist subjektiv an unser Ich-Gefühl gebunden, objektiv an eine gewisse Frische aller den Körper konstituierender Elemente, der Zellen. Aber die ganz jungen Zellen vor und bei unserer Geburt sind noch ganz unpersönlich, wir haben beim Flüggewerden, wenn wir aus dem Nest der Mutter fallen, noch kein Ich. Dieses Ich muß erst noch geboren, erlernt werden. Es ist die geistige Krönung unserer Erschaffung, unser Lebensgefühl hängt an diesem Ichfaden.

Periodisch fordert der Tod einen täglich-nächtlichen Zoll vom Leben. Er nimmt von unserem Bewußtseins-Kapital mit dem tiefen Schlaf rund 50 Prozent. Er will uns damit gewöhnen an den definitiven Ichverlust, der oft schon vor dem Tode einsetzt, wenn wir altern. Wir sind eigentlich nicht s o alt, wie wir von der Wiege, sondern wie weit wir von der Bahre entfernt sind. Denn ein totgefahrenes Kind war wenige Minuten oder Stunden vor dem Eintritt des Todes älter als ein Greis, der noch einige Jahre daherschlurft. Aber man altert nicht durch gewaltsamen, sondern nur durch natürlichen Tod. Die Maschine läuft sich aus, nutzt sich ab, bis sie leer geht.

Aber was ist das für eine Maschine, die neben ihrer Automatie die Wahl hat, dies zu tun und jenes zu lassen; die ihre Arbeit nicht nach Akkord, sondern nach Motiven leistet, die nie zweimal dasselbe produziert, also willkürlich individualisiert? Eine Maschine, von der es niemals zwei gleiche Exemplare gibt, die also selbst schon individualisiert ist? Eine Maschine, die ihre kaputtgegangenen Räder selbst repariert und ersetzt, die sich selbst heizt, selbständig ihre Aufstellung und den Ort ihrer Wirksamkeit wechselt, sich mit ähnlichen Maschinen verbindet oder sie zertrümmert? Eine Maschine, die aus sich neue kleine, wachsende Maschinchen produziert?

Es ist nichts mit La Mettries: l'homme machine! — Wie ist das mit der Produktion neuer Räder, der einzelnen Elemente aller Teppiche, aus denen der Leib gewebt ist mit den Trilliarden Mosaiksteinchen, die mikroskopisch die belebte Statue von uns konstituieren? An ihnen muß sich Leben, Jugend, Alter, Gesundheit, Krankheit abspielen, weil sie nach Rud. Virchow die letzten erkennbaren (!) Lebenseinheiten sind. Die Physiologie und Pathologie der Zelle — das ist Lebenslehre. Der Kern der Angelegenheit ist zugleich

der Kern (Nukleus, Nukleinkörper, Chromosom) der Zelle. Er ist schon eine noch „letztere" Lebenseinheit, sicher auch nicht die letzte, denn seine mikroskopische Organisation entspricht, makroskopisch gedacht, etwa einem Etablissement, wie die A. E. G.; wir können nur noch nicht in alle Gemächer, Kontore und Betriebsräume hineinsehen. Aber das wird schon kommen, und dann rutscht die „letzte Lebensweisheit" immer in eine noch verborgenere Etage.

Unter Altern versteht man die Ermüdung, Abnutzung der einzelnen, ja aller Zellen, jedes Gewebes. Man sieht eigentlich den Grund nicht ein, warum sich Leben abnutzt. Metschnikoff nannte das Sterben eine üble Angewohnheit, Milford einen Unfug. Jedenfalls befinden wir uns, so lange wir leben, auf einer Rutschbahn in den Tod.

Geboren werden ist ein Verbrechen, auf dem Todestrafe steht, sagt Voltaire, dann ist Leben ein einziger Gang zur Hinrichtung. — Es ist nicht so schlimm, es kann auch nur ein Sonntags-Ausgehtag der Seele sein über und durch unsern Planeten. Eine zeitweise Inkarnation auf dieser grünen Kugel, wie Indras Tochter in Strindbergs Traumspiel die arme Erde nennt. Die lebende Seele ist selbst so eine Art herabgestiegene Indra, die reichlich enttäuscht die Fluren verläßt, welche Menschen bewohnen, um die es schade ist.

Leben ist nicht nur ein langsames Sterben, sondern auch ein stetes Wiedergeborenwerden. Unsere Zellen werden immer von neuem regeneriert, wiederersetzt, zeugen sich selbst neu. Die Saaten dazu liefert die Nahrung. Solange die Zellen diese Fähigkeit behalten, sind wir jung, und wenn wir Methusalems Alter hätten. Nicht Jahre bestimmen unser Alter, sondern das Maß und der Nachlaß der Befruchtbarkeit unserer Zellen. Was nutzt das Altwerden, wenn man nicht dabei jung bleibt. Altwerden heißt zellsteril werden. Die Zelle selbst wird eine nicht mehr gebärende, alte Frau, trotzdem sie reichlich durch die Nahrung mit Keimmaterial übersät wird. Sie vertrocknet zur Unfruchtbarkeit, und damit altert der Mensch.

Wann hört diese Geburtstätigkeit der Zelle, diese ihre Regenerationskraft auf? Würde sie dauernd bestehen bleiben, müßte der Mensch unsterblich sein. Was erwürgte ihre an sich ewige Mutterschaft? — Das Leben. Die Erlebnisse. Die Hirnrückenmarksnerven zucken an dem Zellinnern, in das sie hineinreichen wie Klingelzüge. Leben und Bewußtsein hemmen also unter Umständen das Zelleben. Die Jugend stirbt am Widerstande, nachdem sie daran eine Zeitlang ihre Kraft gesteigert hat, sie ermattet an dem Wogenprall der Eindrücke. Durch ihre Lebensreife schwächt sie den Urerzeuger der Zelle, den Nervus sympathicus, der gleichfalls seine Klingelzüge bis zum Zellkern einsenkt.

Er ist der Schöpfergeist der Zelle, eine Art Markoniplatte des Alls, der inkarnierte Allgeist —, der Hirnrückenmarksnerv ist sein Antagonist, sein Widerpart, der von der Umwelt gefesselte Orientierungsgeist der Erde. Alles Leben wird antagonistisch, doppelsinnig gesteuert, das Herz wie die Lunge, die Drüsen, der Muskel wie die Zelle.

Der Sympathicus ist der Plusnerv, der Neuerzeuger, der Zerebrospinal-(Hirnrückenmarks-)nerv der Minusnerv, der Lebenshemmer. Beide Wachtposten flankieren die Zelle. Wo der Sympathicus die Uebermacht gewinnt, wuchert, vermehrt sich, bläht sich die Zelle, wo sein Widerpart herrscht, verkümmert, schrumpft, verhungert die Zelle. Ihr Leben ist eine Diagonale beider Kräfte: der allrhythmischen und der irdisch-kulturellen Einstellung des Menschen.

Das Leben macht den Sympathicus müde.

Vielleicht können ihn Herrn Steinachs Hormone wieder auffrischen. Dann werden die Zellen wieder regenerationsfähig, wieder zeugungsmunter, und der ganze besuchte Polypenstock, den wir Mensch nennen, wird wieder jung wie sprungbereite Ratten.

Verjüngung ist Zellkernauffrischung zur Zellneugeburt. Freude, Liebe, das große Los, Glück, ein Stammhalter erfreuen den Sympathicus genau wie Steinachs Hormone. Hormone sind auffrischende Freudengifte. Hormone sind belebte und belebende Flüssigkeiten.

Ihre Aufdeckung ist der größte Fortschritt, der seit Robert Meyer in der Naturerkenntnis gemacht ist. Steinachs Arbeiten sind erst der Beginn einer tiefgreifenden Revolution in der Lehre vom Leben.

PAUL ERNST

DIE FÜNFZIG DUKATEN

Ein junger Offizier besuchte das Theater, sah Aurelien in ihrer großen Rolle und verliebte sich in sie.

Ein italienischer Offizier aus der Zeit um 1600 war kein eleganter junger Herr. Unser Held war schon mit zwölf Jahren, nachdem er zu Hause vom Pfarrer notdürftig Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt, zum Heer gekommen, hatte zuerst unter seinem Vater gedient und war dann allmählich im fünfundzwanzigsten Jahre zum Hauptmann aufgerückt. Von milder Gesittung hatte er in seinen nun dreizehn Dienstjahren nichts erfahren, und die Marketenderinnen und Soldatenfrauen waren die einzigen weiblichen Wesen, die er kennen gelernt hatte.

Er ging aus der Vorstellung wie betrunken nach Hause. Sein Freund, mit dem er zusammenwohnte, wunderte sich über sein Aus-

sehen; der junge Mann erzählte begeistert und abgebrochen; nach einigen Sätzen pfiff der Freund und rief aus: „Ach so, verliebt!“ Dem jungen Mann stürzten die Tränen aus den Augen; er umarmte den Freund, fluchte und schwur, er wolle aus dem Fenster springen und sich unten auf dem Pflaster den Hals brechen; der Freund wunderte sich über die Heftigkeit seiner Leidenschaft und suchte ihm klarzumachen, wie Freunde in ihrer Kaltblütigkeit das so tun, daß er gar keinen Grund habe, sich aus dem Fenster zu stürzen; wieder kamen dem anderen die Tränen; er wußte nicht, was er sagen, wie er die Unruhe seines Herzens ausdrücken sollte, denn er sah ja wohl selber ein, wie lächerlich seine Rede gewesen war.

Erst nach langer Zeit kam er zu einer ordentlichen Rede, der Freund zu Ueberlegen und Raten.

Der Freund hatte von der Schauspielerin wohl keine hohe Meinung, aber so roh er war, fühlte er doch, daß er den anderen schonen mußte. Immerhin aber verstand er nichts weiter, als daß er ihn fragte, ob er einiges Geld zur Verfügung habe, und ihm dann riet, der Angebeteten einen verhältnismäßig kostbaren Ring zu schenken. Der junge Mann schwang sich den Hut auf den Kopf und stürzte aus dem Zimmer; es war schon Nacht, alle Läden waren geschlossen, und er konnte keinen Ring mehr kaufen.

Als er nun so, halb gedankenlos und von seiner Unruhe getrieben, durch die Straßen Roms eilte, fühlte er einen heftigen Widerwillen gegen seinen Freund und seine Wohnung. Die Kälte und Gleichgültigkeit des anderen war ihm fürchterlich, als sei er sein Todfeind. So ging er denn in einen Weinkeller, setzte sich abseits an einen Tisch; der Wirt brachte ihm eine Oellampe und Wein.

Im Sommer, an einem blühenden Hang, auf welchem der Sonnenschein liegt, kann man beobachten, wie ein seltener Schmetterling scheinbar unschlüssig flattert, sich auf eine Blume setzt, den Rüssel entrollt und in den Kelch taucht, in Wonne die Flügel entfaltet; dann, nachdem er den Honig genossen, die Flügel wieder zusammenschlägt, sinnend eine Weile sitzt und endlich weiterfliegt. Plötzlich erscheint ein anderer Falter seiner Art, ein Männchen. Die kleinen Tiere sind selten, in weitem Umkreise wehte vielleicht allein dieses Weibchen vor dem Wind; wie konnte das Männchen über die große Entfernung fühlen, daß hier ein Weibchen seiner Art war? Wir können nicht wissen, durch welche Mittel Natur diese beiden Wesen zusammengebracht hat, die sich nun im Sonnenschein übergaukeln, umtaumeln und umspielen, sich vereint auf Blüten setzen, sich trennen, sich wiederfinden und endlich auf immer auseinandergehen.

Aurelia wohnte in dem Hause, wo unten der junge Offizier saß. Er wußte es nicht. Es kam ein Mann mit einem Kasten vor sich, der Papier verkaufte, geschnittene Gänsekiele und Tinte. Der Offizier kaufte ihm einen Bogen Papier ab und Schreibzeug. Seit er ins Heer getreten war, hatte er nicht mehr geschrieben; bei dem Licht der kleinen Lampe, während im Hintergrunde Männer würfelten, am Nebentische einer eine lange Geschichte erzählte, bildete er ungefüge Schriftzeichen, durch welche er ausdrücken wollte, was er fühlte. Er schrieb, er habe fünfzig Dukaten als Beute von einem gefangenen Obersten, diese fünfzig Dukaten seien sein ganzes Geld; er lege sie ihr zu Füßen; er sei so traurig, daß er weinen möchte, er schäme sich, daß er nicht mehr habe; aber er habe nicht mehr als die fünfzig Dukaten, die er ihr zu Füßen lege. Wie er das geschrieben hatte, dachte er nach, denn er wollte ihr noch mehr schreiben; aber er wußte nicht, was er noch schreiben sollte; die Augen brannten ihm, das Herz stockte ihm. Die anderen Leute gingen allmählich nach Hause; der Wirt trat zu seinem Tische und fing ein Gespräch an, in welchem er andeutete, daß auch für ihn Zeit zum Gehen sei. Lange verstand er nicht, was der Mann meinte, denn er hörte, wie man im Nebel sieht. Endlich wurde ihm alles klar, er bezahlte seinen Wein, faltete sein geschriebenes Blatt zusammen, steckte es in seine Brusttasche, und ging.

Er ging durch die schweigenden Straßen Roms, der Mond begleitete ihn. Bis zur Morgendämmerung ging er. Dann öffneten sich die Türen der Häuser, verschlafene Gesichter der Dienstboten sahen heraus, Arbeitsleute mit eiligen Schritten waren auf der Straße. Er ging zum Theater, es war noch niemand wach. Er wanderte wieder durch die Straßen, ging dann wieder zum Theater; da waren Leute, welche auf der Bühne arbeiteten. Er fragte sie nach Aureliens Wohnung, sie antworteten ihm und er dankte; dann ging er zu Aureliens Wohnung.

Als er in ihr Zimmer trat, konnte er nicht sprechen. Er blieb an der Tür stehen, den Hut in der Hand; sie saß auf einem Stuhl und blickte ihn erstaunt an. Da faßte er sich Mut, nahm seinen Geldbeutel aus der Tasche und setzte ihn vor sie hin, zog den Brief vor, entfaltete ihn und gab ihn ihr in die Hand. Sie sah den jungen Offizier an, den Beutel, den Brief; dann las sie, wurde rot; er wurde rot und schlug die Augen nieder; sie lachte leise verlegen; er sagte: „Nun will ich gehen" und nahm die Klinke in die Hand.

Aber sie ließ ihn nicht gehen, und er blieb in der Stube, er setzte sich an den Tisch; mit stockender Stimme sprachen die beiden, und er blieb lange Stunden bei ihr, Stunden, die wie Minuten waren;

es schlug von der Turmuhr gegenüber, da war es Abend geworden, und Aurelie mußte ins Theater gehen.

Der Offizier ging allein die Straße hinunter, da kamen ihm seine fünfzig Dukaten ins Gedächtnis. Der Oberst war ein tapferer Mann gewesen, dem er sie abgenommen; er hatte ihm einen Hieb quer über das Gesicht gezogen, daß ihn das Blut blendete; da erst ergab er sich. Nun waren die fünfzig Dukaten fort. Seufzend griff er in die Tasche, wo er den Beutel getragen hatte.

Aber wie er die Hand zurückzog, hatte er den Beutel, seinen Beutel! Er zog ihn auf, faßte hinein, holte das Geld heraus und ließ es wieder zurückfallen: das waren seine Dukaten, und zwei große Kupferstücke waren noch dabei.

Eilig ging er zurück; da traf er Aurelien, die gerade aus der Tür trat. Er hielt ihr den Beutel hin. Sie lachte, nahm seinen Arm und zog ihn mit sich; dann sagte sie: „Du hast mir alles geschenkt, was du hattest, das waren fünfzig Dukaten; da war es nur natürlich, daß ich dir alles schenkte, was ich hatte, das waren die fünfzig Dukaten von dir und außerdem zwei Soldi, die ich vorher besaß. Das war mein ganzes Geld." Er wollte etwas erwidern, sie befahl ihm lachend, er solle den Beutel einstecken; und sie befahl es in solchem Ton, daß er gehorchte.

Nun gingen sie eine Weile zusammen Arm in Arm. Dann sagte der Offizier: „Ich kann dir ja nicht zumuten, mich zu heiraten, wie ich jetzt bin. Aber ich habe von meinem Vater einen alten Turm mit einigen Ackern Land geerbt. Wenn du willst, so heiraten wir und wohnen dort."

Sie schüttelte den Kopf und Tränen kamen ihr in die Augen. Dann zog sie ihren Arm aus dem seinigen, reichte ihm die Hand und sagte: „Wir wollen eine Erinnerung an diesen Tag behalten, denn mehr ist nicht möglich wie dieser Tag. Und diese Erinnerung soll kein Leid und kein Vorwurf sein, sondern immer eine Freude. Deshalb dürfen wir uns nie wiedersehen."

Bei diesen Worten waren sie an dem Hintertürchen angekommen, durch das die Schauspieler ins Theater gehen. Ehe er es sich versah, hatte sie die Tür hinter sich zugeschlagen, und er stand allein auf der Straße. Ein Arbeiter mit einem großen Korb stieß ihn an und sagte etwas Grobes; da wachte er aus seinem Nachdenken auf und ging fort.

MORITZ HEIMANN

DAS IMMER WIEDER MÖGLICHE THEATER

Daß es den Schriftstellern recht erbärmlich geht in dieser teuren und unsicheren Zeit, ist der Oeffentlichkeit durch eine gehörige Anzahl „stummer Verlautbarungen" bekannt geworden. Sie macht sich darüber nicht viel Unruhe, und zwar mit Recht. Jeder ist seines Glückes Schmied, wie man sich bettet, so liegt man, und „hat's ihm wer geschafft?" Aber auf dieser an sich so überflüssigen Tätigkeit des Verfassens von Büchern, in Akten und in Kapiteln, sind wirtschaftliche „Organismen" aufgebaut, Kapitalien „investiert" von nationalökonomischem Belang, und ein dazugehöriger einträglicher Idealismus hat unsern Besitz an Spielarten der kulturellen Redlichkeit entsprechend vermehrt; das ist schon eher was für eine ausgewachsene, ernste und würdige öffentliche Unruhe. Die Verlagshäuser zerkalkulieren sich die Köpfe, und gar die Theater kommen ins Rutschen. Eine Weile schien es, als ob man sich mit der einfachen Storchschnabeltechnik behelfen könnte: wenn die Kosten wachsen, müssen auch, für Bücher und Theaterkarten wie fürs Brot, die Preise wachsen. Und diese Rechnung, gegen die nichts einzuwenden ist, hätte gestimmt, wenn nur die Bereitwilligkeit der Käufer, mitzuklettern, im selben Maße standgehalten hätte. Aber mit der ging es, wie es einem mit einer Fontäne geht, vor deren Heraus- und Emporschießen man ins Träumen kommt, nämlich es scheint allmählich, als ob sie immer weiter in die Höhe steigen könnte, solange sie wollte, aber sie fällt schließlich an ihrer Grenze doch. Auf die Dauer wird es mit dem Storchschnabel nicht weitergehen, und man muß auf gänzlich neue Methoden sinnen.

Lassen wir für dieses Mal das Buch und sprechen vom Theater! Als die Revolution gemacht wurde — beiläufig, weiß einer, wie lange das her ist? — jedenfalls unendlich lange; nicht nur im metaphysischen Sinne ist Zeit etwas Subjektives — als die Revolution sich vermaß, die Pflugschar tief anzusetzen, als, mit einem Worte, eine Ordnung verkündet wurde, nach welcher nichts mehr getan werden sollte, was nicht um seines Wertes willen getan werden mußte, nichts also, nur weil es eine Ware zum Handeln abgeben konnte, da erkannte man endlich, daß dem Fluche des Kapitalismus, alles zur Ware zu machen, auch die ihrer Bestimmung nach edelsten und freiesten Lebensäußerungen verfallen waren, die Künste. Wieviel Feuer sprang doch damals in die Welt, auf diesem Gebiete Neues, Ursprüngliches, Herzhaftes für den Verkehr zwischen Kunst und Volk zu versuchen! Es war einer der eindrucksvollsten Augenblicke der ersten Revolutionstage, als um die Mittagszeit des zehnten

Novembers auf dem Platz vor dem Reichstag die Egmontouvertüre als die deutsche Marseillaise gespielt wurde, eine deutsche Marseillaise auch insofern, als man sie nicht mitsingen kann, sondern anhören muß. Damals erschien es auch keinem von uns lächerlich, als was wir es doch heute ansehen würden, daß ein Redner auf die Ballustrade turnte und die IX. Symphonie zum Nationaleigentum erklärte. „Narr", sagte ein neben mir stehender älterer Mann, „die ganze deutsche Musik ist Nationaleigentum. Oder Universaleigentum", fügte er hinzu und drückte sich, den Kopf schüttelnd, davon. Freudigkeit gor in den Gemütern, die einen waren überschwenglich, zu geben, die andern, zu nehmen. An den Straßenecken, wo debattiert wurde, konnte es geschehen, daß den erst verblüfften, dann begeisterten Zuhörern statt einer Rede eine kleine, halb improvisierte Szene zwischen zwei, zuweilen auch drei, Schauspielern geboten wurde, im Straßenanzug, der durch ein paar Handgriffe, umgedrehten Rock, plastisch eingebeulten Hut, der Gelegenheit angepaßt wurde. Köstlich war es, wenn für ähnliche Szenen mitten in politischen Versammlungen der leitende Mann um zehn oder fünfzehn Minuten Pause bat und die jungen Hans-Sachse etwas erwünschte Lebensluft in die Säle bliesen.

Doch wohin gerate ich? Von alledem oder etwas Aehnlichem geschah bekanntermaßen nichts. Alles, was etwa geplant wurde, fing seinen Gedankengang mit dem Eintrittspreis an; und auch als die Dichter revolutionär wurden, schrieben sie ihre Stücke und träumten sie ihre Aufführungen so, daß sie einer an grenzenlose Ueppigkeit gewohnten Bühne nur ja den Willen täten. Selbst als man die „Ausstattung" verbannte und sich mit einer leeren Szene einrichtete, kam man nicht von den Banden der Gewohnheit los; man machte nur Opposition, man machte Stil, man hatte keinen neuen Magen, sondern den alten mit Dyspepsie.

Und darum war auch dieser Anfang bald zu Ende, und das Theater mußte es aufgeben, sich gegen die Ueberwältigung durch den neuen, revolutionsbürtigen Kapitalismus zu wehren. Es versuchte vielmehr, sich ihm anzupassen, und zwar, wie gesagt, mit der Storchschnabeltechnik. Die Kosten wuchsen, also hatten auch die Preise zu wachsen. Aber das Theater muß die Arbeit, die es braucht, so hoch bezahlen, wie diese will; nur leider braucht ihm seine Ware, wenn sie zu teuer wird, niemand abzunehmen.

Und nun ist die Krisis da; und da es sich um Geschäftsunternehmungen handelt, wird „saniert". Die Zeit, wo man für das Besuchen des Theaters das Geld von Staats wegen bekam, wie bei den alten Griechen, erscheint wie der Traum eines Verrückten. An Sozialismus ist nicht zu denken, dafür haben unter anderm auch die

Sozialisten gründlich gesorgt. Was also ist zu tun? Man schaut um Rettung aus für ein Institut, dessen Würdigkeit, gerettet zu werden, auf seiner Unzerstörbarkeit beruht, wenn diese auch eine Eigenschaft seines Grundwesens, nicht seiner zufälligen, zeitlichen Form ist. Daß es aber den Beteiligten mehr um diese zufällige, zeitliche Form, als um die Metaphysik geht, ist menschlich; und es ist darum auch ganz und gar logisch, wenn aus einer Not des Kapitals das Ueberkapital helfen soll.

Eine der großen Filmunternehmungen will möglichst viele Theater in ihre geschäftliche Obhut und Gewalt bringen. Der Film, der den Theatern arg zu schaffen macht, ist weitsichtig genug, zu wissen, daß er sie nicht entbehren kann, als Vorschule, als Vorwärmung, als Pflegestätte immerhin einer gewissen Idealität, ohne die es selbst ihm auf die Dauer zu dumm wird. Er weiß auch schon, daß er über kurz oder lang sich nicht mehr mit den Zufallsergebnissen einer rohen Empirie wird begnügen dürfen, und schon darum wird er lernen, dem Theater zu geben, was ihm gehört, und nicht etwa rücksichtslos Raubbau an ihm treiben. Das heißt aber nicht, daß er aus gutem Willen einfach mit seinen Ueberschüssen das Defizit der Theater decken wird; sondern sein Geschäft hofft mit dem auf den ersten Blick so großmütigen Patronat dadurch auf seine Rechnung zu kommen, daß unter dem Dach eines einzigen umfassenden Kontraktes die Schauspielerwelt in allem, was die Proben und die Gagen betrifft, wieder diszipliniert wird werden können, ein Vorteil an Geld und Nerven für beide Treppenaufgänge des großen geplanten Hauses.

Aber ein auf diese Weise gerettetes Theater würde nur das alte, verschwenderische, mit der Zeit im tiefsten Widerspruch beharrende, sie betrügende, sie betäubende Theater sein. Es würde den Dramatikern, wie sie nun einmal sind, zu Hilfe kommen, nicht dem Drama. Man hätte ein besseres, ein sichereres Geschäft, aber immer doch als erste Blickrichtung das Geschäft. Wenn sie sich damit zufrieden gäbe, müßte unsere Jugend ganz des Teufels sein, und das ist sie nicht. Sie ist im Gegenteil voller Wunsch, voll Suchens und voller Projekte; alles einstweilen kurzlebig und schnell entmutigt, das meiste auch nicht weiter durchgedacht als eben bis zum Wunsch. Von mancherlei derart, was mir zu Ohren gekommen ist, schien mir ein einziger Entwurf ernst genug, daß man sich in der Oeffentlichkeit mit ihm beschäftige, und so lege ich ihn hier vor.

Man will von vornherein auf das Heil von übermorgen und auf das Unheil von heute, auf einen alles besorgenden Sozialismus und auf sein derzeitiges Gegenstück gleicherweise verzichten. Man denkt sich ein Theater von mittlerem, eher kleinerem Umfang, mit einer

Bühne ohne den Komfort der reichen Zeit und, das ist die Hauptsache, mit höchstens sechszehn Schauspielern. Da der Durchschnitt des Eintrittspreises auf zehn Mark festgesetzt werden soll, so müssen sich nach dieser Grundvoraussetzung die Kosten des Unternehmens richten, also das Umgekehrte des bisherigen Verfahrens. Die Gagen würden demnach zwar anständig sein sollen, wie es sich gehört, aber in den Himmel würden sie nicht wachsen; und das heißt, daß man auf ein paar Idealisten hofft, und falls sie ausbleiben, auf die gezwungenen Idealisten, die Jugend. Das alles gibt ersichtlich einen engen Rahmen; aber eben den will man, er soll die Gewähr für den sich gleich bleibenden Charakter des Unternehmens bilden. Man schaut auch von dieser Seite auf den Film und rechnet auf seine Unterstützung; aber man tut es, insofern man von ihm erwartet, daß er möglichst viel des illegitimen theatralischen Interesses immer entschiedener absauge und dadurch das legitime auf sich selbst stelle. Man will dem Drama, nachdem sich ein paar Jahrzehnte hindurch das Gesicht an ihm geweidet hat, wieder Gehör verschaffen. Auf die Frage nach dem Repertoire sagte man mir: „Wir wollen ein Theater, dessen erste Vorstellung die „Iphigenie" sein muß; und die Dichter werden schon kommen."

Diese letzte Zuversicht war mir das Sympatischeste an dem Plan. In der Tat hat, was vollkommen natürlich und berechtigt war, auch der Dichter nach dem Grundsatz gewirtschaftet: für Geld kann man den Teufel tanzen lassen. Er hat an Maschinen und Personen, an Zeit und Geld gefordert und geliefert bekommen, was die nur sich selbst verantwortliche Phantasie immer mochte. Wo er sich mit Willen beschränkte, hat auch er „Stil" gemacht, — und das wird kein Stil. Erst wenn eine außerhalb seiner Macht waltende Notwendigkeit ihn beschränkte, wenn er dieses skizzierte karge Theater als das gesetzgebende innerlich anerkennte, würde allmählich so etwas wie Stil möglich werden. Ich könnte mir denken, daß manches neuere Drama an der vorbewußten Unbedingtheit seiner Darstellung Schaden genommen hat. Vielleicht kommt es zu einem Versuch; warum sollten sich nicht siebenhundert aufmerksame Leute allabendlich zusammenbringen lassen! Einen auf fünfhundert Zerstreuungswütige wird es schon geben.

AUS DEM TAGE-BUCH

MOSSE

Ein Mitarbeiter des verstorbenen Rudolf Mosse zeichnet mir sein Bild in großen Strichen:

Den Heimgang dieses unsentimentalen Mannes begleiten unsentimentale Nekrologe. Es ist, als würden die Nekrologschreiber den scharfen Blick des Lebenden empfinden, noch einmal die abwehrende Geste sehen, die überflüssiges Redebeiwerk jählings zerschnitt.

Er war ein Mann in seinen Sprüchen — nicht ein Mensch in seinen Widersprüchen. „Jeder ist seines Glückes Schmied" — „Fleiß ist Genie" — „Wer den Pfennig nicht ehrt . . ." Billige Sprüche, die wir sonst als Leierkastenmelodie empfinden, die aber über dem Lebenstore dieses Mannes als Einmaliges, Entscheidendes stehen. Er war gradlinig, aber nicht unelastisch. Die deutsche Revolution konnte der greise Herr des liberalsten Blattes unmöglich freudig begrüßen. An dem denkwürdigen Tage floh er aus den fiebernden Straßen in das Verlagshaus zurück und wartete, erregt und besorgt, der neuen Meldungen. Alles schien zu wanken. Nachts erschien Adolf Hoffmann mit den Trägern von zehn Handgranaten-Geboten und eroberte die „Berliner Volks-Zeitung"; zwei Tage später bot man Mosse erhebliche Vorteile für den Entschluß, das Blatt an die neuen Herren der Lage abzugeben. In diesen zwei Tagen aber war er längst wieder der feste Mann geworden, der er immer war; da hatte er sich, mit seinem beispiellosen Einfühlungsvermögen, ganz in das Neue, Kommende hineingefunden. Er war nicht zu täuschen. Und wer immer in seiner Nähe lebte und arbeitete, zufrieden oder unzufrieden, wird bekennen müssen, daß Rudolf Mosse nie getäuscht hat. Enttäuscht — vielleicht; Erwartungen, Hoffnungen, Wünsche. Getäuscht — niemals. Er machte Recht von dem Attribut einer Kraftnatur, so zu sein wie sie ist. Er war human und wollte nicht sozial erscheinen.

Auch darin liegt ein Teil seines Erfolges begründet. Er war keiner von den Arbeitgebern, die herablassende Liebenswürdigkeit als Ersatz für höhere Honorare anbieten. Die Mehrzahl seiner Redakteure hat ihn nie gesprochen — vor zwanzig, dreißig Jahren soll das anders gewesen sein. Zuletzt aber kannten ihn die meisten seiner Angestellten nur vom Sehen, oder aus instinktsicheren Bemerkungen, Kritiken, Wünschen, die dann kolportiert wurden. Der ganze Mann ein klares, treffendes Sprichwort. So konnte er sagen: „Einmalige Ausgaben können groß, dauernde müssen klein sein!" Und er verwies dabei auf den Inseratenteil, in dem die Todes- und Eheanzeigen „groß aufgegeben" werden: einmal und nicht wieder! Diese genaue Unterscheidung — einmalig oder dauernd — bestimmte ihn in allen finanziellen Handlungen. Er konnte einmal und für einmal eine runde Million und mehr schenken; die Gage eines Angestellten aber wurde scharf begrenzt. Man tut ihm mit der Feststellung nicht Unrecht, daß er hierin ganz in den Anschauungen der alten Zeit stand und im Gegensatz zu dem geistigen Inhalt seiner Verlagsorgane. Doch gibt es hierfür innerliche Erklärungen: Rudolf Mosse sah nur die besonderen Ein-

zelnen. Die Masse seiner Angestellten war ihm eine selbstverständliche, nach natürlichen Gesetzen wirkende und entlohnte Schar, aus der sich die besonderen schon herausschälen würden. Richtigste Theorie eines, der in der Praxis Glück hatte. Im Grunde aber verfehlte Praxis, denn im Mosseschen Verlage entstand dadurch und nur dadurch (und trotz Theodor Wolff) so etwas wie Hierarchie der Talente. Was am längsten währte, schien für Mosse das zuverlässig Beste. Dem Neuen gegenüber wappnete er sich mit zuwartendem Mißtrauen.

Er sah, daß die Zeit eine andere geworden war und wollte doch derselbe bleiben. Schrittweise nur wich er zurück. Die Freiheit der anderen aber ließ er unangetastet. Sein Neffe Theodor Wolff durfte dem pazifistischen B. T. Haß, Verbote und Prozesse bescheren — der Verleger hat niemals protestiert, nie den Wagen des Chefredakteurs umzureißen versucht; die „Berliner Volks-Zeitung" konnte ihren sozialen Radikalismus ungestört betonen. Wohl ließ der Mächtige im Turmgemach des mächtigen Baues manchmal seine Unzufriedenheit verkünden, aber sie betraf nie die Gesinnung des Schreibenden, nur den Ausdruck, die Form. Instinkt ersetzte in seinen Urteilen theoretisches Wissen. Und eine starke Dosis Eigensinn wirkte versöhnlich.

Der kleine, gedrungene Mann mit dem leicht geröteten Gesicht und dem buschig-weißen Bart, von der witzigen Natur Paul Schlenther ähnlich gestaltet, hatte, wie jetzt in jeder zweiten Kondolenz wiederholt wird, den „Zug ins Große". Das hat er, der mächtigste Mann des gedruckten Wortes, in einem Werdegang ohnegleichen bewiesen. Allein, dieser Zug ins Große hat seine Vorteile immer nur für den, der ihn hat. Das Heer der Mosseschen Angestellten hat auch die Nachteile einer Persönlichkeit empfunden, der es nicht gegeben war, auch das Einzelne, Kleine zu sehen, die materielle Notdurft des Tages und die selbstverständlichen Nöte all derer, die Angestellte heißen. Er wollte nur die Leistung bezahlen, nicht den Menschen. Doch in diesem großen Werke verschwimmen die Leistungen ineinander, und die Zufriedenheit des einzelnen litt seit dem Tage, da das große Leiden begann.

IM ZEICHEN DES VERKEHRS

Nachts in einer Berliner Straße. Viele Hunderte, vielleicht Tausende warten vor dem Eingang zu einer Rettungsstation. Leute aus allen Klassen, In- und Ausländer, Männer und Frauen, feine Herren und Arbeiter, Schauspielerinnen und Bürgerfrauen, Offiziere mit Monokel in der Brüsewitzvisage neben jüdischen Anwälten, grell gefärbte Straßenmädchen und zünftige Krankenpflegerinnen, Backfische mit kurzen Röckchen und dicke, asthmatische Kommerzienräte, Gräfinnen mit Federhüten neben liebenswürdigen Warenhausverkäuferinnen, der berühmteste Filmschauspieler mitten unter einer Masse von Kellnern, Straßenbahnschaffnern und Bäckern. Jede Klasse, jede Rasse ist vertreten.

Die gleiche Ansammlung vor der nächsten Rettungsstation. Ebensolche Massen vor den Rettungsstationen im Westen wie im Norden, in Schöneberg wie in Großlichterfelde, in Charlottenburg wie in

Lankwitz. Wozu diese Belebung der Nächte?

In den Pissoirs von Groß-Berlin hängt nämlich seit einigen Tagen eine weithin sichtbare Tafel, auf welcher in großen, gut lesbaren Lettern folgende Aufforderung an die Bevölkerung (wörtlich) gerichtet wird:

„Bei jedem außerehelichen Verkehr ist die Gefahr einer Ansteckung eine große.

Die Gefahr wird verringert, wenn man möglichst bald, möglichst zwei Stunden nach dem Verkehr in einer Rettungsstation des Groß-Berliner Verbandes für das Rettungswesen sich desinfizieren läßt. Die nächste Rettungsstelle ist . . . (folgt Adresse)."

Die Rettungsstationen lagen bisher still und verschlafen in ruhigen Gassen. Wurden die Stationsleiter nachts angerufen, so mußte man sehr lange und sehr laut klingeln, um sie aus dem Schlaf zu wecken. Das ist vorbei. Die Bevölkerung hat sich die warnende, freundschaftliche Aufforderung in allen Bedürfnisanstalten zu Gemüt gehen lassen und alle, am illegalen Verkehr irgendwie Beteiligten belagern nun allmählich die Rettungsstationen. Für den Winter ist die Aufstellung von geheizten Riesenbaracken vor allen Rettungsstationen geplant.

DIE VALETTI

Unheimliches Geschöpf. Proletarisches Gesicht. Kurze Stupsnase, Augen in weiten blauschwarzen Höhlen, eine viel zu hohe Stirn, wegfliegende rote Haare.

Tritt auf und ist da. Keine überflüssige Bewegung. Sparsamkeit des Selbstsicheren. Je weniger sie tut, desto wirksamer. Ihre Stimme etwas heiser, schartig, grell. Kein Versuch, das Organ zu verniedlichen. Bin ich mißtönig, so sagt diese Stimme, nun, dann hört aus meinen Dissonanzen.

Sie singt ein Lied „von der Gasse". Keine Dichtung, nicht einmal witzig. Dennoch erschauert man. Plötzlich steht der ganze Norden Berlins auf dem Podium. Die grelle Frechheit geschminkter proletarischer Lustweiber. Schamlosigkeit als Gewerbe. Hinter der Schamlosigkeit die ewige Gereiztheit, der ohnmächtige Haß des mißbrauchten Weibes. Eine gefärbte Weiberruine. Furchtbar das provokante Bekenntnis zur eigenen Deformiertheit. Stimme, Blicke, Geste — betonte Schrillheit: Seht an, was ich wurde, neben euch, durch euch, für euch!

Dann singt sie den Monolog an den General. Wieder ein Grundton von Fanatismus. Die Stellung statuenhaft - unerschütterlich. Die Stimme leise-beherrscht. Auseinandersetzung einer Proletariermutter mit einem Gebieter und Verschleuderer von Menschenmaterial. Aber hier erhebt das Menschenmaterial mit ansteigender Drohung seine Stimme! Eine Menschenruine beginnt zu leben. Furchtbares droht in dieser halbheiseren Stimme: Herr General! Herr General! . . . Das ist Figur und Stimme gewordene Käthe Kollwitz.

Die Valetti tritt in dem Kabarett „Die Rakete" mitten im verwesteten, verpesteten Westen auf. (Verpestet nicht etwa, weil Pest seinen drolligsten Dichtling als Komiker entsendet hat.) Die Flasche Wein, die man trinken muß, um sie zu sehen, kostet ein kleines Vermögen Aber dafür können die Westler der Valetti zuhörend, die beiden prole-

tarischen Weibertragödien erleben, die Tragödie der einen, die nicht gebären durfte und die Tragödie der anderen, die vergebens geboren hat.

WUNDT UND LUDENDORFF

Aus Leipzig schreibt mir ein freundlicher Leser:

Als ich den psychoanalytischen Aufsatz über Ludendorff im letzten „Tage-Buch" las und dann die Nachricht vom Tode Wundts, des großen Psychologen, fiel mir eine Begebenheit aus dem Jahre 1916 ein.

Ich stand am Thomasring, wartete auf eine Straßenbahn und stierte zum Zeitvertreib auf den Auslagekasten des Photographen Hoenisch. Damals photographierten die Leipziger Photographen hauptsächlich Generäle, oder sie stellten wenigstens nur Generalsköpfe aus. Neben mir stand ein alter Herr mit einer greisen Dame. Sie sagte: „Sieh dir mal Ludendorff an!"

Er beugte sich hinüber zu dem Bilde und sagte: „Nein, — — dieses Gesicht mag ich nicht. — — Was für brutale, rohe Züge — — ich hätte mir ihn anders gewünscht — nein, mit diesem Manne möchte ich nichts zu tun haben."

Unwillkürlich blickte ich zu dem alten Herrn hinüber, der — damals war Leipzig und nicht nur Leipzig voll kritikloser Heldenverehrung — so sicher und frei das Ludendorffgesicht ablehnte. Es war Wilhelm Wundt.

BÜCHER.

Paul Ernst: Komödiantengeschichten. Verlag Georg Müller, München 1920.

In Deutschland wird der Erzähler kurzer Geschichten nicht gebührend geschätzt. Hier gilt nur das dicke Buch. Meyrink, der sein Bestes in den kleinen phantastisch-lustigen Geschichten gab, wurde erst gekauft, als er dreihundert Seiten starke Bücher schrieb, die ärmer an Humor und Phantasie sind als seine großen, kleinen Sachen. Wird dieses reizende Buch von Paul Ernst seine Leser finden? Es zeigt Ernst, für viele überraschend, als einen ungemein graziösen Geist. Die Geschichten sind mit ganz leichtem Pinsel hingetupft. Sie sind leicht, voll frischer Erfindung, delikat im Kolorit, zart lyrisch, liebenswürdig überraschend und erquickend in ihrer heiteren Unbürgerlichkeit. Ich gebe mit Freude den Tagebuchlesern in diesem Heft eine Probe dieser anmutigen Kunst. Gegen die Dissonanzen der Zeit, gegen den pöbelhaften Lärm aufgeregter Literaten gehalten, muß die leise Musik dieser zarten Geschichten erquicken. An diesem Buch kann man wieder zu lächeln lernen.

Hans Martin Elster: Walter von Molo und sein Schaffen. Verlag Albert Langen, München 1920.

Hier liegt — endlich! — eine Biographie des im Jahre 1880 zufällig in Sternberg in Mähren geborenen Dichters Walter von Molo vor. Noch gibt es keine befriedigende Ibsenbiographie, noch fehlt eine Darstellung vom Leben und Leiden Strindbergs. Vom Leben Hamsuns wissen wir fast nichts, das große Tolstoibuch fehlt, wir haben keine Lebensgeschichte Liliencrons, Schlenthers Hauptmann-Biographie ist Bruchstück,

Stefan George, Hofmannsthal und Schnitzler sind keinem Schilderer gesessen, aber glücklicherweise liegt nun wenigstens dieser 300 Seiten starke Band über Walter von Molo vor. Hingegen fehlt uns noch eine Biographie von Rudolf Stratz.

Johann Bunkels Leben, Bemerkungen und Meinungen, neu herausgegeben von Curt Moreck. Pantheonverlag, Berlin, 1920.

Diese Friedrich Nicolai zugeschriebene Lebensgeschichte wurde in 1000 Exemplaren auf sehr schönem Papier gut gedruckt und in verführerischem Einband herausgegeben. Der Rezensent muß den Papierlieferanten und den Buchbinder loben. Johann Bunkels Erinnerungen selbst sind langweilig und unbeträchtlich, nicht einmal zweideutig, obwohl in jedem Kapitel von einem anderen Frauenzimmer erzählt wird. Fast in jedem Kapitel wird geheiratet. Liebe wird behauptet. Doch das appetitlich gekleidete Buch ist mit sechszehn Kupfern von Chodowiecki geschmückt und diese sechszehn Blätter gehören zu den entzückendsten des großen Stechers. Moreck versichert glaubhaft, ihre Neuausgabe übertreffe das Original. Dann ist neben dem Papierlieferanten und Buchbinder auch die graphische Kunstanstalt Hanfstaengl zu loben. Aber eigentlich möchte man in der Besprechung eines Buches auch von dem Verfasser reden.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

STEFAN GROSSMANN

LENIN LOCKT

I.

Der Einfall, im großen Saal der Philharmonie über die Richtigkeit der Relativitätstheorie dreitausend Leute abstimmen zu lassen, konnte noch nicht verwirklicht werden. Wer aber findet es bedenklich, daß jetzt in zwanzig Bezirksversammlungen über die richtige Auslegung des Marxismus nicht nur debattiert, sondern auch entschieden wird? Die schwierigsten Doktorfragen, über die Karl Kautsky und Lenin streiten, sollen jetzt von den Mehrheiten in den Generalversammlungen der Bezirksvereine der U. S. P. entschieden werden. Aber wieviel Köpfe in Deutschland dürfen sich zutrauen, über die Sozialisierung der deutschen Industrie sachverständig zu urteilen? Wer hat genug historisches, genug Wirtschaftswissen und genug psychologisches Ahnungsvermögen, zu entscheiden, welches Tempo der Entwicklung oder, wenn man will, der Revolution in Deutschland möglich und wünschenswert sei? Wer kann wirtschaftspsychologisch ermessen, wie leicht oder wie schwer Deutschland die (russische) Ausschaltung der Unternehmerkaste vertragen würde? Um diese Grundfragen aber geht es jetzt in der U. S. P. Die Diktatur des Proletariats, das ist in Rußland die Führung durch ein Dutzend revolutionär gesinnter Ghettopropheten und Buchgelehrte, verstärkt durch einen Stab russischer Fachleute, die ihre Fachutopie verwirklichen wollen. In Deutschland fehlen die Trotzki, Radek, Krassin, Kamenew, Krischanowsky und Lunatscharski, und selbst, wenn sie da wären, würde der deutsche Arbeiter in den unerbittlichen Marxtalmudisten nicht seine „representative men" sehen wollen. (Man erinnere sich, mit welcher ingrimmigen Gelassenheit Bebel die glühende Ungeduld der Rosa Luxemburg abgewehrt hat.) Leben im deutschen Proletariat die schöpferischen Organisatoren kommunistischer Ordnung? Ist hier auch nur eine Hierarchie für die Uebergangszeit möglich? Wo ist der deutsche Lenin? Ist es Däumig? Können die Genossen Stöcker, Eberlein, Thalheimer die systematische Arbeit der Trotzki, Krassin, Lunatscharski leisten?

II.

Ich wollte wenigstens wissen, ob die Berliner Arbeiter, die jetzt Lenins Lockungen folgen, mindestens über die Probleme unterrichtet sind, über welche sie zu entscheiden haben. Mögen sie die Antwort falsch geben, stellen sie wenigstens die Frage richtig? Wissen sie, daß Revolution noch n i c h t ist: Besetzung der Banken, Erschlagung

Ludendorffs, Verjagung des Reichstags, Eliminierung der Unternehmer und Direktoren, sondern daß vielmehr erst der zweite Teil, nämlich der organisierende, der entscheidende Teil der Umwälzung wäre. Werden aus den Betriebsräten die neuen Leiter erstehen? Werden kommunistische Industrieherren weltwirtschaftlich genug denken, das deutsche Industrieland als Exportland auch einem noch nicht umgewälzten Westeuropa anzupassen? Sind allen Beteiligten die Unterschiede zwischen den Notwendigkeiten eines großen Bauernreiches und eines Fabrikstaates gewärtig?

Vor allem aber, wissen die Arbeiter, die heute nach Moskau streben, daß der Umstellungsprozeß von der kapitalistischen zur sozialistischen Wirtschaft mit dem Behagen wahrscheinlich zweier Generationen bezahlt werden muß? Machen sich die Führer die Frage klar: Wieviel revolutionärer Heroismus steckt in den deutschen Massen? Sind die Tausende zur Opferung des eigenen Behagens bereit? Wissen sie, daß Jahre der Hungersnot, des Kindersterbens, der seelischen Zermürbung kommen können, gegen die der Wruckenwinter der Kriegszeit eine Spielerei war? Sind die Revolutionäre so frei von aller Spießbürgerbehaglichkeit, frei von Familienväterlichkeit, frei von Freß- und Freudesucht, entschlossen zum revolutionären Kreuzweg? Die Arbeiterschaft hat ein anderes Lebensgefühl als das Bürgertum, unzweifelhaft ist sie gesellschaftsreligiös gestimmt, sie ist nicht so wie die Bourgeoisie vom zehrenden Geiste der Ichlust zerfressen, sie hat stärkere Opferkräfte, das sind gesellschaftsbildende Kräfte in sich. Aber wissen die Führer, wieviel heroisches Lebensgefühl auch im Proletariat mit dem Willen zur Kleinbürgeridylle streitet? Eine Klasse, die sich mehr Heroismus zumutet als sie aufbringen kann, rechnet ludendorffisch!

III.

Ich ging in eine Bezirksversammlung der U. S. P. Ein Riesensaal, überfüllt, obwohl keine öffentliche Ankündigung erfolgt war. Obwohl am selben Abend zwölf überfüllte Volksversammlungen der Kommunisten tagten. Ich frage mich: Wieviel Bürger würden ihr Theater, ihre Abendgesellschaft, ihr häusliches Behagen im Stich lassen um die Frage: Lenin oder Kautsky zu diskutieren? Als ich mich dem Saal näherte, fürchtete ich, daß man mich nach dem Mitgliedsbuch fragen und nicht einlassen würde. Aber es traf sich, daß vor mir ein kommunistischer Stoßtrupp Einlaß begehrte, auch ohne Legitimation, aber mit solchem Ungestüm, daß der kleine Ordner zurückwich. Oder wollte er weichen? Genug, ich zog mit einem Dutzend Kommunisten unberechtigterweise in den Saal. Mein

Dutzend, das nicht stimmberechtigt war, machte von seiner Stimme mehr Gebrauch als die tausend oder zwölfhundert anderen Teilnehmer zusammen. Die Diktatur des Proletariats — mein Dutzend hatte sie für heute abend über diesen Saal schon verhängt. Wer gegen Moskau redete, wurde belacht, verhöhnt und mit Zwischenreden gestört, die Redner für Moskau wurden wild bejubelt. Das Treiben verdroß manchen Arbeiter. Ich saß in der Nähe des Ausgangs. Ich zählte mindestens fünfzig Mann, die im Laufe des Abends still-verdrossen sich aus dem Saale schlichen und nicht wiederkamen. Arbeiter in den dreißiger Jahren, denen das Geheul der Zwanzigjährigen auf die Nerven ging. Die Besonnenen — hier sah ich, wie sie nach und nach von der Masse abtröpfelten.

Der erste Redner, den ich hörte, war ein Kommunist. Merkwürdig, wie erregungslos er redete. Zwischen zwei Sätzen mußte er immer auf ein Blatt Papier schauen, auf dem er Schlagworte notiert hatte. Trockener Enthusiasmus. Das Entscheidende seiner Rede war: Mißtrauen. Wir sind 1914 von der Sozialdemokratie betrogen worden. Die Heeresleitung hat uns betrogen. Die Unabhängigen, die Führer, wollen uns wieder betrügen. Moskau aber hat die Bourgeoisie ausgerottet. Moskau betrügt nicht. Dieses Mißtrauen eint Redner und Masse. Vorbei die Zeiten, da die Bezirksführer der sozialistischen Bewegung Vertrauensmänner hießen, heute geben die Mißtrauensmänner den Ton an. Politische Schauspieler, die Witterung für Volkswünsche haben, gewinnen die Masse sofort, wenn sie Mißtrauen säen, aber der Zweifel hat keine organisierende Kraft. Die gestern Bejubelten sind die morgen Verstoßenen.

Der trockene Moskauschwärmer ersuchte die Genossen, sich nicht weiter darüber zu erregen, daß in einem Sommermonat in Moskau fast 900 Todesurteile gefällt wurden. Das ist nun mal so Sitte, in Paris war's 1792 nicht anders, in der Kommune wurden Zehntausende füsiliert. Er stellte das ziemlich unbewegt fest, als wollte er sagen: Das gehört nun mal zum guten Ton der Revolution. Dennoch rief ein Genosse dazwischen: „Aber Ihr begnügt euch nicht mit der Bourgeoisie." Hätte jemand eingewendet, daß ein Unterschied besteht, ob eine Revolution im ersten Elan Blut vergießt oder ob sie dies kalt rechnerisch besorgt, weil das geschichtliche Vorbild es verlangt, er wäre kaum angehört worden. Unzweifelhaft macht die Novemberrevolution 1918 den im Krieg erzogenen Revolutionären keine Freude, weil es damals keinen einzigen behängten Galgen gegegeben hat. Freilich hat es auch keine Volkswut gegeben. Sie ist ja noch heute nicht da. Es gibt auch unter den Spartakisten mehr revolutionäre Lesefrüchte als elementare Revolutionslust.

Der nächste Einwand, den der Moskauschwärmer vom Zettel las, bezog sich auf die Gefahr der Aushungerung eines blockierten Fabrikstaates, blockiert von den nicht abliefernden Bauern, blockiert von den kapitalistischen Ententestaaten. Darauf erwiderte der Redner mit ein wenig gesteigerter Stimme, die deutschen Arbeiter hätten längst das Hungern gelernt, sie werden es noch ein paar Jahre fortsetzen können. Ueber das zustimmende Gesumme der Hörer zu diesem rein demagogischen Satz war ich erschrocken. „Wir werden, wenn der Magen knurrt, erst recht Revolutionäre werden", — als der Redner diesen Satz hinausschleuderte, da rief ihm ein Arbeiter verärgert zu: „Ja im Bett, bei Muttern." Hundert wütende Gesichter drehten sich zu ihm. Da ging der Zwischenrufer, weil es nicht ganz geheuer war, langsam dem Ausgang zu. Draußen, an der Glastür, traf er ein paar andere, die fortgingen und sagte: „Der Kerl soll mal 14 Tage nichts als russische Gemüsesuppe essen." Es war, wie es schien, einer, der die russische Verpflegung kannte.

Nach dem Kommunisten sprach ein im Bezirke offenbar bekannter Mann, der nach einigen freundlichen Worten für Lenin allmählich zu erkennen gab, daß er doch gegen die Annahme der Moskauer Bedingungen war: „Wißt ihr, daß ihr nach diesen Bedingungen keiner reaktionären Gemeinschaft, keinem bürgerlichen Verein angehören dürft? Ich frage euch nun, wieviele von euch sind aus der Landeskirche ausgetreten? Hebt die Hände hoch, damit man es sieht!" Es hoben sich nur einige Hände. „Na also," rief der Redner, „und jetzt fragt noch einmal bei euren Frauen! . . . Noch eine Frage: Wieviele von euch sind Laubenbesitzer? Hebt die Hände!" Jetzt hoben sich viele Hände, der Bezirk läuft in eine große Laubenkolonie aus. „Da müßt ihr raus, Genossen, das ist eine bürgerliche Vereinigung. Das duldet Lenin nicht. Entweder oder" . . . Von allen Worten, die in der Versammlung gesprochen wurden, hat kein Satz so viel Eindruck gemacht wie dieser. Man hörte ordentlich die Betroffenheit vieler. „Wenn ihr in eurer Erde arbeitet, geltet ihr als Philister, die sich abspeisen lassen". Vergebens schrien jetzt die Kommunisten dazwischen. Die Trennung von dem Stückchen Garten war den Leuten bisher nicht eingefallen. Es dämmerte vielleicht in manchem auf, daß er nicht nur revolutionäre, sondern auch behagliche Regungen in seinem Busen berge. „Kein Kommunist darf Mitglied eines bürgerlichen Vereins sein." Aber tanzten sie nicht in einem Vereinslokal am Sonntag? Gab es nicht auch revolutionäre Teilnehmer an einem Skatklub? Ruderten nicht etliche an Sommertagen im Vereinsboot? Gab es nicht junge Leute, die im Theaterverein mitmachten? In aller Ruhe hatte der Redner die Hörer daran erinnert, daß sie mit der Welt, der sie Untergang geschworen, doch inniger

verknüpft waren als sie dachten. Unzweifelhaft hatte dieser Redner einigen Eindruck gemacht.

Doch war in drei Minuten sein Wort verwischt und vergessen. Eine intellektuelle junge Frau mit sicherem Schnabel hatte in fünf Sätzen voll Verachtung die klägliche Genügsamkeit dieser „Laubenphilister" und „Ruderklubbrüder" lächerlich gemacht. Soll die Weltrevolution etwa vor den Laubenkolonien halt machen? Der Arbeiter braucht nicht armselige fünf Fuß eigenen Boden, er braucht sein Häuschen, seinen Garten. Sollen denn nur die Kapitalisten sich in ihren Parks ergehen? Im Nu waren wir alle in Nirgendwo. Grüne Arbeitervillenstädte, wie Bellamy sie geschildert, waren hervorgezaubert. Zwar fehlen uns im Augenblicke Ziegel und Holz und Träger zum Bau und den Moskauern fehlen sie noch mehr. Aber niemals ist die Seele des Proletariers utopiebedürftiger gewesen. Das Phantasiebild lockt und die Urteilskraft kuscht.

Es kam nicht zur Abstimmung, weil noch zwei Dutzend Redner vorgemerkt waren. Aber es bestand kein Zweifel darüber, daß vier Fünftel der im Saal Verbliebenen für Moskau zu stimmen entschlossen waren. So geht es in allen Berliner Versammlungen zu. Der Nüchterne — das ist der Störende, der Unbequeme. Die phantasievollen Enthusiasten, die echten, und die Schauspieler des Enthusiasmus entscheiden.

IV.

Einstein verließ den Saal der Philharmonie, ehe die Zuhörer über die Richtigkeit der Relativitätstheorie abgestimmt hatten.

Karl Kautsky fuhr nach Georgien, ehe die Massen über seinen Streit mit Lenin abgestimmt hatten.

Schon der Einzelne gehorcht bei der Urteilbildung mehr dem Willen als der Vorstellung. „Zum Leitstern seiner Bestrebungen", sagt Schopenhauer in seinen Paränesen und Maximen, „soll man nicht Bilder der Phantasie machen, sondern deutlich gedachte Begriffe. Meistens aber geschieht das Umgekehrte. Man wird nämlich, bei genauerer Untersuchung, finden, daß, was bei unseren Entschließungen in letzter Instanz den Ausschlag gibt, meistens nicht die Begriffe und Urteile sind, sondern ein Phantasiebild."

Deshalb ist Lenin stärker als Kautsky . . . Ich möchte auch nach Georgien fahren.

BERTRAND RUSSELL

BERICHTE AUS SOWJETRUSSLAND

Lenin, Trotzki und Gorki.

Bald nach meiner Ankunft in Moskau hatte ich eine Unterredung mit Lenin; sie dauerte eine Stunde und wurde in englischer Sprache geführt, die Lenin sehr geläufig beherrscht. Ein Dolmetscher war anwesend, aber seine Unterstützung war selten notwendig. Lenins Zimmer ist außerordentlich nüchtern; es enthält einen großen Tisch, einige Wandkarten, zwei Bücherständer und, neben zwei oder drei gewöhnlichen Stühlen, einen bequemen Sessel für Besucher. Für Luxus oder selbst nur für Komfort hat er ersichtlicherweise wenig übrig. Er ist sehr freundschaftlich, einfach, ohne jeden Zug von Stolz. Wenn man, ohne zu wissen, wer er ist, auf ihn stieße, so würde nichts darauf schließen lassen, daß so große Macht in seinen Händen ruht, nicht einmal, daß er in irgendwelcher Weise hervorragte. Niemals habe ich eine Persönlichkeit getroffen, der jede Selbstgefälligkeit so vollständig abgegangen wäre. Seinen Besucher sieht er sehr scharf an und kneift dabei das eine Auge zu, was die stechende Energie des andern in gefährlichster Weise zu erhöhen scheint. Häufig lacht er; anfangs scheint sein Lachen nur freundlich und fröhlich, aber nach und nach empfand ich es eher als grimmig. Er ist diktatorisch, ruhig, unfähig zu jeder Furchtsamkeit, außerordentlich selbstbetrachtend, eine Fleisch gewordene Theorie. Die materialistische Geschichtsauffassung ist — das fühlt man — sein Lebensblut. In seinem Wunsche, diese Theorie verstanden zu sehen, und in seinem Zorn gegen jeden, der sie mißversteht oder angreift, ebenso aber auch in seiner Liebe zum Erklären, ähnelt er einem Professor. Ich gewann den Eindruck, daß er sehr viele Menschen verachtet, ich gewann den Eindruck eines intellektuellen Aristokraten.

Meine erste Frage an ihn lautete, inwieweit er sich über die Besonderheit der ökonomischen und politischen Verhältnisse Englands Rechenschaft ablege. Ich wollte erfahren, ob es, um die Mitgliedschaft der Dritten Internationale zu erwerben, unbedingt notwendig sei, sich zur Theorie gewaltsamer Revolutionierung zu bekennen; allerdings faßte ich diese Frage, da meine Kollegen sie offiziell an ihn richteten, nicht in eben diese selben Worte. Seine Antwort befriedigte mich nicht. Er gab zu, daß gegenwärtig sehr geringe Aussichten auf eine Revolution in England beständen, und daß der Arbeiter vor der parlamentarischen Regierung noch keinen Abscheu hege. Aber er hofft, daß dieses Resultat durch ein Arbeiterministerium erreicht werden könnte. Er glaubt, daß, wenn

z. B. Mr. Henderson Premierminister würde, nichts Entscheidendes geändert würde; daraufhin aber, so hofft und glaubt er, würde sich die organisierte Arbeiterschaft dem Revolutionsgedanken zuwenden. Demgemäß wünscht er, daß seine Anhänger in England an der Erzielung einer parlamentarischen „Labour"-Majorität nach allen Kräften mitwirken. Er predigt keine Abstinenz vom parlamentarischen Wettbewerb, sondern Teilnahme daran, mit der Absicht, die Verächtlichkeit des Parlaments jedem Auge um so klarer zu machen. Was den meisten Engländern jeden Versuch zu gewaltsamer Revolution unwahrscheinlich und unerwünschbar macht, besitzt für ihn kein Gewicht und dünkt ihn leeres bourgeoises Vorurteil. Als ich andeutete, daß alles, was in England überhaupt möglich ist, ja auch ohne Blutvergießen erreicht werden könne, schob er diesen Einwurf als phantastisch beiseite. Ich gewann nicht den Eindruck, daß er große Kenntnisse oder psychologische Phantasie bezüglich Englands besitze. Die ganze Tendenz des Marxismus ist psychologischer Phantasie ja auch zuwider, da er jede politische Erscheinung rein materiellen Ursachen zuschreibt.

Sodann fragte ich ihn, ob er es für möglich halte, den Kommunismus fest und vollständig in einem Lande zu etablieren, in dem die Bauernschaft so überwiegt. Er gab zu, daß das schwer sei, und lachte über den Tausch von Nahrungsmitteln gegen Papier, zu dem der Bauer gezwungen wird; die Wertlosigkeit des russischen Papiergeldes schien ihn zu belustigen. Aber er sagte — was unzweifelhaft richtig ist —, daß die Dinge von selbst ins Lot kommen müßten, wenn erst einmal Waren da seien, die man dem Bauern bieten könne. Dies hofft er zum Teil durch die Elektrifizierung der Industrie zu erreichen, die eine technische Notwendigkeit für Rußland sei, deren Durchführung aber zehn Jahre in Anspruch nehmen werde. Er sprach, wie übrigens jedermann, mit großem Enthusiasmus über das Riesenunternehmen zur Erzeugung von elektrischer Kraft durch Ausnützung des Torfes. Natürlich betrachtet er als einzige Radikalkur die Aufhebung der Blockade; aber er zeigte keine große Hoffnung, daß sie ernstlich oder dauernd erfolgen könne, es sei denn durch Revolutionen in anderen Ländern. Ein Friede zwischen Rußland und kapitalistischen Ländern, sagte er, muß immer unsicher sein; möglich, daß die Entente von Müdigkeit oder inneren Zwistigkeiten dazu geführt werden könne, Frieden zu schließen. Aber er sei überzeugt, daß solcher Friede nur von kurzer Dauer sein werde. Ich fand ihn, wie übrigens fast alle anderen führenden Kommunisten, viel weniger sehnsüchtig nach Frieden und nach Aufhebung der Blockade, als wir unsererseits es sind. Er glaubt, daß wahrhaft Wirksames nur durch Weltrevolution und Vernichtung des Kapitalis-

mus geleistet werden könne; und ich fühlte, daß er auch in jeder Wiederaufnahme von Handelsbeziehungen zu kapitalistischen Ländern lediglich ein Palliativmittel von zweifelhaftem Wert sieht.

Er beschrieb den Gegensatz zwischen reichen und armen Bauern, beschrieb die Regierungspropaganda unter diesen gegen jene, eine Propaganda, die, was er komisch zu finden schien, schon zu Gewalttätigkeiten geführt habe. Er sprach davon, daß, da die Bauern nach freiem Handel strebten, die Diktatur noch lange Zeit andauern müsse. Er sagte — was ich gern glaube —, er wisse aus Statistiken, daß die Bauern in den letzten zwei Jahren mehr zu essen gehabt hätten als jemals zuvor; „und doch sind sie gegen uns", sagte er gedankenvoll. Ich fragte ihn, was man den Kritikern erwidern könne, die behaupteten, er habe auf dem flachen Lande nur Kleinbauerneigentum, nicht aber Kommunismus geschaffen. Er erwiderte, daß das nicht ganz richtig sei, sagte aber nicht, wo der Irrtum stecke.

Meine letzte Frage an ihn war, ob die Wiederaufnahme des Handels mit den kapitalistischen Ländern, sofern sie stattfinde, nicht Zentren kapitalistischen Einflusses schaffen und die Aufrechterhaltung des kommunistischen Systems erschweren werde. Es hatte mir geschienen, als ob die feurigeren Kommunisten den Handelsverkehr mit der Außenwelt vielleicht sogar fürchten müßten, als den Beginn einer Verseuchung mit ketzerischen Ideen, ja, fast als Unmöglichmachung des Systems in seiner jetzigen Strenge. Ich wünschte zu wissen, ob auch er dergleichen fühle. Er gab zu, daß der Handel Schwierigkeiten schaffen werde, sagte aber, daß sie geringer sein würden als die Schwierigkeiten des Krieges. Er sagte, daß vor zwei Jahren weder er noch seine Kollegen geglaubt hätten, daß sie die Feindschaft der übrigen Welt überleben könnten. Er schreibt diesen Erfolg den Eifersüchteleien und auseinandergehenden Interessen der verschiedenen kapitalistischen Völker zu, sowie der Kraft der bolschewistischen Propaganda. Er sagte, daß die Deutschen gelächelt hätten, als die Bolschewiki vorschlugen, Kanonen mit Flugblättern zu bekämpfen; die Ereignisse hätten aber bewiesen, daß Flugblätter ebenso mächtig sein könnten. Ich glaube nicht, daß er sich Rechenschaft darüber ablegt, daß auch die sozialistischen Parteien in dieser Sache mitgewirkt haben. Er scheint nicht zu wissen, daß die Stellungnahme der britischen Arbeiterschaft sehr viel mitgewirkt hat, einen großen Krieg gegen Rußland unmöglich zu machen, da sie die Regierung auf das beschränkte, was in versteckter Weise getan und ohne zu offensichtliche Verlogenheit abgestritten werden konnte.

Er vergnügte sich offenbar diebisch über die Angriffe Lord Northcliffes, dem er eine Medaille für bolschewistische Propaganda übersenden möchte. Anklagen wegen Plünderei, bemerkte er, mögen den Bourgeois erschrecken, haben aber einen gerade gegenteiligen Effekt auf Proletarier.

Ich glaube, wenn ich mit ihm zusammengetroffen wäre, ohne zu wissen, wer er ist: für einen großen Mann hätte ich ihn nicht gehalten. Dazu kam er mir zu sehr in seine Ideen verrannt, zu eng, zu orthodox vor. Seine Stärke entspricht, wie ich glaube, seiner Ehrlichkeit, seinem Mut, seinem unerschütterlichen, religiösen Vertrauen in das marxistische Evangelium, das an die Stelle jener Paradieshoffnungen getreten ist, von denen die christlichen Märtyrer angetrieben wurden, mit dem einzigen Unterschied, daß die egoistischer waren. Seine Freiheitsliebe ist ebenso gering, wie diejenige der Christen, die unter Diokletian litten, und die, als sie zur Macht gekommen waren, Gleiches mit Gleichem vergalten. Vielleicht ist Freiheitsliebe überhaupt unvereinbar mit dem schrankenlosen Glauben an irgendwelches Allheilmittel menschlicher Leiden. Wenn dem so wäre, dann könnte ich mich der Skepsis unserer Westwelt nur erfreuen. Ich ging nach Rußland in dem Glauben, Kommunist zu sein; aber die nähere Berührung mit Leuten, die am Kommunismus nicht zweifeln, hat meine eigenen Zweifel vertausendfacht; nicht nur meine Zweifel am Kommunismus, sondern an jedem Evangelium, das für so unverbrüchlich gehalten wird, daß sich Menschen bereit finden lassen, seinetwegen sogar Elend in aller Welt zu verbreiten.

Trotzki, den die Kommunisten keineswegs für ebenso bedeutend halten wie Lenin, machte als Intelligenz und Persönlichkeit — wenn auch nicht als Charakter — größeren Eindruck auf mich. Ich sah indessen zu wenig von ihm, um mehr als oberflächlich urteilen zu können. Er hat kluge Augen, militärische Haltung, scharfe Intelligenz und ist als Persönlichkeit magnetisch. Er ist sehr hübsch; sein Lockenkopf ist erstaunlich; man fühlt, daß er auf Frauen unwiderstehlich wirken muß. Mir war, als ob er, solange ihm nicht die Wege gekreuzt werden, fröhlich, gutmütig und humorvoll sein müsse. Ich dachte — vielleicht fälschlich —, daß seine Eitelkeit noch größer sein müsse, als seine Machtliebe, — eine Art von Eitelkeit, die einem an Künstlern und Schauspielern bekannt ist. Der Vergleich mit Napoleon wird einem geradezu aufgezwungen. Aber ich hatte keine Möglichkeit, die Stärke seiner kommunistischen Ueberzeugung abzuschätzen, die sehr tief und ernst sein mag.

In außerordentlichem Kontrast zu diesen Männern fand ich Gorki, mit dem ich in Petrograd ein kurzes Interview hatte. Er lag zu Bett, schien sterbenskrank, und war offensichtlich gebrochenen

Herzens. Er bat mich, daß ich in allem, was ich über Rußland sagen würde, immer betonen möge, was Rußland gelitten habe. Er unterstützt die Regierung — genau so wie ich es machen würde, wenn ich Russe wäre —; nicht, weil er glaubt, sie sei fehlerlos, sondern weil er glaubt, daß jede Nachfolgerin noch schlimmer sein würde. Man fühlt in ihm eine Liebe zum russischen Volk, die dessen jetziges Märtyrertum kaum noch zu ertragen vermag, und die das fanatische Vertrauen, das die Nur-Marxisten hochhält, nicht aufkommen läßt. Er erschien als liebenswertester, sympathischster von allen Russen, die ich kennengelernt. Gern hätte ich mehr von seinen Ansichten gehört, aber er sprach nur mühselig, beständig von fürchterlichen Hustenanfällen unterbrochen, so daß ich nicht verweilen konnte. Alle Intellektuellen, mit denen ich zusammenkam — und das ist eine Klasse, die furchtbar gelitten hat —, sprachen mit Dankbarkeit von dem, was er für sie getan habe. Es wird erzählt, die Bolschewiki hätten Außerordentliches für die Kunst geleistet. Ich konnte nur entdecken, daß sie einiges von dem, was schon zuvor existierte, erhalten haben. Wenn ich Bolschewiken über dieses Thema interpellierte, dann wurden sie ungeduldig und sagten: „Wir haben für eine neue Kunst ebensowenig Zeit, wie für eine neue Religion!" Gorki hat zur Erhaltung des künstlerischen Lebens Rußlands alles getan, was in eines Mannes Macht steht. Aber er liegt im Sterben, und Intelligenz und Kunst werden ihm wohl nachfolgen.

EDUARD BERNSTEIN

IST EINE DEUTSCH-FRANZÖSISCHE VERSTÄNDIGUNG MÖGLICH?

Bernsteins Aufsatz reiht sich in die „Antworten an Reboux" ein, deren Veröffentlichung im „Tage-Buch" Nr. 36 begonnen wurde.

Das zwischen Deutschland und Frankreich, diesen beiden großen demokratischen Republiken des europäischen Festlandes, obwaltende politische Verhältnis ist nur erst formell ein Friedenszustand. Tatsächlich obwalten zwischen beiden Ländern außerordentlich starke Gegensätze, die ein als wirklich empfundenes Friedensverhältnis nicht aufkommen lassen. Es ist aber nicht übertrieben, zu sagen, daß, ehe nicht hierin gründlicher Wandel eintritt, beide Länder, wenn auch in verschiedenem Grade, in ihrer Entwicklung gehemmt sind. Die Gegensätze, sofern sie nicht völlig aus der Welt geschafft werden können, wenigstens erheblich abzumildern, ist daher ein wichtiges Interesse des französischen wie des deutschen Volkes. Es ist aber

auch, da Europa gleichfalls nicht völlig zur Ruhe kommt, ehe diese, gewissermaßen seine Herzkammern bildenden Nationen sich besser zueinander stellen, in nicht geringem Grade ein europäisches Interesse. Ist jedoch eine solche Abmilderung der Gegensätze möglich und ist, was vor allem heute zu beantworten ist, sie in absehbarer Zeit möglich?

So weit es sich im Streit Deutschland-Frankreich um Fragen materieller Natur handelt, hat heute wohl das deutsche, nicht aber das französische Volk Ursache, sich von seinem Nachbarn bedrückt zu fühlen. Frankreich ist mit seinen Verbündeten der Gläubiger Deutschlands mit einer Geldforderung, die dieses zu erdrücken droht, und nicht umgekehrt; Frankreich hält deutsches Gebiet besetzt; französische Militärs lassen auf deutschem Boden die einheimische Bevölkerung fühlen, daß sie die Herren sind; Frankreich mit seinen Verbündeten halten Deutschland in bezug auf wichtige Fragen der Ordnung seiner inneren Angelegenheiten unter peinlichen Ausnahmevorschriften, und Frankreich vornehmlich ist es, das darauf besteht, das deutsche Volk, welche Regierungsform es sich auch gibt, als ein Volk von Verbrechern zu behandeln, die man unter Polizeiaufsicht halten muß. Indem ich das feststelle, lasse ich die Frage unerörtert, wie viel von alledem sich auf Vergehen und Verpflichtungen Deutschlands gründet, die ihm Berechtigung verleihen. Es handelt sich zunächst lediglich darum, die Beziehungen, wie sie *sind*, sich vor Augen zu halten. Daß aber bei einem solchen Zustand sich des bedrückten Volkes ein starker Groll gegen die es bedrückende Nation bemächtigen muß, liegt auf der Hand.

Natürlich empfindet auch die Mehrheit der Franzosen Deutschland gegenüber starken Groll. Aber in bezug auf die Ursache ist da ein großer Unterschied. Der Groll der Franzosen hat seine Ursache in Vorgängen, die heute der Vergangenheit angehören. Ein unbestrittener Grund zu ihm sind die schweren Schäden, die Frankreich im Krieg von deutscher Seite zugefügt worden sind. So schlimm nun diese Schäden sind, so schwer weite Kreise des französischen Volkes auch unter ihnen leiden, so sind sie doch eine Last, die angesichts der von der deutschen Republik anerkannten Pflicht der Wiedergutmachung von Jahr zu Jahr abzunehmen verspricht. Als Nation sieht Frankreich eine heller werdende Zukunft vor sich, und so muß der Groll naturgemäß an Stärke verlieren. Deutschland dagegen sieht auf lange hinaus in eine düstere Zukunft. Seine Lage ist mit Schuldknechtschaft nicht zu scharf gekennzeichnet. Es ist ihm die Hoffnung genommen, sich in absehbarer Zeit emporarbeiten zu können. Je mehr es arbeitet, um so mehr soll es zahlen müssen. Auf Generationen hinaus soll es bestimmten Nationen gegenüber in der Lage des Hörigen

sein, und von diesen Nationen zeigt sich Frankreich als besonders auf das Pressen erpicht.

Warum das? Ist es lediglich die Sorge, nicht bei Heller und Pfennig bezahlt zu werden, welche Frankreich bestimmt?

Man kann das unmöglich annehmen. Sonst müßte die einfachste Ueberlegung den Franzosen sagen, daß ihr Interesse an Deutschlands Zahlungen dessen möglichst schnelle wirtschaftliche Erholung gebiete. Genau wie im allgemeinen Geschäftsleben die Gläubiger an der Erholung der Schuldner interessiert sind. Frankreichs Verhalten wird durch das finanzielle Interesse allein nicht erklärt. Ebensowenig kann das Konkurrenzinteresse den Hauptgrund abgeben. Zwischen Frankreich und Deutschland hat auf wirischaftlichem Gebiet niemals ein so scharfer Konkurrenzkampf gespielt, um die beiden Länder in erbitterten Gegensatz zueinander zu bringen. Im allgemeinen hat zwischen ihnen eher eine gewisse Arbeitsteilung sich herausgebildet. Die zur gekennzeichneten Haltung Frankreichs treibenden Beweggründe sind auf anderen Gebieten zu suchen. Zum Teil wurzeln sie in einem Fortwirken gewisser Gesichtspunkte in der Politik Frankreichs, welche von der Zeit Richelieus her dieser, soweit Deutschland in Betracht kommt, lange Zeit den Stempel aufgedrückt haben. Wie es damals ein Dogma für sie war, daß Deutschlands Schwäche ein Lebensinteresse Frankreichs sei, dieses sozusagen ein Naturrecht auf Deutschlands Zerrissenheit habe, so haben ähnliche Tendenzen auch in der neuen Zeit immer wieder für französische Politiker von Einfluß Geltungskraft erlangt, unterstützt durch die 1871 erfolgte Wegnahme Elsaß-Lothringens und durch die übelberatene Politik des kaiserlichen Deutschland in der Marokkofrage. Die Tangerfahrt von 1905 und der Panthersprung nach Agadir von 1911 haben das Mißbehagen, das sich der Bourgeois-Politiker Frankreichs im Angesicht der Ueberflügelung durch Deutschland in bezug auf Volkszahl und materielle Machtmittel bemächtigt hatte, bis zu einem solchen Grade von Mißtrauen und selbst Furcht gesteigert, daß diese weiterwirkend schon vor dem Kriege sich verschiedentlich in Versuchen der Aechtung alles Deutschen Luft machten.

Mißtrauen und Furcht, die stets danach angetan sind, Haß zu gebären, herrschen nun noch heute, wo Deutschland demokratische Republik geworden ist, trotzdem in maßgebenden Kreisen Frankreichs ihm gegenüber vor. Sie bestimmten deren Verhalten bei Festlegung der Deutschland aufzuerlegenden Friedensbedingungen und nähren jetzt in ihnen die Idee, daß ein zu geordneten Zuständen gelangtes einiges Deutschland die erste günstige Gelegenheit ergreifen werde, über Frankreich herzufallen. Sie veranlassen sie, der deutschen Republik gegenüber eine Politik zu betreiben, die durch-

aus danach angetan ist, gerade diejenigen Stimmungen und Gesinnungen hervorzurufen und auf die Spitze zu treiben, die Völker zu Vergeltungskriegen hinreißen. Es hieße falsche Vorstellungen erwecken, wollte man bestreiten, daß heute die Stimmung im deutschen Volke Frankreich gegenüber wesentlich gereizter ist als in den ersten Monaten der Republik.

Als im November 1918 das arbeitende Deutschland im Angesicht des Zusammenbruchs der kaiserlichen Machtpolitik das Kaisertum stürzte und die demokratische Republik proklamierte, war man in den Kreisen der Vorkämpfer der Republik zwar darauf vorbereitet, daß diese neben andern Verpflichtungen, die das Kaisertum ihr hinterlassen hatte, auch die der Wiedergutmachung zu übernehmen haben werde, und von dem redlichen Willen beseelt, ihr nach besten Kräften gerecht zu werden. Aber man hatte erwartet, und war nach den Erklärungen des Präsidenten Wilson auch berechtigt zu erwarten, daß die Sieger dem demokratische Republik gewordenen Deutschland Vertrauen entgegenbringen und ihm politische und wirtschaftspolitische Bedingungen stellen würden, die ihm erlaubten, sich als ein gleichberechtigtes Glied in der Republik der Nationen zu fühlen und zu bewegen.

Man ist darin grausam enttäuscht worden. Und es ist bekannt, wie sehr, so weit Frankreich in Betracht kommt, dessen Vertreter im Rat der Sieger dazu beigetragen haben, daß es sehr, sehr anders gekommen ist; wie von ihnen dahin gewirkt wurde, daß der Republik genau so, wie man es dem Kaisertum getan hätte, der Fuß auf den Nacken gesetzt wurde.

Nun wird von seiten der Vertreter dieser Politik Frankreichs für sie geltend gemacht, daß sich in Deutschland „gar nichts Wesentliches geändert" habe; die Deutschen haben mit der Proklamierung der Republik „nur die Fassade geändert", um sich dadurch nach Möglichkeit der Verpflichtungen ledig zu erklären, die das kaiserliche Deutschland auf sich geladen habe. Im Wesen sei aber Deutschland „noch das alte" geblieben, und so könne daher auf dessen Züchtigung und Niederhaltung nicht verzichtet werden. Das haben uns, vom „Temps" angefangen, die einflußreichsten der französischen Zeitungen in allen Tonarten gepredigt. Es ist aber klar, daß, solange diese Auffassung bei den leitenden Staatsmännern Frankreichs vorherrscht und dessen Politik bestimmt, ein gutes Verhältnis der beiden Völker zueinander nicht zu erzielen sein wird.

Hier liegt nach meiner Ansicht der Kernpunkt der Frage. Wie die Gestaltung der Friedensbedingungen selbst durch jene Auffassung beeinflußt wurde, gleichviel ob sie aufrichtig geglaubt ward oder mehr oder weniger Vorwand war, so auch jetzt die Auslegung und Anwen-

dung ihrer einzelnen Bestimmungen, sowie die Stellung zur inneren Entwicklung Deutschlands und zu seiner Existenz als Nation. Das Problem ist also, diese Anschauung so zu entkräften, daß sie die Fähigkeit verliert, die Politik Frankreichs ernsthaft zu beeinflussen.

Durchaus unrichtig ist nun jedenfalls die oben berührte Beurteilung der deutschen Revolution und ihres Zweckes. Die deutsche Revolution vom November 1918 hatte als aktive Kraft ausschließlich die antiimperialistisch gesinnte sozialistische Welt Deutschlands. Nur die von den beiden sozialdemokratischen Parteien Deutschlands beeinflußten Massen waren in den Novembertagen 1918 am Werk, die demokratische Republik zu erkämpfen, die imperialistisch gesinnten Schichten Deutschlands aber haben die Revolution nicht nur nicht „gemacht" oder auch nur begünstigt, sie haben sie mit Grauen kommen sehen, und, als sie da war, sie nicht begrüßt, sondern zähneknirschend erlitten.

Wie sehr sie am Boden lagen, hat sich damals bei den Wahlen zur Nationalversammlung gezeigt. Obwohl die beiden spezifisch nationalistischen Parteien, die Konservativen und die Nationalliberalen, vorsichtig ihre Namen änderten und sich Volksparteien tauften, erhielten sie von über 30 Millionen abgegebenen Stimmen zusammen nur rund 4½ Millionen, das heißt noch nicht den achten Teil. Gewiß waren sie damit noch nicht aus der Welt verschwunden; die Zusammensetzung des deutschen Volkes ist, darin haben die französischen Anwälte der Gewaltpolitik Recht, im wesentlichen die gleiche geblieben. Aber keineswegs ist es darum noch politisch „dasselbe Deutschland". Denn das für diese Frage Wichtige, der politische Schwerpunkt, hat sich vollständig verschoben. Lag er im Kaiserreich, dank dessen militaristisch-bürokratischen Einrichtungen, noch bei den Trägern der imperialistischen Tendenzen, so liegt er in der Republik, dank der durchgeführten politischen Demokratie, bei den arbeitenden Klassen, den entschiedenen Trägern pazifistischer Politik. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung fielen ihren spezifischen Vertretern, den beiden sozialdemokratischen Parteien, fast 14 Millionen Stimmen zu, wozu dann noch die Stimmen der weit über eine Million zählenden, wohlorganisierten Arbeiterwähler der Zentrumspartei kommen, deren Einfluß auf ihre Partei obendrein, dank der Demokratisierung Deutschlands, außerordentlich gesteigert ist. Aehnlich bei der deutsch-demokratischen Partei. Die sozialdemokratische Linke und die beiden demokratischen Mittelparteien der deutschen Republik sind durchaus antimilitaristisch gesinnt und Gegner jeder Kriegspolitik.

Hinter ihnen zusammen standen bei den Wahlen zur Nationalversammlung fünf Sechstel der Wählerschaft, nämlich über 25 Millionen

von im ganzen 30,4 Millionen Wählern. Die Zahl ist bei den Wahlen vom 6. Juni d. J. zum ersten Reichstag der Republik allerdings zurückgegangen. Doch sind es noch immer über zwei Drittel der Wähler, die für diese Parteien stimmten. Und zu den Ursachen, die den Rückgang herbeigeführt haben, gehört nicht zuletzt die Enttäuschung darüber, daß man dem Republik gewordenen Deutschland so harte Bedingungen auferlegt hat, wie sie dem Kaiserreich nicht härter hätten diktiert werden können. Schreiber dieses hat das im Wahlkampf reichlich erfahren.

Und doch kann ich feststellen, daß, wenn ich in meinen Wahlreden darauf hinwies, daß man bei Beurteilung der Haltung der Franzosen nicht vergessen dürfe, welche schweren Schäden ihrem Volk deutscherseits im Kriege zugefügt worden sind, mir stets von seiten der Hörer der Ruf „sehr richtig" antwortete. In der breiten Masse unseres Volkes lebt ein starkes Billigkeitsgefühl, das allerdings richtig behandelt werden muß, um sich im guten Sinne auswirken zu können.

Mehr Billigkeit! Das ist es, was mir als die erste Vorbedingung einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich erscheint. Der Ruf ergeht an Presse und Politiker auf beiden Seiten. Allerdings stärker an diejenigen, die die Mächtigen sind. Bei uns Deutschen handelt es sich um Billigkeit im Urteil über Forderungen und Maßnahmen der Gegenseite, denn Deutschland hat ja selbst weder das Recht, Forderungen von Bedeutung zu erheben, noch die Möglichkeit, Maßnahmen zu verhängen. Französischerseits aber wird Mangel an Billigkeit im Urteil zum Urheber von Unbilligkeit in Forderungen und Maßnahmen.

Bis zu welchem Grade das bisher schon geschehen ist, soll hier nicht untersucht werden. So viel glaube ich aber sagen zu können: solange in Frankreich die Tendenz die Oberhand behält, entgegen den Anforderungen aller Billigkeit dem deutschen Volke Lasten aufzuerlegen, die ihm auf Generationen hinaus sogar die Hoffnung rauben, eines Tages wieder für seine eigene Hebung arbeiten zu können, und allen möglichen auf die Zerreißung Deutschlands abzielenden Bewegungen Vorschub zu leisten, solange wird auch tiefes Mißtrauen zwischen beiden Nationen obwalten und eine wahrhafte politische Annäherung unmöglich machen. Noch niemals in der Geschichte hat eine unterdrückende Nation der unterdrückten getraut, noch niemals ein unterdrücktes und ausgesaugtes Volk an die guten Gesinnungen der Nation geglaubt, die ihm den Fuß auf den Nacken setzte. Die große Aufgabe derjenigen, welche die so notwendige Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich erstreben, ist es, dafür zu sorgen, daß der Geist der Billigkeit hüben und drüben dem politischen Denken und Handeln die Richtung vorschreibt.

Vorbemerkung: In der Mappe, von der in dieser Szene gesprochen wird, befinden sich Beweise gegen Anselm, den Freund, um den die Rede sich dreht. Maria wollte sie ungesehen vernichtet wissen, Thomas sie ungesehen glauben.

Eine Szene aus dem Schauspiel „Die Schwärmer".

Maria (tritt vorsichtig ein): Ich wußte nicht recht, bist du schon wieder allein? Ich habe gewartet.

Thomas: Und . . . hast gehört?

Maria: Ich habe nicht gehorcht. Ich will nicht wissen, was ihr gesprochen habt. Gib mir die Mappe!

Thomas (weicht wie vor einer unentrinnbaren Gefahr zurück): Also . . . ? Also wirklich?

Maria: Ich habe darüber noch einmal mit ihm gesprochen. Er beginnt sich mir anzuvertrauen. Laß ihn mein Freund sein. Gerade wenn er schlecht ist.

Thomas: Also wirklich. — Und was ich dir gesagt habe?

Maria: Wenn du es selbst glaubtest, würdest du es anders anpacken als nur so von innen heraus. (Schmerzlich): Warum hast du dich in das eingelassen? Weil du glaubst, daß er mich beeinflußt. Ja, er tut es; darf er denn nicht?

Thomas: Er darf? Kann! Kann es, Maria! Sieh mich doch an, was hat sich verändert? Du verlierst dein Stopfholz, dieses liebe, runde Ding, über das du manchmal die Strümpfe spannst; dann findest du es nach Tagen auf der Straße wieder: du erkennst es kaum; was du daran war, ist verwest; es ist nur ein lächerliches kleines Holzskelett. So kehrst du wieder: Seines Geistes Kind; Fetzen der Widerwärtigkeit dieses fremden Mutterschoßes hängen an dir.

Maria: Du bist ein harter, gewaltsamer Mensch.

Thomas: Sag neidisch. Sag voll Haß. Dieses fremde Wesen möchte ich mit den wildesten Säuren wegätzen, das mit mir ringt, ohne daß wir uns fassen können! In deinen Gedanken finde ich ihn, das ist hilfloser verlassen sein, als ob ich ihn in deinem Bett fände.

Maria: Du bist ein harter, eifersüchtiger Mensch; du forderst, ohne selbst etwas geben zu wollen. Darf ich nur auf dich hören? Mußt in jeder Frage du recht haben?

Thomas: So wenig, daß ich manchmal nicht mehr verstehe, warum bist du immer bei mir gewesen und nicht bei ihm? Es ist etwas in mir, etwas störrisch Unbelehrbares, das wacht über dich wie eine Mutter über die Freude ihres Kindes. Das fühlt, dumm, glücklich im Schmerz, wenn du von ihm kommst, etwas Erfrischtes, Neues.

Maria: Siehst du, daß du eigentlich alles gar nicht meinethalben machst, Aufregungen und Gefahr für unsere Existenz. Sondern

nur weil du zu fühlen glaubst, daß er mich — nicht begehrt! — sondern höher schätzt als du!

Thomas: Seit es anfing, sagst du mir, es sei nicht Liebe, sondern ein geistiges Erlebnis —

Maria: Das ist es auch nur.

Thomas (gequält): Fast ebenso lang zeige ich dir schon, er ist im inneren Erlebnis ein Fälscher. Aber du glaubst nicht an mich, sondern an ihn. Das klingt so einfach und ist — das Grauen.

Maria: Ich glaube noch an dich! Aber was hast du daraus gemacht?! Etwas nie Fertiges. Etwas, das nie klar wird. Von jedem neuen Einfall bedroht. Als Ersatz dafür ein unbestimmtes Zusammengehören wie Reisende in einem Abteil. Ohne Zwang und ohne Leidenschaft! Ich will nicht denken! Man kann auch anders etwas sein! Thomas, was dich gepackt hält und zerrt und schüttelt, bist du selbst! Die Scham über die Stunden, wo du nicht denkst; wo du zu mir kommst, weil du nicht denken willst, entblößter als nackt in diesen schändlich „schwachen" Stunden, wo die Eingeweide heraustreten. Was hast du aus uns gemacht. „Du du" und „da da", „Mausi und Ratz", „kitzi kitzi, kleiner Mann und Mädi"!

Thomas: Still! Still! Es ist grauenvoll! Ich kann es nicht anhören! . . . Spürst du nicht das ungeheure hilflose Vertrauen darin? Alles, was dir ein Mensch geben kann, liegt in dem Bewußtsein, daß du seine Neigung nicht verdienst. Daß er dich gut findet, für den in alle Ewigkeit kein Grund zu finden ist, der ihn als gut beweist. Daß er dich, der sich nicht sprechen, nicht denken, nicht beweisen kann, nimmt als Ganzes. Daß er da ist; hergeweht; nur Wärme, nur Aufrichtung für dich! Hast du es nicht so empfunden? Warst du immer anders?

Maria: Daß du noch stolz darauf bist! Du hast mich den Mut zu mir selbst verlieren lassen!

Thomas: Und Anselm gibt dir einen gefälschten! Du wirst eine ungeheure Enttäuschung erleben!

Maria: Vielleicht fälscht er. Aber ich habe ein Recht darauf, daß man mir vorredet, so ist es! Daß — und wenn es nur eine Täuschung wäre! — etwas stärker als ich aufwächst. Daß man mir Worte sagt, die nur wahr sind, weil ich sie höre. Daß mich Musik führt, nicht daß man mir sagt: vergiß nicht, hier wird ein Stück getrockneten Darms gekratzt! Nicht, weil ich dumm bin, Thomas, sondern weil ich ein Mensch bin! So wie ich ein Recht darauf habe, daß Wasser rinnt und Steine hart sind und Schweres in meinen Rocksaum genäht, damit er nicht schlottert!

Thomas: Wir reden aneinander vorbei. Wir sagen das gleiche, aber bei mir heißt es Thomas und bei dir Anselm.

Maria: Ist das alles, was du antwortest? Nie, nie, nie steht etwas da, groß, aufregend, notwendig, nach der Hand greifend! Du nimmst mich nicht einmal fort von ihm.

Thomas: Man kann niemand fortnehmen von dort, wo er steht. Du wirst aber — (er sucht Worte und findet keines) — eine unsagbare Enttäuschung erleben.

Maria: Sag es mir, wenn du etwas wirklich weißt! Laß mich doch nicht so allein!

Thomas: Beweisen läßt es sich nicht.

Maria (trotzig gemacht): Ich meine, der einzige Beweis für und gegen einen Menschen ist, ob man in seiner Nähe steigt oder sinkt.

(Sie werden unterbrochen.)

ROBERT WALSER

THESEUS

Wie Jakob Burkhardt lehrt, kam's den Renaissance-Italienern auf Kultur und Bildung sowohl wie Persönlichkeitspflege an. Sie waren eben zum Teil noch Altertumsmenschen. Wie sah's im hellleuchtenden Hellas aus? Medea aß ihre Kinder. Was tat Theseus? Mit Kraft, Gewandtheit und Lebenslust ausgestattet, unternahm er Wanderungen, die ihn durch die ganze damalige Welt führten. Das Kap der guten Hoffnung existierte freilich noch nicht. War es ihm um Erlernung fremder Sprachen zu tun? Wir bezweifeln es; möchten eher glauben, er sei gereist, weil er was erleben wollte, denn er war offenbar einer, der das Stillsitzen nicht aushielt. Ich fass' es so auf, gebe aber jedem das Recht, anderer Meinung zu sein. So zog er denn hin und erlebte zahlreiche Liebesabenteuer, bis er vor eine Art Labyrinth kam, in das er absolut hineinwollte, obschon sie ihm davon abrieten. Mit nichts als mit seinem Mute und einem in der Tat fabelhaften Selbstvertrauen ausgerüstet, ging er hinein. Zwar gab ihm eine Freundin, namens Ariadne, eine Schnur mit auf den einzigartigen Weg, und er verschmähte das Geschenk keineswegs, denn er ahnte, daß er es würde brauchen können. Wie lange es währte, eh' er in den Mittelpunkt kam, wissen wir nicht; er hatte dort jedenfalls mit einem Ochsen oder Mammuth zu kämpfen und tat es denkbar erfolgreich. Hierauf sorgte er, daß er fortkam, und sah dann das Tageslicht wieder, was ihn vermutlich herzlich freute. Als er zu den Seinigen heimkehrte, fielen recht sehr dumme Sachen vor. Phädra hatte sich in den bildhübschen Hippolyt verliebt, woraus eine Tragödie entstand, die ihn schwer hernahm. Er galt alles in allem als ein Schürzenjäger und war demnach leider ziemlich leichtfertig. Bedenklich ist, wie er seine Familie vernachlässigte. Immerhin gelobte er Besserung. War nicht sein Sohn ernster als er?

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

T o n n a g e ü b e r s c h u ß.

Aus den Zahlen von „Lloyds" geht hervor, daß die Welt am 30. Juni 1920 um 18 vom Hundert mehr Schiffsraum (Dampfer- und Seglerschiffsraum) besaß als zur Zeit des Attentats von Serajewo. Die dürre Ziffer wirkt, wiewohl man ja viel vom Hochbetrieb der alten und neuen amerikanischen und japanischen Werften gehört hat, doch ein wenig überraschend. Noch verblüffender aber ist Lloyds Berechnung, daß es ohne Krieg, wenn das Wachstumstempo aus der Zeit bis 1914 unverändert geblieben wäre, um über 6 Millionen Bruttoregistertonnen weniger Schiffsraum gäbe, als tatsächlich am Stichtage der letzten Zählung vorhanden waren. So sieht im Jahre 1920 die Bilanz des U-Bootkrieges aus. Denn der U-Bootkrieg ist, direkt und indirekt, die Ursache dieser übernormalen Schiffsraumvermehrung. Er hat z u e r s t die Meere „leergefegt"; aber n a c h h e r hat er sie (oder vielmehr die Häfen, — denn der vorhandenen Tonnage fehlt es zu einem guten Teile an Beschäftigung) wieder gefüllt. Ohne den U-Bootkrieg hätte sich Amerika niemals mit solcher Wucht und Wut auf den Schiffsbau gestürzt; ohne U-Bootkrieg hätten die neutralen Reedereien ihre Riesengewinne nicht in solchem Ausmaße zur Vergrößerung ihres Schiffsparkes verwandt, weil sie gefürchtet hätten, die Konkurrenz werde bald zu groß sein.

Der Gegenschlag erreichte den Gipfelpunkt seiner Wirkung übrigens erst, als der Schlag selbst, der U-Bootkrieg, bereits historische Erinnerung war. Als Deutschland um Waffenstillstand bat, war die Welttonnage noch kleiner als im Juli 1914. Im Frühjahr 1919 war der Verlust gerade wettgemacht. Dann, zwischen dem Sommer dieses und des vergangenen Jahres, kam der große Ruck. Kriegspolitisch war er verspätet, wirtschaftspolitisch war er übermäßig; denn trotz aller neuen Produktionszentren und Verkehrsbeziehungen, die sich, abseits von Europa in den anderen Erdteilen entwickelten, war auf Jahre hinaus der Strom der Güter, die über die Meere zu bringen waren, schmäler als vor dem Kriege. Aber danach frug man nicht. Der Apparat, aus Kriegsnotwendigkeit geschaffen, war da und gab unweigerlich seine Leistung her. Erwägungen wie die deutscher Militärbehörden: man könne doch nicht so viel Munition herstellen lassen, eines schönen Tages sei der Krieg plötzlich zu Ende, und was mache man dann mit dem überflüssigen Material? — solch verhängnisvolle ökonomische Erwägungen lagen unseren Feinden nicht.

So hat ein im ganzen verkleinerter und verarmter Weltverkehr einen vergrößerten Schiffsraum erhalten. Ein klein wenig wird diese Zunahme der Quantität vielleicht durch eine Verschlechterung der

Qualität ausgeglichen. Die Schiffe aus der Friedenszeit sind im Kriege rascher gealtert, und die während desselben hergestellten sind zum Teil Massen- und Ersatzware. (Besonders von den amerikanischen wird das behauptet.)

Hätten wir eine vernünftig organisierte Weltwirtschaft, so dürfte vorläufig — von der Befriedigung von Spezialbedürfnissen abgesehen — nirgens ein Schiff gebaut werden. Denn es ist Sünde, zurzeit Ueberflüssiges, weil im Ueberflusse vorhanden, zu produzieren, während es an tausend Stellen am Nötigsten fehlt. Dennoch hat neulich der Reichswirtschaftsrat programmatisch verkündet, Deutschland müsse mit aller Kraft und so schnell wie möglich Seeschiffe bauen. Nationalwirtschaftlich hat er mit dieser Forderung vollkommen recht, denn Deutschland hat jetzt weniger Schiffe als Griechenland. Internationalwirtschaftlich ist sie ein Nonsens, weil auch ohne deutsche Neubauten bis auf weiteres zu viel Tonnage da ist. Das Natürlichste wäre, daß man Deutschland die Schiffe, die es braucht, zurückgäbe oder sonst unter irgendwelchen Bedingungen zur Verfügung stellte, die seine Zahlungsbilanz nicht belasten, damit es Geld, Stoff und Kraft, die ihm geblieben sind, auf die Herstellung von Dingen verwenden kann, die wirklich fehlen. Aber wo bliebe dann freilich das Siegervorrecht des Nehmens um des Nehmens willen?

„Automobilisierung."

Der Quantitätsfuror der amerikanischen Automobilindustrie ist fast noch imposanter als der des neugebackenen Schiffbaues der Union. Ford allein soll jährlich eine Million Automobile erzeugen (ganz Europa 400 000.) Schon jetzt sollen mehr als sechsmal so viel Personen- und Lastautos in Amerika im Verkehr sein als in Europa. Die Pläne der amerikanischen Großkonzerne gehen angeblich auf eine Jahresproduktion von acht Millionen Wagen (gegenwärtig hält man bei zwei Millionen); davon 5 bis 6 Millionen für die Ausfuhr. Die Erzeugung ist in doppelter Richtung hochkapitalistisch rationalistisch: einmal durch die gemischtbetriebliche Zusammenfassung der Produktionsstufen („vom Erz zum Auto"), dann durch Normalisierung und Typisierung. Nicht das Präzisions- und Kunstfabrikat, sondern der massenhaft hergestellte billige Einheitswagen ist bekanntlich der Repräsentant der amerikanischen Produktion.

Die Amerikaner stellen die Automobilisierung oder „Motorisierung" der Welt, die von ihnen ausgehen soll, gerne mit dem Eisenbahnbau der vergangenen Jahrhunderts in eine Linie. Der Vergleich hinkt. Die Eisenbahn war gegenüber den früheren Transportmitteln Zusammenfassung des Verkehrs und damit Oekonomisierung der Kraft, Verbilligung der Kosten in größtem Maßstabe. Das Auto ist wieder Individualisierung und deshalb — auch wenn es für ein mo-

torisches Einzelvehikel noch so wohlfeil ist — keine Oekonomisierung. Wenn, wie berichtet wird, viele amerikanische Arbeiter statt mit der Bahn mit dem eigenen Kleinauto zur Arbeitsstätte fahren, so bedeutet das Bequemlichkeit, Massenluxus, aber keine Oekonomie.

In den armen Ländern des europäischen Kontinents kommt derlei natürlich nicht in Frage. Da wir auf Oekonomie angewiesen sind, paßt die volle Individualisierung schlecht für uns; wir brauchen aber den Motoromnibus, den großen Lastkraftwagen, den Lastkraftwagenzug. Herrn Fords billiges Kleinauto ist, trotz seiner Billigkeit, ein Symbol des Reichtums. Bei den Proletariervölkern der alten Welt werden vorläufig Fahrräder besser abzusetzen sein.

Ueberseeische Kohle.

Aus Südafrika kommen jetzt nicht nur weiße Diamanten nach Europa, sondern auch schwarze. Auch aus Australien und aus China werden Kohlen nach Europa gebracht. Natürlich sind sie maßlos teuer. Chinesische Kohle soll vor kurzem mit 10 £ die Tonne in europäischen Häfen angeboten worden sein. Dazu kommen dann noch die Beförderungskosten bis zur Gebrauchsstätte.

Aus Sowjetrußland wird die Geschichte von dem Güterzug erzählt, der Brennholz über eine weite Strecke transportieren sollte. Da die Lokomotive kein anderes Feuerungsmaterial hatte, nahm man von der Ladung, und als der Zug sein Ziel erreichte, war diese bis zum letzten Stücke verheizt. Wenn Kohle wochen- und monatelang in Dampfern übers Meer gefahren wird, liegt die Sache grundsätzlich nicht anders. Der Zusammenhang, der in dem russischen Beispiel so grotesk hervortritt, wird hier nur etwas verschleiert, weil das Schiff nicht die Kohle aus dem Laderaum verfeuert, sondern andere.

Daß der Bezug trotzdem privatwirtschaftlich rentabel sein kann, ergibt sich aus der Tatsache, daß er stattfindet. Er kann sogar volkswirtschaftlich rationell und notwendig sein. Man stelle sich vor, ein Produkt, das in bestimmtem Ausmaße dringend gebraucht werde, könne in diesem Ausmaße nur an einer Stelle erzeugt werden; diese Stelle sei jedoch so weit von der Stelle entfernt, daß mehrere Tonnen Brennstoff verheizt werden müßten, um eine Tonne hinzubringen. Wenn das Produkt die nötige Wertung besitzt, wird man die Vervielfachung des Brennstoffverbrauches ohne weiteres in Kauf nehmen.

In diesem Falle ist volkswirtschaftlich nicht einmal von Vergeudung zu reden. In unserem praktischen Falle freilich haftet an dem Bezuge fremder Kohle solange das Odium der Verschwendung, als nicht eine organisierte intereuropäische Kohlenpolitik die nahe Kohle, ohne Siegervorrecht und Schützlingsbegünstigung, nach rein wirtschaftlichen Maßstäben der Bedarfsdringlichkeit und der Produktionsförderung verteilt. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

FRANZOSEN ALS RICHTER

Ein junger Künstler, der den französischen Gerichten in Wiesbaden entsprungen ist, schickt mir diesen aufregenden Brief:

Ich hatte in Wiesbaden einen Vortrag zu halten. Ich schrieb mein Referat nieder und reichte es der französischen Behörde ein. Mit drei roten Strichen bekam ich das Manuskript zurück. Tags darauf fand die Versammlung statt. Ich hielt mich wortgetreu an das zensurierte Manuskript, unter anderem auch deshalb, weil ich wußte, daß die Versammlung von französischen — ach, auch deutschen — Spitzeln überwacht wurde. Ich wußte sogar den Sessel, auf dem mein Spitzel saß.

Trotzdem ich nicht eine Silbe zu dem zensurierten Referat hinzutat, wurde noch in der Nacht nach der Versammlung der Versammlungsleiter Stadtvorsteher Dr. Fresenius und der Veranstalter Sekretär Weppen verhaftet. Als ich davon hörte, stellte ich mich noch in der Nacht freiwillig den französischen Behörden. Sofort wurde auch ich festgenommen. Man riß mir den Frack vom Leibe und steckte mich, nur in Unterwäsche, in ein feuchtes Badezimmer im Hause des Kommissars Piat. Dort blieb ich bis zum nächsten Abend (übrigens ohne einen Bissen Essen). Am nächsten Tag wurde ich in ein Gefängnis transportiert, am übernächsten Tag in ein anderes. Fünf Tage lang wanderte ich von Zelle zu Zelle. Zwischendurch wurde ich wiederholt verhört. Indes wurde bei mir zu Hause alles durchsucht, ein paar Gedichte, die ich im Krieg verbrochen, waren alles, was man fand. Nach 14 Tagen kam es zur Verhandlung. Kronzeuge gegen mich war der Spitzel, den ich von Anfang an auf seinem Sessel beobachtet hatte. Er beteuerte, ich hätte Sätze gesagt, die in dem Manuskript nicht gestanden hatten. Vergebens nannte ich eine Liste von Zuhörern, die seine Angabe widerlegen konnten. Vergebens. Das französische Kriegsgericht vernimmt deutsche Zeugen nicht. Sie gelten ihm nichts. Am meisten verübelte mir das Gericht ein Gedicht, das ich am Schlusse gesprochen hatte. Ich konnte nachweisen, daß es im eingereichten Manuskript enthalten und nicht gestrichen war. Trotzdem wurde ich zu sechs Monaten Gefängnis und 3000 Francs verurteilt. Die sechs Monate hatte mir der französische Kommissar gleich bei meiner Selbststellung angekündigt. Wozu wurde eigentlich verhandelt?

Vor meiner Verhandlung hörte ich noch ein Dutzend andere Prozesse. Sie dauern alle nur ganz kurze Zeit, weil es ja deutsche Zeugen nicht gibt. Hier noch einige Verhandlungsberichte vom selben Nachmittag:

Ein 15jähriger Junge hatte seinen Paß verloren. Ohne Paß angetroffen, angeklagt und, trotzdem er nachwies, daß er schon um einen neuen Paß eingekommen war: 1 Monat Gefängnis.

Ein deutscher Tourist, Freiherr v. R., wegen verbotenen Waffentragens angeklagt. Er hatte nämlich im Rucksack ein zusammengeklapptes Brotmesser getragen. Strafe: 6 Monate Gefängnis, hohe Geldstrafe.

Ein Straßenbahnschaffner hatte beim Abklingeln mit dem Ellenbogen

den Arm eines hinter ihm stehenden französischen Offiziers gestreift. Anklage wegen Körperverletzung und tätlichen Angriffs. Strafe: vier Monate Gefängnis, hohe Geldstrafe. Da aber traten sämtliche Straßenbahner von Wiesbaden und Mainz in Streik. Der Streik drohte sich auszudehnen. Da wurde der Verbrecher freigelassen.

Ein Franzose war wegen Steuerhinterziehung verklagt. Sein Hauswirt, ein Deutscher, wäre ein unangenehmer Zeuge gewesen. Da zeigt der Franzose seinen Wirt an, er habe gesagt, wenn es wieder losginge, werde er der erste sein, der auf die Franzosen schieße. Das habe auch die Schwester des Franzosen gehört. Der angeklagte Hauswirt weist vergebens nach, daß die Schwester ein bekanntes Kokottchen und in unschwesterlichen Beziehungen zu dem Offizier stehe. Urteil: 6 Monate Gefängnis.

Das waren Fälle, die an einem Nachmittag verhandelt wurden. Aber dieses Gericht tagt schon seit Monaten . . .

Ich wollte, es säßen nicht nur ein paar Zuhörer in den Gerichtssälen der französischen Behörden im Westen. Ganz Deutschland sollte dort lauschen. Und die „Vossische Zeitung" sollte sich einen Spezialgerichtsberichterstatter im besetzten Gebiet leisten.

Fred Semmel-Sembach.

BRIEF AN HAENISCH

Aus Münster wird mir dieser offene Brief an den Minister und Sozialisten Haenisch geschickt:

Vor kurzer Zeit sprachen Sie in Münster über das Thema: „Der geistige Arbeiter im neuen Deutschland". Unter Ihrem vieltausendköpfigen Publikum befand sich neben Handarbeitern und Beamten fast die gesamte Akademikerschaft Münsters, die Ihnen beinahe geschlossen feindlich gegenüber stand. Ihre Ausführungen waren für alle enttäuschend. Sie waren Ihren Gegnern in einer Weise entgegengekommen, daß Ihre Freunde nur einmal Gelegenheit hatten, ihnen zuzustimmen, als Sie sich rückhaltlos für den verurteilten Oberlehrer Dr. Siemsen einsetzten. Im übrigen führte Sie Ihr Versuch, die Studentenschaft versöhnlich zu stimmen, zu der fast grotesken Feststellung, daß Sie in Ihren Ansichten, und besonders in Ihren nationalen Anschauungen, eigentlich in keiner Weise von der Studentenschaft sich unterschieden. Und doch sind die Ideen der im Völkerbund zu einenden Menschheit und des durch eine klassenlose Schule neu geformten und verbundenen Volkes hoch genug, um sich ihrer nicht schämen zu müssen.

Am meisten befremdete es uns jedoch, daß Sie zu glauben schienen, mit einem auf so diplomatischem Wege etwa gewonnenen Vertrauen der Studentenschaft für Ihre Person sei etwas für die Sache selbst erreicht. Sie sehen doch Ihre Aufgabe darin, die an Haß grenzende Entfremdung der Kopf- und Handarbeiter zu beseitigen. Sie werden nicht annehmen, Herr Minister, daß Sie diesem Ziel näher kommen, wenn Sie, den nationalistischen Empfindungen und dem studentischen Dünkel schmeichelnd, die Studentenschaft sich freundlich zu stimmen suchen. „Deutschland, Deutschland über alles" war die Antwort der Studentenschaft auf die Werberei des Ministers um ihre

Gunst, so schrieb nach Ihrem Vortrag ein Student in einer nationalistischen Zeitung.

Der Handarbeiter kann und wird seinen Anspruch auf Teilnahme am geistigen Besitz und Schaffen seines Volkes nie aufgeben, und er wird sich auch weiterhin dagegen wehren, daß seine Jugend und seine künftigen Beamten von Lehrern erzogen werden, durch welche die Schule zur Hauptwaffe der besitzenden und reaktionären Kreise gemacht wird. Dem steht aber die Tatsache entgegen, daß Hochschule, Studenten- und Akademikerschaft sich den entschiedenen Reformen, durch die Schule und Universität wieder mitten in das Volk hineingestellt werden sollen, offen und versteckt auf das heftigste widersetzen. Und das bedeutet nichts anderes, als daß unsere Jugend auf Generationen hinaus in militaristischem und unsozialem Geist, also gegen die große Masse unseres Volkes erzogen wird. Das ist kein Problem, das irgendeine Partei angeht: des ganzen Volkes Zukunft hängt von seiner baldigen und entschiedenen Lösung ab. Und da ist mit diplomatisch-allzudiplomatischem Entgegenkommen, das doch nur Spott und Mißtrauen erweckt, nichts zu erreichen. Bekennen Sie sich aber offen und rückhaltlos zu dem, was sein muß und trotz aller Widerstände unaufhaltbar ist, dann werden Sie die große Mehrheit des Volkes und jeden gerecht und demokratisch denkenden Volksgenossen hinter sich haben.

Sozialistische Hochschulgruppe Münster.
Bund neue Hochschule, Ortsgruppe Münster.

HAENISCHS ANTWORT

Meine sehr verehrten Herren! Der Herausgeber des „Tage-Buch" war so liebenswürdig, mir Ihre Zuschrift vor der Drucklegung zu senden und mir anheimzustellen, mich im „Tage-Buch" über die Sache zu äußern.

Sie haben mich durchaus mißverstanden, wenn Sie meiner Münsterischen Rede die Absicht unterstellen, ich hätte, „den nationalistischen Empfindungen und dem studentischen Dünkel schmeichelnd", die Studentenschaft mir „freundlich zu stimmen" gesucht. Ich pflege niemandem zu „schmeicheln", wohl aber halte ich es für meine Pflicht, mich nach Möglichkeit in die Stimmungs- und Gedankenwelt von Männern und Frauen hineinzuversetzen, die anderen Sinnes sind als ich. Von dem so gewonnenen Boden des Verständnisses für diese andern aus suche ich sie dann zu überzeugen. Wollen Sie ein solches freundliches Eingehen auf das Denken und Fühlen von Gegnern wirklich ein „Umschmeicheln" dieser Gegner nennen?

Was insbesondere die Erörterung des nationalen Gedankens angeht, so habe ich mich in Münster im Schweiße meines Angesichts (wörtlich und bildlich!) bemüht, der Studentenschaft klarzumachen, wie sich in unseren Tagen der imperialistische Machtgedanke umbilden muß zum nationalen Kulturbewußtsein. Diesen Umbildungsprozeß mit meinen bescheidenen Kräften zu fördern und für seine Notwendigkeit gerade auch in akademischen Kreisen Verständnis zu wecken, betrachte ich in der Tat

für eine Hauptaufgabe meines politischen und amtlichen Wirkens.

Daß ich aber gar dem „Standesdünkel der Studenten geschmeichelt" haben soll, — dieser Verdacht berührt mich um so seltsamer bei einer Rede, deren ganzer Sinn und Zweck es war, die Studentenschaft aus ihrer „ständischen" Isolierung herauszureißen und Brücken der Versöhnung von ihr zur Arbeiterschaft hinüber zu schlagen.

Im übrigen: Die Leser des „Tagebuch" haben selbst Gelegenheit, sich über den Geist, von dem meine Rede in Münster getragen war, ein Urteil zu bilden. Denn diese Rede wird in allernächster Zeit unter dem Titel: „Staat und Universität" im Verlage „Politik und Wirtschaft" im Druck erscheinen. Zwar in ganz wesentlich erweiterter Fassung (aus dem Vortrage ist mir unter der Feder ein Buch geworden), aber doch sowohl im Gedankengange wie vor allem auch dem Geiste nach durchaus im Sinne dessen, was ich in Münster gesagt habe.

Auch von Ihnen selbst, meine sehr verehrten Herren, hoffe ich, daß Sie bei ruhiger Lektüre der Schrift zu einem weniger harten Urteil kommen werden, als Sie es in Ihrem „Offenen Brief" an mich aussprechen. Bis dahin darf ich deshalb auch auf eine Erörterung der übrigen Vorwürfe, die Sie in Ihrem „Offenen Brief" gegen mich erheben, verzichten.

Mit besten Grüßen

Ihr sehr ergebener

Haenisch.

MUSIKALISCHES TAGE-BUCH

Am Berliner Musikhorizont dämmert es. Das Licht kommt aus einer lange im Dunkeln gelegenen Ecke: Musikhochschule! Was hier jetzt angebahnt wird, kann einstens historische Bedeutung erlangen. Unsere Freude ist nicht Pietätlosigkeit gegen Joachim, diesen unvergeßlichen Bewahrer klassischer Form, diesen unerreichten Geiger und Lehrmeister, nicht Undank gegen Kretzschmar, wiewohl wir nicht zu seinen bedingungslosen Anbetern gehören, — man freut sich vielmehr, daß in diesem nachgerade zur Inkarnation reaktionären Musikgeistes gesunkenen ersten Institut des Reichs die Fenster geöffnet werden.

Die Persönlichkeiten der Berufenen stellen einen imposanten Areopag von musikalischen Weltkapazitäten dar: Schreker, Busoni, Pfitzner. Alle drei Musiker von allererstem Range, jeder eine starke Persönlichkeit. Mögen sie — wie Busoni und Pfitzner — in aesthetischen Theorien scheinbar Antipoden sein, ihre romantischen Richtungen oder Weltanschauungen voneinander divergieren. Doch eint sie alle dieses: höchste Auffassung und Bewußtheit ihrer Sendung. Der visionäre Klangphantast Schreker, nebenbei ein gewaltiger „Satz"-Meister, der formalistisch geschlossenere Romantiker Pfitzner mit seinem verglühenden, ethisierten Pathos und der bezwingende Musikphilosoph Busoni, dessen reines Menschentum zur Erneuerung, Vertiefung deutscher Musikkultur gewonnen zu haben eine mutvolle Tat Haenischs ist — Kestenberg und Blankenburg nicht zu vergessen. Bleibt nur eine Forderung, eine Notwendigkeit: Ar-

nold S c h ö n b e r g zu rufen, womit das Berliner Institut seinen neuen Glanz zur Kulmination brächte. Eine weitere Forderung: noch vorhandenes Gerümpel, das sich widerspenstig geberdet — so etwa den noch immer Schreibeunfug am „Tag" übenden Krebs (nomen est omen!) —, entfernen. Es sollte im neuen Geistesleben Deutschlands kein Platz mehr sein für die Unken-Tyrannis zankender Greise.

Die Meistertrias Busoni-Schreker-Pfitzner stellt eine der glücklichsten Amalgamierungen nordisch-deutschen Wesens mit südlichem Blut dar — dieser neue Kurs des nun wieder führend werdenden Berliner Kunstinstitutes sollte richtungweisend wirken auf immer engere Bindung der nordischen und südlichen Deutschen, vorwiegend für die geistig - seelische Wechselwirkung Deutsch-Oesterreichs und Preußens.

*

Eine ganz kleine Welle der ungeheuer anschwellenden Musiksturmflut, genannt Berliner K o n z e r t - l e b e n, ist unter milder Frühherbstsonne über uns hinweggespült. Der Strom wird diesmal allem Anschein nach manches Edelgut an die Ufer bringen: Konzerte unter Schreker, S c h ö n b e r g und Busoni sollen größere Klarheit über die Eigenarten dieser Musiker schaffen, neben Pfitzner, Brecher, Walter, Furtwängler, Fried, Schillings wird zum erstenmal K l e m p e r e r auftauchen, von dem Berlin — seltsam genug — nur Legenden weiß, — S c h e r c h e n verheißt kühn eine stattliche Reihe extremster Programme, darunter einen großen Scriabine und die vielumstrittenen fünf Schönbergstücke (auch Klemperer widmet sein erstes Berliner Konzert dem Schaffen des jüngeren Schönberg), — der „A n - b r u c h", ein ausschließlich der Förderung neuzeitlicher Tonkunst dienendes Unternehmen ist von Wien nach Berlin gezogen.

Im ersten Anbruch-Abend wiederholte Heinz U n g e r die fünfte M a h l e r - Sinfonie. Erstaunlich, wie er seit dem Frühjahr gewachsen. Mag es bedenklich sein, wenn ein Anfänger sich ausschließlich mit Mahlerscher Sinfonik, und zwar der kompliziertesten, zum Wort meldet: absolut ist dagegen nichts zu sagen. Wer den Hauptsatz und das Finale schon so beherrscht, wird auch noch die fehlende große Ruhe, die letzte tektonische Disposition erreichen. Durch blamable kritische Feststellungen über dies „schwächste Werk Mahlers" sollen sich derart außerordentlich Begabte wie Unger und andere in der Pflege Mahlers nicht einschüchtern lassen. Gewarnt seien Neugierige dagegen vor den Mahler-Aufführungen so mancher Routiniers, die jetzt auf einmal Konjunktur wittern . . . Dazu sind uns diese sinfonischen Vermächtnisse eines der lautersten Künstler und Menschen aus dem versinkenden 19. Jahrhundert zu teuer!

M e y r o w i t z propagierte in seinem ersten Abend — anschließend an Weißmanns Italienfahrt, der höchst wichtige Diplomatie auf musikalischem Wege erfolgreich trieb! — den vierzigjährigen Italiener R e s p i g h i. Dieser hat ganz bezaubernd schöne Lautensätze des XVI. Jahrhunderts mit unanfechtbarer Historik in modernes Orchestergewand gehüllt: darunter eine Vilanella, in der süßeste Liebesschwermut unter besterntem Florentiner Himmel schluchzt. Und welche Fundgrube für alle spätere

Kunstform sind diese Sätzchen, beglückende Zellen-Entdeckung in der Forschung für Suite und Sinfonie! Respighis eigne sinfonische Dichtung „Fontane di Roma", vier kunstvoll instrumentierte Klangimpressionen (unter starkem Einfluß von Delius und Scott), geben dankenswerten Einblick in die Tatsache: daß dieser repräsentative „absolute" Musiker des heutigen Italien weniger Bodenständigkeit, dafür um so mehr Hang zum exotisierten Musikeuropa des Westens zeigt. Die „Fontane" gelangen Meyrowitz nicht ganz so wie die zart und fein angefaßten Lautenstücke. Das Ereignis des Abends war Edwin F i s c h e r als Mozart-Interpret. Vor diesem Es-dur-Konzert übrigens lernt man das Erbleichen — in der Keuschheit des Andante versinkt das ganze Jammertal dieser Tage. (Wie konnte übrigens Fischer nachher noch die Lisztsche Wanderer-Transcription spielen, wie Meyrowitz den Mazeppa ansetzen? Wir bitten dringend um größere Programmsorgfalt!)

Letzte Feststellung: Das Unheil der B e e t h o v e n f e i e r n hat eingesetzt. Ein Philharmoniker-Abend unter N i k i s c h begann, der Meister noch nicht ganz in Form. C-dur, C-moll, C-moll — erste und fünfte Sinfonie, drittes Klavierkonzert, dessen Finale der phänomenhafte, musikalische Techniker Backhaus als neckische Angelegenheit nimmt. Beethovenscher Löwentrotz à la rondeau frisiert und gescheitelt. Subsummierung aller Backhaus-Kunst die Kadenzen. Im übrigen: Wer bewahrt uns vor den Beethoven-Feiern? Und vor den Profanationen dieser Musik, wie deren eine Herr Lambrino, genannt Telemaque, in Gefolgschaft eines wild um sich schlagenden jungen Kellermannes, genannt Hellmuth, tags darauf sich leistete. Wo ist ein Beethoven-Schutzbund?

Einige ständige Amerikafahrer geben uns rasch, ehe sie, um wieder dem Dollar-Moloch zu huldigen, die große Teichfahrt antreten, mitleidig Brosamen ihres Virtuosentums: M a n è n, der berückende Tonspinner, u. a. mit eigenen, bemerkenswert guten Paganini-Variationen, freilich musikalisch gegen das Thema geschrieben, Mischa E l m a n, an dessen Nerven sich bereits die Reisen rächen, in einem Atem: die Chaconne, groß gebaut, gestaltet, und dann — das Siegfriedidyll für Geige und Klavier, endlich Pizzicato-, Spiccato-, doppelgriffige Springbogen-Evolutionen, made in America. Und nun kommt der Größte: K r e i s l e r, auch er für uns verloren.

R u d o l f K a s t n e r.

NATURALISTISCHER ODER PHANTASTISCHER FILM?

Von Ernst Lubitsch verlangen wir den besten deutschen Film. Er hat die „plastische Phantasie" die man vom Regisseur fordert, er hat den fröhlichen Spieltrieb des unbefangen schöpferischen Menschen, er hat die Fähigkeit zur Komposition, zum Aufbau. Seine „Puppe" war der anmutigste Film Deutschlands. Nach diesen Feststellungen darf ich gestehen, daß ich seinen Puppen-Film über „Sumurun" stelle, obwohl die Arbeit für „Die Puppe" gewiß viel müheloser war. In der „Puppe" war nichts als Laune, Spielerei, Phantasie, in „Sumurun" steckt enorm viel Arbeit, Anordnung,

Massenmeisterung. Aber „Sumurun" ist gehetzt. Reinhardterei, die der kalten Art. Der Zuschauer kommt nicht zur Ruhe. Es ist zu viel Gelaufe, Getrippel, Gedränge, Massenhaftigkeit in „Sumurun", es fehlen ruhige Bilder (der eine T i e d g e ist Erquickung), es fehlt im ganzen die heitere Gelassenheit des spielenden Regisseurs, es fehlt Konzentration auf ein paar ausdrucksvolle Gesichter, es fehlen die Bilder mit mimischem Spiel. Landschaft und Architektur ist sauber und hübsch, nicht phantastisch. Auch technisch ist „Sumurun" etwas gehetzt, manche Bilder sind oft zu kurz und fliegen zu schnell fort. Ich mußte an die Hurtigkeit der Drehbühne denken, obwohl gar keine da war. Dazu einige Fehlbesetzungen. Der nette Harry L i e d t k e kann mit seinen runden Backen schwerlich Sehnsuchtsqualen ausdrücken, das Gesicht der Tänzerin H a s s e l q u i s t ist dauernd starr, die Schalkhaftigkeit der Egede N i s s e n ist nur ein Triumph des Regisseurs, allerdings Pola N e g r i ist nicht nur schmiegsam, ihr Auge elektrisiert, obwohl auch Lubitsch ihr eine letzte Kühle nicht auszutreiben weiß. Im ganzen: „Sumurun" ist ein Prunkstück. Mit weniger Statisterie, weniger plastischen Bauten, weniger teueren Stars könnte Originelleres erzeugt werden.

Originelles bringt Robert W i e n e, der Regisseur der „G e n u i n e". Ich habe die Novelle von Carl Mayer gelesen, aus der der Film entstand. Es zeugt für den Film, daß die gedruckte Novelle keinen Eindruck machte. Sie ist eben für den Operateur geschrieben, für den Leser müßte sie von Grund auf umgedichtet werden. Einige literarische Reminiszenzen, die im Film blieben, nutzen ihm deshalb nicht, z. B. die Blutsauferei. Derlei kann man (bei H. H. Ewers) vielleicht lesen, sehen will man das bestimmt nicht, es verdrießt statt zu packen. Doch das ist Nebensache. Hauptsache ist: „Genuine" ist nicht naturalistisch. Der Film ist von der ersten Szene an unwirklich und phantastisch und eben deshalb bannend. Wir haben genug fortrasende Autos, Sprünge vom Dach, zweitausend laufende Menschen im Kino gesehen. Der künstlerische Film, das wird der unnaturalistische sein! Dieser Forderung kommt das Buch Mayers entgegen, diese Forderung erfüllen vor allem Cesar K l e i n s suggestive Bilder, ihr gehorchen die Schauspieler, vor allem der unheimliche Ernst G r o n a u, der kuriose John G o t t o w t, der entleerte Knabe Hans Heinz T w a r d o w s k i. Sogar Fern A n d r a wirkt momentelang phantastisch, in der Vorstadt wird ihre rundliche Dämonik sogar schauerlich wirken.

„Sumurun" ist der Schlußpunkt der klassisch-naturalistischen Richtung, „Genuine" ist der Anfang des kommenden phantastischen Films. Nur ein Anfang, aber ein starker, verheißender Anfang.

DAS OPFER SEINES RUHMES

Der Filmschauspieler Bruno K a s t n e r fühlt sich durch satirische Betrachtungen über seinen Ruhm gekränkt. Er hat an einen Leipziger Schriftsteller einen Brief geschrieben, den ich hier mit einigen Kürzungen wiedergebe, weil der Brief nicht den ewig-lächelnden

Frackjüngling zeigt, sondern einen Menschen, der den Handel mit sich und seinem Bilde nicht bloß als Belästigung, sondern als Qual empfindet. Der Brief war zuerst in Hans Reimanns „Drachen" veröffentlicht, jener Leipziger Zeitschrift, die ich gerne lese, obwohl ich den Text zwischen den Inseraten zuweilen schwer finde. Bruno Kastner schreibt:

„Lesen Sie den verzweifelten Schrei einer armen Seele, die dauernd angepöbelt wird!

Ich bin begeistert, wenn ich Menschen begegne, die es verstehen, elegant mit Steinen zu werfen. Ich freue mich wie ein Kind darüber, wenn die Steine ihr Ziel nicht verfehlen, und vergesse sogar manch liebes Mal, daß ich nicht Zuschauer, sondern Zielscheibe bin.

Aber ich verkrieche mich traurig in mich selbst und schäme mich für den von mir Verehrten, ja Geliebten, wenn ich sehe, daß er mit Waffen kämpft, die er so gar nicht nötig hat und die seiner nicht würdig sind.

Ich lese keine Zeitungen mehr, weil ich in vier Jahren Weltkrieg dahinter gekommen bin, daß man auf das, was in den Zeitungen steht, auch nicht das Geringste geben kann. Als ich noch ein kleiner Schauspieler war, sammelte ich Kritiken. Aber nur die schlechten. Den guten mißtraute ich, und ich wußte, daß man nur weiter kommt im Leben, wenn man auf die Menschen hört, die ‚sich an einem ärgern'.

Seitdem ich aber der ‚Filmstar' bin — wissen Sie denn, wie mies mir davor ist? Wissen Sie denn, wie zuwider mir diese Reklame ist, die ich selbst nie für mich gemacht hätte, die immer nur die für mich machten, die mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln Geld mit mir verdienen wollten? — Seitdem habe ich auch das Sammeln der schlechten Kritiken aufgegeben; denn der Begriff Kritik, der sachliche, weder durch Haß noch Liebe zu bestechende Beurteilung bedeuten sollte, hört da auf, wo der Begriff ‚Pöbelei' beginnt.

Und ich armes Luder wurde eigentlich, seitdem ich ein ‚Filmstar' bin, nur noch entweder in den höchsten, albernsten Tönen der Begeisterung gelobt, oder aber angefeindet, daß kein anständiger Hund mehr einen Knochen von mir annehmen dürfte.

Wenn ich der wäre, für den Ihr mich haltet, müßte ich schon seit Jahren an nicht mehr zu heilendem Größenwahn leiden und in einer Gummizelle mein Leben fristen.

Was wissen Sie von mir?

Sicher auch nicht mehr, als ich von Ihnen weiß.

Bekämpfen Sie die Menschen, die mit mir Reklame machen, die meist schamlos ist, und von der ich als die unwichtigste Instanz in den seltensten Fällen auch nur ein Wort erfahre!

Bekämpfen Sie das Publikum, das diese Reklame will!

Weisen Sie mir einen einzigen Fall nach, der Ihnen ein Recht zu diesen persönlichen Angriffen gegen mich gibt, und ich will reuig gegen meine Brust schlagen.

Ich stelle in aller Eile nur fest, daß ich noch nie bei einer

Filmaufnahme beinahe tödlich verunglückt bin,

daß ich noch nie einen Autounfall gehabt habe,

daß ich trotz dringender Bitt- und Bettelbriefe des Herrn Professors Silbermann noch nie ein Buch geschrieben habe ‚Wie ich wurde',

daß ich niemals in meinem Leben Romane, Novellen oder Skizzen fabrizierte,

daß ich noch nie der Schöpfer einer neuen Herrenmode war,

daß noch nie ein Frack nach meinen Zeichnungen angefertigt worden ist,

daß ich einer der wenigen Berliner Schauspieler bin, der es immer ablehnte, in Aufklärungsfilms mitzuwirken,

daß ich weder ein Auto noch Pferd und Wagen besitze,

und daß ich mich von früh bis spät arg quälen muß, um all die Menschen zu ernähren, denen ich Halt und Zuflucht bin. Vielleicht interessiert es Sie, zu erfahren, daß meine Mutter als Witwe eines Beamten, der 45 Jahre lang dem Staat treu gedient und sich trotz seiner 62 Jahre Anno 1914 kriegsfreiwillig gemeldet hat, eine Pension von 103 Mark bezieht. Muß ich Ihnen wirklich noch erklären, daß ich eine Frau habe, die seit dem Tode meines Vaters mit ihren Nerven völlig zusammengebrochen ist, daß ich für Brüder, Schwägerinnen und Schwäger zu sorgen habe?

Was wissen Sie denn von mir?

Was weiß Hans Reimann von mir?

Aber — Ihr schreibt!

Auch Stefan Großmann schreibt Artikel gegen mich.

Macht mich doch nicht mit Gewalt größenwahnsinnig! Ich bin doch wirklich keine so welterschütternde Persönlichkeit!"

Einige Unfreundlichkeiten, die Bruno Kastner gegen Hans Reiman und mich schreibt, habe ich aus seinem tapferen Brief weggelassen. Der ewig Lächelnde versteht noch keinen Spaß, wenigstens keinen Spaß über sich selbst, aber wieviel Leute vertragen Scherze über ihr bedeutendes Ich? Den Brief abzudrucken, hielt ich für eine moralische Pflicht, schon deshalb, weil er zum ersten Male einen Bruno Kastner zeigt, der nicht lächelt.

BÜCHER.

Gustav Noske: Von Kiel bis Kapp. Verlag für Politik und Wirtschaft. Berlin 1920.

Der Haß gegen Noske ist schon halb verraucht. Aus seinen Erinnerungen, die er jetzt herausgegeben hat, spricht ein gradliniger, energischer, aber keineswegs blutdürstiger deutscher Reformer, der die Revolution von Anfang an mit leichtem Mißbehagen angesehen hat. Er hat sie nicht gemacht, er hat sie nicht gewollt und er hat, letzten Endes, auch nicht an sie geglaubt. Die einzige Unwahrheit des Buches steht auf der ersten Seite, da nennt sich Noske einen Revolutionär, aber das ist er seit vielen Jahren, vielleicht nie gewesen. Seine Weltanschauung, die den Gedanken an Gewaltanwendung zurückwies, war die eines Reformers. Selbst der deutschen Arbeiterschaft entsprossen, wünschte er den Aufstieg des Proletariats, aber schön in Ordnung, peu à peu.

„Ordnung machen", das war sein erster Gedanke, als er an den Geburtsort der deutschen Revolution, nach Kiel, gerufen wurde. „Ordnung machen", das war sein Programm, als er Oberbefehlshaber in den Marken und Reichswehrminister wurde. Nach der Ordnung, die er herstellte, haben seine Freunde — und nicht nur seine Freunde — sich gesehnt. Aber keiner hatte den Mut zur Unpopularität, nur Noske. Er war tapferer als seine Freunde und er hat heute ein Recht auf Bitterkeit.

Seine Memoiren beweisen, was die Kenner seiner alten Reichstagsreden längst wußten, daß er nicht kosmopolitisch, sondern national beseelt war. Wenn er zu entscheiden hatte zwischen dem revolutionären Lümmel, der den Offizieren die Achselspangen herunterriß, und dem knirschenden Militär, der dies erdulden mußte, so war sein Herz nicht bei den Herunterreißern. Er spricht von Generälen und Admirälen auch in diesem Buch freundlicher als von Arbeiterräten und Agitatoren. Die sozialkonservative Kraft in ihm war unbewußt stärker, als er wahrscheinlich wußte. Deshalb hat man, nach seinem eigenen Buch, den Eindruck, daß er, als er im November 1918 mitmachte, eigentlich einen inneren Widerwillen zu überwinden hatte. Je mehr er sein durchaus begreifliches Nationalbewußtsein verheimlichen mußte, desto mehr war er innerlich den Seeckt-Genossen verschrieben. Er hätte die Kurage haben müssen, sich offen einen nationalen Sozialisten zu nennen.

War der Ordnungsgedanke sein einziger? Man ist erschrocken, wenn man sich am Schluß des Buches sagen muß: Außer dem Plan der Entwaffnung der Spartakisten war kein Gedanke im Kopf dieses Mannes, der sich für sozialistisch hält. Er war immer gewaltgläubig, insofern ist er eine altpreußische Erscheinung. Seine Zeit war um, als die Putschtaktik erledigt war. Noske hat sich selbst überflüssig gemacht. Einen produktiven sozialistischen Gedanken wird man in seinem Buch vergebens suchen.

Das Buch ist einfach und anständig geschrieben, ohne Witz, ohne Schwung, ohne Phrasen, aber auch ohne den leisesten Hauch von Originalität. Eine Darstellung von sympathischer Mittelmäßigkeit

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

BERTRAND RUSSELL

BERICHTE AUS SOWJETRUSSLAND

Kommunismus und Sowjetverfassung.

Bevor ich nach Rußland kam, glaubte ich, daß ich das interessante Experiment einer neuen Form repräsentativen Gouvernements sehen würde. Wer sich für Bolschewismus interessiert, ist ja über die Wahlenserie unterrichtet, die, von der Dorfversammlung zum Allrussischen Sowjet aufsteigend, die Macht der Volkskommissare vermeintlich begründet. Es war uns gesagt worden, daß durch das Rückberufungsrecht (recall) die berufsständische Wahlgliederung und dergleichen eine neue und viel tauglichere Maschine zur Auffindung und Sicherstellung des Volkswillens konstruiert worden sei. Es war eine der Fragen, die wir hauptsächlich studieren zu können hofften: ob das Sowjetsystem dem parlamentarischen in dieser Hinsicht tatsächlich überlegen sei.

Wir waren aber nicht in der Lage, Untersuchungen dieser Art vorzunehmen; weil das Sowjetsystem nämlich im Sterben liegt. Kein irgendwie geartetes, freies Wahlrecht würde den Kommunisten, in den Städten oder auf dem Lande, die Mehrheit bringen. Um die Regierungskandidaten durchzubringen, werden daher verschiedene Hilfsmittel angewandt. Erstens wird durch Handaufheben abgestimmt, so daß jeder, der gegen die Regierung votiert, ein Gezeichneter ist. Zweitens kann für keinen nichtkommunistischen Kandidaten irgendwelche Druckarbeit geleistet werden; denn alle Druckereien sind in Staatsverwaltung. Drittens kann er keine Versammlungen abhalten; denn alle Säle gehören dem Staate. Natürlich ist auch die gesamte Presse offiziell; keine unabhängige Tageszeitung ist erlaubt. Trotz all dieser Hemmungen ist es den Menschewiki gelungen, im Moskauer Sowjet 40 von 1500 Sitzen zu erringen; in einigen Großbetrieben, wo die Wahlkampagne durch Mundpropaganda geführt werden konnte, war man auf sie aufmerksam geworden.

Obwohl aber der Moskauer Sowjet die nominelle Souveränität in Moskau besitzt, ist er in Wirklichkeit doch nur eine Wahlkörperschaft für das vierzigköpfige Exekutivkomitee, aus dem wiederum das Präsidium hervorgeht, — ein Gremium von neun Männern, das täglich zusammentritt und alle Macht in Händen hält. Das Plenum des Moskauer Sowjets soll eigentlich eine Sitzung pro Woche abhalten. Aber während wir in Moskau waren, fand überhaupt keine statt.

Im Gegensatz dazu tritt das Präsidium alltäglich zusammen. Natürlich ist es der Regierung leicht, bei der Wahl des Exekutivkomitees und bei der Wahl des Präsidiums einen Druck auszuüben. Man muß sich vor Augen halten, daß infolge der absoluten Unterdrückung der freien Meinungsäußerung und der freien Presse jeder wirksame Protest unmöglich gemacht ist. Infolgedessen besteht das Präsidium des Moskauer Sowjets nur aus orthodoxen Kommunisten.

Kamenew, der Präsident des Moskauer Sowjets, sagte uns, das Rückberufungsrecht werde sehr häufig ausgeübt. In Moskau fänden im monatlichen Durchschnitt etwa dreißig Amtsentsetzungen statt. Ich fragte ihn, was denn die hauptsächlichsten Gründe solcher Rückberufungen seien; darauf führte er deren vier auf: Trunksucht, Frontdienst (und daher Behinderung in der Ausübung der Pflichten), politische Meinungsänderungen auf seiten der Wähler und schlechtes Abschneiden bei den Rechenschaftsberichten, die jedes Sowjetmitglied allvierzehntäglich vor seiner Wählerschaft ablegen muß. Was ich meinerseits an Russen beobachtete, läßt mich vermuten, daß fast jede Rückberufung aus dem letztgenannten Grunde erfolge. Es ist klar, daß das Rückberufungsrecht der Regierung eine Möglichkeit gibt, ihren Einfluß spielen zu lassen; doch hatte ich keine Gelegenheit, festzustellen, ob diese Möglichkeit tatsächlich auch ausgenützt wird.

In ländlichen Bezirken ist die Methode, die zur Anwendung gelangt, etwas anders geartet. Es ist unmöglich, Sicherungen dafür zu treffen, daß sich die Dorfsowjets ausschließlich aus Kommunisten zusammensetzten; denn in der Regel gibt es auf dem Dorfe — zum mindesten war das in den Dörfern, die ich sah, der Fall — überhaupt keine Kommunisten. Wenn ich die Bauern nun fragte, wie sie im Wolost (der nächst größeren geographischen Einheit) oder in der Gubernia (der dem Wolost übergeordneten geographischen Einheit) vertreten seien, so wurde mir immer geantwortet, daß sie überhaupt nicht vertreten seien. Ich konnte die Wahrheit nicht nachprüfen, und es ist wahrscheinlich auch eine Uebertreibung: aber alle überboten sich in der Versicherung, daß, wenn sie einen nichtkommunistischen Vertreter wählten, er keinen Eisenbahnpaß erhalten würde und infolgedessen nicht in der Lage wäre, dem Wolost- oder Guberniasowjet beizuwohnen. Ich sah eine Versammlung des Guberniasowjets von Saratow. Die Vertretung ist von vornherein so arrangiert, daß den städtischen Arbeitern ein enormes Uebergewicht über die Bauern der Umgebung gesichert ist; aber selbst bei Berücksichtigung dieses Umstandes schienen die anwesenden Bauern noch erstaunlich gering an Zahl; handelte es sich doch um das Zentrum eines sehr wichtigen landwirtschaftlichen Bezirkes!

Der Allrussische Sowjet, der verfassungsgemäß die Spitzenkörperschaft ist, der die Volkskommissare Rechenschaft schulden, tritt sehr selten zusammen und ist mehr und mehr zur Formalität geworden. Die einzige Funktion, von der ich entdecken konnte, daß er sie gegenwärtig wirklich ausübt, ist: vorangegangene Entschlüsse der kommunistischen Partei (namentlich solche, die außenpolitische Angelegenheiten betreffen) ohne Diskussion zu ratifizieren, weil ihm die Entscheidung verfassungsmäßig nun einmal zusteht.

Alle wirkliche Macht ist in den Händen der kommunistischen Partei, deren ungefähre Mitgliederzahl, in einer Bevölkerung von etwa 120 Millionen Menschen, 600 000 beträgt. Durch Zufall kam mir niemals ein Kommunist in den Weg; die Leute, die ich auf den Straßen oder in den Dörfern traf, sagten mir, wenn ich mich mit ihnen unterhielt, fast ausnahmslos, daß sie überhaupt keiner Partei angehörten. Die einzige anderslautende Antwort war die einiger Bauern, die offen bekannten, daß sie Zaristen seien. Es muß gesagt werden, daß die Abneigung der Bauern gegen die Kommunisten ziemlich unberechtigt ist. Man behauptet — und alles, was ich sah, bestätigt es —, daß es den Bauern jetzt viel besser gehe als je zuvor. In den Dörfern traf ich niemanden — Mann, Frau oder Kind —, der unterernährt ausgesehen hätte. Die großen Grundbesitzer sind enteignet und die Bauern haben den Nutzen davon gehabt. Die Städte und die Armee brauchen aber Nahrung, und die Regierung kann den Bauern als Tauschobjekt nur Papier bieten; und diesen akkzeptieren zu müssen, erbittert sie. Es ist eine einzigartige Tatsache, daß der Zarenrubel zehnmal so viel gilt als der Sowjetrubel, und daß er auf dem flachen Lande viel populärer ist. Obwohl das Gesetz ihn verbietet, werden auf den Marktplätzen ganze Brieftaschen davon offen vorgezeigt. Ich glaube aber nicht, daß man daraus ableiten kann, die Bauern erwarteten eine zarische Restauration. Sie werden nur von der Gewohnheit und von ihrer Abneigung gegen Neuerungen bestimmt. Sie haben niemals etwas von der Blockade gehört; viele von ihnen wissen nicht einmal, daß es einen polnischen Krieg gibt; infolgedessen können sie nicht verstehen, warum die Regierung nicht in der Lage ist, ihnen die Kleidung und landwirtschaftlichen Geräte beizuschaffen, deren sie bedürfen. Nun sie ihren Grund und Boden erhalten haben, wünschen sie — ununterrichtet über alles, was hinter ihrer nächsten Nachbarschaft vorgeht — nichts weiter, als daß ihr bißchen Dorf unabhängig sei; sie würden sich den Verordnungen einer wie immer gearteten Regierung widersetzen.

Innerhalb der kommunistischen Partei gibt es natürlich, wie in jeder Bürokratie, verschiedene Richtungen, obwohl der Druck von außen bisher verhinderte, daß es zu einer Spaltung kam. Es schien

mir, als ob das Menschenmaterial dieser Bürokratie in drei Klassen eingeteilt werden könne. Erstens sind da die alten Revolutionäre, durch Jahre von Verfolgungen legitimiert. Diese Männer haben den Großteil der höheren Posten inne. Gefängnis und Exil haben sie zäh und fanatisch gemacht und sie dem Kontakt mit ihrem eigenen Land einigermaßen entrissen. Sie sind ehrliche Leute, von der tiefen Ueberzeugung durchdrungen, daß der Kommunismus die Welt regenerieren werde. Sie wähnen sich absolut frei von jeder Sentimentalität, sind in Wahrheit aber sentimental in bezug auf den Kommunismus und in bezug auf das Regime, das zu errichten sie im Begriffe stehen. Sie können nicht der Tatsache ins Auge sehen, daß das, was sie schaffen, gar kein Kommunismus ist, und daß der Kommunismus den Bauern, der sein eigenes Land wünscht und nichts weiter, geradezu abschreckt. Sie bestrafen Korruption oder Trunksucht, wenn sie eines der beiden Laster unter der Beamtenschaft antreffen, aufs unbarmherzigste; aber sie haben ein System aufgebaut, in dem die Versuchung zu jeder niedrigsten Korruption ungeheuer ist, unter dessen Wirkung also, wie ihre eigene materialistische Theorie ihnen überzeugend nachweisen sollte, die Korruption unvermeidlicherweise auch ins Kraut schießen muß.

Die zweite Klasse der Bürokratie — aus der sich hauptsächlich diejenigen politischen Beamten rekrutieren, die unmittelbar hinter den höchsten Rangstufen kommen — besteht aus jungen Arrivierten, die deshalb enthusiastische Bolschewisten sind, weil der Bolschewismus materiellen Erfolg hatte. Diese Leute sind es, die das Regime in vieler Hinsicht so odios gemacht haben. Zu ihnen muß die großenteils vom Zarismus übernommene Armee von Polizisten, Spionen und Geheimagenten gerechnet werden, die es sich zunutze macht, daß niemand ohne Gesetzesbruch leben kann. Ein Beispiel für diese Art von Bolschewismus ist die Außerordentliche Kommission, eine Körperschaft, die von der Regierung unabhängig ist und über eigene Regimenter verfügt, die besser ernährt werden als die Rote Armee. Diese Körperschaft hat die Macht, jeden Mann oder jede Frau ohne Verhandlung ins Gefängnis zu stecken; es bedarf dazu nur einer Anklage wegen Spekulation oder gegenrevolutionärer Betätigung.

Die dritte Klasse der Bürokratie besteht aus Leuten, die keine wirklichen Kommunisten sind, die sich der Regierung nur verschrieben haben, weil sie sich als stabil erwiesen hat, und die für sie arbeiten entweder aus Patriotismus oder weil ihnen dadurch die Möglichkeit geboten ist, frei, ohne den Widerstand traditioneller Einrichtungen, ihre Ideen zu entwickeln. In dieser Klasse finden wir Männer vom Typus erfolgreicher Geschäftsleute, Männer von jenen

Qualitäten, die an amerikanische Selfmade-Trustmagnaten beobachtet werden können, mit dem einzigen Unterschied, daß sie nicht für Geld, sondern für Erfolg und Macht arbeiten. Es besteht kein Zweifel darüber, daß den Bolschewiki die Lösung des Problems gelingt, wie diese Art von Fähigkeiten für den öffentlichen Dienst nutzbar zu machen ist, ohne daß ihnen, wie es in der kapitalistischen Gesellschaft geschieht, gestattet würde, eigenes Vermögen zu akkumulieren. Dies ist vielleicht der größte Erfolg des Bolschewismus, — von seinen militärischen Leistungen abgesehen. Er gestattet die Hoffnung, daß, wenn Rußland Friede gewährt sein wird, vielleicht eine erstaunliche industrielle Entwicklung eintreten könne, eine Entwicklung, die Rußland zum Rivalen der Vereinigten Staaten machen würde. Denn die Bolschewisten sind industriell in ihrem ganzen Denken. Sie schwärmen für alles, was moderne Industrie ausmacht, ausgenommen die exzessiven Kapitalprofite. Und die harte Disziplin, der sie die Arbeiter unterwerfen, ist darauf abgestellt, ihnen industriellen Eifer und persönliche Ehrlichkeit anzuerziehen.

ANTWORTEN AN REBOUX

Die Antworten zu der Frage der deutsch-französischen Verständigung, die Reboux im „Tage-Buch" (Nr. 34) angeschnitten hat, seien hier fortgesetzt.

WALTHER RATHENAU:

Den Gedanken dieser Umfrage halte ich nicht für glücklich. Nur damit eine fast verneinende Zurückhaltung entschieden zu Worte kommt, spreche ich mich aus. Es könnte sonst sein, daß der eine oder andere Berufsgenosse aus dem Drange seines guten Herzens in unser aller Namen den Franzosen umarmt.

Viele von uns haben vor dem Kriege um Frankreich, um Frankreichs Versöhnung geworben. Auch ich. Wir durften es; wir waren die Sieger, und es wäre schön gewesen, um der Menschheit willen den Besiegten, auch durch Opfer, zu versöhnen.

Was war die stehende Antwort? La France boude. Frankreich schmollt. Für uns schwer verständlich. Der Sinn war: Nicht als Besiegte, nur als Sieger. Sonst ewigen Haß.

Man kann unseren Staatsmännern viel vorwerfen, eines nicht. Sie haben den Krieg nicht in den Frieden getragen, zum mindesten nicht, solange Frankreich schwach war. Friede war Friede. Er wurde nicht vergiftet.

Frankreich aber war stets beleidigt, lange vor Marokko, und ganz abgesehen von Elsaß-Lothringen. Seine Geste war: nicht zu

nahe. Das sei nicht als Vorbild erwähnt, sondern zum Verständnis des Charakters und der heutigen Haltung.

Frankreich hat im Kriege furchtbar gelitten. Das Land, das wie kein anderes am Besitze hängt, steht nach großen heroischen und martyrischen Opfern vor dem Ruin.

Es fühlt sich vollkommen schuldlos, brutal vergewaltigt, dauernd bedroht, gefährlich geschwächt. Alle Leidenschaften des Hasses, der Verachtung, der Rache, des Siegesgefühls und der Furcht sind entfesselt und mit der einzigen Hoffnung verknüpft: der Hoffnung, daß unser Tod ihr Leben sei.

In Erziehung, Disziplin, Jurisdiktion, Geschäft ist es immer Frankreichs Prinzip gewesen, jeder interessierten Grausamkeit und Härte eine Seite abzugewinnen, als sei der tief verletzten Moral noch lange nicht Genüge geschehen. Die schwerste, unerhörteste Buße ist immer nur eine verschwindende Abschlagszahlung, mit der sich das edelmütige Opfer der Ungerechtigkeit beim besten Willen nicht begnügen kann. Ein uns schwer verständliches Wort lautet: Il n'y a qu'une chose, plus hideuse que l'assassin, c'est la Victime. Wahrscheinlich hatten die mittelalterlichen Folterknechte bei ihrer Funktion die ehrliche Meinung, sie eigentlich hätten im Namen des gekränkten Rechtes sich zu beklagen, und der Deliquent, das Scheusal, käme noch immer viel zu milde fort.

Frankreich, blutend, verzweifelt, rasend und in dem Gefühl, ein gutes und nützliches Werk zu tun, hat seinen Todfeind an der Gurgel. Jeder Staatsmann und Exekutor hat hinter sich die öffentliche Meinung, den Beifall vieler Alliierten und Neutralen, die ganze Ranküne aus der Mißliebigkeit Deutschlands und der Freude, ihm etwas zu versetzen, eine starke Armee, das Bewußtsein einer wohltätigen und gottgefälligen Handlung, die Hoffnung auf Sicherheit und Gewinn.

Da sollen wir uns wundern, wenn jeder Fetzen vom zuckenden deutschen Leibe gerissen wird, wenn in der raffiniertesten, wissenschaftlichsten, stilisiertesten Form Kränkung auf Kränkung, Demütigung auf Demütigung folgt, wenn nur der eine Gedanke die Politik leitet: wie kann man ein Maximum von Zersplitterung, Schwächung, Entnervung mit einem Maximum an Ausbeute vereinigen? Und wie schön ist es, daß alle diese herzerwärmenden, volkstümlichen und rachesättigenden Dinge nur für die gute Sache, zur gerechten Buße des Unrechts, zur nötigen Erziehung, zur Abschreckung aller Untäter, zur Wiederherstellung Europas, ad majorem Dei gloriam geschehen!

Nun kommt Herr Reboux. Es ist mutig, daß er kommt, denn es ist kein Vergnügen, gegen die öffentliche Meinung aufzutreten

— auch bei uns nicht. Vielleicht hat er viel. vielleicht wenig zu verlieren, jedenfalls nichts Erhebliches in seinem Lande zu gewinnen.

Was sagt er? Das berühmte Wort Corneilles, bei dem (im Theater) jeder Hörer schmilzt? Soyons amis, Cinna?

Nein, er plädiert: Nützlichkeit. Nützlichkeit für Frankreich, auch für Deutschland, sogar für Europa. Ob diese Nützlichkeit angenehm ist, läßt er dahingestellt. Nun, immerhin etwas.

Er plädiert? Eigentlich auch das nicht. Er läßt seinen Romanhelden plädieren. Ich kenne den Roman nicht. Es gibt Helden, die recht behalten, es gibt solche, die man ad absurdum führt. Nehmen wir an, der seine behält recht. Eine wissenschaftliche Abhandlung, wie die von Keynes, mit der unverhüllten Meinung des Autors, wäre mehr.

Man sagt, eine Schwalbe macht keinen Sommer. Die Ausnahme bestätigt die Regel. Das spricht nicht gegen Herrn Reboux.

Gegen ihn spricht gar nichts, für ihn auch nichts. Es wäre ja seltsam, wenn unter 40 Millionen Franzosen nicht einige abweichende Meinungen sein sollten. Nur bitte ich, in solchen selbstverständlichen Vereinzelungen nicht ohne weiteres „Symptome" zu sehen.

Was sollen wir Herrn Reboux antworten? L'Allemagne boude? N'en parlons jamais pensons-y toujours? Revanche? Nein.

Wir sollen ihm nichts antworten.

Wir haben in Jahrzehnten viel verschuldet und werden von der geschichtlichen Gerechtigkeit furchtbar gestraft. Frankreich macht sich zum Vollstrecker der Marter. Es ist niemals ein Segen gewesen, Vollstrecker von Martern sein, am wenigsten, wenn man es mit Lustgefühlen und mit Vorteilen war. Wir wollen nicht zu Vollstreckern einer rückwirkenden Ausgleichung werden. Durch Rache wird keine Schuld gesühnt.

Wir dulden und werden dulden. Vielleicht werden andere, vollere Stimmen sich Herrn Reboux und seinem Romanhelden Jacques Réal anschließen. Ich glaube es. Aber es wird zu spät sein.

Prof. ERNST ROBERT CURTIUS:

Es mag sehr wohl sein, daß die Nachkriegslage zwischen Deutschland und Frankreich eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft geschaffen hat, die weitsichtige Politiker erkennen und sachgemäß verwerten müßten. Es handelt sich dabei um ein reines Organisationsproblem, das von Spezialisten durchdacht und ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit betrachtet werden muß. Weder politische Affekte, noch sentimentale Momente

dürften die Lösung mitbestimmen. Am wenigsten aber darf es verquickt werden mit inter- oder übernationalen Ideologien. „Dies Bündnis würde ein Zeitalter christlicher Brüderlichkeit sichern" — schön. Aber diese Brüderlichkeit darauf zu begründen, daß Frankreich deutsche Maschinen und Deutschland französische Weine braucht, ist ein Widersinn. Denn eine Brudergesinnung, die des psychischen Anreizes von Handelsvorteilen bedarf, wäre widerlichster Cant. Man sollte Geschäft und Ideal nicht vermischen. Man löse die Interessenprobleme aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten, und man unterwerfe die ideellen Probleme einem eigenen Studium. Eine geschichtliche Betrachtung würde lehren, daß der geistige Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich aus der Entstehungsform der modernen Nationalkulturen herrührt, in denen die nationalen Sonderseelen sich ihren individuellen Ausdruck geschaffen haben. Eine geistige Gemeinschaft kann nur entstehen, wenn dieser Differenzierungsprozeß von einer gegenläufigen Bewegung, einem Integrationsprozeß überwunden wird — und dieser kann seinen Ausgang nur von solchen Erlebniswirklichkeiten nehmen, die einer tieferen Seelenschicht als das nationale Ego angehören: sagen wir, um es an einem Beispiel zu verdeutlichen, der religiösen Sphäre. Ich schließe daraus: die wirksamste Vorbereitung für eine geistige Gemeinschaft der Nationen besteht nicht in tastenden Anknüpfungsversuchen, sondern in einer Konzentration der geistigen Energien auf die letzten Wertprobleme. Wenn wir in die Breite gehen, werden wir uns verfehlen; wenn wir in die Tiefe gehen, werden wir uns treffen. Es handelt sich darum, in der heutigen Seelenlage Europas die Ansatzpunkte zu entdecken, aus denen sich organisch das seelische Gemeinschaftsbewußtsein der Zukunft entwickeln kann. Weder der wirtschaftliche Interessenverband der kriegsgeschädigten Nationen, noch ein Klassenbewußtsein, noch das Aufklärungsschema von der überall identischen Vernunftanlage kann dabei als Grundlage dienen. Aber die Krisis der Kultur, die durch die gemeinsam erlebte Katastrophe enthüllt ist, wird in den schöpferischen Geistern der Nationen, die an keine Doktrin gefesselt sind, eine Reihe gleicher Fragestellungen auftauchen lassen und so zu einer gemeinsamen Bewegungsrichtung auf die geistigen Wesensfragen hinführen. Diese spontane Gemeinsamkeit der Probleme kann die allein verheißungsvolle Aussicht auf eine seelische Konvergenz der einander Entfremdeten eröffnen. Hier bietet sich eine Fülle von Aufgaben, die eine tiefere Analyse verdienen. Sie ist bisher weder hüben noch drüben ernstlich in Angriff genommen worden — aber sie könnte zu einer Arbeitsgemeinschaft der besten Köpfe in Frankreich und Deutschland führen.

Sozialistische Ergebnisse von 1919: Erstens Erfahrung, daß man noch nicht in der Roma angelangt, sondern bestenfalls auf dem Wege dahin sei. Zweitens Milderung des Streites um die Lage dieser Roma und infolgedessen emsiger Vergleich der Landkarten, ja bei einigen Besserwissern gelinde Zweifelsucht, ob man als ernsthafter Mensch überhaupt noch an die Existenz glauben dürfe, da ja doch niemand je dagewesen sei und auf gut wissenschaftlich den Ort bezeugen könne. Drittens Einigung auf die Formel von den vielen Straßen, die nach Rom führen, teils mit dem spießbürgerlichen Nebenton, der jede Verantwortung verneint, indem er die Bedeutungslosigkeit oder wenigstens die Gleichwertigkeit aller Mittel predigt, teils mit dem fruchtbar versöhnlichen Richtsinn, der alle zweckdienlichen Mittel anerkennt.

Solchen Ergebnissen begegnet man selbstverständlich weder bei irgendwelchem Parteibonzentum noch bei jenem hemipolitischen Mächlertum, das Kreuzzüge wie Cookreisen betreibt, nicht weil Gott sie will, sondern weil sie sich bezahlt machen, sei es durch Geschäfts- oder durch Eitelkeitserfolge. Zum Himmel stinkt, was seit der sogenannten Revolution im Namen des Sozialismus gefaselt, gelogen, geschoben wurde. Aber immerhin, es stinkt schon, und viele halten sich die Nase zu. Nicht lange mehr, und die Bahn für geläuterte Echtheit wird frei sein und jenseits der ekelhaften Kadaverschlucht verlaufen. Nur freilich, wer wird folgen, wer noch einmal sich erheben, wer noch einmal sich begeistern, nachdem Enttäuschung wütet wie nie zuvor?

Bescheidene Einfalt und schwindelhafte Anmaßung machen beide keinen Führer aus, hindern aber in dem Tausendhügelgelände unserer spezifischen Geistigkeit durchaus nicht, zeitweilig ein Gipfelchen zu ersteigen und die Rolle eines Führers zu spielen. Daß ein Mückenschwarm von Schwächlingen die Aussicht auf etwaige Adlerflüge dieses oder jenes Starken verdunkelt, schadet wenig: Bismarck kam über Frankfurt, über die Berliner Wilhelmstraße, ja über Seinesgleichen hinweg. Aber daß unser Volk von allzuvielem Blinzeln blind, von allzuvielem Gehorchen störrisch geworden, Gefolgschaft überhaupt nicht mehr leisten mag, das droht wie jüngster Tag in unser Schicksal hinein: Bismarck ohne Frankfurt, ohne Berliner Wilhelmstraße, ohne Seinesgleichen wäre schlechterdings vergebens erschienen. Genie bedarf des Vortrupps von Talenten und Talentchen, Kirche der Sekten, Gott des Mittlers.

Es gibt kein Kollektivum außer mit immanenter Idee. Aber es gibt keine Energie außerhalb von Substanz. Es gibt keinen Aufbau außer mit einem höchsten Punkt. Aber es gibt kein schwebendes Dach. Wenn Praxis und Theorie sich voneinander verabstanden, so

verlieren sie ihre Werte, die an die Bedingung geknüpft sind, einander zu treffen und so zusammenzuwachsen wie Körper und Haut, so Eins zu sein wie Leib und Seele. Eine neue Lehre mag noch so segensreich sein können: sie ist es erst, wenn sie aufgenommen, angewandt, gelebt wird. Unfähigkeit schwatzt der Masse vor, sie solle mißtrauen, bis ihr einstmals gebratene Tauben ins Maul gleiten. Wundergläubigkeit, die ihre Götter nicht spürt und nicht an sich reißt, gleich einer Wetterfahne; Zephyr und Boreas streichen vorbei, sie aber knarrt und rostet. Die Gottheit will eingefangen sein, jeder ihr entgegengestemmte kleinste Windmotor dient ihr besser als der nach ihr ausgehängte Herzogsmantel oder der von ihr vollgeblasene Registrator.

Das demagogische, das sekretarische, das akribische Element bedroht uns kaum noch, auch dann nicht, wenn es nunmehr nach hundertfältiger Blamage seines Eifers, seiner Eitelkeit, seiner Nutzsucht die Hände zum Gebet faltet und sich zur tugendsamen Sachlichkeit bekennt. Es hilft euch nichts mehr, kein Ernst, kein Witz, kein Abschwur, kein Versprechen. Auf unsern Aeckern ist der glatte Stein ebenso verpönt wie der zackige, in unsere Mühlen taugt euer dicker Müller so wenig wie euer dürrer, wir haben den schlichten Fritzen so satt wie den prunkenden Willem. Eure Schicht ist a. D., ade! Ein Vakuum tritt an eure Stelle, ein gefährliches, aber bitte bemüht euch nicht, der Juni 1920 revolutioniert mehr als der November 1918, und wir Volk werden jetzt lieber ein grell beleuchtetes Chaos sein, als noch einmal ein von eurem Gestrüpp beschattetes Feld.

Wir beginnen zwischen Brache und Halmfrucht, Kraut neben Unkraut, uns zu einer Weide zu verjüngen. Uebt das Schicksal noch ein bißchen Geduld, gönnt es unserm Wachstum noch ein bißchen Zeit, so soll aus Heuernten, Grasnarben, Humuskrusten allmählich doch noch Kulturboden werden. Seit einem Jahre mehren sich die Keime tapferer Kleinarbeit von Tag zu Tag. Jeder Zeitungs-, Zeitschriften-, Einzelschriftenleser weiß, wie merkwürdig die vor einem Jahre noch äußerst spärlich erscheinenden Beiträge zum Thema angewandter Gemeinwirtschaft Raum gewonnen haben, und wer dieser Erscheinung so herzlich Glück und Gedeihen wünscht wie ich, ist doppelt froh, daß keine Schule, kein System, keine Agitation, keine Reklame, kein Kongreß, kein Fonds, kein Institut dahinter steckt, daß sich vielmehr durch spontanen, wilden Erguß der ideelle Samenreichtum schon im frühesten Stadium behaupten muß und darf.

Welcher Art diese Kleinarbeit ist — Rathenau nannte sie im Gespräch einmal treffend den nachrevolutionären Ersatz einer vorrevolutionären Enzyklopädie des Sozialismus —, das mögen drei Beispiele erläutern, die ich durch Dutzende allein aus dem letzten Quartal ergänzen könnte:

1. Alma de l'Aigles verlangt (in Heft 18 der von Schairer herausgegebenen, bei Diederichs verlegten Schriftenreihe „Deutsche Gemeinwirtschaft") „Beschaffenheitsmarken für alle Waren, als Grundlage für die freiwillige Rückkehr zur Qualitätsware". Voran steht Lagardes Motto: „Das Ideal ist nicht über den Dingen, sondern in den Dingen . . . Das Ideal ist kein Leckerbissen, sondern tägliches Brot." Und im Text wird, bei aller zugestandenen Wesensverwandtschaft mit Dürerbund-Werkbund-Bestrebungen, eine scharfe Grenzlinie gezogen, wo es sich fragt, ob man zum Schutze der Warenqualität entweder eine „sittliche Diktatur" oder aber so etwas wie eine „sittliche Demokratie" errichten solle. Unsere Verfasserin entscheidet sich für dieses gegen jenes Prinzip, ähnlich wie ich es als „Verfügungsbeschränkung" gegen „Wegnahme" des Eigentums, als „Plan" gegen „Zwang", als „Gemeinschaft" gegen „Vormundschaft", als „Selbstverwaltung" gegen „Obrigkeit", auch wie oft, verfochten habe. Keine Herstellungsverbote gegen Schund, keine ästhetischen Zulassungskommissionen, kein Vorschriftensoll der Erzeugerverbände, sondern ein hartes „durch die Verhältnisse erzwungenes . . . Muß, das dem Handelnden . . . die Würde des freien Entschlusses läßt", ein Muß „der wahrheitsmäßigen Angaben über die Eigenschaften der Ware", ein Muß des „freien Spiels der Kräfte . . . vor dem freien Urteil" wissender Käufer, ein Muß „der unbedingten Offenheit" soll walten. Gerade dieser Hinabstieg des Ethos ins Alltägliche ist mir sympathisch, und ich hoffe geradezu, das verhaltene Tasten dieser weiblichen Finger, die es verstehen, in den Untergründen des Genusses an edlem Stoff und geratener Form zu graben, wird uns noch manchen Schatz zutage fördern. Ich bitte sie, ein anderes Mal an das Robbenfell, an die Teerose, an den Gravensteiner Apfel, kurz an Güter zu rühren, denen Pan höchstselbst eine unverlöschliche Beschaffenheitsmarke des Duftes und des Glanzes anhängt, und im Verein mit Strindberg zu bedenken, warum wohl der Verbraucher trotz unverblümter Auszeichnung nach seal electric („elektrischen Seeaal") begehrt, trotz Lieferers Auskunftbereitschaft die Céline Forestier in Malmaison umtauft, trotz unbeschränktem Sinnenverkehr mit dem Ladentisch eine „preiswerte gute Tafelobstsorte" fordert. Der Mann kann nichts Gescheiteres tun, als immer wieder die Frau vor seinen Spuren zu warnen: Die Ratio, wo sie als Dienerin der Sozietas nicht mehr entbehrt werden kann, in allen Ehren; kein Zweifel, daß „das Besorgen von Strümpfen, Zahnbürsten, Wichse, Hemdenstoff und Sicherheitsnadeln" so einförmig, zweckmäßig, unromantisch, rationell wie irgend möglich sein möge; männlicher Anerkennung deshalb gewiß ein gelehrig-gelehrtes Fräulein, das zwanzig von vierzig Seiten lang die nüchterne Objektivität hervorkehrt und ihre Erfahrungen mit Zahlen belegt; aber dennoch zum

Schluß eine wehklagende Sehnsucht nach der Liebsten und nach Muttern, nach weiblich-somnambuler Instinktsicherheit, die es wagt, ihre Treue zum genus humanum handfest, gluckenwarm, ziegenstur hindurchzuretten und den schlechtesten angeborenen Geschmack gegen die beste angezüchtete Konvention zu verteidigen. Alma d'Aigles, schüren Sie im Reich der Beschaffenheitsmarken hitziger als im Reich des Wahlrechtes die femininen Flammen empor!

2. Alfons Horten erbietet sich in einer sehr allgemein mit „Sozialisierung und Wiederaufbau" überschriebenen, aber sehr speziell auf ein Objekt von 12 Millionen Tonnen Steinkohle, 2 Millionen Tonnen Roheisen, 2000 Hektar Grundfläche, 60 000 Arbeitern gerichteten Broschüre (Verlag „Neues Vaterland") von der Theorie zur Praxis vorzudringen. Ich will, obgleich er sich mit unzureichenden Argumenten gegen Wissells Pläne und damit auch gegen mich wendet, nicht polemisieren, sondern nur feststellen, daß das Ministerium Schmidt-Hirsch bei der isolierten Begründung einiger Fachverbände eben nicht „genau nach den Wissell-Moellendorffschen Vorschlägen verfahren" ist, sondern ausdrücklich die Totalintegration der von uns proklamierten Wirtschaftsverfassung unterlassen und so die Exzentrizität einiger übermächtiger Produzenteneinflüsse durch schwächliche Bürokratismen verstärkt statt durch organisiertes Gleichgewicht aller Interessenten beseitigt hat. Ich will nicht einmal Hortens fadenscheinige Verschleierung von Einwänden zerreißen, die er ein bißchen schlagwörtlich als „Schlagworte" abtut, obschon sie, nämlich die Hinweise auf produktive Unzulänglichkeiten und distributive Schwierigkeiten fiskalischer Betriebe, solange der Staat ein Staat heutiger Ideologie und Pragmatik bleibt, sich durchaus nicht entkräften lassen. Ich kann vielmehr und will deshalb von Hortens eigener Basis ausgehen, wonach „wirtschaftlich wichtige . . ., lebensnotwendige Industrien . . . in Staatsbetrieben . . . eine gute Tendenz . . ., aber eine völlig unbrauchbare Form . . ., in privaten Betrieben . . . eine schlechte Tendenz . . ., aber eine dem . . . Zwecke ausgezeichnet angepaßte Form" besitzen. Typisch genug greift Horten, der von Hause aus Ingenieur ist, im Rahmen atavistischer Tendenzen zum Experiment modernisierter Formen, während andere es bevorzugen, vom Zwecke her die Mittel zu überwinden. Horten gedenkt, charakteristisch ingenieurhaft, durch technische und ökonomische Beweise partis pro toto die Politik zu vervollkommnen. Die anderen wollen entweder durch Umbrechen oder durch Umbiegen totius pro partibus zunächst die politische Menschen-Menschen-, danach die ökonomische Menschen-Güter-, schließlich die technische Güter-Güter-Beziehung verändern. Horten vollsozialisiert partiell, um ein Bild von Eduard Heimann zu wiederholen, indem er einen einzelnen Schacht bis zur Sohle

aushebt, die anderen teilsozialisieren universell, indem sie eine ebenso große Stoffbewegung durch flachritzendes Plügen auf der ganzen Oberfläche einer Gemeinschaft hervorrufen. Beide leisten volumetrisch gleichviel. Beide riskieren durch Stümperei ad absurdum geführt zu werden. Wer garantiert Horten tüchtigere Leiter seines Musterwerkes als Wissell für sein Programm an seinen Nachfolgern und Abschreibern fand? Wird inmitten der Konkurrenzwirtschaft der liquide Kapitalist oder wird der bankerotte Parteienstaat die tüchtigsten Männer zu den Seinen zählen? Braucht man also nicht dennoch zu Beginn Hortenscher Verwirklichungen die Kollektivwirtschaft des Räte- oder Ständestaates? Hortens Lied klingt den auf die Schalmeien eklektischer Ansprüche und opportunistischer Fertigkeiten abgestimmten Ohren unserer öffentlichen Meinung wohl lieblicher als die Gesänge von Pflicht und Askese. Möglich, daß Hortens Hauptvorteil, seine materielle Popularität, fürs erste durchschlägt und — will er das? — eine ideelle Resonanz der Mißgünstigen auslöst. Ich, selbst ein Ingenieur, ein Gezeichneter der Mechanistik, darf ihm dennoch raten, sich beizeiten dahin zu erläutern, daß man wahrscheinlicher über Gesinnungen zu Einrichtungen, über Danton zu Dampfmaschinen, über Religion zu Renten gelangt, als umgekehrt.

3. Der Deutsche Holzarbeiter-Verband wendet sich an Behörden und behördenartige Körperschaften in einer Denkschrift, die, verglichen mit der muffigen Stubenluft anderer gewerkschaftlicher Elaborate, wie Frühlingswind anmutet. Endlich einmal wird nicht von Ziffer auf Ziffer geschielt, nicht Zahl um Zahl vergolten, nicht Lohn am Zins gerieben, sondern ein Produktionsplan gegen die Marktkonjunktur aufgefahren, eine produktive Gemeinschaft gegen das zersetzende Schiebertum zusammengeballt, der Papiersegen einer Feuersbrunst ausgeliefert. Wäre solche Arbeiterinitiative seit 1918 nicht Ausnahme, sondern Regel gewesen, hätten sich nicht viel zu viele Arbeitervertreter vor der sozialökonomischen Mitbestimmung gedrückt, wäre nicht allzuoft jenes bequeme Gemisch von Rankünе und Gruppenprofitgier eingeschlichen, so brauchten wir um die Ergebnisse der Wirtschaftsverfassung nicht mehr zu bangen. Weniger die Fanatiker der Gewalt als die Esoteriker der Gewohnheit haben sich an der Arbeiterschaft versündigt. Weniger das hungrige „Alles oder Nichts" als die satte Genügsamkeit „mit dem Spatzen in der Hand statt der Taube auf dem Dach" hat geschadet. Weniger die Fäuste in der Hosentasche der U. S. als die schläfrigen Wänste auf dem Kanapee der S. D. betrügen das Proletariat. Wie lange noch? Pfiffikus schmunzelt, Dummerjan grinst, von Ebert bis Rießer steriles Milieu, dieweil die Extreme ganz konsequent, aber freilich ganz unmarxisch und unbismärckisch nur mehr prügeln, schießen, knechten,

niederreißen, hervorzaubern wollen. Wahrhaftig, die soziale Rettung liegt in der „Mitte": dort, wohin sich Bismarck und Marx vor Doktrinen und Konstruktionen zu flüchten pflegten. Nur muß die Ehrlichkeit sich gesellen. Ein gutes Kompromiß sagt um der besten Gesamtwirkung willen stückweise ja, stückweise nein, heute nein, morgen ja, niemals aber fallweise jain. Am Jainsagen erkennt man von den Kathedern bis zu den Parlamenten die Narren und Schwindler, am Nur-Ja- oder Nur-Neinsagen die zwar oftmals edlen, aber immer zu intellektuellen Vorschwärmer und Nachdenker, am fruchtbaren Vermitteln zwischen ja und nein die Schöpfer. Heißt Schöpfersein etwas anderes als das mindestens dualistische Phänomen des Werdenden entwirrt und dennoch unverletzt gestalten, während sich die Routiers neutral verhalten und die Utopier monistisch verrennen? Wer heute noch nicht hinter dem Streit um Eigentumsrechte und Machtpositionen eine der Gegenwart und Zukunft innewohnende, die Individuen, Klassen, Nationen verknüpfende Arbeitsgemeinschaft spürt, der kann schlechterdings nicht mitschaffen. Er mag die private Unternehmung „beseitigen": die dispositive Arbeitgeberschaft taucht wieder auf. Er mag die proletarische Mißgunst „ausräumen": die Qualen der arbeitsteligen Exekutive löken unverändert wider den Stachel. Er mag die Gegensätze „wegleugnen": sie sind und bleiben da. Allein das Bewußtsein von der Gemeinschaft noch so divergenter Interessen, allein die Einstellung auf den durchaus vorhandenen Gemeinsinn, allein die Handhabe dieser durch und durch mit unserem Individualismus verwobenen Kraft darf für sich beanspruchen, mit der Resultante unseres Lebens parallel geschaltet zu sein. Jämmerlich genug ist das Instrument der „Arbeitsgemeinschaft" nicht nur vom regiminellen Mißgriff und „kapitalistischen" Eifer, sondern auch vom „sozialistischen" Ungeschick zerschunden worden. Um so heilsamer hoffentlich dieser Aufschrei der Holzarbeiter! Vor einem Jahre noch durfte ein Kanzler gewerkschaftlicher Herkunft „Planwirtschaft" als ein sozialistisches Hindernis bezeichnen; durfte der sozialdemokratische Parteivorstand verkünden, „der Plan der Planwirtschaft ist fein, aber durchsichtig . . .; er zerschellt an der sozialistischen Schulung der organisierten Arbeiterschaft, unser Kampfruf lautet: Sozialismus gegen Planwirtschaft"; durfte Schmidt für Gothein gegen Wissell optieren. Vorbei. Die Tage des stumpfen Zuwartens und klebrigen Feilschens sind gezählt, seit die Arbeiterschaft die Wahrheit schauen will. Ob ihr Bild noch ein bißchen froschperspektivisch aussieht, mit konventionellem Pinsel gemalt, mit Ressentiments beladen ist: tut nichts, erzeugt von Lust und Kunst, in Gemeinschaftsarbeit einzutauschen, und das ermutigt zu der Hoffnung, daß auch diese Kleinarbeit keinem Zufall, sondern „der Kategorie" entspringt.

Unversöhnlich, so spottet man, zerquäle mich die Doppelnatur der Unke und der Lerche. Das Wetter ist danach, ihr Herren. Aber wartet nur, bald entscheidet es sich, ob rascher aus vielen Lichtern eine Sonne oder aus vielen Nebeln ein Sumpf wird. In beiden Fällen werde ich verstummen.

CARL STERNHEIM

BERLIN NACH 1918

Bis zu einem gewissen Grad war auch ich wie alle Deutschen im öffentlichen dem Geist des Juste milieu, der mich geboren und erzogen hatte und dem ich mich nur mit ungeheurer Anstrengung zu entziehen begonnen hatte, unterworfen, und hatte ich auch seit Jahren vernichtende Kritik des Bestehenden geübt, war mir außer auf meinem besonderen Gebiet volle Gewißheit des Besseren noch versagt.

Nichts Wirkliches hätte ich damals behaupten, meine Einwände nur als gerechtfertigt beweisen können, was zu wenig war. In gleichen sozialistischen Schlagwörtern, die alsbald alle Luft verpesteten und verfinsterten, hätte ich pompösen Lärm schwatzen und mit einer Weltanschauung ad hoc mich blamieren können.

Das überließ ich Berlin und versuchte, mit Armen und Beinen rudernd, Kopf aus dem alles verstopfenden Schlamm zu heben, nicht um mich weiter in spezifisch deutschen Klassengegensätzen zu orientieren, sondern vor dem wahrhaftigen Zeitgeist, der jetzt oder nie sich verkünden mußte, mich zu demütigen. Bis er manifestierte, hoffte ich, würde in Berlin ein reinigendes Vakuum, ein Purgatorium einfallen.

Es hätte etwa, war von dem ausgemergelten Mann durchaus nichts zu hoffen, die Frau in einem für sie wie noch nie günstigen Augenblick auftreten und das erlösende Wort, ihren mitmenschlichen Befehl sagen müssen, der sie für immer neben dem Mann beglaubigt und sie aus hergebrachter Abhängigkeit von ihm mit einemmal befreit hätte. Sie konnte dieses Männerkriegs erbärmliches Fazit mit gütiger oder verwünschender Gebärde ziehen, bis zum Eintritt neuer Ordnung mit dem Gebärstreik drohen oder in totale geistige Leere ein steiles Denkmal weiblicher Hilfsbereitschaft stellen.

Aber nur mannigfaltiger und grenzenloser prostituierte sie sich in den Straßen Berlins, aus denen sie die von Fronten Zurücktatternden in ihr Bett zu völliger Auflösung schleppte.

Ein Schwärmer hätte vor dem Reichstag oder sonstwo gewaltig auftreten können, der die summenden Massen mit baumstarker, süßer Hoffnung berauschte, sie in ein Meer himmlischen Vergessens badete und in Nebeln der Zerknirschung untätig hielt, bis erstes Licht am Horizont erschien.

Aber Berlin hatte es eilig. Vernünftige Weltgeschichte drängte. In einem Konkurs, wie er noch nicht da war, standen dennoch Abermilliarden auf dem Spiel! Das war der erste neue Einfall, den Deutschlands geistiges Zentrum hatte: wußte man plötzlich nicht mehr, daß auch mit Pleiten Vermögen zu gewinnen sind?

Hier war, da konnten Eiferer wie Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg nicht lange gegen an, dennoch Geschäft! Und wie im ersten Trubel sich Köpfe aus verschiedenen Lagern einander blutig geschlagen hatten, hier stieg aus ungeheurem Aas sogar berauschend der Wrasem nicht zu knappen Verdiensts schon wieder auf. Und von allen Seiten begann man der Nase nach dem so vertrauten Duft zuzuströmen, und was im Weg stand und mit Verlegenheiten drohte, einfach totzuschlagen.

Ehe ein Hirn noch zu Ende gedacht hatte, ein Gewissen bis in Tiefen erschüttert war, wußte Berlin schon wieder, noch immer ließen überkommene Gesetze sich auf neue Verhältnisse biegen, die vielleicht mit den alten Methoden erst gründlich sondiert, nicht gänzlich verzweifelt waren. Und schließlich — wo war in so vollständigem Fallissement noch ein Risiko? Zu verlieren war gar nichts mehr. Alles zu gewinnen!

Das war doch, bedachte man's recht, vielleicht überhaupt erst die Lage, in der des Juste milieu Praktiken, als in kompleter geistiger Finsternis der zu Befruchtenden, allmächtig werden konnten. War man vor dem Krieg nicht eigentlich durch Uebersättigung der Konsumenten in viel peinlicherer Lage als jetzt gewesen, und stand man mit einer Parole „Wiederaufbau" und „größtmöglicher Vermehrung der Produktion", die jetzt den Anschein eines Notwendigen hatte, nicht unmittelbarer als je natürlicher Wahrhaftigkeit nah?

Ließ sich der ausgetretene Balg nicht besser als mit Kapuzinerpredigten, Insichgehen und vor allem schneller und leichter über das Sprungbrett „eiserne Zeit" zu neuer Arbeitshast und Leistungsrekorden aufpeitschen? War es nicht geradezu verbrecherisch, Verlorenem eine Träne nachzuweinen, Gehabtes zu beklagen, statt mit höherem Elan an die noch nicht erkalteten Maschinen zu springen?

Parole scholl! Von links nach rechts dröhnte es: die Druckpressen, die verschnauft hatten, aber in denen das alte Oel noch stand, legten mit einem Surren in Fortissimo los, das alles seufzende Nebengeräusch erschlug. Die Tintenfässer der alten Garde wurden neu gefüllt, die verschüttetsten Greise aller falliten Betriebe hüpften aus Säcken, mit denen sie dekorativ die Lenden gegürtet hatten, ans Licht und ans Stehpult, und ehe sich's Deutschland und eine Welt erbleichender Feinde versah, war in Berlin ein tadelloser neuer Start

geschehen, bei dem die alten Renner schon wieder in flottem Lauf zum unveränderten Ziel lagen.

Es versteht sich, Ladenschild und Briefköpfe der alten Firma, die die Zahlungen eingestellt hatte, waren geändert. Bombastisch schlug man die Affiche „Republik" an.

Bei der Wahl des Präsidenten und der Prokuristen der neuen Handlung war es natürlich, man kam vorzüglich den Wünschen der Teile des Publikums prompt entgegen, die fortan die meisten Kunden stellen sollte. Da die Firma offiziell als eine für Volkswohlfahrt und üppige Bedürfnise der breitesten Massen gedacht war, wählte man freundlich behäbigen Durchschnitt als Repräsentanten, Männer, die ohne Gefühl für Distinktion — denn alles ist Kundschaft — in großen Kaufhäusern hinter Eingangsglastüren in drolligen Gehröcken mit empfehlenden Handbewegungen und einigen einstudierten Phrasen in des Hauses verschiedene Rayons weisen. In den Ressorts selbst aber waltete weiter das alte Personal, das Fachkenntnisse und Haare auf den Zähnen hatte und strikt Versuche der Geschäftsleitung, sich irgendwie im Betrieb geänderten Bedürfnissen des Publikums anzupassen, sabotierte.

Man hätte erwarten dürfen, die wirklichen, nach wie vor anonymen Leiter des abermals riesig angeschwollenen Juste milieu, das jetzt vom linken Flügel der Konservativen bis zum rechten Flügel der Kommunisten reichte, so daß nur altes feudales Blaublut und die „Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands" draußenstanden, hätten ihre in die höchsten Reichsposten vorgeschobenen Strohmänner in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache so gewählt, daß die beim Mangel jeder inneren Eignung für ihre Plätze und verblüffendem Minus persönlichen Verantwortungs- und Taktgefühls doch so viel äußere Haltung, nicht schofel zu wirken, mitbrachten.

Aber berauschender Machttaumel und die ganz unwahrscheinliche sublime Ueberraschung, trotz solchen Pechs und historischer Widerlegung sei es möglich gewesen, Deutschland, die alte Schaluppe, über alle Stürme flott zu halten, machte die wahren Geschäftsinhaber so zynisch frech, daß sie die Stirn hatten, sich zu gestehen: nicht mehr wie unter dem alten Regime brauchen wir auf Regierungssesseln eine von uns beeinflußte aber an sich sehr wesentliche Vertretung, sondern wir setzen das in unserer Presse durchgeführte und bewährte System der Sitzredakteure, die verantwortlich zeichnen, von der Größe ihnen anvertrauter Wirklichkeit aber keine Ahnung haben, genau so für die Regierungsrepräsentanz in Szene, wie es für den anderen Teil der Exekutive, die parlamentarische Volksvertretung im Reichstag und die geschobenen Abgeordneten, bisher im Schwung war.

Man führte einfach die in Geschäften erprobten Methoden auch in allen Aemtern ein, schob, log, betrog über Angebot und Nachfrage, daß keines Geschehens oder Behauptung Gegenteil mehr stimmte, und sich weder der Lügner noch der Betrogene im geringsten auskannte, nur um kostbare Zeit auch über einige nicht zu vermeidende Putsche ernstlich verbitterter Volksteile hinaus zu gewinnen, dem hungrigen Handel und der Industrie die ersten Rohstoffe wiederzuschaffen, in deren flink zusammengehauene Fertigfabrikate man einen noch sanft murrenden Pöbel so schnell wie möglich wieder einwickeln wollte.

Zu diesem Trieb schwieg jede andere Regung des Berliner Juste milieu, sich in ihm über Streit und Gemeinheiten mit dem kapitalistischen Mob aller Länder einig wissend, der unter der Firma „Völkerbund" sich auch gerade zur Betäubung der durch den Krieg rumorenden Massen mittels Erfüllung ihrer übertriebenen Lebensansprüche als Zentralgenossenschaft zusammenschloß.

Schon tauchte in Hallen und Lifts der großen Berliner Hotels jene Spezies in Scharen auf, die unter smarten Gentlemans Maske mit dem Tausenmarkschein in gerollter Faust Maschen der Gesetze durchschwimmt, und deren Pässe durch willfährige geschäftstüchtige Beamte mit Visas und Stempeln nach Belieben bedruckt sind, die aber auch bei Gelegenheit das silberne Besteck, mit dem man sie bei Tisch bedient, und anderes tragbares Inventar des Hotels mitgehen heißt.

Schon tummelten sich Trupps gewesener Exzellenzen, Staatssekretäre, Stabsoffiziere und anderer Würdenträger, an umgestelltes Wirken Anschluß zu gewinnen, zog das Weib aus besseren Kreisen wieder batistene Hosen und seidene Strümpfe an, und Ullsteins Schnittmuster in der „Dame", Toilettentips der „eleganten Welt" wurden, soweit man „Vogue" nicht vorzog, wieder wichtiger als Otto Rühles und Lenins Manifeste.

Es lernten Minister aus dem Volk mit Nagelfeile, Polierer und dem Bidet umgehen, das sie schon vom ähnlich klingenden Budget trotz aller Witze im Publikum über sie unterscheiden konnten. In schwarzem Rock, mußte es sein, in der Badehose repräsentierten sie für die neue Republik ausreichend. In allen Reichsämtern begann man sogar die Zufuhr kalter Luft in Schränke, in denen Lackschuhe standen, zu schätzen, und nach läßlicher Arbeit für das Staatswohl wurde ein Aufenthalt in St. Moritz schon in Betracht gezogen.

Dichter begannen wieder, ihre Schlaganfälle dem Berliner Tageblatt zur Veröffentlichung für einen kunstverständigen Leserkreis mitzuteilen, es starb kein Geheimrat und kein Mime ohne Nachruf mehr, und der glatzköpfige große Schieber, den wir alle kennen, fuhr im Auto wieder in seine Grunewaldvilla.

Schon setzten sich die Absteigequartiere instand, legte die Nutte vom Kurfürstendamm das erste Rot auf, stellten Kellner bei Hiller den frischeingetroffenen Sekt kalt und die deutsche Havannazigarre „Ehrensold" bereit, und abermals stand „Kampf ums Dasein", neue „Auslese der Tüchtigsten, „Aktivismus" in Berlin an der „natürlichen Entwicklung" Hähnen, begann ein demokratisch-sozialistisches Berlin mit dem Motto: Volldampf voraus, durch Nacht zum Licht!" seinen neuen „Platz an der Sonne" zu suchen.

Eventuellem Mißlingen des Versuchs die historisch wissenschaftliche Rückendeckung zu geben, nahm man vorsichtshalber offiziell und in der Presse noch eine Epoche allgemeinen Niedergangs an, und O. Spengler bewies zahlreichen Abnehmern geistreich und für alle Fälle den Untergang des Abendlands, in zwei dicken Bänden, den Band für 120 Mark in Leinen gebunden.

STEFAN GROSSMANN

GLÜCKWUNSCH AN HOLLÄNDER

Soll man Sie beglückwünschen? Nun sind Sie, beweglicher, zukunftschnuppernder Geist, Max Reinhardts still-erregter Nachfolger. Heißen Direktor des Großen Schauspielhauses, des Deutschen Theaters und der Kammerspiele. Sind es geworden, ohne in eine Abhängigkeit von den Filmherren zu geraten. Die Ufaisierung ist (mindestens vorläufig) ins Wasser gefallen, die Berliner Theater sind allabendlich, wider Erwarten, bis zum letzten Galerieplätzchen voll und — Theaterleute leben vom Augenblick. Kurios genug, daß private Unternehmer mit dem Theater noch immer Geschäfte machen, während das verstadtlichte und verstaatlichte Theater überall seine Zuschüsse erhöhen lassen muß. (Man sehe die Defizitliste, die ich im Glossarium dieses Heftes bringe.) Dasselbe Phänomen überall: Die städtischen Bühnen in Frankfurt a. M. fordern sechs Millionen Zuschuß, der geschickte Herr Hellmer vom Frankfurter Neuen Theater erzielte angenehmen, auch jetzt noch passablen Reingewinn. Die städtischen Theater in Leipzig fressen eine Dotation von fünf Millionen, das Schauspielhaus des gewitzten Direktors Vieweg arbeitet mit noch immer erquickenden Ueberschüssen. Die Münchener Hoftheater verschlangen im letzten Jahr sieben Millionen Mark Zuschuß, aber die Falkenbergschen Kammerspiele, in ihrer Armut anregender als die üppigen Staatsbühnen, konnten beinahe defizitlos durchschwimmen.

Herr Dr. Seelig mag dieses Phänomen mit sehr triftigen soziologischen Erklärungen erläutern. Eins wird er nicht leugnen: Vom individuellen Besitzer eines Theaters gehen stärkere Ströme von Initiative aus, als vom beamteten Leiter, eine ganz andere ökonomische Verantwortlichkeit hemmt und lenkt ihn. Der Unternehmer hat mehr Einfälle als der Beamte. Auch der Genossenschaftsbeamte scheint gelähmt. Was hätte ein einzelner in den zwei Revolutionsjahren aus dem Volksbühnensystem zu gestalten gewußt! Die Hälfte aller Berliner Bühnen wären längst Volksbühnen, wenn nicht die Schwerfälligkeit der Vorstandsdemokratie die Vergenossenschaftung der Theater verschliefe. Längst hätten die Schillertheater zum Leben erweckt und in die Volksbühnen gereiht werden müssen, längst in allen Vororten Berlins Volksbühnen-Filialen erstehen müssen — sie sind inzwischen auf mehr oder minder maskierter kapitalistischer Basis gegründet worden —, und die Theaterunternehmer hätten Preiserhöhungen nicht ohne Genehmigung des organisierten Publikums durchführen können. Wir sind auch auf diesem Gebiet vor allem deshalb nicht sozialisierungsreif, weil es den Zuschauergenossenschaften an elan-vital führender Kräfte fehlt. In ein paar Versammlungen wäre das so oft beiseite geschobene, mißachtete und verhöhnte Publikum des Großen Schauspielhauses zusammenzufassen — wer eine der lachhaften Sommervorstellungen des „Julius Cäsar" gesehen hat, weiß, wie nötig solcher Zuschauerschutz wäre —, aber wo lebt, in der Berliner Volksbühnenbewegung, auch nur eine einzige, aktionslustige Energie?

Nun treten Sie, Felix Holländer, an Reinhardts Stelle. Sie werden es leichter haben als Sie dachten. Leichter, weil Reinhardt in dieser großen Stadt, die ihm so viel verdankt, fast keinen Freund hat. Keine Freunde unter den Kollegen, keinen Freund in der Presse, fast keinen Freund unter den Autoren. Das ist erschütternd, denn schließlich müßten zwanzig Jahre enthusiastische Arbeit Bedingungen schaffen. Ich weiß, wie stark der Groll gegen eine so steil aufsteigende Laufbahn in allen Mediocritäten wühlt. Aber liegen die Gründe solcher Isolierung nicht auch an Reinhardt? An seinem steinernen Egoismus? Wem war er hingegeben? Brahm? Dem Naturalismus? Welchem Dichter? Hauptmann, der ihn nicht interessiert? Wedekind, den er im Sommer gastieren ließ? Sternheim, den er nur ausbrütete? Eulenberg, dessen unvergängliche Komödien („Der natürliche Vater" und „Alles um Geld") in Berlin neu aufzuführen sind? Schmidtbonn, der entdeckt und vergessen wurde? Keinen Dichter hat Reinhardt vorwärtsgeleitet, keinen hat er festgehalten, von keinem war er innerlich untrennbar. Wenn Sie, Felix Holländer, jetzt antreten, so wird endlich wieder ein Schriftsteller an der Spitze des Deutschen

Theaters stehen, und vielleicht hat damit die Flatterhaftigkeit des Schauspielertheaters ein Ende. Von Lessing bis zu Laube und Brahm sind immer nur wir Schreibenden die Regeneratoren des Theaters gewesen. Das Schauspielertheater war immer ohne geistige Intention.

Sie werden, Holländer, Ihr Amt antretend, sich selber sagen müssen: Das will ich. (Es ist nicht unbedingt nötig, daß Sie es den Zeitungen sagen.) Im besonderen werden Sie sich darüber im klaren sein müssen, was Sie mit dem Zirkus anfangen. Leicht wird's Ihnen dort nicht werden. Dort steht ein Theater, in dem man nicht lachen kann! Werden Sie nüchtern genug sein, diesem Riesenraum zu verweigern, was er nur auffressen, nicht verwirklichen kann? Vergessen Sie Hamlets Durchfall nie! „Florian Geyer" würde im Zirkus ein Stück aus Blech, alle Zartheit wäre aus dem Werke weggewischt. Der Gedanke, Faustens Studierzimmer in den Riesenraum zu bauen, erzeugt Beklemmungen. Eine Revision des Spielplans fürs Große Schauspielhaus wird Ihre erste Arbeit sein müssen und dann rate ich Ihnen: Seien Sie für dieses Haus nicht zimperlich. Wenn Sie für den Sommer eine schöne Wasserpantomime mit bunten Lichteffekten und einem Orchester unter Wasser finden, greifen Sie zu! Ihre Liebe, leugnen Sie nicht, gehört dem alten Deutschen Theater, im Zirkus haben Sie sich immer etwas erstaunt und beunruhigt, mit spitzen Ohren und suchenden Augen umgeschaut. Man soll keine Liebe verleugnen, sich zu keiner fremden Neigung zwingen. Seien Sie im Zirkus amerikanisch, damit Sie im Deutschen Theater deutsch sein können.

Darf ich Ihnen noch einen Rat geben, Felix Holländer? Geben Sie uns allen wieder einen festeren Glauben an die bürgerliche Solidität des Betriebes. Sehen Sie sich die zwölfte und die zweiundvierzigste Vorstellung Ihrer Stücke an. Räumen Sie mit der falschen Fassade der Premierenbesetzungen auf, denen dann der schmählichste Verrat am Publikum folgt. Geben Sie den Berlinern wieder den Glauben an die künstlerische Rechtschaffenheit Ihres Betriebes. Haben Sie wieder ein klein wenig — ich will nicht gleich sagen: Liebe, aber wenigstens Achtung vor dem Zuschauer. Allabendlich auf die Seele von fünftausend Leuten wirken, müßte das nicht von Rechts wegen das stärkende Gefühl einer hohen Verantwortung erzeugen?

FERRUCCIO BUSONI
RUDOLF KASTNER

UM LISZT

„Sehr geehrter Herr Kastner! Ihren Willkommgruß habe ich mit tiefer Erkenntlichkeit empfangen und gelesen. Er traf mich mitten in der Bewegtheit erneuter Eindrücke. Gestern abend las ich das „Tage-Buch", worin Sie meiner in auszeichnender Weise erwähnen. . . . . . .

Ihrem Aufsatz entnahm ich mit Befremden, wie Sie mit einer leichten Geste Liszt abwinken . . . Ich kenne Liszts Schwächen, aber ich verkenne nicht seine Stärke. Im letzten Grunde stammen wir alle von ihm — Wagner nicht ausgenommen — und verdanken ihm das Geringere, das wir vermögen. Cesar Franck, Richard Strauß, Dubussy, die vorletzten Russen insgesamt, sind Zweige seines Baumes. Darum sollte nicht in einem und demselben Satze Respighi gefeiert und Liszt abgelehnt werden. Eine Faust-Sinfonie, eine Heilige Elisabeth, ein Christus — sie sind noch keinem Späteren geraten. „Les jeux d'eau" bleiben noch heute das Vorbild aller musikalischen Springbrunnen, die seitdem geflossen sind . . . Jedenfalls sollten Sie, falls Sie gute Gründe für Ihre Ablehnung haben, dieselben anführen und nicht ohne weiteres voraussetzen, daß jeder Leser sie wisse und jeder Musiker Ihnen beistimme. Ich, persönlich, sehe nicht, was Liszt an Schuberts Wandererfantasie verdorben hätte. Hingegen habe ich von altersher erkennen müssen, wie hilfreich Liszt über gewisse „Strecken" des Originals hinwegführt. Es kann also kein Klavierspieler sich etwas vergeben, wenn er sich mit Liszt einer Meinung zeigt: es wäre denn, daß er als Musiker und als Pianist nachweisbar Liszt überträfe. Ein solcher Klavierspieler ist mir bisher nicht vorgekommen; ich selbst bin mir der Distanz, die mich von jenem Großen trennt, respektvoll bewußt. Weshalb ich diese Auffassung freundlich zu verzeihen bitte

Ihrem
in herzlichster Achtung ergebenen
F. Busoni.

*

An Ferruccio Busoni! Eigentlich, Meister, ließe sich Ihr edler Unmut in diesem Falle mit der Aufklärung des Mißverständnisses beschwichtigen, dem er entsprang: nämlich der ganz irrigen Auffassung, ich hätte kürzlich an dieser Stelle Liszt abzutun versucht.

Nicht, weil ich es seit vielen Jahren immer wieder geschrieben — vielleicht entsinnen Sie sich meiner begeisterten Aufsätze über die unvergeßliche Lisztfeier 1912 in Heidelberg, wo Sie selbst Liszt neben Saint-Saëns, Risler, Friedheim u. a. mit dem A-dur-Konzert

huldigten! — geschrieben: daß das Wagner-Chroma des „Tristan", von der ganzen Wagnernachfolge zu schweigen, wie Straußens sinfonische Dichtungen, ebenso indirekt der ganze erstperiodige Schönberg und eine stattliche Epigonenschar aus der keimhältigen Quelle des Lisztischen Genius reichlich schöpften, ja, ohne sie undenkbar sind, — — nicht weil ich die heute viel zu wenig beachtete historische Stellung Liszts als geistiger und schöpferischer Vater der inzwischen völlig ausgereiften sinfonischen Dichtung oft und oft aus dem Vergessensdunkel ans Licht dieser undankbaren Zeit zog, sollte ich vor der Vermutung geschützt sein, Liszt verkleinern zu wollen!

Das lag mir auch mit der Ausstellung an dem ersten Meyrowitz-Programm ganz ferne. Dieses Konzert war noch in der öffentlichen Generalprobe so beschaffen: Respighi, vier Lautensätze für modernes Orchester, dann das dreisätzige große Mozart-Konzert (Es), hernach die ziemlich epische und (von mir hier keineswegs gefeierte, sondern lediglich als geschickte Klangimpression erwähnte viersätzige sinfonische Dichtung „Fontane di Roma" von Respighi), d a r a u f erst die Wandererfantasie von Liszt und schließlich noch der „Mazeppa"!!

Ganz abgesehen nun von dem absoluten Wert der einem vollständig ausgewachsenen Konzertprogramm angegliederten zwei Lisztwerke, die nach Respighi zumindest klanglich retrospektiv wirken mußten, war dieses Programm an zeitlicher Ausdehnung eines von jenen, in welchen dem Publikum möglichst viel Musik geboten werden sollte . . . Und in dem Protest dagegen sollte ich mich mit dem Aestheten und Künstler Busoni nicht gleicher Meinung wähnen? Ich erkenne eine solche ästhetische Kontrolle der Konzertprogramme, die mit ihrer Begrenzung auf eine Maximaldauer von 1½ Stunden für Ausführende und intensiv Empfangende beginnt und endet, als die allerwichtigste Mitarbeit des kritischen Betrachters, als elementare Voraussetzung für die immer mehr sich ausbreitende öffentliche Musikpflege. Bleibt nur noch festzustellen: der „Mazeppa" wurde am Konzertabend selbst abgesetzt, wodurch zwar eine Viertelstunde Zeit gewonnen, die Wandererfantasie dagegen unmittelbar hinter Mozart gerückt wurde.

Hier treffen wir uns wieder: ich empfinde tatsächlich die im virtuosen al-fresco-Stil angelegte, stellenweise die Schubertsche Grazie doch zu pompös illustrierende Lisztsche Instrumentation — die mir stilistisch schon deshalb nicht ganz einwandfrei scheint, weil sie eine freie Klavierparaphrase noch einmal, und zwar konzertierend paraphrasiert — als eine gewiß von Lisztischem Geist beschwingte, aber nicht zwingend notwendige Tat. Diese persönliche Meinung trifft allerdings mit gewissen, ewig bestehenden Grundmaximen von Form und Stil, zumindest mit den Gesetzen des Klanges zusammen

und verkleinert im übrigen keineswegs das große Gesamtwerk unseres Meisters.

Sie zählen, verehrter Herr Doktor, einige Hauptwerke Liszts auf — ich möchte meinerseits an die wundervoll inspirierte, viel zu sehr vernachlässigte Dante-Sinfonie, an den XIII. Psalm, an die Graner Messe erinnern. Aber ist nicht doch Liszt als Faustkomponist mit dem zweiten Teil der VIII. Sinfonie von Mahler erreicht, deren Schlußchor sich thematisch so geheimnisvoll mit dem Lisztischen berührt, ohne auch nur entfernt als Reminiszenz zu wirken?

Einen letzten Widerspruch ruft noch Ihr schöner Briefprotest (gegen etwas in der Tat Ungesagtes) in mir hervor: der Stoßseufzer über den noch nicht existierenden, Liszt übertreffenden Klavierspieler. Ich weiß aber einen, der wie kein zweiter an Liszt nahe herankommen soll — und der heißt: Busoni. Prägen Sie nicht, bitte, einen neuen Fall d'Albert! Ist uns I h r kompositorisches Schaffen auch schon um seinetwillen selbst kostbar genug — Berlin wird ja davon hoffentlich unter Ihrer Leitung in diesem Winter Beträchtliches hören —, so entziehen Sie uns dennoch nicht länger Ihr Spiel. Unsrer Enthaltsamkeit war es dieser sechs Jahre genug! Und wenn Sie mit einem L i s z t - Abend begönnen, wäre niemand glücklicher als

Ihr in Verehrung ergebener

Rudolf K a s t n e r.

CHRISTIAN MORGENSTERN

EPIGRAMME UND SPRÜCHE

D e r Z e i t u n g l e s e r.

„Unendlich viel geschah
just da
ich Mensch gewesen."
— Und was geschah von Dir? —
„Von mir?
Das, was geschah, zu — lesen."

*

So klein der Winkel
So groß der Dünkel.

*

Ein Verallgemeinern
Ist oft ein Verkleinern.

Aus dem 1920 bei R. Piper, München erschienenen Bande „Epigramme und Sprüche".

AUS DEM TAGE-BUCH

ÖSTERREICHER, DIE IN DEUTSCHLAND WÄHLEN

Ein Oesterreicher schreibt mir:

Von den Radikalsten bis zu den Konservativsten sind alle Deutschen überzeugt davon, daß der Anschluß Oesterreichs an Deutschland kommen muß. Und wie sehr die Oesterreicher davon durchdrungen sind, daß ihr furchtbar zugeschnittener Staat nicht leben kann ohne die Vereinigung mit Deutschland, das sollte man am 17. Oktober sehen, bei der Volksabstimmung, die zugleich mit den Wahlen zur Nationalversammlung geplant war.

Rücksichten — jeden Tag muß dies Zwergösterreich neue Rücksichten üben — auf die Kärntner Abstimmung führten zur Ablehnung des geplanten Anschlußreferendums.

Aber wir, die am glühendsten vom Nutzen der Durchdringung österreichischen und norddeutschen Wesens überzeugt sind, nur wir in Deutschland lebenden Oesterreicher sollten von dieser Abstimmung, wie von der Wahl in die Nationalversammlung ausgeschlossen sein. Wir sind als „Ausländer" hier nicht stimmberechtigt und als außerhalb der Grenzen Wohnende auch nicht in Oesterreich.

Ist das nicht ein absurder Zustand? Mit Recht erinnert jetzt der „Oesterreichisch-deutsche Volksbund", die sehr nützlich wirkende Anschlußorganisation (Berlin W 30, Motzstraße 22), in einer Eingabe an das Staatsamt des Innern in Wien daran, daß im Preuß'schen Entwurf der deutschen Reichsverfassung den Auslandsdeutschen das Wahlrecht eingeräumt war. Das entsprang dem Wunsch, die Auslandsdeutschen fest ans Reich zu knüpfen. Der nahe Wahltermin verhinderte die wahltechnische Erfassung der stimmberechtigten Auslandsdeutschen, aber es wurde beschlossen, die Forderung der Auslandsdeutschen im Auge zu behalten und zu erfüllen. Wenn es dem kleinen Norwegen glückt, seine im Ausland lebenden Bürger zur Urne zu bringen, weshalb sollte es den Deutschen nicht gelingen? Der „Oesterreichisch-deutsche Volksbund" verlangt nun vom Wiener Staatsamt des Innern, daß bei der bevorstehenden Beratung der Verfassung Oesterreichs den in Deutschland lebenden Oesterreichern das Wahlrecht gegeben werde. Es soll bei den Konsulaten gewählt werden. Die Auslandsösterreicher erhielten so viel Abgeordnetensitze, als den abgegebenen Stimmen, gemäß den Wahlziffern des Inlandes, entspricht. Da es in Berlin, Dresden, Hamburg, München, Breslau usw. starke Organisationen der Deutschösterreicher gibt, wird es an Wahllebendigkeit nicht fehlen. Ueberall aber wird natürlich die dringendste Forderung, d. i. der Anschluß an Deutschland, im Vordergrund stehen. Und in die Wiener Nationalversammlung zögen ein paar Abgeordnete aus Deutschland, denen die Einigung aller Deutschen vor allem am Herzen läge.

Wird die Wiener Regierung die Anregung schnell aufgreifen?

Dann gäbe es am 17. Oktober in allen großen Städten Deutschlands — es handelt sich um etwa 400 000 Oesterreicher, die in Deutschland leben — große Kundgebungen für den Anschluß und Wahlen für Wien.

EIN MUSIKERSCHICKSAL

Ueber den Rang entscheidet das Quantum Macht, das du bist. Nietzsche.

Dreifach war Adolf Schreiber vom Geschick belastet: Prager, Musiker und Jude. Schwermut, Selbstbezweiflung, chaotisches Empfinden legte Natur ihm in die Wiege. Sein Dasein glich einem Gang über winterlichen Strom, dessen dünne Eishaut bei jedem Schritt zu bersten drohte. Und keine Hand, die sich entgegenstreckte, ihn auf festes Land zu retten. So wählte der neununddreißig Jahre alte den freiwilligen Tod.

Hemmungen der Not hatten das Talent von Adolf Schreiber noch keinen langen Atem holen lassen. Eine Sonate für Klavier und Geige, die fast vollendete Vertonung von Max Brods dichterischem Spiel „Die Höhe des Gefühls" waren bisher die ausführlichsten Aeußerungen seiner Kunst geblieben. Im vokalen Aphorismus verströmte er sein Schaffen, sein Manuskriptennachlaß setzt sich hauptsächlich aus Liedern zusammen. In der Auswahl ihrer Texte bekannte sich sein Wesen. Alles, was auf den Markt hinausschrie, liebedienerisch um Publikumsgefallen buhlte, war ihm zuwider, Keuschheit und Verhaltenheit der Stimmung zog ihn an. Max Brods beschwingte Güte, „des Knaben Wunderhorn" Volkstümlichkeit, Rilkes innige Marienlieder, die nachdenklichste Lyrik Liliencrons: mit solchen stillen Poesien vermählte sich des Komponisten Sehnsucht und schenkte ihnen ein zweites Leben durch den Klang. Ohne in krasse Neuzeitlichkeiten zu verfallen, schlug Schreibers Kunst eine herbe, in Innerlichkeit tief verwühlte Eigennote an. Sein polyphones Tonempfinden schließt die Singstimme in die Harmonien der Begleitung ein, er geht der Dissonanz nicht aus dem Wege und überrascht durch seltsam abbrechende Schlüsse. Eine der reifsten Proben seines Könnens, ein Dokument, gewissermaßen vieler in seiner Musikalität noch ungeweckten Ausdrucksfähigkeiten, hat er in der Geleitmusik zu den Galgenliedern Christian Morgensterns gegeben. Reichtum an Einfällen, kongeniale Einstellung auf schmerzliche Burleske, Uebermut in Rhythmus und Gestaltung. Trotz der Lieblosigkeit, mit der im vergangenen Winter diese Gesänge der Oeffentlichkeit preisgegeben wurden, hat feinsinnige Kritik ihre Vorzüge erkannt.

Nun, da die Tragödie seines Endes sein stolz verborgenes Martyrium offenbarte und seinen bisher unbekannten Namen in die Presse trug, nun wird vielleicht einer der Verleger, bei denen er zeitlebens vergeblich Einlaß suchte, die Muße finden, das Werk des in Verzweiflung Weggestürzten nachzuprüfen, dem allgemeinen Urteil zu unterbreiten.

Nun hält es vielleicht eine jener Größen, die im Konzertsaal das schöne und das schlechte Wetter machen, der Mühe wert, sich des Nachruhms des Verstummten anzunehmen. Nun ist vielleicht das Herz des Bühnenmanns und seiner Truppe, die dem Enttäuschten die letzte Bitterkeit zu kosten gaben, von unfruchtbarem Hilfsgefühl bewegt.

Stirb, Künstler, damit du auferstehst. Kann man vom Leben und vom Menschen sprechen, ohne anzuklagen?

Auguste Hauschner.

SO WAR MÜNCHEN IMMER

I.

In seiner Schellingbiographie schildert Kuno Fischer die Münchener Geistesverfassung von 1810 so:

Die Berufungen fremder und protestantischer Gelehrter machten sehr böses Blut, und es kam gelegentlich zu Ausbrüchen des Hasses und zu Pöbelagitationen namentlich gegen Jakobi, Feuerbach und Thiersch . . . Die Anfeindungen wurden gewaltsamer, und der aufgehetzte Pöbel bestürmte Jakobi und Feuerbach sogar in ihren Häusern; der letztere mußte am Palmsonntag, den 15. April 1810, einen förmlichen Aufzug geworbener Leute bei sich sehen, die ihn verhöhnten, Schachteln mit Pasquillen brachten, in seinem Hause nach gestohlenen Ohrringen suchten, Totenweiber, die seine Leiche in den Sarg legen wollten, und dergleichen mehr . . .

Das ärgste aber begegnete Thiersch, gegen welchen am 28. Februar 1811 ein Meuchelmord versucht wurde; glücklicherweise kam er mit einer ungefährlichen Wunde davon.

„Der Mörder," schreibt Feuerbach, „kann fast mit den Fingern gedeutet werden, aber er ist juridisch nicht entdeckt und wird auch nicht entdeckt werden. Auf mich sind ebenfalls die geschäftigen Hände dieser Herren gerichtet. Außer der sogenannten Patriotenpartei habe ich noch eine Menge anderer Feinde. Ich bin sehr auf meiner Hut. Ich gehe abends nicht auf die Straßen, noch bei Tage in sehr entfernte Gegenden des Parkes, ohne die Begleitung meines Bedienten und ohne zwei gut geladene Terzerole und einen tüchtigen Degen in meinem Rocke. Nachts werden alle Zugänge zu meiner Schlafstube wohl verriegelt, und auf meinem Nachttische liegen beständig meine zwei Pistolen."

II.

Im Jahre 1920 erzählte ein Münchener Rechtslehrer im Kolleg, ganz objektiv und seiner Aufgabe gemäß, im Mittelalter sei den Juden das Recht der Notwehr entzogen worden. Darauf, stürmisches Beifallsgetrampel aller teutschen Jünglinge, Fäuste ballen sich und wilde Blicke drohen.

Der, nichts ahnend, erstaunte Professor auf dem Katheder mußte innehalten und die Jünglinge austoben lassen. Werdende Richter, werdende Rechts- und Staatsanwälte, und vielleicht auch der künftige Justizminister unter ihnen.

K. Z.

EIN ANFANG

Prinz Ludwig Windischgrätz, früherer ungarischer Ernährungsminister, später der eifrigste Regisseur für die Errichtung eines neuen Habsburgerthrones in Wien und Budapest, hat seine Memoiren bei Ullstein erscheinen lassen. Nun läßt er sie aus dem Handel ziehen, zahlt dem Verlag eine hohe Entschädigung und läßt die Erinnerungen einstampfen. Die Memoirenliteratur derer, die sich entschuldigen wollen, ist hoch angeschwollen. Einer mußte mit dem Einstampfen der Irreführungen anfangen. Es wird der geschichtliche Ruhm des Prinzen Windischgrätz sein, daß er den herzhaften Entschluß gefaßt und durchgeführt hat, seine Memoiren zu zerstören. Der Geschichtsschreiber ist ihm Dank schuldig.

LEGITIMATION FÜR DICKE

Krieg, Unterernährung, Dalles haben neue Sittlichkeiten gezeitigt:

Der anständige Mensch ist zur Magerkeit verpflichtet.

Der jetzt einen Bauch erworben hat, gehörte dem Untersuchungsrichter.

Wer jetzt fett werden konnte, den soll ein strenges Gerichtsverfahren durchleuchten.

Und der mißtrauische Blick des Nebenmenschen begleite den Dickling.

Aber gibt es nicht kranke Menschen, deren Fettleibigkeit unverschuldet und ungewollt?

Diese Bedauernswerten sollen mit besonderen Legitimationen ausgestattet werden.

In Salzburg hat der Ernährungsreferent, der sozialistische Abgeordnete Breitenfelder, unter den scheelen Blicken seiner Mitbürger zu leiden, weil er über 200 Pfund wiegt. Er ist deshalb öffentlich beschimpft und im Wahlkampfe verhöhnt worden. Daraufhin hat er in der „Salzburger Wacht" folgende Erklärung erlassen:

> „Meine Mutter ist im Gewicht von über 100 Kilo gestorben, auch mein Vater, ein fürstlich Khevenhüllerscher Angestellter, war kein Schwächling. So war ich schon am Ende meiner Lehrzeit über 70 Kilo schwer und kam schon Anfang 1904 mit einem Hunderter belastet nach Salzburg. 1907 bis 1909 wog ich 120, einmal sogar 121 Kilo, während ich heute 114 Kilo wiege."

Nach diesen historischen Feststellungen kann der 228 Pfund wiegende Ernährungsreferent Salzburgs vom Vorwurf unsittlicher Fettleibigkeit freigesprochen werden.

DEFIZITSTATISTIK DER STAATS- UND STADTTHEATER

Berlin, Staatstheater:
1919/20 12 Mill. M.,
1920/21 15 Mill. M.
Leipzig: 5 Mill. M.
Dresden: 3½ Mill. M.
Frankfurt a. M.: 6 Mill. M.
Hamburg: 1 Mill. M.
Köln a. Rh.: 1 036 900 M.
München, Staatstheater: 7 Mill. M.
Hannover: 1 Mill. M.
Braunschweig: 1 500 000 M.
Karlsruhe: 2 351 000 M.
Mannheim: 1 750 000 M.
Kassel: 1 750 000 M.
Königsberg: 400 000 M.
Lübeck: 500 000 M.
Halberstadt: 180 000 M.
Halle: 1 272 000 M.
Nürnberg: 400 000 M.
Altenburg: 60 000 M.
Kottbus: 63 000 M.
Kiel: 403 240 M.
Danzig: 200 000 M.
Regensburg: 250 000 M.
Saarbrücken: 1 372 750 M.
Krefeld: 1 Mill. M.
Gotha: 600 000 M.
Koburg: 750 000 M.
Potsdam: 232 500 M.
Bonn: 450 000 M.
Köslin: geschlossen.
Elbing: muß auf Oper verzichten.
Graudenz: geschlossen.
Heilbronn: 250 000 M.
Oldenburg: 500 000 M.
Remscheid: 72 661 M.
Darmstadt: 2 250 000 M.
Schwerin: 100 000 M.
Münster: 400 000 M.

VOM EINSTEIN-TURNIER

Auf dem Naturforschertag in Nauheim gab es eine lange Diskussion über die Einsteinsche Theorie. Mathematiker und Physiker stritten über die Relativitätstheorie. Es ist natürlich unmöglich, den gelehrten Streit in einem Reportertelegramm einzufangen und, ohne daß die notwendigsten Voraussetzungen bei Redakteur und Leser da wären, eine Darstellung des Problems zu geben. Aber der flinke Journalismus hat seine Klischees und weiß sich zu helfen. Man lese den Bericht im „Berliner Tageblatt":

> „Dann kommt die Generaldiskussion über die Relativitätstheorie überhaupt. Sie ist ein Zwiegespräch zwischen Geheimrat Lenard und Einstein, der sein eigener Anwalt ist. Jetzt kann auch der nicht auf den Höhen der Wissenschaft Thronende wieder leidlich folgen. Es kommt Leben in die Menge. Die zerstreuten Blicke konzentrieren sich jetzt auf die beiden Gegner. Es ist wie ein T u r n i e r. Lenard läßt nicht locker, aber Einstein pariert vorzüglich."

Eigentlich ließe sich so auch über einen schönen Boxkampf berichten: Otto Flint läßt nicht locker, aber Naujocks, der Preisboxer, pariert vorzüglich. Nur wäre der „ritterliche Zeitungsstil", von dem schon Ferdinand Kürnberger sprach, auf einen Boxkampf besser angewendet als auf einen Meinungstausch zwischen Physikern und Mathematikern. Schon vor fünfzig Jahren kam der Journalist ohne den ritterlichen Zeitungsstil nicht aus. Er mußte „eine Lanze brechen", und „das Banner entrollen", mit „offenem Visier kämpfen" und den „Gegner in den Sand strecken". „Wir älteren," schrieb Ferdinand Kürnberger 1876, „haben noch Spaß an diesem Ernst, die wir in der Gänsekielperiode und nicht in der rasselnden Erz- und Bronzezeit des Zeitungsstiles aufgewachsen. Die Jüngeren dagegen stecken in ihrem Ernste schon so tief, daß sie bereits in Verlegenheit wären, ihre Zeitungen zu schreiben, ohne ein Banner hochzuhalten und in die Schranken zu treten."

REGIETRAGÖDIE.

In einem berühmten Theater sollte ein berühmtes Drama aus der naturalistischen Periode eines großen Dichters neu inszeniert werden. Das Werk war einem jungen, höchst modernen Regisseur anvertraut. Am Tage der Generalprobe erschien der Dichter im dunkeln Theater. Was sah er dort? Eine tolle, farbenwilde, musterhaft expressionistische Dekoration. Was sprachen die Darsteller? Ballungen eines neurasthenischen Textes. Der Dichter lächelte. Plötzlich griff er sich an die Stirn. Wie, war das nicht sein eigenes altes Werk, das hier expressionistisch zusammengeballt war? Der Regisseur suchte zu erklären: die irren, wirren Dekorationen sollten des zerrissenen Helden Innenleben verdeutlichen. Der Regisseur hatte das in den 90er Jahren entstandene Werk auf 1920 umgebügelt. Da hörte der Dichter auf zu lächeln. Er begnügte sich nicht mehr mit seiner stummen Impression, sondern entlud sich in einer donnernden Expression. Die Aufführung wurde abgesetzt. Der Dichter hatte gestört. Der Regisseur grollte. Eigentlich müßte einem neuzeitlichen Spielleiter die Umdichtung des ihm sozusagen anvertrauten Werkes gestattet werden.

STERNHEIMS ABRECHNUNG MIT BERLIN.

Der Aufsatz Sternheims in diesem „Tage-Buch" ist seiner Schrift „Berlin oder Juste milieu" entnommen, die im Oktober bei Kurt Wolff, München, erscheint. Ueber die tapfere Schrift wird noch einiges zu sagen sein.

BÜCHER

Benjamin Constant: Reise durch die deutsche Kultur. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.)

Benjamin Constant, Führer der liberalen Opposition vor der Julirevolution, hat während seines Aufenthaltes in Deutschland ein Tagebuch geführt. Constant hat in Deutschland seine Wahlheimat erblickt. Er hatte das Glück, mit Goethe und Schiller, Wieland und den Schlegels in persönliche Berührung zu kommen. Sein Tagebuch ist reich an meist zutreffenden Beobachtungen deutscher Zustände. Das Ressentiment des Emigranten verleitet ihn manchmal zu bitteren Bemerkungen gegen Frankreich. Aehnlich wie Stendhal leidet Constant an der Abgeschliffenheit, am Traditionalismus französischer Kultur, und mit Behagen notiert er ein Wort Friedrich Schlegels: „Die Franzosen wissen so genau alles das, was sie in allen Lebenslagen sagen werden, daß es eine wahre Gefälligkeit ihrerseits ist, ein Leben fortzusetzen, das sie so genau im voraus kennen; es muß sie langweilen wie eine Geschichte, die man zum zweiten Male hört." Einige Urteile Constants über klassische deutsche Stücke erfreuen durch Unbefangenheit: „Ich habe ‚Wilhelm Tell' gelesen, eine richtige, schlecht arrangierte Laterna magica . . . Viele Vorgänge sind albern, z. B. die Zerstörung einer Bastille, ausgeführt von einem einzigen Mann mit deutscher Gemütsruhe und einem kleinen Hammer."

Michael Babits: Der Storchkalif. Aus dem Ungarischen übersetzt von St. I. Klein. (Verlag Kurt Wolff, Leipzig.)

Um das Traumproblem, das durch Freuds Forschungen wieder aufwühlendes, unser Geheimstes betastendes Erlebnis geworden ist, kreisen die wilden Visionen, die grausamen Erkenntnisse dieses Buches. Der Held des Romans führt am Tage das schönheitgesättigte Leben eines kultivierten Aristokraten, eines Lieblings der Götter und Menschen; nachts hetzt ihn ein immer wiederkehrender Traum mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durch Schmutz und Mord, durch alle Leidensstationen und Höllen einer furiengepeitschten Pariaexistenz. Traum wird Leben und Leben wird Traum. Aus Phantasie und Wirklichkeit knüpft sich das Todesnetz, in dessen feingeflochtenen Maschen der Jüngling nach verzweifeltem Widerstand sich verfängt. Babits hat aus der glücklichen Grundidee einen handlungstarken, suggestiven Roman entwickelt. Der ungarische Dichter malt al fresco; er verfügt über Erfindungsgabe und Seelenkenntnis. Die Farben seines Buches glühen in Blut und Purpur. — Kleine Sprachschnitzer der Uebersetzung stören den Genuß der Lektüre nur unwesentlich.

m.

Altwiener Theaterlieder. Herausgegeben von Richard Smekal. Wiener Literarische Anstalt, 1920.

Das ist ein reizendes Buch. Smekal, dem man das schöne Buch über das alte Burgtheater zu danken hat, hat die Bänkel und Kuplets vom Hanswurst bis zu Nestroy gesammelt. Eine entzückende Einfalt in der schlichtesten, eine anmutige Zweideutigkeit in dem komplizierteren und ein verwegener Zynismus in den Nestroyschen Texten. Das vormärzliche Wien ist in diesem graziösen Buche eingefangen.

Julius Levin: Zweie und der liebe Gott. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Das Faustwort: „Wer darf ihn nennen, wer darf ihn bekennen?" könnte das Motto dieses Buches sein, das den geistigen Zweikampf zweier Juden schildert, die um die Gnade Gottes ringen. Levin ist ein Meister des psychologischen Details. Aus seinem Werk, das jedem aktuellen Reiz bewußt fernbleibt, schreit der zeitlose Mensch, der sich seiner Verlassenheit und der Gleichgültigkeit seines irdischen Tuns bewußt geworden ist. Levins Darstellung gläubig-ungläubiger Gottsucher ist tief eingetaucht in den unerschöpflichen Brunnen uralter Tradition, in den Weisheitsborn der Jahrtausende. Ein messiasträumendes Volkstum von ahasverischer Dauer wühlt in den Wurzeln seiner Existenz, in den Wunden seines Schicksals. Im Talmud soll das Wort stehen: „Die Welt ist dazu da, zu Ende gedacht zu werden." Levins Gestalten folgen dieser Anweisung: ihr Wesen ist Denken.

Hugo von Hofmannsthal: Reitergeschichte. Verlag Eduard Strache, Wien, 1920.

Diese Reitergeschichte, 1899 verfaßt, in einem mitreißenden, fliegenden Tempo geschrieben, enthält in ihren fünfundzwanzig Seiten mehr Kriegserlebnis als die ganze wortreiche Literatur von 1915 bis 1920. Die Dummköpfe, die Hofmannsthal noch immer mit dem Zettelchen „Aesthet, lebensfern, unleidenschaftlich" versehen, sollten diese hinreißende Novelle lesen. Sie hat in deutscher Sprache nicht ihresgleichen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Grossmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Strasse 123 b.

Das Tage-Buch / Heft 39 Jahrg. 1 / Berlin, 9. Okt. 1920

M. SMILG-BENARIO

ZINOWJEW

Diesen Beitrag eines Russen, der in der bolschewistischen Regierung mitgearbeitet hat, glaubte ich den Lesern des „Tage-Buch" nicht vorenthalten zu dürfen, obwohl ich mir darüber im klaren bin, daß diese Schilderung zwar charakteristische und erlebte Züge des Vorsitzenden der 3. Internationale gibt, aber keine erschöpfende Darstellung seines politischen Charakters.

Grigori Zinowjew ist Vorsitzender des Exekutivkomitees der Dritten Internationale. Er würde, wenn die Sozialisten Westeuropas und insbesondere Deutschlands den Anschluß nach Moskau tätigten, die Person sein, die höchste diktatorische Gewalt auch über Deutschlands Politik ausübte. Ich habe in Petersburg, wo Zinowjew als Präsident der Arbeitskammer wirkte, genug Gelegenheit gehabt, seine revolutionäre Tätigkeit in der Nähe zu beobachten und darf fragen, ob diese Arbeit ihn zum Führer der internationalen Arbeiterbewegung befähigt.

Zinowjew hat vom zaristischen System einiges gelernt. Wenn unter dem Zaren das Volk ungeduldig wurde, lenkte man seinen Groll geschickt auf die Juden. Diese Ablenkungsmittel hat sich Zinowjew gemerkt. Als in Petersburg die Hungersnot Unruhen zeitigte, da wußte Zinowjew dem Groll der Massen durch Treibjagden auf die Bourgois ein Ziel zu setzen. Die Bevölkerung von Petersburg wurde unter Zinowjew in vier Kategorien eingeteilt. Die Bourgeoisie war die letzte Kategorie, sie erhielt pro Person $^1/_{16}$ Pfund = 25 Gramm Brot. Damals sprach Zinowjew die höhnischen Worte: „Wir geben der Bourgeoisie nur noch ein sechzehntel Pfund Brot, damit sie den Geruch von Brot nicht aus der Nase verliert." Der Ausspruch, wichtig als Beitrag der revolutionären Erziehung des Petersburger Proletariats, wurde belacht und beklatscht.

Einmal mußte ich zum Vorsitzenden des Sowjets vom Wasileostrowschen Bezirks, Genosse Leonow, gehen. Während des Gesprächs wies ich ihn unter anderem auf die ganz unmöglichen Zustände hin, die in Petersburg im Zusammenhang bei der Heranziehung der Bourgeosie zur Arbeitspflicht herrschten.

„Ich kann nur eins nichts verstehen," sagte ich, „wie Zinowjew das alles zuläßt und nichts dagegen tut."

„Zinowjew soll dagegen etwas tun?" rief Leonow ganz verwundert. Ja, er war es doch, der die S t r a ß e n j a g d eingeführt

hat. Ich kann mich erinnern, wie plötzlich eines Abends Zinowjew hierher telephonierte: ‚Morgen müssen so und soviel Bourgeois dort und dort Holz ausladen.' — ‚Aber, Genosse Zinowjew, bis morgen ist es unmöglich, soviel Leute aufzufinden. Ich muß dazu einige Tage Zeit haben.' — ‚Warum muß das solange dauern?' rief Zinowjew ins Telephon, ‚schicken Sie Soldaten auf die Straße, die sollen dort so viel Bourgeois auffangen als nötig und die Sache ist erledigt.' Natürlich" — fügte Leonow hinzu — „unter solchen Umständen mußten manche Unzulänglichkeiten vorkommen: Die Soldaten fingen auch kranke und alte, zur Arbeit unfähige Leute auf. Aus Versehen wurden auch Arbeiter zur Arbeitspflicht herangezogen. Ja, wie konnte das unter solchen Bedingungen anders geschehen?"

Leonow hat schon Recht gehabt! Wie konnte der „wilden Jagd" auf den Straßen Halt geboten werden, wenn der Vorsitzende der „Kommune" mit so gutem Beispiel voranging? Man übersetze sich den Vorgang ins Deutsche. Wie wäre das z. B., wenn einmal in Zukunft der Vorsitzende der Berliner Kommune telephonisch den Befehl aus Petersburg erhalten wird: „Sofort die Leipziger Straße absperren, alle Bourgeois dort verhaften und zur Arbeitspflicht anhalten und verschicken."

Als Mitglied der Zentralkommission für Arbeitspflicht versuchte ich seinerzeit die auf ganz entsetzliche Weise nach dem Wologdaschen Gouvernement verschickten Petersburger Arbeitspflichtigen zu befreien. Bei Zinowjew stieß ich auf taube Ohren. Da beschloß ich zu Maxim G o r k i zu gehen. Nachdem ich ihm über all das Grauenhafte berichtet hatte, was mit der Arbeitspflicht verbunden war, sagte er mir: „Ich werde Ihre Bitte Lenin persönlich übermitteln. Ich fahre in einigen Tagen nach Moskau und werde Ihr Material mitnehmen." „Irgendwelche Schritte in Petersburg zu unternehmen, halten Sie für zwecklos?" fragte ich. „Sie haben ja selbst gesehen", antwortete Gorki, „daß es hier unmöglich ist, etwas zu erreichen: in Petersburg sind ja die Greueltaten zum Prinzip erhoben."

Wahrhaftig, Petersburg, die Stadt eines unbarmherzigen und gleichzeitig unsinnigen Terrors Zinowjew, war es, der nach der Ermordung Uritzkis die Parole gegeben hatte: „Ihr tötet einzelne Menschen, wir töten ganze Klassen." Das war nicht bloß eine Phrase, das wurde zur schrecklichen Wirklichkeit. Unzählige Menschen, deren einzige Schuld darin bestand, daß sie einst Offiziere waren oder dem bürgerlichen Stande und intellektuellen Kreisen angehörten, wurden aus diesem einzigen Grunde erschossen. Wir wollen lieber die Zahlen sprechen lassen. Die sagen manchmal mehr wie Worte.

Unlängst ist in Sowjetrußland ein Buch von Lazis erschienen, dem bekannten Mitglied der allrussischen Außerordentlichen Kommission zur Bekämpfung der Gegenrevolution. Der Verfasser teilt unter anderem in seinen Erinnerungen folgende statistische Angaben mit:

Von Moskauer Außerordentlichen wurden erschossen:

Wegen	Gegenrevolution . . .	6
„	Banditentum	194
„	Korruption	3
„	Münzfälschung . . .	29
	Anarchisten-Bombisten	2
	Im ganzen	234 Personen.

Von den Petersburger Außerordentlichen wurden erschossen:

Wegen	Spionage	46
„	Gegenrevolution . . .	565
„	Spekulation	36
„	Banditentum	438
„	Korruption	115
„	Münzfälschung . . .	6
	Im ganzen	1206 Personen.

Also in derselben Zeit, wo in Moskau, dem Nerv der Sowjetmacht, „nur" 234 Menschen erschossen wurden, wurden in der „Kommune" Zinowjews 1206 erschossen. Eine wahrhaft „mutige revolutionäre Tat".

Aber vielleicht besitzt dieser Mann trotz alledem Scharf- und Weitblick eines Führers? Vielleicht ist er der Mann, der den richtigen Moment für eine bewaffnete Aktion erfassen kann? Ob dem so ist, darüber gibt uns Aufklärung die Stellungnahme Zinowjews zu dem Verhalten der deutschen Arbeiterschaft während des Kapp-Putsches. Auf dem zweiten Kongreß der 3. Internationale hat Zinowjew in seiner Eigenschaft als Vorsitzender über die Tätigkeit des Exekutivkomitees Bericht erstattet. Unter anderem hat er die Frage der unmittelbaren Einmischung des Exekutivkomitees in die Angelegenheiten der angeschlossenen Parteien ziemlich ausführlich erörtert. Anläßlich des Kapp-Putsches hat, wie Zinowjew berichtet, das Exekutivkomitee der 3. Internationale in Moskau einen Aufruf an das deutsche Proletariat verfaßt. In diesem Aufruf wurde das deutsche Proletariat zum allgemeinen Aufstand aufgefordert. Der Aufruf wurde nicht abgesandt, weil das Exekutivkomitee befürchtete, „nicht alle Umstände zu kennen und deshalb vielleicht Fehler zu begehen". Diese Befürchtung war augenscheinlich durch die Haltung der K. P. D. hervorgerufen, die vom bewaffneten Aufstand Ab-

stand genommen hat. Selbst Däumig, der heute so eifrig für die Nachahmung der bolschewistischen Methoden eintritt, führte damals in der ersten Vollversammlung der neugewählten Räte unter Zustimmung des weitaus größten Teiles der Versammelten aus, daß im Augenblick ein allgemeiner Aufstand nicht nur aussichtlos, sondern ein Verbrechen am deutschen Proletariat sei. Trotzdem bereut Zinowjew in seinem Berichte, daß der Aufruf des Exekutivkomitees nicht abgesandt wurde. Denn „die folgenden Ereignisse haben gezeigt, daß unsere Befürchtungen unbegründet waren. Wenn wir unsere Direktiven rechtzeitig übermittelt hätten, so hätte das Zentralkomitee der K. P. D. möglicherweise viele Fehler vermieden." Der nächste Kapp-Putsch würde also nicht in Deutschland, sondern in Moskau entscheidend beantwortet werden.

AUS DEM ABC DES MARXISMUS

„Es ist das schlimmste, was dem Führer einer extremen Partei widerfahren kann, wenn er gezwungen wird, in einer Epoche die Regierung zu übernehmen, wo die Bewegung noch nicht reif ist für die Herrschaft der Klasse, die er vertritt, und für die Durchführung der Maßregeln, die die Herrschaft dieser Klasse erfordert. Was er tun kann, hängt nicht von seinem Willen ab, sondern von der Höhe, auf die der Gegensatz der verschiedenen Klassen getrieben ist, und von dem Entwickelungsgrad der materiellen Existenzbedingungen, der Produktions- und Verkehrsverhältnisse, auf dem der jedesmalige Entwicklungsgrad der Klassengegensätze beruht. Was er tun soll, was seine eigene Partei von ihm verlangt, hängt wieder nicht von ihm ab, aber auch nicht von dem Entwicklungsgrad des Klassenkampfs und seiner Bedingungen; er ist gebunden an seine bisherigen Doktrinen und Forderungen, die wieder nicht aus der momentanen Stellung der gesellschaftlichen Klassen gegeneinander und aus dem momentanen, mehr oder weniger zufälligen Stande der Produktions- und Verkehrsverhältnisse hervorgehen, sondern aus seiner größeren oder geringeren Einsicht in die allgemeinen Resultate der gesellschaftlichen und politischen Bewegung. Er findet sich notwendigerweise in einem unlösbaren Dilemma: was er tun kann, widerspricht seinem ganzen bisherigen Auftreten, seinen Prinzipien und den unmittelbaren Interessen seiner Partei; und was er tun soll, ist nicht durchzuführen. Er ist mit einem Wort gezwungen, nicht seine Partei, seine Klasse, sondern die Klasse zu vertreten, für deren Herrschaft die Bewegung gerade reif ist."

Friedrich Engels,

„Der deutsche Bauernkrieg", geschrieben im Sommer 1850.

FRANZ FERDINAND BAUMGARTEN

ITALIENISCHES TAGE-BUCH

Ueber den Brenner.

Eine Ueberraschung, ein leerer Zug. Es gibt schon wieder internationale Züge, es gibt noch keinen internationalen Verkehr. Erst an der italienischen Grenze füllt sich der Zug; von Verona ab ist er überfüllt. Die Korridore stehen voll Menschen und Gepäck. Kein Schaffner dringt durch, keine Vorschrift wird befolgt, keine Fahrzeit eingehalten. Das Gepäck bleibt unterwegs oder wird nicht ausgeliefert. So reist man jetzt überall in Italien. Die geschmähten deutschen Bahnverhältnisse erscheinen begehrenswert. Die Italiener schimpfen: „Doppelte Preise, zehnfache Unordnung. Auch das kommt vom Krieg. Ganz Italien ist verrückt seit dem Krieg."

Höfliche Beamte und noch höflicheres Publikum hilft dem Fremden bei der Jagd nach dem Gepäck. „Ich kann mit bestem Willen nicht helfen, Sie müssen sich an den zuständigen Beamten wenden, um Ihr Gepäck heraus zu bekommen. Er heißt Picci." — „Gewiß, Herr Stationsvorsteher, ich habe aber soeben erfahren, Herr Picci sei heute nicht hier." — „Dann gehen Sie zu seinem Stellvertreter. Warten Sie, ich gehe mit." — „Danke, ich kann Ihnen den Weg ersparen, ich suche den Stellvertreter seit langem, er ist unauffindbar. Ich hörte, er sei weggegangen und habe Schlüssel und Stempel mitgenommen." — „Ja, dann müssen Sie den ordnungsgemäßen Weg einschlagen." — „Und der ist?" — „Warten! Entschuldigen Sie mich, ich muß Sie verlassen. Es tut mir wirklich leid, aber ich bin machtlos! Jeder tut heute was er will."

Man hat den Eindruck der Auflösung. Die ganze Strecke fährt man an dichtgepfropften Militärzügen vorbei. Die Regierung tut alles, um die schwelende Revolution niederzuhalten, vor allem den Eisenbahnerstreik, der mit der Unordnung, die er bringt, das Signal der Revolution wäre. „Kommt die Revolution? Bekommen auch wir den Bolschewismus?" Damit hebt jedes Gespräch an, darin läuft es aus. Ganz Italien ist eine Tafel, auf die die Revolution ihre Zeichen schreibt. Evviva la revoluzione! Evviva la constituante! Evviva la Russia! Evviva Lenin!" Auf dem ersten italienischen Stationsgebäude las ich es, dann auf jedem, die ganze Strecke entlang bis Bologna, bis Florenz. Ich las es auf Kirchen- und Café-Türen, in winzigen Gäßchen und auf den Hauptplätzen, ich las es in den Industriestädten und in kleinen Bergstädtchen auf vermoderten Denkmälern habsburgischer Fürsten, die in diesem Versteck das garibaldinische Italien zu stürzen vergessen hat. Die Revolution, das ist heute der erste und stärkste Eindruck in Italien.

Bologna.

So oft ich einen Kohinoor spitze, taucht München auf vor meinen Augen. So harzig herb, wie die durchschnittene Faser des Zedernholzes, riecht München im Sommer. Ich muß nur diesen Duft riechen und ich sehe ihn wieder, den reingefegten Himmel der Hochebene, wie er die geweihten Türme der Frauenkirche umspannt, wie er hineinlacht zwischen die Linden des Hofgartens, wie er das Auge, das sich zur Ruhe geschaut hat an der braungoldenen Seligkeit des Grottenhofes, in sehnende Unendlichkeit lockt. Verbleichen die Gesichte, so sinken sie zurück in den herben Harzgeruch, dem sie entstiegen. Der kommt zuerst, der bleibt zuletzt: Er ist München. Auch um Bologna entstehen zu lassen, gibt es ein Zauberzeichen: ein in Braun abgestumpftes Rosa. Wärmer, dunkler und ernster als das Rosa des Petit Trianon und nicht so lodernd wie der Vogesensandstein des Straßburger Münsters. Warm, freundlich und doch zurückhaltend. Es ist die Farbe der Barockpaläste und Kirchen Bolognas. Die modernen Bauten haben die Farbe aufgenommen und tragen sie mit neuen Zeilen weit in die Ebene hinaus. Dieses Braunrosa nehme ich mit in mir. Ich kann es hervorholen. Ich blicke es an. Da führen Wege hinein ins Braunrosa und die Wände der Wege sind braunrosa Paläste, die den Wanderer vor der Sonne unter Arkaden bergen und ihm aus ihren Säulenhöfen Kühlung mit Palmen und Fontänen einen Gruß zuwehen, bevor sie ihn weitergeben an Schatten und Schutz des Nachbarpalastes. Ich wache auf, noch flimmert das Braunrosa vor meinem Auge. Und wieder weiß ich, das war Bologna, die Stadt der Paläste, die Stadt der Arkaden, die braunrosa Stadt! Das habe ich gefunden, das nehme ich mit!

Gesucht habe ich etwas anderes: die Stadt der schiefen Türme und der heiligen Cäcilie des Raffael. Pisas schiefer Turm ist ein Bauunglück. Die unvergleichlich stärkere Groteske der Torre Garrisenda und der Torre Asmelli ist Absicht. Die müssen einst gewirkt haben, wie heute der Eiffelturm, oder über London looping the loop. Einst vor 800 Jahren, da mag der Expressionismus der schiefen Türme mittels der Kühnheit und Sinnenverwirrung unvergeßlich suggestiv gewesen sein, heute verfängt er nicht mehr. Von Raffaels berühmtem Bilde versprach ich mir eine besondere Pikanterie. Will man die eigentliche Magie Raffaels erfassen, muß man seine Bauten fragen. Man muß in traumseligem Entzücken vor seiner Villa Farnesina und seinem Palazzo Pandolfini gestanden und nach ihrem Geheimnis gefragt haben. War je die Klarheit geheimnisvoller, die Einfachheit kostbarer, die Leichtigkeit wissender als hier? Mittel? Es gibt kaum welche. Teile? Es gibt keine. Einfälle? Wäre es nicht Blasphemie, vor diesem Reichtum nach Einfällen zu

fragen?! Wer das letzte Geheimnis besitzt, der verschmäht Auskünfte. Eigentlich ist nichts an diesen Bauten, nichts, nur das Notwendige. Fehlte nur etwas, verschöbe sich nur etwas, es bliebe auch nichts mehr von dieser, auf des Messers Schneide ausbalancierten Harmonie. Wer dieses Schwebens höchste Kunst übt, überläßt das Prunken und Schmeicheln stolz den Kleinen. Es ist die Kunst der Verhältnisse: die Länge der Linien; die Größe der Felder ist nach dem Gesetz abgewogen, das vor Raffael die Griechen, das nach ihm keiner mehr besessen hat.

Ich brenne vor Erwartung. Ich eile durch die Säle der Pinacoteca zu dem Bild. Der Ruck kommt nicht. Ich will mich zwingen. Umsonst. Vielleicht war ich müde. Ausgeruht komme ich nach einiger Zeit zurück, aber auch jetzt bleibe ich kalt. Gewiß, man kann Musik nicht malen. Etwas vom Zauber der Musik aber haben allerdings Maler schon in Bildern abgespiegelt. Der bildlos trunkene Blick des Mönches auf Giorgiones (oder Tizians?) Konzertbild spiegelt die Verzauberung durch die Harmonie, die unsichtbar hinter den Dingen singt. Und Rembrandts beim Harfenspiel des Judenjungen in den grauen Judenbart schluchzender Judenkönig deutet das Geheimnis der Musik. Sie läßt das Einzelleid mit Tränen einmünden in den Trost des Urleides der Welt.

Raffael malt nur seine Ratlosigkeit vor der Musik, indem er mit frostig erklügelten Allegorien ihre Macht veranschaulicht. Musik ist ihm ein Musikinstrument; schlechte Musik ein zerbrochenes, gute Musik ein singendes Instrument und die Verzauberung Engel, die mitsingen. Nicht die leiseste Ahnung von Musik spricht aus dem Bild, nicht aus der Allegorie, nicht aus den starren Antithesen der Komposition. War einst Musik in den hier, wie auf den meisten Raffael-Bildern, hart ausgeblichenen Farben? Der mild spiegelnde Dufthauch der Madonna della Seggiola, oder der Madonna della casa Orleans, war wohl einst auch auf diesem Bild und machte es berühmt. Musik wohl kaum. Kann man denn Raffael sein und auch noch musikalisch?

Alle vier Besucher der Pinacoteca sprachen deutsch. Auch die Höfe und Arkaden finden keine Liebe bei den Italienern. Man läßt sie verfallen. Bologna hat keine Zeit für Vergangenheiten. Pietätlos und neuerungssüchtig, wie alle Italiener, ist der Bolognese. Alte Bindungen sprengende Kraft schuf Italiens Bilder und Bauten. Der Neuem zugewandte Sinn, der sie schuf, läßt heute diese Werke erstarren und sterben. Dies Lied ist aus und niemand weiß darum. Auf der Kirche, die den fünften Karl zum Kaiser krönte, las ich mit Kreideschrift: Evviva Lenin, und auf dem gotischen Palaste, in dem Enzio, der deutsche Prinz, der welsche Troubadour, geschmachtet: Evviva la Russia. Die Trambahnwagen, die um Palast und Kathedrale

kreisen, tragen das Schild: Giovanni Jaurès. So hat der sozialistische Gemeinderat den Platz benannt, nachdem sie fahren. Lenin und Jaurès sind die Namen, mit denen Bolognas Jugend aufwächst, die nichts weiß von den Carracci und den Bibiena und von Guido Reni, die einst für ganz Europa Palästen, Theatern und Bildern die Gesetze und Vorbilder schufen.

Die große Handelsstadt Bologna ist einer der Hauptsitze des italienischen Sozialismus und Bolschewismus. Handel und Umsturz durchfiebern ihre Straßen. An den hohen Preisen sind die pesci-cani, die Kriegsgewinnler, reich und das Volk bolschewistisch geworden. Wie alle armen Länder exportierte Italien Luxus und Menschen und importierte Lebensnotwendigkeiten. Es hat keine Kohle, und die einzige Eisengrube bei Aosta ist infolge ihrer Lage auf 2000 Meter Höhe unrentabel. Korn und Fleisch reicht nicht. Die Wirkwaren kamen aus Deutschland und England. Um dem Kornmangel zu steuern, besäte man damit während des Krieges die Weiden und Futterfelder der Lombardei. So ist Milch ebenso selten wie in Deutschland und in diesem Käselande der Käse sehr teuer geworden. Da aus Ungarn, Polen und Böhmen kein Zucker mehr kommt, ist er eine Kostbarkeit. Das Mehl ist durch den sehr schlechten Kurs der Lire den südamerikanischen Währungen gegenüber noch besonders verteuert. Auch in Italien Lebensmittelmangel und Teuerung. Kohle, Eisen, Wolle, Gewebe, auf deren Import Italien angewiesen, bezahlt es teuer, da der Shilling 3½ und der Dollar 19 Lire kostet. Die Preise sind auf das Fünffache der Friedenszeit, immerhin also weniger als in Deutschland, gestiegen. Umgerechnet in Mark kommt man auf die deutschen Preise, da die Mark auf 0,44 steht. Nur Leinen, Oel und Wein, die Italien selbst hervorbringt, sind billiger. Seide, die durchweg aus Frankreich kommt und auf der der hohe Frankkurs und Einfuhrzoll lastet, noch teurer.

Il caro vivere, das teure Leben, ist das Tagesgespräch und die ständige Beratung der Kammer. Italien meint, daß es von England und Amerika ausgenützt, von Frankreich politisch an die Südslaven verraten wird. Die große bürgerliche Zeitung Bolognas „Il resto del Carlino" trägt die Angriffe gegen den französischen Botschafter Barrère ins weite Publikum. Er war seit Jahren der Kriegstreiber gegen Deutschland, der Gegenspieler Bülows. Dafür will man ihn strafen, und mit Enthüllungen über seine antigiolettischen Treibereien, über Bestechung und Ausspionieren italienischer Politiker seine Abberufung erzwingen.

„Kein Land hat unter dem Kriege so gelitten wie wir!" „In keinem Lande, außer Rußland, ist der Bolschewismus so mächtig wie hier!" So spricht man in Bologna.

MAX VON BOEHN

PREISAUSSCHREIBEN FÜR NEUE MÄNNERKLEIDUNG?

Der „Bund der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung" wünscht auf dem Wege des Preisausschreibens eine öffentliche Aussprache über die Frage der Herstellung der Männerkleidung herbeizuführen.

Es gibt Irrtümer, die nicht auszurotten sind. Wie die Leute nicht alle werden, die glauben, man könne bei Bedarf einen Stil erfinden, so schleppt sich auch die Anschauung fort, einer oder mehrere werden imstande sein, die Art der Kleidung zu ändern. Jedes Wort dagegen ist im Grunde unnütz, 99mal ist die Sache schon fehlgeschlagen und zum hundersten Male wird sie doch von neuem versucht. Die Spuren schrecken nicht. Politiker, Volkswirte, Aesthetiker haben sich schon darum bemüht, umsonst, und nun soll ein Preisausschreiben die „brennende" Frage beantworten? Meine Herren Preisrichter, es wird wieder ein Schlag ins Wasser.

Aus nationalistischen Motiven, in die wirtschaftliche Erwägungen aber stark hineinspielten, unternahm Karl II. von England 1666 die Reform der Männertracht. Er erfand ein Nationalkostüm, von dem er am 8. Oktober erklärte, er werde es annehmen und n i e wieder ablegen und vier Wochen später war bereits nicht mehr die Rede davon. 1778 folgte König Gustav III. von Schweden diesem Beispiel, etwas konsequenter sogar als der Stuart auf dem englischen Thron, denn er legte seine schwedische Nationaltracht nicht einmal auf Reisen ab, allerdings nur mit dem bedauerlichen Resultat, daß man ihn in Petersburg ebenso auslachte wie in Paris. Die Nationalisten mit dem heroischen Beigeschmack folgen. Da nennen wir den berühmten Jacques Louis David, der die Kunst seiner Zeit ebenso autokratisch beherrschte wie sein Landsmann Bonaparte die Politik. Er gab den Franzosen der großen Revolution die antike Kleidung, die der neuen Römer allein würdig war und — — — niemand nahm sie an. Zwei Jahrzehnte später veranlaßte der Freiheitskrieg eine Bewegung zugunsten einer teutschen Nationaltracht, eine tiefgehende Bewegung sogar, die durchaus ernst zu nehmende Männer wie Arndt, Rudolph Zacharias Becker und andere in ihre Kreise zog. Schüler, Studenten, Künstler nahmen den altteutschen Rock voll Ueberzeugung und Begeisterung an und nach drei Jahren war er verschwunden.

Sehen wir uns nach den Aesthetikern um. Da waren die Brüder Ludwig XVI., die 1777 ein französisches Nationalkostüm à la Henry IV. propagierten, das der Theaterschneider Sarrazin in ihrem Auftrage erfunden hatte. Es erblickte auf Hofbällen das Licht der Kerzen,

Sonne und Tag haben es nie geschaut. Heinrich Laube, der spätere Direktor des Burgtheaters warf sich im Beginn der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zum Vorkämpfer einer malerischen Männerkleidung auf, welche die „unerträglich ausdruckslose Einfarbigkeit", „die gleichmäßig eckige Charakterlosigkeit und Reizlosigkeit" der männlichen Tracht beseitigen sollte. Düsseldorfer Künstler, Camphausen, Schröder u. a., machten Entwürfe, aber über die Spalten der „Zeitung für die elegante Welt" haben sich die neuen Schnitte niemals hinausgetraut. Vergessen wir nicht, daß sich 1911 in Berlin eine Gesellschaft für Reform der Männerkleidung bildete und Kniehose und Wadenstrumpf empfahl.

So viel guter Wille, reine Absicht, edle Motive am Werk und doch blieb alles auf dem Papier! Aber währenddessen war die Mode an der Arbeit ohne Programm und ohne Kampfgeschrei und schuf ganz langsam und allmählich jenes Kostüm, das wir Männer heute tragen, so gut wie unverändert seit 70 Jahren tragen, einfach im Schnitt, unansehnlich in der Farbe, bequem und praktisch für ein Leben der Arbeit. Die Mode hat sogar den Herzenswunsch unserer Radikalen erfüllt, die immer nach Verbrüderung schreien, ohne daß dieses Anbiedern jemals von anderen Völkern erwidert würde. Sie hat allen Schichten und allen Nationen den gleichen Anzug gegeben, sie ist wirklich die einzige, die es mit Gleichheit und Brüderlichkeit versucht.

Die praktiscne Erfahrung spricht dagegen, daß wir uns jemals von der Mode befreien könnten, selbst der Stoffmangel wird daran nichts ändern können. Erfinder vom Schlage des Dr. Jacob Meyerhoff, der 1816 ein Normalgewand für den Mann einzuführen wünschte, oder des Schneiders Wildgans in Mainz, der 1830 einen Anzug aus einem Stück herstellte, haben heute so wenig auf Erfolg zu rechnen wie zu ihrer Zeit. Mir scheint die Mode hat längst alles erreicht, was der Mann an Bequemlichkeit von seinem Anzug fordern kann. Ich bin sogar voreingenommen genug, zu behaupten, auch an Geschmack fordern kann, denn wenn man die Mittel besitzt, bei einem guten Schneider arbeiten lassen zu können, so kann man, wenigstens mit geraden Beinen, auch im Pantalon und Sakko recht annehmbar aussehen. Hier liegt allerdings für Gegenwart und Zukunft der Gefahrenpunkt. Wenn die allgemeine Vermögenslage sich so gestaltet, wie es leider den Anschein hat, dann wird der Konfektion ein immer größerer Spielraum zufallen, und zwar droht uns eine Gefahr, die vom ästhetischen Gesichtspunkt aus nicht schwarz genug gemalt werden kann, nämlich die, amerikanisiert zu werden. Amerika wird die bankerotte alte Welt in Entreprise

nehmen und nachdem es sich schon durch die Syphilis, die Reblaus, den Coloradokäfer und ähnliche Geschenke bei Europa für seine Entdeckung bedankte, wird es uns nun auch noch seine Tracht bescheren. Dann ist es mit dem guten Geschmack vorbei. Betrachten wir nur die scheußlichen Formen von Haar und Bart, die in Amörrikä gefallen und bei uns selbstverständlich nachgemacht werden müssen. „Es ist erreicht" war gewiß eine Verirrung, aber der „Zahnbürstelschnitt?!" und jetzt!? Das auf die Hälfte zusammengeschrumpfte Zahnbürstel, mit dem alle Männer aussehen, als schnupften sie und hätten gerade eine schmutzige Nase!? Wie abscheulich ist die amerikanische Schuhmode, deren abschreckend plumpe Formen uns die amerikanische Industrie bereits aufgezwungen hat, die nur gewisse Maschinen arbeiten läßt und jede individuelle Regung unmöglich macht. So wird es uns auch mit der Kleidung gehen, Beinkleider und Jackette wie Kartoffelsäcke, zu weit und zu groß, keine Fasson, kein Sitz. Schick und Geschmack, lebt wohl.

ALFRED POLGAR

GEISTIGES LEBEN IN WIEN

I.

Im Mittelpunkt der Ereignislosigkeit steht die Sache Kulka.

Kennen Sie Kulka?

Kulka ist ein Dichter. Ich weiß es aus der Anthologie „Die Botschaft — neue Gedichte aus Oesterreich, gesammelt und eingeleitet von E. A. Rheinhardt" (bei Ed. Strache). Die Sammlung lehrt insbesondere den literarischen Geschmack Albert Ehrensteins schätzen, von welchem Dichter einleitend gesagt wird, daß er „die Teilnahme an diesem Buch verweigerte".

Hingegen ist Georg Kulka reichlich vorhanden.

Kulka kann viel. Er kann vollkommen schwerlos-ätherisch sein.

Hat je ein des Gottes zum Platzen voller Mund sternlicht-zartere Verse gehaucht als diese (Schlußzeilen der Dichtung „Ausflucht"):

„ . . .

. . .

. . .

. . ."?

An den feinsten Emanationen der neuen Dichter haftete noch immer — Erdenrest, zu sagen peinlich — das Korporelle der Worte. Hier ist es völlig in den nichtsförmigen Aggregatzustand übergegangen. Die expressionistische Abkehr-Kurve, vom Gegenständlichen fort zum Geist an sich, hat ihre Akme erklommen.

Kulka wird niemals Sublimeres schreiben als diese lichte Strophe. Sie faßt in zwölf Punkte und zwei Anführungszeichen tiefen Sinn einer ganzen Epoche. Sie wird bleiben von dieser Tage Kunstwerk, überdauernd komprimierteste Ballungen.

Kulka kann nicht nur himmlisch-leicht, er kann auch erdhaft-schwer.

Brach aus erdgebundener Kreatur je gellerer, heißer dampfender Schrei als dieser (III. Strophe: „Für ein Pferd"):

„Weh! Der Arsch ist Höllenrachen!"

„Die Fackel" beleuchtet diese Versschöpfung Kulkas:

Und.
Erwartung.
Kraß. Selber. Uebermut. Schoß.
16. Gemischt. Auftreibung. Alles.
Brodeln. All.
Mannigfaltig. Aufspeichern.
Ausnahme. Fraglos. Zusammenschnurren.
Stil. Völlig. Platzen.
Behauptung. Rhythmisch. Gischten.
Ende. Gültig. Wiederkehr.
Entgegentreten. Grauen.
Notdurft. Beisammen. Abtropfen.
Mann. Inständig. Ersiegen.
Männin. Wirklicher.
Aufgebürdet. Zweieinheit.
Künftig. Wimmern. Bewährung. Herzwärts.
Haftbar. Du. Du.
Nahgefühl. Braun. Richtung. Blau.
Schmerzenreich. Aufdunsten.
Und.

Hiernach aufdunstende Vermutung, Kulka sei eine Invention von Karl Kraus, trifft aber nicht zu. Er wurde geboren. Zu Weidlingau.

Weidlingau, bis zu Kulkas Erscheinung ein liebliches Oertchen an der Westbahn, hat der deutschen Dichtung schon einmal etwas bedeutet. Als es ihr das Reimpaar schenkte:

„Da drauß't in Weidlingau,
Da ist der Himmel blau."

Dies war der literarische Höhepunkt Weidlingaus. Seine klassische Periode sozusagen. Von da an ging's bergab . . .

Wie immer man jedoch das Werk Kulkas betrachten mag: das Geniezeichen, ihm auf der Stirne brennend, läßt sich nicht übersehen; denn eine Dichtung wie „Und" ist entweder Produkt einer geheimnisvollen, höherer Magie des Geistes und der Sinne sich erschließenden Kunst, Lichtbote einer noch nicht aufgegangenen Sonne, Chiffre einer noch nicht bibelgefaßten Offenbarung — oder sie ist die schamloseste, je wider das klingende Symbol der Sprache gewagte Impertinenz, und dann doch als solche und durch die unmäßige Frechheit ihrer Gebärde eben auch den Abgrund aufreißend, der das Genie vom Bürger trennt.

Um jüngste Dichtung schimmert eine Aura von Mystischrot. Es ist der Widerschein von Gottes Wange. Färbte sie sich rosig vor Freude ob der menschlichen Ingenien, die ewiges Licht besonders rein zurückspiegeln? Oder glüht sie, weil Apachen des Geistes ihr ein paar heruntergehaut haben?

So oder so: die Sache hat für den Zuschauer ihr Beklemmendes.

Ich glaube nicht, daß Kulka zu dem Geschlecht der neueren geräuschvollen und mit der Grazie von Schmeißfliegen begabten Dichter gehört, die, aus dem Aas einer verreckten Welt durch generatio aequivoca entstanden, der expressionistisch-kommunistischen Kunjunktur in den gastlich klaffenden Höllenrachen (siehe: „Für ein Pferd") schliefen, um dort — Entsaugtes einer wehrlosen Zeitgenossenschaft in Ballungen — o Mensch!, Liebe, Blut und All-Du auf den Kopf fallen zu lassen.

Wer so fließend stammelt, so prächtige Koloraturen röchelt wie er, ist ein Könner. Ueberdies hat er etwas, das, wie aus der Elementarlehre von des deutschen Dichters Natur bekannt, einen Wesenszug des wahren Poeten ausmacht: Einfalt des Herzens.

Daß er sie hat, beweist die Affäre Kulka.

Kulka, um die lebendig verscharrte Unsterblichkeit des großen Jean Paul aus Bücher-Sarghaft zu befreien, schrieb ein paar Seiten der „Vorschule der Aesthetik" ab, setzte seinen Namen vor und veröffentlichte das so adjustierte Stück meisterlicher Prosa in den „Blättern des Burgtheaters".

Um Jean Paul zu lancieren, lieh er ihm den tragenden Fittich Georg Kulka.

Wie hat er sich das gedacht? Wer den Dichter Kulka nicht kennt, dem besagt der Name nichts, wer ihn aber kennt, dem ist doch der Name Warnungszeichen, monierend, von ihm gedecktes Druckzeug hastigst zu überschlagen.

Und dann: die „Blätter des Burgtheaters"!

Die „Blätter des Burgtheaters" sind dieser alten Bühne jugendlicher Mund. Er befindet sich, der Zugluft neuerer Geistigkeit fanatisch ausgesetzt, im Dauerzustand quälender Geschwollenheit. Artikuliertes Sprechen fällt ihm also schwer.

Zudem erscheinen die „Blätter des Burgtheaters" in Wien, bekanntlich einer Stadt an der Donau, bis 1914 weltbekannt durch ihre Kunst der Mehlspeis-Bereitung, seither aber mangels Zufuhr von Edelgetreide außerstande, diese Kunst zu üben, und deshalb im deutschen Kultur-Bädecker nur noch besternt als permanenter Aufenthaltsort von ein paar großen Musikanten, die infolge hier Begrabenseins an die Scholle gebunden sind.

Versteht man also, welch bezwingende Naivität dazu gehörte, den in Wien verwehenden „Blättern des Burgtheaters" einen Welt-Aufmerksamkeit wachrufenden Wirbeltanz um Jean Pauls Grab abzulisten? Durch die lockende Supposition, daß Georg Kulka drin läge?

Das heißt, einen am verborgenstem Ufer gestrandeten toten Fisch eine Posaune in den Höllenrachen stecken, daß er Fanfare blase.

Kulka ist nicht so arg, wie ihn „Die Fackel" in ihrem schon durch die boshafte philologische Akribie höchst reizvollen Essay darstellt.

Das bestätigen ihm auch, in besonderer „Erklärung", nicht nur Edlef Köppen und Wolf Przygode, sondern in einem eigenen Brief aus Unterach, sogar Josef Kalmer.

Was angesichts all dieser aufregenden und sonderbaren Vorfälle das Herz des Mitmenschen bewegt . . . wer spricht es aus?

Der Dichter.

Seufzer bedrängter Seele ins Wort erlösend, sagt Georg Kulka („Der Maler"):

„Gib uns, du großer Rasenbruder, Schauen —:

Substanz, zu der der Abschmack fliehen kann!"

Und noch prägnanter ballt er innerstes Wünschen des Lesers in die Zeile:

„Sprache, Spion, überstolpernd die Einigung — schweig!!"

Er hatte den „Fedja" gespielt, den „lebenden Leichnam" in Tolstois erschütternder, wenn auch lässig versponnener Folge von Szenen, den ultima vestigia lecuis, dieses Dichters, vor seiner Wandlung von der finstern Erde in die Nacht des Nichtseins. Müde schritt er durch eine Schar von männlichen und weiblichen Backfischen, die sich vor dem Bühnenausgang herumstießen, um noch einmal den berühmten Moissi zu sehen. Er winkte noch einigen blühenden zaghaften Mädchenköpfen zu, die ihm aus dem Gedränge auffielen. Mit einer seiner anmutvollen Handbewegungen, die ihm Italien vererbt hatte, und dachte dabei: „Nun werden wieder einige die Nase rümpfen und sagen: Pose von diesem Moissi!" Dann wanderte er, nachdem er noch einer ganz ängstlich und verlegen hinter ihm herlaufenden Töchterschülerin seinen Namenszug in ihr Sammelbuch gekritzelt hatte, über die schwarze Panke und die finstere Spree nach Hause. Sein „Zuhause" war in irgendeinem der ersten Hotels. Mal in Berlin, wie jetzt, mal in Wien oder Hamburg oder Budapest. Es war immer dasselbe. Die nämlichen vornehm und unpersönlich mit gleichgültigen Möbeln ausgestatteten Zimmer, die ihn beherbergten. „Die Panke! Die Spree!" Die Namen der beiden dunklen Flußläufchen, die er jetzt überschritt, klangen ihm durch die Ohren. Einst in seiner Knabenzeit waren es „Piave" und „Isonzo" gewesen, über die er gefahren oder gegangen war. In einem venezianischen Fischerlied, das ihm in die Erinnerung kam, ging seine Jugend mit ihm über die stinkende grelle Friedrichstraße mit den beiden Menschenreihen, die kalt und fremd hinauf- und hinuntereilend aneinander vorüberströmten.

Ein paar käuflichen Frauen, die ihm mit ihren frechen Augen anlockten, sandte er ein traurig abweisendes Lächeln zu, während sich hinter ihm ein Urberliner entrüstet über diese schamlosen Weiber in unflätigen Worten laut gegen seine Frau austobte. An der Ecke der Linden, dort, wo auf den alten Kaiser geschossen worden ist und wo der junge Kaiser angstschlotternd in jenen Novemberstreiktagen vorüberritt, kaufte er einem verhuzzelten Weib ein paar Streichhölzchen ab. Vielmehr, er ließ ihr die Schachtel, er streute nur etwas kleines Geld in die vom ewigen Bitten und Betteln zusammengekrümmte Hand. „Ein Glück, daß kein Photograph oder Filmmensch in der Nähe ist und dies aufnehmen konnte!" fiel ihm ein, während er scheu umherblickend in die Linden einbog: „Man hätte sonst das Bild womöglich mit dem Titel: „Moissi beim Almosenausteilen veröffentlicht. Und dazu bemerkt: Scheußlich! Der Kerl macht auch mit allem Reklame."

Da er in der Morgenfrühe schon zu einem Gastspiel nach Leipzig fahren mußte, hatte er keine Lust mehr, unten im Hotel zu sitzen, wie er es sonst in befreundeter Gesellschaft, immerzu redend und nie seine Stimme schonend, liebte. Er wollte schnell oben bei sich noch etwas speisen und dann gleich zu Bett gehen. Im Vorbeigehen hörte er noch, wie ein Herr im Smoking zu einem anderen gleich verlarvten sagte: „Wetten, daß Moissi ein Jude ist! Um eine Runde Chartreuse?" Schnell nahm er seine Post, meist Telegramme, in Empfang und fuhr hinauf in sein Zimmer, wo ihm ein künstlich gezüchteter Fliederstrauß entgegenduftete, den ihm irgendeine der für ihn schwärmenden Frauen geschickt hatte. Hastig bestellte er, der mit wenig materieller Nahrung auskam, die kleinste Speiseplatte bei dem Kellner. Er setzte sich an den Tisch und riß ein Telegramm um das andere auf. Plötzlich schaute er auf in dem Gefühl, daß noch ein anderer im Zimmer wäre. Aber es war ein Irrtum. Nur er selbst schaute sich aus dem hohen Spiegel an, der einen Rosenholzschrank schmückte. War es die zwischen Tod und Leben schwebende wehmütige Weise des Stückes von heute Abend, die ihn noch begleitete, daß er sich stärker als je gedoppelt erschien? Daß ihm seine ganze Daseinsführung wie ein fortgesetztes Theaterspielen vorkam, wie dies allen Menschen, die jemals einen Schminkstift angerührt hatten — von Harden war ihm dies einmal erzählt worden — also geschehen soll. War er nicht auch außerhalb der Bühne noch ein lebender Leichnam? Wie oftmals hatten die Aerzte ihn mit seiner schwachen Lunge „aufgegeben", wie die freundliche Fassung eines medizinischen Todesurteils lautet. Und noch arbeiteten die Pumpen, ihn über dem Lethe zu halten. Nicht eben übermütig, aber doch feuervoll funkelten ihn die beiden Lichter an, die ihm für diese flüchtige Fahrt in die Stirn gesetzt worden waren. „Das Leben ist nur ein Augen-Oeffnen und Wieder-Schließen. Darauf kommt's an, was man in der kleinen Mittelpause sieht." Dieser Genoveva-Brocken Hebbels hatte ihn einst ergriffen und zauberhaft an jenes Werk gezogen, in dem er als „Golo" aus dem Unbekanntsein in die Berliner Berühmtheit aufgetaucht war. „Was man in der kleinen Mittelpause sieht", wiederholte er sich und ließ seine Blicke durch das Zimmer schweifen, wie man manchmal hellsichtig sein einzelnes Leben in der Gesamtheit beschaut. Ein merkwürdiges Volk diese Deutschen, bei denen er sein ganzes Dasein wie ein Gastspiel führte. Sie haben Dichter, mindestens ebenso viele, kluge und schöne wie die anderen Nationen. Sie haben eine Sprache, die im Munde solcher Sänger nicht ärmer, nicht häßlicher klingt als die „lingua toscana in bocca romana". Aber sie machen keinen oder nur einen ganz kleinen Gebrauch von beiden. Kunst und Leben

sind hier zwei völlig verschiedene Begriffe, die einander nie berühren, geschweige denn durchdringen. Barbaren! dachte er schon auszurufen. Da fiel die Hand, die er mit diesem Schimpfwort der Griechen auf den Tisch schlagen wollte, auf Goethes „Torquato Tasso", in dem er am Morgen ein wenig gelernt hatte. Und seine Augen blieben an der Stelle des Gedichtes haften:

„So sucht man in dem weiten Sand des Meeres
Vergebens eine Perle, die verborgen,
In stillen Schalen eingeschlossen ruht."

Wenn irgendwo, so mußte man sich in Deutschland an solchen Perlen trösten, die wie ein Beethoven, Hölderlin, Büchner und Novalis verschlossen in diesem Volksgrund ruhten.

„Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Morgenglanz umweht?"

So durchklang es ihn mit faustischen Versen, die er wie eine Arie schon so häufig auf der Bühne wie ins Grammophon hineingesungen hatte. Mit der weichen Stimme, bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen, die ihm von der Natur geschenkt worden war und die wie ein fremder blauer Vogel mit ihm flog von Köln bis Königsberg und von Kiel bis Konstanz hinunter. Er hatte einmal in einem der deutschen Märchenbücher, die er mit seiner kindlich gebliebenen Seele wie die Bibel und die Volkserzählungen liebte, von solch einem Mann gelesen, der mit einem vielfarbig gefiederten Tier wie ein Savoyarde durch die Lande gezogen war. Und wiewohl dieser Vogel ihm, wohin er kam, die Gunst aller Leute errungen hätte, also daß dem Volk sein schweres Dasein erträglich und leicht geworden wäre, wenn das Tier seinen goldenen Schnabel geöffnet hätte, so sei doch dem Herrn dieses Wundervogels nie ganz heimisch und wohl auf seiner Wanderschaft geworden. Erging es ihm nicht ebenso? Blieb er nicht ein Fremder in diesem Land, trotzdem er seine Sprache klangvoll meisterte, trotzdem er sogar mit seinem schmächtigen Körper für die eitlen Wünsche und Hoffnungen dieses Volkes begeistert als Freiwilliger in den grauenvollsten Krieg marschiert war, der ihn als unerschütterlichen Friedensfreund wieder ausgespült hatte? Auch als ihr Schauspieler war er mehr ein Sprecher und Herold der Sehnsucht wie ein Marquis Posa, ein Danton und Oberon des Königs der Elfen geblieben, war nicht in ihre niederländische Nachahmungskunst des Lebens hineingewachsen. Von der verstand er nichts und wollte er nichts verstehen. Nur sich selbst konnte er hinausstellen in seinem wehen Schmerz, den nur zuweilen ein Lächeln wie mit einem Heiligenschein überhuschte, und mit jeder Morbidezza, die Europa vor ihm an der ihm artverwandten Duse bewundert hatte.

Der Kellner — den „Ober" nannten ihn die lächerlichen Menschen hier, die ihresgleichen, auch wenn er sie bedient, irgendwie mit einem Titel erhöhen müssen — kam zurück und stellte ehrerbietig das Essen vor ihm hin. Er ließ sich mit dem schwarz Befrackten in ein Gespräch ein. Aber der war schon durch den längeren Dienst in einem feudalen preußisch-deutschen Hotel derart eingeschnürt und unnatürlich, daß nichts Vernünftiges aus ihm mehr herauszubringen war. Er bekam Sehnsucht nach einem Muschik oder einem einfachen lombardischen Reisbauern und entließ den verbildeten Herrn. Nun galt es, den Vogel wieder zu füttern. Im Umherschlendern und Trällern durchs Zimmer steckte er sich ein paar Brocken Brot und Fleisch zu. Es gilt eben weiter zu pilgern, bis die Wallfahrt vorüber ist und am Ende der internationale Tod alles vereinigt. Ein paar anmutige Frauen, die ihm zuweilen wie jene Veronika der Legende den Schweiß von der Stirn trockneten, mußten ihm durch ihre Liebe die Stationen, die er da und dort machte, verschönern. Auf der Bühne kein rechter Liebhaber, ging es ihm im Leben so gut von der Lippe, dies ewige Austauschwort: Ich liebe dich, das er einst als Jüngling Romeo mit den Versen psalmodiert hatte:

Entweihet meine Hand verwegen dich
O Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen.
Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich,
Den herben Druck im Kusse zu versüßen.

Er lauschte auf, weil er glaubte, daß sich jemand draußen der Türe seines Zimmers nahte. Und richtig! Er hörte ein paar Schritte kommen und wieder gehen und eine Stimme klang andächtig flüsternd: „Dort wohnt Alexander Moissi". So würde auch einst die deutsche Theatergeschichte achtungsvoll seinen Namen nennen und bewahren und dann fremd an ihm vorübergehen.

CARL LUDWIG SCHLEICH

RAUSCH

Rausch ist eine Form der Selbstironie:
Man wirft seine Würde hin und wird sie schon wiederfinden.
Darum nur selten und dann extatisch.
Gewohnheitstrinker sind phlegmatisch.
Darum man Starken den Rausch verzeiht,
Man spürt den Mut ihrer Selbstsicherheit.
Rausch ist eine Probe, wer als Mann
Mit geblendeten Sinnen bestehen kann.
Die Frau braucht weder Rausch noch Wein,
Sie soll von Natur bacchantisch sein!

RUDOLF KASTNER

FURTWÄNGLER, SCHREKER, SCHILLINGS

Dem berlinischen Musikbetrieb und seinen Machern schwillt der Kamm. Es wäre nicht auszuhalten, würde jetzt nicht so eine Art ausgleichendes Naturgesetz dafür sorgen, daß ein neuer, starker Geist in sich ablösenden Erscheinungen und Begebnissen alles Markt- und Schächervolk vergessen läßt und fruchttragende Stunden der Erkenntnis, Einkehr wie seelischer Besinnung auf die letzten Dinge des unbegreiflichen Wunders Musik schafft.

Dieser neue Geist kommt wieder einmal aus südlicheren Gefilden: in der Hochschule Schreker und Busoni, in der Staatsoper findet der Rheinländer Schillings, durch München und Stuttgart purifiziert, scheinbar den Weg zu letzter Reife, zu einer Ballung aller in ihm längst latenten Kulturen des Nachschaffenden (mit dem der schaffende Schillings allzu lange in Konflikt war?). Die Sinfoniekonzerte der Staatskapelle aber sind aus den etwas zu locker gewordenen Händen Richard II. an Furtwängler übergegangen.

In diesem blonden Hünen paart sich prächtig dünenfrische Wasserkantigkeit, friesische Art mit süddeutschem Musikantentrieb, in München gepflegt, ohne sich in dortige Cliquenwirtschaft zu verstricken. Wenn einer je zum Dirigieren geboren, dieser ist es. Er wird in den zehn Abenden der Staatskapelle, die unter ihm nicht weniger königlich schön spielt als in den Zeiten, da man noch nicht die Kronen-Wahrzeichen an den Logen entfernt hatte, ... ein weitherziges Programm entwickeln, in dem endlich auch Mahler ein gebührender Platz eingeräumt ist. Der Auftakt erwies ihn als Beherrscher von drei der großen B's. Wie er die zweite Leonoren-Ouverture, m. E. die gewichtigste von allen, entwirft, belichtet, zu wuchtigen Entladungen führt, ist grandios. Wie uns aber dieser Musiker im unfaßbar herrlichen Mittelsatz des fünften Brandenburgschen Konzerts am Klavier — gelegentlich mit erstaunlicher Tonmodifikation — die Welt Bachs erschließt, sie zu der unseren macht, d. h. uns die Gnade der Demut und der Träne erleben läßt, ist ohne innerste Ergriffenheit nicht zu sagen. Prachtvoll auch die Darstellung der ersten Brahms-Sonfonie, von der man jedoch im selben Maß abrückt, je größer das kammermusikalische und klavierkonzertante Lebenswerk des mächtigen Melancholikers sich kristallisiert. Furtwängler wurde rechtens herzlich gefeiert.

Nicht mindere Freude herrschte am Montag in der Philharmonie, als Franz Schreker zum ersten Male persönlich den Berlinern gegenübertrat. Nicht als Dramatiker, den uns Schillings bald mit allen seinen Opern geben soll — unbedingt ist „der ferne Klang" zu

begehren, ohne den Schrekers Schaffen nicht zu verstehen — auch nicht als Pädagoge, dem das erste Musikinstitut der Welt anvertraut ist, er führte uns diesmal zwei absolute Musiken vor. Seine schon 1901 entstandene „Romantische Suite" hat wirklich nur den historischen Reiz, zu sehen, wie der spätere Klangmystiker hier in gut-straußischer Manier, in klarsten Formen vier simple Musikantensätze schreibt, dessen Perle eine Intermezzo von gleißender Geigerpracht ist. Die Kammersinfonie hingegen, vor welcher sich an diesem Abend ärgerlicherweise das sonst so geliebte Brahmssche D-moll-Konzert lagerte, von Elly Ney gemeißelt und poetisiert, — diese Kammersinfonie verzaubert uns schon in den ersten Takten in ein blaues Paradiesesland, Land der Sehnsucht, wo Ludwig von Hofmanns Jünglinge und Mädchen tänzerisch wandeln, an opalenen Seen — es ist eine wahrhaft berückende Musik. Aus ihrem narkotischen Bann wieder erweckt werden uns erst letzte Artistik und göttlich-leichtes Pathos der Verzückung bewußt, die solche Musik geschaffen und zum Erglühen bringt. In ihr sind Klang, Ornament, Kontrapunkt nicht konstruiert, sondern gefühlsmäßig Erwachsenes — — ihre Farbe entsteht organisch aus und mit der melodischen Linie, die allen exotischen Reichtum trägt, an dem die spezifisch teutsche Diatonik, soweit sie nicht bei Bach steht, so arm ist . . . Trotzdem Schreker ein erstaunlich kontrastloser, arythmischer Dirigent ist, musizierten die Philharmoniker unter ihm mit ersichtlicher Freude. Sie fühlten wohl, daß da ein Besonderer vor ihnen stand, einer, an den wir glauben wollen.

Die erste Kammermusik des „Anbruch" führte ein zukunftsstarkes Streich-Quartett (Kroyt, Dobrovratzki, Schultz, Stegman) erstmalig ins Treffen, das für Debussy noch nicht die letzte Dynamik findet, aber einem von der ersten bis zur letzten Note interessierenden Quartett Schillings, wirklich noble und empfundene Musik, zu freudiger Anerkennung verhalf, der ich mich um so lieber anschließe, je weniger ich dem nach-„ingweldischen" Schillings zu folgen vermag. Bohnkes neue Klaviersonate, die prägnant gebaut, formal musterhaft ist, nährt sich derart mit Phrasenbombastik, daß man nach allem Früheren dieses stark Begabten peinlich erstaunt ist.

Aus der Konzertwüste letzter Zeit ragen zwei Oasen auf: ein mit Altitalienern beglückendes Duettkonzert von Nora Boas-Pisling mit Emmy Heim und die Stunde, da Kreisler nach dem Krieg wieder in Berlin geigte. Als Techniker noch einzig wie je, seinem unnachahmlichen Esprit gesellt sich jetzt Tiefe der Beseeltheit. (Sein Bach.) Dazu eine unerhörte stilistische Reife. Mit Jubel begrüßt, mit Taumel entlassen. Jetzt schwimmt er auf einem Ozeandampfer. Die Träne quillt, — Dollarica hat ihn wieder . . . .

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Dividendenpolitik

Die Börse hat sich am „Rekordabschluß" und vor allem an der „Rekorddividende" der Laurahütte erfreut. Dieses Montanunternehmen verteilt auf seine alten Aktien, die in den Kriegsjahren zwölf Prozent, im ersten Nachkriegsjahre nichts erhielten, zwanzig Prozent. Wenn man den Abschluß, von dem bisher nur die Hauptziffern mitgeteilt wurden, mit den Maßstäben des Friedens mißt, so ist das noch sehr wenig. Denn die Laurahütte hat brutto sechzig Millionen, nach Vornahme der Abschreibungen immer noch fünfzig Millionen verdient und schüttet an erhöhter Dividende bloß neun Millionen aus. Ueber zweiunddreißig Millionen, also mehr als das Dreieinhalbfache der Dividende, werden für „Rücklagen und Zuwendungen im Interesse der Belegschaft" bereitgestellt. Früher hätte man bei solcher Verteilung von Thesaurierung und von übertriebener Wohlfahrtspolitik gesprochen.

Aber heute liegen die Dinge anders — materiell, betriebsökonomisch anders und psychologisch anders. Um das letztere vorwegzunehmen: die zwanzig Prozent der Laurahütte werden in den kommenden Sozialisierungsdebatten wahrscheinlich eine beträchtliche und für das private Montankapital wenig erfreuliche Rolle spielen. Der Hinweis auf die zweiunddreißig Millionen für die Belegschaft wird dagegen ebenso wenig nützen wie die Feststellung, daß die zwanzigprozentige Dividende von 1920 dem Aktionär ja ein viel kleineres Realeinkommen verschafft als die zwölfprozentige von 1917. Man wird sich hartnäckig an die Zahl, an die nominelle Profitrate klammern. Man wird sagen, hier sei ein neuer, schlagender, aufreizender Beweis, wie sehr die sogenannte Selbstverwaltungswirtschaft in der Montanindustrie den parasitären Kapitalisten, den Kuponabschneider, bereichere. Diese Selbstverwaltungswirtschaft ist ja den Manchesterleuten und den Anhängern radikaler „Vollsozialisierung" in gleicher Weise verhaßt. Aber wenn man Argumente gegen sie liefert, so werden es schwerlich die Manchesterleute sein, die mit ihnen durchdringen.

Auch betriebsökonomisch — und sogar in erster Linie betriebsökonomisch — sind die alten Maße und Methoden der Dividendenpolitik nicht mehr brauchbar. Ein Anteil der Dividende am Gewinn, der vor dem Kriege Thesaurierung bedeutete, kann heute Auspowerung des Unternehmens sein. Die Laurahütte hat diesmal offene Abschreibungen im Betrage von zehn Millionen vorgenommen, — das ist rund eineinhalbmal so viel als beispielsweise im Geschäftsjahre 1912/13. Ich weiß nicht, wieviel die Gesellschaft wirklich verdient,

wieviel sie intern für Abschreibung und Erneuerung zurückgestellt hat, und es liegt mir ganz fern, ihre noch gar nicht veröffentlichte Bilanz zu kritisieren. Ganz allgemein, ganz grundsätzlich wäre ein Zuschlag von fünfzig Prozent zu den Friedensbeträgen der Inventarerhaltungsfonds eine Unmöglichkeit und eine Gewinnverteilungspolitik, die sich mit solchem Zuschlag begnügte und den Rest der Erträgnisse ausschüttete, wäre „wrecking", Raubbau schlimmster Art. (Sie wäre natürlich auch Raubbau, wenn die Ausschüttung weniger zugunsten der Kapitalisten als zugunsten der Arbeiter erfolgte.) Walter Rathenau hat kürzlich sehr einleuchtend auseinandergesetzt, daß das Problem der Qualitätserhaltung der Betriebe — von dem der Qualitäts- und Leistungsverbesserung ganz zu schweigen — mit der „Abschreibung" herkömmlicher Art überhaupt nicht gelöst werden kann. Er hat nachgewiesen, daß bei den gegenwärtigen Preisen für die Erneuerung der sich abnutzenden Betriebseinrichtungen jährliche Beträge zwischen hundert und einigen hundert Prozent der Friedensbilanzwerte zurückgestellt werden müssen. Seiner Rechnung könnte man nur entgegenhalten, daß die Preise von heute ephemer sind, daß sie übers Jahr doppelt so hoch, nach einer Währungsgewaltkur sehr viel niedriger sein können. Aber um dieser Unsicherheit willen auch das Mögliche zur Qualitätserhaltung der Betriebe zu unterlassen, wäre volkswirtschaftlich eine Sünde und privatwirtschaftlich eine recht gewagte Spekulation.

Die elementare Vorsorge für die Erhaltung der technisch-ökonomischen Qualität und Konkurrenzfähigkeit fordert jetzt größere Zurückhaltung in der Gewinnverteilung als früher der geizigste Thesaurierungswille oder das schärfste Expansionsstreben. Niemals war es so nötig, die nichtkapitalisierte Kapitalrente knapp zu halten, wie in diesen Zeitläuften.

Frankreichs Erholung.

Merkwürdig, wie viel freundlicher seit Spa die Berichte über die französische Wirtschaftslage geworden sind. Vor Spa erzählte man uns fortgesetzt, daß es Frankreich viel schlechter gehe als Deutschland: da es keine Kohle habe, könne es nicht produzieren, nicht exportieren, nicht wieder aufbauen. In Spa selbst setzte uns Herr Millerand mit Hilfe einer sehr gefälligen Statistik auseinander, daß unsere Kohlenversorgung auch nach Erfüllung seiner bescheidenen Forderungen eher noch besser sein werde als die französische. Die meisten von uns glaubten das nicht recht; aber schwerbewaffnete Sieger können ja auch falsche Statistiken als zwingende Beweisgründe benutzen. Am Tage nach unserer Unterschrift fielen Mille-

rands Zahlen unter den Tisch. Herr Le Troquer verkündete, daß Frankreich jetzt in punkto Kohle ziemlich saturiert sei. Neuerdings erfreut Havas unsere Herzen mit der Nachricht, daß man allenthalben Kohle staple und bereits üppige Vorräte angesammelt habe.

Aber der Kohlentribut, der die französische Eisen- und Stahlausfuhr an die Stelle der unsrigen setzt, ist nicht der einzige Lichtpunkt im Wirtschaftsbilde Frankreichs. Schon vor der erlösenden Tat von Spa ging es sehr deutlich aufwärts. Die Handelsbilanz hat sich im ersten Halbjahr 1920 — also unbeeinflußt von unseren Kohlenlieferungen — wesentlich gebessert. Das Disagio des Franken hält sich — unter Schwankungen — auf rund sechzig Prozent. Die Notenflut schwillt nicht weiter an. (Die kostspielige Anhänglichkeit an die Staatskrippe, die an den Budgets aller zerrütteten Länder zehrt, fehlt auch in Frankreich nicht; aber man hat doch ziemlich reichliche Gelegenheit, sie — im Saargebiet im Rheinland — auf fremde Rechnung zu befriedigen.) Das Finanzkapital des verarmten Frankreich interessiert sich für alle möglichen Unternehmungen in Oesterreich, in Ungarn, in Tschechowien, auf dem Balkan, in Konstantinopel, im Wrangelschen Rußland und weiß Gott wo sonst — und scheint für alle Geld zu haben.

Natürlich gibt es auch Schatten. In den Baracken Nordfrankreichs lebt es sich gewiß noch sehr unbehaglich. Aber man muß endlich betonen, daß Ruinen und Baracken nicht das alleinige Kriterium für das Elend eines Landes darstellen. Die Massennot kann viel größer sein, wo nicht ein einziges Haus verbrannt, nicht eine einzige Werkstatt zerstört wurde. Die Leute bei uns, die kein ganzes Hemd mehr besitzen und niemals genug zu essen haben, würden sicher sehr gern mit ordentlich oder auch nur leidlich gekleideten und ernährten Barackenbewohnern tauschen. Es mag den Franzosen sehr erfreulich scheinen, daß ein deutscher Hochofen nach dem anderen gelöscht werden muß, damit ein französischer nach dem anderen in Betrieb gesetzt werde, daß Millionen Deutscher ihre Arbeit verlieren, damit Frankreichs Export sich ausdehnen kann. Aber wenn dieser Prozeß noch lange so fortgeht, wird er sich bitter rächen — auch an den Siegern.

Notiert zu werden verdient, wie Beträchtliches die Franzosen (trotz anscheinend nicht sonderlich sparsamer Verwaltung) nach ihren eigenen Angaben in Brüssel mit zwanzig Milliarden Franken für den Wiederaufbau der zerstörten Provinzen erreicht haben. Zwanzig Milliarden Franken sind nicht mehr als sechseinhalb Milliarden Goldmark. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

HINDENBURGS PHILOSOPHIE

Von Zeit zu Zeit hält der Generalfeldmarschall, trotz seiner 73 Jahre, eine Rede. Hindenburg lebt in Hannover, Ludendorff in München, ein Presseamt gibt's in der Nähe des greisen Herrn nicht mehr. Und so sind Hindenburgs Reden jetzt reine und persönliche Leistungen des Generalfeldmarschalls selbst. Man lese nun die jüngste Rede Hindenburgs, die er am 2. Oktober an die Studenten Hannovers gerichtet hat. Wörtlich nach dem Bericht der „Deutschen Tageszeitung":

> Die Zeiten sind schwer. Darüber kommen wir nicht hinweg.
>
> Aber es ist Mannesart, der Gefahr ins Auge zu sehen, um mit ihr abzurechnen.
>
> Gott hat das deutsche Volk noch nicht verlassen.
>
> Viel ist uns genommen worden, aber Gott wird es uns wiedergeben.
>
> Eins ist uns geblieben: unser Vaterland.
>
> An das Vaterland sollen wir uns klammern mit aller unserer Liebe, ohne Rücksicht auf Parteiunterschiede.
>
> Ich appelliere an die deutsche Jugend!

Unzweifelhaft sind das alles ganz richtige Behauptungen. Die Zeiten sind schwer. Es ist Mannesart, der Gefahr ins Auge zu sehen, und das Vaterland ist uns geblieben. ... Freilich ist dies nur ein Teil der Wahrheiten, die kein Deutscher bestreiten wird. Hinzuzufügen wäre höchstens noch, daß auf Regen Sonnenschein folgt und daß Einigkeit stark macht. Ferner, daß jedem Deutschen ein Herz im Busen schlägt und daß die Jugend die Zukunft bedeutet. Wie erfreulich, daß in einer Zeit, in der die primitivsten Wahrheiten schamlos geleugnet oder auf den Kopf gestellt werden, e i n e Stelle unversehrt geblieben ist, in der die schlichte deutsche Wahrheit eine Heimstätte gefunden hat.

Doch beschleicht mich beim Lesen dieser Reden der quälende Gedanke: War Hindenburg schon damals, als Deutschlands Schicksal in seiner Hand ruhte, ein so schlichter Denker? Oder hat sich diese einfache Philosophie erst in den zwei Jahren des sogenannten Friedens allmählich ausgebildet? Die Gewißheit, daß wir im Augenblick keinen Krieg führen und also der greise Feldmarschall ungestört seinen philosophischen Reflexionen leben kann, hat besänftigende Kraft.

ZEITGENOSSEN

Gibt es noch Menschen, die hungrig sind, neue Menschen kennen zu lernen? Mein Bedarf ist, glaube ich, für Lebenszeit gedeckt, ich könnte noch abgeben. „Wären's Bücher, würd' ich sie nicht lesen." Die Galerie von Zeitgenossen, deren Existenz die Zeitung vermittelt, stillt meinen Appetit vollkommen.

Hier drei Erscheinungen, aus Zeitungsberichten dieser Woche hervortretend:

1. Der Villenbesitzer aus Darmstadt.

Eduard Pfeil aus Hamburg. 1915 Kraftwagenführer im Heeresdienst. 1916 Chauffeur des Vizekanzlers

Payer. Liebhaber einer Hamburger Hure, die der Kontrolle überdrüssig war. Sie hatte einiges Geld erspart. Heirat. Gründeten eine Schlagsahnenfabrik in der Wilhelmstraße. Kriegsschlagsahne. Bestehend aus Quillajarinde, Gelatine, Wasser, rosarot und hellgrün gefärbt. Der genußlose Deutsche verschlang das farbige Zeug. Das Geschäft brachte ein Vermögen. Damit kaufte der Chauffeur, der die Wege der Reichen kannte, ein Haus in Düsseldorf. Eröffnete einen Spielklub. Als es mulmig wurde (obwohl das Haus einem Staatsanwalt abgekauft war), verkaufte er schleunigst die Villa. Gewinn: 100 000 Mark. Zurück nach Hamburg? Wie das viele Geld anlegen? Die Gattin riet zum Ankauf eines großen Freudenhauses in St. Petri. Geschieht. Reine Nettoeinnahme von 15 000 Mark täglich! Was anfangen mit dem Geld? Gäste kommen, bieten Teppiche und Silberzeug zum Kauf an. Der Freudenhausbesitzer kauft, kauft, kauft. Eine Villa in Darmstadt wird erworben. Als man den Zeitgenossen wegen Hehlerei verhaftete, war er sehr erstaunt. Er versicherte ganz entschieden, er habe sein Vermögen redlich erworben: mit grüner Schlagsahne, im Düsseldorfer Spielklub, im Hamburger Freudenhaus.

2. Der Attaché.

Freiherr von Horochowsky in Wien. Im Kriege anfangs k. u. k. Unteroffizier, später Spion für Oesterreich, vielleicht aber auch für Rußland. Wird, obwohl Pole, nach dem Zusammenbruch Attaché in Diensten der oder einer ukrainischen Regierung. Will sagen: Er schiebt mit Hilfe eines Diplomatenpasses. Einer der nicht wenigen, die unbehelligt reisen konnten in einer Zeit, in der die anständigen Menschen zwangsseßhaft geworden. Trägt eine Million Kronen in der Brieftasche. Dreiseitig verlobt. Will sich nun, gesättigt, zur Ruhe setzen. Die Polen, angeblich, verfolgen den Verräter. Der Baron will Gutsherr werden. Dazu braucht er außer der Million in der Brieftasche noch eine halbe. Unter einem anderen Namen stellt er sich einem auch nicht ganz appetitlichen Juwelenhändler in einem Wiener Hotel vor. Mit einem Hammer schlägt der Herr Attaché den Juwelenhändler nieder und beraubt ihn der Juwelen, die eine Million wert waren. O! rechtfertigt sich der Diplomat, ich wurde von den Polen verfolgt, der Hammerschlag war Notwehr!

Immerhin, ein typischer Zeitgenosse. Ein Diplomat vom neuesten Stil. Ein Millionär bei der Quelle des Reichtums. Der Sohn, längst Gutsherr, wird schon Luxusdrucke kaufen und Ehrenvorsitzender eines Vereins polnisch-nationaler Landarbeiter sein.

3. Die Dame in der Bar.

Vor einem Berliner Schöffengericht steht ein Kellner angeklagt. Berliner Kellner, obwohl jetzt organisiert, sind keine Urchristen. Es liegt wohl an der Atmosphäre. Ansteckung durch die Gäste? Dieser hier war Kellner in einer dieser marmorbelegten, teppichverhängten Luxusdielen im Berliner Westen. Also angeklagt wegen Unterschlagung. (Warum sollen denn nur die Gäste gerichtsbekannt sein?) Angeklagt, einer Dame, die mit ihrem Gent in der Bar erschienen, einen Pelz abgenommen und weiterverkauft zu haben. Uninteressante

Dutzendschiebung? Kellner in der Luxusbar — Sternheim, wo ist dein Griffel? Nein, das Erschreckende war nicht der angefaulte Frackproletarier. Sondern die Dame, die jede Nacht in dieser Bar saß, soff, 50 Zigaretten rauchte, für ihren Kavalier zahlte, in einigen Tagen 5000 Mark Zeche. Auch nichts Originelles. Nur eines bemerkenswert: Margot, die Dame im Pelz, war — —. — 13 Jahre.

Die Bar war wohl täglich überfüllt. Der Kellner kannte die Dreizehnjährige und gab ihr Kredit. Die Edelleute, die dort ihren Sherry-Cobbler schlürften, kannten diese Kinderbeine, die gewitzteren Lebeweiber beneideten die Dreizehnjährige um den stürmischen Zulauf.

Und keine Hand, die ein dreizehnjähriges Kind mit fester Sicherheit aus dem Qualm der Bar in die frische Luft führte!

SORGEN

Unterm 17. September 1920 hat das Auswärtige Amt folgende Rundnote (Geschäftsnummer I 93 529) erlassen:

> Der Herr Reichsminister hat bei Vorlage von Unterschriften wiederholt darauf hingewiesen, daß in einem Satz wie: „Euer P. P. beehre ich mich, anbei einen Brief zu überreichen..." das Komma hinter mich unrichtig ist. Es wird gebeten, schon bei der Anfertigung der Konzepte hierauf achten zu wollen.

Ueber die Setzung von Interpunktionen, insbesondere von Beistrichen, sind sich die besten deutschen Schriftsteller nicht einig, Logiker und Grammatiker streiten darüber. Ein so genialer Geist wie Schopenhauer war für das Komma. (Siehe, zum Exempel, seinen Brief an Goethe vom 4. Mai 1816: „Euer Exzellenz habe ich die Ehre, meine Schrift nunmehr gedruckt zu übersenden.") Aber wie gut, daß Dr. Simons knapp vor der Brüsseler Konferenz Gelassenheit genug hatte, diesen Problemen nachzuhängen!

AN EINEN PFEIFER

An dem Abend, an dem Pallenberg (im Theater in der Königgrätzer Straße) zum ersten Male wieder auftrat, sah ich auch Sie zum ersten Male. Ich hörte plötzlich, nach dem zweiten Fallen des Vorhangs, hinter mir pfeifen. Erst mit den Lippen, dann ganz schrill auf einem Hausschlüssel. Ich drehte mich um, den Wildling zu besichtigen. Sie waren kein alldeutscher Wüterich, entrüstet, daß man den Franzosen Courteline spiele, sondern ein schwarz behaarter; wie ein Rechtsanwalt aussehender junger Mann, sogar in Smoking. Eine Hornbrille sollte Ihnen den Anschein von Intellektualität geben. Ich und viele andere sahen Ihnen zu. Es gab Leute in Ihrer Umgebung, die Sie zu besänftigen suchten. Aber Rechtsanwälte sind eigensinnig, dann pfiffen Sie um so schriller. Keine Spur von Scham wandelte Sie an. Die Blicke, die sich auf Sie konzentrierten, sagten deutlich: Gassenjunge. Das scheint Sie erst recht in Rage gebracht zu haben. Sie schrien nun in einem fort: „Kitsch! Kitsch! Kitsch!" Gassenjungen gibt es überall, aber nur in Berlin fühlen sie sich, wie unwissend sie seien, auch noch als überlegene Aesthetiker.

Pallenberg ist nicht verantwortlich für Courteline, der übrigens ein sehr lustiger Erfinder absunder Situationen ist. Er ist auch für den Dramaturgen nicht verantwortlich, der nicht die stärksten Courtelinescherze ausgewählt hatte, z. B. den herrlichen Boubourouche, sondern leider dünnere Skizzen. Aber Pallenberg selbst war nie diskreter, nie disziplinierter, nie delikater in seinen Wirkungen. Wenn er als treuherziger Bürger neben wild aufschneidenden Mimen, sie bewundernd, dasitzt, dann ist in seinen Aeuglein eine Einfältigkeit, in seinem beflissenen Zuhören eine Untertänigkeit, die zugleich rührt und Lächeln weckt. Die Mimen lassen tönende Reden los, der arme zwischen ihnen eingeklemmte Kleinbürger kommt gar nicht zu Wort und wird immer hilfloser. Diese dumme, gutmütige Hilflosigkeit in dem runden Gesicht Pallenbergs, in dem hastigen Drehn seines Körpers, in dem gespitzten, nicht zu Wort kommenden Mund — das ist als liebenswürdige Karrikatur gespielter Gulbransson.

Und gerade diese feinste Leistung wird von Ihnen, Rechtsanwalt im Smoking, wild bepfiffen. Soll ich Ihnen was sagen, stürmischer Pfeifer? Sie sind das Stück Berlin, das in der Welt am Verhaßtesten ist. Anderswo auch mißverstehen die Rechtsanwälte zartere Kunstleistungen, aber in Wien und in Paris sind sie glücklicherweise gehemmt durch ein vorsichtiges Mißtrauen gegen sich selbst. Du Berliner Pfeifer aber hast die Anmaßung, keine Sekunde an deinem bißchen Kunsturteil zu zweifeln. Der ästhetisch Erzogene kann schweigen, kann Distanz suchen. Dieser Berliner geht auch als Publikum „nur immer feste druff", er muß den armen genialen Komiker droben mit dem Hausschlüssel „dreschen", wenn er ihm nicht gefällt, er kann nicht still opponieren — und Stille im Theater ist ein sehr deutliches Ausdrucksmittel — er muß losgehen. Diese robuste Aktivität entfremdet euch jeden Künstler. So habt ihr euch, mit der Zange des Geburtshelfers, seinerzeit auf Gerhart Hauptmann gestürzt, so nehmt ihr Pallenberg die Lust an seinen Zuschauern. Denn, weißt du, besessener Pfeifer, Künstler haben eine sehr zarte, eine sehr empfindliche Haut. Sie sind nicht so nashornstumpf wie du, Pfeifer, der du dein eigenes Pfeifen aushältst. Du selbst weißt nichts von deiner inneren Roheit, aber der Künstler empfindet das anders, er erschrickt für dich.

Nicht Pallenberg büßt das am Ende, Berlin pfeift sich selber aus. Es wächst der Groll gegen die pöbelhafteste Stadt der Welt.

ZUM VERSTÄNDNIS DES DEUTSCHEN STUDENTEN

Der schwäbische Dichter Wilhelm W a i b l i n g e r († 1829), eine der edelsten und eigenartigsten Erscheinungen der deutschen Literatur, erzählt in seiner Schrift über den „kranken Hölderlin":

Indem er (Hölderlin) oft frei herumging, war er natürlich dem Spott heilloser Menschen ausgesetzt, deren es überall gibt und deren Bestialität auch ein so furchtbarer, durch das Unglück geheiligter geistiger Zerfall ein Gegenstand des dummen Mutwillens ist. Das machte nun Hölderlin, wenn er's bemerkte, so wild, daß er mit Steinen und Kot

nach ihnen warf, und dann war es ausgemacht, daß er noch einen Tag lang fortwütete. Mit tiefem Bedauern haben wir bemerken müssen, daß selbst Studierende tierisch genug waren, ihn zuweilen zu reizen und in Zorn zu jagen. Wir sagen nichts darüber, als daß von allen Bübereien, welche auf Universitäten die Faulheit hervorbringt, diese wohl eine der nichtswürdigsten ist.

Eines Tages hatte ich ihm gesagt, daß auf den Abend Konzert sei. Ich hatte daran gedacht, ob es nicht möglich sei, ihm diesen Genuß zu verschaffen. Allein man konnte es nicht wagen. Vielleicht hätte die Musik zu starken Eindruck auf ihn gemacht — auch war von der Ungezogenheit der Studenten zu befürchten . . . .

BÜCHER

Rudolf von Delius: Philosophie der Liebe. Verlag Otto Reichl, Darmstadt 1920.

Der Titel schreckte mich ein wenig. Man fürchtet methaphysischen oder psychologischen Schwatz. Aber das Buch überrascht aufs angenehmste. Es ist keine Philosophie, sondern eine Diätetik der Liebe, nicht von einem Kathedermenschen geschrieben, sondern von einem lebensfrohen Mann, der nicht nur in der Literatur über sein Thema, sondern in seinem Thema selbst zu Hause ist. Das Buch ist in einem zart dichterischen Deutsch geschrieben, sachlich, tatsächlich, und doch lyrisch beglänzt. Sein schönster Vorzug ist eine erquickende Unbefangenheit, die durch ein veilseitiges Wissen von den sittengeschichtlichen Befangenheiten der Völker bestärkt wurde. Ganz leise hat Nietzsches Kampf gegen das Christentum Delius beeinflußt, aber der Einfluß ist in Delius aufgegangen und man braucht nicht zu fürchten, das Buch eines Nietzscheaners in der Hand zu haben. Diese „Philosophie der Liebe" ist kein Buch für Pastoren und Pastorentöchter, auch nicht für schwächliche Dekadenten. Aber reife Menschen, denen nichts Menschliches fremd ist, werden die heitere Sicherheit dieses erfahrungsgesättigten Buches dankbar empfinden. Von dem freien Geiste des Buches gibt schon das gewählte Motto einen Vorgeschmack. Es ist ein Satz des Pindar aus einem Zuruf an die Hetären in Korinth:

> Euch ist es nicht verboten, ihr Kinder,
> in lieblichen Betten von süßer Stunde
> Früchte zu pflücken.
> Wenn es notwendig, ist alles schön.

Diese Diätetik ist zuletzt ein ethisches Buch. Aber die Tugenden des Delius heißen: Seelische Ordnung, innere Reinlichkeit und Heiterkeit.

Das sind auch die Vorzüge des Buches selbst. Es gibt dem höherstehenden Leser ein ordnendes Bewußtsein, es behütet ihn vor romantisch-erotischem Selbstbetrug, und es schenkt ihm eine gelassene Selbstbejahung im puncto puncti,

> ein Ja
> zu allem, was geschah.

Das Buch ist für einen Massenerfolg zu gut, aber es wäre eine Freude, es in den Händen gutrassiger, beseelter junger Menschen zu sehen.

Paul Wiegler: Wallenstein. Geschichte eines Herrscherlebens. Nach den Urkunden dargestellt und eingeleitet. Verlag Ullstein & Co., Berlin.

Paul Wiegler, zu dem halben Dutzend feinster Stilisten Deutschlands gehörig, hat hier das Meisterwerk einer Biographie aus zeitgenössischen Dokumenten geschaffen. Die Methode entspricht ganz dem vornehm zurücktretenden Wesen Wieglers. (Ich glaube, wenn er endlich daran ginge, sein dichterisches Werk herauszugeben, so würde er am liebsten seinen Namen weglassen und nicht einmal den des Gottes hinsetzen, der ihn beflügelt hat. Es gibt in der durch Reklame und Anmaßung verschmutzten Literaturatmosphäre keinen anderen über Tagesruhm so lächelnd erhabenen Autor.) Die Einleitung Wieglers, eine Zusammenfassung der historischen Wallenstein-Tragödie, erfreut durch ihre schönen, einfachen Proportionen. Das Buch selbst, mit souveräner Beherrschung des Materials ausgewählt, ist eine der bedeutendsten Lebensgeschichten, für geistige Leser die wünschenswerteste Form des historischen Romans.

Heinrich Lautensack: Maximow. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Dies Büchlein ist eine Detektivgeschichte, oder eigentlich ist es keine Detektivgeschichte. Es handelt zwar von einem Detektiv, aber nicht in Ausübung seines Berufs. Der Petersburger Kriminalist Maximow ist im Nebenamt Don Juan und erlebt als solcher niedliche Geschichten, die wie holde Inseln aus dem Ozean seiner blutrünstigen Berufstätigkeit erblühen. Dies Büchlein aus dem Nachlaß Lautensacks schäumt von Einfällen, erfrischt und amüsiert. Erotische Dinge werden hier mehr freimütig als sanft behandelt, aber Lautensacks starkes Bajuwarenblut hat sich ja nie mit zarten Andeutungen begnügt.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b.

STEFAN GROSSMANN

DER ZEITUNGSSTREIK

Eine Woche ohne die großen Berliner Zeitungen. Es ging. In den Werkstätten wurde geschuftet und gelungert, in den Büros geschwätzt und geschrieben, in den Wirtshäusern der Fraß hinuntergeschlungen, Weiber marschierten durch die Linien- wie Tauentzienstraße, und die Theater spielten vor vollen Häusern. Wer entbehrte eigentlich die Zeitung? Wer litt darunter? Bekümmert blickte nur eine Gattung Menschen in die Welt:

Die Zeitungsbesitzer.

Sie waren, es sei festgestellt, moralisch-juridisch im Recht. Schon der Streik der Angestellten, Vereinbarungen widersprechend, war ethisch-historisch kaum zu billigen. Aber ich denke, es ist nicht der erste Bruch von Konventionen, den wir in Berlin erleben, und erfahrene Männer müßten allmählich wissen, daß aufsteigende Klassen immer schlechte Sittennoten haben. Die Sache wurde kitzlicher, als die Arbeiter den sogenannten Kopfarbeitern beisprangen und sich weigerten, mit Ersatzpersonal gemeinsam zu arbeiten. Zuzugeben, die Arbeiter sagten das nicht einmal klipp und klar, sondern sie praktizierten ein etwas kniffliches System der Arbeitsverweigerung. Moralisch, ja, moralisch waren die Zeitungsbesitzer im Recht, vorausgesetzt natürlich, daß Zeitungsbesitzer überhaupt im Recht sein können. Das meine ich gar nicht so spaßhaft, wie es klingt. Die Zeitung ist nun einmal ein anderes Gut als Leinwand und Dynamomaschinen, sie ist eine Sache des Geistes, und wenn das Volk auf den öffentlichen Besitz irgendeines Unternehmens ein Recht hat, so auf die Zeitungen, die entscheidend und formend auf die geistige Verfassung aller einwirken. Die Zeitung kann kein kapitalistisch organisiertes Unternehmen bleiben! . . . Die Herausgeber hätten deshalb im Ganzen unrecht, selbst wenn sie im Einzelnen recht hätten. Aber Recht oder Unrecht, hier stand Macht gegen Macht. Und so, nüchtern gesehen, handelten sie ungemein töricht. Wollten sie den Streik? Wollten sie ihn zu Anfang des Monats, kurz nachdem die Angestellten ihr Gehalt eingesackt hatten? Glaubten sie wirklich, die stärkste Organisation durch einen Verein von begünstigten Chef-Lieblingen irritieren zu können? Ist es richtig, daß die Zeitungsbesitzer in den Verhandlungen ziemlich hochnäsig waren? Daß ein entscheidender Herr eine Deputation einlud, stundenlang zu warten, bis er den ganzen Fall studiert habe? Haben sie wirklich an ein Einheitsblatt

gedacht, ohne zu bedenken, daß die Buchdrucker noch immer die geschlossenste, lückenloseste Organisation im Reiche sind? . . . Offenbar sind die Zeitungsbesitzer schlecht beraten gewesen. Die Herren sind in schlechter Laune. Das Geschäft stockt. Viele haben sich in Papier schwer verspekuliert. Eine Zeitung wie die „Vossische" kostet die Brüder Ullstein ein paar Millionen im Jahr. Der „Lokalanzeiger", nicht genügend stinnesiert, frißt Hunderttausende im Quartal. Ueberall seufzen arbeitslose Inseratenagenten. Dabei sind die Herstellungskosten der Zeitung schwindelnd gestiegen. Die allerwenigsten Blätter werden sich Korrespondenten im Ausland leisten können, weil ein mäßig telegraphierender Berichterstatter in London zwei Millionen Mark im Jahr verbrauchen wird. Dazu kommt, daß das Geld der Banken unerhört teuer geworden ist, aber auch die größten Unternehmen arbeiten mit Krediten, weil sie die reichen Erträge früherer Jahre großenteils in die erweiterten Betriebe gesteckt haben. Aber schlechte Laune, gar moralisierendes Hadern mit der unfolgsamen Welt führt nicht zu Lösungen. Jeder Streiktag verpfuscht das Inseratengeschäft dauernd. Muß der Abonnent sich fügen? Würden die Gerichte, angerufen, nicht unzweifelhaft entscheiden, daß Gelder für eine nicht gelieferte Zeitung zurückzuzahlen sind? Dauert der Streik, wie es die Angestellten und Arbeiter wollen, bis in den nächsten Monat, so sind die Verleger schachmatt und bezahlen die Niederlage nicht nur mit höheren Tarifen, sondern mit der ökonomischen Verwüstung ihrer Betriebe. Dann werden nicht bloß mittlere Betriebe anfangen zu schwanken, sondern auch solche, die noch vor kurzem gesund und rotbäckig aussahen.

Die Angestellten.

Wissen sie, wohin sie wollen? Sehen sie den Augenblick kommen, in dem das Bankkapital erklärt: „Schluß! Der Zeitungsbetrieb ist unrentabel, wir kreditieren nicht mehr."? Sind die Angestellten für diese Stunde gerüstet? Wissen die Buchdrucker, daß, wenn den Verlegern jetzt das Weihnachtsgeschäft zu Wasser wird drei Viertel aller Aufträge überhaupt wegschwimmen? Schon liegen die größten Druckereien tagelang still, weil die stärksten Verleger bremsen. S. Fischer läßt in diesem Jahre sechs oder sieben Bücher erscheinen, statt zwei oder drei Dutzend, die sonst kamen; Cotta erfreut sich an Rudolf Herzogs gesammelten Werken, im übrigen hält er, was er kann, zurück; Kurt Wolff und Albert Langen beschränken sich auf das Dringendste. Auf die Bücherflut der Kriegszeit scheint eine Ebbe zu folgen, wie sie der deutsche Buchhandel seit dreißig Jahren nicht erlebt hat. Das spüren schon die Buchdrucker, werden die Angestellten bald fühlen. Nicht nur dem Zeitungsbesitzer, mehr noch den großen Druckern und Verlegern kann die Ausdehnung des

Streikes vielleicht sehr erwünscht sein. Sind Epochen des Niedergangs gute Streikzeichen? Aber Gesetze von gestern, fußend auf dem Mechanismus der kapitalistischen Gesellschaft, können für das Chaos von heute und morgen falsch sein? Es scheint unser Schicksal und unsere Tragödie zu sein, daß wir das sozialistische Experiment auch dann machen müssen, wenn wir es mit der Vernichtung mindestens einer Generation bezahlen.

Was im besonderen die Zeitungen anlangt: Sind die Angestellten und Arbeiter auf die dauernde Schließung der Betriebe gefaßt? Wären sie, wenn selbst Staatsgewalt ihnen beistände, imstande, die Betriebe fortzuführen? Ergäbe eine Sozialisierung der Zeitungen — und der im Kriegserlebnis gehärtete Haß gegen die Zeitung ist im Volke viel stärker, als die Männer vom Bau ahnen — nicht vor allem den Wunsch, drei Viertel aller Zeitungen zu verschmelzen? Wozu braucht der „Lokal-Anzeiger" neben der „Morgenpost", der „Börsencourier" neben der „Börsenzeitung", die „Illustrierte" neben der „Woche" zu bestehen? Sind unter den Streikenden und Ausgesperrten genug Begabungen imstande, in der Entscheidungsstunde den bürgerlichen Unternehmer zu ersetzen? Wissen die Angestellten und Arbeiter, daß wir längst an einem Zuviel an Journalen leiden und daß jede kollektivistische Bedarfspolitik die Parole ausgeben wird: Schonung der Wälder, Schonung der Leser, ein Minimum an Zeitungslektüre! Wissen sie alle, daß Uebernahme der Betriebe vielfach Auflösung der Betriebe bedeuten wird? Wie viele sind zu dieser heroischen Sozialisierung entschlossen?

Die Zeitungsschreiber

jedenfalls schweigen. Zwar geht's um alle Möglichkeiten des deutschen Zeitungswesens. Dieser Streik (oder der nächste) wird das Signal zum großen Zeitungskrach geben. Die Verleger handeln (unüberlegt, aber sie handeln), die Angestellten fordern und streiken, ganz instinktiv dem großen Strömen hingegeben, die Arbeiter, von Stunde zu Stunde mehr dem kommunistischen Experiment verfallen, erstreben die Expropriation der Expropriateure. Aber die Zeitungsschreiber? Die Besitzer beschließen, die Zeitung erscheint: Sofort erzeugt der gehorsame Journalist Manuskript. Die Arbeiter beschließen, die Zeitung erscheint nicht: Sogleich stellt der Journalist die Erzeugung von Manuskript ein. In dem Kampf um die Zeitung haben die Organisationen der Angestellten, der technischen Helfer, die Drucker und Setzer, wie die Verbände der Zeitungsbesitzer mitzubestimmen. Nur eine Vereinigung schweigt, es ist die Organisation der Zeitungsschreiber. Sie bringt es über sich, still beiseite zu stehen, wenn über das Schicksal der Zeitung entschieden wird.

SCHULWESEN IN SOWJETRUSSLAND

ETHEL SNOWDEN

Mrs. Ethel Snowden hat die Beobachtungen von ihrer sommerlichen Reise durch Sowjetrußland in einem Buch niedergelegt, das soeben bei Cassell and Comp. in London erschienen ist. Mrs. Philipp Snowden, wie sie sich in unfeministischer Selbstverleugnung auf dem Titelblatt nennt, ist keine sehr tiefe Beobachterin, aber sie hat helle, klare Augen für die Oberfläche der Dinge. Das hier folgende Kapitel gibt ein lebendiges Bild der russischen Schulzustände und — Schulideale.

Lunatscharsky war nicht in Moskau. Einige seiner Moskauer Freunde sprachen von dem Leiter der kommunistischen Erziehungskommission und erzählten von der unablässigen, offensichtlichen Unruhe eines Geistes, der mit zwei Idealen ringt: dem einen, das ihn zu dem phantastischen, romantischen, anarchistischen System einer vergangenen Welt mit ihrer Klasse von Müßiggängern und ihrer intellektuellen Aristokratie hinzieht; dem andern, das ihm die Notwendigkeit auferlegt, Organisation und Disziplin einzuführen, um ein Programm allgemeiner Kommunisierung des Unterrichts und des Erziehungsideals durchzusetzen. Daß er selbst nicht völlig unter der herrschenden kommunistischen Leidenschaft für strenge Klasseneinteilung und Schablone steht, zeigt die Tatsache, daß er als Verteidiger einer Erziehung gilt, die, nach seinem eigenen Wort „Luziferismus" genannt werden mag; womit er die Gewohnheit meint, jede Autorität, wo immer sie sich zeigen möge, zu bekämpfen. Ueberdies hielt es die kommunistische Regierung für richtig, die künstlerischen Neigungen des russischen Volkes aufzumuntern, und Kunst ist von Natur mit Sprengstoff geladen und rebellisch. In Rußland stehen Theater, Konzerte, Tanzkunst, Malerei und die übrigen Künste unter der Kontrolle des Unterrichtsministers — als eine Abteilung seines Arbeitsgebietes. Fast jede Schule oder Kinderkolonie von einigem Umfang besitzt ihr Theater.

In Petrograd liegt die Unterrichtsleitung in der Hand einer Dame namens Lilina. Sie ist die Frau Zinowiews, der, zusammen mit der Balabanow, Gründer, und, wie ich glaube, jetziger Sekretär der sogenannten „Dritten Internationale" ist. Eine lebhafte kleine Frau, mittelgroß, mit ziemlich hartem Gesicht, aber freundlichem Wesen. Sie sprach sehr geläufig Französisch, aber nicht Englisch. Bevor wir zur Besichtigung einiger Schulen gingen, verbrachten wir eine interessante halbe Stunde in ihrem Zimmer im großen Unterrichtsamt.

Wir erfuhren, daß der Unterricht in Rußland für alle Kinder bis zum 17. Jahr kostenlos und obligatorisch ist. Nahrung, Kleider und Schulmaterialien werden unentgeltlich geliefert. Die Universität steht allen offen. Arbeitern und anderen, die die Universität be-

suchen wollen, aber nur beschränkte Mittel haben, werden Unterstützungsgelder bewilligt. Sie müssen Begabung zeigen und bereit sein, dem Staat zu dienen — zwei völlig vernünftige Bedingungen.

Doch eine einzige Fahrt durch die Stadt lehrte uns, daß diese Einrichtungen nicht allgemein benutzt werden. Bei einer Gelegenheit, ich glaube, es war während der Fahrt zu den Putiloff-Werken am äußersten Ende der Stadt, erblickte ich eine große Zahl von Kindern zwischen 5 und 15 Jahren, die auf der Straße oder in Hauseingängen spielten. Ich fragte Frau Balabanow, die uns begleitete, ob sie dieses erklären könne.

„Ich dachte, der Unterricht sei in Rußland obligatorisch, aber ich sehe überall unzählige Kinder während der Schulstunden. Können Sie das erklären?" fragte ich.

„O ja," war die schnelle Antwort, „durch Ihre Blockade sind wir ohne das notwendige Material. Es fehlt uns an Pulten, Federn, Bleistiften und Büchern, sogar an Schulgebäuden. Solange der Handel mit den anderen Ländern nicht wieder aufgenommen ist, können wir nicht alle Kinder mit dem nötigen Material versorgen."

„Kümmern sich die Eltern um die Erziehung ihrer Kinder?" fragte ich, da mich alles, was Erziehung betrifft, besonders interessiert. „Haben Sie irgend welche Schwierigkeiten mit ihnen?"

„Ja, das haben wir. Viele von ihnen wissen noch nichts vom Wert der Erziehung oder der Weisheit des Zwanges in dieser Angelegenheit. Wir erziehen die Eltern langsam dazu, das Gesetz zu halten. Sobald es genug Schulen für die Kinder gibt, werden wir einen großen Druck auf die Eltern ausüben."

Wir besuchten drei Schulen in Petrograd, darunter eine, die als die beste der Stadt gilt. In Anbetracht der beschränkten behördlichen Mittel ist sie sicher vortrefflich. Es ist ein schönes, ziemlich gut ausgestattetes Schulhaus, in dem die Kinder ihre Mahlzeiten einnehmen. Wir versuchen das übliche Mittagessen: einen großen Teller Gemüsesuppe, dann einen Hering mit dunklem Brot, zum Schluß ein ziemlich trockenes, hartes Stück Kuchen und dünnen Kaffee. Die Kinder bekommen keinen Kaffee, aber das übrige war, wie man uns versicherte, ihre regelmäßige Kost. Sie war viel besser als die meisten Mahlzeiten der Petrograder Bevölkerung.

Die Kinder schlafen in einem besonderen Gebäude, in dem einen Flügel die Knaben, im andern die Mädchen. Die kleinen Betten in ihren wohlgeordneten weißen Reihen sahen sehr anziehend aus, doch zeigte ein genauerer Blick hier und dort eine rührende Improvisation aus solch unzulänglichem Material, wie ihnen zur Verfügung stand, um die notwendigsten Bedürfnisse der kleinen Zöglinge zu befriedigen.

Die Kinder selbst waren mit ihren Lehrern im großen Garten; sie sahen sehr glücklich und braun aus. Sie waren äußerst zutraulich, legten ihre Armen um unsere Taillen und küßten uns auf die Wangen mit der Freiheit und dem Vertrauen von Geschöpfen, die gelernt haben, nichts als Güte von ihren Mitmenschen zu erwarten.

In dieser Schule sah ich Kerenskys kleinen Sohn, und es war mir eine große Freude, seinem Vater berichten zu können, daß der kleine Bursche gesund und glücklich aussah.

Die zweite Schule war nicht annähernd so gut. Hier hatten die Kinder ein sehr krankes, unterernährtes Aussehen. Doch wies nichts darauf hin, daß nicht das Bestmögliche für sie getan würde. Auch diese war eine Schule in der ländlichen Umgebung von Petrograd. Der dritte Besuch galt einer Anstalt, in der speziell schwachbegabte Kinder behandelt wurden. Mit einem gewissen berechtigten Stolz wurde uns eine Klinik gezeigt, in der sich tüchtige Wissenschaftler dem Studium und der Behandlung der Schwachsinnigen widmen; sie versuchen, nach dem glänzenden Vorbild gewisser amerikanischer Aerzte, die moralisch Minderwertigen als kranke und nicht bösartige Geschöpfe zu behandeln.

Ein sehr reizvoller Zug im russischen Erziehungssystem ist die Errichtung von Wohnschulen für Proletarierkinder in allen Teilen des Landes; man nennt sie „Schul-Kolonien". Die enteigneten Häuser wohlhabender Leute werden für diesen Zweck benutzt. Die entsprechend veränderten und eingerichteten Gebäude mit dem häufig dazugehörigen weiten Wiesen- und Parkland dienen als Freiluft-Kultur für die Kinder oder werden in Farmen für die Versorgung mit Milch und anderen notwendigen Erzeugnissen verwandelt. Obgleich die Vorschriften Stadtkindern, die über das erste Kindesalter hinaus sind, Milch aus Knappheitsgründen versagen, wird das Gesetz auf dem Lande, wo die Möglichkeit gegeben ist, glücklicherweise oft umgangen; doch ist manchmal selbst auf dem Lande die Milch äußerst knapp; so besuchte ich eine Kinder-Kolonie in Samara, wo die verzweifelten Lehrer gestanden, daß die Kinder tatsächlich überhaupt keine Milch bekamen.

In einigen dieser Kolonien verbrachten wir sehr unterhaltende Stunden mit den Kindern. Ein kleiner Junge, das musikalische Genie des Ortes, spielte uns eine seiner Original-Kompositionen auf dem Klavier vor. Von dem kleinen Burschen erzählte ich schon, der seines Vaters oder Lehrers Lieblings-Kommunistenrede herunterrasselte, wahrscheinlich ohne ein Wort davon zu verstehen. An einem Ort aber brachte uns ein besonders kluger Junge von zwölf oder dreizehn Jahren in Verlegenheit, indem er fragte, warum die englischen Arbeiter gegen die russischen Arbeiter kämpften und warum sie ver-

suchten, russische Kinder mit unserer Blockade auszuhungern. Der gleiche Knabe bat uns flehentlich, wir sollten „nach Hause gehen und den britischen Arbeitern sagen, sie möchten ihre reichen Leute auf die Straße setzen".

Und hier ist meine einzige und wirkliche Gegnerschaft zu den ehrlichen und begeisterten Erziehern Rußlands. Das große Hauptziel ihrer Erziehung ist, Kommunismus zu lehren. Sie erklären dies in ihren Manifesten. Das Erziehungssystem hat seine wirklich schöne, künstlerische Seite, und solange diese nicht verzerrt wird, ist die Seele Rußlands gerettet; aber das russische System ist zum größten Teil utilitarisch, mit, ich wiederhole es, dem Kommunismus als äußerster Absicht und der Züchtung von Kommunisten als Endziel. Ich könnte, um dies wie auch anderes zu beweisen, ausgiebig kommunistische Quellen anführen; und es gibt Sozialisten, die es rechtfertigen würden. Aber ich interessierte mich mein ganzes Leben lang für Erziehung und fühle das Unrecht sehr stark, das einem Kinde geschieht, dessen Geist für besondere Theorien abgerichtet wird, seien sie kommunistische oder andere. Ein Kind lesen und schreiben, denken und beobachten, prüfen und beweisen lehren, Schönheitssinn und Wahrheitsliebe in ihm wecken, liebenswürdiges Benehmen und Rücksicht auf andere entwickeln — dies ist, wie mir scheint, die ganze Weisheit des Gesetzes, soweit das Erziehungsideal in Betracht kommt.

Wie dem auch sei, es ist im bolschewistischen Rußland Allgemeinregel, den Kindern sehr ernste Aufmerksamkeit zu widmen. Nachdem die Bedürfnisse des Heeres befriedigt sind, sorgt man für die Kinder. Das Heer erhält natürlich 100 Prozent seiner Erfordernisse in Lebensmitteln. Dann kommen die Kinder, die besser genährt sind als die Erwachsenen, was tatsächlich bedeutet, daß viele Erwachsene in den Städten nicht mehr als 25 Prozent der notwendigen Lebensmittel bekommen, wenn sie nicht selbst die üblichen Regierungsrationen vervollständigen können. Eine Milderung dieser erschreckenden Tatsache liegt darin, daß ein Teil der Löhne in Naturalien bezahlt wird und Lebensmittel als Zusatz zu den Rubeln gegeben werden. Sonst möchte die blödsinnige Uebertreibung voreingenommener Neuigkeitskrämer wahr werden, die in den Straßen von Moskau und Petersburg Leichen umherliegen sahen.

Eine merkwürdige und bewundernswerte Form des Erziehungssystems ist die Schule für Erwachsene. Diese Schulen schießen überall aus dem Boden. Es ist bekannt, daß der größere Teil des russischen Volkes Analphabeten sind; man sucht dem Mangel abzuhelfen, indem man den reiferen Leuten Gelegenheit zum Besuch aller Arten von Abendkursen gibt. Wir gingen in eine dieser Abendschulen für Erwachsene und sahen Männer und Frauen zusammen

mit jungen Leuten und Kindern singen, tanzen und dramatische Aufführungen veranstalten, betrachteten ihre Handarbeiten und Malereien, ihre Skulpturen und Zeichnungen, und — ohne ein Kommunist zu sein — könnte man jenen herzlich gratulieren, die so viel Licht und Glück in das Leben von Männern und Frauen brachten, für die diese schönen Dinge bis dahin unerreichbar waren.

Die vollständige Freude wurde wieder einmal durch einen jener Zwischenfälle getrübt, die in dieser Zeit schmerzlich oft vorkamen. Ein junger Kommunist fragte mich, ob ich ein Schreiben an seine Verwandten in Berlin mitnehmen wolle. „Aber," sagte er, „ich will es Ihnen nicht öffentlich einhändigen, ich müßte sonst Unannehmlichkeiten verursachen." Auf welche Weise ich den Brief bekam, werde ich nicht enthüllen; aber ich überbrachte ihn seiner Empfängerin im Hotel in Berlin, die sich unter Tränen darüber freute, daß ihr Liebling lebte und gesund war.

Der Unterricht der Dorfkinder ist gegenwärtig, und zwar absichtlich, bescheidener und unvollkommener als der der Stadtkinder. Er findet nur in den Wintermonaten statt, weil die Kinder im Sommer für die Feldarbeit verlangt werden; und er wird nur Kindern zwischen acht und dreizehn Jahren erteilt. Man hofft, später alle unterrichten zu können, aber die offizielle Schätzung der Zahl der Kinder, die gegenwärtig Unterricht erhalten, beträgt ungefähr 25 Prozent vom Ganzen. Dies ist wahrscheinlich eine sehr hohe Einschätzung, ebenso wie die der zwei Millionen Kinder, die auf Staatskosten Wohnung und Nahrung in Kinder-Wohnschulen und -Kolonien erhalten. Wenn der Bericht, der uns gegeben wurde, nur annähernd wahr ist, nämlich, daß auf drei Kinder in Rußland eines kommt, das Ganz- oder Halbwaise ist, so wirft das einen trüben Schein auf die moderne Zivilisation. Es sollte doppelter Ansporn zu dem Entschluß sein, so bald wie möglich Frieden zu schließen, damit keine neuen Waisen geschaffen werden.

Der Staat hat den Religionsunterricht aus der Schule entfernt, was Männern und Frauen aus England, die in den Streitigkeiten der Sektierer ein wahres Hemmnis der Erziehung erkannt haben, verdienstlich scheinen mag. Aber die Kommunisten sind weiter gegangen. Der Gebrauch des Wortes Gott ist den Lehrern verboten. Heiligenbilder und -skulpturen sollen zwar außer Gebrauch sein, sind es aber nicht, und die Behörden halten es nicht für klug, dagegen einzuschreiten. Fast jedes kleine Bett in den Schlafsälen der Kinder hatte am Kopf ein Bild Jesu oder der heiligen Jungfrau; in den Putilow-Werken standen große Heiligenskulpturen, manche allerdings bedeckt, andere aber unverhüllt. Die Ansicht der Kommunistenführer in dieser Sache ist in ihren Manifesten klar ausgedrückt.

Sie erklären: „Religion ist eines der Mittel, mit denen die Bourgeoisie ihre Tyrannei über die arbeitenden Massen aufrecht erhalten hat; die russische Kommunistenpartei wird von der Ueberzeugung geleitet, daß nur die Verwirklichung klassenbewußter und systematisch sozialer und ökonomischer Betätigung der Massen zu dem Verschwinden religiöser Vorurteile führen kann." Ferner: „Der Zweck der Partei ist, die Verbindung zwischen den ausbeutenden Klassen und den Gesellschaften für religiöse Propaganda endgültig zu zerstören; zugleich soll der Geist der arbeitenden Klasse von religiösen Vorurteilen befreit und weltliche, antitheologische Propaganda auf breiter Basis organisiert werden. Doch ist es nötig, Verletzungen des religiösen Empfindens der Gläubigen zu vermeiden, die nur zur Stärkung des religiösen Fanatismus führen würden."

Der letzte Satz erklärt zweifellos, warum in kirchlichen Dingen keine Einmischung stattfindet; und es ist sicher bemerkenswert, daß die Kirchen anscheinend immer überfüllt sind. Manche hoffen und glauben, daß die Trennung von Staat und Kirche und die den Gläubigen auferlegte Verpflichtung, ihre eigenen Kirchen aus der eigenen Tasche zu unterhalten, mindestens diese gute Wirkung haben werde: die Beschaffenheit der Predigt und des Gottesdienstes zu heben.

Sollte die arme, irregeleitete Bevölkerung dadurch mit Erfolg von dem Gaunertum und den Listen gewissenloser, habsüchtiger Priester, die früher sehr zahlreich waren, befreit werden, so würde es nicht nur für das leidende Volk, sondern für die Sache der wahren Religion eine Wohltat bedeuten. Was ich „wahre Religion" nenne, den lebendigen Geist der Güte im Herzen der Menschen, das blüht in eben dem Lande auf, wo man Gott als Konterrevolutionär betrachtet und ihn als Verräter der Menschheit offiziell in die Verbannung schickt. Nicht Lenins Erlasse noch die irgendeiner anderen Persönlichkeit können ausrotten, was in der Natur und der Notwendigkeit der Menschen wurzelt: Anbetungsbedürfnis und Sehnsucht nach dem Ideal.

Die Ansicht der Kommunisten, daß „Logiker über Abstraktionen nachdenken mögen, aber die große Menge Bilder braucht", wird von ihnen wenigstens soweit verwirklicht, daß sie in allen Schulen und öffentlichen Gebäuden Porträts und Büsten von Karl Marx und Lenin angebracht haben. Das einzige Mal, da einige von uns Lenin sahen, saß er einem Kupferstecher, der eifrig an seinem neuen Porträt arbeitete! Und ob sie es verwirklichen oder nicht, Tatsache bleibt, daß die Kommunisten die Religion nicht zerstören konnten. Sie haben einfach den Glauben gewechselt. Und die Außerordentliche Kommission ist eine würdige Nachfolgerin der Inquisition mit ihren Daumschrauben und ihren flammenden Scheiterhaufen!

FRANZ FERDINAND
BAUMGARTEN

ITALIENISCHES TAGE-BUCH

ZWISCHEN BERG UND BELT

Das ist alles Wanderns Sinn:
Aus dem Abend der Pineten
müde an das Meer zu treten,
langsam mit gesenktem Kinn.

Stiller wiegen sich die Pinien,
alle Wogen horchen hin,
und in ihren leisern Linien
zittert Ziel und Anbeginn.

Sind nicht Rilkes Verse hier entstanden, wo zwischen Berg und Belt die Pinien stehn?

Die Landschaft atmet im Wechselzug. Von Sonnenaufgang bis zum Niedergang geht feucht und warm des Meeres Weh'n ins Land. Beim Abendglühn schicken die Berge ihren kühlen Gruß. Von Mensch und Pflanze fällt des Tages Erstarrung. Die Pinien wachen auf und spenden Duft weit übers Land. Die ganze Nacht strömt dann der Hauch dem Meere zu.

Die Küste ist der Eingang der heroischen Legende. Selbst ein Segelschiff trägt in eines Tages Lauf nach Elba, wo zwischen erstem Sturz und letztem Aufflug Napoleon gebrütet. Sinkt die Sonne das zweite Mal, so liegt der Anker vor des Welteroberers Wiege. Und sinkt sie viermal über das südwestlich gelenkte Boot, so steigt Siziliens Griecheninsel aus dem Meer.

Es ist das Land der Götter und Heroen. Einst schliefen sie hier im Schoß der Berge von Carrara. Aus diesem Stein erweckte Michelangelo seine Statuen. Dort oben in Pietrasanta hat er oft gearbeitet. Carducci, der Sohn dieser Gegend, hat jenes uralte Städtchen der Marmorbrücke besungen. Dem D'Annunzio, der viel hier gewohnt, hat die Landschaft mit die schönsten Gedichte in sein Werk geschenkt. Von alters her ist das Land der paese di Versiglia, geistgeweiht.

Einen schmalen Streifen lassen die Marmorberge frei am Meere. Zwischen Pinienwald und Meeressand ist das elegant bewegte Viareggio und das stille Forte dei Marmi als Seebad aufgeblüht. In den Bergen tun Steinarbeiter harte Fron und feuchten abends in den Wirtshäusern der glühenden Dörfer die von Marmorstaub wunden Kehlen mit Branntwein. Unten zwischen Pinien, Oleander und Wein lachen Villen und Hotelpaläste, und beim Baden leuchten am Strand irdisch selige Körper.

Nicht das Ungeheuer des Nordmeeres klagt und tost und droht an der Küste. Das blaue, das warme, das menschenfreundliche Mittelmeer beut sich zu Spiel und Scherz. Die Badenden legen sich auf dünne Brettchen und lassen sich ans Land tragen von den Wogen: sie fahren Schlittschuh auf den Wellenkämmen. Auf Riesenschlittschuhe sind zwei Bänke befestigt. Auf diesen wandlosen Kähnen, die sich auf kein nordisches Meer wagen dürften, fährt man hinaus auf die spiegelglatte See. Die nackten Körper straffen sich an den steil niederhängenden Rudern, dann schießen sie im Bogen leuchtend ins Wasser und hängen triefend an den Schnäbeln der Barken, die glucksend auf den Wellen treiben. Für das Kleinod des nackten Körpers wurde hier eine kunstvolle Fassung gefunden: in diesen Kähnen funkelt er frei im Schein von Sonne, Luft und Meer. Die soldatische Schönheit nordischer Rassen erweist sich im Seebad als Werk des Uniformschneiders, die sportliche Englands als Eigenheit einer dünnen Oberschicht. Nur die italienische Rasse besteht die Probe: ihre Nacktheit ist in Schönheit gekleidet. Hier knorrige Schlankheit und Präraffaeliten-Sehnen in sprossenden Gliedern, dort Umbriens süßere Reifheit. Hier der römischen Maler statuarische Klarheit, dort des Tizian glühende Fülle. Was je nur gegrüßt aus welker Bilderpracht italienischer Bauten, beglückt hier leibhaft das Auge.

Abends singt es aus allen Fenstern. Die Stimmen jauchzen, sie entzünden sich aneinander. Wo sonst in der Welt strömt so süßer Ueberfluß? Ganz Italien singt zu dieser Stunde. Goldene Fäden der Musik umspannen das Land. Italien hat sich wiedergefunden, Italien ist wieder groß, in der Abendstunde der Gesänge. Vieles, was man von Italien erwartet, ist nur mehr Vergangenheit. Schönheit und Gesang aber haben noch heute hier ihre Heimat.

DIE ALTEN GÖTTER

Mit offenem Haar, in leichtem Morgenmantel, tritt sie auf den Balkon, um ihre Kinder zu rufen, die unten in der Pergola frühstücken. Mit ausgestreckten Armen hebt sie Vanna, dann Gianlorenzo, dann Silvia hoch über sich und holt sie in weitem Bogen heran zum Kuß. Die Arme leuchten aus den zurückgefallenen Aermeln, die Schenkel treten hervor in dem sich straffenden Mantel, das Haar umringelt die Büste. Sie lächelt über die Huldigung, die sie täglich zu sich aufsteigen fühlt. „E statuaria" flüstert's im Rund. Die Formenklarheit der Juno-Statuen ist nicht Künstlererschleichnis: an diesem lebendigen Leibe ist jedes Glied gemeißelt. Selbst Augenhöhle, Bogen und Brauen sind scharf umrissen. Hier ist die Natur,

der die unwahrscheinlich plastischen Augen antiker Statuen nur nachgeformt sind.

Auf dem Weg zum Strand kommt im Badeanzug jetzt der junge Florentiner. Wie er den Sand betritt, setzt er sich auf einen heraufgezogenen Kahn, um seine weißen Sandalen zu lösen. Dann ruht er wartend, ein Abbild des Hermes von Herculaneum. Dem Blonden gesellt sich ein Schwarzer. Sie werfen den Diskus, sie laufen um die Wette, sie springen über Kähne, „Bacchus und Hermes, die Jünglinge beide."

Aber schon bannt ein anderes Schauspiel. Im schwarzen Trikot, umflattert von schwarzen Locken, nicht wie Frauen mit schwer nach vorn fallendem Körper, nein hochaufgerichtet fliegt sie vorbei. Die starren Brüste schüttert der Lauf. Tore öffnen sich, wo sie vorbeikommt, Knaben, zum Bade gerüstet, stürzen ihr nach. Wie sie zum Hafensteg hinaufbiegt, hat sie einen Schwarm als Gefolge. Von dem Brückenkopf springt sie kopfüber ins Meer. Ihr Hund zaudert, bellt, stürzt ihr nach, und dann all die braunen Buben. Ist es Diana oder ist es Atalanta, die die Kühnsten spielend überfliegt?

ELISABETH JANSTEIN

VOR EINER MARKENSAMMLUNG

Du aufgestauter, heißer Kindertraum,
Um den Begierden erstmals brannten
Und Sehnsucht aufflog nach den tiefverwandten,
Bestaunten Ländern anderer Erde Saum.

Die schmalen Blätter boten unerhörten
Und golddurchrauschten Bildern Raum,
Des Südens Kreuz, zerpeitschter Wellen Schaum
Und Schiffe, die sich bunter Fracht entleerten.

Geneigter Fleiß in staubigen Kontoren,
Geklingel, Frage, hingeherrschtes Wort.
Schon spielt der Draht und Brücken sind geboren
Und leiten aufgebrochene Ströme fort.

Gebräunte Rücken stehn an blauen Molen,
Die greller Segel Schein und Ruf durchgellt —
O Herzschlag, Herzschlag, weites Atemholen,
Ich liege schauernd an der Brust der Welt.

DEN LIEBESDILETTANTEN

Dem heiteren, freien, dichterischen Buch „Philosophie der Liebe" von Rudolf von Delius, das ich im vorigen „Tage-Buch" angekündigt habe, entnehme ich mit Genehmigung des Verlages Otto Reichl, Darmstadt, einige Abschnitte, die den „Tage-Buch"-Lesern eine Ahnung vom Duft dieser Gedankendichtung geben sollen.

Als Hauptkennzeichen des modernen Europäers stellt sich da die Tatsache heraus, daß er in der praktischen Erotik — ein Dilettant ist. Weder unsere Männer noch unsere Frauen verstehen viel von der Liebe. Es scheint, der Europäer legt wenig Wert auf diese Sache, er ist in den einfachsten sexuellen Dingen bodenlos unwissend.

Freilich ist er ein „wissenschaftlicher" Mensch: der Mediziner kennt die Physiologie der Geschlechter und weiß über das Sachlich-Anatomische Bescheid, aber, daß Lieben eine Kunst ist, die gelernt sein will und in der es eine Meisterschaft gibt, und daß dies vollkommene Lieben den Geist gesund macht und den ganzen Menschen frisch und stark und hell — all das ahnt niemand in Europa.

Tausende von Frauen kümmern dahin, ohne das große Fest ihrer Körpersinne jemals erlebt zu haben: sie sind „unbefriedigt", wesentlich infolge der Dummheit der Männer, denen die Bedürfnisse der weiblichen Leib-Seele unbekannt sind. Eine Moral wird öffentlich gelehrt, die es wagen darf, die erotische Lust ordinär zu verleumden und die ganz plump und anfängerhaft den „Geist" abstrakt und kalt dem losgetrennten „Körper" entgegensetzt und dann predigt, man müsse möglichst „geistig" sein. Es gilt geradezu als „sittlich", sich um die Erotik nicht zu kümmern. Die Liebe dieser christlichen Europäer ist wie eine Blume, die man dauernd im Keller hält und die da gerade noch existieren kann: aber Farbe und Duft sind erbärmlich.

*

Dafür hat es aber der Europäer in etwas anderem sehr weit gebracht: im Lügen. Statt den innersten Sinn des Weiblichen zu erfüllen: „idealisiert" er das Weib. Er lügt seinen Geschlechtstrieb um und behauptet, für reine Schönheit der Seele zu schwärmen. Er sieht weg von den einfachsten psychologischen Tatsachen und konstruiert ein Traumbild, eine Albernheit, ein „Ideal". Er betrügt die Natur und die Gegenwart und deklamiert ins Leere.

Leider sind die Frauen zu schwach und zu abhängig von ihrer Umwelt, zu sehr Anpassungsgeschöpfe, als daß sie den Männern die Wahrheit sagen könnten. Diese armseligen Kinder reden den

Männern ihren Unsinn nach, ja geben sich Mühe, das „Ideal" zu verwirklichen. Zwar stehen sie im Grunde völlig hilflos den männlichen Abstraktionen und Forderungen gegenüber, aber sie sind nun einmal verraten und finden den Weg nicht zurück aus diesem Gestrüpp von Fälschungen.

Das Weib ist ja ein Ruhendes, Wartendes, das geweckt und geführt werden muß. Ihre Seele ist chaotisch, sie hat nicht selber die Kraft zur klaren Ordnung, zur inneren Kristallisation des Persönlichen. Sie braucht die Schöpferhand des Mannes. Und nun kommt dieser Mann und will formen und kennt das Material gar nicht. Und müht sich, seine eigene bornierte, theoretische, kalte Verstandeswelt in das warme Blühen des Weibes hineinzuzwängen.

Die Naturverachtung des Christentums rächt sich am schrecklichsten in unseren sexuellen Zuständen.

*

In der Zweiheit der Geschlechter, in dieser Spannung und Lösung, wurde dem Menschen ein wundervolles Geschenk gegeben: ein großes herrliches Fest der Sinne.

Zunächst wird der Hautsinn hier im tiefsten befriedigt: dieser Ursinn aller Lebewesen. Schon das Berühren, welche Wonne; das elektrische Ueberströmen der Erregung, das Streicheln, das Zärtlichsein, das Küssen. Der ganze Mensch ist Haut und überall Haut. Aber an jeder Stelle ist sie anders. Unzählige versteckte Beziehungen gibt es da: Entdeckungen und Erfüllungen und Freuden und zarteste Geheimnisse.

Kein Tier besitzt die Empfindlichkeit und Zärtlichkeit der nackten Haut. Das ist eigenster Besitz des Menschen: und erst das höchste Geistige vermag alle Zauber dieses leisesten Gefühles ganz auszulösen.

Und kennt ihr den Duft der Haut? Etwa wenn die Geliebte das Bad verläßt, das Alltagsäußere entfernt ist und die Hautseele dann zu duften beginnt. Wißt ihr es nicht, daß die Frauen duften wie Blumen, jede hat ihren eigenen starken Wesensgeruch. Genießt diesen Duft und erkennt dabei die Offenbarung der letzten feinsten Anziehung; fühlt hier, beim Auskosten des persönlichsten Sinnes, warum ihr gerade diese Frau so sehr liebt.

Der Hautgeruch ist der Grundakkord. Aber noch zwei Duftquellen sind wesentlich für den weiblichen Körper: das Haar hat das feinste zarteste Aroma (wenn es nicht durch plumpe Friseurtorheit

verdorben ist) und dann gibt es noch die Achselhöhlen: dort schwingt eine heiße aufreizende elektrische Duftwelle, die den Manneskörper glühend durchsaust und die wohl überhaupt die stärkste wildeste Einladung ist, die beim Liebesspiel vorkommt.

*

Die Feier der Augen ist ja bekannter. Aber es kommt dort nicht darauf an, irgendeine klassische Schönheit festzustellen. Die Weibseele vibriert in der Körperform und gestaltet sich immer wechselnd. Jedes leidenschaftliche Weib ist immer von tausendfaltiger neuer Schönheit. Denn das wahre Schöne entsteht erst, indem Seelenkraft das Fleisch durchbebt.

Jede Frau hat ihre eigene Schönheit, die nur ihr gehört. Und die feinste körperliche Einheit und Freundschaft besteht eben darin, daß der geliebte Mann diese persönlichste Schönheit kennenlernt und verehrt.

*

Schließlich das Gehör: die Stimme der Geliebten. Schließt die Augen und hört! Das Milde und Herbe und Sanfte und Stolze und das ganz Geheime klingt da an: wie in eigenstes Metall gegossen. Dort gibt es keine Täuschung. Schließt die Augen und hört die Stimme der Geliebten! Und ihr erfahrt den letzten Grund eurer Liebe.

*

Lernt einander genießen, Kindlein! Entdeckt eure versteckten Reichtümer! Führt die Natur zum Gipfel, die Tierheit zu der seligsten, höchsten geistigen Verklärung.

Denn was soll die Scheidung von Geist und Leib? Wer nahm diese Trennung vor? Wer zerriß die süßeste Einheit? Wer sperrte das Tief-Gemeinsame in kalte oder tote Schubfächer?

Gibt es etwas Geistigeres als diesen Kuß auf die Brüste? Gibt es etwas Sinnlicheres als dieses stille Gespräch in der Dämmerung?

Stellt die Natur wieder her! Seid vollkommene Menschen! Ehrt eure Haut und eure Glieder ebenso wie eure Gedanken und wie die Flüge der Phantasie.

Wenn unsere Zeit mehr als eine andere geneigt ist, alles auf den ausschließlichen Wert des einen oder des anderen politischen Dogmas zu setzen, so muß demgegenüber ein Einblick in das Denken eines Mannes besonders warnend und lehrreich sein, der es vermocht hat, einer abwägenden und allseitigen Betrachtungsweise politischer Phänomene in sich Raum zu geben. Wohl war Theodor Fontane ein historischer Mensch, der der Geschichte der Heimat ein halbes Jahrhundert hindurch als Dichter und Darsteller gedient hat, und voller Gefühl für Autorität, Pietät und Tradition, aber er hat sich immer gehütet, von da aus der Gegenwart Gesetze aufzuerlegen und den Forderungen des Tages ihr Recht zu verkümmern. Die Treue zum Alten und die Liebe zum Neuen — beides war in seiner Seele vereinigt. Der verständnisvolle Vertreter des konservativen Gedankens hat Umformungen und Umwälzungen im Staats- und Völkerleben das Wort geredet. Er war auch als Politiker ein Realist, und als solcher schätzte er die nüchterne, zähe Tüchtigkeit der preußischen Rasse. Hier war ein politischer Wert gegeben, über den man nicht hinwegsehen durfte und ohne dessen entscheidende Mitwirkung ein deutsches Staatsleben nicht zu erschaffen war. Aber er stand als Künstler und Mensch zu hoch, um in befangene Verehrung dieses Wesens zu verfallen, das seinem ästhetischen und humanitären Ideal in nur zu vielen Punkten widersprach. So ist er ein Verehrer und zugleich ein Kritiker des Preußentums gewesen. Er hat den Beweis geliefert, daß man Realpolitiker und Ideologe in einer Person sein, das Gegebene achten und anerkennen und doch hohe Forderungen in der Seele tragen könne. Es ist die nicht von der Theorie, sondern vom Leben ausgehende politische Schau des dichterischen Menschen, die in ihm sich verkörpert. —

Nachdem ich im ersten Heft dieser Zeitschrift bereits einen bedeutsamen Brief Theodor Fontanes über Wilhelm II. veröffentlicht hatte, gebe ich hier eine Reihe weiterer Stücke (aus den Jahren 1870—1898), die an die Familie, nach England, an Freunde gerichtet sind. Wie immer, gebührt mein aufrichtiger Dank dem Sohne des Dichters, Herrn Friedrich Fontane in Neuruppin, für die freundliche Ueberlassung des Materials.

Mario Krammer.

I.

An Emilie Fontane.

Dobbertin, 5. August 1870.

Geliebte Frau.

Mir geht es gut, und dem ewigen Trouble entrückt zu sein, empfinde ich kaum als einen Nachteil. Das Ganze wirkt auf mich wie eine kolossale Vision, eine vorüberbrausende wilde Jagd, man steht und staunt, und weiß nicht recht, was man damit machen soll. Eine durch Eisenbahnen regulierte Völkerwanderung, organisierte

Massen, aber doch immer M a s s e n, innerhalb deren man selbst als ein Atom wirbelt, nicht draußen stehend, beherrschend, sondern dem großen Zuge willenlos preisgegeben. Es ist wie wenn es in einem Theater heißt: „Es brennt!", fortgerissen einem Ausgange zu, der vielleicht keiner ist, mitleidslos gedrückt, gestoßen, gewürgt, ein Opfer dunkler Triebe und Gewalten. Manche lieben das, weil es ein „excitement" ist; ich bin zu künstlerisch organisiert, als daß mir wohl dabei werden könnte.

N a c h m i t t a g.

Vielen Dank für Deine freundlichen Zeilen von gestern; ich erhielt sie beinah gleichzeitig mit der Siegesnachricht. Das V. Korps und die Schlesier scheinen ihren alten Ruhm aufrecht erhalten zu wollen. Es werden nun wohl die großen Schläge rasch folgen. Mein Herz schlug mir höher bei dieser Nachricht und doch konnte ich ein Schmerzgefühl nicht los werden. Wozu das alles? Um nichts! Bloß damit Lude Napoleon festsitzt oder damit der Franzose sich ferner einbilden kann, er sei das Prachtstück der Schöpfung — um solcher Chimäre willen der Tod von Tausenden!

Bald mündlich ein Mehreres.

Dein Th. F.

*

An E m i l i e F o n t a n e.

M a i l a n d, den 10. August 1875.

Meine liebe Frau.

Gestern schrieb ich vom Lago maggiore aus, heute schreib ich von Mailand, das ich gestern bei guter Zeit erreichte.

Nach einer unerläßlichen Säuberung und Einnahme eines Soupers: Hammelkotelettes, in denen ein mir vorschwebendes Ideal endlich zur Wirklichkeit wurde, ging ich in die Stadt und sah noch den Dom, den Scala-Platz mit seinem gleichnamigen Theater, die große Marmorstatue Leonardo da Vincis und die neuerdings so berühmt gewordene „Galeria Vittorio Emanuele", das Vorbild zu unserer „Passage", die daneben allerdings zu einem bloßen Gäßchen zusammenschrumpft. Ueberhaupt, welche Stadt! O Berlin, wie weit ab bist du von einer w i r k l i c h e n Hauptstadt des Deutschen Reiches! Du bist durch politische Verhältnisse über Nacht dazu geworden, a b e r n i c h t d u r c h d i c h s e l b s t. Wirst es, nach d i e s e r Seite hin, auch noch lange nicht werden. Vielleicht fehlen die Mittel, gewiß die Gesinnung. „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht" sagt Schiller; er soll dabei speziell an den Berliner Spießbürger, der inzwischen zum „Bourgeois" sich abwärts ent-

wickelt hat, gedacht haben. Ueberhaupt will es mir nicht glücken, es im Auslande zu irgendeiner patriotischen Erhebung zu bringen. Nicht nur, daß man Schritt um Schritt empfindet, wie sehr uns diese alten und reichen Kulturlande voraus sind, nein, man taxiert uns auch in diesem Sinne. Man will von uns nichts wissen. Weder das „ewige Gesiege", noch die 5 Milliarden haben unsere Situation gebessert. Es hieß zuvor unmittelbar nach dem Kriege: „wir seien nun ein für alle Mal etabliert, der so lange vermißte Respekt sei da". Aber ich merke nichts davon. Alles dreht sich nach wie vor um England und Frankreich; man versteht kein Deutsch oder man will es nicht verstehen; englische und französische Zeitungen überall; englische und französische Bücher im Schaufenster jedes Buchladens, aber kein einziges deutsches Buch. Nicht einmal die „Wanderungen". Im Grunde genommen ist es recht so, denn das, was wirkliche Superiorität schafft, fehlt uns, trotz Schulen und Kasernen, nach wie vor. Freilich haben Athen und Sparta einst politisch rivalisiert; aber Sparta ist längst nur noch Name und Begriff, während die beglücktere Rivalin eine Wirklichkeit ist bis diesen Tag.

Mit meiner Gesundheit geht es gut. Möge auch bei Euch alles in bester Ordnung sein. Grüße und küsse die Kinder. In alter Liebe. Dein Th. F.

*

An Emilie Fontane.

Berlin, den 14. Juni 1879.

Meine liebe Frau.

Ich habe nicht recht was zu schreiben, will aber doch über den gestrigen Nachmittag ein bißchen plaudern. Außer Zoellners waren noch Emilie Roquette und Prof. Ewald zugegen. Die Stunden bei Tisch und auf der Veranda verliefen ganz angenehm; beim Kaffee wurde ein wenig politisiert, vorher kleines unbedeutendes Gespräch, das mir keine Erinnerung hinterlassen hat. Mein Toast wurde gut aufgenommen; ich schließ ihn auf 4 Blättern bei. Um 9½ saß ich wieder an meinem Schreibtisch, um mich in die langweiligen Festschilderungen: wer einen Orden oder Titel gekriegt hat, zu vertiefen. Alles arm und äußerlich; ohne Inhalt, ohne Liebe, ohne Interesse. Respektbezeugung, bei vielen auch ehrlich gemeinte, das ist alles, was ich zugeben kann. Ich möchte auch vermuten, daß diese im Bürokratismus und Militarismus wurzelnde Dürftigkeit unseres geistigen Lebens allgemein empfunden wird.

Meta war eben von S. wieder eingetroffen, wo sie, neben anderem, auch das bekannte: „Kaffee hast du wohl schon getrunken?"

neu erlebt hatte. Fanchon bleibt sich immer gleich. Viel können wir nicht verlangen (und Meta am wenigsten) denn wir leisten auch nicht viel. Aber ein bißchen anders könnten sich die Sachen doch wohl abwickeln. Von Harmlosigkeit ist dabei gar keine Rede; dergleichen gibt sich nicht etwa zufällig, es ist gewollt.

Heute vormittag war wieder derselbe Herr hier, der neulich vier Glockenstunden mit mir plauderte. Diesmal kam ich mit anderthalb davon; übrigens ist mir das nie verlorene Zeit; ich lebe so zurückgezogen von meiner Kollegenschaft, daß ich aus solchen Begegnungen immer hunderterlei lerne. Er bot mir die Redaktion des „Bär" an, der wieder mal in andere Hände übergeht, weil es ein zu unprofitables Geschäft ist. Ich lehnte natürlich rund ab aus einem halben Dutzend guter Gründe. Ich will nur noch Romane und Novellen schreiben und mich auf diesem Gebiet legitimieren. Hätte ich Lust gehabt, mich an eine vorgeschriebene Aufgabe festnageln zu lassen, so wäre das Anerbieten von Klasing das hundertmal Akzeptablere gewesen. Weltgeschichte schreiben, selbst vom Standpunkte des bezahlten „kleinen Doktors" aus, ist immerhin was, ich hätte bei der Gelegenheit Rom und Griechenland gesehen, und mich, zu meiner persönlichen Erbauung, in den größten Stoff hinein vertieft, der überhaupt existiert; aber Kuhdorf und Kuhschnappel immer wieder zu beschreiben, bloß aus „Patriotismus" und damit der „Bär" sein Dasein fristet, ist mir doch eine zu lumpige Aufgabe. Ueberhaupt habe ich diesen ganzen patriotischen Krempel satt, ja mehr „I am sick of it". Man hat mir zu schlecht mitgespielt, und ich liebe nur da, wo man mich wieder liebt. In Anbetung glücklich zu ersterben, ist nicht meine Sache. Das überlasse ich Kammerfrauen und Predigtamtskandidaten.

Wie immer Dein alter Th. F.

*

An Emilie Fontane.

Thale, den 16. Juni 1884.

Meine liebe Frau.

Es ist kalt und meine Finger sind so klamm, daß das Schreiben eine Mühe ist. Ein Glück, daß Arbeit gar nicht auf dem Programm steht, sonst sähe es schlimm aus. Gestern hatten wir Konzert, aber keine Zuhörer; das schlechte Wetter hatte die Leute zu Haus gehalten. Während des Konzerts hatte ich auf meiner Veranda geladenen Besuch: Hofprediger Dr. St., Frau Hofprediger Dr. St., geb. v. A., Fräulein Tochter. Es war sehr nett; sie erschien in einem kirschroten Samtjackett mit einem dreifingerbreiten türkisch-orientalischen Kollier darauf, ganz wie ein breiter Goldkragen

und ähnlich dem Schmuck, den einige der G. Richterschen Aegypterinnen tragen. Es sah sehr schön aus, und Frau Friedrich R., die mir gerade mit ihrem Manne Gesellschaft leistete, kriegte bei dem Erscheinen der so ornamentierten geb. v. A. einen ordentlichen Schreck. The was evidently shrinking together. Die geb. v. A. gefällt mir übrigens ganz gut; sie ist sehr nervös und hat — wenn ich mich nicht verrechne — ein kleines liking für mich, was ja immer kaptiviert. Der Verkehr zwischen dem Ehepaar ist ein sehr netter, durchaus nicht pappstofflich und erinnert an den Ton, in dem wir miteinander verkehren. Also das höchste Lob.

Heute bin ich 8 Tage hier und habe das Gefühl, nichts getan und nichts erlebt zu haben. Das letztere ist nun aber doch falsch: ich habe reichlich Geselligkeit gepflegt, dazu Stindes Buch gelesen und „Nat.-Ztg." und „Deutsches Tageblatt" „wissenschaftlich" durchstudiert. Die „Nat.-Ztg." rangiert an Langerweile gleich hinter der „Kreuz-Ztg."; natürlich ist alles feiner und gebildeter, aber man wird dieser „Bildung" nirgends froh. Das meiste ist doch auch nur Blech und literarisch keineswegs auf der Höhe; vieles schrecklich dilettantenhaft, von Fachleuten geschrieben, die keine Ahnung von „Mache" haben. Das „Deutsche Tageblatt" natürlich viel tiefer stehend; forcierter Patriotismus, gesinnungstüchtig aus Spekulation, ordinär im Ausdruck und fast so witzlos wie die „Kreuz-Ztg.". Dann und wann aber ein gutes Wort. — Hier noch zu arbeiten, habe ich aufgegeben; ich will aber doch etwas tun, und so bitte ich Dich, mir die letzten 10 Kapitel des Scherenberg-Aufsatzes, aber bloß Deine Abschrift, zu schicken. Wo das Paket liegt, weiß ich nicht recht, — es sind aber nur zwei Stellen möglich, entweder in dem kleinen Schrank am Fenster, im zweiten Fach, ganz oder beinah obenauf, oder im Bücherschrank daneben, da wo das Schreibpapier liegt. Wenn Du schickst, so packe auch noch ein Tag- und ein Nachthemd bei. In Bädern lasse ich nicht mehr waschen, weil sie alles ruinieren.

Wie immer Dein alter Th. F.

PAUL MAYER

HEITERE TAGE

„Heiter verrinnt mir der Tag", so spricht meine hellblonde Freundin.
„Heute höre ich nichts von Orgesch, von Reinhard und so;
Weil kein Mord mich entsetzt, kein Einbruch, kein Eisenbahnunglück,
Weil ich nicht weiß, was sich tut, lebe beglückt ich mir selbst!"

Zu einem ganz frappierenden Kommentar des kürzlich in Gedankenwechsel mit Busoni hier über Liszts bedeutsame Stellung Gesagten wurden die zwei wertvollsten Musikabende dieser Berliner Konzertwoche. N i k i s c h begann den Reigen der „Philharmonischen". Begrüßt und getragen von festwurzelnder Liebe erbeingesessener, wie von freudigem Enthusiasmus jüngerer Hörergeneration. Die Brandung beider galt diesmal dem ganz jungen Dr. h. c. Nikisch, zu welchem den Geheimen Hofrat und Professor die Leipziger Universität erhoben — eine Ehrung, die bis heute von Dirigenten nur Hans Richter, diesem von Oxford, zuteil geworden. Hinter ihr steht zustimmend die ganze Musikwelt, für die Nikisch schon längst ein Doktor der Musik nicht ehren-, sondern verdiensthalber ist.

A-Dur-Konzert und die „Totentanz" genannte dies irae-Fantasie von Liszt standen u. a. auf dem Programm: also zwei Virtuosenwerke erster Ordnung. Es ist unter so manchen Musikern von heute Mode geworden, über Liszt die Nase zu rümpfen. Verleitet durch manche Schwächen der zahllosen Bearbeitungen, auch mutet der allegorische Verklärungston, die apotheotische Geste in einzelnen sinfonischen Dichtungen uns heute etwas überholt romantisch an. Aber wie unreduziert groß ist Liszt als Harmoniker, darin ein phantasievoller Bahnbrecher für psychologischen Ausdrucksreichtum der musikalischen Phrase und Geste! Die beiden Klavierwerke sprühten jetzt unter Josef P e m b a u r s Händen, unter diesen zu Geist und Seele gewordenen Fingern, Kaskaden von Poesie und Lyrik, im „Totentanz" das Virtuosische ins Dämonische steigernd.

Merkwürdig stark unter Lisztischem Banne steht auch die dritte Sinfonie S c r i a b i n e s. M e y r o w i t z führte sie an der Spitze des 1. „ordentlichen" Orchesterkonzerts des „Anbruch" auf. Diese von Dr. Otto S c h n e i d e r ausschließlich in Bahnen des weitherzigsten Fortschrittes klug geleitete Institution gab mit diesem Abend wertvollste Einblicke in neurussische Musik. Wertvoll ist ja auch die Erkenntnis unleugbarer Negativa im Schaffen Scriabines, wie sie diese dritte Sinfonie trotz Meyrowitz' hochachtbarer Dirigierleistung und trotz seiner — Striche gab. Die thematische Substanz dieses großen „poëme divine" ist allzu unselbständig, der stete Rückfall aus an sich wundersam inspirierten Erhebungen und Höhepunkten in eine quälerische Ermattung der Gefühle — und der Erfindung! — musikalisch zu unfruchtbar, die Geister Liszts und Parsifal-Wagners begleiten das Werk in fast unerlaubtem Maße. Wenn man Scriabine propagieren will, muß es ausschließlich mit seinen beiden chefs

d'oeuvres geschehen: „Poème de l'exstase" und dem „Promethée". Unverkennbar indes auch in dieser Sinfonie wieder das erschütternde memento aller nach-tschaikowskischen Russen: die Sehnsucht der Verlorenheit, der Schmerz des Einsamen in der Wüste — — Wüste russischer Steppe, Wüste russischen Salons, Blick nach dem Westen, unendliche Melancholien.

Sie auch klagen aus dem (3.) Klavierkonzert von Rachmaninoff, das von Schumannscher Innigkeit über Chopinschen Klaviersatz eine eigene akkordische Charakteristik und übrigens auch verblüffende Uebersetzung des Klavierstils ins Orchestrale findet. Was ja gegen Begriff und Sinn des „Konzertes" zwischen Soloinstrument und Tutti verstößt. Im letzten Satz streift Rachmaninoff jegliche Schwere ab und findet elysische Entbundenheit. Eine Offenbarung geradezu bildete das Spiel der jungen Margrete Wit, in dem — von stupender Technik zu schweigen — Herbheit und Süße zugleich vibriert. Ein Anschlag, nein: Klavierton von märchenhafter Zartheit und Noblesse, doch auch pathetisch und stark. Wer ist dieses merkwürdige Wesen, in dem sich wundersame Züge von Klara Schumann und Clotilde Kleeberg vereinen? Der Erfolg war stürmisch. Er erreichte sie gewiß nicht.

Walter Braunfels hat über das Thema zum Mephisto-Lied vom „König und dem Floh" aus Berlioz „Faust Verdammnis" zwölf Variationen geschrieben, die er „phantastische Erscheinungen" nennt. Und die es kraft der ihm eigenen, ganz überragenden Instrumentationstechnik, in der Tat eine phantastische Technik, auch sind. Trotz ihrer Länge erregen diese Variationen nicht allein ständig das Interesse, sie steigern es. Dämonisierte, gespenstische, fratzenhafte Bilder wechseln mit goldenen Märchenidyllen — ein Zug von Visionen, aus Berliozischer und Hoffmannesker Phantastik entkeimt, doch mit den Alchymien der modernsten Harmonie-Hexenküche gebildet. Erstaunliche Fülle des Rhythmus, geistvolle Apotheosen des Chromatischen, merkwürdige Auflösung einer Psyche dieser Zeit in Berliozschem Geist, der fast unheimlich greifbar lebendig wird. Ein Werk, das mit einer Aufführung nicht erledigt sein darf, so phantastisch es auch, von dem Meisterorchester unter Nikisch fast restlos erschöpft, in „Erscheinung" trat. Der einzig richtige Platz für solche neuen Dinge ist aber der Anfang des Konzertes. Bekommt Berlin auch einmal die „Prinzessin Brambilla" von Braunfels? Von dem einzigen Musiker, der aus einer künstlich konstruierten Münchener Clique als Starker hervorgegangen!

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Kohlensozialisierung.

Irgendwie wird nächstens mit der Kohlensozialisierung Ernst gemacht werden müssen. Nicht, weil sich das Bedürfnis zeigt, durch organisatorische und psychologische Reform der Arbeitsvoraussetzungen die Produktivität dieser Grund- und Schlüsselindustrie (von der Maß und Erfolg unserer ganzen gewerblichen Verfeinerungsarbeit abhängt) zu heben; dies Bedürfnis ist leider von geringem Einfluß auf die Praxis unserer Wirtschaftspolitik. Sondern weil auch die manchesterlichsten „Sozialisten" nicht mehr um die Notwendigkeit herumkommen, den Arbeitern an einer Stelle der Produktionswirtschaft das Schauspiel der Vergesellschaftung vorzuführen. Wenn zwei Jahre nach der proletarischen Revolution der Kapitalismus (mit zum Teil anderen, aber keineswegs besseren Kapitalisten) ungestört seine Herrschaft behauptet, von der Zwangswirtschaft mehr und mehr befreit, von keiner Gemeinwirtschaft überwacht und in Schranken gehalten, in seiner Machtposition gegenüber den Arbeitern neuerdings durch die Konjunktur wieder merkbar gestärkt, — so macht das sozialdemokratische Parteiprestige schließlich einen Ersatz- und Demonstrationssozialismus in irgendeiner sichtbaren Ecke der Wirtschaft nötig. Und da der Eisenbahnverkehr ohnedies sozialisiert ist, die elektrische Krafterzeugung quantitativ nicht genug ins Gewicht fällt und man sich aus gesundem Mißtrauen gegen eine zentralistische Verwaltungswirtschaft sowjetistischer Färbung an die Verfeinerung nicht herantraut, bleibt nur die Kohle übrig. Die Sozialdemokratie muß ein bißchen Sozialisierung haben; bekommt sie die Minimaldosis nicht, die sie als Partei braucht, so wird es sich in Deutschland bald wieder ziemlich schwierig erweisen, parlamentarisch zu regieren.

Die Sozialisierungskommission, deren erneute Einberufung die Arbeiter nach dem Kapp-Putsch erzwangen, hat zwei Entwürfe der Sozialisierung des Kohlenbergbaues vorgelegt: einen radikalen „Vollsozialisierungs"-Vorschlag und einen mehr evolutionistischen Plan, der den gemeinwirtschaftlichen Gedankengängen Walter Rathenaus entsprungen ist. Der Vollsozialisierungsentwurf Hilferding-Lederer ist im Wesen nur die Wiederholung des vorjährigen Mehrheitsvotums. Er läuft hinaus auf die Enteignung der Grubenbesitzer und auf die Regierung der nationalisierten Kohlenindustrie durch ein Sonderparlament, das sich zur Hälfte aus Arbeitern und Angestellten dieser Industrie, zur anderen aus Vertretern der Verbraucher und der Gemeininteressen zusammensetzt. Das Parlament wählt die leitenden Beamten und kann sie jederzeit abberufen. Diese Organisation ent-

spricht ungefähr dem Zustande der sowjetistischen Wirtschaftsverwaltung vor dem Einsetzen jenes Bürokratisierungsprozesses, den Alfons Goldschmidt als „Straffung" bezeichnete. Sie muß — das scheinen ja auch die russischen Erfahrungen zu beweisen — der Produktivität in doppelter Richtung schaden: durch einseitige und mangelhafte Führerauslese und durch Hemmung der Führerfreiheit. Wenn die qualifiziertesten technischen, organisatorischen und kaufmännischen Führer heute im Bergbau noch „bürgerliche Spezialisten" von nicht gerade sozialistischer Vergangenheit und Gesinnung sind, so liegt es auf der Hand, daß ein Parlament, in dem die Arbeiter und Angestellten der Industrie dominieren, nicht geneigt und nicht imstande sein wird, die besten Leute, die man tatsächlich bekommen könnte, zur Leitung heranzuziehen. Und wenn die obersten Beamten von ihren Arbeitern und Angestellten jederzeit abgesetzt werden können, so wird ihnen die Solidarität mit den vielleicht oft sehr kurzsichtigen und kleinlichen Sonderegoismen ihrer Mandanten mehr am Herzen liegen als das Streben nach Rationalisierung und Leistungssteigerung. (Um so mehr, als sich dadurch nicht nur ihre Stellung festigt, sondern auch ihre Aufgabe bedeutend vereinfacht.) Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß dieser Mechanismus — produktivitätswirtschaftlich gesehen — besser funktioniert als der herkömmliche Staatsbetrieb; es ist sehr gut möglich, daß er im Endergebnis noch weniger leistet.

Einer der Unterzeichner des Vollsozialisierungsvorschlages, Herr Lindemann, hat diese Gefahren gesehen. Er fordert deshalb Begrenzung der Kompetenz des Kohlenparlaments auf „wenige, genau im Gesetz zu bestimmende Angelegenheiten" und Ernennung der leitenden Beamten des Reichskohlendirektoriums durch den Reichskanzler. Also Staatsbetrieb mit bürokratischer Leitung und einem in seinen Befugnissen eng beschränkten Interessentenbeirat. Der Produktivitätserfolg hängt davon ab, ob Staatsbürokratie durch organisatorische und gehaltspolitische Reformen beweglich und schöpferisch gemacht werden kann, und ob „der Reichskanzler" und seine Ressorts zu richtiger Führerauslese befähigt sind. Manche glauben dies, viele zweifeln daran.

Der Vorschlag Rathenau geht jedenfalls von der Grundüberzeugung aus, daß nur in der „Erfolgswirtschaft" des Unternehmertums die tüchtigsten Leute auf die Führerplätze gestellt werden und daß ihnen nur in der Atmosphäre dieser Rentabilitätswirtschaft die nötige Bewegungsfreiheit ausreichend gesichert ist. Er muß also den Unternehmer als Träger der Initiative und der Führerauslese erhalten. Die Sozialisierung besteht bei ihm — vorläufig wenigstens — nicht in der Ausschaltung des Unternehmers, sondern in der Be-

seitigung des Profits. An sich ein Widerspruch: denn der Profit ist Ziel und zugleich entscheidender Antrieb der Unternehmererfolgswirtschaft. Der Plan sucht den Widerspruch zu lösen, indem er an Stelle des Profits einen Ersatz einführt: die Leistungsprämie. Der Unternehmer erhält Selbstkosten (einschließlich Abschreibungs- und Rückstellungsquoten), Kapitalzins und „laufende Prämienvergütungen für Mehrerzeugung und Erzeugungsverbilligung". Die Prämienvergütungen sollen den Teil des Profits ersetzen, der weder Monopol- noch Differential-, sondern Leistungsrente ist.

Die Methode ist durchführbar und erreicht ihr Ziel, wenn es möglich ist, ein Prämiierungsschema aufzustellen, das mindestens den gleichen Leistungsanreiz bietet wie der Profit und das die produktiven Anstrengungen der Unternehmungsleiter nicht künstlich beengt und beeinflußt, sondern ihnen nach allen Richtungen völlig freie Entfaltung erlaubt und belohnt. Ob eine solche Regelung der Leistungsprämien praktisch zu erreichen ist, kann, mit Gewißheit, niemand sagen. Es wäre töricht, die Frage von vornherein zu verneinen; es wäre voreilig, sie unbedingt zu bejahen. Daß die Sache reichlich kompliziert ist, werden die Urheber des Planes selbst schwerlich leugnen. Einfacher wäre es vielleicht, durch Selbstkostenkontrolle und gemeinwirtschaftliche Preisbildung die Monopol- und durch Bonitierung der Gruben und Abgabenerhebung nach der Bonität die Differentialrente aus der Welt zu schaffen. Der Profitrest, der bei solchem Verfahren bliebe, wäre — nicht auf den Pfennig genau, aber doch im großen und ganzen — bloße Leistungsrente, Die schwierige Frage der Kapitalneuinvestitionen ließe sich wahrscheinlich glatter bewältigen. Aber die Methode würde freilich noch weniger nach Sozialisierung aussehen als die Rathenausche.

Schon diese sieht nicht genug nach Sozialisierung aus. Der Demonstriersozialismus kommt bei ihr nicht auf seine Rechnung. Der Knalleffekt fehlt: die Vertreibung der Unternehmer bei bengalischer Festbeleuchtung.

Der Rathenausche Plan will weder konservieren noch umstürzen; er will weiterbauen. In den Augen derer, denen nur am gemeinwirtschaftlichen Ergebnisse liegt, ist das, grundsätzlich, sein entscheidender Vorzug. Aber diese Leute haben zurzeit in Deutschland blutwenig zu sagen. Weil der Vorschlag weder konservativ noch radikal ist, wird er den einen zu radikal und den anderen zu konservativ sein.

Schade. Denn die Rathenausche Methodik mag zweifelhaft sein: seine Idee ist, unter allen, die bisher in den Sozialisierungsdebatten auftauchten, die einzige, die ernsthaft und zielklar produktivitätspolitisch durchdacht ist. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

ABFAHRT NACH TIFLIS

Ulrich Rauscher geht als deutscher Geschäftsträger nach Tiflis. Das ist ziemlich weit, entfernter als Athen, das ersehnte, aber das diplomatische Abenteuer ist für eine Zeitlang lockend, und an Geschäftsüberlastung ist noch keiner dieser Diplomaten im Kaukasus zugrunde gegangen. Unleugbar besteht unter den evolutionistisch gesinnten Mehrheitssozialisten eine Neigung, sich in entfernte Länder zu begeben und dem Geschick des Vaterlandes und der Mutterklasse aus einiger Entfernung zuzusehen. Ich erinnere mich — schon einige Wochen nach der Novemberrevolution — an den Stoßseufzer eines sehr liebenswürdigen Genossen: „Die Entwicklung der Geschichte interessiert mich sehr, ich möchte mir das alles von Helsingfors aus ansehen." Inzwischen ist die Zuschauerresignation der Klügsten noch gewachsen. Helsingfors ist beinahe schon zu nah. Athen war angenehmer. Aber Tiflis, lieber Ulrich Rauscher, ist Tiflis nicht schon ein bißchen zu weit?

Rauscher geht mit ein bißchen vergrämter Seele nach Asien. Es ist ja nicht wahr, daß er erst im November 1914 sein sozialistisches Herz entdeckt hat. Lange vor dem Krieg, unter Hilferdings zeitungsfremder Leitung, hat er den halben „Vorwärts" geschrieben. Daneben auch noch einiges für die „Frankfurter Zeitung" und noch mehr für die Dammertsche Korrespondenz. In solche Vielseitigkeit haben sich weniger schmiegsame Naturen nicht hineindenken können, der cant der Gesinnungsmeier hat Rauscher schon damals mit moralpolitischen Forderungen gelangweilt. Das wurde im Krieg noch lästiger. Rauscher war in Brüssel wie viele andere Literaten tätig. Aufsätze, die er damals über Belgiens schamhaft zu verschleiernde Annektierung schrieb, würde er heute nicht mehr gern nachlesen, auch nicht jenen Aufsatz der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" über die Erschießung der Miß Cavell. Aber ein Heuchler und Charakterdarsteller jeder, der nicht zugibt, daß wir alle in der ersten Kriegshälfte geneigt waren, Deutschlands Demokratisierung erst nach einem möglichst starken Sieg zu verwirklichen. Nur frigide Politiker, Pastorennaturen und Kantianer waren damals unberauscht und sind keinen Finger breit von Gottes Wegen abgewichen. Rauscher hat mit seinem scharfen Riechorgan den Umschwung sehr frühzeitig gewittert; den Haß, der ihn jetzt noch, bis nach Asien, begleitet, hat er schon damals als Agitator des „Verständigungsfriedens" geahnt, als er mit Haußmann, Erzberger und Scheidemann dem tollen Treiben des übergeschnappten Dietrich Schäfer entgegenarbeitete. Bis in die Kapp-Tage hat ihn dieser Rachehaß verfolgt. Und dabei hat Ulrich sich immer unschuldig gefühlt, weil er ja nie der Vater einer Politik gewesen, sondern stets nur ihr geschickter Anwalt. Im Grunde genommen liebte er nur das Klavierspiel. Diesen musischen Grundzug haben ihm die amusischen Politiker, von rechts und von links, instinktiv verübelt. Eine unfreundliche Legende umschwirrte ihn dauernd. Es ist natürlich nicht wahr, daß er in

den Kapp-Tagen bereit gewesen, umzustecken. Unwahr, daß er den Kappisten, die ihn verhafteten, geantwortet habe: „Was wollen Sie von mir? Ich bin gut national gesinnt.“ Das alles sind Erfindungen schwerfälliger Kollegen gegen einen außerordentlich schmiegsamen Geist. Es ist auch dummes Zeug, wenn geschwätzt wird, Rauscher schreibe auch schon Memoiren. Er wird sich hüten. Lustig wär's, wenn er einmal aus seinem Herzen keine Mördergrube machen wollte. Da gäb's reizende Ueberraschungen. Wer kann wissen, was ein dichterisch gestimmter Elegant über die ganze Politik von 1918 denkt? Vielleicht murmelt er, wenn er an sein Klavier flüchtet, dieselbe Aufforderung an alle Mitbürger, die Girardi vor sich hinzuflüstern pflegte, wenn der Zuschauerapplaus ihn immer wieder zum Erscheinen und Verbeugen zwang . . . . Die deutsche Publizistik, arm an politischen Schriftstellern, besonders an lesbaren, hatte Rauscher verloren, als er offizieller Politiker und gar zugeknöpfter Ministerialdirektor wurde.

Er mußte sich alle liebenswürdigen kleinen Bosheiten verkneifen und den Objektiven mimen. Hoffentlich gewinnt ihn die deutsche Literatur im Kaukasus wieder. Jedenfalls wünsche ich ihm für Tiflis einen guten Flügel. Klavierspielen ist das wichtigste.

MANOLESCU

Die Memoiren von George Manolescu sind ein amüsantes Buch. Es gibt Kapitel darin, die erlebt sein müssen. Sehr eindrucksvoll schon die Zweiteilung seiner Lebensführung. Drei Vierteljahre lebte er als guter Bürger einfach und zurückgezogen mit einem braven Weibe irgendwo in der Schweiz, während eines Vierteljahres ging er in den großen Hotels auf die Jagd. Als er verhaftet wurde, stürzte die Idylle der ahnungslosen Gattin fürchterlich zusammen. Sehr viele kleine Züge des Buches bleiben im Gedächtnis. So die Probe-Ertappungen, die Manolescu für den unausbleiblichen Augenblick veranstaltete, wenn er in einem fremden Hotelzimmer überrascht wurde. Er hat vor dem Spiegel jede Geste einstudiert, die in diesem Ernstfall zu machen war.

Dieses Abenteurerleben hat Richard O s w a l d zu einem sehr unterhaltsamen Film gereizt. Es ist nicht alles aus den Memoiren herausgeholt, was dort zu nehmen wäre, und es ist einiges hinzugetan, was in den Memoiren nicht zu finden ist. Im ganzen ist es aber (bis auf den allzu sentimentalen Schluß) einer der erfrischendsten Filme geworden, die man seit langem gesehen. Abgeschmackt bloß Hedda Vernon als deutsche Maid, mit Schwefelwasserstoffhaaren und fadem Seelenblick. Aber dafür zwei mimische Leistungen ungewöhnlicher Art. Conrad Veidts wunderbar gemeißeltes Gesicht drückt mir mehr aus als viele gesprochene Monologe. Oswald tut recht daran, das Leben im Antlitz kinematographisch auszuschöpfen. Ach, ein ausdrucksvolles Gesicht sagt uns mehr als der Aufzug von 3000 kostümierten Statisten! Erna Morena hat als junger Mann entzückende Momente. Reizend, wenn sie ihren weiblichen Körper in der Männertracht wiegt und sich windet. Ein Merks für alle Filmregisseure: Haltet den Zauber reizender Frauen

in der Linse fest! Dem deutschen Film fehlt es jetzt nicht an Innenarchitekturen, an Kostümiers, an plündernden Literaten, an phantastischen Malern, nur an Frauen, auf denen das Auge freudig verweilt.

Der Manolescufilm endigt unerlaubt moralisch. Das teutsche Mädchen mit den Schwefelwasserstoffhaaren erwartet Manolescu vor dem Tor des Zuchthauses, um ihn zu bessern. Aber in der Erinnerung des Zuschauers lebt der spitzbübische Charme der Morena, die eine elegante Verbrecherin darstellt. Die Zensur sollte verbieten, daß die Verbrecherinnen reizend aussehen!

EINLADUNG AN PROLETARIER

Während des Zeitungsstreiks, am 8. Oktober, erschien im „Vorwärts" ein auffallendes, die halbe Seite füllendes Inserat:

Die
Eröffnung
des Tanzpalastes
Libelle
Jägerstraße 63 I
heute Freitag
den 8. Oktober, 7 Uhr
Tischbestellung: Zentrum 4739

Die Genossen in Moabit und Lichtenberg, im Norden und Osten Berlins sollten doch so dringende Einladungen nicht ignorieren. Fordern die Macher dieser Luxuslokale, in denen die Milch und der Honig fließen, die in den Proletariervierteln fehlen, zum Besuch auf, dann sollte ihr Wunsch erfüllt werden und es sollte an Tischbestellungen aus den Arbeiterbezirken nicht fehlen. Die Männer aus Berlin O und N entbehren das Fleisch, das allabendlich in diesen Tanzpalästen verkauft wird, ich meine das Kalb- und Schweinefleisch, das dort zu Sekt und Sauternes serviert wird. Es wintert. Die Kohle, die in den kahlen Wohnungen von Moabit und Neukölln fehlt, wird zur Beheizung und Beleuchtung der Weibermärkte in der Friedrichstadt unerläßlich benötigt. Trotzdem war die verwegene Annonce im „Vorwärts" fruchtlos? Es hätte Tischbestellungen aus den Kreisen des „Vorwärts" regnen sollen!

IBSEN IN DER HASENHEIDE

Das Staatstheater wandert jetzt mit Arbeitervorstellungen durch die großen Wirtshaussäle der Vororte Berlins. Sehr löblich, aber die Arbeit darf nicht heuchlerisch getan werden, nur damit man sagen kann, daß . . . . Vor allem müssen die richtigen Werke in den richtigen Sälen aufgeführt werden. Wie es bei diesen volkstümlichen Wanderfahrten zugeht, erfährt man aus einem Bericht des „Vorwärts" über eine Aufführung der „Gespenster" in dem Riesensaal der „Neuen Welt". „Im ersten Akt geschah es, daß hin und wieder einer aus dem Publikum herzhaft gähnte und wieder andere sich veranlaßt fühlten, ‚lauter' zu rufen." Es muß ein zartes Kammerspiel gewesen sein, „doch geschah es, daß man zuweilen den Souffleur besser verstand als den Darsteller". Das blieb so den ganzen ersten Akt. „Es war auch für aufmerksame Zuhörer sehr anstrengend, den Worten zu folgen." Als der junge Alving auftrat, wurde es etwas besser. Und wer war der junge Alving? Der beliebte Humorist und Lautensänger Hermann Boettcher. In aller Bescheidenheit gesteht der bildungsbeflissene Berichter des „Vorwärts", daß nicht alle Zu-

schauer „sich ohne weiteres in die ganze Tragik dieses Schicksals hineinfühlen konnten".

Ich weiß nicht, ob während dieser Vorstellungen in der Hasenheide serviert wird. Hoffentlich. Mit einem Kruge dunklen Biers in der Hand verfolgt man in der Hasenheide das dunkle Geschick Oswald Alving-Boettchers viel gelassener. Sicherlich wird ein gut gebauter Arbeiter, der in der 36. Tischreihe des Riesensaales Platz genommen hat, die erschütternden Klagen Oswalds über die verlorene Lebensfreude mit größerem Genuß anhören, wenn er dazu ungestört eine lang entbehrte Schweinshaxe verzehren kann.

PUBLIKUMSCHUTZ

Ein Leser schreibt mir:

Im Namen vieler Abonnenten des Großen Schauspielhauses danke ich Ihnen, lieber Herr Großmann, für Ihre schützenden Worte. Ich Narr hoffte am 6. Oktober die gerühmte Vorstellung von „Dantons Tod" so zu hören, wie sie gerühmt worden war, nämlich mit Wegeners Danton, mit Werner Kraußens Robespierre, mit dem St. Just von Ernst Deutsch und der Lucile von Helene Thimig. Was sollte ich zu sehen bekommen? Ein Blick auf den Theaterzettel zeigte folgende Besetzung:

Danton	Max Weselowsky
Robespierre . . .	Aribert Wäscher
Desmoulins . . .	Hans Schweikart
St. Just	Paul Gunther
Lucile Desmoulins	Charlotte Hagenbruch

Ich will gegen die jungen Leute nichts sagen. Herr Weselowsky ist vielleicht ein Genie, Herr Aribert Wäscher wahrscheinlich auch, Herrn Schweikart habe ich im „weißen Heiland" aufrichtig bewundert, und vielleicht ist Charlotte Hagenbruch viel bedeutender als Helene Thimig. Aber, frage ich mich in meinem dummen Abonnentenverstande, wenn diese Darsteller gut sind, warum werden sie so heimlich vorgeführt? Warum haben in den ersten, nicht abonnierten Vorstellungen Wegener, Werner Krauß, Ernst Deutsch und die Thimig auftreten müssen? Ich lasse mir eine oder die andere Aenderung gefallen. Das halbe Dutzend machte mich schlecht gelaunt, und ich entschloß mich auch zu einer Umbesetzung: ich schenkte die Karte meiner Köchin.

WIE GEHT ES GORKI?

Bertrand Russel, der sich im Mai 1920 in Sowjetrußland aufhielt und Maxim Gorki besuchte, berichtet „Tage-Buch" (Heft 37, S. 1201), daß er den Dichter als Todkranken angetroffen, der nur mühevoll seine Meinungen über das leidende Rußland zum Ausdruck bringen konnte. Nun veröffentlicht die „New-Yorker Staatszeitung" im Gegensatz zu Russel einen von Petersburg, den 20. Juli 1920, datierten Bericht ihres nach Rußland entsandten Korrespondenten, der folgende Stelle enthält: „Und wer anderer kam mir da entgegen als Maxim Gorki selbst, groß, braun, gesund und fröhlich mit breiten Schultern und in bestem Wohlbefinden. Wir schüttelten uns die Hände, und er drängte mich, ihn zu besuchen . . ."

Gorki scheint sich also von dem trostlosen Zustande, in dem ihn Russel gesehen, gründlich erholt zu haben.

S.

„GALANTE ANEKDOTEN

aus dem Rokoko" heißt ein reizendes kleines Büchlein, das soeben in O. C. Rechts Verlag, München, erschienen ist. Hier ein paar hübsche Proben daraus:

Ein junger Mensch, der sich mit einem schönen Mädchen verheiratet hatte, begegnete am Tage nach seiner Hochzeit einem seiner Freunde sehr früh auf der Straße. „Ich glaubte nicht," sagte dieser, „Sie so früh auf der Straße zu sehen, denn da ich weiß, daß Sie gestern Hochzeit gehabt haben, vermutete ich, Sie würden noch ausruhen." — „Eben deswegen", versetzte der junge Ehemann, „bin ich ausgegangen, damit ich ausruhen kann."

Einen betrogenen Ehemann tröstete Santeuil so: „Wenige sterben daran, viele leben davon."

„Lieber Vater," fragte eines Tages der Sohn eines Parlamentspräsidenten von Dijon, „wollen Sie mich tatsächlich mit einer solchen Person verheiraten?" — „Mein Sohn," antwortete der Vater, „kümmere du dich um deine Angelegenheiten."

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W35, Potsdamer Straße 123b.

STEFAN GROSSMANN

BERLINER TAGEBUCH

Einzug Kaiser Karls?

Reisende aus der Schweiz erzählten schon vor Monaten, der nette, liebenswürdige Karl Habsburg sei ungeduldig geworden. Er kann nicht länger warten, er will schnellstens einen Thron besteigen, wenn's möglich wäre, den Wiener, wenn das nicht geht, den Budapester. Seine Anstrengungen werden immer öffentlicher. In der „Revue universelle" wird jetzt den Pariser Salons erzählt, wie lange schon dem pausbäckigen Habsburger die Nibelungentreue contre coeur gegangen sei. Schwager Sixtus, der mit allerhöchstem Ungeschick die Zettelung mit Clemenceau eingeleitet hat, wird jetzt nicht mehr schamhaft verleugnet, nicht einmal mit einem kleinen Ehrenwort. Im Gegenteil, Karl Habsburg läßt jetzt den Franzosen erzählen, er hätte die Nibelungentreue noch ganz anders gebrochen, wenn dieser störende Czernin nicht zwischen ihm und Paris gestanden und jedes bißchen Kokettieren und Unterhandeln verhindert hätte. Während dieser Werbeschwatz für Karl aus schummrigen Pariser Salons ins Licht der Zeitungen rückt, wird in Budapest schon der Weg zur Ofener Burg gesäubert. Die erste Thronbesteigung soll in Ungarn stattfinden.

Der nette, pausbäckige, liebenswürdige, kleine Karl. Er war zum Erzherzog geboren. Er hätte sein Lebtag Erzherzog bleiben sollen. Sein von Gott bestimmter Beruf war es, Erzherzog zu sein. Er sah sehr fesch in der Uniform aus, er setzte das Käppi reizend, nur ein klein wenig schief aufs schön frisierte Köpfchen, er salutierte sehr freundlich aus der Hofequipage, die wulstige Habsburgerlippe war bei ihm zum runden kußlichen Mund herabgemildert. Die Operettenmädchen schwärmten für diese Lippen. Neben der düsteren, brutalen Hausknechtvisage seines Oheims Franz Ferdinand erschien das glatte Lüstlingsgesicht des jungen Karl menschlich und erquickend. Ach, er hätte ewig Erzherzog bleiben, freundlich lächeln, hinter den Theaterkulissen auftauchen und abends bei Sacher, ganz entre nous, zynische Bemerkungen über den unheimlichen Franz Ferdinand loslassen sollen.

Pech, daß das harmlose Erzherzogerl, nachdem der Vater an der Syphilis, der Onkel an seinem dumpfen Menschenhaß gestorben war, das Regieren lernen mußte. Man muß sagen, er war im Anfang ungemein strebsam. Ich erinnere mich an die letzten Gespräche mit

Viktor Adler über Karls kaiserlichen Eifer. Mit jener zarten Ironie, die nur dieser weiseste Wiener aufbrachte, schilderte Adler Karls dringendes Bedürfnis, die Zufriedenheit aller Untertanen, der Tschechen wie der Deutschen, der Madjaren wie der Südslawen, der Sozialisten wie der christlichen Agrarier zu erringen: „Oh, er wird noch großes Malheur anrichten, der junge Karl, man kann ihn nicht hindern, er will partout seine Völker glücklich machen.“ Und mit Wohlwollen fügte Adler hinzu: „Er ist leider ein bissel zu spät auf die Welt gekommen. Vor fünfhundert Jahren wäre er ein prachtvoller Herzog von Kärnten geworden.“ Viktor Adler hat das nachsichtige Urteil noch korrigieren können. Karls erster Anflug von Bescheidenheit ist erschreckend rasch verlorengegangen, der Monarchendünkel, die Kriecherei des Hofgesindels ist ihm oder vielmehr der ihn regierenden Zita rapid zu Kopfe gestiegen, er bekam wilhelminische Allüren, schickte die klügsten Helfer, ich denke an Ernst v. Körber, wie diebisches Hausgesinde plötzlich weg und wurde von seiner kaiserlichen Macht vollkommen trunken, noch mehr als von dem Kognak, der ihn in den Audienzsaal und an den Isonzo begleitete. Das glatte Lüstlingsgesicht bekam herrische Züge, die üppige Unterlippe begann zu hängen, die Plauderstimme kixte im falschen Kommandoton. Futsch war die ganze erzherzogliche Scharmantheit. Nur fürs öffentliche Auftreten wurde das Käppi noch ebenso korrekt aufgesetzt, und aus der Hofequipage salutierte er lächelnd mit routinierter Herablassung.

Gibt es wirklich niemanden in Karl Habsburgs Nähe, der ihm zuredet, ein liebenswürdiger, wohlhabender, sorgloser Privatmann zu bleiben? Hat Zita, Mutter von einem halben Dutzend hübscher Rangen, an der Nachkommenschaft nicht genug, muß die Tochter aus dem Hause Parma unbedingt wieder Landesmutter werden? Die Sache wäre noch plausibel, wenn Karl nicht eben der geborene Erzherzog wäre. Uebrigens scheint das monarchische Problem in Preußen, in Bayern, in Ungarn ganz ähnlich zu liegen: Theoretisch ist die Disposition für die Monarchie überall vorhanden. Wenn aber das System sich in einer Person realisieren soll, dann vergeht dem eingefleischtesten Monarchisten Lust und Mut zum Herrschertum. Preußen ist monarchistisch, unzweifelhaft, bis tief in die kommunistische Arbeiterpartei, aber wenn man an Wilhelms oder des Kronprinzen Rückkehr denken soll, da erlischt die Glut der Unbedingtesten. Bayern, unzweifelhaft, will einen König, aber selbst die Escherich und Kahr krauen sich hinterm Ohr, wenn sie an die Wiederkunft der Ludwig und Rupprecht denken. Die monarchistische Theorie lebt vom Glauben an das Kind. Ungarn nennt sich schon wieder Königreich. Aber nicht nur Horthy, nicht nur die starke

Protestantenpartei, sondern selbst die antisemitischen Kleinbauern werden ungemütlich, wenn sie denken, daß der fesche Karl in die Ofener Burg zurück soll. Wäre doch ein englischer Prinz zu haben, tuschelt die Gentry, die wieder herrscht. Ja, sogar eine Personalunion mit Rumänien wurde erwogen und würde, wenn die Rumänen sich milder benommen hätten, noch ernster bedacht werden. Der Wolf möchte sich ganz gern in Großmutters rumänischer Tracht ins Bett legen.

Zu der monarchischen Disposition fehlt überall nichts als . . . ein Monarch. Ein Königreich für einen Menschen mit wahrhaftem Königswillen. Aber was da in der Schweiz, in Holland und in Bayern wartet, konspiriert und wehklagt, das sind mutlose und blutlose Mittelmäßigkeiten, im besten Falle intelligente Zyniker. Keiner, der eine Mission in sich fühlte und auch nur einen Blutstropfen an seine Aufgabe gäbe, keiner, der nicht, vorm Spiegel mit sich allein, zur trivialen Privatperson zusammenschrumpfte. Der fesche Karl hätte, wenn er sich rechtzeitig ins Luftschiff gesetzt und in Pest gelandet wäre, seinen merkwürdig ausdauernden Verweser Horthy längst verjagen können. Aber dann hätte Karl eben kein geborener Erzherzog, sondern ein geborener König sein müssen.

Die Königreiche sind unwahrscheinlich geworden, weil es zwar nicht an Untertanen fehlt, aber an königlichen Naturen. Man kann sich den feschen Karl ganz gut als scharmanten Wiener Zahlkellner vorstellen, im Hermelinmantel, mit Krone und Zepter — das ist kaum mehr in der Operette denkbar.

*

Sinowjew erschien.

Versammlung in der Hasenheide. Ich breche um sieben Uhr auf, um rechtzeitig in Rixdorf zu landen. Das erstemal, seit ich in Berlin bin, in dem proletarischen Vergnügungsviertel. Entsetzlich, diese pompöse Powerté, diese steinernen Paläste des Schwofs. Im weißlichen Licht des Morgens sieht der Vergnügungsstuck der Bierpaläste noch hohler aus. Was ich von der Hasenheide sehe, ist asphaltiert, durch Mietskasernen verstellt, ohne ein bißchen Natur. Wo ist die Heide? Wo die Hasen?

Um halb zehn Uhr ist der große Saal der Neuen Welt noch nicht gefüllt, Sinowjew hat in der Hasenheide nicht viel mehr Anziehungskraft als der alte Ibsen, der in dem ungeheueren kahlen Saal, dank Jeßners Willen, hier allwöchentlich die Konkurrenz mit Ringkämpfern aufnehmen soll. Ich hatte erwartet, Sinowjews Auftreten in Berlin werde ein Signal sein, dem Zehntausende folgen. Statt dessen

tröpfeln die Besucher nur allmählich herein, erst um zehn Uhr ist der Saal voll. Aber wenn's der große Erfolg geworden wäre, der in der Rechnung der Kommunisten steht, so hätte der Garten und die Straße menschenübersät sein müssen. Dann hätte für Sinowjew die „Neue Welt" in der Hasenheide nicht genügen dürfen. Sollte die russische Legende nicht mehr alle deutschen Arbeiter bezaubern? Herr Apfelbaum — Sinowjew ist ja nur sein Künstlername — ist noch nicht da. Die Versammlung wartet geduldig. Ich habe Zeit, mir die Gesichter anzusehen. Spaziere durch die Gänge, trinke die Physiognomien. Vier Fünftel der Erschienenen unter 25 Jahren. Unzweifelhaft eine lebendigere, regsamere Zuhörerschaft als sonst in sozialistischen Versammlungen. Viele Schwärmergesichter. Magere, innerlich glühende Gesichter. Bisweilen ein bißchen Revolutionskoketterie. Ich muß an Landauers Christusbart und -locken denken. Sehr viel junge Mädchen. Erotischer Revolutionarismus. Eine Braune im Eigenkleid steht auf und lugt weit über die Köpfe. Wen sucht sie? Den Nacht- oder den Kampfgenossen? Verhältnismäßig viel Intellektuelle. Auch eine Menge Wandervögel in Kniehosen, die Zupfgeige hängt ihnen unsichtbar an der Brust. Dagegen fehlt der Arbeiter von 40 Jahren, der ein wenig verbürgerlichte Proletarier mit Bier und Pfeife. Es wird nicht getrunken. Kein Kellnergeschrei. Auf Geheiß des Vorsitzenden wird das Rauchen eingestellt. Musterhaft dieser sofortige Verzicht auf Stimulantien. Um zehn Uhr verlangt der Vorsitzende, daß die Gänge freigehalten werden, damit die Polizei keinen Vorwand zur Auflösung habe. Nun appellierte ein Dutzend Genossen an die in den Gängen Stehenden, sich andere Plätze zu suchen. Es wird viertelstundenlang verhandelt, an die Vernunft, an die Disziplin, an die Initiative der Genossen appelliert. Große Redensarten für eine Kleinigkeit. Die Mauer der Steher bleibt dennoch. Da treten drei handfeste Genossen vor die Reihe und drängen mit fester Gewalt die Leute in den Gängen zurück. Mit der freien Vereinbarung, mit dem Appell an die Vernunft war nicht einmal dies bißchen Saalordnung herzustellen . . .

Um viertel elf beginnt eine Menge im Saal die „Internationale" zu singen. Wer Ohren hat, weiß nur aus diesem Ohrenerlebnis, daß in dieser Masse kein revolutionärer Elan lebt. Dieser Sang ist beinahe ein Choral. Gar kein leidenschaftlicher Rhythmus ist in dieser Melodie. An das Feuer der Marsaillaise darf man nicht denken. Eher an einen protestantischen Kirchenchor. Dennoch tritt mir das Wasser in die Augen, als die Tausende sich von ihren Sesseln erheben. Die Verszeile „Klar zum letzten Gefecht" ist hier nicht nur Phrase. Die Kraft dieser jungen Leute ist deshalb stärker als die von hundertmal größeren Parteien, weil ein ganz anderer Lebens- und Opfermut in

diesen herzensjungen Leuten lebt. Ach, dieser rührende Glaube an „das letzte Gefecht“! Kinder, herzensgute, edle Kinder, glaubt ihr wirklich, daß es ein letztes Gefecht gibt und danach die große Erfüllung, das sonnige Reich? Und daß Genosse Apfelbaum dieses große Gefecht lenken und euch ins besonnte Tal der sozialistischen Lebensgemeinschaft führt? Kinder, liebe Kinder . . .

Um halb elf Uhr verkündet der Vorsitzende, daß Genosse Sinowjew im Hotel zu Bett liegt, der Arzt ist bei ihm, vielleicht kann er kommen, um zehn Minuten zu sprechen. An seiner Stelle wird Genosse Doktor Ernst Meyer referieren. Kaum hat Meyer die ersten Worte gesprochen, da geht auf der Tribüne ein Rucken und Raunen, ein Drehen und Köpfezusammenstecken los: Sinowjew ist gekommen. Er tritt an den Rand der Tribüne. Der Referent stockt. Alle Augen sind auf Apfelbaum gerichtet. Der geht mit aufgeschlagenem Rockkragen, wie ein Schauspieler, der sich schonen muß, zu dem Vorsitzenden. Schauspielerhaft auch dies feiste, rote, glattrasierte Gesicht mit genialisch auffrisiertem Haarschopf. Freundlicher Betrachter sagt sich: Er sieht aus wie ein fetter römischer Zäsar. Gehässigkeit sagt: Sinnlicher, schlauer, orientalischer Typus. Jedenfalls zwei schwarze glühende Augen, eine prachtvoll gewölbte Stirn. Unzweifelhaft: Das ist jemand . . . Die Versammlung, die bisher so stille Versammlung schreit auf. Minutenlanger ekstatischer Jubel. Es war der heißeste Moment des Vormittags. Dann endet die interessante Pantomime, denn Apfelbaum geht ab, ein Gefolge von Genossen schwänzt ihm nach.

Dagegen redet Meyer. Ein magerer Asket, ein gelbgrünes, krankes Gesicht, ganz dünner, blutloser Mund, strenge Brillenaugen, eine klangarme Stimme. Kein Volksredner. Ein Mann, der minutenlange Sätze mit Beisätzen und Nebensätzen eintönig von sich gibt. Kein Feuer leuchtet aus seiner Rede. Das Wort läuft wie ein endloses, dünnes Band aus seinem Mund. Keine Steigerung, keine Pause, kein Witz, kein bildhaftes Wort. Revolutionäre Glut? Nein, revolutionäre Verbissenheit. Dazu das starre, strenge Gesicht eines Oberlehrers der Revolution. Wie arm, sagt man sich, während man von Meyers Selbstverständlichkeiten wegfliegt, muß diese deutsche kommunistische Bewegung sein, wenn sie an diesem Tage, den sie selbst historisch nennt, für den Russen keinen anderen Ersatzmann findet als diesen trockenen Famulus! Lebt sie allein von den russischen Apfelbäumen?

Aber Meyer war noch der beste. Was nach ihm kam, und es war noch ein Dutzend Redner angemeldet, das war nicht einmal zweite oder dritte Besetzung, sondern Vordrängen wirrer kleiner Episodenspieler, die sich ohne Regisseur fühlen. Ein Justizrat Broh von der

K. A. P. D. vernichtete die Versammlung durch ein nicht endenwollendes Potpourri von Banalitäten gegen Crispien und Hilferding, die Agenten der Bourgeoisie. Ich sah im Geiste die Sechszimmerwohnung in Berlin W, halb im Bruno-Paul-Stil, halb altdeutsch möbliert, in dem der Schwatz geboren wurde. Dann ein blonder Anarchist, sehr aufgeregt, ziemlich heiser, der ein närrisches Durcheinander von vergilbten Zeitungsweisheiten gegen die Marxpfaffen zum besten gab. Sah aus und sprach wie ein wildgewordener Friseur, von dem ich mich nicht rasieren lassen möchte. Dann ein dicker Mensch, der aussah, wie ein Wirt, und für die Einigkeit aller Gäste, nein, Genossen sprach. Dann ein sehr blonder Intellektueller, mit einer langen goldenen Kette um Hals und Weste, der die Unerbittlichkeit selbst war. Dann eine kleine Frauenstimme, die im Schwatzen, Zischeln, Schreien des Saales ertrank . . . Nach einer Stunde ungeordneten Redens über alle Fragen der Welt, gab es im Saal nicht mehr einen Redner, sondern fünfzig. In jeder Ecke entstand ein Referat. Die große Versammlung zerteilte sich in fünfzig kleine. Gelächter, Zwischenschreien, Applaudieren, Protestrufe, ohnmächtiges Klingeln des Vorsitzenden. Minutenlanges Durcheinander. Abwandern der Hörer aus allen Bänken. Protestrufe. Abstimmungen. Zur Geschäftsordnung. Gelächter.

Da ging ich. Die historische Versammlung endete ziemlich unhistorisch. Gut, sagte ich mir draußen, daß der russische Apfelbaum das Durcheinander der deutschen Meyers nicht beschattet hat . . .

HANS GRAGÜN

VON DER „STRAMMSTEHKAMMER" ZUM WEHRPARLAMENT

Was in der Heereskammer vorgeht, behütet Herr von Seeckt und sein Geßler mit Schweigen. Er wird verzeihen, wenn hier dies unbedingte Schweigen gebrochen wird. Der Reichstag wird den Geßler des Herrn von Seeckt fragen müssen, zu welchem Zweck eigentlich die Heereskammer geschaffen wurde?

Als eine „Konzession an den Geist der neuen Zeit" hatte Oberstleutnant van den Berg seine Vorschläge für eine Heeres- und Marinekammer bezeichnet. Wie das gemeint war, zeigte die erste Sitzung, in der gleich eine der peinlichsten Fragen, nämlich die der Reichswehrabzeichen, z. B. der Nationalkokarde, aufgerührt wurde. Nun wird zwar kein Mensch die neue gelbe Marke mit dem Wiedehopf darauf besonders erfreulich zu tragen finden, aber die Art, wie von den Vertretern des Reichswehrministeriums und einem Teil der

Offiziere versucht wurde, einen Beschluß zugunsten der alten Reichsfarben herbeizuführen, zu denen man eine konservative Vorliebe hegt und die heute ein politisches Programm bedeuten, hinterließ bei den Unteroffizieren, Mannschaften und jüngeren Offizieren den deutlichen Eindruck, daß sie als Sturmschild für die eigenen Absichten des Reichswehrministeriums gegenüber den Kameraden und der Volksmeinung gebraucht werden sollten.

Einen völlig anderen Eindruck von dieser ersten Sitzung hatte indessen General von Seeckt erhalten. Er schrieb an General von Eisenhardt am 19. August einen Brief, dessen wesentliche Sätze etwa waren:

„Es ist mit Strenge darauf zu halten, daß alle parlamentarischen Formen eingeschränkt oder vermieden werden. Die Versammlung hat unter Beachtung militärischer Formen zu verlaufen, denn sie ist Dienst. Eine andere Form militärischer Tätigkeit gibt es nicht. Damit entfällt auch die Anrede „Meine Herren", falls sie gebraucht sein sollte. Die Beratungsgegenstände werden von der Heeresleitung bestimmt. Ausdrücke wie „Tagesordnung" sind zu vermeiden. Abstimmungen sind ganz überflüssig, da die Versammlung kein Beschlußrecht hat. Die Heereskammer hat kein Recht, vom Minister unmittelbar gehört zu werden."

Nach Herrn von Seeckts Ansicht hatte also ziemlich alles, was die Wehrkammern für die Truppe wertvoll machen konnte, zu „entfallen" (typischer Generalsstil!). Das ging denn doch nach der Meinung aller Beteiligten zu weit, der Brief wurde veröffentlicht, es gab Skandal und — Herr von Seeckt entschuldigte sich damit, er habe da gerade gefehlt, da er nämlich beurlaubt gewesen sei, und so nicht so genau gewußt habe usw. Die beiden Wehrkammern aber begnügten sich mit diesen lauen Dementis nicht, sondern Unteroffiziere und Mannschaften erklärten geschlossen auf der nächsten Tagung, daß sie nach Hause fahren würden, wenn nicht eine brauchbare Geschäftsordnung eingeführt werde. Da das Reichswehrministerium, nachdem so viel von dieser neuen Errungenschaft hergemacht worden war, es nicht ernstlich auf eine Sprengung ankommen lassen konnte, so wurde das zugestanden. Die Tagung, die sich damit befassen sollte, fand am 29. September bis 1. Oktober statt.

Ihre Ankündigung stand noch in der Tagespresse zu lesen, aber während nach den beiden anderen Sitzungen sofort kleine Berichte vom Reichswehrministerium an die Presse, die selbst bei der Nichtöffentlichkeit der Verhandlungen ausgeschlossen war, gegeben wurden, die, wenn auch nicht alles und nicht immer Bezeichnendes, so doch wenigstens etwas sagten — diesmal blieb alles still. Offenbar fehlte der Pressestelle des Reichswehrministeriums ein Nicolai. Oder

sollte man es vergessen haben? Denn es ist doch nicht anzunehmen, daß man die Geschehnisse auf dieser letzten Tagung vor der Oeffentlichkeit verbergen will, da Herr von Seeckt bei seiner Rückkehr aus Spa die schönen Worte sprechen konnte: „Die Politik des Versteckens ist deshalb unzweckmäßig, weil sie einen Zustand des Mißtrauens schafft!"

Mit gutem Gewissen kann ich also einmal den Berichterstatter machen, um dem Chef der Heeresleitung nach seinen eigenen Grundsätzen aus dem „Zustande des Mißtrauens" herauszuhelfen. Und es ist höchste Zeit, in die von ihm befolgte Politik des Versteckens hineinzuleuchten, da sie offenbar dazu dienen soll, die erlittene Niederlage völlig zu verschleiern und durch Irreführung der öffentlichen Meinung und des Reichstags, der sich demnächst mit dem Reichswehrgesetz befassen wird, die eigenen Ziele doch noch zu erreichen.

Auf der Tagung der Wehrkammern ist nämlich von allem, was der berüchtigte Brief anordnete und ein Geschäftsordnungsentwurf des Reichswehrministeriums festlegen wollte, so ziemlich das Gegenteil beschlossen worden. Das ist um so bemerkenswerter, als Unteroffiziere und Mannschaften, worauf an dieser Stelle schon einmal hingewiesen wurde, keineswegs die Mehrheit haben. Ihnen zur Seite traten Beamte und Offiziere, und zwar meist solche, die den Weltkrieg an der Front mitgemacht haben, während auf der anderen Seite die Herren mit den violetten Streifen standen, die das 100 000-Mann-Heer als ihre besondere Pfründe betrachten. Siegreich setzte sich der Geist der neuen Zeit gegen sie durch und schuf sich die Formen, die er nötig hat.

So verwandelte man den „Beirat", wie das Reichswehrministerium das mißratene Kind gerne umtaufen möchte, wieder in eine „Kammer", es gelten parlamentarische Verhandlungs- und Abstimmungsformen. (Der arme Herr von Seeckt hat die Anrede „Meine Herren" also wieder hören müssen.) Ein Stenogramm wird geführt und von den Mitgliedern kontrolliert. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen wurde nicht erreicht, wohl aber werden die Beschlüsse nicht mehr im Sande verlaufen können, sondern müssen vom Reichswehrminister dem Reichstag zugeleitet werden. Die Mitglieder der Kammer dürfen für ihre Ausführungen dort nicht verantwortlich gemacht werden.

Damit aber nicht genug. Wie erinnerlich, hatte der Brief von Seeckts bestimmt, daß die „Beratungsgegenstände von der Heeresleitung bestimmt" werden sollten. Es hatte sogar geheißen: „Kommen aus der Versammlung Wünsche auf Besprechung anderer Gegenstände, so ist hierfür die Genehmigung der Heeresleitung erforder-

lich." Auch darüber ist man zur „Tagesordnung" übergegangen, indem beschlossen wurde, daß die Kammer „zu allen Gesetzentwürfen, Verfügungen, Verordnungen grundsätzlicher Art und zu allen die militärische Kommandogewalt nicht unmittelbar berührenden Fragen Stellung nimmt." Ferner wurde das Wahlrecht für die Kammer „frei, allgemein, gleich, geheim und direkt", während es bisher von allem so ziemlich das Gegenteil war.

Aus der Kammer mit dem Kasernenhofton war ein Wehrparlament geworden. Das zeigte sich an den folgenden Beratungstagen sofort, und besonders bei den Fragen, an denen die Mannschaften ein brennendes Interesse haben. Dazu gehört vor allem die Koalitionsfreiheit. Die Unteroffiziere und Mannschaften hegten nämlich die Befürchtung, daß ihnen nicht nur das Recht zu politischen Vereinen, sondern auch zu wirtschaftlichen Interessenverbänden genommen werden sollte. Mit welcher Berechtigung mag der Leser selbst entscheiden, wenn er den Wortlaut, wie er vom Reichswehrministerium vorgeschlagen war, kennt: „Nichtpolitische Vereine dürfen mit Genehmigung des Vorgesetzten (!) gebildet werden." Diese Fassung läßt natürlich die Möglichkeit zur Unterdrückung aller als unliebsam empfundenen Vereinigungen völlig offen. Der Reichsverband der Berufssoldaten, der größte Interessenverband für Unteroffiziere und Mannschaften, der sich während des Kapp-Putsches durch entschlossenes Eintreten für die Regierung mißliebig gemacht hatte, aber auch der Deutsche Offizierbund u. a. konnten das nur mit Besorgnis mitansehen. Wie anders klingt der § 33 jetzt: „Die Angehörigen der Wehrmacht dürfen sich innerhalb ihres Dienstbereiches politisch nicht betätigen. Die Zugehörigkeit zu nicht politischen Vereinen im Sinne des § 159 der Reichsverfassung darf den Angehörigen der Wehrmacht unter keinen Umständen untersagt werden."

So ging es von Paragraph zu Paragraph. Es wurde dafür gesorgt, daß die Vertrauensleute in der Verfassung verankert werden, daß die Beförderungsvorschriften Ergänzungen erhalten, die es wirklich ermöglichen, daß ein Mann in seinen 12 Dienstjahren Offizier wird, wenn er die Fähigkeiten dazu hat. Man ersetzte den Begriff der „Fahnenflucht" durch „Eid- und Verfassungsbruch", damit man beim nächsten Putsch doch wisse, woran man sei. Auch über die Zusammensetzung der Heereskammer selbst, die zurzeit bekanntlich nicht paritätisch und noch weniger den wirklichen Stärkeverhältnissen der Gattungen entsprechend ist, wird nun anläßlich der Ausführungsbestimmungen zu diesem Paragraphen des Wehrgesetzes erneut beraten werden.

Das Reichswehrministerium hat also eine völlige Niederlage erlitten, die wir ihm, so wie die Sache liegt, herzlich gönnen. Warum aber hat man sie verschwiegen? Warum verfolgt man immer noch die Taktiken und Praktiken von gestern und vorgestern? Wenn das Blättchen sich so gewandt hatte, mußte man doch im Interesse der Einheitlichkeit der Wehrmacht sehen: „to make the best of it!" Statt dessen versuchte man am dritten Tage, wo Heeres- und Marinekammer getrennt tagten, in eine Revision der Beschlüsse der Vortage einzutreten und, da das nicht glückte, will man sie nun einfach nicht anerkennen und totschweigen. In dem Gesetzentwurf, den das Reichswehrministerium für den Reichstag vorbereitet hat, ist es völlig auf seinem alten Standpunkt stehen geblieben. Die Kammer heißt darin wieder „Beirat" und die Koalitionsfreiheit ist von der Genehmigung der vorgesetzten Behörde abhängig. Man hat also die Meinung der Truppe, so wie sie in der eben erst geschaffenen Vertretung deutlich zum Ausdruck gekommen ist, einfach übergangen.

Einer der sehr intelligenten und geschickten Wortführer der Marinemannschaften sagte während der Verhandlungen zu einem der anwesenden Kapitäne: „Damals, als die U-Bootskommandanten ausgeliefert werden sollten, waren gerade Sie es, Herr Kapitän, der zu uns kam und sagte: Helft ihr uns jetzt, helfen wir euch später auch. Treue um Treue! Ich erinnere Sie daran, Herr Kapitän!" Die Vorstellung des Zusammenarbeitens, wie sie dieser Mann vermutlich hatte, ist die richtige. Nur so geht es. Wenn das Reichswehrministerium die Schritte der Kammer gerne leiten möchte, so soll es seine Führerschaft beweisen, indem es gute Köpfe hineinschickt, aber nicht ihre Rechte zu beschränken versucht. Das geht in dieser Zeit, die doch immerhin eine Revolutionszeit ist, nicht mehr. War es schon ein Fehler, nur eine „Konzession an den Geist der neuen Zeit" machen zu wollen mit dem Hintergedanken, die Einrichtung im eigenen Sinne zu drehen, so wäre es vollends verderblich, den Mannschaften die nun erkämpften Rechte beeinträchtigen zu wollen, wodurch die Kampfstimmung verewigt werden würde. Das wäre dann allerdings eine Gefahr für unser kleines Heer, und der Reichstag wird sich wohl kaum dazu hergeben, zu solchem Ende den Handlanger des Reichswehrministeriums zu spielen. Wenn dieses den Weg williger Anerkennung und gegenseitigen Vertrauens nicht findet, dann muß es eben zum Zusammenarbeiten gezwungen werden. Es ist doch sicherlich auch möglich, im Deutschen Reiche eine Reihe vernünftiger Offiziere zu finden, die das fertig bringen, was die augenblicklich noch immer allmächtigen Generalstäbler unmöglich finden.

ETHEL SNOWDEN

DIE MOSKAUER SCHRECKENS-KOMMISSION

Im Dezember 1917 wurde in Rußland eine Organisation gegründet zum Schutze der Revolution und „zur Beförderung des erbarmungslosen Kampfes gegen alle, die versuchen, das Sowjetsystem zu stürzen; gegen Sabotage, Banditentum, Spionage und Spekulation"; man kennt sie unter dem Namen „Außerordentliche Kommission". Sie hat einen beratenden Ausschuß von fünfzehn Personen, alles Mitglieder der Kommunistischen Partei. Ihr Haupt und Führer ist ein Mann namens Tschersinsky, ein fanatischer Kommunist, dessen Bewunderung für Lenin bekannt ist. Er wird, nach dem Bericht des Vizepräsidenten, mit dem wir sprachen, von einem festen Stab von 4500 Personen unterstützt, den andere, die bei dieser Unterredung anwesend waren, auf eine sehr viel größere Zahl einschätzten. Diese Hilfsarbeiter betrachten es als ihre Pflicht, alle, deren Handlungen ihnen für das Gedeihen des Kommunistischen Staates schädlich erscheinen, zu verhaften.

Dieses große Heer von Spionen und Polizeiagenten, zum großen Teil dieselben Männer, die der Regierung des Zaren dienten, arretieren wegen der gewöhnlichsten Vergehen und aus den geringsten Verdachtsgründen. Ein junger Mann, der Geld gespart hat und seiner Verlobten ein paar kostspielige Blumen zu ihrem Geburtstage kauft, wird von der Person, die neben ihm im Laden steht, unter dem Verdacht verhaftet, er habe das Geld von irgendeiner konterrevolutionären Organisation erhalten. Er wird mehrere Monate im Gefängnis behalten. Eine zarte Frau wird für drei Tage ins Gefängnis gesetzt, weil sie einen zu großen Vorrat weißen Mehls in ihrem Hause hatte. Sie erwarb es für ihren hinsiechenden Vater und eine kranke Schwester durch den Verkauf wertvoller Einrichtungsgegenstände. Sie wurde von einem früheren Diener denunziert, der im gleichen Haus ein Zimmer bewohnt, obgleich er nicht mehr in ihrem Dienste steht.

Diese Außerordentliche Kommission hat überall ihre Agenten, in jeder Organisation und jeder öffentlichen Versammlung; und niemand kann seines Nachbarn oder selbst seines Freundes sicher sein. Sie hat ihre eigenen Soldaten, die bessere Rationen bekommen als die Männer an der Front, ihre eigenen Gefängnisse und ihre Geheimpolizei. Sie hatte früher Macht über Leben und Tod und hat Tausende ohne Verhör hingerichtet. Obgleich diese Macht offiziell von ihr genommen und den Revolutionstribunalen übertragen wurde, ist damit keineswegs gesagt, daß ihr die Macht nicht geblieben ist. Jedenfalls arbeiten die Revolutionstribunale in vollkommener Uebereinstimmung mit der Kommission, so daß keine wirkliche Aenderung besteht.

Die Außerordentliche Kommission arbeitet unabhängig von der Regierung und ist, dank der durch den Krieg geschaffenen Furcht, so mächtig, daß sie in allen wichtigen Dingen wie die Regierung betrachtet wird. Man sagt, es gäbe in Rußland außer Lenin niemanden, der nicht in Furcht lebe. Es liegt natürlich nicht in meiner Macht, dies nachzuprüfen; aber ich weiß, daß in Rußland jeder, den ich außerhalb der Kommunistischen Partei traf, in Angst um seine Freiheit und sein Leben ist. Diese durchdringende Furcht arbeitete auch sehr stark im Unterbewußtsein von einigen Mitgliedern unserer Delegation, und ein Gefühl brennenden Zornes über die Grausamkeiten und Tyranneien, auf die wir überall stießen, lebte stündlich in uns.

Wir hörten, daß 241 Anarchisten in Petrograd auf der Stelle erschossen wurden, und daß die neue Verordnung gegen die Todesstrafe zurückgehalten wurde, bis dies geschehen war.

Wir waren sehr froh, daß wir Gelegenheit bekamen, einige Personen, die Anspruch auf Autorität haben, über die Kommission sprechen zu hören; denn das Eingeständnis des Regierungsorgans „Isvestia", daß 10 000 Menschen erschossen worden waren, hatte uns tief ergriffen.

„Ist es wahr," wurde der Führer gefragt, „daß die Außerordentliche Kommission 10 000 Menschen ohne Verhör erschossen hat?"

„Nein, es ist nicht wahr. Die Zahl ist übertrieben. Nur achttausendfünfhundert wurden erschossen, und nicht ohne Verhör. Sie wurden vor das Revolutionstribunal gebracht und verhört." Diese Antwort wurde von glaubwürdigen Leuten, denen wir sie berichteten, als völlig unwahr bezeichnet. Nicht nur, daß eine viel größere Anzahl als zehntausend ohne Verhör hingerichtet wurde, viele wurden auch in ihren Zellen unter grausamen Begleitumständen erschossen; ihren Verwandten wurde jede Nachricht über sie vorenthalten. Ich traf eine Frau, deren Mann unter verdächtigen Umständen aus dem Gefängnis verschwunden war; später wurde entdeckt, daß er erschossen wurde, weil er etwas für einen Gewinn von ein paar Schilling in englischem Gelde verkauft hatte. Dieser Privathandel gilt als Spekulation.

Der Präsident der Kommission hatte in seiner Ansprache gesagt, daß vollkommene Rede- und Handlungsfreiheit im Lande sei. Da ich wußte, daß ein wirklicher Terror existierte, sagte ich zu ihm, die Festnahme gewisser Personen wegen vermeintlicher oder alltäglicher Vergehen sei wahrscheinlich dem übertriebenen Eifer unwissender Unterbeamter, die für die Kommission arbeiten, zu verdanken. Die Antwort war, dies sei unmöglich, da Agenten, die derart vorgingen,

sehr streng betraft würden. Ich betrachtete die Antwort nicht als befriedigend oder als Erklärung des Terrors.

„Warum," fragte ich, „zeigen viele Leute Furcht, uns zu besuchen? Und wenn sie kommen, warum sind sie dann zu ängstlich, um mit vollem Vertrauen zu sprechen?"

„Weil," sagte dieser kluge Mensch, sarkastisch und ausweichend, „Engländer hier gewesen sind und unsere Leute zu konterrevolutionären Handlungen verleitet haben, die ihnen sehr ernste Unannehmlichkeiten verschafften. Sie haben keine Lust, wieder festgenommen zu werden."

Ich wagte noch eine Frage. „Unterhält die Außerordentliche Kommission Spione und bezahlte Agenten für ihre Zwecke?"

Dieses ward absolut verneint. „Aber," fuhr er fort, „jeder gute Bürger betrachtet es als seine Pflicht, der Kommission über alles zu berichten, was er für konterrevolutionär hält."

Es wurde geleugnet, daß irgendein Gesinnungsgegner erschossen worden sei. Es wurde geleugnet, daß irgend jemand ohne Verhör erschossen worden sei. Es wurde geleugnet, daß irgendeine große Tyrannei ausgeübt werde. Es wurde erklärt, das Ziel der Außerordentlichen Kommission sei, völlige Redefreiheit zu gewähren, außer für jene, die der Republik bewaffneten Widerstand entgegenbrächten.

Die unabhängige Dolmetscherin, die bei dieser Gelegenheit bei uns war, sagte mit Tränen in den Augen, bevor sie das Zimmer verließ: „Es ist schwer für mich, diese Antworten zu hören und nichts sagen zu dürfen."

Ich verließ das Zimmer, kalt von Schrecken und Abneigung, denn ich wußte, ohne die Worte der Dolmetscherin, daß viel von dem Gesagten absolut unwahr sei.

Einige Tage vorher hatte eine Versammlung von Menschewiki oder gemäßigten Sozialisten, Mitgliedern der alten Sozialdemokratischen Partei, stattgefunden. Die Versammlung wurde unter dem Schutz der Buchdruckervereinigung abgehalten, einer Körperschaft von 70 000 Mitgliedern in Rußland. Sie war von einigen tausend Personen besucht, mitten darunter (wie mir gesagt wurde) eine lärmende kleine Gruppe von ungefähr 300 Kommunisten.

Ich selbst war nicht anwesend, aber ich gebe die Geschichte wieder, wie sie mir von einem der Mitglieder der Britischen Delegation erzählt wurde, der selbst nicht mit den Menschewiki sympathisiert.

Die Kommunisten hatten nach England telegraphiert, die britischen Delegierten hätten einer öffentlichen Versammlung beigewohnt, in der sie den großen Menschewik Tschernoff in un-

beschränkter Freiheit eine Rede halten hörten. Tatsache war folgendes:

Ein unbekannter Mann hielt eine leidenschaftliche Rede, die von der großen Mehrheit der Versammlung stark applaudiert und von den anwesenden Kommunisten häufig unterbrochen wurde. Am Schluß seiner Rede verlangten die Zuhörer laut seinen Namen. Er zögerte. Er wurde heftig gedrängt, ihn n i c h t zu sagen. Darauf schritt er nach vorne und verkündete in lautem Ton: „Mein Name ist Tschernoff." Sofort brach das Publikum in lärmenden Beifall aus, währenddessen Tschernoff verschwand. Der anwesende Kommunistenführer war wütend und erklärte laut, er habe Tschernoff verhaften lassen wollen. Er war mit einer Tasche voll Verhaftbefehlen in die Versammlung gekommen!

Aber Tschernoff war verschwunden. Und die Begleitumstände seines Kommens und Gehens waren interessant in Hinsicht auf die Forderung der Redefreiheit. Fünfzehn Minuten vor seiner Rede durfte niemand den Saal betreten. Fünfzehn Minuten nach seinem Verschwinden durfte niemand sich entfernen. Die Telephonleitung wurde getrennt, so daß keine Verbindung mit der Polizei möglich war.

Tschernoffs Frau und Kinder wurden als Geiseln verhaftet, später jedoch freigelassen. Er selbst lebt in einer Bodenkammer in Moskau, wo ihn einer der Delegierten in ausgehungertem Zustand antraf.

Nachdem die britischen Delegierten Rußland verlassen hatten, wurden mehrere Personen, die solche Versammlungen organisiert und geleitet hatten, verhaftet. Und so ist es immer und überall. Die Leute fürchten sich vor der Polizei und den Spionen, die Spione fürchten sich vor niemandem. Alle leben in einer Atmosphäre des Argwohns, und der rote Terror ist eine furchtbare Wirklichkeit. Es ist kein Trost für mich, zu hören, daß der weiße Terror noch schlimmer sei. Ich bin nach dem Belastungsmaterial, das ich gesehen habe, vollständig überzeugt, daß, wenn der rote Terror Tausende erschlagen hat, der weiße Terror Zehntausende vernichtete.

In kurzem wird das sehr ausführliche Beweismaterial über die Grausamkeiten veröffentlicht werden, die Koltschak und Denikin auf ihren Märschen quer durch das Land besonders gegen die Juden verübt haben. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern in jedem Distrikt wurden bei den Durchmärschen gehängt, erschossen oder gefoltert auf den bloßen Verdacht hin, Mitglieder der Roten Armee oder der Kommunistischen Partei zu sein oder einem Mitglied Nahrung und Kleider verschafft zu haben. Unschuldige Menschen, deren Bekenntnis und Tätigkeit man nicht einmal untersuchte, wurden hingemordet, um die Bevölkerung abzuschrecken. Die Bauern wurden

überall mit Gewalt ausgeplündert. Die verrohten Truppen Koltschaks, die selbst durch Hunger und Schmutz hart mitgenommen waren, verbreiteten Typhus und Pocken unter dem unglücklichen Volk. Die Leichen wurden, anstatt verbrannt oder begraben zu werden, in Lagerhäuser geschafft oder liegen gelassen; in einem Distrikt wurden auf weniger als einem Dutzend Werst 10 000 Leichen von der Roten Armee auf ihrem Vormarsch gegen die Rebellen aufgelesen.

Noch eine Geschichte möchte ich berichten. Sie betrifft die Schwester eines der Volkskommissare und deren Gatten. Sie lebte in einer kleinen Stadt des Wolgabeckens. Während Koltschaks Vormarsch wurde ihr Haus überfallen und sie und ihr Mann, mit zwanzig anderen, ins Gefängnis geworfen. Nach einiger Zeit wurden sie in die eiskalte Nacht geholt und ohne Verhör erschossen. Die weißen Soldaten bajonettierten sie, bevor sie gingen, um sicher zu sein, daß ihr Werk richtig getan sei.

Durch einen äußerst merkwürdigen Zufall wurde der Ehemann nicht getötet. Seine Hand war zwar weggeschossen worden und das Bajonett in seine Hüfte eingedrungen, aber er lebte. Er wartete, bis alles dunkel und ruhig war. Er beugte sich über sein Weib; es war tot. Dann kroch er leise weg und erreichte, sehr schwach, sein Haus. Er fand seine kleine fünfjährige Tochter schlafend, aber sicher. Er wagte nicht länger zu bleiben, als er brauchte, um seine blutende Hand zu verbinden, denn bei Tagesanbruch würden sie kommen, die Leichen zählen und ihn vermissen. So ging er zum Bürgermeister, und dieser verhalf ihm zur Flucht. Jetzt ist der Mann in Moskau und, wie man sich denken kann, eine starke Stütze der Regierung, bereit, Vergeltung zu üben.

Ich neige zu dem Glauben, daß viele die Bolschewiki nur unterstützen aus der Furcht heraus, daß ihr Sturz das Kommen eines weißen Terrors bedeuten würde, der unendlich schlimmer wäre als das, was sie erdulden. Die zornigen Drohungen verbannter Russen, die unglückliche Tätigkeit britischer Agenten in Rußland, und, wie ich fürchte, die verruchten Winke gewisser europäischer Regierungen, daß „ein Judenpogrom in Rußland die bolschewistische Regierung stürzen würde", geben dieser Furcht einige Berechtigung.

Erst wenn der eine oder der andere Teil auf Rache verzichtet, werden die Greuel hüben und drüben aufhören, und die auf Gewalt und Herrschaft gegründeten Systeme durch eine normale Regierung ersetzt werden.

KARL SCHEFFLER MÄNNERKLEIDUNG UND ANDERES

Im „Tage-Buch" (Nr. 40) hat sich Max von Boehn neulich gegen den vom „Bund der Erneuerung" unternommenen Versuch gewandt, die Männerkleidung den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen anzupassen, welche Deutschland im nächsten Jahrzehnt das Gesicht geben werden. Er weissagt der Absicht, durch ein Preisausschreiben eine öffentliche Aussprache herbeizuführen, einen Mißerfolg, und führt sowohl geschichtliche Tatsachen wie Gründe der Erfahrung an, die das Unternehmen als verfehlt erscheinen lassen sollen. Ich möchte die Ausführungen des klugen und unterrichteten Mannes nicht unwidersprochen lassen, um zu verhindern, daß von vornherein Bestrebungen verkannt werden, die eine weniger feuilletonistische Beurteilung verdienen. Wer meine Arbeit kennt, weiß, daß ich meinen Namen nicht einer Idee leihen würde, die meinem sonstigen Tun und Treiben widerspräche, wenn richtig wäre, was der Aufsatz Max von Boehns glauben macht. Und wer die Männer und Frauen kennt, die den Vorstand des „Bundes der Erneuerung" bilden, weiß, daß sie weder Ideologen noch Philister, weder Asketen noch Chauvinisten sind, daß sie vielmehr ebenso kritisch und nüchtern denken, wie die Gegner gewaltsamer Modereformen, zu deren Sprecher Max von Boehn sich macht. Dieser beurteilt unser Preisausschreiben falsch, wenn er meint, es handle sich darum, die Kleidung zu nationalisieren, eine „neue Mode" zu schaffen, oder überhaupt etwas abstrakt Ideenhaftes unorganisch in Wirklichkeit zu verwandeln. Wir wissen es, daß die heutige Männerkleidung, als Frage der Tracht angesehen, nicht eine deutsche, sondern eine europäisch-amerikanische Angelegenheit ist und daß ihre Entwicklung Einflüssen unterliegt, die der Willkür einzelner Personen oder Nationen entzogen sind. Unser Versuch hat nichts zu tun mit den berüchtigten „Kulturbestrebungen". Was der Bund will, ist etwas sehr Bescheidenes, und vor allem etwas sehr Wirkliches. Er möchte einfach die Notkleidung, auf die wir alle entweder schon angewiesen sind oder doch sehr bald angewiesen sein werden, gesellschaftsfähig machen; er möchte helfen, daß der Mann nicht seiner Kleidung wegen in Kreisen unmöglich wird, denen er seiner Bildung, seiner Gesinnung, seinen Lebensformen nach angehört. Das Preisausschreiben geht von der Erkenntnis der schwierigen Lage aus, worin sich heute jeder junge Mann befindet, der von der Schule in einen Beruf geht, der Soldat war und nun Student, Techniker, Kaufmann wird, der Offizier war und nun ins bürgerliche Leben muß. Dieser junge Mann müßte etwa fünfundzwanzigtausend Mark ausgeben, wenn er sich anschaffen wollte, was bisher zur Männerkleidung gehört hat; denn er müßte zwei Straßen-

anzüge haben, einen schwarzen Rock, einen Smoking und Frack, dazu die nötige Wäsche, geeignete Krawatten, verschiedenartiges Schuhzeug und einige Ueberzieher. Das ist den allermeisten unmöglich. Und es wird auch denen unmöglich sein, weiter zu wirtschaften wie bisher, die sich vor dem Krieg noch gut equipiert haben, wenn es mit den Wendekünsten erst vorbei ist und die Frage der Neuanschaffung aktuell wird. Ist doch kaum noch das Wasch- und Plättgeld zu bezahlen. Da wir aber vor einer Unmöglichkeit stehen, so soll sie auch eingestanden, es soll nicht mit falscher Scham der wirkliche Zustand verhehlt werden. Es wird uns ja täglich gesagt, daß jeder Deutsche angestrengt arbeiten muß und daß wir sogar die Arbeitspflicht als Gesetz brauchen. Dann brauchen wir aber auch ein Gewand für den Mann, das die Tatsache der Arbeit zugibt, das auf falsche Herrschaftlichkeit verzichtet und seinen Träger zwingt, mehr von innen heraus ein Gentleman zu sein als es äußerlich zu scheinen. Das Gewand soll die Arbeit auch im Bereich der Kopfarbeiter, der am Schreibtisch und im Büro Arbeitenden anerkennen. Es handelt sich also nicht um eine neue Mode, nicht um einen Stilwandel, nicht um eine Nationalisierung der Tracht. Die Frage spitzt sich vielmehr so zu: Bewußte Beschränkung und Einstellung oder schäbige Eleganz? Die Frage ist, ob sich die Deutschen, der sehr persönlichen Not ihrer wirtschaftlichen Lage folgend, einigen können, mit zwei Anzügen, etwa mit einem Tages- oder Arbeitsanzug und einem Abend- oder Feiertagsanzug, in den nächsten Jahrzehnten, das heißt, solange es die Verhältnisse fordern, auszukommen, und ob diese freiwillige Einfachheit gesellschaftlich anerkannt wird, oder ob die neuen Reichen, die Glücksritter, die Konjunkturisten, die Schieber und Wucherer die deutsche Gesellschaft repräsentieren, ob sie diktieren sollen, daß gesellschaftsfähig nur sei, wer sich wie ein Engländer, Amerikaner oder Neutraler kleiden kann. Millionen der anständigsten Deutschen können die international gültige Mode — die im übrigen ruhig ihren Weg gehen soll — nicht mehr mitmachen, ohne sich zu ruinieren und vor sich selbst verächtlich zu werden. Sollen sie sich schweigend zu Menschen zweiter Klasse degradieren und als Paria behandeln lassen, weil sie charaktervoll die deutsche Armut auf sich nehmen? Sollte es nicht möglich sein, daß unter ihnen, zeitweise wenigstens, eine Konvention zustande kommt, und daß sie aus dieser Konvention heraus zueinander sagen: wir wollen uns, wo immer wir uns treffen, nicht weniger achten, nicht weniger rücksichtsvoll behandeln, wenn wir nur zweierlei; oft fertig gekauftes Gewand besitzen, wenn wir Nagelschuhe tragen und mit der Wäsche sparen — wir wissen eine gut gearbeitete Kleidung, wir wissen Eleganz zu schätzen und sehnen uns danach, aber wir entsagen, weil wir sie nur haben könnten, wenn

wir unsere Seele beschädigen. Auch Max von Boehn kann am Schluß seiner Ausführungen nicht den harten Tatsachen der Zeit ausweichen. Er schreibt: „Wenn die allgemeine Vermögenslage sich so gestaltet, wie es leider den Anschein hat, dann wird der Konfektion ein immer größerer Spielraum zufallen, und zwar droht uns eine Gefahr, die vom ästhetischen Gesichtspunkt aus nicht schwarz genug gemalt werden kann, nämlich die, amerikanisiert zu werden. Amerika wird die Bankerotte aller Welt in Entreprise nehmen . . ." Man kann hinzusetzen, daß hier überhaupt die große Gefahr für uns liegt: eine englisch-amerikanische Kolonie zu werden, es nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern auch dem geistigen Lebensgefühl nach zu werden, und in der Folge krampfhaft eine weltmännische Haltung zu mimen, wie es Kolonialvölker tun, eine Eleganz zu pflegen, die, wie die Dinge liegen, nur eine Lakaieneleganz sein könnte. Wenn es aber so ist, und wer kann ernstlich bestreiten, daß es so ist, verdient dann der Versuch, sich harten Tatsachen anzupassen, eine so überlegene Absage?

Es mag eingewandt werden, ein Arbeitsgewand, eine allgemeine Tageskleidung für den Mann könne nicht willkürlich erfunden und eingeführt werden. Das aber ist auch nicht die Absicht. Wir denken nicht daran, vom Verhandlungs- oder Schreibtisch aus zu dekretieren. Wir wissen, daß sogar ein Versuch aussichtslos wäre, nur gewisse Modifikationen zu erreichen, wenn dazu nicht schon Ansätze vorhanden wären, wenn nicht die Mode bereits aus sich selbst heraus nach derselben Richtung arbeitete. Es ist nicht leicht zu sagen, nach welchen Gesetzen die Tracht sich verändert; doch kann man sich an einigen Erfahrungen halten. Als Fahrrad und Automobil erfunden wurden, entstand sehr bald eine dafür geeignete Kleidung. Es gibt Anzüge für Sportspiele, für Jäger und Bergtouristen, es gibt die Uniform für die Soldaten, und es gab und gibt in Rußland noch eine besondere Studentenkleidung. Innerhalb der allgemeinen Tracht schafft sich das Bedürfnis selbst geeignete Varianten und macht sie zur Mode. Ist nun aber die große deutsche Armut nicht auch ein Bedürfnis? Man wird antworten, das sei etwas anderes, die Armut sei etwas Negatives. Darauf ist zu sagen, daß sie bereits, und nicht nur in Deutschland, einen Umbildungsprozeß der Männerkleidung begonnen hat. Viele junge Leute haben sich aus ihren Soldatenanzügen etwas wie eine praktische Zivilkleidung selbst komponiert: Kniehosen, die nicht immer neu gebügelt werden müssen, Wickelgamaschen oder feste Strümpfe und Schnürstiefel, dazu die hochgeschlossene Joppe, die eine repräsentative Zurschaustellung von Wäsche nicht fordert und unter der jede Weste getragen werden kann, die an den Handgelenken fest anliegt und in der Taille von einem Gürtel zusammengehalten

wird. Hier knüpft sogar die Mode der Dandys an. Die neuen Jackettformen mit dem Rückengürtel sind in all ihrer Koketterie etwas wie ein Versuch, den Arbeitsanzug zu schaffen. Es geht diese internationale Mode zurück auf eine gemeinsame Anregung, auf die Uniform, sie ist eine Folge des Krieges in mehr als einer Beziehung. Auch sonst ist schon manches verändert. Der Zylinder ist ganz, der steife schwarze Hut fast gänzlich von der Straße verschwunden. Auch das ist eine Anpassung. Wollte man dem Räsonnement Max von Boehns folgen, so müßte man zu jedem Versuch sagen: es geht nicht. Es geht aber manches, wenn man nur den Mund nicht zu voll nimmt und sozusagen auch als Wirtschaftsethiker Naturalist bleibt. Wie sind denn die großen Wandlungen der Tracht vor sich gegangen, wie kam es, daß Perücke, Zopf, Degen, Kniehosen und der bunte Rock verschwanden? Die große Veränderung der Mode vor mehr als hundert Jahren ging Hand in Hand mit einer geistigen Bewegung, die eine neue Epoche der Weltgeschichte aufschloß, sie ging Hand in Hand mit dem Heraufkommen des Bürgerstandes. Geht aber heute die Erschütterung nicht wieder bis in die Tiefen? Erleben wir nicht auch eine Weltwende? Und kann jemand mit Sicherheit sagen, ob sich die soziale Bewegung nicht auch in der äußeren Erscheinung des Mannes, in seiner Tracht ausprägen wird? Alle sagen, wir müßten sehr arbeiten, und die Arbeit sei „die Religion des Sozialismus". Dabei will aber noch keiner wie ein Arbeitender aussehen, alle möchten wie Herren, wie Nichtstuer erscheinen. Jetzt aber können wir diesen Schwindel nicht mehr lange aufrechterhalten, selbst wenn wir es möchten. Ist es da nicht besser, der harten Notwendigkeit zuvorzukommen und ihr eine Form zu geben, als langsam in Armseligkeit und Unform zu versinken? Es handelt sich, wie gesagt, nicht um Mode, um Aesthetik, um Kultur, es handelt sich nur um eine charaktervolle Anpassung an veränderte wirtschaftliche Verhältnisse. Daß die Anregung von einem Bund ausgeht, daß sie durch ein Preisausschreiben verbreitet wird, hat freilich sein Uebles. Aber wir haben ja leider keine Gesellschaft, die Einfluß ausübt und ein Vorbild sein könnte. So blieb nur ein Zusammenschluß von Männern und Frauen aus allen politischen Richtungen und allen Gesellschaftsschichten in einem Bund übrig, um eine Arbeit in Angriff zu nehmen, die im weiteren Sinne als eine Versittlichung der ganzen Wirtschaft bezeichnet werden kann.*) Der Versuch, reinen Herzens und nüchternen Verstandes unternommen, kann gefördert werden von allen, er sollte aber wenigstens von niemandem gehemmt werden. Man kann in zweierlei Weise der Geschichte gegenüberstehen: man kann

*) Bund der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung. Geschäftsstelle Berlin W, Schöneberger Ufer 36a.

sich abseits stellen, alles der „Entwicklung“ überlassen, skeptisch geistvolle Anmerkungen machen und sich seiner Ueberlegenheit freuen; man kann aber auch ein Wollender sein, glauben, daß die Geschichte letzten Endes eine Summe von Willensimpulsen ist, und aktiv vorgehen, sorgsam prüfend, wohin der Gang der Ereignisse will und vor möglichen Irrtümern nicht erschrecken. Mir scheint, die letzte Art der Anteilnahme steht höher. Und darum ist es schade, daß Max von Boehn sich in diesem Fall für den Standpunkt des Skeptikers entschieden hat, anstatt seine ausgezeichneten Kenntnisse als Teilnehmer am Wettbewerb fruchtbar zu machen. —

Der Bund hat noch andere Preisausschreiben erlassen. Es wird zugleich das Problem der Frauenkleidung zur Diskussion gestellt; es soll sodann die Frage der Geselligkeitsformen unter den neuen Lebensbedingungen besprochen werden; und es soll endlich die Verständigung über ein sparsames wirtschaftliches Arbeiten überhaupt, über die Planmäßigkeit aller Arbeit gefördert werden. Ueber jede einzelne Fragestellung ließe sich vieles sagen. Dafür ist hier nicht mehr Raum. Ich möchte aber nicht ohne den Hinweis schließen, daß alle diese Fragen auf dasselbe Grundproblem zurückweisen, daß man wie von selbst von einem zum andern kommt und zum Ganzen. Denkt man zum Beispiel an unsere Geselligkeit, so entsteht wie von selbst die Forderung, den Tag konsequenter einzuteilen. Nicht willkürlich, sondern auch hier auf Grund schon längst wirksamer Tendenzen. Die ungeteilte Arbeitszeit wird im Lande des Achtstunden-Arbeitstages nicht lange mehr auf sich warten lassen — um so weniger, als sie in den die Lebensformen angebenden westlichen Ländern längst eingeführt ist, als es sich also nur um eine konsequente „Europäisierung“ handelt, wenn in Deutschland der provinzielle Unfug aufhört, daß in den Städten zwischen zwölf und sechs Uhr eigentlich ununterbrochen von den verschiedenen Gesellschaftsschichten zu Mittag gegessen wird. Dieser Mangel einer festen Konvention — es ist nur e i n Beispiel — bedingt eine ungeheure Verschwendung an wirtschaftlicher Energie, er kostet Milliarden. Und es läßt die Unform des Geschäftslebens nicht nur eine lebendigschöne Form der Geselligkeit nicht zu, sondern läßt es auch zu einer festen Kleiderordnung nicht kommen. Der Engländer, der Amerikaner, der Franzose weiß, wann der Arbeitstag zu Ende ist und der Feierabend anfängt, und er hat sein ganzes Leben auf den Dualismus von Arbeit und Geselligkeit mit sicherer Hand zugeschnitten. Das ist auch eine Art von Planwirtschaft. Durch solche Formsetzung, durch solche Beschränkung wurden diese Nationen fähig, in der Mode führend zu werden und ihren Lebensformen internationale Geltung zu verschaffen.

Man kann von hier noch weiter greifen und darauf hinweisen, daß die Völker, die in dieser Weise den Arbeitstag, den Feierabend, die Geselligkeit, die Mode beherrschen, am meisten von allen abendländischen Nationen ein lebendiges Heim noch haben. Das heißt ein Familienleben. Und damit betreten wir ein anderes weites Arbeitsgebiet des Bundes. Im englischen, im amerikanischen Haus gibt es noch ein Wohnzimmer, ein Zimmer, wo die Familie zusammenkommt. Die modernen Großstadtdeutschen haben einen Salon, ein Herrenzimmer, ein Speisezimmer, ein Schlafzimmer, ein Kinderzimmer — lauter Spezialräume; ein richtiges Wohnzimmer gönnt der Baumeister ihnen nicht. Kein fest umgrenzter Arbeitstag, kein rechter Feierabend, kein Familienzimmer, keine Geselligkeit, keine Sicherheit in der Art, wie wir uns kleiden: es weist alles zurück auf dasselbe Grundübel.

Daß wir, mit Hunderttausenden, dieses Grundübel so schmerzlich fühlen, hat uns im „Bund der Erneuerung" zusammengeführt. Wir möchten helfen, eine Form entwickeln, die längst ans Tageslicht möchte und für die jetzt vielleicht die Zeit gekommen ist. Wir kämpfen gegen die deutsche Erbsünde der Formlosigkeit. Wir meinen das Leben und die Zukunft. Wir wollen nur eines: in den Grenzen des Möglichen das harte Müssen zu einem freien Wollen machen, wir wollen, daß das Dulden schöpferisch werde.

TH. FONTANE

BRIEFE AN SEINE FRAU

Aus den unveröffentlichten Fontanebriefen nehme ich diesen reizenden heraus, er ist auf eine so anmutige Art weise und wahr, wie die hübsche noch immer richtige Charakteristik der „Vossischen Zeitung" beweist.

An Emilie Fontane. Thale a. H., den 25. Juni 1884.

Liebe Frau.

Schönen Dank für Deinen und Marthas Brief. Letztere läßt sich doch immer noch durch Zahlen imponieren. Es haftet ja dem Gelde eine zauberhafte Macht an, auch im Guten, und das Absterben des Kleinlichen, daran die Deutschen auch jetzt noch leiden, ist eine der großen Segnungen großen Besitzes und großer Verhältnisse. Das eigentlich Erquickliche, Glückliche, auch Große, liegt aber doch wo anders. Unsere großen Dichter, Philosophen, Feldherrn und Staatsmänner waren arme Leute. Was bleibt vom alten Zieten, von Kant und Schiller übrig, wenn man sie mit der Geld-Elle mißt? Ohne Freiheit kann sich der Mensch nirgends zu was Schönem entwickeln, hat er aber Freiheit — und Bedürfnislosigkeit sichert auch dem Armen die Freiheit —, so hat er alles. Hast Du von Mrs. Dooly den Eindruck, daß sie Dir überlegen ist?

Ich nicht. Es wäre auch furchtbar, wenn Goldbuddeln oder einen reichen Juden totschlagen alles wäre!

Mir ist schlecht zu Mut; ich werde heut hungern und mich früh zu Bett legen. Arbeiten konnte ich nicht. Wetter schwül.

B.s Frau ist angekommen, schon grau, also wohl 10 Jahre älter als er. Sie war entweder Erzieherin oder stammt aus einer Oberlehrerfamilie. Gestern setzte sie mir ohne weitres die Pistole auf die Brust und fragte mich im selben Augenblick, wo ich mich auf einem Spaziergang zu ihr gesellte: „Glauben Sie, daß es schwerer ist, andere oder sich selbst zu erkennen?" Ich wurde an alte Zeiten erinnert, wo Martha Merington fragte: „What would you prefer, to be an eagle amongst sparrows or etc." Bildung ist doch ein sehr zweischneidiges Schwert. Und ist sie schartig, so ist es erst recht gefährlich.

Ich lese beständig Zeitungen; in den ersten 10 Tagen machte es mir Spaß, aber nun fängt es schon wieder an, furchtbar zu werden. Die National-Ztg. und die Vossische sind die beiden einzigen, die man aushalten kann. Schade, daß die Vossin politisch so klugschmusig ist.

Wie immer Dein Th. F.

PAUL SCHLESINGER

DER MANN, DER KÄSE UND DER TOD

Ich befand mich in dem außerordentlich reizvollen Delikateßladen der Firma A. und B. Die Farben und Düfte der ausgestellten Eßwaren erfüllten mich mit Bewunderung, ja, mit Zufriedenheit. Obgleich mein Einkauf nur ein bescheidener sein konnte, machte mich der Anblick dieser Gaben sonderbar ruhig, und ich wünschte nur, der Verkäufer hätte an meiner Rechnung etwas länger zu addieren, um meinen Aufenthalt an diesem Vororte der Freude und des Genusses nach Möglichkeit auszudehnen.

Aus der Ruhe schreckte mich die grobe Stimme eines Mannes, der neben mich getreten war und meinen Verkäufer durch eine polternde Rede von seiner Arbeit abhielt. Er habe ein achtel Pfund Käse gekauft, das Stück zu Hause nachgewogen und es fehle an Gewicht. Das lasse er sich nicht gefallen, auch nicht von der Firma A. und B. Ich sah mir den Mann etwas näher an. Er war nicht mehr jung, sein Gesicht mager, gelblich und durchfurcht, seine kleinen, dunkeln Augen sprühten feurig. Schlank und hoch stand der Mann neben mir, sein dichter, schwarzgrauer Schopf strebte fast aufrecht empor. Der Mann war ganz voll von Zorn und Empörung, also von Leben, und seine magere Hand zitterte, als sie das dürftige

achtel Pfund Käse (es war sogar weniger) über den Ladentisch reichte.

Die Verkäufer kamen von allen Seiten des Ladens herbei. Aus ihren mißtrauischen Blicken erkannte man Verachtung für ein Achtel Käse wie für den Mann, der daran noch ein Fehlgewicht entdeckte. Die Angestellten der Firma A. und B. sind indessen zu wohlerzogen, um Grobheiten zu erwidern. Sie ließen nur etwas ratlos das Stück Käse von Hand zu Hand wandern, bis der älteste Verkäufer damit im Hintergrund des Ladens verschwand.

Der zornige Mann war inzwischen zurückgetreten. Mein Verkäufer addierte wieder und war eben im Begriff, die von mir gekauften Waren zusammenzupacken, als hinter mir ein eigentümlich dumpfer Schlag laut wurde. Zuerst wandte ich mich nicht einmal um. Aber mein Verkäufer sah so ernst, gespannt, fast erschrocken an mir vorbei. Nun drehte auch ich den Kopf. Zwei Schritte hinter mir lag der Mann lang ausgestreckt am Boden, keuchend, bewußtlos, mit bläulichen Lippen.

Wenige Minuten später war er tot. Die Verkäufer hatten allen Groll rasch vergessen. Sie versuchten ihr Bestes, es war vergebens. Der Tod war eingetreten.

Ich zahlte meine Rechnung und ging in einer gewissen Beklemmung davon, in meinem Ohr trug ich noch die Bemerkungen der beiden Kassierer über den erschreckenden Vorfall. Der eine hatte gesagt: „Der Mann hatte sich zu sehr aufgeregt," der andere: „Das kommt von der Unterernährung."

Als ich aus dem Laden trat, fiel mein Blick auf eine Uhr. Es war vier Uhr fünf Minuten, und ich kam nach einigem Nachdenken dahin, mir zu sagen, es sei wohl ausgemachte Sache gewesen, daß diesen Mann am zweiten Oktober, Punkt vier der Schlag treffen würde, gleichgültig, ob er sich zu Hause im Kreise seiner Familie oder bei dem Geschäft einer feindseligen Rechtheischung befunden hätte. Ich glaube weiterhin, daß es kein Zufall war, der diesen Mann zu seiner Todesstunde in den reizvollen Laden der Firma A. und B. trieb. Man sagt leichthin: Dieser Mann hat sich zu Tode geärgert. Und es ist vielleicht so, daß dieser Mann sich so ärgerte, weil er sterben mußte. Natürlich wußte er nicht, daß es der Tod war, der unerkannt ihn auf dem ganzen Wege verfolgte und mit ihm die Schwelle des Ladens überschritt. Dieser Hund von einem Tode hatte vielleicht schon zu Hause die dürre Hand auf die Gewichtsschale gelegt und so den Tatbestand verfälscht.

Die Angehörigen von Leuten, die auf der Straße oder sonst so obenhin sterben, sagen gern: Der Liebe ist einen leichten und glücklichen Tod gestorben. Von diesem Manne möchte ich das eigentlich

nicht behaupten. Auf ihn übten die würzigen Gaben der Firma A. und B. nicht die gleiche beruhigende Wirkung wie auf mich. So unbekannt uns die tiefsten Ursachen, die Urkeime jeglichen Geschehens bleiben mögen, dieser Mann starb an Aerger über Käse, wie ein Kind, das an einem verschluckten Pflaumenkern erstickt. Aeußerste Konzession: er starb, während er sich über Käse ärgerte. Mehr kann ich nicht nachlassen. Ich nehme zwei zunächst parallel laufende Geschehnisse an, von denen das eine plötzlich eine Biegung machte, um das andere abzuschneiden. Der Tod war stärker, und der Mann hörte auf, sich zu ärgern.

Wenn ich diesen Mann richtig erkenne, ist er selbst mit seinem Tod ganz und gar nicht zufrieden. Es ist immer unangenehm, während eines Prozesses zu sterben, inmitten einer ungeheuren Spannung auf den Spruch eines Richters. Auch dieser Mann verfocht eine Art Prozeß, er wollte sein Recht. Hätte er nach seinem Tode auch nur noch einen Augenblick Zeit zum Nachdenken gehabt, so würde er vermutlich etwas Wichtigeres gefunden haben, worüber er sich in seiner Todesstunde hätte ärgern können, als ein Stück Käse. Vielleicht aber hätte er sich im Bewußtsein des nahen Endes überhaupt nicht ärgern wollen. Das ist eigentlich das, was man aus diesem Fall lernen kann, namentlich wenn man zum Querulanten veranlagt ist. Viel nützt diese Erkenntnis übrigens nicht. Man stirbt dennoch, irgend wann, an irgendwas.

Sehr zu bedenken bleibt der Ausspruch des anderen Kassierers: es käme von der Unterernährung. Wie, wenn der Mann das Stück Käse — anstatt es nachzuwiegen und mit ihm den weiten Weg von der Wohnung bis zu dem Laden zurückzulegen — einfach gegessen hätte? Es war immerhin zumindest beinahe ein achtel Pfund Käse, dazu noch Brot und vielleicht ein Stückchen Butter. Er wäre davon nicht ganz satt geworden, aber er wäre wohl auch nicht so hungrig gewesen, wie er im Augenblick des Todes möglicherweise war. Seine Nerven hätten sich beruhigt, er wäre seiner Arbeit nachgegangen, vielleicht seinem Schicksal noch einmal ausgewichen?

Ich weiß es nicht. Dennoch erwächst aus diesen Gedanken die Achtung vor diesem Querulanten, vor seinem Charakter. Er hungerte lieber, als daß er auf sein Recht verzichtete. Er war ein Esel, aber ein Esel mit einem Zuge von Größe. Und jedes Zeichen von Größe ist wert, geachtet und gegrüßt zu werden. Oder nein, man soll ihn nicht beschimpfen; seine seelische Erregung war mächtiger als sein animalischer Trieb nach Sättigung und Genuß. Darin unterscheidet sich der Mensch vom Tiere. Hier starb ein Mensch, sein Tod war nur dazu da, das zu erweisen. Und auch, daß sehr wenig dabei herauskommt, wenn man ein Mensch ist.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Fünfundsiebzig Milliarden Papier.

Wer liest noch die Reichsbankausweise? Deutsche Statistik, an der sich einstmals Volkswirte, Parlamentarier und Zeitungsleser berauschen konnten, hinterläßt jetzt einen widerlich bitteren Nachgeschmack (deshalb verabreicht man sie uns ja auch in homöopathischen Dosen); und die Statistik des Zentralnoteninstituts ist konzentrierte Bitternis. Warum Woche für Woche oder Monat für Monat das schicksalshafte Anschwellen der Zettelflut registrieren? Nur wenn sich die papierenen Milliarden zu einer jener schönen „Rekord"zahlen runden, die man bei erfreulichen Anlässen rot zu drucken und mit einem festlichen Lorbeerkränzlein zu umrahmen pflegt, merkt und seufzt man auf. Im Augenblicke sind wir wieder an einer solchen markanten Zahlenstation: der Umlauf der Noten und der Kassenscheine hat eben die Summe von fünfundsiebzig Milliarden überschritten. Dem bedeutenden Ereignisse fehlt das entsprechende Festmilieu nicht; der freie Lebensmittelhandel bemüht sich mit einem Erfolge, der (ihm) nichts zu wünschen übrig läßt, die Forderungen seines Vorgängers, des Schleichhandels, zu überbieten (wie lange ist es eigentlich her, daß alle Handelsredakteure kluge Artikel über den bevorstehenden Preisabbau schrieben), hundert holländische Gulden kosten rund zweitausendzweihundert Mark, an der Börse steigen die guten und die zweifelhaften Effekten (weil die Pressen, die Aktienpapier bedrucken, mit denen, die Noten herstellen, unmöglich Schritt halten können), und das Defizit des Reichshaushalts wurde (gestern oder vorgestern; morgen wird es schon wieder größer sein) auf annähernd siebzig Milliarden beziffert, so daß für baldige weitere Rekorde im Reichsbankstatus bestens gesorgt ist.

Natürlich fragt wieder einmal alle Welt, was zu tun sei. Der Herr Reichsfinanzminister trägt die Miene furchtbarer Entschlossenheit zur Schau. Er hat sich und einem Beamten seines Ressorts, namens Karl, „weitgehende" Vollmachten zur Beschränkung der Reichsausgaben geben lassen. Der Kult der Freundschaft, der sich in allen Aemtern und Aemtchen ohne kleinliche Rücksicht auf die Kosten so rührend entfaltet hat, soll aufhören. Für nette und in ihrem Privatberuf mangelhaft bezahlte Parteigenossen soll nicht im Handumdrehen eine Rats- oder „Kommissar"stelle geschaffen oder freigemacht werden können. Die Tatsache, daß jemand im Kriege oder nach der Revolution in einem der hunderttausend öffentlichen Büros Unterschlupf gefunden hat, soll nicht mehr bedeuten, daß er für die nächsten dreißig Jahre Anspruch auf ein Staatsgehalt besitzt. Wenn fünf Stellen die gleiche — möglicherweise sogar notwendige

— Tätigkeit ausüben, so sollen theoretisch vier, praktisch wenigstens ein oder zwei verschwinden. Die neuerdings mit so bewundernswerter Geschicklichkeit ausgebaute Organisation zur Verwirrung und Verzögerung des Geschäftsgangs soll „vereinfacht" werden.

Grundsätzlich ist jedermann für das Wirthsche Abbauprogramm. Aber keiner (außer denen, die in Privatstellungen mehr verdienen) hält es für zulässig, daß er selbst davon betroffen wird. In der Wilhelmstraße kleben knallrote Plakate, die die Privatangestellten im Reichs- und Staatsdienst zu der üblich gewordenen „machtvollen" Protestaktion auffordern. Die Beamten, heißt es, wollten jetzt, dem reaktionären Zuge ihres Herzens folgend, unter dem Vorwande der Sparsamkeit die Privatangestellten aus den Aemtern und Behörden herausdrängen. Das dürfe man schon aus politischen Gründen, um der Demokratie, um der Freiheit willen nicht zulassen. Daß die Beamten solche Absichten hegen, ist nicht zu bezweifeln und entspricht ja wohl auch den Anordnungen des Herrn Reichsfinanzministers. Daß viele von ihnen dabei auch politische Hintergedanken haben, daß ihnen die neuen Kollegen ohne Ochsentour schon lange nicht passen, ist gleichfalls sicher. Aber man vergesse über diesen Sentiments die Magenfrage nicht. Das — wilhelminische oder ebertinische — Ernennungsdekret flößt manchem Beamten nicht mehr das alte Gefühl unbedingten Geborgenseins ein. Man erinnert sich dunkel, daß es in Preußen schon einmal eine Zeit gab, in der das königliche Patent nicht vor dem Verlust der lebenslänglichen Versorgung schützte. Kann derlei wiederkommen? Wenn der Etat so überlastet bleibt, vielleicht. Also muß man ihn entlasten und zunächst möglichst alles beseitigen, was gekündigt werden kann. Wenn man näher zusieht, wird man finden, daß die Herren, die seit der Revolution eine Bestallung ergattert haben, in dieser Beziehung gar nicht viel anders denken wie die Bürokraten aus Wilhelms Zeiten. Magenfrage.

Aber die anderen wissen ganz genau, warum sie nicht davon (und von ihrem eigenen Versorgungsbedürfnis) sprechen, sondern von politischer Reaktion. Sie wecken damit Resonanzen, die für sie sehr nützlich und für Herrn Wirths Pläne sehr schädlich sind. Sie geben drinnen den Betriebsräten und draußen den Parteien, namentlich der jetzt wieder rein aufs Agitatorische bedachten Sozialdemokratie, ein vortreffliches Argument, um die Sparsamkeitspolitik zu sabotieren, ohne ihr prinzipiell und offen zu opponieren.

Die Leute hätten diese Mogelei gar nicht nötig: sie könnten ihre Sache mit der simplen Frage vertreten: wo sollen wir dann hin? Es ist eine Binsenwahrheit, daß eine so mangelhaft produktive und von außen so grotesk überlastete Wirtschaft wie die unsrige von

heute diesen Staatsapparat nicht tragen kann. Aber es ist ebenso wahr, daß die Menschen, die bisher von diesem Apparat mitgeschleppt wurden, doch irgendwie leben müssen. Die klugen Manchestergelehrten von Brüssel raten uns: verkleinert den Staatsapparat, setzt die Leute auf die Straße, zahlt keine Arbeitslosenunterstützung, keine Brotzuschüsse mehr, laßt die Preise und den Handel sich von selbst regulieren. Unsere heimischen Wirtschaftsliberalen haben ähnliche Rezepte (freilich nicht den Mut, sie anzuwenden, wenn sie in der Regierung sitzen). All diese weisen Ratgeber muß man bitten, uns doch gefälligst auch das Heer und die Maschinengewehre zur Verfügung zu stellen, die die paar Millionen rebellierender Opfer ihrer Eisenbartkur (und die anderen, die deren Partei ergreifen) über den Haufen schießen. Denn das ist die notwendige Ergänzung ihrer Methode.

Ist es nötig, zum hundertsten Male zu wiederholen, daß man den produktiven Apparat der Privatwirtschaft vergrößern muß, um den unproduktiven der Staatswirtschaft entscheidend verkleinern zu können, weil eben die vorhandenen Kräfte und Menschen in einem dieser beiden Apparate ihren Platz finden müssen, nicht in die Leere hinausgestoßen werden können. Selbst Liberale sprechen von der Notwendigkeit einer „Umstellung", einer „großzügigen" Ueberführung müßiger Arbeitskräfte vor allem in die Schlüsselproduktionen: Landwirtschaft und Bergbau. Geht das mit dem laisser faire? Manche erwidern sehr kühl: ja. Frägt man sie, wo denn zum Beispiel bei freier Wirtschaft die Siedlungen für den Kohlenbergbau herkommen sollen, so antworten sie munter: o, laßt doch nur die Montanherren ihre Preise festsetzen, wie sie wollen, und die Siedlungen werden bald da sein. Sie vergessen leider, daß sich bei solcher Politik sehr rasch die Konkurrenzunfähigkeit unserer Produktion herausstellen würde, die die unvermeidliche Folge der Kriegsabnutzung der Produktionsmittel und der Menschen ist und deren Wirkungen wir nur durch künstliches Niedrighalten gewisser Grundstoffpreise und (im Zusammenhange damit) der Löhne bis zu einem gewissen Grade ausschalten konnten. Die Aufgabe ist nicht, diese innere Schwäche frei wirken und den Organismus zerstören zu lassen, sondern über sie hinwegzukommen.

Das ist nicht möglich ohne Plan und — ohne Schulden, ohne Vorwegnahme von Erträgen aus einer künftigen Periode der Gesundheit. Nicht, daß wir Schulden machen, ist unsere Todsünde: es gibt für Völker wie für den einzelnen Zeiten und Umstände, die dazu zwingen. Sondern, daß wir Schulden gemacht haben und machen, um gedankenlos weiterzuvegetieren, nicht um unsere Krankheit zu heilen. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

UNGARISCHE HERBSTIDYLLE

Aus der grausigsten Hölle Europas, aus Budapest, erhalte ich von einem besonnenen Manne diese erschütternde Schilderung, für deren Wahrhaftigkeit ich mich verbürgen kann.

Herbst. Die Rebe reift. Der Most gärt. Was tut der Ungar?

Man denkt: er läßt sich vom Zigeuner ein Lied vorfiedeln und daß er sich einen harmlosen Rausch antrinkt.

Man irrt sich. Das war einmal so. Heute ist es anders. Oh, ganz anders.

Der Ungar, der Ur-Ungar, der allerchristlich-allernationalste, der Leutnant Héjjas, der sich in redlicher Bemühung um das Wohl seines Vaterlandes im Winter, im Frühling und im Sommer abgemüht hat, will nun im Herbst die Früchte seiner blutigen Mühen einheimsen.

Man kann es dem verdienstvollen Mann nicht verdenken. Hat er ja in Kecskemét achtzig Arbeiterführern die Augen nicht umsonst ausgestoßen. Er hat auch nicht vergebens hundertsechzig Arme und ebensoviel Füße abgehackt, er hat nicht umsonst achtzig Leichen lebendig begraben, er hat sich nicht für nichts um die Anhaltung der Züge bemüht und jüdische Passagiere aussteigen lassen, um sie an eine Station zu bringen, von wo es keine Rückkehr mehr gibt, — Héjjas will belohnt werden.

Ein Maria-Theresia-Kreuz? Nein Das lockt diesen Helden nicht. Der Handel muß aus der Hand des „jüdischen Schacherers" genommen werden. Gute Christen müssen das Geschäft verwalten.

Héjjas, der Held, ließ sich das Privileg für die Verwertung der Wein- und Obstkultur seines Mordgebiets, Kecskemét, von dem Verweser der ungarischen Verwesung geben.

Adolf Landau, Ungar seiner Nationalität, Jude seines Stammes und Geschäftsmann, Weinhändler von Beruf, — Adolf Landau wußte nichts von diesem Uebereinkommen zwischen Horthy und Héjjas.

Er sollte diese Unwissenheit mit dem Tode büßen.

Nun folge der trockene Tatsachenbericht:

1. Landau sendet wie immer jedes Jahr seine Agenten nach Kecskemét zum Einkauf des neuen Weines.

2. Die Agenten zahlen den Preis, der heute für Wein bezahlt wird. Also einen beträchtlich hohen Preis.

3. Der militärische Weinhändler hingegen zahlt Zwangspreise. Also einen billigen Preis.

Außerdem ist er ja im Besitz eines Privilegs. Jeder Konkurrent ist Vaterlandsverräter.

4. Die Agenten werden von weißen Offizieren zur Auslieferung ihrer Einkaufsgelder gezwungen. Diese höfliche Umschreibung bedeutet: sie werden ausgeplündert.

5. Adolf Landau, der Ahnungslose, erstattet eine Anzeige.

6. Das Detachement des eben zum Obersten avancierten Bandenführers, Baron Prònay, nimmt Adolf Landau gefangen.

7. Ein sadistischer Narr Camillo Siposo, Offizier des Prònay, verprügelt den Gefange-

nen, doch stellt er ihm zugleich die lockende Aussicht der Freilassung anheim, wenn Landau zweieinhalb Millionen Kronen als Erlös bezahlen würde.

8. Adolf Landau verständigt seine Familie. Die Familie verständigt Landau junior, Géza Landau, Mediziner in Wien (man vergesse nicht: der junge Landau darf in Budapest als Jude seine Universitätsstudien nicht fortsetzen, also wohnt Landau junior in Wien).

9. Der Sohn reist nach Pest. Man teilt ihm mit: sein Vater ist tot. Selbstmörder natürlich.

10. Nach weiteren Recherchen stellt sich heraus: Landau senior wurde im Gefängnis erschlagen.

11. Landau junior will Klage führen. Er wird arretiert. (Ist noch in Haft!)

12. Der „Pester Lloyd" bringt eine Todesanzeige: Adolf Landau, der beste Mann und der beste Vater, ist eines tragischen Todes gestorben. Tragischer Tod bedeutet: Mord. Das weiß jeder in Ungarn. Kein Wort mehr darf die Zeitung bringen.

13. In „Az Ujság" steht zu lesen: Graf Franz Károlyi, Graf Széchényi, Loránt Goldschlaeger — alles fesche, weiße Offiziere! — laden ihre Kameraden zum Bankett zu Ehren des, wie gesagt, eben zum Obersten avancierten Baron Prònay ein. Auch Héjjas war zugegen. Es soll ein froher, festlicher, schöner, für alle Teilnehmer unvergeßlicher Abend gewesen sein.

Herbst. Die Rebe reift, der Most gärt, — das tut der Ungar.

*

Während der Drucklegung dieses Heftes erhalte ich zu der Tragödie Adolf Landau noch folgende Ergänzungen:

Landau wurde im Gefängnis auf das entsetzlichste gepeinigt. Die Kavaliere begossen ihn mit brühwarmem Wasser und dann wieder mit eiskaltem. Sie steckten glühende Eisen in seinen After, sie schlugen seinen Kopf an die Wand. Landau starb an den Mißhandlungen. Der Abgeordnete Ruppert, der den Fall Landau vor die Oeffentlichkeit bringen wollte, mußte die Flucht ergreifen. Sein Aufenthaltsort ist unbekannt. Man vermutet, er sei gefangen.

Die sogenannte Regierung des Grafen Telehy, durch Wiener Veröffentlichung zum Reden gezwungen, erzählt in einem grotesken Dementi, Landau habe Selbstmord begangen. Weshalb sollte der rüstige, lebensfrohe Mann plötzlich? Und warum hält man den Sohn gefangen? Bloß, weil er die fürchterlich zugerichtete Leiche des Vaters gesehen hat?

ADALBERTIANA

Max Adalbert fährt in der überfüllten Straßenbahn. Ein Herr, kein Bewunderer, hält ihn im Auge. An der Nürnberger Straße muß er, da die Probe schon vor einer Stunde begonnen hat, abspringen, ohne daß er beim Schaffner eine Karte lösen konnte.

„Sie," ruft ihm der scharfe Beobachter, offenbar ein Kontrolleur der Straßenbahn, während des Abspringens zu, „Sie haben noch keine Karte gelöst!" „Ach ja," antwortet Adalbert im Enteilen, „bitte, legen Sie die Kleinigkeit für mich aus."

Ich weiß nicht, wer den Antisemitismus eine Kulturschande genannt hat. Wenn es kein Jude, sondern ein Arier war, der noch dazu nicht einmal gefällig sein wollte, sondern wirklich so gedacht hat, so hat er schlecht gedacht. Es ist gar nicht einzusehen, warum der Antisemitismus schandbarer sein soll als etwa die Sozialdemokratie. Er hat weder mit noch gegen Kultur etwas zu tun. Die Juden sind eine Macht und sie haben recht, es zu sein, sie brauchen sich nicht zu schämen. Gegen diese stillschweigend organisierte, besser: kristallisierte Macht reckt sich ein Widerstand auf, der sich ebensowenig zu schämen braucht: und das ist der Antisemitismus.

Aber eben, die meisten Juden schämen sich nicht, eine Macht zu sein, sondern sie schämen sich; sie leugnen es sogar mit bestem Glauben vor sich selbst, wie der abergläubische Geizige, der das Schicksal betrügen zu können glaubt, sich und andern ewig seine Armut beweist. Die Juden hören es nicht gern, daß sie mächtig sind, aber insgeheim freuen sie sich doch. Und das sind die gefährlichen Juden. Und wie viele von den hochstehenden Ariern sind nur Antisemiten, nicht weil sie die Macht, sondern weil sie die verschwiegene Macht der Juden bekämpfen. Sie sind persönliche Freunde, Ehegatten, Geliebte von Juden und Jüdinnen; aber sie empfinden stramm gegen den Kryptojudaismus. Die zionistische Bewegung wurde von allen Ariern als eine Erlösung, ja geradezu als ein Schritt zur Versöhnung empfunden; nicht weil sie bis zu Ende durchführbar und schon das Heilmittel wäre; sondern weil sie den gequälten, häßlichen, unterirdischen Kampf ans Tageslicht geschoben hat. Alle die jüdischen Fraktionen von den Nationalisten bis zu Poale Zion hinüber sind objektiv sympathisch. Aber auch noch so objektiv und mit bestem Willen kann nichts Sympathisches entdeckt werden an jenen äußerlich neutralen und amorfen Nachkommen einer antiken Großstadtrasse, die über die Welt diasporiert ist. Dieser durchschnittliche Jude hat mit dem Rassejuden oder gar dem biblischen Juden so wenig zu tun, wie etwa ein moderner Katzelmacher mit Julius Cäsar — das glaubt übrigens nur der sehr ansehnliche und von uns unterschätzte D'Annunzio — oder irgend ein Deutscherlein mit den alten Germanen. Das intellektuelle Großstadtproletariat der Mediterran-Kulturen hatte zu einem gewissen Zeitpunkte, wie das in Alexandria der Fall war, das damals modische Judentum angenommen, so wie man bei uns in vierzig Jahren Massen von Buddhisten haben könnte; sind wir darum schon Inder aus dem Geiste des Brahman oder des Gautama? Ebensowenig sind die vielen Assimilationsjuden aus der Levante wesentlich für die jüdische Psychologie. Aber sie sind da, sie zählen, sie beeinflussen Wirtschaft, Politik, geistige Produktion und das Gegengewicht hält der in seiner rassischen Zusammensetzung gewißlich nicht bessere Antisemitismus: immerhin, er ist berechtigt.

Den jüdischen Einfluß zu brechen, dort wo er das Privatjüdische will, ist das gute Recht des Privatarischen ebenso wie es das Recht und die Pflicht des öffentlichen Kulturwollens von Juden ist, das Privatarische zu hintertreiben. In

dieser Situation muß man Männer wie Einstein und Hirschfeld sehen, die unter Zukurzfassung des Bekenntnisses, falsche Auslegung einer politischen Doktrin und Ueberspannung der Energie seitens arischer Kreise, die noch dazu von privatarischen Interessen verhetzt waren, zu leiden hatten. Gewisse Ausschreitungen des Kapitalismus sind spezifisch jüdisch wie einige manische Verbiegungen des Sozialismus; und gegen beides, da es im rein jüdischen Interesse und Machterweiterungskreis einer psychich abnorm stark kristallisierten Rasse — einer verelendeten Nebenaristokratie unserer europäischen Gesellschaft — liegt, remonstriert mit Recht der Antisemit. Wo aber der Jude als öffentlicher Nützling auftritt, wie in der Wissenschaft (was man in der schönen Literatur nicht so glatt sagen kann), da begeht der Antisemitismus allerdings eine Kulturschmach, wenn er seine Grenzen nicht einsieht, es nicht kann; noch mehr, es nicht will.

Es kann sich niemals darum handeln, den Juden überhaupt, sondern nur, das rigoros vertretene kleinliche jüdische Interesse zu bekämpfen. Diesem Kampf werden sich die besten arischen Charaktere und Köpfe entziehen, wenn sie neben dem Privatjüdischen nun auch so kraß das Privatarische wittern, wie es in den von konkurrierten Professoren hervorgerufenen Skandalen erbrecherisch zum Ausdruck kommt. Wenn mir jemand in der Relativitätstheorie etwas Jüdisches — es sei denn die aparte jüdisch-sarazenische Begabung für Mathematik — nachweist, so bin ich bereit, den ersten Stein zu werfen.

Robert Müller.

JEAN PAUL

Zu Alfred Polgars Darstellung der erschröcklichen „Affaire Kulka" („Tage-Buch", Heft 39) wird mir aus Wien geschrieben:

Der arme Kulka, der Jean Paul in den „Blättern des Burgtheaters" als Kulkas Werk herausgegeben hat, fand einen Verteidiger. „Ich weiß nicht, warum Ihr alle ihn so angreift," rief der junge Literat, „Kulka hat doch Jean Paul in der Ursprache gelesen."

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W35, Potsdamer Straße 123b.

STEFAN GROSSMANN

TRAGÖDIE ROBERT ENGELHORN

An einem Frühlingssonntag geht der Student Robert Engelhorn in Baden-Baden spazieren. Er ist vierundzwanzig Jahre alt, aus gutem Hause, sein Vater ist Maler und Professor dazu. Die Sonne steht im Mittag. Der junge Mensch spürt nicht den Frühling in der Luft, die geputzten Promenadenschönen sieht er nicht, das März-Knospen riecht er nicht. Er geht nicht nur allein, er wandelt in einer Wolke von Einsamkeit — keinem Ziele zu. In der Hose trägt er einen geladenen Revolver. Von Zeit zu Zeit greift die Hand des Studenten nach der Tasche, in der die Waffe steckt. Jedes ekle Schiebergesicht, das sich ihm aufdrängt, zwingt ihn, nach dem Revolver zu tasten. Zum Glück ist das widerwärtige Gesicht schneller an Engelhorn vorbei als der Revolver aus der Kleidung. Eine furchtbare Gereiztheit macht dem jungen Menschen den Spaziergang zur Hölle. Immer wieder tastet er nach der Waffe. Jetzt stolziert ein paar Schritte vor ihm ein junger Mann in einem funkelnagelneuen neumodischen Glockenmantel. Der junge Engelhorn ist aus dem Krieg arm und freudlos heimgekehrt. Als Achtzehnjähriger hatte er sich 1914 freiwillig gestellt. Aber der Schwung der berauschten Zeit ist längst verdampft; mit vergrämter Seele, alt im Herzen, ist der Beruflose zurückgekommen, aus der Kindheit ist er in eine Art Greisentum übersetzt. Immer ernst, immer einsam, ein junger Mensch, der nicht mehr lachen kann. Was soll er werden? Mediziner? Aber wie soll er heilen wollen, wenn ihm der Mensch verhaßt ist, die mordende Bestie. Er hat's versucht, das Medizingewerbe zu erlernen. Verdrossen und verekelt hat er's aufgegeben. Man müßte nicht dem einzelnen, man müßte der Masse zu Leibe. So hat er angefangen, Nationalökonomie und Geschichte zu studieren. Aber im Hörsaal fröstelt es ihn. Er beschließt, wie so viele gläubige Seelen, nach Rußland zu gehen. Er will sehen, was Lenins Leute aufgebaut haben. Aber dann frißt der Zweifel auch den russischen Glauben weg. Vielleicht, denkt er, kann ich mich in die demokratische Masse überhaupt nicht einordnen, vielleicht ist's mir bestimmt, das Schicksal aller zu fühlen, das Kreuz des Christen willig auf mich zu nehmen? Ich werde nie mehr lachen, aber vielleicht werde ich die nackte Brust den spitzen Pfeilen der Welt anbieten, vielleicht bin ich in meiner Trübseligkeit Christus nahe . . .

Diese anderen aber lächeln und scherwenzeln Sonntags auf der Promenade. Die Mädels wiegen sich in Röcken bis zu den Knien,

und ihre Waden locken. Die jungen Herren tragen funkelnagelneue Mäntel wie dieser Geck da vor mir und gehen gemächlich mit dem Stöckchen in der Hand ihren Sonntagsweg. Vergessen, daß wir gestern im Schlamm des Schützengrabens lagen, vergessen die zerstörten Wälder in Nordfrankreich, vergessen die Trichterfelder in der Champagne, vergessen die hunderttausend Gräber der Normandie. Das kann äugeln und spazierengehen und den Mädeln auf die Beine gucken und lachen und tuscheln. Und dieser gemächliche Spaziergänger vor mir, dessen Gesicht ich nicht sehe, der glaubt wohl, die Welt sei ohne Grauen. Aber er irrt: So wahr ich einen Revolver in der Hosentasche trage, er irrt! Die Welt ist aller Grauen voll, und dieser Spaziergänger im Glockenmantel soll erfahren, daß dieses tänzelnde Getue am Sonntag eine leere ekle Komödie ist.

Der Student Robert Engelhorn gab am 7. März 1920 in Baden-Baden auf den ihm persönlich unbekannten Studenten Hans Kahn einen Revolverschuß ab. Hans Kahn war sofort tot. Nun schoß der junge Engelhorn auf sich selbst. Aber der zweite Schuß ist schwerer, die Hand, gegen sich selbst gerichtet, unsicher. Sich selbst traf Engelhorn nur in den Oberschenkel. Der Tote, jung wie der Mörder, wurde fortgetragen, Robert Engelhorn ins Lazarett geschafft. Am 20. Oktober stand er in Karlsruhe vor den Geschworenen. Als ihn der Vorsitzende fragte, warum er den ahnungslosen Hans Kahn erschossen habe, erwiderte er: „Sein eleganter Mantel ist mir aufgefallen.“ Da Kahn Jude, noch dazu Bankierssohn gewesen, vermutete die Judenschaft sofort antisemitische Hetze. Aber der Angeklagte hatte den Getöteten nie gesehen, nicht einmal von Gesicht zu Gesicht, der Schuß war von hinten abgegeben worden. „Ich war einmal Antisemit, aber ich hatte das längst überwunden. Als ich schoß, war ich Gegner des Antisemitismus.“ Warum also schossen Sie? „Ich wollte mich ausschließen aus der bürgerlichen Gesellschaft, ich gehörte nicht mehr zu den anderen, und ich wollte das an irgendeinem beweisen. Ich habe die Tat auch nicht bereut.“

Die Psychiater erklärten Robert Engelhorn für schwachsinnig. Nicht verantwortlich für sein Tun. Die Geschworenen sprachen ihn frei und überwiesen ihn einer Irrenanstalt. Dort wird er vermutlich nicht lange bleiben, denn die Irrenhäuser sind überfüllt und entlasten sich gern. Die Erfahrung hat übrigens gelehrt, daß diese neurasthenischen Schießer nach ihrem Attentat zu ihrem Nervenfrieden kommen. Sie haben sich die Unruhe herausgeschossen und werden gelassen. Eine Klosterzelle sollte diese zerrütteten Seelen umfrieden.

Ich habe den Fall Robert Engelhorn hier nach den Berichten über die Schwurgerichtsverhandlung wiedergegeben, weil der

äußerste Grenzfall besser Aufschluß gibt über die Seelenverfassung der nächsten Generation als die glücklich gehemmten Schicksale beherrschter und weniger reizbarer Naturen. Lernt daraus, Politiker, Gesetzgeber, Zeitgenossen. Wie dieser friedlos Verworrene irren in Deutschland Zehntausende zwischen den Klassen, Jünglinge, um ihre Jugend geprellt, Knaben, die mit vaterländischen Liedern ausgezogen und mit vergreister Seele heimgekehrt sind, Glaubenswillige, zu ernst, um vom Getändel der Weibchen behext zu werden, Verstörte, die ohne Lebensreligion in keine Ordnung zurückfinden. Ihr wundert euch über die Leningläubigkeit der Vierundzwanzigjährigen? Aber wer hat denn auch nur einen Blick für diese seelischen Kriegsinvaliden? Wer führt diese Verschütteten mit sanfter Hand in den Frühlingssonntag und gar in den Wochentag zurück?

Es müßten hunderttausend junge Mädchen die Tragödie dieses Robert Engelhorn hören, fühlen, erkennen. Ein Weibergeschlecht, das durch die Dielen tänzelt oder bebrillt im Seminar hockt, wird die Geschichte Robert Engelhorns trockenen Auges vernehmen. Die Puppen mit dem Filmelegant in den entsetzlich leeren Hirnchen werden dem Baden-Badener Raskolnikow keinen Herzensgedanken widmen. Aber frauliche Seelen werden diese Tragödie des Melancholikers als Anklage fühlen. Der Seeleninvalide hätte nicht nach der Waffe getastet, wenn in dem Personenregister dieses Trauerspiels ein sanfter Weibername zu finden gewesen wäre.

MAX PIRKER

DAS KÄRNTNER PLEBISZIT

Die heißumstrittene Zone A des aus einer Terra incognita zum europäischen Begriff gewordenen Klagenfurter Beckens hat mit 59 Prozent für Deutschösterreich gestimmt. Die Vorgeschichte dieses Plebiszits ist ein einziger langer Leidensweg des tapferen Kärntner Volkes: bewundernswert ist die treue und hingebungsvolle Arbeit, die hier für Deutschösterreich, für europäische Kultur und Gesittung überhaupt geleistet wurde. Von den bangen Stunden zu Weihnacht 1918, da von den Karawanken die jugoslawischen Kanonen nach Klagenfurt herüberdröhnten und sich in der schutzlosen Landeshauptstadt der tapfere Widerstand der Kärntner, die Verteidigung mit Wort und Waffe zusammenballte, von den schrecklichen Wochen der Besetzung Klagenfurts im Sommer 1918, da Kärntens gerechte Sache verloren schien — bis zu dem machtvollen Aufflammen der alle Stände und Parteien umfassenden kärntnerischen Bewegung: es ist ein Weg von historischer Bedeutsamkeit. Es ist der Sieg der Landschaft — als Gemeinsamkeit von Land und Bewohnern — über

die Nation, es ist der Sieg der Wirtschaftseinheit über die von kurzsichtigen Fanatikern ausgeklügelte Sprachengrenze. Es ist eine Lehre für das zerstückelte Europa, die von dem kleinen Kärnten und seinem ehernen Einheitswillen ausstrahlt: die wirtschaftlichen Komplexe, die Schicksalsgemeinschaften von Jahrhunderten haben ihre zwingende Kraft, die stärker spricht als die Sprache des Blutes. Denn unter den 59 Prozent befinden sich Tausende von Slowenen, die es also vorzogen, Staatsbürger des verarmten Oesterreich zu werden und ebenso wie ihre deutschen Landesbrüder allen Lockungen des jugoslawischen Balkanstaates widerstanden. Die Lage der Deutschen war hier schwieriger als in den reichsdeutschen Abstimmungszonen. Der Friedensvertrag stellte die Zone A unter jugoslawische Verwaltung und räumte der Plebiszitkommission nur eine sehr vag umgrenzte Kontrolle ein, es gab kein Reichs- und Staatskommissariat in besonderem Auftrag, wodurch die das Plebiszit betreffenden Fragen und Maßnahmen aus den Verwaltungsapparaten hätten herausgelöst werden können; ungehört verhallte der dringende Ruf nach interalliiertem Militär, schutzlos war die Bevölkerung den jugoslawischen Prügelbanden, Sokoln und Komitadschis preisgegeben. Erst in letzter Stunde trafen eine größere Anzahl von Ententeoffizieren ein, die wenigstens am Abstimmungstag selbst leidliche Ruhe erzielten. Aber bis zum 10. Oktober wurden ungescheut alle Mittel der Sabotage in Szene gesetzt: Bestechung, Stimmenfang und offene Gewalt. Die Plebiszitkommission war, soweit England und Italien in Frage kam, von einem gewissen Wohlwollen für die kärntische Sache erfüllt, während Frankreichs Vertreter offen ihre jugoslawischen Sympathien an den Tag legten.

Die österreichische Regierung sandte schöne Noten nach Paris und Belgrad, die dort ad acta gelegt wurden, sie sandte endlich in letzter Stunde zwei jüngere Diplomaten nach Klagenfurt, die sich dort recht überflüssig vorkamen, denn hier war alles ohne die österreichische Regierung im besten Gange. Der „Kärntner Heimatdienst" ist eine aus bescheidenen Anfängen erwachsene, aber mustergültig ausgebaute, tadellos funktionierende Organisation, und der nicht aus der Diplomatenküche des Ballplatzes, sondern aus der österreichischen Marine hervorgegangene Fregattenkapitän P e t e r, der österreichische Delegierte bei der Plebiszitkommission, ist ein diplomatischer Outsider von hier ungewöhnlicher Tatkraft und Begabung. Es sei gerne anerkannt, daß in den letzten Wochen vor der Abstimmung das Pressedepartement des Wiener Auswärtigen Amtes eine Anzahl in- und ausländischer Journalisten nach Klagenfurt schickte, wodurch wenigstens in letzter Stunde die europäische Oeffentlichkeit über die Ereignisse in Kärnten aufgeklärt wurde.

Zwei Jahre lang haben die Kärntner diesen Aufklärungskampf allein geführt, und sie haben lange Zeit hindurch in der Wiener öffentlichen Meinung nicht jenen Widerhall gefunden, den diese zur Lebensfrage Kärntens gewordene Sache verdient hätte. Wien, bisher ausschließlich gegen den industriereichen sudetenländischen Norden hin orientiert, stellt sich erst langsam auf die Welt jenseits des Semmering ein. Man hat sich in Kärnten auch gar nichts von Wien erhofft, besonders seit dem Eingreifen der Volkswehr in die Kärntner Abwehrkämpfe im Frühjahr 1919, deren undiszipliniertes Verhalten gegen die prachtvolle Haltung der freiwilligen Kärntner Schutztruppe traurig abstach. Ich habe auf meinen Fahrten durch die Zone A im September und am Abstimmungstage mit vielen bewährten Kämpfern für Kärntens Einheit gesprochen: Männer, die ihre ganze Existenz aufs Spiel setzten, von den slawischen Machthabern auf das brutalste gequält und nach Laibach geschleppt wurden, wo sie mit Häftlingen in schmutzigen Arresten wochenlang schmachteten. Die Haare sind ergraut, die Herzen aber sind ungebrochen. Die slawischen Kampfmethoden gingen darauf aus, den Deutschen mürbe zu machen, ihn mit List und Gewalt von der heimatlichen Scholle zu vertreiben. Die Schule wurde in den Dienst der jugoslawischen Agitation gestellt, die Seele der jungen Generation mit dem üblen Hauche wüster Hassespolitik vergiftet. Jeder Pfarrhof war ein „Narodin svet" (Volksrat), wo die nach dem Muster serbischer Komitadschis aufgestellten Prügelgarden ausgerüstet wurden. Dieser Kleinkrieg von Dorf zu Dorf, ja von Haus zu Haus war ein Spiegelbild des diplomatischen Kampfes innerhalb der Plebiszitkommission, wo der jugoslawische Delegierte Jovanovic, zwar glatt und nicht so balkanisch-derbschlächtig wie die Laibacher Advokatenregierung, die das ganze Kärtner Abenteuer angezettelt hatte, die zum Schutz der freien Abstimmung zu treffenden Maßnahmen hinauszögerte. Ueberhaupt: verzögern um jeden Preis war die jugoslawische Devise. Die Verwaltung der Südzone, die Beherrschung der Post, des gesamten Verkehrs- und Absperrungsapparates ermöglichte den Jugoslawen mit Leichtigkeit die Durchführung ihrer Praktiken; dazu kam der europäischen Oeffentlichkeit gegenüber bewußte Irreführung durch Ableugnung jeden Terrors in der Zone A, während in der deutschen Zone wüster Bolschewismus und alldeutscher Terrorismus herrsche.

Daß diese jugoslawischen Ausstreuungen leider auch in Deutschland Glauben fanden, beweisen Hermann Wendels Bemerkungen über das Kärntner Abstimmungsgebiet in seinem Aufsatz „Südslawien" (Neue Rundschau, September 1920). Die wegwerfende Kälte, mit der Wendel über den Verzweiflungskampf der Kärntner hinweg-

geht, ist wohl nur durch eine spezifisch balkanische Einstellung erklärlich, muß aber als tendenziös auf das entschiedenste zurückgewiesen werden. Kärnten hat mit seiner unter den schwierigsten Verhältnissen erzielten Majorität für Deutschösterreich den Jugoslawen und ihren Aposteln die unzweideutige Antwort erteilt. Daran hat auch der sehr post festum als Verlegenheitsauskunft der Laibacher Presse gegenüber inszenierte Einmarsch in die Zone A nichts geändert, und die Botschafterkonferenz, vom Ausgang sicherlich nicht angenehm berührt, hat doch der gerechten Sache ihre Anerkennung nicht versagen können und den kategorischen Befehl zur Räumung nach Belgrad erlassen. Die serbische Regierung hat sich für die Annektion Kärntens nie in dem Maße erhitzt wie die Laibacher Provinzialregierung. Europa hat ein dringendes Interesse daran, daß an dieser gefährlichen Reibungsfläche zwischen Italien und Jugoslawien geordnete Zustände herrschen. Die jugoslawische Militärpartei unter Führung des Prügelgardengenerals Majstr, eines von der Plebiszitkommission aus Kärnten ausgewiesenen, mit schwerer Blutschuld gegenüber den Marburger Deutschen beladenen ehemaligen k. u. k. Offiziers, eine der widerwärtigsten Erscheinungen des ganzen Kärntnerkampfes, hätte das Karawankenvorland gerne als Aufmarschgebiet gegen den unbequemen italienischen Bundesgenossen benutzt, und so hätte Europa vielleicht das traurige Beispiel erlebt, daß eine Handvoll gewissenloser Abenteurer und zügelloser Imperialisten einen Brandherd mitten im kaum beruhigten Europa stifteten.

Das ist nun glücklich verhindert; neben dieser europäischen Seite der Kärntner Frage kommt aber noch eine spezifisch alpenländische in Betracht. Kärnten hat seinen beiden unglücklichen Nachbarländern, Tirol und Steiermark, den Weg der Selbstbestimmung gewiesen und das alpenländische Deutschtum in seinem schweren Existenzkampf gestärkt. Es hat sich gegenüber den wirtschaftlichen Verlockungen des Balkans zum verarmten Mitteleuropa bekannt und wird nun hoffentlich intensiver als bisher sich am mitteleuropäischen Kultur- und Geistesleben beteiligen. Kärnten ist reich an künstlerischen Begabungen: gerade heuer haben kärntnerische Künstler sich den Wiener Kunstmarkt erobert. Aber es bedarf einer intensiveren nicht nur politischen, sondern auch kulturellen Anschlußpolitik; die geistigen und künstlerischen Bestrebungen gehen wie in den übrigen Alpenländern meist von wenigen Einzelpersönlichkeiten aus, die weder bei der Regierung, noch in der Oeffentlichkeit den nötigen Rückhalt haben. Aus der Not der Zeit wurde eine öffentliche Meinung geboren, ein seelischer Aufschwung ging wie eine Welle durchs Land — möge er dem hartgeprüften Lande für alle Zeit erhalten bleiben.

MAJESTÄTSBELEIDIGUNG

Ich gebe diese Betrachtung eines nicht gerade republikanisch gesinnten Kopfes wieder, obwohl sie mich vielfach zum Widerspruch reizt. Aber in der Verurteilung der madjarischen Rechtsprechung — und darauf kommt es hier an — stimmen wir überein.

In Ungarn, natürlich in Ungarn wurde ein gebildeter, feinnerviger, hochstehender Funktionär der ehemaligen Bela-Kun-Periode wegen Majestätsbeleidigung zu — ich weiß nun nicht zwölf Jahren oder zwölf Monaten — schwerer Haft verurteilt. Wegen Majestätsbeleidigung? Nein, natürlich weil er Sozialist war oder ist. Er hatte sich aber weder als solcher noch als Beamter etwas Gerichtsfälliges zuschulden kommen lassen. Man wollte einen Angriffspunkt haben; und so konstruierte man jenes juristische Ding, das die selbst in der Moral praktischen Amerikaner eine „technische Anklage" nennen. Die amerikanische Gesetzgebung ist nämlich von kurzer Tradition und wenig systematischer Durchgedachtheit, sie ist eine Kasuistik, ein praktisches Konglomerat. Und es kommt oft vor, daß Vergehen flagrant gegen die gesunde und biedere Moral des Volkes oder der Society verstoßen und dennoch durch die Maschen der Gesetze rutschen. Um regulativ dem normalen Empfinden entgegenzukommen, wird dann der Haftbefehl nicht auf die polizeilich unangreifbare, gefühlte, aber terminologisch nicht zu benennende Schuld, sondern auf irgendeinen belanglosen Verstoß ausgestellt. So könnte z. B. ein schwindelhafter Börsenjobber, der Volk und Wirtschaft durch seine Durchstechereien schädigt, wegen Biertrinkens am Sonntag verhaftet, von den Gummiknütteln der Polizisten vermöbelt und, wenn er sich zur Wehr setzt und einen Kratzer verursacht, wegen schwerer Körperverletzung empfindlich eingenagelt werden. Das Gericht geht vom normalen Empfinden aus, darf es freilich nicht eingestehen, daß es eine rechte Genugtuung auf listige Weise hervorruft, ist aber schon durch die Souveränität des amerikanischen gewählten, nicht ernannten Richters auf diese Elastizität vorbereitet. Kommen Mißgriffe vor, so wird anderseits doch auch einem legislativ nicht genügend gedeckten Rechtsempfinden auf diese Art Rechnung getragen. Dahin gehört auch das Lynchen.

In Ungarn wird jetzt wohl ähnlich gearbeitet, aber mit einem Unterschied: das Empfinden, das sich dabei auf die technische Anklage zurückzieht, um einen verletzten Rechtssinn mittels Korrektur zur Wirkung zu bringen, ist keineswegs ein normales, gesundes, allgemeines; es ist ein pathologisches, ressentimentales, rankünehaftes, reaktionäres (im physikalischen Sinn), es ist nicht „unvoreingenommen", es ist zu aktiv, kommt nicht aus dem (gestörten) Temperenz- und

Balancepunkte her. Und so wirkt es denn auch auf den objektiven Betrachter nicht wie ein Anfall gesunden Humors, der für ein als gut Erkanntes kein taktisches Federlesen kennt, sondern es wirkt erschauernd. Es ist gleichgültig, ob der Majestätsbeleidiger zwölf Jahre oder zwölf Tage Strafabsitz bekommt. Der Charakter des Prozesses als solcher ist grundschlecht. Am wenigsten wird der Majestät genützt. Mit Gewalt wird die Fiktion aufrechterhalten, daß die Monarchie sozusagen niemals unterbrochen war, und daß die kommunistische Republik nur ein Verbrecher-Interregnum darstellt. Die Majestät wird in eine Lüge verwickelt, sie wird durch eine Hekatombe von Lügen, durch eine Lügenopferung reinthronisiert.

Das Gesetz, das die Majestät vor Beleidigungen schützt, ist berechtigt. Es schützt nämlich nicht die Person, sondern in der Person das allgemeine Empfindungssymbol. Wenn ein Mann in einer Kirche den Hut aufbehält oder sich unartig aufführt, so wird nicht der Kruzifixus aus dem Bilde herabsteigen, aber die Andacht der anderen ist gestört, und mit Recht wird der Rohling bestraft werden. Die „Majestät" ist nicht ein abstractum pro concreto, sondern im Gegenteil, die königliche Person ist ein concretum pro Abstracto. In der Monarchie regiert immer das — ewige — Abstraktum; le roi est mort, vive le roi.

Aber einmal stirbt der König doch, wenn eben Kirche und Andacht aus ist und jedermann seinen Hut aufsetzen kann; wenn die Republik die Majestät aufhebt. Es ist doch einleuchtend, daß im Vergleich zum historischen Sturz des Königs die bürgerliche Mißachtung überhaupt nicht in Betracht kommt. Den König hat nicht der einzelne Majestätsbeleidiger gestürzt; vielmehr war die Majestät in jener Periode nicht allgemein gefühlt, weil sie ja allgemein gedemütigt worden war; also war sie nicht vorhanden, denn sie ist nicht an die physische Person des Königs geknüpft, vielmehr umgekehrt: in der Monarchie wird eine physische Person an die Majestät geknüpft. Existent ist überhaupt nur die Majestät, das Abstrakte, und gerade das macht eine richtig begriffene Monarchie so außerordentlich sublim, so überlegen der immer materialistischen Republik. Die Majestät entsteht erst durch alle, wie der Gott, wie nach der Machschen Auffassung das Ich als Schnitteffekt von allen Sensationen. Wie Angelus Gilesius sagt: Wo wäre Gott, wenn ich nicht wär, wo nähme Gott die Allmacht her! Es gibt nichts Demokratischeres als die Majestät, sie ist katholisch an sich, es gibt nur die katholische Majestät, die Zusammenfassung aller, die Hoheitlichsprechung des gemeinen Menschenlebens; darum hat der gemeine Mann immer einen egoistischen Instinkt für die Majestät, den König, die fürstliche

Pracht, und nicht aus bloßem Knechtssinn, wie etwa Heinrich Mann meint.

Aber die Majestät ist nur da, wo sie da ist; zur Liebe kann man nicht zwingen. Das dogmatische Aufrechterhalten der monarchistischen Fiktion in Ungarn ist denkfalsch und unmoralisch. Es muß demoralisieren, korrumpieren. Die Majestät wird mit einer Lüge verquickt; sie wird banalisiert und die Majestätsbeleidigung wird auf das Niveau einer besonderen persönlichen Ehrenbeleidigung gedrückt. Aber in der Majestät sind immer die anderen und die konkrete Person nur insoweit beleidigt, als sie selbst zu allen gehört und gegenüber ihrer Majestät auch ein anderer ist.

Aus dem ungarischen tragischen Irrtum spricht die Verballhornung einer guten Idee, der Idee der Ordnung. Ungarn hat für die Welt eine unglückliche Hand. Es hat den Krieg mit Serbien verursacht; es hat die Revolution am Isonzo begonnen. Damals empfand man das als ungeheuer „national". Da war das Verjagen des Königs, der Abbruch aus dem Gefüge der österreich-ungarischen Monarchie als neues Ehrenblatt einer ungarischen Rebellentradition gefeiert. Man lese die Geschichte. Die ungarischen Magnaten waren stets dem Hause Habsburg die grimmigsten Revolutionäre und persönlichsten gehässigsten Ehrenbeleidiger. Man denke an 1848 und an die adligen Insurrektionen von früher. Eine solche Nation, nein, die traditionalistischen Vertreter dieser Nation hätten gar keine Verpflichtung, ihrem Haß persönlicher Schädigung den Pupurmantel der technischen Anklage auf Majestätsbeleidigung umzuhängen. Kürnberger sagt in einem Essay: der Magyarismus wird solange ein Fragezeichen in der Geschichte bleiben, als er mit Vorliebe zu Pferde sitzt.

DIE FLUT DER NEUEN BÜCHER

Die Journalisten tun nicht wohl, daß sie uns von lauter neuen Büchern Nachricht geben; gleich als wenn sich die Wahrheit alle Tage verjüngte. Es scheint mir kein Grund vorzuliegen, die neueren vorzuziehen, bevor ein Mensch die alten durchgelesen hat. Da sie sich aber das Joch eines Gesetzes selbst aufgebürdet, nur von solchen Werken zu reden, die glühend heiß aus der Schmiede kommen, so haben sie sich einem anderen unterworfen, nämlich höchst langweilig zu werden. Sie hüten sich wohl, die Bücher, aus denen sie Auszüge bringen, zu tadeln, so begründete Ursache sie dazu haben; aber wer ist so verwegen, sich in einem Monat ein Dutzend Feinde auf den Hals zu ziehen?

Montesquieu: „Lettres persanes".

FRANZ FERDINAND BAUMGARTEN

ITALIENISCHES TAGE-BUCH

NACH TISCH

„Wir waren gegen den Krieg", sagt die Frau des gewesenen Präfekten im Bestreben, meine Zurückhaltung zu überwinden und mich in den Kreis hineinzuziehen, der sich nach Tisch in der Abendkühle zusammenfindet. „Wir waren immer für Giolitti, nicht nur jetzt, wo er wieder an der Macht ist, nein auch damals, als es für Vaterlandsverrat galt und man dafür abgesetzt, ja mit dem Tode bedroht wurde. Wir könnten manches darüber erzählen, nicht wahr, Giuseppe?" Bevor der Graf seiner Frau beistimmen könnte, zürnt der römische Ingenieur: „Nur Sie, Gräfin? Alle Vernünftigen waren gegen den Krieg! Hätten wir nur einen kleinen Teil der Kriegskosten für den Ausbau unserer Wasserkräfte verwendet, wir wären heute ein reiches Land. Eine große Industrie könnten wir mit Elektrizität betreiben und sparten die Hälfte der Kohlen, für die wir jetzt unser letztes Geld nach England tragen müssen. Nach Norwegen und der Schweiz haben wir die größten Wasserkräfte. Die elektrische Verwertung unserer Wasserfälle, nicht törichte Kriege würde ein kluges Land finanzieren! Wir freilich tun es nicht. Auch Giolitti denkt nicht daran. Niemals bringen wir es zu etwas." „Die Wichtigkeit dieser Frage ist auch mir bekannt" — der piemontesische Graf und giolittanische Präfekt greift aus zur Rede, die ihm der Ingenieur abgeschnitten hatte. — „Sollte ich wieder einmal in leitender Stellung sein, so werde ich mich mit ganzer Energie für die Verwertung unserer Wasserfälle verwenden. Die Finanzkrisis aber, Herr Ingenieur, ist eine europäische Frage. Sie ist nur im großen Zusammenhange zu lösen. Sie ist eine Folge der schlechten Politik. Nur weitsichtige Staatsmänner, die die Wurzel des Uebels erkannt, können uns helfen. Unsere Rettung ist die Rettung Europas. Sie heißt die Vereinigten Staaten Europas." „Wollen wir nicht rechtzeitig flüchten, Boni?" — flüstert der Florentiner Elegant. — „Ich wette, dein Vater ist gleich wieder bei Dante angelangt. Er sollte seine Reden für Montecitorio nicht vor uns einstudieren. Im Chalet am Strand gibt es heute exzellentes Biskuit-Eis und die schlechte Musik dort ist mir auch noch lieber als Dante." „Dante," sagt der Graf, und erläuternd zu mir gewendet: „Unser großer Nationaldichter Dante, der im 13. Jahrhundert lebte, Dante hat bereits mit Prophetenblick erkannt, Europas Heil sei die Einheit Europas." „Sie denken an die Monarchia Dantes, Graf?" „Ach, Sie kennen Dante! Sogar seinen Traktat De Monarchia. Hast du es gehört, Boni?! Die Ausländer kennen unsere Literatur besser als manche Italiener! Also, wie Sie wissen, Dante verficht die Vereinigung der

Christenheit unter ein Oberhaupt. Den Verhältnissen von heute angepaßt heißt das die Vereinigten Staaten Europas. Bevor wir nicht die Vereinigten Staaten Europas haben, gibt es immer wieder Kriege. Erzählen Sie den Leuten in Lucca, Pisa und Florenz, sie müßten sich bekriegen. Auslachen würde man Sie, so ungeheuerlich erscheint es heute, daß diese, durch einige Eisenbahnstunden getrennten italienischen Städte sich zerfleischen sollten. Aber jahrhundertelang war das die Politik und der Gedanke der Italia unita eine Utopie, wie heute die des geeinten Europas. Innerhalb Italiens ist kein Krieg mehr, innerhalb der Vereinigten Staaten Europas wird's keinen mehr geben! Das Geld, das wir an Rüstungen sparen, verwenden wir dann für die arbeitenden Klassen. So graben wir dem Bolschewismus die Wurzel ab. Vor Europas zwei Geiseln, Krieg und Bolschewismus, befreien uns die Vereinigten Staaten Europas. Utopien sagen Sie?! Was sind Utopien? Utopien sind die Wahrheiten von übermorgen. Den Trupp, der der Fahne nachzieht, trennt von ihr stets die gleiche Entfernung. Heißt das, die Fahne bewege sich nicht? Sie zieht über Berg und Fluß und kommt an das Ziel und kommt zum Sieg. Nur wir bleiben zurück. Was tut's. Was Dante erschaut, unsere Enkel werden es vielleicht erleben . . ."
„Unsere Enkel sollen reich werden", unterbricht der Ingenieur. „Das ist die Hauptsache! Friede und Abrüstung und meinetwegen die Vereinigten Staaten Europas sind nur Voraussetzung und Vorbereitung. Nur die Arbeit macht reich, nur der Reichtum macht stolz und unabhängig! Wir müssen wieder reich werden wie zur Zeit der Renaissance, dann werden wir auch wieder werden wie Tasso gerühmt, „la sede del valor vero". In der Zeit der Renaissance war die Quelle unseres Reichtums der Handel. Heute kann uns nur die Industrie helfen. Wir haben zwei Kräfte, mit denen wir den anderen den Rang ablaufen können. Unseren Kinderreichtum und unsere Wasserfälle. Setzen wir unsere Wasserfälle in Elektrizität um und die Kinder Italiens müssen nicht mehr auswandern. Krampft nicht Ihr Herz in London, wenn Sie sehen, daß jeder Kellner ein Italiener ist, weil Engländer sich zu gut dafür dünken. Und in Amerika, wo unsere Söhne, wie die Chinesen, die härtesten Arbeiten verrichten? Krampft nicht Ihr Herz, daß da draußen in der Welt die Sprache Dantes die Sprache der Kellner, der Köche und Erdarbeiter ist? Die Vereinigten Staaten Europas? Gut und schön! Wir haben noch was Besseres zu tun. Das vereinigte Italien, das uns Cavour und Garibaldi errungen, soll alle seine Söhne vereinigen, das Groß-Italien, wie es aus dem Kriege herausgegangen, soll reich und stolz sein wie Großbritannien! Bauen wir an unseren Wasserkräften . . ."
„Puppa was hast du denn? Warum schreist du so schrecklich?

Musetto hat dich gebissen? Er hat gewiß die Tollwut. Schnell einen Arzt? Wer rettet mein Kind?! Soll man nicht gleich den Arm abbinden, daß das Gift nicht weiterdringt." „Bianca Maria, beruhigen Sie sich doch", besänftigt Frau Margherita, „dem Hund fehlt nichts als der Verstand, sonst hätte er statt der unschuldigen Puppa den Luciano gebissen, der ihn getreten hat." „Das kommt von deiner Aengstlichkeit Bianca Maria! Hättest du die Jungen an den Strand gelassen, so würden sie nicht unsere Ruhe stören. Als ob ihnen jemand etwas täte abends am Strande! Luciano, Pepino, Lorenzo! macht daß ihr wegkommt!" „Puppa komm zurück! Was läufst du mit den Jungen? Hast du nicht genug?! Weiß Gott was sie noch anstellen werden! Signora Margherita, auch Ihre Bice schleicht sich weg mit den Jungen." „Maria Bianca, machen Sie nicht auch noch Frau Tamburini nervös! Lassen Sie doch Puppa und Bice und Carla mit den Jungen abziehen. Die lassen sich lieber von den Hunden beißen, als immer Politik zu hören. Ich halte es auch nicht mehr aus! Man wird verrückt vor Hitze und Politik! Ich fahre nach dem Trento, dort regnet's und man spricht nicht von Politik." „Wir fahren zusammen Signor Carocci" — sagt der Florentiner Geck — „Madonna di Campiglio, die Mendola und Cortina sind dieses Jahr Mode. Alles ist dort! Ganz Rom! Die Herzogin Giovanelli, die Marchesa Bourbon del Monte, alle meine Freunde! Und was es dort zu essen gibt, nicht nur Butter und Eier, nein, sogar Schlagsahne. Denken Sie, Erdbeeren mit Schlagsahne!" „Dann würde ich Ihnen aber doch raten, recht bald zu reisen Cavaliere! Am besten morgen. Sonst kommt der Eisenbahnerstreik und Sie bleiben hier sitzen." „Nein Conte, an den Eisenbahnerstreik glaube ich nicht mehr. Nicht an den Streik und nicht an das Gewitter" — spricht die schweigsame Signora Margherita —. „Seit drei Wochen höre ich es jeden Abend: Morgen gibt's ein Gewitter und morgen bricht der Generalstreik aus! Ich erschrecke nicht mehr." „Wir wünschen selbstverständlich alle" sagt der Graf, „daß Ihr beneidenswerter Optimismus recht behalte. Leider lauten meine Informationen anders. Bei den Nachbarn meiner Strandhütte ist heute der sozialdemokratische Abgeordnete X. angekommen. Er suchte meine Bekanntschaft. Von ihm habe ich wichtige Nachrichten aus Rom. Der Generalstreik ist beschlossen. Warum hat man auch die Sozialdemokraten provoziert! Die Bourgeoisie hat keinen Takt und keine Taktik. Wir müssen alles tun um die Sozialdemokraten bei der Stange zu halten. Abwarten, bis sich die Sozialdemokratie blamiert hat! Aber dieser Blödsinn mit den Straßenbahnern! Da haben wir schon seit drei Wochen den Streik der Kleinbahnen, seit drei Wochen fährt in ganz Italien keine Dampfbahn. Vor einer Woche haben sich auch die

elektrischen Bahnen angeschlossen. Unser deutscher Freund hatte Glück und schlüpfte gerade noch durch." „Ja wirklich, ich kann von Glück sprechen, nur einen Tag später und ich wäre in Viareggio sitzen geblieben. Aber ich denke der Streik ist vorbei. Heute hat mich schon um 6 Uhr die Elektrische aufgeklingelt." „Mich auch! Ich bekomme schon in aller Herrgottsfrühe Kopfschmerzen von dem scheußlichen Geklingel! Da fällt mir aber auf —" und Bianca Maria ist wieder in vollster Aufregung — „daß ich jetzt schon lange kein Klingeln und keinen Wagen mehr gehört habe. Sicher ist der Streik schon ausgebrochen! Und da habe ich schon fast Signora Margherita geglaubt, daß wir vom Generalstreik verschont bleiben. Aber Sie haben recht, Conte, der Streik ist da! Und diesmal der Generalstreik. Ich wette, gleich geht auch das Licht aus." „Da können Sie wieder einmal sehen, wie richtig meine Informationen sind. Sie sehen nur das Ende, kennen aber nicht den Zusammenhang. Der Abbruch des Streiks und der eben konstatierte Ausbruch des Generalstreiks hängen ursächlich zusammen. In Rom hat das Publikum die Schaffner der Elektrischen, die die Arbeit aufnahmen, verprügelt, weil sie die Wagen mit roten Fahnen geschmückt hatten. Ein solcher Blödsinn! Freilich sind die wieder gleich in den Streik getreten. Die anderen Verbände, allen voran die Eisenbahner, haben beschlossen, als Repressalie den Streik auszusprechen. Diesen Streikbeschluß hat mir schon heute morgen der Abgeordnete erzählt. Sie sehen ja! Das kommt davon! Jetzt haben wir ihn, den Generalstreik." „Nein das ist zuviel" — braust der Ingenieur — „Sie verteidigen die Straßenbahner! Die Kerle verdienen mehr als ein Ingenieur und sind noch immer nicht zufrieden. Wie schön, daß sie Keile bekommen haben. Tut mir nur leid, daß ich nicht mithelfen konnte. Ausnahmsweise hat das Publikum einmal Mut und Verstand gehabt und dafür schelten Sie es! Darum ist ja die Sozialdemokratie so allmächtig, weil jeder Angst hat und sich ihr anschließt." „Sie glauben doch wohl selbst nicht, daß ich Angst habe, Herr Ingenieur! Auch ich gönne den Kerlen die Prügel, aber ich bin nicht für Prügel, die uns den Generalstreik bringen. Gerade Menschen wie Sie, Herr Ingenieur, machen die Sozialdemokratie allmächtig. Unsere Dummheiten sind ihre Stärke. Und weiß Gott, wir begehen nur solche, wie jetzt diese Geschichte in Rom." „Was mich am meisten ärgert" — mischt sich jetzt der Großindustrielle ins Gespräch — „sind all diese großartigen Schlagworte: Generalstreik, Bolschewismus! Weiß Gott was für Namen wir noch von auswärts importieren werden, um unsere Nationalkrankheit, unsere Arbeitsscheu, zu legitimieren! Es ist der alte Adam mit einem neuen Feigenblatt. Aus Ueberzeugung ist in Deutschland der Sozialismus, in

Rußland der Bolschewismus entstanden. Wir in Italien freuen uns, wenn wir uns vor uns selbst besser machen können und unsere Faulheit nicht eingestehen brauchen. Unsere Faulheit ist auch mein einziger Trost: wir sind auch zu einer Revolution zu faul! Wir werden viel schreien, wie immer, und alles wird beim alten bleiben." „Sie sitzen ruhig da und hören zu und könnten uns doch am besten schildern was uns bevorsteht" — wendet sich Frau Bianca Maria an mich — „Sie in Berlin haben ja schon alles durchgemacht. Nach dem was ich in den Zeitungen las, war es ja ganz furchtbar! Ladenmädchen, die durch Eis und Schnee die Riesenstrecken zu Fuß machen mußten, erfroren unterwegs. Schnee haben die Berliner geleckt vor Durst, weil die Streikenden auch das Wasser abgesperrt hatten. Und die Kranken, die zu Hunderten verbluteten, weil während der Operation das Licht ausging! Seit ich das gelesen, werde ich krank schon beim Wort Generalstreik. Erzählen Sie doch, bitte, Einzelheiten. Sie müssen vieles gesehen haben, was nicht in den Zeitungen stand." „Ich muß Sie enttäuschen Signora. Es ist auch diesmal wie gewöhnlich: die Abwesenden wissen mehr als die Augenzeugen. Romain Rolland, dessen Bücher in Ihrer allen Händen sind, schrieb in französischen Zeitungen nach dem Untergang der „Lusitania" und dann nach der Ermordung Liebknechts wären jubelnde Menschenmengen durch Berlin gezogen. Wir in Berlin erfuhren es erst auf dem Umwege über Paris, denn gesehen hatte es niemand. So habe ich auch die erfrorenen Ladenmädchen und die Schnee-Esser versäumt." „Nun, ich habe mich im voraus mit allem abgefunden," sagt Bianca Maria. „Ich will dursten, fasten, alle Arbeit selbst tun. Nur über eins komme ich nicht hinweg, über den Lichtstreik. Im Dunkeln sitzen, immer auf schlechte Nachrichten warten und alles ins Ungeheure anwachsen sehen! Nein, das ist das Schrecklichste! Das halte ich nicht aus!" „Wir haben vorgesorgt," — tröstet die Gräfin — „Alle sind wir ausgezogen: Giuseppe, ich, Carla, Giustina, Constanza, Mademoiselle und die Miß, jeder nach einer anderen Richtung, und haben alle Kerzen aufgekauft, die es nur gab. Sie können welche abbekommen. Sogar Streichhölzer haben wir: zwei ganze Schachteln! Die hat Boni aufgetrieben. Denken Sie, wie geschickt: zwei Schachteln Streichhölzer in heutiger Zeit! Aber was hilft das! Wir können eben bei Kerzenbeleuchtung hungern! Hier auf Strand und Fels wächst nichts, wir bekommen alles mit der Bahn, und hungern, wenn keine Bahn mehr geht!" „Da kann ich Sie beruhigen Contessa," tröstet der Cavaliere. „Ich habe es heute beim Friseur gehört: im geheimen hat man Carabinieri untergebracht. Hier im Dorf wie in ganz Italien. Wie die Eisenbahner auch nur mucksen, nehmen die Carabinieri die Wortführer fest und versehen den Dienst für die Streikenden. Mit

dem Eisenbahnerstreik fallen die Sozialdemokraten hinein! Ich sage Ihnen, die Carabinieri, die halten fest, die schaffen Ordnung . . ." „Die Carabinieri!" — schreit der Industrielle — „die Carabinieri! Wenn die helfen sollen, dann ist wirklich alles verloren! Denken Sie doch an Venedig . . ." „Venedig, dort ist ja schon der Bolschewismus," sagt der Ingenieur. „Die Zeitungen freilich verschweigen es," eifert der Cavaliere, „aber ich weiß es aus Briefen. Jeden Abend gibt es einen Ueberfall auf der Piazza. Die Bolschewiki stürzen aus allen Straßen auf die Leute, die dort vor den Cafés sitzen. Alles flüchtet. Der Gräfin X. gelang es neulich noch mit knapper Not, an die Riva zu entkommen und durch ein Nebentor in das Hotel Danieli zu schlüpfen. Weiß Gott was ihr sonst geschehen wäre." „Da haben Sie's" — bricht der Industrielle los — „wenn dann alles vorbei ist, dann erscheinen die Herren Carabinieri, Ihre Carabinieri, Cavaliere, und verhaften — die Kellner, die über das zerbrochene Geschirr und die Zeche jammern, mit der die Gäste durchgebrannt sind." „Da ereifern wir uns nun alle, als ob wir wirklich schon mitten im Generalstreik säßen," — als unterstreiche er jedes einzelne Wort, setzt Bianca Marias Mann seine Worte — „das einzige Anzeichen des Generalstreiks ist das Aussetzen der elektrischen Bahn. Nicht wahr? Aber nach 9 Uhr fährt doch nie eine Elektrische. Auch sonst, wenn wir so wie heute, nach Tisch zusammensaßen, haben wir nie die Bahn gehört." „Giulio, du freilich weißt immer alles besser! Du bist immer in Opposition. Glaubst du vielleicht, wenn der Generalstreik ausbricht, dann wird die Bahn plötzlich auch nach 9 Uhr noch fahren? Uns allen genügt als Beweis für den Generalstreik, daß die Bahn nicht fährt. Daran ändert all deine Sophistik nichts." „Sie übersehen meine Informationen," sagt der Graf, „Sie vergessen, daß Carabinieri im Dorf versteckt sind, daß es also sicher Unordnung gibt," spottet der Industrielle. „Sie vergessen," sprudelt der Ingenieur, rot vor Zorn, „daß die Straßenbahner, die mehr verdienen als ein Ingenieur, nicht zu arbeiten brauchen. Warum sollten sie nicht streiken?! Sie können ja von ihren Renten leben." „Sie vergessen," stichelt der Industrielle, „daß die Leute für die Streiktage auch noch bezahlt werden." „Sie vergessen, daß die Bolschewiki ein Gesindel sind," empört sich der Cavaliere. „Sie vergessen, daß Generalstreik nur ein Name für unsere Nationalkrankheit ist," — ruft der Industrielle — „ich glaube an den Streik, denn ich glaube an unsere Faulheit!" „Regen Sie sich nicht auf, meine Herren! Ebenso gut wie wir, weiß mein Mann, daß der Generalstreik ausgebrochen ist. Er will uns nur ärgern und freut sich, wenn ihm das gelingt. Und jetzt geht auch das Licht aus. Es flackert nur für einen Moment sagst du?! Nein, es wird immer schwächer. So,

jetzt ist es aus! Jetzt, Giulio, kannst du meinetwegen den General streik noch weiter leugnen." „Meine Informationen." „Unsere Nationalkrankheit." „Die Carabinieri." „Sie können sichs leisten." „Sie haben mir Kerzen versprochen, Gräfin, Sie lassen mich doch nicht im Stich?!" „Wollen wir nicht die Kinder vom Strand holen? Sie werden sich im Dunkeln ängstigen." — Das Stimmengewirr verstummt vor Frau Margheritas Bestimmtheit. „Bianca Maria bleibe nur ruhig hier, Signora Margherita geht mit mir" — beschwichtigt ihr Mann —. „Wir nehmen auch noch die Miß mit. So brauchen auch Sie sich nicht zu bemühen, Contessa. Wir bringen die Kleinen." „Gott sei Dank, daß ihr da seid," empfängt Bianca Maria die vom Strand Kommenden. „Hast du wirklich alle, Giulio? Wo ist Puppa? Ihr hättet auch schneller kommen können! Da sitzt man im Dunkeln und hat Angst für euch alle. Giulio! bleibe doch an meiner Seite!" „Das ist doch wirklich nicht notwendig, ich wette, die Sache ist gleich vorüber. Vom Strand aus sahen wir, daß in Viareggio schon wieder alles hell ist. In wenigen Minuten haben auch wir wieder Licht." „Sie wollen doch nicht behaupten, daß es keinen Generalstreik gibt," sagt der Graf. „Sie glauben also, gerade die Elektrizitätsarbeiter machten nicht mit?! Gerade diese, die am meisten verdienen, werden am schnellsten streiken," ereifert sich der Ingenieur. „Sie wissen wirklich noch nicht, wie die Bolschewiki sind," meint der Cavaliere. „Wie es auch sei, meine Herrschaften," — ruft Frau Margherita, — „Sie sehen, das Licht ist soeben wieder angegangen. Für den Moment ist das die Hauptsache." „Ein Beweis, daß wir den Streik haben" — sagt der Ingenieur — „ein Fehler hätte nicht so schnell behoben werden können. Die Erklärung ist, daß streikfeindliche Arbeiter den Strom wieder eingeschaltet haben." „Die Streikenden selbst werden es getan haben." — erklärt der Graf — „Sie machen es wie in Rom, wo ja die Elektrizitätsarbeiter schon seit einer Woche streiken. Nur für eine gewisse Zeit wird der Strom ausgeschaltet, dann brennen wieder alle Lampen und wie man sich daran gewöhnt hat, verlöschen sie wieder. Sie haben sich ein ganzes System ersonnen, wie sie das Publikum quälen können. In die Finsternis lassen sie Scheinwerfer hineinspielen und blenden die im dunkeln Hockenden. Die erprobte Tortur wird jetzt an uns erprobt!" „Halten Sie inne, Graf," beschwört ihn Bianca Maria. „Schon vom Hören wird einem schlecht. Das ist ja die spanische Folterqual! Nein, tausendmal ärger. Dagegen ist vollkommene Dunkelheit noch eine wahre Wohltat. Giulio! Ich sehe du willst widersprechen. Aber es ist umsonst. Wir glauben dir doch nicht. Die Tram geht nicht und das Licht brennt. Es ist bewiesen: der Generalstreik ist da!"

Ich kann die verfluchte Heuchelei der Schauspieler nicht leiden. Ehe es überhaupt einen Film gab, hörte man oft einen ganz erbärmlichen Mimen, der sich beim Gastspiel einer Berühmtheit aus dem Provinzensemble durch eine hingeworfene Bemerkung hervorheben wollte, sagen: „Das ist ein Beruf — die Schauspielerei!" — Jawohl — ehe es einen Film gab, taten miserable Schauspieler immer so, als ob sie bloß des Geldverdienens halber „beim Theater" wären. Alles erstunken und erlogen! Jetzt gehört es ebenso zum guten Ton, so zu reden, als ob man als guter Schauspieler die ganze Filmerei bloß wegen des Geldverdienen-Müssens mitmache. Vielleicht täuschen sich diese Leute auch jetzt über ihr wahres inneres Selbst. Ich behaupte, daß der Film der echten Komödiantennatur etwas bietet, wonach die Sehnsucht immer ging.

Ich möchte nur kurz sechs Punkte andeuten:

1. Die Freizügigkeit. Ich betrete als Filmist nicht mehr ein kleines Nudelbrett, sondern arbeite in der Luft (Himmel), auf dem Wasser und der Erde. Europa ist mir zu klein usw.
2. Die Ausstrahlung meiner Persönlichkeit. Jeder Film bedeutet mir ein Gastspiel auf der ganzen bewohnten Erde.
3. Die Nachwelt. Und wenn ich längst vermodert bin, hat man die Möglichkeit, mich noch zu vervielfältigen.
4. Die Objektivität mir selbst gegenüber. Endlich sehe ich mich mal selbst, freue mich über Gelungenes und ärgere mich über Schwaches.
5. Ohne Publikumshemmung. Wenn es zur Premiere kommt, bin ich mit dem Kritiker im Parkett gleichbedeutend. Ich habe kein Training für den verfluchten Premierenabend mehr nötig.
6. Keine Serienspielerei. Ich mache jedesmal etwas Neues. Nie habe ich mich zu wiederholen.

Deshalb weg mit der Heuchelei. Wie oft wurde im sogenannten literarischen Theater die Dekoration beklatscht! Ihr alle, die ihr die bildende Kunst im Drama so ungebührlich auf Kosten der Schauspielkunst als künstlerische Tat habt in den Vordergrund rücken lassen, ihr habt den echten Kehlkopf-Schauspieler vergewaltigt. Ihr habt dem Film vorgearbeitet, der jetzt mit der unbarmherzigen Linse alles, wofür ihr euch als Regiekünstler bewundern ließet, viel gerechter einschätzt. In der bildenden Kunst gibt es dreidimensionale Plastiker und zweidimensionale Graphiker. Schließt endlich einen ehrlichen Frieden auch zwischen den beiden Techniken der Menschendarstellungskunst, dem Kehlkopf-Darsteller und dem sich vor der Linse Prostituierenden.

ALFRED POLGAR

WIRKUNG DER PERSÖNLICHKEIT

Aus einem demnächst im Verlag der „Wiener graphischen Werkstätte" erscheinenden Peter-Altenberg-Buch.

In das manuskriptraschelnde Café Griensteidl kam er, mit wehender Pelerine, und hielt Reden über das Christentum. Zahlkellner Heinrich schwenkte das versoffene Haupt. Seine Macht war machtlos gegen dieses Gastes Tempo.

Die Literatur, um Tischchen amikal und strebevoll versammelt, lächelte dem wilden Menschen zu. Aber er war ihr schon damals unheimlich. Sein ganzes Wesen hatte so was Anti-Papierenes, Schreibtisch-Müh'-Entwertendes, Etikette des Berufs Mißachtendes. Die saubere Dreiteilung der Literaten-Existenz — Leben, Reden, Schreiben — schien in dieses Sprechdichters Person umgestürzt und aufgehoben. Er tobte Essays, stegreifte Dramen, lebte Lyrik. Papier schien „Fleisch und Blut", nicht umgekehrt, Tinte war: Nervensaft.

Er hatte keinen Schreibtisch, nur einen ambulanten Schreibtisch. Wo er hinkam, entstand Unruhe, Verlegenheit, Stockung im glatten Ablauf sicherster Kausalitäten. Die Heftigkeit, mit der sein Hirn Glühendes und Kaltes, Tiefsinn und Abersinn auswarf, beschämte das Temperament ringsum; der allen Widerspruch umreißende, schäumende Zustrom von Einfall, Bild, Witz, Paradoxie, der seine Reden speiste, machte der Zunft Ohrensausen.

Die Angelangten, die Großen kehrten sich bald von ihm, dessen unproduktive Fülle ihre produktive Armut entschleierte.

Die Beginnenden, die Kleinen, hielten ihr Töpfchen unter den sprudelnden Ueberfluß.

*

Am Tisch, an dem er saß, war nur er. Die andern? Publikum, Staffage, Stichwortbringer. Aber sie kamen auf ihre Rechnung.

Er war eine Persönlichkeit von solcher Starkspannung, daß in ihrer Nähe sein schon zu erhöhtem Ich-Gefühl verhalf. Der Widerschein seines Feuers schon lieh geflissentlich nah hinzugestreckten Gesichtern eine Helligkeit, die sie aus inneren Lichtbeständen niemals hätten produzieren können. Er ging so weit ab dem Gewöhnlichen, daß, wer bei ihm sich hielt, auch schon der Illusion eigener Ungewöhnlichkeit teilhaftig wurde, süße Schicksalsbestimmung zur Abgetrenntheit vom Dutzendmenschen im Busen wähnte. Schon vom Wind, den er machte, strich den andern erquickliche, Dunst verjagende Frische ums Hirn. Von den Katarakten seiner Wut und Begeisterungen übersprüht, däuchten sich die Genossen der Stunde in Wildnisbezirken hoher Leidenschaft heimisch, und dem Gemsenpfade seiner herrlich verstiegenen Suada folgend, fühlten sie sich immerhin Hochtouristen im Geiste.

Sie kamen auf ihre Rechnung, die sie im Wirtshaus für ihn bezahlten.

*

Alles an ihm war besonders, überraschend. Seine Optik vergrößerte, was ihm augenblicklich die Netzhaut reizte, zum „Höchsten", verkleinerte, was sie unberührt ließ, zum „Letzten". Was ihm galt, hieß ihm „heilig", was ihm nicht galt, „tierisch".

Die Umgebung, gelehrig, gab ihrem Urteil gleiche Unbedingtheit. Von matten Lippen sprangen da seine Superlative, und stimmlose Geister fistelten das dreigestrichene C der Bejahung und Verneinung. Das war nicht einfaches Nachahmen, sondern unbewußtes Deckungsuchen hinter den Ausdrucksformen seines extremen Geistes vorm Gefühl der eignen Mittelmäßigkeit, das jener wachrief. Seine leidenschaftliche Antwort auch auf kleinste Reize machte, daß den andern mies wurde vor der Lauheit, Halbheit, Dumpfheit, Wackeligkeit ihrer Reaktionen. Solcher Beklemmung entflohen sie in seine Worte und Gebärden. Wie komisch war das, die zaghaftesten Bursche Fäuste gen Himmel recken und mit einfältigen Augen Ekstase rollen zu sehen!

Seine Geste, Mimik, Rede, hemmungslos hinausgeschleudert aus bewegtem Innern, trug solcher Herkunft Merkmal. Nicht um ihrer Schönheit oder Prägnanz, sondern um dieses Merkmals willen (dem eigen schien, vor Gott und Menschen bedeutend zu machen) wurden sie von den Schülern übernommen. Das große Spiel seiner Aufgeregtheit war Bote ungemeinen Innenlebens, und wer gleich livrierter Boten sich bediente, auf dessen ungemeines Innenleben war Rückschluß zwingend.

Weithin breitete sich ein Geschlecht in jeder Hinsicht verstohlener Jünger, die, eigner Sprache nicht mächtig, den Argot seiner Persönlichkeit stotterten. Er gab, in des Wortes Sinn, den „Ton" an. Mode wurde so z. B. seine Art, starr in verzücktem Schauer der geliebten Frau, an ihr Kleid, ihr Haar mit einer so Andacht wie heftigste Passion ausdrückenden Geste zu rühren, eine sanfteste Hand, deren Tremolo die mächtige Arbeit des inneren Motors verriet, auf ihre Hand zu senken, und vor sich hin und doch ihr zu Worte zu murmeln, die wie Blasen einer von Zärtlichkeit überkochenden Seele auf die Lippen stiegen.

Die Freunde wußten gar nicht, wie großes Recht in dem Unrecht war, mit dem er ihre erotische Beute als sein Eigentum reklamierte!

*

Ein Schauspiel, wenn Schriftsteller und Künstler gesicherter Geltung an den Stammtisch kamen, dem Außenseiter gütig zuzu-

lächeln. Wie verdufteten, in der Mischung des Gesprächs, vor seinen Essenzen ihre schwachen Zusätze! Wie waren im Nu die Solisten zur Statisterei abgedrängt!

Alles Gefestete, im Wert Bestätigte, Sichere wurde, eben weil es das, irgendwie lächerlich neben ihm, der das Mensch gewordene Prinzip der Beweglichkeit war, stets in Auflehnung gegen das Gesetz der geistigen Schwere, sein Lebtag immer wieder, treulos Ruhe-Verträgen, in heiße, oft freilich donquixottische Gefühls- und Gedanken-Abenteuer verstrickt.

Widerspruch schien blaß neben der heftigen (in späteren Jahren unheimlich apoplektischen) Röte seiner Meinung. „Vernunft"-Einwände schleuderte seine wirbelnde Irrationalität schon fort, ehe sie überhaupt heran gekonnt. Er war immer „hingegeben", immer „außer sich". Alles in den Paradiesgarten seiner Illusion Eingelassene — Speisen, Zahnpasten, Huren, Freunde — bekam Flügel, und erbarmungslos arbeitete das Flammenschwert

Nie war der ungeheure Appetit seines heißhungrigen Herzens gestillt.

Es konnte immer noch.

In seine Natur hineingestellt schien anderes Menschentum immer irgendwie Theaterkulisse: gefärbt, zurechtgeschnitten, gekleistert, mühevoll befestigt. In seiner Wärme verschrumpelten alle Pappendeckel.

Gebrannte Jünger schützten sich vor der Gefahr durch Imprägnierung mit Liebe oder Spott.

*

Er war Agitator. Immer für andere und anderes und eben dadurch zwingend für sich selbst. Das machen ihm die Schüler nicht nach. Ihre Agitation vermeidet die Umwege.

Er war kein Sparer mit sich und kein bescheidener Zurückhalter.

Im karierten Anzug mit zu kurzen Hosen, den Ledergürtel sportlich umgeschnallt, ohne Hut, sandalenklappernd, die Zwickerschnur breit wie ein Meßband, den keulenförmigen knolligen Stecken unterm Arm, stocherte er, schäumend im Selbstgespräch, über den Graben. „Sie machen zuviel Aufsehen!" sagte der Wachmann.

„Zu wenig!" schrie der arme Peter, „zu wenig!"

*

Fliegen war seines Leibes und Geistes Sehnsucht.

Und dies kränkte die Umgebung am ärgsten, daß er so gar nicht zu domestizieren war, nicht einzufrieden, nicht festzuhalten bei Meinung, Liebe, Haß. Nicht einmal beim Stammtisch.

Er hatte auch wirklich etwas von Loge, dem Schweifenden, nicht zu Bändigenden, Flamme-Verwandelten.

Nur war seine Wandelbarkeit und Treulosigkeit kein Verstandes-, sondern ein durchaus erotisches Phänomen: bedingt durch ungezähmt sinnliche Verliebtheit in die Welt, durch grenzenlose Gastfreundschaft, die er gegen das Leben übte. Sein Herz mußte immer Platz machen für neue Einquartierung. Das ging nicht ab ohne Hinauswurf und Kränkung.

Er war überhaupt ein Tyrann, der Werte und Wahrheiten, wie es seine Laune, in Gnaden nahm oder in den Dreck verstieß, mit Adelserhebungen so wenig knauserte wie mit Todesurteilen, Augenblicke zu Ewigkeiten ernannte, Tribut und Lebenszins nahm, und auf Einbrüche in den Harem mit orientalischer Grausamkeit die furchtbarsten Strafen setzte.

Ueber ihn hinweg kam keiner. Es galt, ihn zu lieben oder zu meucheln. Ganz Vorsichtige taten beides.

*

Zum Glück war er bei all seiner unvergleichlichen Genialität auch ein gewaltiger Narr, voll Marotten, Kinkerlitzchen, wüster Absonderlichkeiten. So ließen sich doch archimedische Punkte finden, von denen aus die Beklemmung, die seine Persönlichkeit erzeugte, wegzuhobeln war.

Vor das Außergewöhnliche haben die Götter das Pathologische gesetzt. Zum Schutz der Gewöhnlichen.

TH. FONTANE

BRIEF AN SEINEN SOHN

An Theodor Fontane jun.

Berlin, 19. Okt. 89.

Mein lieber alter Theo.

Seit dem Sommer habe ich nicht geschrieben, und überblicke ich die zwischenliegende Zeit, so liegt das „Urland deutscher Siege" (so ungefähr war Albedylls Ausdruck) vor mir. Divisionen hüben und drüben, Zeltlager, Verpflegungskolonnen und Bäckereien, und dazwischen jagt, hoch zu Roß, ein Schimmelreiter, der, noch umleuchtet von der Freude, seinen Kaiser gesehen zu haben, in eine halbrevolutionäre Bäckerbande einbricht und den Gehorsam wiederherstellt und mit dem Gehorsam das, woran alles hängt: das Brot. Knesebeck, der spätere Feldmarschall, machte dadurch Karrière, daß er in der Rheinkampagne den Mut gehabt hatte, einen Graben, über den die Artillerie nicht weg konnte, mit einem Brottransport, den er führte, zu füllen; vielleicht erwächst auch Dir aus dem Brot das Glück, um so mehr, als Du's nicht opfertest (was immer mißlich

bleibt), sondern schufst. Im übrigen hat mir der ganze Vorfall, der viele seinesgleichen hat, wieder gezeigt, wie kipplich alles steht und wie sehr wir des Glückes und der Siege bedürfen, um über die Fährlichkeiten, die von allen Seiten, und zwar im eigenen Lager drohen, leidlich hinwegzukommen. Alles ist verdemokratisiert, verwelft, verkatholisiert oder ganz allgemein vergrätzt und verärgert und gehorcht nur, weil jeder im Geiste die Kanonen aufgefahren sieht, die Kreis schließen und hineinkartätschen. Aber eines Tages fehlen auch d i e, mit denen man Kreis schließen kann, und dann ist es vorbei. Man braucht kein Schwarzseher zu sein, um solche Zeiten vor sich aufsteigen zu sehen, und ich habe nur den einen Trost in der Seele: es kommt immer ganz anders. Wie Louis Schneider mal eine Zusammenstellung gemacht hat, um mit Hilfe von Zeitungsausschnitten aus der Zeit von 1780 bis 1870 zu beweisen, „daß in j e d e m Jahre gesagt worden sei, so schlecht war das Theater noch nie", so könnte man auch Zitate zusammenstellen, um zu beweisen, daß es in jedem Jahre geheißen hat: „im nächsten geht die Welt unter, oder doch beinahe". Irgendeine Sünd- oder Sintflut ist immer vor der Tür, aber dabei leben die Menschen vergnüglich weiter und backen Hochzeitskuchen.

An solchem Hochzeitskuchen nimmt auch Friedel heute teil; die Schwester seines Freundes E. wurde heute nachmittag getraut und Mama war natürlich in der Kirche. Solche Paare werden immer in der Jerusalemer Kirche getraut, und die Traurede hub an: „Es ist ein kühner und heldenmütiger Schritt, den Sie vorhaben . ." Wahr, aber ungewöhnlich.

Wir leben sehr unruhig, namentlich ich, Gesellschaften, Besuche von außerhalb und vor allem viel Theater. Darunter auch Aufführungen auf der sogenannten „Freien Bühne", die vom kleinen B r a h m geleitet wird. Morgen wieder, mittags von 12 bis 2, ein Realissimus von Drama, das wütende Kämpfe im Geleite haben wird; ich als Gonfaloniere der „Neuen" in vorderster Reihe. Was man nicht alles erlebt.

Wie immer Dein alter Papa.

„Politiker ist und bleibt in alle Ewigkeit der, welchem der Staat im Kopfe oder im Herzen oder in beiden sitzt, der vom Staate Besessene oder der Staatsgläubige." M a x S t i r n e r.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Industriegewinne.

Eine ganze Anzahl Aktiengesellschaften der Schwer-, aber auch der Verfeinerungsindustrie haben in den letzten Wochen die Ausschüttung erhöhter Dividenden angekündigt. Die Geschäftsberichte, die sie veröffentlichen, beginnen alle mit der Aufzählung der Schwierigkeiten und Lasten, gegen die die Wirtschafts- und Betriebsführung unter den unglücklichen Verhältnissen von heute anzukämpfen habe; unheimliche Kostensteigerung, geringe Leistungen und hohe Ansprüche der Arbeiterschaft, mangelhafte Rohstoffversorgung, Unstetigkeit der Beschäftigung und des Absatzes. Wenn dies Klageregister zu Ende ist, wird mit etwas verschämter Genugtuung mitgeteilt, daß man infolge irgendwelcher besonders günstiger Umstände dennoch, trotz allem, ganz nett verdient habe und die Aktionäre mit ein wenig vergrößerter Rente erfreuen könne. Ueber die besagten günstigen Umstände erfährt man gewöhnlich nur, daß es sich im wesentlichen um gewinnreiche Ausfuhrgeschäfte handele; von der profitlichen Gestaltung der Inlandpreise ist seltener die Rede.

Ja, die Industrie hat tüchtig verdient, sie hat in der Regel zweifellos sogar viel mehr verdient als Bilanz und Gewinnrechnung ausweisen. Manchmal, wenn plötzlich (wie beim Phönix) eine Riesenschuld in teurer, fremder Valuta getilgt ist, merkt man, wie groß die unsichtbaren Gewinne sein müssen. Der deklarierte Bilanzprofit wird ja lediglich durch die Dividendenpolitik bestimmt. Wenn man die Aktionärrente steigern will, muß man, um der Dehors willen, auch ein paar andere Posten entsprechend reicher dotieren: offene Reserven, Abschreibungsfonds, Aufwendungen für Arbeiterwohlfahrt, Tantiemen der Beamten. Das Dividendenplus zieht diese Mehranschreibungen fast automatisch nach sich; aus der Summe ergibt sich dann, ebenso automatisch, der Bilanzgewinn. Der Rest (und seine Verwendung) ist eine diskrete Angelegenheit der Direktion und des Aufsichtsrats.

Jeder Kaufmann, jeder Beamte, jeder Arbeiter sieht es als Selbstverständlichkeit an, daß man von den Geldzettelchen des Jahrgangs 20 beträchtlich mehr beanspruchen und bekommen müsse, als man denen des Jahres 19 oder gar des Jahres 18 erhielt; nur der Aktionär soll ein arger Sünder sein, wenn er nicht 1920er Papiermark für Goldmark nimmt. Ist es nicht pharisäisch, in einer Schieberzeit, in der wir von einer auf Leistung gestellten Einkommensverteilung weiter entfernt sind denn je, dem Besitze glattweg sein Rentenrecht zu bestreiten?

Aber die unverteilten, die stillen Mehrgewinne, die meist unvergleichlich stärker ins Gewicht fallen als die um 50 oder 100 Proz.

erhöhte Dividende (oder das um 500 oder 600 Proz. gesteigerte Verbrauchseinkommen des Einzelunternehmers)? Billige Betrachtung wird auch hier eine gewisse Zwangsläufigkeit anerkennen. Im kapitalistischen Betrieb muß, wenn er nicht schrumpfen oder mindestens stangieren soll, Kapitalerhaltung, Kapitalerneuerung und bis zu einem gewissen Grade auch Kapitalerweiterung aus dem Gewinn bestritten werden können. Kapitalerhaltung, -erneuerung, -erweiterung bedeutet Erhaltung und Zuwachs von Produktionsmitteln oder, geldlich ausgedrückt, die Rücklage von so viel Papierzettelchen, wie die Instandhaltung und Anschaffung dieser Produktionsmittel kostet. Sie kostet, wie jedermann weiß, zehn-, zwanzig-, dreißig-, vierzigmal so viel wie im Frieden. Dabei treiben wir eine Steuerpolitik, die den alten Kapitalbesitz radikal verkleinern, die Kapitalisierung neuen Einkommens gewaltsam einzuschnüren strebt. Wege, die notwendige Kapitalerhaltung und Kapitalerweiterung trotzdem sicherzustellen, haben wir nicht gefunden, nicht einmal gesucht. Der Unternehmer, der — begreiflicherweise — nicht will, daß sein Betrieb schließlich an Kapitalunterernährung zugrunde (oder mindestens ihm selbst verloren) geht, hilft sich, indem er abwälzt, was er irgend abwälzen kann: Notopfer, Einkommensteuer, Abschreibungs- und Rücklageaufwand. Als kapitalistischer Unternehmer handelt er dabei nur konsequent, nur im Sinne seiner herkömmlichen (und bis jetzt unersetzten) Funktion.

Auslandslieferungen.

Der neue Valutasturz hat die Exportgelegenheiten der deutschen Industrie für den Augenblick wieder vermehrt und man hört in der letzten Zeit auch des öfteren von großen Auslandsaufträgen, die einzelnen bedeutenden Werken, namentlich der Elektro- und der Maschinenbranche, zugefallen sind. Die Genugtuung, mit der wir diese Abschlüsse buchen, ist verständlich; die Folgerungen, die an sie geknüpft werden, sind bisweilen allzu zuversichtlich. Die sieghafte Konkurrenzüberlegenheit, von der wir schon wieder zu reden beginnen, muß, auf den Grundlagen, die wir gerettet haben, erst wieder mühsam erarbeitet werden. Bei den Erfolgen von heute spielen Valutakonjunktur und Zufall neben unserer vorläufig arg geschwächten Leistungsfähigkeit doch noch eine ziemlich beträchtliche Rolle. Es ist kein Gewinn, wenn wir uns einbilden, weiter zu sein, als wir tatsächlich sind.

Da hat beispielsweise eine unserer größten elektrotechnischen Unternehmen einen Telephonkabelauftrag für die Schweiz erhalten. Verhandelt wurde außer mit ihm noch mit einer englischen und einer schweizerischen Firma. Die englische lehnte das Geschäft ab, weil

sie voll beschäftigt war. Die schweizerische hatte die Fabrikation der Bobinen, die man für diese Kabelleitung unbedingt brauchte, erst vor kurzem aufgenommen und konnte die erforderliche Zahl nicht schnell genug liefern. Der Auftrag mußte nämlich in ganz außergewöhnlich kurzer Frist erledigt werden, weil die Völkerbundsorganisation erheblich früher, als man erwartet hatte, ihre Tätigkeit in Genf aufnahm. Bei dem deutschen Werke waren die Bobinen vorrätig; deshalb erhielt es die Bestellung. Der eidgenössische Dezernent, dem natürlich Schädigung nationaler Industrieinteressen vorgeworfen wurde, erklärte, daß er in einer ganz besonderen Zwangslage gewesen sei; wenn die schweizerische Fabrikation quantitativ mehr vorgeschritten sei und man auf die Lieferung etwas länger warten könne als diesmal, werde selbstverständlich das heimische Unternehmen die Aufträge bekommen.

S o w j e t l o k o m o t i v e n.

Der deutsche Lokomotivlieferungsvertrag mit der Sowjetregierung soll so gut wie fertig sein. Es ist ein Handel von beträchtlicher Dimension; der Rechnungsbetrag soll, in Papiermark, etliche Milliarden ausmachen.

Geschäftspolitisch gibt es dabei nur ein Problem: Art und Sicherung der Zahlung. Die Sowjets zahlen mit den einzigen transportablen Realwerten, über die sie verfügen: mit Gold, vielleicht auch mit international marktgängigen Wertpapieren. Von Rußland aus wird diese Abmachung auch nach einem Regimewechsel schwerlich angefochten werden; denn jede neue russische Regierung wird die Lokomotiven ebenso dringend brauchen wie die bolschewistische. Aber es gibt bekanntlich eine Ententemacht, die das Sowjetgold als Diebesgut ansieht und Gläubigeransprüche darauf erhebt. Sie könnte für uns eine Art Haftung des nichtgutgläubigen Erwerbers konstruieren. Allein daran denkt man ja gewiß vor dem Abschlusse und verschafft sich die nötigen Sicherheiten, — oder hat sie sich bereits verschafft.

Wirtschaftspolitisch ist das Geschäft ein Stück Aufbau des künftigen Rußland; und daß w i r diesen wichtigen Konsolidierungsbeitrag liefern, ist auf alle Fälle nützlich. Nebenbei: es ist ein Beitrag zur Konsolidierung Rußlands, nicht der Sowjets. Wenn das Sowjetsystem durch ein paar hundert Lokomotiven dauernd lebensfähig gemacht werden könnte, hätte man kaum mehr ein sachliches Recht, ihm diese Rettung vorzuenthalten. Ist es so unproduktiv, wie seine Gegner annehmen, so werden auch tausend deutsche Lokomotiven seinen Zusammenbruch nicht verhindern. Aber sie werden Rußland gute Dienste leisten.

AUS DEM TAGE-BUCH

KAISER KARL

Schwarzgelbe Gemüter (es gibt dergleichen Schwärmer noch) fragen mich, wie ich beweisen könne, daß Kaiser Karl schnell dünkelhaft geworden sei. Diese habsburggläubigen Seelen verweise ich auf das höchst lesenswerte Buch des Generalleutnants A. v. Cramon „Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg". Cramon war als reichsdeutscher Bevollmächtigter beim K. u. K. Armeeoberkommando tätig. Er hatte Gelegenheit, ins Wiener Getriebe zu schauen, und er hatte die Augen dazu. Man muß sich seine zurückhaltenden Sätze in eine frischere und freiere Sprache übersetzen. Aber man lese, was er über den schnell entstandenen Feldherrnwahn des kleinen Karl schreibt:

„Nach der Uebersiedlung in das Badener Kaiserhaus begann der Kaiser den Oberbefehl tatsächlich auszuüben. Ueberall sonst hat der Generalstabschef zu bestimmten Stunden Vortrag bei seinem Obersten Kriegsherrn, um die wichtigsten Fragen seiner Entscheidung zu unterbreiten. Der umfangreiche Befehls- und Verwaltungsapparat einer Heeresleitung läuft davon unabhängig weiter; er muß seine fast maschinengleiche Regelmäßigkeit einhalten, sonst gerät er unheilbar in Unordnung. Der junge Kaiser fügte sich dieser Regelmäßigkeit nicht, hielt keine bestimmten Vortragsstunden ein und bekümmerte sich um Dinge, die für seine kostbare Zeit viel zu geringfügig und nebensächlich waren. Der ganze große Apparat aber wartete auf ihn; er lief nicht mehr gleichmäßig und ruhig, sondern stockte heute, um morgen überhetzt zu arbeiten. Es war vorauszusehen, daß sich ein derart an Selbständigkeit gewöhnter Generalstabschef wie Conrad diesem neuen Zuschnitt auf die Dauer nicht würde fügen können. Fast täglich kam es zu Reibungen und Meinungsverschiedenheiten — bisweilen über ganz gleichgültige Dinge. Die Umgebung des jungen Kaisers — unter anderen auch der neuernannte Chef der Militärkanzlei, Exzellenz v. Marterer, — wußte zudem dem Kaiser die Ueberzeugung beizubringen, daß er an Fronterfahrung und Verständnis für den modernen Krieg dem frontfremden A. O. K. weit überlegen wäre. Daß ein junger Herrscher dergleichen gern hört, ist begreiflich. Die Folge war, daß der Kaiser das A. O. K. in einzelnen Fragen überhaupt überging. Als Conrad sich pflichtschuldigst bei der Militärkanzlei dagegen verwahrte, wurde dem Kaiser eingeredet, daß das A. O. K. sich immer noch erfahrener und klüger dünkte als der Oberste Kriegsherr. Da der Kaiser das A. O. K. an sich schon nicht sonderlich liebte, kam die Hintertreppe damals glänzend auf ihre Kosten.

Als erster wurde der Erzherzog Friedrich ausgeschaltet. Ohne jede Vorbereitung wurde ihm eines schönen Tages durch einen Offizier des kaiserlichen Hofstaates die Weisung ins Haus geschickt, er möchte sich entscheiden, ob er verabschiedet oder zur Disposition gestellt werden wollte. Gegen den Entschluß an sich ist nicht allzuviel zu sagen, denn der Erzherzog war tatsächlich entbehrlich geworden. Die Form dagegen war zum mindesten eigenartig und sah absichtlicher Kränkung sehr

ähnlich. Exzellenz v. Marterer hat mir später erzählt, die Kaiserin Zita hätte dabei eine Rolle gespielt; sie hatte genau gewußt, wie wenig freundlich der Erzherzog und seine Familie über sie urteilen. Der Erzherzog wurde dann nach kurzem Urlaub durch Handschreiben vom 11. Februar mit Wohnsitz in Wien zur Disposition des kaiserlichen Oberbefehls gestellt. Geschäftige Leute haben aus dem Erzherzog Friedrich einen Feldherrn, mißgünstige Spötter eine Art Serenissimus gemacht; er war beides nicht. Ueber seiner Erscheinung und seinem Wesen lag ein starker Hauch bürgerlicher Gemütlichkeit; das Zwanglose und Einfache stand ihm sehr viel besser als die feierliche Repräsentation; er wirkte viel stärker im Rahmen seiner ihm vertrauten nächsten Umgebung, denn als Mittelpunkt zeremoniell aufgemachter Veranstaltungen; er fand im Kreise ihm bekannter Personen kluge und verständnisvolle Worte und quälte sich bei Empfängen mühsam von Redensart zu Redensart. Das Urteil Fernstehender hat sich mit mehr oder minder harmlosem Spott nur an die Aeußerlichkeiten gehalten und ist dem Erzherzog darum nie gerecht geworden. Er war sich voll bewußt, daß er seine Stellung als Armeeoberkommandant seiner hohen Geburt und dem Umstande verdankte, daß der alte Kaiser den Stellvertreter im Amte des Obersten Kriegsherrn unter den Mitgliedern des Erzhauses wählen wollte. In der selbst auferlegten Beschränkung lag mehr Verdienst als in dem gewaltsamen Hinausstreben über die Grenzen der eigenen Begabung.

Dem früheren Armeeoberkommandanten folgte sehr bald sein Generalstabschef. In Gegenwart des Chefs der Militärkanzlei teilte mir Kaiser Karl eines Tages mit, daß er sich entschlossen hätte, sich von Conrad zu trennen; er wäre zu bockbeinig, widerspräche zuviel, seine strategischen Künste wären auch nicht die allerbesten, mit den Zivilbehörden könnte er sich nicht stellen, die „Weiberwirtschaft in Teschen" käme auch auf sein Konto — kurzum, es wäre besser, Schluß zu machen. Ich sollte Kaiser Wilhelm hiervon in Kenntnis setzen, damit er nicht auf anderem Wege davon erführe. Ich bin persönlich stets der Ansicht gewesen, daß Conrad trotz einiger Schattenseiten der geeignete Mann für seine Stellung war, und daß gerade ein so junger Kaiser ihn nicht hätte gehen lassen sollen. Ein Mann, der wie Conrad rückhaltlos die Wahrheit sagte und auch seinem Kaiser nicht nach dem Munde redete, war unendlich viel wert. Es kam hinzu, daß bei seiner Enthebung keineswegs nur militärische Gründe ausschlaggebend waren, sondern in großem Umfange persönliche; sie sind auch nicht vom Kaiser allein ausgegangen, sondern zum wesentlichen Teil von seiner Umgebung. Conrad war vielen Leuten, die ihre Stunde gekommen glaubten, unbequem; er war den Damen des Hofes und der Geistlichkeit ein abtrünniger Sohn der Kirche, der auch vor einem hohen kirchlichen Würdenträger nicht haltmachte, wenn er ihn für schädlich hielt, und auch kaiserliche Fürsprache ablehnte, wenn er sie für unberechtigt erachtete. Er stand dem jungen kaiserlichen Armeeoberkommandanten im Wege, dessen besondere Befähigung zum Feldherrn von gefälligen Journalisten des Hofstaates unter Auf-

sicht der Kaiserin auch schriftlich festgelegt wurde — kurzum, er paßte nicht mehr recht in einen Rahmen, in den sich immer sichtbarer Frauen, Pazifisten, Klerikale und gehorsame Diener hineinschoben. Es regierte sich leichter ohne ihn. Erzherzog Friedrich wurde beauftragt, dem Feldmarschall die kaiserliche Entschließung mitzuteilen; sie kam für Conrad nicht überraschend."

DER STRINDBERG-KONZERN

In Strindbergs Märchenspiel vom „Glückspeter" kommt im dritten Akt eine köstliche Satire auf die Erben eines großen Mannes, des verstorbenen Bürgermeisters Schulze, vor.

Die Verwandten des seligen Schulze und andere Interessenten, die von seinem Ruhme zehren, haben ihm auf Subskription ein Denkmal gesetzt. Ja, sie haben einen Schulze-Verein gebildet, nur um sein Andenken zu pflegen. Jedes Jahr wird an seinem Denkmal auf dem Markte eine Gedächtnisfeier veranstaltet, Reden werden gehalten, Lieder zu Schulzes Ehren gesungen, und andern Tages erzählt die Presse in bombastischem Stile von der erhebenden Feier. Wehe dem, der, wie Glückspeter, an dem Ruhm „unseres Großen" zu zweifeln wagt: er wird an den Schandpfahl gekettet . . .

Als Strindberg mit 32 Jahren dieses Stück in glücklicher Laune schrieb (deutsch bisher allein in meiner Ausgabe bei Reclam), da ahnte er gewiß nicht, daß seine Erben einmal auch einen Konzern zur Pflege seines gewinnbringenden Ruhmes bilden würden.

Wenn er jetzt wüßte, wie seine geheimen Schreibtischfächer geplündert werden und jede flüchtige Notiz, alle Abfälle und Späne, alle Zitate, die er einmal gesammelt, ohne jede kritische Sichtung der Oeffentlichkeit preisgegeben werden, er würde sich im Grabe umdrehen und in seiner Art schreien: Vampire, Diebe . . .

Denn nicht der hochverdiente bisherige Herausgeber Dr. Landquist, der schon 50 stattliche Bände „Gesammelte Schriften" mit sauberster Akribie und vielen erläuternden Noten veröffentlicht hat, nicht er ist zum Verwalter des Strindberg-Archivs im Nordischen Museum und zum Herausgeber der „ungedruckten gesammelten Schriften" aus dem Nachlaß bestellt worden. Vielmehr ein blutiger Dilettant, Professor der Astronomie Carlheim-Gyllensköld, der pietätlos, ohne Kommentar und ungeordnet alles herauswirft, was ihm in die Hände kommt.

Und ferner soll niemand gegen den bisher in Schweden üblichen Brauch, Strindbergbriefe mit eigenen Erläuterungen veröffentlichen dürfen, damit nicht das Bild „des großen Mannes, der August Strindberg heißt," durch derlei Expektorationen entstellt wird. Alle Briefe Strindbergs sollen vielmehr gesammelt und sorgsam redigiert in einer großen Monumentalausgabe im Auftrag der Erben herausgegeben werden. — —

Dieses monopolisierende Verfahren charakterisiert Axel Lundegård, ein älterer Freund Strindbergs aus dessen Kopenhagener Zeit, in seinem soeben erschienenen Buche „Strindbergerinnerungen" mit scharfer Satire als „Unternehmer-System".

Lundegård versteht darunter die Monopolisierung geistiger Werte und beruft sich auf eigene Worte Strind-

bergs in seinem mit burleskem Humor 1882 geschriebenen Buche „Das neue Reich". Es heißt darin in dem Kapitel „Unsere Unternehmer": . . . Es braucht nur ein Herr mit ein paar Beziehungen aufzustehen, einen Stuhl abzurücken und zu sagen: das ist meiner — und seine Freunde stimmen gleich zu und sagen: das ist seiner, und zwar auf Lebenszeit. Weh' dem, der nach dem Stuhl hinzublicken wagt!" —

Nach diesem Unternehmer-Monopol-System verfährt bekanntlich der Strindbergkonzern auch in Deutschland. Die Erben Strindbergs strengen Prozesse über Prozesse an, um jeden freien Wettbewerb zu unterdrücken. Die deutschen Leser sollen sich nach wie vor durch die nicht leicht lesbare Uebersetzung Scherings durchquälen, die deutschen Schauspieler seinen nicht leicht sprechbaren Dialog memorieren, damit das gewinnbringende Monopol gewahrt bleibt.

O Schulze-Verein!

Heinrich Goebel.

BÜCHER

Anton Tschechow: Gesammelte Romane und Novellen. Musarionverlag München.

Man hat Tschechow den russischen Maupassant genannt, einmal, weil er wie der Franzose die Form der Skizze meistert, dann aber auch, weil sein Menschenwitz sich von der Grundfarbe eines unerschütterlichen Pessimismus abhebt. Aber Tschechow ist so viel tiefer als Maupassant, wie der nationale Russe dem großstadtverbrauchten Franzosen überlegen ist. Maupassant wie Tschechow leben vom Problem des tragischen Kontrastes der Seelen. Aber bei Maupassant ist alles zugespitzt und pointiert, bei Tschechow sind die Kontraste zart verwischt; er ist wirklich, wie es der Herausgeber Alexander Eliasberg sagt, der Dichter des Unscheinbaren. Den drei Bänden, mit Sorgfalt übersetzt, sollen noch zwei folgen.

Ilse Linden: Literarische Visionen. Oesterheld & Co., Berlin 1920.

Falsche Titel (es ist eine Kunst, einem Buche die entscheidende Ueberschrift zu geben) schaffen von vornherein eine falsche Einstellung. Die Blickebene, in der man den nachfolgenden Inhalt hinbreitet, erfährt eine Niveauverschiebung. Nach oben oder nach unten. Ueberhebliche Gemüter, die weniger geben als Titel versprechen, sind leicht abgetan. Ob das Gegenteil Bescheidenheit als Grund hat, ist nicht immer gewiß. Zum mindesten ist die Ueberschrift „literarische Visionen" falsch, der Inhalt des Buches eines der entzückendsten Erlebnisse, ein wundervoller Gewinn und Wertzuwachs. Diese Ilse Linden ist eine eminente Begabung, ein Intellekt, Nerve, eine Netzhaut, die alle Spiegelungen auffängt, ein Brennpunkt, der alle Strahlen sammelt und sie leuchtend wieder in den Raum projiziert. Vibrierende Nerven, Klugheit, Einfühlung zeichnen fünfzehn — was? Bilder, Skizzen, Essays, Miniaturen? (Es ist eine Kunst . . . . siehe oben) — man weiß nicht, wie man sie bezeichnen soll. Man weiß am Ende nur, daß man erstaunt ist über die Blickschärfe, über seherische Entdeckungen, überraschende Bindungen, blitzartige Beleuchtungen, daß irgendwoher Geheimnisse wach werden über Zeiten, Literaturen, Menschen. Da ist der aphoristische Mensch schlechthin:

Lichtenberg, die (überzeichnete, überschätzte) Gottschedin, der glitzernde A. W. Schlegel, Jean Paul, Sheridan, Andersen, Stifter u. a. Man hat den Eindruck, es sei alles leicht hingestrichelt, nonchalant, aber das Gefühl ist stärker, daß hinter diesen Dingen wundervoll Erarbeitetes, Errungenes steht. G. B.

ALTE WAHRHEIT.

„Wir haben siebentausend Schriftsteller, und dennoch gibt es in Deutschland keine öffentliche Meinung."

Georg Forster,
gestorben 1794.

WAS TRÄGT DIE AUSSTELLUNG NACKTER FRAUEN?

Herr Celly de Reidt, kein Nackttänzer, sondern der Gatte seiner Frau, ein ehemaliger preußischer Oberleutnant, ist kürzlich mit dem Gastwirt, bei dem die Schönheitstänze seiner Truppe vorgeführt werden, in Streit geraten. Dabei wurde öffentlich festgestellt, daß der Nutznießer dieser Frauenausstellung im Monat bis zu 90 000 Mark eingenommen habe. Das wäre, für ein ganzes Jahr gerechnet, ein Jahreseinkommen von einer Million, und zu dieser Beute war eigentlich nichts nötig als der herzhafte Entschluß, die Gattin und eine Anzahl zum Teil unmündiger Mädchen den Blicken eines wohlgeneigten Publikums auszusetzen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man, daß in der Truppe zwei kleine Mädchen auftreten, die noch nicht sechzehn Jahre alt sind. Für diese mißbrauchten Kinder forderte Herr Celly de Reidt mit der forschen Energie, die einem preußischen Oberleutnant in allen Lebenslagen eignet, das Recht, sich zu wohlhabenden Weingästen in die Loge zu setzen. Es gibt doch eine Vereinigung ehemaliger preußischer Offiziere. Wäre sie nicht eigentlich zu korporativem Besuch dieser Veranstaltungen ihres alten Kameraden verpflichtet? Oder wollen sie warten, bis der Staatsanwalt dafür sorgt, daß diese Schönheitstänze in Schönheit sterben?

DIE EHRENJUNGFRAU

Im Sommer 1914 wurde der Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo feierlich begrüßt. Triumphbogen, Girlanden, Fahnen, Bürgermeister in schwarzem Gehrock und natürlich auch weiß gekleidete Ehrenjungfrauen. Eine durfte mit untertänigstem Knicks dem erlauchten Paar einen Blumenstrauß überreichen. Es war Fräulein Capetanovic.

Im Sommer 1919 kam wieder ein Thronfolger nach Sarajevo. Diesmal der Serbe. Wieder festlicher Empfang, Girlanden, Fahnen, weißgekleidete Ehrenjungfrauen. Wieder wurde ein Blumenstrauß mit untertänigstem Knicks überreicht. Und es war wieder Fräulein Capetanovic. Dasselbe knicksende Kind, nur etwas angejahrt.

Die serbischen Zeitungen haben das verdrossen festgestellt. Mit Unrecht. In jeder Ehrenjungfrau lebt ein Stresemann und in jedem Stresemann eine Ehrenjungfrau.

ZUR BEHERZIGUNG.

„Il n'est pas nécessaire de se hair toute la vie, à cause que l'on a couché une nuit où deux ensemble."

Gautier:
Mademoiselle de Maupin.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W35, Potsdamer Straße 123b.

THOMAS WEHRLIN

DIE VERHURUNG BERLINS

Ich spreche nicht von den armen Straßenhändlerinnen mit Liebe. Nur wer von allen Geistern des Geschmacks und der Erinnerung an die natürliche Schönheit des menschlichen Körpers verlassen ist, kann über Wesen und Gesittung des Berliner Straßenmädchens Bescheid geben. Die Pariser Prostituierte und die neapolitanische ist auch grauenerregend. Aber sie existiert dort hauptsächlich nur für den häßlichsten und deshalb gemiedenen Mann, für den Krüppel, den Alkoholiker und den dégéneré. Der erwachsene gesunde Mann hat sie nicht nötig. Umgang mit Straßenmädchen disqualifiziert den Lateiner. In Berlin aber sah ich äußerlich wohlgeratene, kräftige und in ihrer Art gewiß liebesfähige Männer ohne Gêne am Arm abschreckender Weiber.

Doch nicht von den proletarischen Verkäuferinnen ihres Leibes wollte ich sprechen. Was wir alle an jedem Tag mit großen Augen aufs neue wahrnehmen, das ist die Korruption der bürgerlichen Frau, die Verhurung des jungen Mädchens aus sogenannter guter Familie. Unzählige Ehen sind Fassade des tollsten sexuellen Durcheinanders geworden. „Gibt es denn noch," hörte ich vor Monaten eine junge Berlinerin fragen, „Zwanzigjährige, die keine Verhältnisse haben?" Zwanzigjährige? Sie hätte von Siebzehnjährigen reden können, ja, vielleicht von Fünfzehnjährigen. Ein Geschlecht von Weibern ist aufgewachsen, das gar nichts im Kopf hat als die Veräußerung seiner körperlichen Reize. Das sitzt in den Dielen, deren es in jeder Woche ein Dutzend neue gibt, das läuft abends in die Kinos, das trägt Röcke bis zu den Knien, kauft die „Elegante Welt" und die illustrierten Filmblätter, das bevölkert Garmisch-Partenkirchen, Saarow-Pieskow, die Thüringer Winterhotels, den Harz und die Seebäder. Für diese Weibsen werden die Auslagefenster der Delikatessenhändler gefüllt, das kauft Pelze und Schuhwerk zu tollen Preisen, das strömt in Scharen Sonntag vormittags über den Kurfürstendamm. Längst gibt es nicht mehr bloß eine Kaste von Demimondänen. Die junge Bourgeoisfrau, die Bourgeoistochter ist Konkurrentin geworden. Die Verhurung hat sich tief in die bürgerliche Familie eingefressen. Vater und Gatten schließen vor ihr die Augen, weil ihnen Kraft, der Mut, die innere Sicherheit fehlt, der fressenden Verlotterung sich zu widersetzen. Dort die Arztfrau, vor fünf Jahren noch eine brave Bürgerin, kennt viele Junggesellenwohnungen, hier das Kaufmannstöchterchen hat es durchgesetzt, daß es dreimal in der Woche erst gegen Morgen ins eigene Bett schlüpft.

Was nenne ich die Verhurung Berlins? Zwei Merkmale des Prozesses: erstens die Finanzierung der Sexualität. Institutionen, wie sie ehedem nur in Budapest aufblühten, Häuser, in denen Albums mit Photographien und Tarifen rasch herbeizuschaffender Frauen, haben sich in Berlin eingenistet, und sie werden, da die Provinzstädte im Fortschritt nicht zurückbleiben wollen, in Leipzig, Hannover und Breslau bald ihre Filialen haben. Steigt in einen Eisenbahnzug, der von Berlin nach Frankfurt fährt, und ihr werdet fast in jedem Kupee zweiter Klasse schnellen Anschluß finden. Doch ich will nicht verleumden. Es gibt unzählige Anfängerinnen, die noch schamhaft die Honorardebatte meiden. Dennoch sind sie angefressen. Der Verhurung verfallen — und dies ist das zweite, tiefere Merkmal — ist jede Frau, die kein Gedächtnis hat für die Erlebnisse ihres Unterleibes. Wenn die innere Einheit zerrissen ist zwischen dem seelischen und erotischen Erlebnis, wenn die Isolierung des sexuellen Erlebnisses zur Norm geworden, dann ist jenes Berliner Griechentum erreicht, dessen Feste in den finsteren Nebenräumen jedes Ballsaals spielen.

Wie diese Verhurung Berlins erklären?

Sie hat sich in allen Weltstädten eingestellt als Folge der langen Kriegszeit. Die Männer waren vier oder gar fünf Jahre fort. Ein Ueberangebot an Weibern stand einer sehr vereinzelten Nachfrage gegenüber. Das Wettrennen um den Zurückgebliebenen hat die Zurückhaltung der Weiber gelockert. Die Männer aber, die hier blieben, waren nicht die männlichsten, sondern die pfiffigsten und korruptesten, Leute, die gewohnt waren, zu schieben und zu kaufen. Versteht sich, daß die Schieber, die nicht Zeit hatten, zu werben und zu belagern, am Ende auch die Weiber verschoben haben.

Dann kam dazu die materielle Not der bürgerlichen Familie. Ein Universitätsprofessor verdient weniger als ein Straßenbahnschaffner, aber die Tochter des Gelehrten war gewohnt, Seidenstrümpfe zu tragen. Es ist kein Zufall, daß die Nackttänzerin Celly de Rheidt Gattin eines früheren preußischen Offiziers ist. Tausende bürgerliche Familien müßten jetzt, wollten sie rechtschaffen nach ihrem Budget leben, ihre Sechszimmerwohnungen verlassen und vegetarisch leben. Diese Verarmung der Bourgeoisie ist naturnotwendig mit der Verhurung der luxusgewöhnten Frauen verbunden.

Schließlich hat der Zusammenbruch der preußisch-kantianischen Gesellschaftsordnung im Bürgertum keinen neuen Glauben gezeitigt (wie immerhin im revolutionären Proletariat). Auf den Trümmern der Weltanschauung von gestern wuchert ein wüster Nihilismus. Die verarmte Adelige wird Bardame, der entlassene Marineoffizier filmt, die Tochter des Landgerichtsrats kann sich ihr neues Winterkostüm nicht vom Vater schenken lassen.

In dieser verwüsteten Welt tritt der Typus Othmar Strauß als Sieger auf. Will sagen: Der fette, genußgierige Kaufmann, der das Geld leicht erworben hat und auch wieder leicht los wird. Zeitkenner sollten abends durch die Dielen und Schlemmerlokale und Tanzklubs wandern, überall, in allen lauschigen Ecken wird ihnen dasselbe feiste Gesicht des bäuchigen Kriegs- und Friedensgewinners entgegenschmatzen. Othmar Strauß wurde zum Tristan dieser Hurenzeit.

Das Weib aber bildet sich nach dem Willen des Mannes. Otto Weininger hat das Weibergeschlecht geteilt in Mütter und Huren. Manches arme Straßenmädchen gehört trotz äußerer Verwüstung ins Geschlecht der Mütter, und manche gutgebadete, dezentgekleidete Mutter von drei widerwillig empfangenen Sprossen wird der Seelenseher in die andere Kategorie einreihen. Eine ungeheure Mehrheit aber ist Zwischenstufe und schwankt zwischen Huren- und Mütterschaft. Will's ein glückliches Geschick, daß so ein schwankendes Geschöpf der starken, behütenden und formenden Liebe eines unversehrten Mannes zufällt, dann wird Mutterschaft sie vom Trieb zur Prostituierung erlösen.

Aber wo sind diese starken, tragenden Männer? Nicht nur bei den Weibern, auch im Großstadtmann lebt eine klägliche Angst vor der Mutterschaft der Frau. Niemals hat es einen so außerordentlichen Verbrauch an Antikonzeptionsmitteln gegeben wie jetzt. Und was uns auch kurzsichtige soziale Rechenkunst zugunsten der Verhütungsmittel sagt, dies steht fest: der alltägliche Gebrauch von Mitteln zur Verhinderung der Befruchtung führt unwillkürlich zur Verhurung der Frau. Sie lernt genießen, aber sie verlernt es, ein Schicksal zu haben. Diese Vorbeugungsmittel führen zur inneren Entwertung des heiligen Aktes. Er wird unwichtig und angenehm wie Sektsaufen und warme Bäder. Faulige Genußsucht malt sich auf den Gesichtern. Die Frauen haben kein Weibesschicksal mehr, aber dafür erwerben sie eine Routine, die sie seelisch entwertet.

Der verstorbene Robert Hessen, kein Duckmäuser und kein Kostverächter, schrieb einmal: Ein Zeitalter ist danach zu beurteilen, wie es das Symbol der Mutter mit dem Kinde empfindet. Dann stecken wir, von der Bourgeoisie bis tief ins Proletariat, im Moraste hoffnungslosester Degeneration. Fragt nur eins dieser kurzröckigen, seidenstrumpfigen Weiber, wie es zu dem Gedanken stehe, ein Kind zu tragen und zu gebären. Sie wendet sich von der Möglichkeit mit lachendem Grausen. Nie gab es weniger Andacht vor der Madonna mit dem Kinde. Ein solches Geschlecht, zur Sterilität entschlossen, nichts als lustgierig, wäre reif für Sinowjews Sense, — wenn nicht auch Sinowjew ihm zugehörig wäre.

RUDOLF BORCHARDT ÜBER SCHILLER

Der Dichter Rudolf Borchardt, der feurigste Redner Deutschlands, hat am 23. April 1920 in einem Berliner Hause diese hinreißende Rede auf Friedrich Schiller aus bedrängter Brust hinausgerufen. Stenographen haben zum Glück das Phänomen festgehalten.

Meine Damen und Herren! Ich unternehme es, vor Ihnen ein großes Bild aufzubauen, das erfahrungsgemäß von einem Jahrhundert zum anderen in ein Wanken und Schwanken gerät, allerdings nur, um zu zeigen, wie fest es steht. Ich unternehme es, Sie für ein großes Herz zu erwärmen, für das das Herz der Nation von einem zum anderen halben Jahrhundert zu erkalten pflegt, um wieder an ihm und für es aufzublühen. Ich weiß nicht, ob ich vor Lesern oder vor Bewunderern Schillers spreche. Ich möchte fast wünschen, ich täte es nicht. Ich möchte wünschen, daß ich um Ihr Herz und um Ihre Teilnahme für diese große und heldenhafte Gestalt werben könnte, die immer wieder in die Schatten des Mißtrauens und Mißfallens zurücktritt, um aus ihnen wieder hervorzutreten „unendlich Licht mit seinem Licht verbindend", wie Goethe sagt, und dazu gehört der andere Halbvers „wie ein Komet entschwindend". Schiller steht unter schlechten Vorzeichen. Er ist von allen großen Figuren der deutschen Geistesgeschichte und der deutschen Literatur derjenige, der am meisten darunter leidet, daß die Vorstellung der Nation ihn in konventionellen Bildern bewahrt. Fast alles, was über ihn geschrieben, gedacht, gesagt wird, fast jeder Zug der Gestalt, in der er selbst in seinem generösen Herzen lebt, ist, wie man sagen kann, und wie ich Ihnen zu entwickeln hoffe, falsch. Unter den großen Figuren der deutschen Poesie ist er der Unbekannteste zugleich. Die Bewahrung seines Andenkens liegt in den Händen rebellischer Schüler, wie sie vor 50 Jahren in den Händen begeisterter Schüler lag. Die Beschäftigung mit seinen Werken ist eingeschränkt auf denjenigen Teil seines Lebenswerkes, der, wie ich Ihnen anzudeuten und zu entwickeln hoffe, sein schwächster ist, die sogenannten klassischen Dramen, die Dramen von „Wallenstein" bis „Demetrius" inklusive. Die gewaltigen Werke, auf denen sein Genius steht, und auf denen er die Jahrtausende überdauern wird, sind unbekannt. Nicht mehr gelesen. fast durchweg seine Prosa. Unbekannt die großen Gedichte, die in der Literatur aller Sprachen und Völker ihresgleichen nicht haben, die Modifizierung des heroischen Kampfes um die Welt, den man mit einem falschen Ausdruck Philosophie nennt, die beiden großen Gedichte „Die Ideale" und „Das Ideal und das Leben". Bekannt, aber falsch beurteilt, immer wieder aufgeführt, aber im Stil verschoben und in ihrem Wesen nicht erkannt die Dramen seiner wilden Jugend. Die Figuren verdorben, verbogen und verzogen. Auf dem Ihnen allen den Umrissen nach bekannten Weimarer Denkmal, das Goethe und Schiller Hand in Hand zeigt, steht ein träumerischer, gedankenvoller, unpraktisch wirkender, vornüberhängender Schiller neben einem frei auftretenden, die Brust herausdrängenden, die Welt ins Auge fassenden Weltmann, Goethe. Die falscheste Juxtaposition, die sich derjenige denken kann, der Goethe und Schiller in den Weimarer Anfängen und Höhepunkten betrachtet und verfolgt, wie gleichfalls nachher mit einem Worte wird bemerkt werden müssen. So also muß und darf ich Sie bitten, alles dasjenige, was Sie von Schiller zu wissen glauben oder wissen, mir für die Stunde, die uns vereinigt, zu konzedieren und zu vergessen, und an diese Figur frisch heranzutreten, zu versuchen, sie aus den Elementen zu begreifen, wie ich versuchen werde, sie aus den Elementen aufzubauen, zu sehen nicht den konventionellen,

nicht den akademischen Popanz, nicht den klassischen Dichter, nicht das verblasene und halbrhetorische Geschöpf, das, wie ich sagte, jede Generation von der vorhergehenden refüsiert, der nächsten nicht mehr übergibt, bis eine neue da ist, sondern den frischen, tatkräftigen Mann, diesen konsistenten, substantionellen, heroischen Menschen, den Menschen in seiner menschlichen Potenz und in seinen menschlichen Umrissen, die Hauptfigur, und nicht nur dasjenige, was man den Dichter, was man den Künstler im engeren Sinne des Wortes nennt, denn wenn Sie Schiller in diesem eingeschränkten, in diesem akademischen, schematischen, schablonenhaften Begriff zu messen versuchen, so wird er Ihnen zu klein erscheinen, weil er für sie zu groß ist, so wird er in diese Begriffe nicht gehen, und Sie werden vor das Dilemma kommen, entweder das Bild und die Aufgabe zu opfern, oder aber, was Ihnen allen schwer fällt, am schwersten fallen wird, diese Schemata, diese Schablonen zu opfern, denn der Dichter ist nicht ein Künstler, ist nicht im ersten und letzten Sinne ein Künstler, — er ist es innerhalb dessen, was er ist, auch, er kann es innerhalb dessen auch sein —, primär ist er ein anderer, primär ist er ein Verhältnis zwischen einer vorgestellten Vergangenheit und einer vorgestellten Zukunft, primär ist er das Verhältnis zwischen einer goldenen Zeit, die er allein kennt, deren Erinnerung allein er bewahrt und den Kommenden übermittelt und einer künftigen Zeit, an die er die Gegenwart der mit ihm Lebenden anknüpft. Diesen Schiller, das Verhältnis dieser Figur zu der goldenen Zeit, die er mitbringt und kennt, der verlorenen Idylle, der verlorenen Humanität und der Zukunft, an die er knüpft und knüpft durch seine Ideen, dieses Verhältnis will ich Ihnen zu entwickeln versuchen, und dabei richten wir zunächst unsern Blick auf die Situation, in der er entsteht, die Situation eines neuen Geschlechtes, das hinter sich den Zusammenhang mit der Vergangenheit abreißt, wie nie eine große deutsche Generation es getan hat, den Zusammenhang abreißt, wohl gemerkt, ideal, ohne imstande zu sein, den Zusammenhang wirklich zu vernichten, ja, darüber hinaus, ohne das Tiefste des Zusammenhangs eigentlich zu gewahren.

Die Generation, der Schiller angehört, betritt die Welt mit dem Ausbruch der Revolution und verwirft das hinter ihr liegende Geschlecht. Schiller und die Seinen, dieses Schwaben des Radikalismus, dieses Schwaben des wild ansprechenden Journalismus, dieses Schwaben, das seine Vertreter in die Gefängnisse geschickt hat, wie Schubart auf den Hohenasperg, Vertreter wie Moser, den vergeblich heldenhaften Anwalt schwäbischer Volksrechte gegenüber den schwäbischen Herzögen. Dieses Geschlecht also, das sich als revolutionär hinstellt, prätendiert und betrachtet, zerreißt, wie ich sage, den Zusammenhang nach hinten und verwirft diejenige Generation, die wir vorzugsweise unter dem Namen des Rokoko begreifen, verwirft ein in seiner Geschlossenheit höchst komplexes Weltbild, das nicht nur politisch, nicht nur kulturell in irgendeiner Weise bestand, sondern das in Deutschland auf noch jungfräulichem Boden bereits künstlerischen Ausdruck gefunden hatte, schon einen Vertreter sich geformt und gezeugt hatte wie Wieland, das mit den Schriften Wielands, mit den Schriften von Wielands Nachfolgern, der ganzen Schule, die von ihm ausging, den gesamten Geschmack Oberdeutschlands beherrschte. Dieses Element, diese Schule, diese Zeit, diese Kultur hatte sich gestützt auf die Höfe. Höfisch war das Weltbild. Mit dem höfischen Weltbild hatte es assimiliert, was an Tendenzen und Ideen aus dem Bürgertum herausbegehrte, sich zu formen versuchte. Was nun entsteht aus diesem Schwaben heraus, was entsteht in

den Ländern um den Rhein, in den Ländern um den oberen Rhein, ist dem Anschein nach etwas grundsätzlich Neues. Verworfen wird der ganze gesellschaftliche Kodex jener Generation, die dasjenige getragen hatte, was Wielands erste Schriften — ich meine die ersten Schriften seiner zweiten Periode — ausgedrückt hatten. Verworfen wird ein sittlicher Kodex, verworfen wird ein gesellschaftlicher Kodex, verworfen wird das Verhältnis zum Schönen, das Verhältnis zum Göttlichen, dasjenige zum Geschmack, dasjenige zur Grazie. Verworfen wird das musikalische Gewebe der Zeit und verworfen natürlich auch das soziale. Schwaben ist dieses, und da es Schwaben ist, so ist es politisch. In Schwaben hatte sich der Kampf der Landstände mit der Krone, der Kampf der sozialen Klasse des dritten, des Bürgerstandes mit den das Land Regierenden, mit den Edelsten und mit den Dynasten seit längerer Zeit so vorbereitet, daß er irgendwie einmal eklatieren mußte, und seine Träger waren nicht die Bürger an und für sich gewesen, sondern waren schon der höhere Beamtenstand gewesen, der zwischen dem Bürgertum und den Edlen oszillierte Kräfte von da nach da verschob. Mittelpunkt dieses Kampfes war gewesen die Schule des Tübinger Stiftes und die von dem württembergischen Regenten ins Leben gerufene Karlsschule, ins Leben gerufen aus den Ideen des 18. Jahrhunderts heraus, aus eigentlich philantropischen Ideen, wie er sich denn auch einbildete und einbilden durfte, ein pater patriae zu sein. Und rings herum um diese Bemühungen, das Land in seinem Sinne zu kneten, dem Lande einen Geschmack, ein Weltbild zu oktroyieren, das Schwaben verweigert, Zentralisierung der Verwaltung, Zentralisierung des Rechts in der Hand des Regenten, ungeheurer Aufwand für Feste, Künste, Musik, selbst Schauspiele in einem bestimmten Sinne. Weit um dieses alles herum entsteht der Kampf der schwäbischen Generation, die journalistisch, die rhetorisch, die advokatorisch ist, und das Land mit einem wilden Hall von Kampf erfüllt, von Kämpfen, die über Schiller hinaus, lange über Schillers Lebzeiten hinaus schließich in diejenige Bewegung einmünden, deren letzter Wortführer Ludwig Uhland gewesen ist, d. h. bis in die der Paulskirche hinein, wo schließlich die Schlagworte ihre letzte Form erhalten haben und in Uhlands Worten ihren Ausdruck finden:

„Es ist kein Fürst so hoch gefürstet,
so hoch gestellt kein Erdenmann,
daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
er sie mit Freiheit tränken kann",

worauf dann wieder das Räsonnement umbiegt und der Kampf um das gute alte Recht fortgesetzt wird, im Grunde, wie der alte Moser, und wie im Grunde Schubart ihn begonnen hatte. Dieses alles aber nebenbei. Ich wünsche nur den Hintergrund zu entwerfen, auf dem die politische Figur sich abhebt, als die Schiller auftritt, eine politische und advokatorische, eine rhetorische Figur, nicht von der Grundfläche aus entwickelt, keineswegs von der Grundfläche einer Kultur, einer Literatur, einer Bildung, nicht eigentlich ein rhetorisches und advokatorisches Testament, sondern wie der Schwabe ist, rhetorisch und politisch gewordenes bestimmtes Verhältnis zur Vergangenheit, revolutionär, ein Kämpfer für das Gewesene in erster Linie, und nicht ein Kämpfer für das Künftige, ein Kämpfer für das Gewesene gegen eine ihm nicht empfängliche, ihn nicht überzeugende Art, neuerdings zäh und revolutionär am Alten haftend und in das Neue hineinstürmend. Alles das durch den Sinn der Geschichte.

Ja, von der Geschichte geht derjenige aus, der mit den „Räubern" und mit „Kabale und Liebe" den Zusammenhang hinter sich abzureißen scheint, und zur Geschichte strebt er mit dem ersten Werk, das er „Kabale und Liebe" folgen läßt. In die Geschichte hinein greift er mit „Fiesko", in die Geschichte hinein greift er mit „Don Carlos", und hinter „Don Carlos" wird die Geschichte überhaupt das Element, in dessen Narkose er entsteht, wie „Pindar" in der Narkose des Heldentums und Goethe in der Narkose der Natur. Geschichte ist dies nach der einen Seite, und ein Sittliches ist es nach der anderen Seite, denn diese Generation verwirft das Rokoko und das 18. Jahrhundert, aus dem es kommt, mit einem so wilden Schrei nach Tugend, wie er vorher und nachher nicht wieder ausgestoßen worden ist, mit dem Gefühl, eine Verwesung hinter sich zu haben, eine Aufopferung, eine Selbstvernichtung und einen Zerfall unter der scheinenden und gleißenden Hülle der Vergoldung und des Flitterkrams, der Dorüren des Rokoko, der schönen Kostüme, des Puders und alles dessen, womit diese Periode sich exkludiert hat, mit dem Willen, mit niemandem mehr zu verhandeln, zu rechten, der diesen Begriff, dieser Kunst, dieser Uebung auch nur anhängt, der diese Grazie noch bewundert, der die Sittlichkeit, die hinter dieser Grazie steht, zu verteidigen auch nur wagt. Und dieser Schrei nach Tugend erklingt aus dem Munde von etwas, was damals zum ersten Male empfunden wird, weil es empfunden wird, ausgesprochen werden kann, aus einem utopischen, fast irren Bilde von der Welt, wie sie gewesen ist, und wie sie sich dann zu demjenigen entwickelt hat, was nun eben seine Jugend verwirft, Arkadien. Das steht im Hintergrund. Ein Arkadien, wie es um diese Zeitbewegung einen contrat social darzustellen versucht hatte, ein Arkadien, nach dem um Rousseau herum die Bussolen aller Schwärmer und Träumer der Zeit zielen. Das ist die goldene Zeit, und diese goldene Zeit herbeizuführen, sind Räuberbanden gerade das Richtige. Das sind die Kontraste im Arkadien, im Hintergrund von Schillers Phantasie und Räuberbanden, die es verwirklichen sollen. Unreif, kindisch und unbeschreiblich rührend und generös der Kontrast in den Seelen dieser großherzigen Menschen, ahnungslos scheinbar und ahnend mehr als die älteren, mehr als dann die Generation, die 30 oder 40 Jahre später die Verwirklichung der Träume unternahm. Unerschöpflich das in den „Räubern" und „Kabale und Liebe" Ausgesprochene über ein Jahrhundert lang. Das Pathos von „Kabale und Liebe" und von den „Räubern" 100 Jahre nach seinem Ursprunge erst wieder entdeckt und entdeckbar, die ganze Bewegung gekreuzt von einer neuen, die mit jener nicht das Herz und nicht die Tendenz gemeinsam hatte und haben konnte, und die aus den größten Gedanken des 18. Jahrhunderts den Schiffbruch des 19. macht.

Das ist der Hintergrund im allgemeinen, und auf diesem Hintergrund versuchen wir die Gestalt selber zu sehen. Der Sohn eines Arztes, eines kleinen Beamten, aus einer Familie stammend, hinter der man den Großvater allenfalls noch gewahrt, den Urgroßvater schon nicht mehr, kaum schwäbischen Ursprungs, niemand weiß, welchen Ursprungs, einer dieser kleinen Dutzendfamilien um einen kleinen Hofstaat herum, die plötzlich auftauchen, weit entfernt von dem weitverzweigten und bis in jede Verästelung übersehbaren Stammbaum, aus denen Goethes Wunderblust plötzlich aufblüht. Der Vater trocken und gewöhnlich, liebevoll und gleichgültig zugleich, die Mutter harmlos, mediokre, null. Die Verwandten mediokre und null. Die Atmosphäre, aus der der Mensch kommt, lau und hart, herb, mager, kümmerlich. Dieser Atmosphäre dann bald entzogen, tritt er in eine neue, in

das Internat, in dem der Jugend revolutionäre Tendenzen durcheinander gären und die Freunde sich gegenseitig zu Tyrannengefühl und zu Tyrannenmord begeistern. Auflehnung ist die Luft, in der er lebt, Auflehnung bringt er mit. Ursprünglich ein träumerisches, scheues Kind, in den Jahren des Uebergangs überfallen von Krisen, zu denen niemand sich Rat weiß, aus dem liebenswürdigsten und gefälligsten umschwenkend in ein untraitables, früh erkennend, daß die Atmosphäre, in die er eigentlich hineingehört, und die einzige, in der er leben kann, der Kampf ist. Im Kampfe zum Teil gegen die Lehrer, im Kampfe gegen den spiritus rector, der über Lehrern und Schule steht, im Kampfe mit dem Herzog seine ersten Phantasien herausschleudernd, die leidenschaftlichen und doch so musikalischen Trochäen der Schülerwut. Heroisch und idyllisch und satirisch durcheinander mit einem leidenschaftlichen Zurückbäumen und Zurückverlangen in die heroisch aufgefaßte Antike, die nicht zufällig ist und die wir nachher auf ihren wahren Grund zurückzuführen lernen werden. Plötzlich sich regend aus einem Nichts heraus die Geburt des Dämonischen, die Geburt des Genius, das Ueberfallenwerden und Tatwerden von einem Bedürfnis des Schwankens, das Geschütteltwerden in den Krallen und Klauen eines Gewaltigen, gegen den er sich nicht Rat weiß, und aus diesen Umarmungen herausgeschleudert, fast ohne daß er es weiß, das ihm selbst fast unverständliche Produkt „Die Räuber". Noch vom Schüler entworfen, dann vom jungen Medikus, vom Regimentsmedikus, d. h. einem Offizier mit Portepée, der den Fahneneid geleistet hat, gestaltet, zum Buch gemacht, vorgelesen und dann um ihn herum das Rebellische und die Auflehnung, die Luft des Argwohns und Mißtrauens erzeugt, als Kontrolle und Beobachtung einsetzt und Strafe droht, der offene Konflikt. Aus dem Konflikt heraus die Flucht, d. h. der normale Lebensweg des sich plötzlich zum Dichter geboren fühlenden dämonischen Wesens, das aus menschlicher Gemeinschaft ausbricht und die Höhle sucht, in der allein er seiner Aufgabe genügen kann, und beginnend von da mit jener Flucht eine Reihe von Jahren, die nichts weiter sind als Flucht und Flucht, vergeblich aufzuhalten oder zu hemmen versucht von Freunden, vergeblich in Mannheim, vergeblich in jenem Gohlis bei Leipzig, vergeblich überall, wo sich die vermeintlich hilfreiche Hand ihm entgegenstreckt und doch nicht helfen kann, weil nichts zu helfen ist, weil hier nichts vorliegt, dem abgeholfen werden kann, und wogegen geholfen werden mußte, weil hier eine Neugeburt des Unsterblichen seine neuen und nicht dagewesenen Formen sucht, und sprengen muß, bersten muß, vergehen muß, oder eine Form erreicht. So die „Räuber", so „Kabale und Liebe", und so „Fiesko" und so das Werk des „Demetrius", das Werk des von seiner Schuld hin und her gehetzten, nirgends Ruhe findenden, landflüchtigen Menschen, dieses wilden, rothaarigen Wesens mit den überhängenden Brauen und der eingefallenen Brust, mit der wilden Unterlippe, aus der das Schwäbische, dieser kaum verständliche Dialekt, übertrieben bis ins Komische, bis ins Lächerliche herausschäumt und den Mitunterredner in Grund und Boden redet, redet, redet, mit einem Bedürfnis zu sprechen, sich zu äußern, sich auszudrücken, darzustellen, koste es, was es wolle. Mit diesem Bedürfnis, dem die ganze Welt, in die er tritt, widerwillig unterliegt, widerwillig, denn niemand liebt ihn, die Hand, die sich ihm entgegenstreckt, streckt sich ihm nur darum entgegen, weil man das Gefühl einer Potenz hat, aber nicht, weil man ihn liebt. Dalberg liebt ihn nicht, und die Mannheimer um Dalberg herum, die ihm die erste Stätte geben, die ihm die Begründung der „Thalia" ermöglichen, stehen halb un-

wirsch, halb aufgescheucht zweifelnd und zweideutig vor diesem fremdartigen Wesen, für das es keine Schablone gibt, in das es eingeordnet werden könnte, vor dem zügellosen Reichtum, und stehen fassungslos vor den Gedichten, die aus diesem zügellosen Reichtum hervorgehen, vor den flutenden, wild-geschmacklosen und herrlichen Trochäen, in denen eine Liebe ohne Ziel, ein Gestaltungsbedürfnis ohne völlige Fähigkeit der Gestaltung, ein Versuch, die Wahrheit zu ergreifen, ohne es bis im Grunde zu können, sich in Formen ausspricht, die keine Formen sind, jene Phantasie an Laura, jener Abschiedsgesang an Laura, jene Grabphantasie, die geschmacklos und roh sind, herausgeschleudert, um auch nur das Gefühl der eigenen Existenz zu beantworten, sei es auch durch die Schlünde der Geschmacklosigkeit hindurch, und so jene anderen Rhapsodien und Phantasien, in denen noch nicht die Elemente einer neuen Welt, sondern nur die Trümmer einer alten ungeheuer schwulstig melodisiert werden, ohne jedes Empfinden der Form eines Kunstwerkes als eines solchen. Sie fühlen, wenn sie diese Verse aufnehmen und lesen, nichts anderes, als ein unwiderstehliches Bedürfnis einer auf das Große gerichteten Natur, sich zu äußern. Es war ihnen nicht zu verargen, es war niemandem zu verargen, die nach Goethes Worten um ihn rangen, daß sie sein großes Verdienst unwillig anerkannten, und es ist demjenigen, der ihn zuerst liebte und ihn zuerst in den Schoß menschlicher Wärme zog, jenem schlichten und edlen Körner, unendlich hoch anzurechnen, daß er den Flüchtling, den unbehausten Menschen ohne Zweck und Ruh, der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste, begierig-wütend nach dem Abgrund zu, daß er ihm zum ersten Male gab, was ihm bis dahin gefehlt hatte, den Preis und den Wert, daß ihm sein Haus ersetzt, was ihm das Elternhaus nicht gegeben hatte, ein einfaches Verhältnis zum menschlichen Menschen, wie er es in dem Ueberschwang seines Anspruchs, den er an das Menschliche stellt, teils nicht gehabt, teils jedesmal verdorben und vergeudet hatte, ein Verhältnis zum Menschen, das außerhalb jener Sphäre Charlotte von Kalbs und Julie von Manteuffel lag, in denen seine Fiber mit ebenso gestaltlosen Fibern erwidert wurde, und die Erde nicht berührt, der Himmel nicht erreicht werden konnte. In diesem menschlichen Kreise wurde Schiller zum ersten Male menschlich, er überwand zum ersten Male die Dämonie seiner Sendung, die Dämonie seiner Artung und bereitete sich vor, ein Bürger dieser Erde zu sein, den Einspruch, der zwischen Vergangenheit und Zukunft fiberte, fallen zu lassen und das menschliche zu nehmen, wie es war, — unschätzbarer Vorteil für ihn, gerade für ihn, dessen tiefste Anlage keineswegs die schwärmende, keineswegs diejenige war, die man mit den Worten des Idealisten, des Idealismus bezeichnet, sondern dessen tiefste Art schwäbisch war und struktural. Hier entsteht sein erstes, ihn völlig ausdrückendes Werk, das zugleich sein letztes ist, hier entsteht „Don Carlos". Das ist das erste Werk, auf das wir die Betrachtung zu lenken versuchen werden, von dem aus wir Verwandtes, die Reihe der Jugenddramen wenigstens mit einem Blick streifen wollen, von dem aus wir den Blick vorwärts lenken werden, die Reihe der klassischen Dramen entlang, bis „Demetrius"

Er empfand in der Geschichte, die er sich vorgesetzt hatte, den Eindruck seiner inneren Welt und seiner inneren Bedürfnisse nicht darum, weil er eine menschliche Situation mit den Mitteln des Dichters und des Künstlers auseinanderlegen und darstellen wollte oder konnte, sondern weil eine ihm vorschwebende Situation, die die Geschichte ihm bot, ihm das Gefäß versprach für den Ausdruck von Ideen. Ideen auszudrücken,

fühlte er sich geboren, und das Verhältnis von Ideen zu demjenigen, woraus er kam, zur Geschichte, dies Verhältnis zu den Ideen hat er im „Don Carlos" und nur im „Don Carlos" gestaltet. Ideen sind es, die die erfundene Figur, zugleich der Träger des Pathos des Stückes, vorträgt und darstellt. Posa ist kein Charakter. Noch die früheste Gestalt Goethes, die Schäfergesten der „Laune des Verliebten", die Gesten, die im Grunde eine geistreiche Vorausnahme einer Eheirrung, verwirrt und unlogisch sind, sind Charaktere, sie kommen von irgendwo her und gehen irgendwo hin, sie sind durch menschliche Situationen und durch menschliche Leidenschaften determiniert. Die Figuren, die Schillers Stücke tragen, sind das nicht. Posa ist ein Sprachrohr wie Karl Moor ein Sprachrohr ist, und wie in „Kabale und Liebe" alle diejenigen, die um die Kontrastfiguren herumstehen, Sprachrohre sind. Die Szenen, in denen in den „Räubern", in „Kabale und Liebe", in „Don Carlos" sich die Handlung bewegt, sind nicht Szenen, die in die Handlung hineinreichen, sondern Szenen, die aus ihr heraus durch die Fenster gehen. Wenn die Courtisane des Duodezfürsten von Ferdinand gedemütigt wird, so steht ein Ankläger auf einer Tribüne, wenn Karl Moor vom tintenklecksenden Säkulum spricht, so steht ein Ankläger auf einer Tribüne, und wenn Marquis Posa von dem Beherrscher Spaniens Gedankenfreiheit fordert, so steht nicht sowohl ein Ankläger, als ein Prophet auf einer Bühne und auf einer Tribüne. Er spricht nicht zu den Figuren des Stückes, sondern zum Volk, d. h., er spricht zum Publikum redend. Dieses Stück, in seiner stärksten Szene redend hat Schiller es gewollt, und diejenigen Gestalten des Stückes, die nicht redend sind, sie allein sind gestaltet. Wie in „Kabale und Liebe" nur diejenigen Figuren gestaltet sind, für die sich das Pathos Schillers im Grunde nicht interessiert, wie der Musikus gestaltet ist, der im Grunde für die Physiognomie des Stückes gleichgültig ist. Wie in den „Räubern" nur diejenige Figur wirklich gestaltet ist, die Schiller hat, Franz Moor, so ist in „Don Carlos" nur diejenige Gestalt wirklich real, die Schiller als eine Kontrastfigur zu seinem eigenen Wesensgeschöpf in seiner dichterischen Brust empfindet, und diese Gestalt ist die einzige Frauengestalt, die zu bilden ihm in seinem Leben geglückt ist, die Eboli, ein wirklicher Kontrast, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit hinlenke. Die gestaltende Kraft dieses Menschen so reich, daß das, was er mit der linken Hand belebt, Leben empfängt, und der gestaltende Wille dieses Menschen scheinbar so schwach, daß überall so seine Liebe sich auf ein Wesen konzentriert, um es mit den wärmsten, reichsten, reinsten Eigenschaften seines eigenen Inneren auszugestalten. Ueberall da, wie ich sagte, ein Sprachrohr, d. h. überall da eine Lebensverhältnis gewordene Idee, in ein Zeitkostüm hineingesteckt, und von der Bühne als einem Rednerpulte aus das Volk anredend, in das Volk hineingreifend. Jawohl, das ist kein Künstler. Ich schenke Ihnen dies. Ich konzediere Ihnen, daß dies keine Kunstwerke sind. Sie sind weniger und sind mehr als Kunstwerke, denn wenn ich Ihnen nun entgegenhalte, daß diese Ideen aus dem Schatze der Ideen Wielands, der um die Geschichte des 18. Jahrhunderts herum, jenes 18. Jahrhunderts, das die französische Enzyklopädie geschaffen und erlebt hat, aus dem Voltaire und Rousseau stammen, daß die Produkte von Locke bis Shaftesbury von dieser Tendenz stammen, und daß diese Ideen hineinreichen ins 19. Jahrhundert, daß Generationen junger Menschen von diesen Ideen ihren Lebensinhalt bestritten haben, daß diese Ideen Generationen nach Generationen geformt haben, daß mit diesen Ideen, und um dieser Ideen willen in den Freiheitskriegen Blut aufgeopfert worden ist, und daß die Bewegung der Deutschen Burschen-

schaft, jene Bewegung, die schließlich doch die ersten konstitutionellen Freiheiten in Deutschland durchgesetzt hat, mit Schillerschen Ideen, d. h. mit diesen Ideen des 18. Jahrhunderts, mit den Ideen Karl Moors und Marquis Posas gemacht worden sind, meine Damen und Herren, dann streichen wir eben die Seele, dann sagen wir, gut, kein Dichter, gut, kein Harfenspieler, kein Minnesänger, verlangen wir dann keine vom ersten bis zum letzten Klang ausgeführte, uns beseligende melodische Elegie, aber fühlen wir, daß hier ein primäres Dichterisches arbeitet, das vom Musikalischen und Melodramatischen unabhängig ist, ein Primäres, das, aus den Urzeiten der Menschheit stammend, mit denjenigen Urelementen des Dichterischen identisch ist, um derentwillen der Dichter es wagt, ein Verhältnis der Menschheit zu Gott auszudrücken, den verlorenen Gott der Menschheit heranzuholen, wenn sie sich dieses Verlustes bewußt wurde, und die Menschheit, die Gott verloren hatte, wieder an Gottes Brust zu sammeln durch jedes Mittel, unter Umständen durch das Mittel des Dramas, und wenn bei diesem Kampf, bei diesem Versuch und Bestreben die dramatische Form zerbricht, kein Schaden. Das Theater ist vieles gewesen seitdem, es ist aber niemals, wie Schiller vermutete, eine moralische Anstalt gewesen. Es ist eine unmoralische gewesen. Gut, es ist eine übermoralische gewesen, gut, aber es ist eine moralische so wenig je gewesen, wie es eine Anstalt je gewesen ist. Es ist der wilde Schauplatz, auf dem Angelegenheiten des Volkes, der Menschen unter irgendwelchem Vorwand und Verkleidung in irgendwelchen Formen verhandelt werden, in glücklichen Zeiten der Menschheit in herrlichen Formen, in weniger glücklichen in weniger herrlichen Formen, in nicht klassischen Formen, in irgendwelchen lebendigen Formen, und lebendig waren die Formen nicht erst im „Don Carlos", mit denen Schiller das Drama packte und umfaßte mit seiner Plebejerhand, mit seiner gewaltig zugreifenden Hand, die den Stoff der Nation wild, rauh, grob irgendwie faßte, in freier Luft formte, aus der Phantasie heraus formte und nicht aus der Beobachtung. Gestalten wie die, die in seinen Jugendwerken auftreten, hat er nie gesehen, es gab sie nicht. Es gab so wenig die Figuren, die in „Kabale und Liebe" auftreten, als diejenigen, die in den „Räubern" auftreten. Es ist nur scheinbar, wenn jener Musikus Miller, wenn dieser Hofmarschall von Kalb uns mit dem Gefühl der Verlassenheit berühren. Das liegt nicht nur daran, daß das Milieu, in dem sie auftreten, ein determiniertes war. In Wirklichkeit sind das phantastische Scheinmenschen, die wir nur darum nicht nachweisen können, weil sie mit der Sprache sprechen, die Schiller und seinen Zeitgenossen geläufig war, nämlich alles in Dimensionen zu sehen, die außerhalb des Menschlichen liegen. Es war nicht möglich, „Kabale und Liebe" realistisch zu sprechen. Jeder Versuch, das durchzuführen, scheitert und führt zu Tönen in denen schließlich die Tirade nicht mehr wirkt und lächerlich wirkt, und die Tirade, die große Tirade des 18. Jahrhunderts, sie ist es, um derentwillen dieses Stück lebt, genau wie die „Räuber" leben bis auf den heutigen Tag, in denen nur Spuk, nur menschliche Gespenster, nur aufgeblähte wilde Seelen mitwirken und auftreten und nicht ein einziger menschlicher, wirklich möglicher Mensch. Dies war die Generation von Seelen, die Schiller mitbringt, keine erlebte Seele, sondern die Seele, die er der Welt aufzwang. Ideen sind es, die er mitbringt, ein Verhältnis des Kampfes zum Licht, ein Verhältnis der Nichtbilligung, ein Verhältnis der Mißbilligung unter Umständen. Geschöpfe satirischer Verfassung, satirisch gewollt, strafend empfunden im Gegensatz zu den Geschöpfen, die dem Gefühl der Welt als Welt entspringen, die dem Wollen und der Billigung entspringen,

die dem idyllischen Testament entspringen, die überall da, wo sie das Geliebte sehen, Natur sehen, die Natur des noch nie Geborenwordenen, das sich im Tiefsten verbirgt, mit bewunderndem Blick durch die Welt geht, mit schonender Hand das Geschöpf der Erde betrachtet und ergreift.

Zehn Jahre vor ihm, 1749 statt seinem Geburtsjahr 1759, war das Wesen aufgetreten, dessen Augen in der Welt so aufgeschlagen waren. Stürmisch tobend auch da wieder seine Jugend, von Flucht zu Flucht gehend auch die Jahre seiner ersten Anfänge. Als Schiller nach Mannheim kam, vibrierte noch um jene Länder herum, die Länder zwischen Main und Rhein, die Erinnerung an Goethes jugendliche Leiden. Wie anders aber hatte sich von Generation zu Generation das Verhältnis zur Welt gestaltet. Der Aeltere im Begriffe, in Weimar sich zu beruhigen und sich vor den Knien der einzigen Frau zu demütigen, die es vermochte, den Wildling der Menschheit wieder zu schenken. Der 10 Jahre Jüngere fast höhnend vor der Welt stehend, in der „Egmont" entstand, und mit jener Kritik des „Egmont" den 10 Jahre Aelteren herausfordernd, gequält, fast dreist, und doch lieber unglücklich den Kampf ansagend, den Handschuh hinwerfend, den jener nicht aufnahm. Von fern war er Goethes Spuren gefolgt, näher und näher hatte er sich ihm gewagt, immer wieder sich zurückgestoßen gefühlt, nicht durch Goethes Größe, sondern durch die Empfindung seiner eigenen Verfassung und Art, von der er wußte und fühlte, daß sie des reinen Werkes nicht fähig war. Er mochte überlegen, die „Räuber" ein gestaltloser Wurf, genialisch, aufregend, die Jugend fassend, kein Werk. „Kabale und Liebe", das bis dahin nicht vorhanden gewesene Meisterwerk einer kleinen Dichtung, aus beschränkten Verhältnissen entstanden, auf beschränkte Situationen anwendbar, schwäbisch, ein Lokaldrama, ein satirisches Lokaldrama, das sich auf die Verhältnisse eines bestimmten Kleinstaates bezog und außerhalb dieses Verhältnisses kaum mehr klang. „Fiesco" ein großer Wurf, aber kein Werk. „Don Carlos" ein Schmerzenskind, ein Werk, das sich nicht vollenden ließ, aus kleinen Anfängen ins Riesenhafte und Unmäßige gewachsen, die Gestalt des Helden dem Dichter selbst uninteressant geworden. Das Doppel seiner Eigenschaft hatte sich zerdoppelt. Posa hatte sich an die Stelle von Karlos gesetzt. Ein neuer Kreis der Organisation innerhalb des Werkes hatte sich um den alten Kreis der Organisation geschlossen. Neben dem Verhältnis von Karlos zur Mutter hatte sich ein Verhältnis angebahnt innerhalb des Stückes, das fast Posa zur Königin in Relation setzte. Aus dem Streit zwischen Vater und Sohn war ein Streit des Königs mit dem Prinzen um die Seele des Günstlings Posa geworden. Nur dieser Zug erklärt Posas Tod, die Rache Philipps. Mit einem Wort, mit unaufhörlichen vergeblichen Versuchen, dieses Werk abzuschließen, die Schnur zwischen ihm und dem Autor zu durchschneiden, war nichts gefruchtet worden, und Schiller fühlte, wie in Goethes königlicher Ruhe, der Ruhe seiner schweigenden frühen Mannesjahre, viel mehr reifte und sich vorbereitete, als man aus den Publikationen ahnen und wissen mochte. Der Genius fühlte den Genius. Der Geist warb um den Geist wie der Mann um das Mädchen, schwärmend, werbend, harrend, schreckend, sich zurückziehend, wieder vordringend, beleidigend, schmeichelnd. Es schien zu Ende zu sein, als mit jener Berufung nach Jena auf den Lehrstuhl der Geschichte ihm die Basis des wirtschaftlichen Lebens gegeben wurde, die ihm bislang gefehlt hatte, der Ruhepunkt, der aus dem wilden Menschen den gesitteten Menschen machen sollte, aus dem dämonischen und dichterischen Wesen das menschliche und bürgerliche Wesen.

(Der Schluß der Rede erscheint im nächsten Heft).

FÜR DEN DRAMATIKER GEORG KAISER

In keinem Spieljahr sollte Georg Kaiser so viel Aufführungen erleben wie in diesem. In Berlin wollte — und wird! — das Große Schauspielhaus seine „Europa", das Deutsche Theater seine „Jüdische Witwe" geben. Der Volksbühne hatten die Zeitungen nachgesagt, sie werde den 2. Teil von „Gas" spielen. Die Nachricht war falsch. Der hochlöbliche köpfereiche und köpfearme Ausschuß der Volksbühne entschied schon längst gegen Kaiser, wie er jede kühne Tat verzettelt. In jeder größeren deutschen Stadt waren Kaiserfeste angesetzt.

Da kam Georg Kaisers Verhaftung. Es ehrt Felix Holländer, daß er sich durch dieses biographische Detail nicht verwirren ließ. Hoffentlich sind die Direktoren im Reich nicht weniger unbeirrbar.

Zu diesem selbstverständlichen Mut wollen ihnen die folgenden Stimmen deutscher Künstler verhelfen:

Moritz Heimann:

Den schlimmsten Fall angenommen, daß in der Tat Georg Kaiser sich eines bürgerlichen Vergehens schuldig gemacht hat, so wird er es schwer zu büßen haben; ganz abgesehen davon, daß für einen Menschen wie er die Sünde schon Strafe ist. Warum also soll er doppelt und vielfach gestraft werden und von Instanzen, die nicht dazu da sind? Wenn man seine Dramen gerade jetzt nicht spielte, würde man ihm obenein die Möglichkeit verringern, den Schaden, den er etwa zugefügt hat, wieder gutzumachen.

Will man aber auf dem Theater durchaus nur das Wort des Heiligen Geistes aus unentweihtem Munde hören —? Ach, du lieber Gott!

*

Minister Konrad Haenisch:

Lieber Herr Großmann!

Fragt wirklich irgend jemand, ob man sich durch das schwere Unglück, das den Dichter Georg Kaiser betroffen hat, abhalten lassen solle, seine Werke weiter aufzuführen? Die Frage scheint mir sonderbar. Ebenso sonderbar beinahe, wie das während des Krieges ernsthaft erörterte „Problem", ob man die deutschen Bühnen den Dramen Shakespeares verschließen solle. Ohne natürlich Georg Kaiser auf eine Stufe mit Shakespeare zu stellen, möchte ich doch sagen, daß die neue Frage mit einem ebenso glatten Nein beantwortet werden muß wie die Frage von damals.

Gewiß ist es richtig, daß, wie beim Politiker, so auch beim Künstler, der Mann und sein Werk niemals zu trennen sind, daß im Werke der Mensch sich ausstrahlt. Warum aber ein etwa im Jahre 1919 entstandenes Drama Georg Kaisers nur deshalb im Jahre 1921 nicht aufgeführt werden soll, weil den Dichter im Jahre 1920 ein schweres Unglück betroffen hat: das verstehe ein anderer! Wir wollen doch in Deutschland nicht zu den Sitten des englischen Puritanismus hinabsinken, der einen Oscar Wilde nicht nur körperlich und seelisch mißhandelte, sondern auch sein unsterbliches Lebenswerk boykottierte! Lassen Sie uns „Hunnen" auch auf diesem Gebiet bessere Menschen bleiben!

Mit besten Grüßen

Ihr sehr ergebener

Konrad Haenisch.

*

Martin Beradt: Wäre selbst Kaiser schuldig — nach meinem Gefühl und Wissen kann man jenseits der Bürgerlichkeit ein ebenso großer Schriftsteller sein oder werden, wie man es diesseits ist. Ich versichere Sie, daß ich die tiefsinnigsten Menschen in den Gefängnissen gefunden habe; nicht minder, daß ich zahlreiche, nicht einmal tiefsinnige Personen kenne, die in sie hineingehörten, ohne hineinzufinden. Will man sich aber auf die Sprache der verschämten Bürger einlassen und von einem dichterischen Menschen durchaus nichts halten, seitdem er sich bürgerlich verfehlt hat, nun, so kann dieses doch nur für die Werke gelten, die er nach seiner bürgerlichen Verstrickung schrieb; oder vergiftet und tränkt die spätere Schuld schon die Werke im voraus?

Im übrigen eine Frage —: darf bei uns „Bunbury" erst nach dem Tode seines Verfassers gespielt werden? Jedenfalls sieht man diesem Stücke nichts von den ungemeinen Verfehlungen seines Urhebers an.

*

Richard Weichert, Leiter des Frankfurter Schauspielhauses:

Lieber Herr Großmann! Bedarf es in der „Affäre Kaiser" vieler Worte? Ich glaube kaum! Diesem stark Geistigen gegenüber kann es nur den Standpunkt geistigen Adels geben, der da heißt: seine Dichtungen haben mit seinem (noch dazu völlig ungeklärten!) bürgerlichen Verhalten nichts zu tun! Während ich glaube, Kaisers Stücke würden nun von einem geschickten Theaterleiter „forciert"

oder „gemanaged" werden, während ich eine Kaiser-Konjunktur fast fürchtete, droht man mit „Boykott"! Am Theater kommt es ja immer anders als man denkt, aber auf der Hut sein wollen wir, uns nicht auf geistigem oder ethischem Gebiet, wie so oft schon, blamieren. Ich habe leider an meiner Bühne kein Werk Kaisers zur Uraufführung, sonst spielte ich es innerhalb der nächsten acht Tage; ich kann also nur mit Worten des Erstaunens für Kaisers Werk eintreten, das unantastbar bleibt, wie immer diese „Irrung" des Nervenmenschen Kaiser ausgehen mag. Man lese nach, was Gustav Landauer über Georg Kaiser, seine Calais-Bürger und neuen deutschen Geist gesagt hat, und unterlasse Gottesgerichte; sind wir in Philisterien oder sind wir im Deutschland neuer Geistigkeit?

*

Gustav Hartung, Intendant des Darmstädter Landestheaters:

Ob Georg Kaiser silberne Löffel gestohlen hat, Shakespeares Stücke von Bacon sind, Veit Stoß Unterschlagungen begangen hat, Rembrandt Konkurs gemacht hat, Friedrich der Große anormal veranlagt war, Oscar Wilde im Zuchthaus saß, Toller noch sitzt: was spricht das gegen die Werke der Männer? Sie deshalb nicht zu vertreten, heißt die künstlerische Ueberzeugung unterordnen der bürgerlichen Moral.

*

Carl Sternheim:

Uttwil, 28. 10. 1920.

Ich habe die schimpfliche Absicht der deutschen Bühnen, die Aufführung Georg Kaiserscher Stücke wegen eines behaupteten Mangels in seiner bürgerlichen Führung zu inhibieren, bei der Veröffentlichung des Vorfalls vorausgesehen, hatte aber erwartet, es würden die Reinhardt-Bühnen, wie sie sich seinerzeit im Krieg die Möglichkeit, des „Feindes" Shakespeare Stücke zu geben, öffentlich hatten bestätigen lassen, sich von Herrn Professor Roethe von der Berliner Universität zur Aufführung der Kaiserschen Stücke quand même autorisieren lassen.

Zur Sache selbst ist es natürlich für die Deutschen des Juste milieus, also 95 Prozent, unmöglich, der Aufführung von Stücken eines Mannes beizuwohnen, der vielleicht getan hat, wofür er in der Beraubung, sogenannter Sequestration, unzähliger friedlicher Bürger des Erdballs durch die Regierungen Europas und der Vereinigten Staaten das leuchtende Vorbild hatte. Denn wie Heinrich von Kleist, der den Prinzen von Homburg damit in Lebensgefahr bringt, sagt: „Der Satzung soll Gehorsam sein!"

Ich selbst freilich habe von dem Vorfall eine spezielle Meinung: Wenn nun Georg Kaiser, dem der bürgerliche Beifall in der letzten Zeit vielleicht zu toll wurde, kein anderes Mittel mehr gewußt hätte, von der Verehrung durch Juste milieu fort zu sich selbst zurückzufinden?! Oder wie hätte er auf andere Weise solches Abrücken des „Berliner Tageblatts" vor dem Urteil über ihn erreichen können: „In jedem Fall bleibt der Zusammenbruch einer so künstlerisch wertvollen Persönlichkeit tief zu beklagen."

Ernsthaft: Was hat Rousseaus, Voltaires Werk mit ihren Spitzbübereien im bürgerlichen Leben zu tun, was Verlaines und Wildes Verstöße gegen das Strafgesetzbuch mit „Parallèlement" und „Dorian Gray"? Die Frage bleibt: ist „Gas II" ein gutes Stück und kann es die armselige deutsche Bühne beleben oder nicht?

*

Walter Hasenclever:

Die Tatsache, daß Georg Kaiser mehr Geld brauchte als er hatte, spricht gegen seine Leser. In Wirklichkeit ist nicht der Dichter der Schuldner, sondern das Publikum. Wenn alle Schieber, die in Premieren husten, für jede Gesetzesübertretung bestraft werden könnten, so gäbe es bald kein Publikum mehr. Die Dichter würden vor sich selber gespielt, und außer ihren Verlegern säße kein unbescholtener Mensch im Parkett. Georg Kaiser hat das Unglück, in Deutschland zu leben. Der Staatsanwalt des soundsovielten Bezirks, der ihn verhaften ließ, täte gut, das Schuldenverzeichnis d'Annunzios zum Vergleich aus Fiume einzufordern. Wenn jede Zeitung, die die sensationelle Notiz von der Unterschlagung eines Dichters im Feuilleton blühen ließ, dafür hundert Mark Honorar an ihn zahlen müßte, so wäre bei tausend Zeitungen die inkriminierte Summe wahrscheinlich erreicht. Wir verlangen, daß der Justizminister in diesem Falle eingreift. Wegen außerordentlicher Verdienste um das deutsche Drama sind Georg Kaiser die Schulden zu erlassen. Die Möbel, die er versetzt hat, können uns gestohlen werden. Den Offenbarungseid leistet sein neues Stück.

*

Paul Eger: Direktor des Hamburger Schauspielhauses:

Die Schuldfrage Georg Kaisers ist im Augenblick noch ungeklärt, aber jedenfalls sagt Oskar Wilde: „Daß einer ein Giftmörder ist, beweist nichts gegen sein Flötenspiel."

An Martha Fontane.

Berlin, 8. Juni 88.

Meine liebe Mete.

Heute früh die Nachricht von Onkel Scherz' Tode. Wir verlieren in ihm einen Mann, der, wieviel sich auch gegen seine Schwächen und Eitelkeiten sagen lassen mochte, doch eine brillante Nummer war und für uns persönlich nun schon ganz gewiß. Beim Begräbnis, das morgen nachmittag stattfindet — beiläufig die schönste Zeit zum Begrabenwerden: Sommer, Sonnabend, Rüsttag, untergehende Sonne —, werde ich nicht zugegen sein, trotzdem eigentlich eine Herzensverpflichtung dazu vorliegt. Aber der Anblick des offiziellen Preußentums und nun gar des offiziellen Preußentums aus der 5. Rangklasse, ist mir ganz unerträglich, und nachdem ich mich ein langes Leben lang geschunden und geplagt und all diesen Nichtigkeiten, gezwungen und halb gezwungen, die Honneurs gemacht habe, will ich von meinen 68 Jahren und meiner freien Lebensstellung wenigstens das haben, daß ich sagen darf: ich danke für Obst. Natürlich nehme ich bei all diesem meinen vortrefflichen und herrlichen Zychlinski aus, aber er allein kann die Situation nicht retten.

Unter 1000 Grüßen an die teuren Wittes

Dein alter Papa.

*

An Martha Fontane.

Karlsbad, 30. Aug. 95.

Meine liebe Mete.

Mama ist im Bade — glücklicherweise Sprudel und nicht Moor — und so komme ich statt ihrer dazu, Dir für Deinen Brief, der uns eine große Freude war, zu danken. Was Du über Partien à la X. Y. sagst, unterschreibe ich, es ist zum Freuen aber auch zum Weinen; alles im Leben muß auch ganz gemein äußerlich seinen „chic" haben, und die sogenannte Hauptsache kann die fehlenden Nebensachen nicht ersetzen. Das Leben, Gott sei Dank, ist kein Tummelplatz großer Gefühle, sondern eine Alltagswohnstube, drin das sogenannte Glück davon abhängt, ob man friert oder warm sitzt, ob der Ofen raucht oder guten Zug hat. Liebe ist gut, aber sie läßt sich nicht nach Minuten berechnen, alles andere hat lange Stunden. — Das mit Deinem kleinen Liebling darfst Du nicht so tragisch nehmen; George wirkte auch ganz so, war auch solch eigentümlich reizendes Kind, von dem man fühlte, der stirbt oder wird nicht glücklich. Er

wurde aber doch 36 Jahre, machte den Krieg ganz fidel mit und lebte noch, wenn er nicht zu viel Salz- und Schmalzstullen gegessen hätte. Freilich, er hatte junge Eltern (wenn auch nicht, wie ich, den immer zitierten 23jährigen Vater), was, daran glaub ich, doch viel ausmacht. — Deinen Militärgefühlen, in Lob wie Tadel, stimme ich bei. Der Leutnant ist nicht der Held der Situation, sondern der aus dem Volk geborene Unteroffizier. Da sitzen die Musikanten. Volk ist alles, Gesellschaft ist nichts, und nun gar unsere, die, die Juden abgerechnet, bloß eine sein will und nichts ist wie Bonvivants auf einer kleinstädtischen Bühne. Friesack in Frack und Claque. Man hat gesagt: „Preußen werde durch Subalterne regiert." Das ist richtig und auch gut so. Die Subalternen sorgen für Ordnung, Sauberkeit und Herrschaft des gesunden Menschenverstandes. Die „Ideen" finden sich von selbst, die wachsen rätselvoll und sind mit einem Male da. Das Wort Nietzsches von der „Umwertung" der Dinge, die durchaus stattfinden müsse, trifft überall zu.

Wir leben hier in stillem Gleichmaß weiter: Brunnen, Frühstück, Zeitung, Mittagbrot mit Friedländers gemeinschaftlich, Nicker, Kaffee im Freien unter Anhörung lieber, alter Geschichten, Spaziergang, Abendzeitung und Abendschinken und früh in die „Klappe". Nur unser guter Direktor G., der acht Tage lang eine Himmelangst hatte, daß der gefürchtete „Figaro"-Mann wieder auftauchen könnte, sorgte für Unterbrechung unserer gleichmäßigen Tagesabwicklung, indem er uns zu einem forschen Diner einlud. Wahrscheinlich habe ich gestern schon davon geschrieben, und so beschränke ich mich, statt mich auf Details einzulassen, lieber auf ein paar Betrachtungen. Das beständige Voraugenhaben von Massenjudenschaft aus allen Weltgegenden kann einen natürlich mit dieser Sippe nicht versöhnen, aber inmitten seiner Antipathien kommt man doch immer wieder ins Schwanken, weil sie — auch die, die einen durchaus mißfallen — doch immer noch Kulturträger sind und inmitten all ihrer Schäbigkeiten und Geschmacklosigkeiten Träger geistiger Interessen. Wenn auch nur auf ihre Art. Sie kümmern sich um alles, nehmen an allem Teil, erwägen alles, berechnen alles, sind voll Leben und bringen dadurch Leben in die Bude. Wie stumpf, wie arm, auch geistig arm, wirkt daneben der Durchschnittschrist! Und sucht man sich nun gar die guten Nummern oder lernt man Damen kennen, wie die auf jenem Diner anwesenden, die nichts sind als guter Judendurchschnitt und doch unserm Durchschnitt gegenüber eine gesellschaftliche Ueberlegenheit zeigen! Das Schlußgefühl ist dann immer, daß man Gott schließlich noch danken muß, dem Berliner Judentum in die Hände gefallen zu sein.

Wie immer Dein alter Papa.

STEFAN GROSSMANN

DER NEUE HASENCLEVER

I.

Ich erinnere mich sehr gut an den Vormittag des 10. November 1918, als Abgesandte der „Roten Fahne" bei Walter Hasenclever erschienen und von ihm ein Jubelgedicht verlangten, das in faustgroßen Lettern die erste Seite der Zeitung der Rosa Luxemburg zieren sollte. Hasenclever hörte die Abgesandten an und war willens, ihren Wunsch zu erfüllen, aber sei es, daß er nicht der Mensch ist, der auf Bestellung dichten kann, sei es, daß ihn im Taumel der Novembertage, wenn er die Sieger ansah, eine leise Angst vor dem armen kleinen Geschlecht der neuen Herren ankam, kurz, nach einiger Ueberlegung sagte er ab.

Je länger er überlegte, desto gründlicher sagte er ab.

Er hätte, wenn Massenjubel ihn gelockt hätte, der Herwegh der kommunistischen Bewegung werden können. Keine Revolutionstrompete hatte einen so hellen, silbernen Klang wie die seine. Er hatte den schmetternden Rhythmus des vorwärtsstürmenden Knaben. Immer, wenn ich an ihn denke, an den mageren, abgezehrten Menschen mit den faszinierenden schwarzen Augen, dann sehe ich ihn als Läufer vor mir, wie ich ihn einmal in den Novembertagen 1918 sah, mit sausender Leichtigkeit trabte er damals hinter und dann neben einer Droschke im Tiergarten her, in die er sich schwingen wollte. Dies ist sein Wesen: Leidenschaftliche Hast, besinnungsloses Tempo, das Leben im Hetztempo. Wenn er plötzlich umfiele und tot wäre, der glühend hinrasende Knabe, es wäre naturnotwendig gewesen, und niemand hätte das Recht gehabt, ein so wild verglühtes Leben zu beweinen, Aber er ist, wie wild er lief, nicht zusammengestürzt. Er lebt und ist gewachsen.

In Berlin hat niemand Blick, Sorge und Liebe für das Wachsen der Talente. Hier ist man und wird gefressen. Im Reich draußen ist's stiller, und Entwicklungen werden wahrgenommen. Deshalb ist's nur in der Ordnung, daß das neue Drama „Jenseits" von Hasenclever in Berlin noch nicht entdeckt wurde, daß es aber in Dresden eine Aufführung erlebt hat, die einen Abend lautloser Ergriffenheit, betroffenster Nachdenklichkeit und schließlich brausender Zustimmung brachte. Besonders die Frauen gingen, ins Herz getroffen, aus dem Theater.

Man klagt, mit Recht, über die Impotenz der neuen Generation, die immer mit Schaum vor dem Munde spricht und aus dem Deklamationsdialekt (oh, Mensch!) nicht herausfindet. Hier aber ist die hellste Stimme der neuen Generation leise geworden und spricht aus innerstem Seelenschacht. Wer hat Ohren für diese Entwicklung?

Wer ermuntert diese Besinnung aufs Seelenhafte? Der glühendste Rhetor der jungen Leute zwischen 20 und 30 ist unrhetorisch geworden, weil er voll innerlicher Bewegung ist. Ein Sänger hat seine süßeste Stimme schweigen geheißen, hat alles revolutionäre Tenoristentum von sich gewiesen, weil innere Stimme ihn dazu zwang, und kein Berliner, kein Theaterleiter, kein Kritiker hatte Ohr und Auge für diese Entwickelung. Man mußte nach Dresden fahren, um den neuen Hasenclever zu hören.

II.

Eine junge Frau sitzt am abendlichen Fenster und denkt an den Geliebten. Ein Fremder tritt ein, den es zu diesem Haus getrieben hat, es ist der Freund des Abwesenden. Die beiden sitzen zusammen, und ihr Beieinandersein ist zugleich der Untergang des Gatten. In einem Schacht liegt er begraben. Während sie sprechen, kommt die Todesnachricht. Stirbt immer der Dritte, wenn eine Frau hingebend mit einem liebenden Fremden redet? Die Todesnachricht bringt die Frau um das Bewußtsein. Erwachend hält sie den Fremden für den Geliebten. Die beiden Männer werden eins. Die Geliebte vermählt sich dem Mann, den sie nicht erkennt. Aber er — hält er denn nicht die Augen offen? Ach, immer hat der liebende Dritte den Tod des andern ersehnt. Er kam ja, um zu erben.

Doch die beiden erwachen. Die entsetzten Augen der Frau erkennen den zweiten Mann, aber ihre Aufgabe ist: Hingabe, und so fügt sie sich selig ins Schicksal. Im Mann aber erwacht der Ich-Wahnsinn: Hat sie mich umarmt oder das Phantom des Gestorbenen? Lebe ich in ihr oder bin ich nur die Fortsetzung ihrer ersten, einzigen Liebe? Immer mehr steht der Mann von gestern zwischen den beiden. Wer, der einmal mit blutendem Herzen geliebt hat, kennt nicht den Kampf mit dem Schatten? Ein Dritter droht immer, ein Toter oder ein morgen Lebender. Weil ich selbst nie das Ideal bin, das alle immanente Sehnsucht einer Frau erfüllen kann, deshalb ist immer noch Raum für das Gespenst des wahren Geliebten im Herzen der Frau. In der Seele der Frau ist keine Grenze, ihre Sehnsucht fliegt immer wieder über das ungenügend Wirkliche hinaus.

Nun beginnt der Kampf mit dem Dritten.

Auf dem Theaterzettel des Dramas stehen nur zwei leibhaftige Figuren. Aber in der Dichtung Hasenclevers ersteht der stumme, herrschende Tote. Er sitzt als Dritter am Tisch und trinkt mit. Er drängt sich in das Ehebett, und als die Frau ihr Weiberschicksal erlebt und sich Mutter fühlt, da schreit der Gequälte, Lebendige auf: Ist dies die Stimme des Dritten? Er haßt den gesegneten Leib der Geliebten, denn vielleicht ist es der Segen des anderen? Er verlangt

den Tod des Kindes, das noch nicht da ist, weil es die Auferstehung des Verdrängten ist. Aber da legt die Frau schützend die Hände über den schwangeren Leib. Jetzt gehört sie nicht mehr dem Ersten, nicht mehr dem Zweiten. Sie ist beiden entrückt, sie gehört dem sprossenden Leben, das sie trägt.

III.

Im Mann aber wühlt ewige Ichsucht. „Ich bin mein Gefangener," schreit er auf. Nie fühlt er sich, wie die Frau, als demütige Trägerin des Geschlechtes. Immer ist er Ich, immer läuft er im Kerker seines Willens umher, ohne erlösendes Selbstvergessen. Herrlich ist eine Gespensterszene des letzten Aktes, in der der Mann wie in der Zelle umherläuft, seinem Schatten, seinen Gedanken, seinem wilden Wollen entfliehen will, leidendes Opfer der Besessenheit. Nie ist das Eingesperrtsein in das eigene Ich phantastischer und bildhafter gemalt worden.

Wie sich befreien von dem Kampf mit dem andern, dem Gestrigen, welcher vielleicht auch der Morgige sein könnte?! Es gibt keine andere Erlösung, als die Ermordung der Frau, die an dem schwarz verhängten Bett des Ersten Rosen der Erinnerung, des Lebens streut. Weil er unumschränkt liebt, weil er die Frau mit sich durchdringen will, deshalb bleibt ihm zuletzt kein anderes Instrument der Durchdringung übrig als der Dolch. Liebend stößt er ihn in den Leib der Frau. Sie, noch im Tode selig, noch im Sterben untreu, flüstert, der Wirklichkeit entgleitend: „Es schneit . . . es schneit."

Damit würde ich, als Regisseur, die Tragödie enden lassen. Hasenclever hängt noch einen langen, mystischen Monolog an. Der Mann, der sich von seiner Geliebten befreit hat, sieht neues Land und neue Möglichkeiten. Diese Arie, die einzige des Stücks, würde ich weglassen. Die Tragödie muß mit der Tat, nicht mit dem Reden über die Tat schließen. Es gibt keine Auferstehung nach dem Morde des Geliebtesten. Wohl war der Mord nötig, aber der Dolch sitzt ewig in der Seele des Mörders. Das neue Land, das einzige Land der Erlösung, heißt Nirwana.

IV.

Um diese Tragödie zu hören und zu sehen, mußte man nach Dresden fahren. In Berlin gibt es keine Theaterleiter, die innere Fühlung mit dem Werden der deutschen Dichtung haben. Hier regiert die Konjunkturmodernität. Aber diese Tragödie Hasenclevers wird von Dresden aus ihren Weg machen, und der 28. Oktober 1920 kann ein historisches Datum in der Literaturgeschichte werden. Hier ist der ewige Knabe Hasenclever zum Manne geworden. War der „Sohn" das repräsentative Werk einer Generation, die ihre Brücke

zu den Vätern abgebrochen hat, so ist „Jenseits" das repräsentative Werk einer Generation, die aufgehört hat, wirklichkeitsgeknechtet in die Realität zu schauen, und die den Blick wieder in die Nacht des eigenen Innern wendet. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.

Ein Rhetor ist zum Seelendichter geworden.

V.

Bleibt ein dankbares Wort an das Dresdener Schauspielhaus. Welche Wohltat, nicht in einem Berliner Parkett zu sitzen. Welche Andacht, welche Ehrfurcht, welche Stille in dieser Hörerschaft. Nirgendwo ein schnöde witzelnder Rechtsanwalt. Keine aufgedonnerten Filmsterne und Filmstern-Imitationen im Zuschauerraum. Das aufmerksamste, lauschendste und zuletzt das hingerissenste Publikum, das ich in Deutschland sah.

Die Vorstellung, szenisch von letzter Einfachheit und doch nicht von jener absichtlichen Magerkeit des Berliner Regisseurs, der immer sagt: „Schau, wie reich meine Armut ist." Alles Entscheidende durch die taktvollen Lichtkünste des großen Künstlers Linnebach realisiert.

Und der Regisseur Berthold Viertel, ganz dem Geiste dienend, ohne Vordringlichkeit, nur um lauterste Schlichtheit bemüht — Oh, man muß nach Dresden reisen, um reine Freude am Theater zu haben.

CARL RÖSSLER

SCHMONZETTE

Im Kinderheim der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger in Rothenburg ob der Tauber.

Die Schmonzette ist eine von mir erfundene neue Kunstform. Sie schwankt zwischen Heldengedicht und Feuilleton. Beeinflussung von verschiedenen Schriftstellern, besonders von Homer und Holzbock, wird offen zugegeben Es sind Betrachtungen über kleine Dinge des Lebens, unbescheidenerweise von meinem Ich aus gesehen. C. R.

Rothenburg ob der Tauber, im September 1920.

Die gütige Schauspielerin, der Psychoanalytiker und ich gehen durchs Taubertal nach dem Kinderheim. Die Schauspielerin will dort vor ihrer Abreise von den Kindern Abschied nehmen, ich gehe aus Neugier mit, der Psychoanalytiker, um Studien zu machen. In den Bäumen herbstelt es seit einigen Tagen. Bei mir herbstelt es schon einige Jahre. Bei der Schauspielerin wird der Herbst wohl auch bald Besuch machen. Der Psychoanalytiker aber ist ein zeitloser Mensch. Die Schauspielerin schweigt. Ich helfe ihr dabei. Der Psychoanalytiker nennt die Landschaft goetheisch. Ich mache

ihn darauf aufmerksam, daß es in der Natur nichts Ungoetheisches gibt. Der Psychoanalytiker erklärt Goethes Naturliebe wissenschaftlich mit der Sehnsucht des Stadtkindes aus Frankfurt nach ländlichen Spielen. Ich freue mich über seine Bildung. Die Schauspielerin lächelt. Auf einem Steinhaufen an der Landstraße sitzt ein kleiner Bub und weint. Es ist einer von den Schauspielerkindern. Die Schauspielerin fragt ihn, warum er heult. Der Junge bekennt zögernd, daß ihn die Stadtkinder in der Schule „Komödiantenbub" genannt haben. Mich stößt's zum ersten Male. Ich bekämpfe es. Die Schauspielerin gibt dem Buben den Rat, seinem Feind ein „Pätsch" zu geben. Die Schauspielerin ist nämlich aus Brünn, einer Stadt in der Tschechoslowakei, einem bisher unbekannten Land, das ein neuer Humboldt nächstens beschreiben wird. In Brünn sagt man Pätsch für Backpfeife. In der Wirkung ist es dasselbe. Das Kind führt uns ins Kinderheim. Ich schildere es nicht, da ich kein Baedeker bin.

Die Kinder, ungefähr achtzehn Stück, Buben und Mädel, sitzen an langen Tischen und trinken Kakao, den ihnen die Schauspieler aus Chicago geschenkt haben. Sie lachen und jubeln. Ich habe noch nie so glückliche Kinder gesehen. Leichter Menschen lustige Kinder. Ich will damit nichts gegen die Moral der Eltern dieser Kinder sagen. Es sind ja auch die ehelichen Kinder in der Majorität. Wenn ich die Eltern kritisiere, so werden sie meine Stücke in Bremerhaven, Neustadt und Osterode noch schlechter spielen als sonst. Ich habe aber die dunkle Empfindung, als wäre ich für das Dasein von einem oder mehreren dieser Kinder verantwortlich. Ich sage dies der Schauspielerin. Sie macht mich darauf aufmerksam, daß die Kinder sehr jung und ich ein „älterer" Herr bin. Ich beruhige sie über diesen Punkt. Sie glaubt mir nicht, und um ihre Lippen zuckt es mißtrauisch. Der Psychoanalytiker hält Liebe zu kleinen Kindern bei älteren Herren für kristallisierte physische Unfähigkeit. Von meiner Seite erfolgt kein Widerspruch. Die Kinder rezitieren Gedichte, spielen Theater, kleine Szenen aus Märchen und Bilderbüchern. Wie die Alten sungen. Ebenso talentlos. Ich langweile mich. Die Schauspielerin mißbilligt das. Der Psychoanalytiker erklärt dies mit dem Haß eines Menschen gegen seine unerfüllten Triebe. Ich nenne ihn unhörbar einen Schmock, gebe ihm aber nicht unrecht.

Man zeigt uns die Schlafzimmer der Kinder. Das kleinste der Bettchen ist für Ilse. Ilse hat blonde Haare, Schneckerln an den Schläfen und ist die Schönheit des Hauses. Ich verliebe mich in sie. Ueber den Betten hängen die Bilder der Mütter und auch der Väter, soweit diese bekannt sind. Der Vater als Bettelstudent. Die Mutter als lustige Witwe. Ueber einem Bett hängt die Photographie einer

Frau als Pikkolo im „Weißen Rößl". Ich frage das Kind, ob der Pikkolo seine Frau Mama ist. Nein. Es ist seine Großmutter. Ueber Ilses Bett sind ein paar Verse von Gustav Falke über die Mutterliebe. Ich lese den Namen. Ich habe die Mutter gekannt. Ein lustiges frohes Ding. Damals! Jetzt pfeift der Herbstwind über ein Grab. Einen Vater hat Ilse nicht. Mich stößt's zum zweiten Male! Ich schnäuze mich.

Jetzt wird uns der Jüngste des Hauses gezeigt. Er heißt Maxe, ist fünf Jahre alt, hat einen übermäßig großen Kopf und rachitisch krumme Beine! Ein Kriegskind. — Maxe ist erst eine Woche da, aber recht lebhaft, besonders in allen Dingen, die seine Nahrung betreffen. Wir gehen. Es ist Abend. Das wird es nämlich in Rothenburg alle Tage. Wir sprechen von Maxe. Die Schauspielerin hat Sorgen um seine Zukunft. Ich vermute, das Kind mit dem Wasserkopf wird als erwachsener Mensch Lustspiele schreiben. Der Psychoanalytiker erklärt die körperliche Beschaffenheit mit Alkoholismus des Vaters und schlechter Ernährung der Mutter. Ich versichere ihm, daß das Kind im schlechtesten Fall noch immer ein tüchtiger Psychoanalytiker werden kann. Die Schauspielerin nennt mich einen boshaften Lümmel. Der Psychoanalytiker hängt den Weltmann heraus.

Da öffnet sich ein Fenster. Ein Kinderstimmchen ruft: „Tante Grete, geh nicht fort von uns!" Es ist Ilse.

Die gütige Schauspielerin schnäuzt sich heftig. Mich stößt's zum dritten Male. Um meine Verlegenheit zu verstecken, blicke ich träumend in die Ferne. Eine Lieblingspose von mir, da sie sehr wirkungsvoll ist und keinerlei Anstrengungen verursacht.

Und das Ende von diesem allem?! Die Schauspielerin wird mich wegen meiner Indiskretion mit „Pätsch" bedrohen und für falsch wie Bohnenstroh erklären. Der Psychoanalytiker wird mein Vorgehen mit unerwiderter Neigung für die Schauspielerin wissenschaftlich begründen.

„Aller Idealismus ist Verlogenheit vor dem Notwendigen."

Jean Paul.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Bankiertagsernte.

Auf deutschen Bankiertagen werden immer sehr interessante volkswirtschaftliche Kollegien gelesen. Es gibt nämlich stets ein paar Bankdirektoren oder Großbankiers, die gern Ricardos oder Bagehots spielen. Und da sie über gute Archive und fleißige Lektoren verfügen und in der Praxis ihres Berufs mehr und Vielfältigeres zu sehen bekommen als der zwischen den engen Pfählen seiner Branche arbeitende Kaufmann, sind die Vorlesungen gewöhnlich von einigem Wert. Wenigstens nach der Seite der Tatsachenschilderung und Kritik.

Auch diesmal war der geistige Ertrag nicht gering. Herr Solmsen trug ein weitschichtiges und zum Teil recht aufschlußreiches Material zusammen, und Herr Warburg verwendete viel anerkennenswerte Mühe auf die Bekämpfung der schwarzkünstlerischen Rezepte, die neuerdings so gern gegen unsere Wirtschaftskrankheit angepriesen werden. Sein eigener Beitrag zur Therapie des Uebels war nicht allzu groß; aber die Entlarvung oder Kurpfuscherei ist auch ein Verdienst.

Einige der Ergebnisse dieser Aufklärungsoffensive sollen festgehalten werden:

Devalvation.

Unser Geld ist entwertet, und man kann schrecklich wenig dafür kaufen. Wäre dem, denken manche Leute, nicht einfach dadurch abzuhelfen, daß man erklärt, das Geld, der Geldschein ist — nominell — weniger wert als früher. Die Fünfzigmarknote gilt von morgen ab nur zehn oder fünf Mark und wird entsprechend abgestempelt. Ebenso werden natürlich alle Geldzahlungsverbindlichkeiten, die aus der Inflationszeit stammen, automatisch auf den fünften oder zehnten Teil herabgesetzt. Wenn diese Umwertung vollendet ist, haben wir wieder ein Geld, das etwas gilt, und Preise, die man bezahlen kann.

Verzeihung, — zuerst haben wir eine sehr schlimme Krise. Die Leute, die Waren zu verkaufen haben, vor allem Waren dringend nötigen Bedarfs, würden sich nämlich schwerlich bereit finden, ihre Forderungen gleichfalls auf ein Fünftel oder ein Zehntel zu ermäßigen. Sie wären bestrebt, die Devalvation der Ware hinter der des Geldes zurückbleiben zu lassen. Und sie würden das auch erreichen, weil wir ja ein Versorgungsdefizit, ein dauerndes Manko an notwendigen Bedarfsgütern haben, das nur durch fortgesetzte Inflation und Teuerung verdeckt wird. Die Verbraucher, die jetzt an Geld und Einkommen bloß über ein Fünftel oder ein Zehntel der früheren Beträge verfügten, aber weiter kaufen müßten, wären also sofort ge-

zwungen, eine Erhöhung ihrer Einnahmen durchzusetzen. Es gäbe allenthalben erbitterte Preis-, Lohn-, Gehalts-, Profitkämpfe und das Resultat wäre neue Inflation und neue Geldentwertung.

Für das gleiche Ergebnis würde aber auch schon der Zustand des Staatshaushalts sorgen. Der Staat könnte einen Augenblick lang einen Teil seiner Ausgaben im Maße der Devalvation vermindern; aber gleichzeitig verringerten sich mindestens im selben Verhältnis auch seine Einnahmen. Das Defizit bliebe also und nötigte den Fiskus schon am Tage nach der Devalvation, neue Noten zu drucken. Alsbald würde er dann in die Preis- und Lohnkämpfe verwickelt, die der Devalvation unweigerlich folgen, und müßte die Notenpresse in noch schnellere Bewegung setzen.

Daraus ergibt sich, daß die Devalvation ein sehr müßiges Spiel ist, solange Wirtschaftsdefizit und Staatsdefizit bestehen. Sind beide verschwunden, so kann man sie durchführen; aber sie beseitigt dann keine Krankheit mehr, sondern bloß noch einen Schönheitsfehler. Man kann schließlich auch ganz gut mit Milreis leben, wenn die Volkswirtschaft in Ordnung ist.

All das ist höchstens für unklare Köpfe neu. Aber es ist doch ganz gut, daß Herr Warburg es betont hat. Denn die Wahrheit wird ja bekanntlich erst dadurch legitimiert, daß Autoritäten sie sagen.

Allerhand Rezepte.

Unser Geld, sagt Warburg, ist schlecht, solange unsere Wirtschaft schlecht ist, und alle Quacksalberrezepte, die ein neues gutes Geld hervorzaubern wollen, sind Unsinn. Das Bodenwert- oder Hypothekengeld, das vorgeschlagen wurde, ist eine Neuauflage der Assignation. Das internationale oder intereuropäische Geld, von dem auch in Brüssel die Rede war, ist eine Illusion. Selbst wenn man es schaffen könnte (wozu die meisten Länder wenig Neigung zu haben scheinen), würde es sich doch in den Staaten mit innerem und äußerem Defizit nicht halten, und außerdem würde es in diesen Staaten auf keinen Fall die Entwertung des inneren, nationalen Zahlungsmittels verhindern. Es bleibt wirklich nichts weiter übrig, als die Wirtschaft so produktiv zu machen, daß das *eigene* Geld wieder gut wird.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich einen Plan erwähnen, den ein Freund dieser Zeitschrift, Herr Arthur Neuburg, der Kritik unterbreitet. Herr Neuburg denkt sich alle Notenbanken Europas (und ihre Metallbestände) in einer einzigen „europäischen Staatenbank" vereinigt. Diese Bank zieht das alte Geld ein und gibt neues aus, wobei durchschnittlich auf jeden Europäer die gleiche Kopfquote,

das gleiche „Kopfbewegungsgeld", wie Neuburg es nennt, entfällt. Die Kopfquote wird aber verkleinert für Länder, die mit Wiedergutmachungsschulden belastet sind, also einen erheblichen Teil ihres Arbeitsertrages ohne Entgelt hingeben müssen, und für solche, die viel mehr Rohprodukte ein- als Fabrikate ausführen, also ein Paßvisum der Zahlungsbilanz abzutragen haben.

Der praktischen Durchführung dieses Vorschlags steht natürlich die — mindestens vorläufige — Aussichtslosigkeit jeder „internationalen" Geldschöpfung entgegen. Außerdem läuft der Plan, immer wirtschaftlich gesehen, auf eine gewaltsame Deflation hinaus, die nicht durchgehalten werden könnte, ohne Staat und Wirtschaft in Anarchie zu treiben. Das „Kopfbewegungsgeld" ist kein Programm der Praxis. Aber es ist ein Symbol für eine harte Notwendigkeit, die sein Name gut ausdrückt: für die Notwendigkeit, die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit des einzelnen planmäßig zu verengern und unerbittlich auf Produktives und völlig unentbehrliches Konsumtives zu beschränken. Von der Geldseite her wird das kaum möglich sein. Die ganze Wirtschaftspolitik muß darauf eingestellt werden.

Doch Planwirtschaft?

Herr Max Warburg wird es sicher sehr entschieden ablehnen, wenn man ihn in die Reihe der Planwirtschaft stellt. Er fühlt sich als guter kapitalistischer Individualist. Aber wenn er „Vorbedingungen" für die Heilung der Wirtschaftskrankheit aufstellt, so kommt er ganz von selbst, ohne die Sphäre seiner ökonomischen Weltanschauung überschreiten zu wollen, zu Forderungen, die, konsequent zu Ende gedacht, planwirtschaftlich sind.

Wie soll denn ein Programm der Produktion nach der volkswirtschaftlichen Dringlichkeit, das die Luxuserzeugung ausschaltet und die wichtigste Bedarfsdeckungs- und Exportproduktion in den Vordergrund stellt, ohne planwirtschaftliche Regelung durchgesetzt werden? Warburg spricht von bevorzugter Kohlenbelieferung, bevorzugter Rohstoffeinfuhr und Rohstoffinanzierung. Aber einmal ist das, wenn es nicht bloß gelegentlich und zufällig geschehen soll, bereits Planwirtschaft, und zum andern setzt es eine ganz allgemeine Planwirtschaft voraus. Bevorzugte Kohlenversorgung bestimmter Produktionen ist in entscheidendem Umfange nur zu erreichen, wenn die Kohlenförderung beträchtlich steigt, und die Kohlenförderung ihrerseits wird nur durch organisierte plan- oder gemeinwirtschaftliche Anstrengung zu starker Ausdehnung gebracht. Bevorzugte Rohstoffeinfuhr ist nur möglich, wenn der Einfuhrbedarf an Lebensmitteln sinkt; und der sinkt nicht von selbst, sondern nur durch planmäßige landwirtschaftliche Produktionspolitik.

LUDO HARTMANN

DerGesandte Deutschösterreichs, hat seine Demission gegeben und verläßt Berlin. Warum eigentlich? Weil die Wahlen in Oesterreich dank den Stimmen der klerikalen Weiber eine den Sozialisten ungünstige Konstellation ergeben haben. Das mag für die Minister, die mit der Majorität der Nationalversammlung zu arbeiten haben, notwendig gewesen sein. Der wichtigste Posten des diplomatischen Dienstes durfte nicht von der Tyrannei des weiblichen Analphabetentums abhängig gemacht werden. Ludo Hartmann hatte die Pflicht, in Berlin zu bleiben, und der Parteibeschluß, dem er rechtschaffen, wie immer, gehorcht, ist töricht. Ist es dem Genossen Landsberg in Brüssel oder Müller in Bern eingefallen, davonzulaufen, weil ihre Partei bei den letzten Wahlen unterlegen ist? Soll die Außenpolitik vom Votum der dümmsten Weiber abhängig sein?

Ludo Hartmann ist im Augenblick schlechthin unersetzlich. Er hat es verstanden, ohne sich als Sozialist ein Jota zu vergeben, die zarten Fäden der Anschlußbewegung nach allen Seiten zu spinnen und festzuhalten. Von Otto Hoetzsch bis zu Rudolf Hilferding wurde seine beharrliche und taktvolle Arbeit bejaht. Seine klug-gütige, feste und grundklare Art hat der Anschlußbewegung über manche Klippe hinweggeholfen. Was Renners tolpatschige Diplomatie der Westorientierung in Deutschland zu verderben drohte, das hat die sanfte Hand Hartmanns wieder auszugleichen gewußt. Wie geschickt hat er, mit dem Takte seines Lehrers Viktor Adler, über die verplapperte Abschiebung Bela Khuns hinwegzuhelfen gewußt. Ihm ist's zu danken, daß der Anschlußgedanke an allen Universitäten die treuesten Anwälte hat, nationale Historiker ebenso wie ökonomisch denkende Politiker. Er hat im besten Sinne geistige Politik getrieben und er hat sie nie als Parteifanatiker getrieben. Das unterscheidet ihn selbst von den Otto Bauer und Friedrich Adler, die jetzt, unnötigerweise, seine Abdankung wünschten. Sie werden damit hoffentlich nicht die Abdankung der Anschlußpolitik beschlossen haben?

Jedenfalls bedeutet Hartmanns Abgang eine törichte Vergeudung wichtigster politischer Arbeit von zwei Jahren und deshalb eine schwere Erschütterung der Anschlußpolitik. Das alte, unverändert besetzte Haus auf dem Ballplatz beherbergt nicht drei, nicht zwei gerade nach Deutschland schauende Diplomaten. Ein gewitzter Routinier des ancien regime kann nicht fortsetzen, was Hartmanns bestimmter, leise wirkender Wille angebahnt hat. Aber ich kann den Herren auf dem Ballplatz versichern, daß die 400 000 Oesterreicher im Reich jedem schielenden, zweideutigen Gesandten in Berlin das Leben ziemlich schwer machen werden. Es ist auch nicht daran zu denken, daß der Habsburgvasall und Legationsrat Post, dies lebendige Provisorium, die Geschäfte in Berlin dauernd besorgen kann. Schließlich ist hier ein Mann nötig, der wenigstens fünf Sätze in erträglichem Deutsch schreiben kann.

Es gibt im Augenblick nur einen Nachfolger für Ludo Hartmann. Der heißt Ludo Hartmann.

DIE UNGARISCHE HERBSTIDYLLE

Die Ermordung des Adolf Landau wurde vom Abgeordneten Ruppert durch eine Interpellation in der ungarischen Nationalversammlung der Öffentlichkeit unterbreitet.—Ruppert ist vor der Interpellation einige Tage verschwunden gewesen. Er wurde nämlich von nicht zu schwer erratbarer Seite mit dem Schicksal Landaus bedroht. Daraufhin brachte er sich schnell in Sicherheit und war einige Tage unsichtbar. Sein Verschwinden machte damals auch in den Regierungskreisen sehr peinliches Aufsehen. Zur Besprechung seiner Interpellation erschien er ganz plötzlich im Parlament, unter besonderem persönlichen Schutz. Während seiner fast drei Stunden dauernden Ausführungen war das Parlament scheinbar empört. — Das gehört zum Spiel.

Der Ministerpräsident Teleky gab eine schwächlich beruhigende Antwort ab, die das Parlament natürlich entgegengenommen hat. Eine sogenannte strenge Untersuchung ist angeordnet worden. Das gehört zum alten Spiel — und alles geht weiter, der Herbstidylle werden Winteridyllen folgen.

Über den Fall Landau äußerte sich übrigens selbst der so laue, allzu staatsmännische Graf Julius Andrássy:

„Einen politischen Charakter gewinnt der Fall jedenfalls dadurch, daß dergleichen überhaupt möglich sein konnte, daß ein Mißbrauch von amtlichen Lokalitäten und Amtspersonen erfolgen konnte, daß sich ein verbrecherischer Akt gewissermaßen vor Augen der Behörden abspielen und ihnen dennoch in den Hauptzügen unbekannt bleiben konnte. Diese Gründe sowie der Umstand, daß die Behörden dieses Verbrechen nicht rechtzeitig haben verhindern können, sind ein Zeichen von Anarchie, die zu bannen die erste und vornehmste Aufgabe jeder ungarischen Regierung zu sein hat, die das nationale Interesse zu wahren wünscht." (Pester Lloyd 23. Okt. 20.)

Die Schützer dieser Anarchie sind die so humanitätsreichen Missionen der Franzosen und Engländer.

GESINNUNGS-MUSTERUNG

Das Budapester Amtsblatt [Nr. 230] veröffentlicht die Verordnung des Landesverteidigungsministers [Z. 80480/1920] über die Konskribierung und Nachtragsmusterung der 21 jährigen Landsturmpflichtigen. Da liest man im § IV wörtlich: „Bei dieser Musterung sind die Wehrpflichtigen nicht nur bezüglich ihrer körperlichen Tauglichkeit, sondern auch aus dem Gesichtspunkte des nationalen Gefühls und der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung einer gewissenhaften Prüfung zu unterziehen, respektive als verläßlich, resp. unverläßlich zu klassifizieren. —

Bezüglich der Verläßlichkeit sind der Gemeindenotar oder Richter, sowie 2 Mitglieder der Repräsentanz verpflichtet, unter persönlicher Verantwortung ihre Meinung zu äußern. In Städten ist der zu diesem Zwecke beorderte und die Bevölkerung genau kennende Polizeibeamte berufen, bezüglich der Verläßlichkeit seine Meinung abzugeben. — Ueber die Durchführung der Klassifizierung aus dem Gesichtspunkte der Verläßlichkeit in der Haupt- und Residenzstadt Budapest, wird eine besondere Verfügung getroffen merden. —

Das Ergebnis der Klassifizierung ist mit roter Tinte in der Namenrubrik zu vermerken, und zwar wird

die Verläßlichkeit mit dem Buchstaben a), die Unverläßlichkeit mit dem Buchstaben b) zum Ausdruck zu bringen sein."

Die Glücklichen, die ihre Unverläßlichkeit mit roter Tinte bescheinigt erhalten, sind dann vom Zwang zur Niedermetzelung von Sozialisten und Juden befreit.

DAS CONCERTO VON BUSONI

Das Ereignis dieser Woche: erstmalig nach Jahren wird Busonis grandioses Klavierkonzert mit Schlußchor aufgeführt. Man denke — eine Stunde Dialog zwischen Klavier und Orchester und kein toter Takt. Großer sinfonischer Atem, prunkvolle Bläsersätze, märchenhafte Streicherlegenden. Merkwürdig spannende, aggressive Rhythmen und Leuchtfarben! Wenn Gauguin, Turner, Cezanne und van Gogh nicht Bilder, sondern Sinfonien komponiert hätten, es wäre daraus Busoni geworden. Gerade mit all diesen verbindet ihn aber das Wesentlichste: jenes kosmische Ausdrucksgeheimnis, durch das eine „all'italiana" überschriebene lebenspralle Campanellamusik auch in javanische, kubanische, südpolarische Visionen mit geradezu vegetativer Suggestivität verwandelt wird. Musikalisch viviseziert lautet die Formel für dieses Konzert: Beethovens Themenklarheit, Berliozische Koloritmeisterschaft und Lisztische Entrückung, all das noch purifiziert durch Busonische Geistigkeit. Jedem anderen wäre solche dreieinige Herkunft verderblich. Das Werk ist nicht mehr jung, und der uns neugewonnene Meister würde es formal heute sicher gedrungener, knapper schaffen. Uns ist es so lieb und der Chorappendix faßt nur in erstaunlicher Selbstverständlichkeit summierend alle Empfindungen zusammen, die diese von Liebe und Leben leuchtende Musik hervorgerufen. Eduard Erdmann spielte das Konzert, — auch das ein Ereignis. Er gehört zu den Klavier-Phänomenen erster Ordnung. Seine Darstellung hat Größe und elementare Ruhe. Hier wächst ein junger d'Albert heran. Beifall umbrandete ihn, als dann Busoni selber kam, erfuhr er von Angesicht zu Angesicht, daß ihn hier Liebe umfängt. Die kann ein bißchen nationalistisches Geschreibsel nicht anfechten. Meyrowitz leistete Starkes in der Bezwingung der schwersten Materie von Rhythmik und Wechselspiel und hatte noch einen verdient großen Erfolg als Berliozdirigent, denn Berlioz ist sein Element.

Rud. Kastner.

BÜCHER

Voltaire: Die Romane und Erzählungen. (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam. 1920.)

Bei der Hundertjahrfeier für Voltaire am 30. Mai 1878 sagte Victor Hugo von dem großen Toten: „Er war mehr als ein Mensch, er war ein Jahrhundert." Er war der Repräsentant eines Zeitalters, das sich sehr kritisch vorkam und doch von rührender Gläubigkeit war. Voltaire ist einer von den Päpsten, die die menschliche Vernunft heilig gesprochen haben. Der angebliche Zyniker war ein Ethiker, seiner Verantwortung bewußt, seiner Sendung froh. Auch seine „Romane und Erzählungen", die Ludwig Rubiner und Frieda Ichak in makelloses Deutsch übertragen haben, sind ethische Postulate an die Menschen, die zwar nicht gut sind, aber — so meint das 18. Jahrhundert — mit einigem guten Willen und richtiger Anwendung

der von Gott verliehenen Vernunft gut sein könnten. Als erzählender Künstler war Voltaire ganz und gar Franzose des Rokoko. Am liebsten läßt er die Menschen, die seine Laune schuf, in einem unrealistisch-konventionell gesehenen Orient Abenteuer erleben, die meist glücklich ausgehen. Die Lust, zu fabulieren, scheint ihm angeboren, und er bleibt amüsant, wenn auch die Motive seiner epischen Arbeiten sich zu oft wiederholen. Auch wenn er zu spielen scheint, will er wirken: er hämmert seinen Lesern die Toleranzidee ein. Er hat es mit solchem Erfolg getan, daß wir Spätergeborenen kaum noch begreifen, daß soviel Energie und bisweilen Intoleranz des Toleranzpredigers dazu nötig war. Voltaires Kampf gegen den Militarismus war weniger erfolgreich als seine Fehde gegen kirchliche Unduldsamkeit. Nicht allein im großartigen „Candide" hat er versucht, den Krieg zu entehren, die Helden zu entlarven, wie es in unseren Tagen Bernard Shaw getan. Sein ganzes Lebenswerk war Priesterdienst an der Menschheit. „Was in Voltaire vibrierte, ist die Ader des Universums. Er ist ein großer Geist und ein ungeheures Herz gewesen", so urteilt das Frankreich des 19. Jahrhunderts über den Wegbereiter der Revolution. Wir Deutschen sollten ihn, nicht nur über ihn lesen. Die Romane und Erzählungen führen auf kurzweiligen Pfaden in das verlästerte und doch fast unausgeschöpfte Quellenhochland der Aufklärung.

Paul Mayer.

DIE TANTE SAGT ES

Als die „Buddenbrocks" erschienen waren, herschte in Lübeck große Aufregung. Die Porträtierten schimpften gewaltig auf den Dichter. Nur eine alte Tante meinte: „Laßt doch den Thomas in Ruhe, der kann doch nichts dafür, daß wir so sind."

ERNST LUBITSCH ERZÄHLT

Im Jahre 2000 wanderten zwei Leute über einen Berliner Friedhof. Sie treffen auf einen Grabhügel mit einem kleinen Gedenkstein, der ganz von Efeu überwachsen ist. Der eine entfernt das Blattwerk vom Stein und entziffert die Inschrift neben dem Namen:

Hier ruht
ein tüchtiger Filmfabrikant
ein anständiger Mensch

„Merkwürdig," sagt der andere, „daß in dem kleinen Grab zwei Menschen Platz gefunden haben."

Notiz. Es liegt der ganzen Auflage der vorliegenden Nummer ein zweiseitiger Prospekt des „Deutschmeisterbundes" Barmen 33, bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W35, Potsdamer Straße 123b.

INFOLGE DES STREIKS DER ELEKTRIZITÄTSARBEITER MUSS DIESE NUMMER VERSPÄTET U. IN ANDERER ÄUSSERER FORM ERSCHEINEN.

THOMAS WEHRLIN

WAS MAN SO DEUTSCHE REVOLUTION NENNT

Am 8. November 1920 stehe ich im Büro einer großen Buchdruckerei. „Morgen wird gefeiert," sagt ein Arbeiter, Betriebsrat der U. S. P. „Der 9. November ist Revolutionstag."

„Quatsch," sagt der neben ihm stehende Drucker, Betriebsrat der K. P. D. „Der 7. November ist Revolutionstag, das ist Erinnerung an Lenins Antritt. Der neunte November war Mumpitz."

„Meine Herren," erklärt der Chef und Besitzer der Druckerei mit höhnischer Höflichkeit, „wollen Sie so freundlich sein, sich untereinander zu einigen, welchen Tag Sie feiern wollen."

Sie einigten sich nicht.

Aber am 10. November war das Tor der Druckerei geschlossen. Der Chef und Besitzer der Druckerei, die im Augenblick ohnehin ohne Gewinn arbeitet, hatte es vorgezogen, den augenblicklich unrentablen Betrieb zu schließen. Nun haben die beiden Parteien wenigstens Zeit, über den richtigen Revolutionstag mit deutscher Gründlichkeit zu diskutieren.

*

Gespräch mit einem Kommunisten.

„Jetzt muß eine ganz starke heftige Agitation zur Entwaffnung der Junker einsetzen. Dort gibt es noch Gewehre, Maschinengewehre, sogar Kanonen."

„Und bei Euch?"

„Wir haben abgeliefert. Was glauben Sie, woher stammen denn die enormen Ziffern des Entwaffnungs-Kommissars Dr. Peters? Nur aus den Großstädten und Städten. Auf den Gütern blieb alles versteckt!"

„Mensch, Genosse, wissen Sie, was Sie da sagen?"

„Die schärfste Anklage gegen die Junker. Von allen Parlamentstribünen, aus allen Versammlungssälen muß ihnen jetzt der Schrei entgegengellen: Auch Ihr müßt abliefern!"

„— — Wissen Sie wirklich noch nicht, daß Sie jetzt die bitterste Anklage gegen die deutsche Revolution erhoben haben? Man kann gegen eine bewaffnete Revolution sein, wie es die Sozialdemokraten von jeher waren. Ist man aber für die bewaffnete Erhebung, dann durfte man nicht abliefern. Was Sie soeben sagten, bedeutet nicht mehr und nicht weniger als:

die deutschen Revolutionäre haben sich mit hohen Prämien ihre Erhebung abkaufen lassen."

Der Revolutionär schwieg. Endlich brummte er entschuldigend:

„Die andern sind wohlhabend. Die brauchten ihre Waffen nicht zu verkaufen."

Ich knüpfte keine Antwort dran. Ueber eine Erhebung, die mit hohen Prämien verhindert werden kann, ist nichts zu sagen.

*

In einer Gruppe von Arbeitslosen.

„Den friheren Erwerbslosenrat ham wa wechgejagt. Wir brauchen keene Führer, auch nicht von der K. P. D."

Was habt Ihr dann getan?

„Dann ham wir die andern auch expediert, die Führer von der K. A. P. D. taugen ooch nischt."

Wen habt Ihr jetzt hingesetzt?

„Wir brauchen überhaupt keene Führers. Wir brauchen Arbeet. Mit der lausigen Unterstützung jehts nich länger. Wenn die andern arbeeten, müssen wir auch mal dran kommen."

Ich sah dem Mann ins Gesicht. Es war ein ganz gerades ehrliches Proletariergesicht.

Auf dem Umweg über alle Parteien war er glücklich so weit gekommen wie ihn die privatkapitalistische Ordnung haben wollte, ein Arbeitsloser, der nur einen Wunsch hatte, an den Schraubstock gestellt zu werden.

Die Erwerbslosen, gestern noch die wildesten Stürmer der Revolution, sind im Begriffe, ganz in die Rolle zurückzufinden, die Marx ihnen im kapitalistischen Produktionsprozeß auf den Kopf gesagt hat.

Ich glaube nicht an eine deutsche Revolution.

STEFAN GROSSMANN

VERTEIDIGUNG DER WEIBER.

(Dem kranken Amal)

Lieber Thomas Wehrlin. Sie wissen, daß Sie mir nahe stehen, aber Ihren letzten Aufsatz mit dem schreienden Titel: „Die Verhurung Berlins (Tage-Buch Nr. 43), den ich, aufrichtig gesagt, nur mit Widerstreben aufnahm, kann ich nicht vorübergehen lassen, ohne öffentlich von Ihnen abzurücken.

Vor allem: Warum schreien Sie? Ihre Betrachtung über den inneren Zustand der Berliner Frauen ist mit etwas heiserer Stimme hinausgebrüllt. Aber wir alle sind des Geschreis so satt. Nicht mehr anzuhören all die Ankläger und Propheten, die Jeremias und Jesaias von heute. Laßt uns andere Töne hören, vor allem leisere. Wir sind mißtrauisch gegen die Geistigkeit von Leuten, die zuviel Stimme gebrauchen.

Von allen Tonarten aber ist uns das düstere Anklägerpathos am schwersten erträglich. Sie haben, lieber Wehrlin, in Ihrer Nähe eine Bourgeoisfrau oder mehrere gesehen, die ihrem Manne nicht die Treue hielten, schlimmer noch, die sehr schnell wechselten. Glauben Sie, daß dergleichen vor 1920 noch nicht vorgekommen ist? Ich leugne nicht, daß der Fall sich heute öfter ereignet. Ich begreife auch Ihren Schrecken, ja Ihr Entsetzen über das Gehaben vieler junger Mädchen aus Berlin W, aber, lieber Thomas Abraham à Sancta Clara, überschätzen Sie nicht das bißchen Modeputz, die glatten Strümpfe und die ganze Dielen-Eleganz? Nehmen Sie nicht vielleicht auch ein paar verwegene Redensarten der Mädchen, aus Wedekind und Strindberg aufgeschnappt, ein bißchen zu ernst? „Chacun a dans son coeur un . . . bourgeois qui sommeille", hat Baudelaire nicht gesagt. Alle diese schwarzen Dämoninnen sind zu Hause sehr vernünftig überlegende Geschöpfe und deshalb bürgerlicher und gezähmter, als sie auf den ersten Blick aussehen. Und die blonden Lulus, lieber Wehrlin, glauben Sie mir, alle sind aus der Korruption des Herzens zu erlösen, wenn nur die Männer da wären, stark genug, sie aus dem parfümierten Nebel herauszutragen. Damit komme ich zu meiner eigentlichen Antwort: Die Korruption der Weiber ist die Folge des Verfalls der Männer.

Ich will nicht anklagen wie Sie, es gibt sehr triftige Gründe für die Verpfuschung der Männer. Die Besten sind aus den vier Jahren des Grauens mit einem Seelenknacks heimgekehrt. Da sind nun die Bräute, Frauen, Freundinnen jahrelang harrend im kahlen Heim gesessen, die Phantasie hat das Bild des Entfernten noch vergrößert, veredelt, vergoldet. Und nun kamen sie zurück — mindestens als dieselben, das war meistens schon Enttäuschung genug, vielfach gar in verschlechterter Form, noch brutaler als früher, richtige Haus-Zaren, nervöser als je und vor allem: Unheiter. Keine Anklage, Wehrlin. Wir alle büßen diese verfluchte Epoche mit Einbußen an Fröhlichkeit. Aber sagen Sie selbst, düsterer Ankläger, ist es den jungen Weibsen zu verübeln, daß sie nach einer Periode jahrelanger Verdüsterung nun ein natürliches Bedürfnis nach Heiterkeit, Leichtigkeit, Lebenstanz haben? Seid Ihr Männer ein wenig amüsanter — und Eure Frauen werden weniger gelangweilt und dadurch weniger korruptionsbereit sein. Um die meisten jungen Männer von 25 bis 45 Jahren ist zu viel tragische Atmosphäre. Der weichen die meisten jungen Weibsen aus, und dieser Instinkt ist im Grunde ein ganz gesunder.

Der Knacks, den die Männer haben, raubt ihnen auch die innere Festigkeit. Das Wesen der Mannsleute ist verflucht diffus geworden. Ihr seid innerlich unsicher geworden und wißt selbst nicht, wie Ihr die Weiber wollt — mozartisch oder wagnerisch, hausfraulich oder dämonisch, mütterlich oder liebeserfahren. Weil Ihr Mannsleute im Innern unsicher seid, deshalb schwanken und taumeln Eure Weiber. Die innerlich unversehrt gebliebenen Männer finden auch unversehrte Frauen. Gewiß, schwieriger als früher. Die Weiber haben sich auch in erotici das Stimmrecht verschafft. Aber

für einen starken, nicht neurasthenisch, sondern dauernd liebenden Mann sind Widerstände Ursachen zu erhöhter Liebesfähigkeit. Wären die Männer nur noch fähig, fest zu wollen, unbeirrt durch nervöse Oberflächenwiderstände der Frauen — von einem starken Mann strömen unbewußt formende Kräfte aus, die die Frau vor Korruption behüten. Aber wieviel Männer sind dieser sanften, heiteren Stetigkeit fähig? Die Mannsleute sind neurasthenisch geworden, das macht die Frauen korrupt.

Allerwichtigstes: Euch fehlt der Glaube — Ihr mißachtet und geringschätzt von vornherein. Keine Seele wächst hoch in den eisigen Atmosphären des Skeptizismus. In Ihrem brutalen Dialekt gesprochen, lieber Wehrlin: Wenn Ihr die Frauen für Huren haltet, so werden sie es! Gewiß, es gibt beklagenswerte Fälle, wo Männer Frauen für Nichts-als-nur-Seelen hielten und dann war eine entsetzliche Korrektur nötig. Im großen ganzen aber heißt Liebe: Glauben, Glauben, Glauben! Ich will Ihnen erzählen, was mir vor ein paar Tagen in der Nähe der Weidendammer Brücke passiert ist, in einer bösen Gegend. Da trat ein Schutzmann auf ein nicht mehr junges Straßenmädchen zu und beschuldigte sie, einem Schüler nahegetreten zu sein. Straßenauflauf. Kolleginnen scharen sich, übrigens entrüstet — man ahnt ja nicht, wie sittenstreng die Damen sind — um die Angeschuldigte, die sich erregt verteidigt. In diesen Kreis tritt der Freund des Straßenmädchens. Er steht erst eine Weile still, hört die Aussagen der Mädchen und des Schutzmanns an und schreit schließlich, vortretend, in ehrlichem Zorn, dem „Grünen" zu: „Das tut sie nicht! . . . Ich kenne sie besser . . . Ausgeschlossen, daß sie das tut!" Sein absolut überzeugtes Wort hatte soviel Kraft, daß die Schwätzer stille wurden. Jetzt führte er sein Mädchen unbehelligt aus dem Lärm fort. Ich weiß nicht, ob der Schutzmann recht hatte. In diesem Augenblick, von der Kraft des Glaubens ihres Freundes getragen, war das Mädchen jedenfalls von dieser Schuld weit entfernt. Sie erstarkte am Glauben des Einzigen. Sie wurde eine Höhere an seinem Glauben. Und beide waren in diesem Glauben eine Einheit, die sie hoch hinaushob über die zweifelnde, schwätzende, kleine Masse.

Einzelne Männer haben zu viel Strindberg geschluckt, das ist ihnen nicht bekommen. Die meisten aber sind ohne Strindberg Zyniker geworden und viel gemeinere Zyniker als die Strindbergmänner, die ja nur zerrissen, aber im Grunde weibgläubig sind. Deshalb mußte ich, lieber Wehrlin, auf Ihre Predigt gegen die Weiber antworten. Solche Betrachtungen richten nur Schaden an, weil sie die Atmosphäre eines armseligen, zerfressenden Skeptizismus erweitern. Lieber glauben und noch einmal aufsitzen als aufhören zu glauben und damit ein Licht in der eigenen Brust auslöschen!

EINE FABRIK IN SOWJETRUSSLAND

H. N. BRAILSFORD

Der ausgezeichnete englische Politiker H. N. Brailsford beginnt in der neuesten Nummer der Londoner „Nation" seine Eindrücke einer Reise nach Rußland niederzuschreiben.

Jede Plakatwand in jeder russischen Stadt wiederholt die Schlagworte der proletarischen Revolution durch Wort und Bild, durch Satire und Aufruf. Aber nicht durch diese Symbole ist mir ihr Sinn wirklich eindringlich klar geworden. Er kam mir erst genau zum Bewußtsein in einer Fabrik mitten in den Wäldern Zentralrußlands. Ein langer, gerader Weg, rauh und struppig, wie alles in diesem ursprünglichen Lande, führte uns zwanzig Meilen von der Provinzialhauptstadt Wladimir weg, einer alten kleinen Stadt, verehrungswürdiger als selbst Moskau. Am Rande des Waldes war eine weitläufige Baumwollfabrik errichtet worden. Durch seine endlosen Räume kann man, wie ein Arbeiter sagte, „Werste lang" dahingehen, und vor der Revolution beschäftigte sie 12 000 Angestellte. Nie habe ich einen Platz gesehen, der für seine Zwecke so wenig offensichtliche Vorteile bot. Ueber dem sandigen Boden war die Luft wunderbar trocken und ungünstig zum Spinnen. Der Oelvorrat muß von Baku kommen, etwa tausend Meilen weit; die Kohle vom Donetz, über fünfhundert Meilen weit; die Baumwolle von Turkestan, sicher zweitausend Meilen weit. Gewiß, es ist ein Fluß da, der schiffbar sein könnte, aber er war überbrückt durch dahintreibende, hölzerne Dämme, welche keine Last vorbeiließen. Frägt man sich, warum sich der Kapitalbesitz an diesem wüsten Platz festgesetzt hat, so gibt es dafür nur eine einzige mögliche Antwort. Der sandige Boden ist arm und die Bebauung unglaublich einfach. Die Bauern, ungebildet, konservativ, fruchtbar, konnten sich kaum von ihren kleinen Flecken schlechten Moorlandes ernähren. Die Billigkeit und der Ueberfluß ihrer Arbeit war die eine Anziehung, die das Kapital an diesen Platz zog. Vor der Revolution wurde hier keine Gewerkschaft geduldet. Jede Form der Vereinigung unter den Arbeitern, selbst zum Zwecke der Bildung und Zerstreuung, war verboten. Ich sah die langen Baracken, in denen sie gehaust hatten. Jede Familie hatte als Wohnung eine enge, wenn auch hohe Zelle (man kann sie nicht einen Raum nennen), die durch ein winziges Fenster oben an der Wand belichtet wurde. Oft bewohnten jede dieser Zellen sieben oder acht Paare von Lebewesen. Die Fabrik war durch Elektrizität gut beleuchtet. In den Baracken gab es kein künstliches Licht und die sanitären Einrichtungen sowie die Kochstellen waren unbeschreiblich. Man kann sich in diesen überfüllten Zellen das klägliche Leben der machtlosen menschlichen Werkzeuge vorstellen, die nur für den Eigentümer der Spinnerei Profit herausschlugen. Der Wille eines unverantwortlichen Menschen, gestützt durch Staat, Kirche und Polizei, hat das Leben dieses Gemeinwesens beherrscht. In Dienstbarkeit und Unwürdigkeit kam hier Wohlstand für Fremde zustande.

Die Revolution erreichte in ihren ersten Wochen ein negatives Resul-

tat. Die Gesellschaft, welcher Sobinka zueigen war, verschwand wie ein Traum. Die machtvolle Persönlichkeit, welche die Siedlung begründet hatte, entfloh in irgend einen Schlupfwinkel der Verbannten. Der Staat, mit seiner bewaffneten Macht, stand nun hinter den Arbeitern. Hier, in dieser einsamen Waldlichtung, wurde die Versammlung der Arbeiter zur sich selbst verwaltenden Gemeinschaft. Sie machte Pläne. Sie begann ihr Revier für ihre eigenen Zwecke und Ziele umzugestalten. Der gemeinschaftliche Wille machte sich geltend.

Manche Erfolge waren zu verzeichnen und aus diesen konnte man die Vorsätze herauslesen. Elektrisches Licht wurde in den Barackenlagern eingerichtet und die Röhren lagen bereit, um die Abzugleitungen einzubauen. Kleinkinderheime und Kindergärten für alle jüngeren Kinder wurden errichtet, einfach zwar, aber nett und freundlich, mit geeigneten Pflegerinnen und Lehrerinnen. Die unzulängliche alte Schule wurde in zwei Schichten eingeteilt. Tagsüber gehörte sie den Kindern. Abends war sie mit Klassen der Jugend und der ungebildeten Erwachsenen erfüllt. Sechs technische Stäbe der Spinnerei führen Klassen, um die jungen Leute in der Kunst des Webens auszubilden. Eine Bibliothek ist zustande gekommen mit neunhundert Bänden. Ein kleines Theater wurde errichtet, ein reizendes Bauwerk aus Holz, worin ein Amateurchor, eine Musikkapelle, ein dramatischer Verein und ein Kinematograph, alles durchaus neu zusammengestellt, häufig Aufführungen geben. Pläne von wirklich künstlerischem Werte für die neuen Arbeiterhäuser wurden ausgearbeitet, und das Material, um sie auszuführen, ist bereit. Das Holz wurde von den Arbeitern selbst in der knappen Zwischenzeit seit Denikins Niederlage und dem polnischen Vormarsch gefällt; dann mußte die Arbeit eingestellt werden, da Sobinka, dessen Einwohnerschaft auf 3200 tätige Arbeiter zusammengeschmolzen war, nicht weniger als 1200 davon für die Rote Armee abgeben mußte. Als der Bürgerkrieg die Oel- und Kohlenvorräte abgeschnitten hatte, hatte man in Sobinka beim Wald und bei den Torfvorräten seine Zuflucht genommen. Achthundert Mann, ohne Pferde (denn diese waren alle mobilisiert worden), schnitten die Stämme ab und stachen den Torf und brachten sie in Handwagen fort. Sie führten eben eine Schmalspurbahn zu den Torffeldern aus, vier Meilen weit, und Teile davon sind in Betrieb. Viele Anstrengung war während der sommerlichen Trockenheit nötig gewesen, um die fortwährenden Waldbrände zu bekämpfen, und man hatte eine Feuerbrigade einexerziert, die, als ich dort war, gerade eine ausgezeichnete Probe ihrer Leistungsfähigkeit gegeben hatte. Endlich soll erwähnt sein, daß (obgleich dies das Werk des Provinzsowjets war) ein Korps von Ingenieuren, die ich zur Zeit des Höhepunktes des polnischen Krieges in voller Tätigkeit sah, die treibenden Holzdämme durch gutgebaute Brücken ersetzte, so daß der Fluß nun schiffbar ist. Die Chronik der Arbeit ist somit erzählt und so begeistert ich auch sein mag, kann sie auf den Leser nicht den Eindruck ausüben, den sie auf mich ausgeübt hat. Man muß in dem verwüsteten und blockierten Rußland von heute gelebt haben, um zu

ermessen, wie viel Findigkeit und Ausdauer dazu gehört, um das einfachste Stück einer aufbauenden Arbeit auszuführen. Trotzdem hat die Fabrik von Sobinka ihren Zustand verbessert. Der Schöpfungswille war lebendig: Der Reiz der Gelegenheit bewegte den geschlossenen Willen von Tausenden, die vor der Revolution die passiven Werkzeuge des Besitzers waren, der einen Person, die an diesem Orte die Macht hatte, Pläne vorzubereiten und zu entscheiden. Es gibt Unterdrückung genug in Sowjetrußland: Hunderte und Tausende von Männern und Frauen werden zwecklos gehindert und gequält. Aber den Handarbeitern hat die Revolution die Kraft zu wollen und zu handeln gegeben.

Das übrige der Geschichte von Sobinka ist weniger erfreulich. „Haben wir die Spinnerei mit dem Eigentümer vertrieben?" hörte ich einen Arbeiter, halb im Ernst, halb im Scherz, sagen. Sobinka hängt mit seinen Baumwollvorräten von den Zufuhren aus Turkestan ab. Zuerst hatten die Tschechoslowaken, dann hatte Denikin die Bahnen und die Flüsse, welche die Zufuhren bringen sollten, in Anspruch genommen. Monate des Feierns wechselten mit Monaten der Arbeit. Vom April bis September fehlte die Baumwolle gänzlich, weil die Bahnen durch die Militärtransporte in Anspruch genommen waren. Endlich langten Vorräte für ungefähr zwei Monate an und am Tage meines Besuches hatten alle Hände vollauf zu tun, um die wunderbaren Maschinen zu putzen und zu ölen und sie so für den Betrieb herzurichten. Ein englischer Vorarbeiter, ein Veteran von Lancashire, welcher alle Anerbieten zur Heimkehr zurückgewiesen hatte, weil er „Das Schiff in Not" nicht verlassen wollte, sagte mir, daß die russischen Arbeiter geschickt und fleißig wären, und ich erfuhr, daß die Arbeitsdisziplin nun zufriedenstellend wäre, daß aber jeder auf halbe Ration gestellt sei und für die schwachen Hände und müden Nerven die alte Leistung unmöglich wäre. Die offizielle Berechnung setzte nur 60 Prozent der alten Leistung als Minimum an. Die kluge Einführung von Stücklöhnen belohnt alles, was diesen geringen Durchschnitt übersteigt. Der Fabrik sind Nahrungsrationen nach der sogenannten Roten Armee-Skala versprochen worden, und wenn diese wirklich verfügbar sind, werden die Arbeiter demgemäß ernährt werden. Doch selbst dann wird die Fabrik ihre alte Leistung nicht erreichen. Der Arbeiterrat hat beschlossen, daß nicht mehr als drei, anstatt der früheren sieben oder acht, Personen in jeder dieser eingeengten Zellen der alten Baracken wohnen dürfen. Bis die neuen Wohnungen fertig sind, können in Sobinka statt der früheren 12 000 nur 4800 Arbeiter mit ihren Kindern wohnen.

Eine neue und geschickte Zeichnung hat in Petersburg mein Auge auf sich gelenkt. Zur Rechten des Bildes stand ein riesenhafter Bauer, der mit verschwenderischen Händen einen Sack Korn in den Trichter einer Mühle leert. Zur Linken empfängt ein anderer Bauer lächelnd einen Arm voll Kleider und Schuhe, die karg aus der Mühle kommen. „Wie man Kleider aus Korn macht", war die Aufschrift der Zeichnung. Die russischen Politiker beschäftigt zur Zeit eine einzige Frage: Wie kann man die ver-

hängnisvolle Grenze zwischen Industrie und Landwirtschaft durchbrechen? Einerseits wären die halbverhungerten Arbeiter zu drillen oder zu elektrisieren oder zu bestechen, so daß man für die Bauern mehr Textilwaren oder Schuhe auf einem gangbaren Wege erzeugt, aber sobald als die Waren fertig sind, nimmt sie die Armee in Anspruch. Die zweite Möglichkeit wäre, den Bauer zu überreden oder zu zwingen, Getreide zu borgen, in der Hoffnung, daß besser genährte Arbeiter die Schuld schließlich auf irgend eine Weise zurückerstatten, aber jedesmal, wenn ein Erfolg in Aussicht steht, ißt die Armee das Korn wieder auf. Das Problem kann nur durch den Frieden gelöst werden. Wenn es schon in diesem Jahre der Fall war, daß die Nahrung die Frage der Fragen war, muß man fürchten, daß im nächsten Jahr diese Sorge zur Tragödie wird. Bisher hat sich die Natur seit der Revolution als eine Bolschewistin gezeigt, denn ganz Rußland hatte eine Serie von guten Ernten. In diesem Sommer kam die Trockenheit, eine Trockenheit, wie sie Rußland seit der Hungersnot des Jahres 1891 nicht zu verzeichnen hat. Das Ergebnis aller Ernten in Zentralrußland beträgt 40 Prozent des Normalen. Das Leben der Städte hängt von den wenigen Gegenden ab, die weit entfernt sind und dazu neigen, unzufrieden zu sein, jenen Gegenden, in denen die Ernte gut war — der Kosakenbezirk, die Westukraine und endlich Sibirien.

Diese Katastrophen brauchten nicht einzutreten, wenn die Landwirtschaft mit modernen Mitteln betrieben würde. Ich sah eine landwirtschaftliche Versuchsstelle im Sowjetbezirk von Wladimir, die von dem gewöhnlichen sandigen Boden unter dem gleichen regenlosen Himmel durch eine tiefgehende Pflügung die beste Ernte seit vierzehn Jahren einbrachte. Die Bolschewisten haben alle furchtbaren Fähigkeiten ihres Agitations- und Erziehungssystems aufgeboten, um dem Bauer die ersten Elemente einer guten Bebauung beizubringen. Aber der Weg, der beschritten werden muß, ist unendlich. Arthur Young war am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erschreckt wegen des Ueberwiegens der Dreifelderwirtschaft in England und Frankreich. Rings um Wladimir ist das gewöhnliche Schema der Bebauung eine Zweifelderwirtschaft. Zur Hälfte liegt jedes Jahr der Boden brach, und das Brachfeld wird nicht einmal gejätet, Bohnen und Mohrrüben, Luzerne und selbst Klee sind fast unbekannt. Kartoffeln und Kohl sind die einzigen Feldfrüchte außer dem üblichen Korn und Flachs. Der sandige Boden wird nur an der Oberfläche aufgekratzt, und wenn die Trockenheit kommt, sterben die Feldfrüchte ab. Auf eine Tatsache muß ich den Leser, der Rußland als ein Getreideausfuhrland ansieht, aufmerksam machen. Der Ueberschuß kommt bloß von der schwarzen Erdregion — dem Kaukasus und Sibirien. Das Zentral- und Nordrußland konnte sich in modernen Zeiten nie selbst versorgen und nur über diese Landstriche herrschten die Bolschewisten ununterbrochen. Ihr Problem war nun, ein Land zu ernähren, daß selbst in den zaristischen Tagen nicht imstande war, sich selbst zu ernähren.

FÜR DEN DRAMATIKER GEORG KAISER

HERMANN SUDERMANN:

In der Ansicht, daß die Aufführung der Dramen von Georg Kaiser mit dessen bürgerlichem Verhalten nichts zu tun habe, stimme ich mit dem Herausgeber des „Tagebuchs" durchaus überein. Wie weit die durch geistige Hochspannung erzeugte Nervenüberreizung, die fast jeder Phantasiearbeiter kennt und fürchtet, als entlastendes Moment für den Bürger und Menschen in Frage kommt, darüber mögen die medizinischen Sachverständigen entscheiden, wir Künstler aber haben die Pflicht, uns vor den Künstler zu stellen, damit sein Werk und sein Schaffen nicht vernichtet werde. Ohne im übrigen Vergleiche zu ziehen: Wenn des jungen Shakespeare Wilddiebereien hingereicht hätten, seine Bühnenwerke zu ächten, wie arm wäre heute die Welt!

RUDOLF V. DELIUS:

Wenn es wahr ist, daß einige Theaterdirektoren schon vorbereitete Stücke von Georg Kaiser nur deshalb nicht bringen wollen, weil der Dichter wegen angeblicher Unterschlagung verhaftet wurde, so ist das ein wenig verworren gedacht. Einmal zeigt es, wie in Deutschland die Kunst immer noch ein kauerndes Bettelkind ist neben der üppigen aufgetakelten Dame Moral. Und dann ist es ein weiterer Beweis für die mangelnde seelische Tapferkeit der Deutschen: das scheußliche Untier „Oeffentliche Meinung" braucht sich nur gähnend zu recken und den freien Geistern rutscht ihr ledernes Herzchen in tiefste Tiefe. Proteste helfen da nichts. Es müßte schon auf diesem Sturzacker Deutschland wirklich etwas Neues keimen an Menschentum. . . . Vorläufig herrscht der alte Satan „Suggestion der Sitte" und hockt in jedem. Und folglich hat jeder vor jedem Angst!

MAX DREYER:

Wo und wann leben wir denn eigentlich? Ist das Selbstverständliche nicht mehr selbstverständlich? Daß Dichtungen ihr eigenes Leben haben — daß sie Geschöpfe sind mit eigenem Atem, eigenem Walten, eigener Sittlichkeit und eigener Verantwortung? Und daß sie ihr eigenes Gericht haben! Daß die Akten des Landgerichts I und II, die sich mit einem ganz anderen Lebewesen als sie selber sind, beschäftigen, sie nicht im entferntesten berühren? Was ist dies für eine Zeit, daß eine Frage sich aufwerfen darf, die eigentlich niemals eine war!

CARL LUDWIG SCHLEICH:

Die Zonen des Gehirns und die Quellen des Unterbewußtseins, aus welchen dichterisch-künstlerische Produktionen aufsteigen resp. anti- oder asociale Handlungen entsprießen, sind durchaus verschieden. Es gibt keine Parallele zwischen Produktion und Charakter, beide sind Normenwirkungen im Sinne von Steinach und mir (s. „Das Ich und die Daemonien", b. S. Fischer). Es ist also nicht angängig, ohne brutale Verkennung der psychisch-physio-

logischen Lebensgrundfragen jemandes Kunstwerk zu verwerfen, weil sein Schöpfer bewußt oder unbewußt sich Verstöße gegen die allgemein moralischen Konventionen zuschulden kommen ließ.

GUSTAV RICKELT
Präsident der Bühnengenossenschaft:

Der Fall Georg Kaiser ist für mich ein Weltanschauungsproblem.

Es wird Leute geben, die von jedem dichterisch und künstlerisch schaffenden Menschen verlangen, daß dieser ethisch und moralisch einwandfrei sein muß. Sie werden jeden Künstler ablehnen und verurteilen, der die allgemein gültigen Begriffe bürgerlicher Moral und Verhaltens verletzt und mit den bestehenden Gesetzen in Konflikt gerät. Wer aber die Rätsel der Menschenseele kennt und tiefer in das dunkle Mysterium unseres Menschendaseins blickt, der wird sagen, daß auch ein moralisch verkommener Mensch, wenn er künstlerische Werte schafft, noch darauf Anspruch hat, von der Gesellschaft beachtet zu werden.

Der Mensch Kaiser also mag mit der Schärfe und Strenge des Gesetzes für seine menschlichen Taten getroffen werden, seine künstlerische Leistung wird dadurch weder entwertet, noch darf sie der Vernichtung anheimfallen.

FRIEDRICH WOLF: Verlaßt ihn nicht!

Wir wissen nicht, was Georg Kaiser begangen. Wir wissen aber, daß Georg Kaiser ein Dichter ist; ein Dichter, der „von morgens bis mitternachts" auf der Jagd nach letzten Dingen, nach letzten „Spitzen", Ballungen, Erschütterungen die Hand ausreckte. Wir wissen, daß Georg Kaiser der jüngsten Bühnenkunst ganz neue Wege wies, daß er Darstellern, Spielleitern und Direktoren dankbarste Möglichkeiten bot, die neue Bühnenkunst an seinen Stücken zu verwirklichen.

Ungläubig hören wir daher, daß die Aufführung seiner Dramen, die von mehreren großen Bühnen für diesen Winter geplant, mit Rücksicht auf seine Verhaftung unterbleiben soll. Nein, wir können und wollen nicht glauben, daß eine Bühne ein Stück, das sie zuvor als geeignet annahm, je nach der amts- oder landgerichtlichen Beglaubigung seines Autors spielt oder nicht spielt. Wir erkennen diese Nötigung nicht an! Wir protestieren gegen diese absurde Verquickung von Person und Sache! Jedes Werk, sobald es seinen Schöpfer verläßt, ist ein eigenes, selbständiges Lebewesen! Wenn man von dem Autor die Hand zurückzieht, so fordern wir Ehrfurcht vor dem Werk!

Aber wir glauben, daß die Gesetze, die einen Künstler von Georg Kaisers Ausmaß beherrschen, andere sind als die eines Portokassenjünglings. Wir fordern Respekt vor einem Schöpfer, der seinen Mitmenschen mehr geschenkt, als er ihnen je wieder nehmen kann. Wir wollen kein juristisches Plädoyer eröffnen. Aber alle Selbstgerechten erinnern wir an das Wort, das einst Goethe — grausend über sich selbst — hinwarf: „Es gibt kein Verbrechen, das ich nicht begangen haben könnte."

Als ich die Nachricht las, schauderte es mich. „Von morgens bis mitternachts" schien mir stets Kaisers stärkste und persönlichste Arbeit. Die Gestalt des Kassierers ist einfach zwingend! Wer weiß, ob nicht die Geschöpfe den Schöpfer schaffen? Wer will im Dichtergeist Dichtung und Wahrheit sondern? „Erst zog ich den Schluß, nun zieht er mich." Ecce poëta!

MAX PALLENBERG

DER GRÖSSENWAHNSINNIGE REGISSEUR

Unlängst las ich die Kampfschrift wider Reinhardt von Franz Ferdinand Baumgarten. Das Wissen und das Talent dieses Schriftstellers in gebührenden Ehren, trotzdem las ich das Buch mit Mißbehagen. Ich dachte dasselbe wie damals, als beim Rücktritt des Direktors Max Reinhardt so viele hörbar schwiegen. Man kann etwas melancholisch werden, wenn man an die Vergeßlichkeit der Menschen denkt. Aber wenn im Augenblick sich so wenige öffentlich an das erinnern, was ihnen Reinhardt gab, an die Shakespeare-Auferstehungen, an die wunderbare Vorstellung von Hofmannsthals Lustspiel „Christinens Heimreise", an die Aufführung der „Soldaten" von Lenz, wenn alles Herrliche, das Reinhardt gab, in die öffentliche Rechnung fast nicht eingestellt wird, so sei es wenigstens einem Schauspieler erlaubt, zu bekunden, was er uns gab. Was ich hier schreibe, könnte ebenso die Höflich oder Bassermann, Else Heims oder Wegener sagen: Es gibt keinen Schauspieler, der nicht von ihm bereichert wurde. Wenn er als Regisseur einen Fehler hat, so ist es der, daß er dem Schauspieler zu viel gibt. An einem Vormittag saß ich mit meiner Frau bei der Probe eines Stückes, das später einige hundertmal gespielt wurde. Wir hörten, wie Reinhardt die Rollen mit jedem einzelnen Darsteller durcharbeitete. Da sagte meine Frau zu mir: „Du, der s c h e n k t ja den Schauspielern die Rollen." Es gibt keinen Schauspieler, der bei ihm nicht gewachsen wäre. Aber von allen vergeßlichen Menschen sind, glaube ich, Schauspieler die vergeßlichsten.

Dabei weiß Reinhardt als Regisseur durchaus, wann er die Hände in den Schoß legen soll. Er ist froh, wenn er schweigen und sein Regietalent in die Tasche stecken kann. Herr Baumgarten redet vom „Größenwahn des Regisseurs". Wir Schauspieler aber wissen, wie oft er sich ins Parkett setzte und aufhörte dreinzureden, weil es nicht nötig war. Es gibt ganz wenige Menschen, die ein solches Talent zum Enthusiasmus haben wie er und eben in dieser Begeisterungsfähigkeit erstarken gerade die an sich Zweifelnden. Wer kann so bewundern wie Reinhardt?

Aber — auch Reinhardt irrt. Ich halte das große Schauspielhaus für einen tragischen Irrtum. Aber, weiß Gott, seine Irrtümer sind noch interessanter und geben tausendmal mehr als die Richtigkeiten anderer. Hat er

sich in seiner leidenschaftlich verbissenen Art an diesen Plan verloren, so hätte er, so würd' ich glauben, nicht in hämischer, sondern in behutsamer Art aus seinem Wahn herausgeführt werden müssen. Statt dessen . . . Man muß bedenken, das Temperament des Künstlers flammt schnell auf, aber der Künstler ermüdet auch rasch. Besonders Reinhardt, so übernatürlich seine Arbeitsleidenschaft sonst ist, wird zuweilen plötzlich müde. Haben wir ein Interesse, ihn vor der Zeit müde zu machen? Haben wir denn so viele Reinhardts?

Gewiß, die Theatergeschichte wird gerecht gegen ihn sein. Im Jahre 2124 wird der Schüler eines Schülers von Professor Hermann ein Buch über Reinhardt als Regisseur herausgeben, worin ihm volle Gerechtigkeit geschehen wird. Schade, daß Reinhardt es nicht mehr lesen wird. Zuweilen erwacht in mir der dumme und aussichtslose Gedanke: „Wie, wenn wir rechtzeitig gegen einen Nebenmenschen gerecht wären?"

Das alles ist eine verdammt traurige Geschichte. Ach, wenn ich alle diese Kämpfe in den höchsten Regionen der Literatur mitansehe, können Sie es mir dann verübeln, wenn ich mich abends auf meine Lola freue?

ERNST BENZINGER

SCHAUFILM ODER SPIELFILM?

Von einem Anfangsstadium im Reiche des lebenden Lichtbildes kann bei dessen Herstellung heute nicht mehr gesprochen werden, im Gegenteil, wir haben es darin schon erklecklich weit gebracht, vielfach sogar weiter, als es treffsicherem Urteil und gesundem Geschmack zuträglich gewesen, doch stehen noch ungeahnte Möglichkeiten offen, die unsere Lichtbildbühnen auf ein gegen früher weitaus höheres Niveau zu heben imstande wären. Es fehlt gewiß nicht an vielversprechenden Anfangserfolgen dazu, doch sind diese vereinzelt und verdanken ihre Anerkennung seitens des breiten Publikums in erster Linie der wahrhaft pompösen äußeren Aufmachung, der guten mimischen Darstellung, oft bis ins kleinste, und gewiß nicht zuletzt dem meist wahrhaft raffiniert ausgeklügeltem, film-technisch gut ausgearbeiteten Manuskripte.

Der Grundfehler, warum der Film noch immer nicht die künstlerische Bedeutung erlangt hat, die er sehr wohl bis zu einem gewissen Grade erreichen könnte und sollte, liegt einzig und allein im Manuskripte und dessen willkürlicher und zufälliger Behandlung während der Aufnahmen vor dem zaubervollen Drehkasten. Das künstlerische Manuskript, wenn ein solches wirklich vorliegt beim Film, muß in allen Einzelheiten, unter dem Beistand aller Sachverständigen, so hergestellt sein, daß in dieser Beziehung nichts

mehr zu wünschen ist, nur so bleibt dem Regisseur die Ruhe und die Aufmerksamkeit für das erschöpfende Spiel der Darsteller, den sonstigen künstlerischen und technischen Beiräten der notwendige und ungetrübte Blick für die wichtigen äußeren Einzelheiten.

Was heute zumeist auf der Lichtleinewand gezeigt wird, sind S c h a u f i l m e a b e r k e i n e S p i e l f i l m e. Um den klaffenden Unterschied dieser beiden, einander feindlichen, sich im Wege stehenden Arten darzutun, soll ein praktisches Beispiel angeführt werden.

Gegenwärtig läuft unter berechtigtem Aufsehen der große orientalische Prunkfilm Sumurun. Die natur - blühende Phantasie eines Dichters hat hier eine spannende Handlung mit geschickten Verwicklungen und dramatischen Höhepunkten vor entzückte Augen und bangende Herzen der Zuschauer hingezaubert. Donnerwetter! Es ist allerhand, was da in der kurzen Zeit von 1½ Stunde vor den staunenden Besuchern auf der belichteten Leinewand vorübergerollt wird! Aber . . . es ist ein Glück, daß man ein Heft mit Inhaltsbeschreibung kaufen und so viel Zeit hat, sich vorher mit dem Stoff vertraut zu machen, sonst bleibt bis zu einem völligen ungetrübten Genusse leider noch einiges zu wünschen übrig. Die Ursachen, die ungezählte Mängel verschuldet, können nur bei gewissenhafter Betrachtung der besten Filmschöpfungen, nicht an sogenannten industriellen Erzeugnissen, aufgedeckt werden, denn nur an künstlerische Arbeiten verlohnt es den Maßstab zu legen.

Der ausgezeichnete, dichterisch-ersonnene Spielfilm Sumurun ist in eine unendliche Fülle kurzer und allzukurzer Bilder und Bildchen zerrissen, zerschnitten und zusammengestellt, die kaum erschienen, schon wieder vorüber, die Handlung gewaltsam aufhalten und unterbrechen, willkürlich, wahllos und ohne zwingenden Grund und Zusammenhang verschiedenste Schauplätze aneinander reihen, unruhvoll mit den mannigfaltigsten Perspektiven, durch Fern-, Nah-, Schatten- und Großaufnahmen, in allen möglichen und unmöglichen Stimmungen und Stellungen operieren, so daß niemals ein reiner vernunftgemäßer Genuß aufkommen kann . . ., der schöne Spielfilm wird auch hier leider wieder einmal bis zur Nebensache herabgewürdigt, während als Hauptsache, auf Kosten alles künstlerischen, der Schaufilm, mit allen seinen fehlerhaften Aeußerlichkeiten triumphiert. Bei kluger Ueberlegung ist es eine Kleinigkeit, dem Spiel- und Schaufilm in gleicher und gerechter Weise den gebührenden Anteil zu geben, keinen auf Kosten des andern ein Vorrecht einzuräumen. Das Bildnerische überwuchert und tyrannisiert das Mimische und damit gibt der Film seine besten Werte preis.

Man sieht auch wieder an diesem, sonst glänzenden Filme, wie weit die technischen Möglichkeiten ihr geradezu gefährliches Unwesen zu treiben imstande sind und, weil man diese in der Bildwirkung für unbegrenzt hält, gerät man auf die Abwege des Wesenlosen, Nebensächlichen, narrt die Phantasie der Zuschauer, zerstört schöne Täuschungen, zerreißt Stimmungen, zerstört wesentliche Zusammenhänge in der Handlung und bringt sich um jede tiefere und künstlerische Wirkung, auf der allein ein wahrhafter Erfolg beruht. Ein Film soll mehr sein als ein flüchtig durchgeblättertes Bilderbuch für große und kleine Kinder!

Der schlagende Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptungen liegt in der leider bedauernswerten Tatsache, daß am nächsten Tage selbst der aufmerksamste, geschult-aufnahmefähigste Zuschauer nicht mehr völlig imstande ist, sowohl den Inhalt des Films, als die Feinheiten und starken Wirkungen der stummen Spieler, auch nur einigermaßen noch schildern zu können. Eine bare Unmöglichkeit! Aber entschuldbar und erklärlich, weil die ahnungslose Seele des Uneingeweihten absolut keine Vorstellung davon hat, welche blitzschnellen, phantastischen Affensprünge mittels des Drehwunderkastens, die film-technischen, bildsüchtigen, anschauungsversessenen Autoren, Dramaturgen und Regisseure vor das Objektiv bringen können!

Zahlen beweisen auch wieder hier. Der Film Sumurun besteht aus 6 Akten mit sage und schreibe . . . 1000 Einzelbildern! Es sollen sogar noch mehr sein, denn die Fachleute sprechen von 1200 Einstellungen, d. h. der Apparat wurde 1200 mal in verschiedenen Entfernungen zur Aufnahme eines anderen Bildes eingestellt! Diese wahrhaft erdrückende Fülle der Gesichte rast nun in der kurzen Zeit von 1½ Stunde, auf ganz mechanischem Wege, an den mehr verblüfften als begeisterten Zuschauern vorüber. Man rechne die 1½ Stunde in 90 Minuten zu 5400 Sekunden um, ziehe die 400 Sekunden für die 5 Zwischenakte ab, weil der Vorführer die Positivrollen im Projektionsapparat auswechseln muß, so kommt auf jedes Bild eine Stichzeit von ungefähr . . . 5 Sekunden, wobei selbstredend eines manchmal kürzer, manchmal länger als das andere dauert, aber jedenfalls keines so lange, um auch nur einen einigermaßen bleibenden Eindruck machen und hinterlassen zu können. Es gibt keine gesunde Phantasie und begabte Empfänglichkeit, die mit so unerhörter Mechanik gleichen Schritt halten kann, der Genuß schlägt ins Gegenteil um, die Gefolgschaft wird versagt, man sieht solchen Film einmal . . . aber nie wieder! Die Grenzen für die mögliche Aufnahmefähigkeit werden also somit achtlos überschritten und,

selbst das beste Spiel, die glänzendste Ausstattung und architektonische Aufmachung, noch die herrlichsten Schauplätze der freien Natur, vermögen über diesen Hauptfehler hinwegzutäuschen.

Wir haben also hier wieder nur einen ausgezeichneten Schaufilm, aber im besseren und wirksamen Sinne keinen Spielfilm vor uns, weil das Schauen weitaus das Spiel und dessen Handlung, die doch eigentlich die Hauptsache sein sollen, überwuchert. Nun kann man entgegnen: Der Film ist in erster und letzter Linie „Schaukunst", weil man doch nichts hört, sondern nur sieht! Wenn das ganz richtig wäre, dann erübrigte es sich, überhaupt Menschen mit Denken, Empfinden und Tun in die Bilder hineinzustellen und doch braucht man diese unbedingt zu irgendeiner Handlung, aber hier werden sie zur Staffage, zu Hampelmännern degradiert, die Hauptsache völlig zur Nebensache gemacht. Gewiß ist eine rasche Szenenfolge im Film gut und notwendig, aber es muß der goldene Mittelweg eingehalten werden, weil sonst dem wesentlichsten Sinn und Zweck des ganzen geschadet wird. Ein unlauterer Wettbewerb in der äußeren Aufmachung und Ausstattung hat die bedrohlichsten Formen in der Konkurrenz auf dem Weltmarkte angenommen, doch die Spekulation auf den groben Instinkt der Massen wird auch hier mit der Zeit einen Rückschlag erleben. Nur, weil die ernsthafte Kritik nicht beizeiten einsetzte, ihr die Maßstäbe zur Beurteilung fehlten, hat es bis dahin kommen können. Möge darin Amerika als Warnung dienen, man hat dort die fabelhaften Sensationsfilme gründlich satt und wirft sich auf solche mit gesunder spannender Handlung.

Die filmdramaturgische Regietätigkeit muß also unbedingt von diesem Ziele ablassen, wenn anders sie sich nicht auf verkehrtem Wege verrennen will. Technisch, architektonisch, kostümlich tut sie sich zu viel, aber künstlerisch-gedanklich viel zu wenig. Es ist nicht zu bestreiten, daß neben großen Kosten für erste Darsteller und Riesenausgaben für künstlerische Bauten, viel künstlerischer Fleiß auf das Spiel verwandt wird, konzentrierte mimische Ausdrucksfähigkeit und -möglichkeit bis zu erstaunlicher Höhe, selbst in kleinen und allerkleinsten Rollen, gesteigert wird, aber . . . die Manuskripte, die Manuskripte! Zumeist sind sie mit Raffinement zusammengestellte Schaufilme, voll von technischen Kniffen, blendenden Effekten, unmöglichen Spannungen, plötzlichen Ueberrumpelungen, erotischen Sensationen und überladen mit Hintertreppenanleihen, aber mit wirklich guten Filmspielen, oder gar Filmdichtungen haben diese Manuskripte noch nichts zu tun.

Dieses Forcieren des S c h a u f i l m s ist auch der eigentliche Grund, warum sich wirkliche Dichter trotz lockender Honorare heute

noch dem Film gegenüber ablehnend verhalten. Der Film verfügt spielend leicht über Raum, Ort und Zeit, darum gilt es, die Bildwirksamkeit des Stoffes aufs beste und geschickteste auszunützen, was nur mit Erfolg geschehen kann, wenn der Filmbearbeiter über die nötige Erfahrung und den treffsicheren Blick für die äußeren und inneren Erscheinungen verfügt. Diese, gewiß nicht zu unterschätzenden Fähigkeiten lassen sich nicht in Normen und feste Regeln fassen, sondern können nur durch Uebung und scharfe Beobachtung an strenger Hand der Praxis erworben werden. Wenn aber produktive Schriftsteller und erfahrene Fachmänner sich wirklich ernsthaft verbünden, sollte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn nicht was ganzes geschaffen würde!

Ein Filmwerk sollte aus nicht mehr als höchstens 150 verschiedenen Bildern bestehen, jedes müßte, nach der Uhr aufgenommen, im Durchschnitt ½—1 Minute spielen, dann könnten die Darsteller eine Szene wenigstens einigermaßen nach Stimmung und Gehalt erschöpfen, der Kern der Sache würde nicht durch überflüssiges Rankenwerk erstickt, wirkte allein durch sich, die störenden Zwischenschriften fielen fort oder könnten auf ein geringes Maß beschränkt werden.

Die schriftstellerischen Könner sind da, aber sind auch die künstlerischen Versteher in der Filmindustrie da, die ihnen freudig die Hand reichen?

WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH

Der „vertikale" Trust.

Die neue Interessengemeinschaft zwischen der Rheinelbe-Union und dem Siemenskonzern wird in einem Communiqué der beteiligten Verwaltungen als Ereignis von ungeheurer wirtschaftspolitischer und sogar politischer Bedeutung angezeigt. „Bayern und Berlin gehen eine Einigung mit Rheinland und Westfalen ein und führende Industrielle der drei Gebiete schlingen ein auf achtzig Jahre bemessenes wirtschaftliches Band, das allen Abspaltungsgerüchten Bayerns und der Rheinlande spottet."

Das Deutsch dieses schwungvollen Leitartikels könnte ja etwas besser sein. Aber in der Sache hat der Publizist der Stinnesgruppe gar nicht so unrecht. Das Geschäft ist wirklich mehr als ein Geschäft.

Gewiß: Trustneigungen und Trustentwicklungen hat es in der industriellen Sphäre, der die Rheinelbe-Union angehört, auch früher schon gegeben. Aber sie gingen von der Kohle und dem Roheisen bis zum Walzprodukt, bestenfalls bis zur Eisenbrücke oder zum Feldgeschütz. Bis zur Glühlampe, der Dynamomaschine oder dem Telephonapparat gingen sie

nicht. Die Elektroindustrie war eine selbständige Herrschaftssphäre mit eigener Regierungshoheit und eigener Trusttendenz.

Jetzt fließen die beiden Trustentwicklungen ineinander. Der schwerindustrielle Trust tritt dem Verfeinerungstrust mit seinen Produkten nicht auf dem Markte gegenüber, sondern in der Unternehmungsgemeinschaft, gewissermassen im gemeinsamen eigenen Hause. Wie im alten Trust die Kohle nicht Ware, sondern Material für den Hochofen, das Roheisen nicht Ware, sondern Material für das Walzwerk war, so ist in dieser neuen Kombination alles Rohprodukt und Halbfabrikat nur Material für das aufs äußerste verfeinerte, mit kostbarer Qualitätsarbeit gesättigte Verbrauchserzeugnis, das schließlich auf den Markt und in den Kampf der nationalen und internationalen Konkurrenz tritt.

Die Urheber der neuen Vertrustung sagen uns, daß dies der Weg sei, das Verfeinerungsprodukt besser und billiger herzustellen als es sonst möglich wäre. Denn wenn in den unteren Stufen nicht mehr für den Verkauf an zahlreiche Abnehmer produziert werde, sondern für die Weiterverarbeitung innerhalb der eigenen Unternehmungs- und Leistungsgemeinschaft, so könne der Arbeitsprozeß schon in diesen unteren Stufen ganz anders, viel vollständiger, viel zweckmäßiger auf die bevorstehende Veredelung eingerichtet und abgestimmt werden. Ein einheitlicher Rationalismus sei durchzuführen, der eben nur in der Einheit des Ganzen denkbar sei.

Das ist sicher richtig. Und da wir nichts so dringend brauchen wie Rationalisierung der Produktion, ist jede Kritik an dieser Entwicklung ein müßiges Spiel. Da wir vorläufig Kapitalismus haben, muß sich der Kapitalismus technisch und organisatorisch so auswirken, daß er das Höchste leistet. Dabei wird er natürlich immer mehr monopolistisch und oligarchisch; es ist leere Rhetorik, wenn das Communiqué der Rheinelbe-Union diese unvermeidliche Folge wegzuleugnen sucht. Und je mehr monopolistisch und oligarchisch er wird, desto mehr ist ein Ausgleich zugunsten jener Kräfte nötig, die nicht mehr bloße Rädchen der Maschine, lebendige Produktionsmittel, lediglich Geführte und Kommandierte sein wollen. Das ist die andere Seite des Trustproblems. Die Industriekapitäne sprechen nicht gern von ihr. Aber sie wird schließlich Berücksichtigung erzwingen.

Deutsche Bank.

Die Kapitalerhöhung der Deutschen Bank ist wirtschaftspolitisch nicht so wichtig wie die Vorgänge in der Schwer- und Elektroindustrie. Sie ist die Fortsetzung eines herkömmlichen und gewohnten Prozesses; nur die geldlichen Dimensionen sind scheinbar größer, weil fünf oder acht Pfennige ja jetzt eine Mark heißen. Es ist keine vertikale, sondern die übliche „horizontale" Kombination. Die Deutsche Bank ist in der Konzentrationsbewegung eine Zeitlang zurückgeblieben und die Diskontogesellschaft hat sie sogar in der Höhe des Aktienkapitals übertrumpft. Da Prestige und Trustlogik derlei auf die Dauer nicht dulden, wird das Versäumte jetzt mit kräftigem Sprunge nachgeholt. Die Richtung, in der man die (schon vorhandenen) Konzernbeziehungen durch Fusion und neuen Aktienerwerb-

straffer zusammenfaßt, wird natürlich zu einem guten Teile durch die Konkurrenz bestimmt. Dahinter steht die durch die Kriegsfolgen veränderte allgemeine Wirtschaftssituation. Im Osten baut man notgedrungen ab — Posen ist für reichsdeutsche Banken kein Betätigungsfeld mehr — im Westen und Südwesten und in Mitteldeuschland verstärkt man seine Position. Dabei fordert das Selbständigkeitsbewußtsein des Südens und seine Abneigung gegen Berliner Zentralisation die äußere Verschleierung der Trustkonzentration. Die Banken in Hannover, in Braunschweig und in Gotha schluckt man einfach; das Stuttgarter Institut firmiert weiter selbstständig, auch wenn die Deutsche Bank sechzig, achtzig oder neunzig vom Hundert der Aktien bekommt.

Man hat ausgerechnet, daß die Deutsche Bank die neuen Beteiligungs- und Herrschaftsrechte ziemlich teuer erwirbt. Aber in einer Zeit sinkenden Geldwerts und allgemeinen Wettbewerbs um werbende Werte müssen alle Trusts teuer kaufen. Und bei den enorm anschwellenden Papierüberschüssen kommt es ja auch nicht so sehr darauf an.

Mitteleuropäische Wirtschaftskonferenz.

In Bratislawa — früher Poszony, noch früher Preßburg — soll im Dezember eine mitteleuropäische Wirtschaftskonferenz stattfinden. Das heißt — man weiß noch nicht, ob es eine mitteleuropäische Wirtschaftskonferenz wird. Der Vater des Projekts, der amerikanische Colonel Smith in Wien, ist für eine Zusammenkunft der Vertreter ganz Mitteleuropas einschließlich Deutschlands. Italien teilt seinen Standpunkt und auch England soll sich ihm angeschlossen haben. (Aber die englische Kontinentalpolitik ist zwar hart und zäh, wenn es sich um neue britische Häfen wie Konstantinopel oder Danzig handelt, sonst aber merkwürdig weich und biegsam.) Frankreich soll eine reine Sukzessionsstaatenkonferenz wünschen, zu der auf alle Fälle Deutschland der Zutritt zu weigern sei.

Eine reine Sukzessionsstaatenkonferenz kann nicht mehr Erfolg haben als das Konzil von Brüssel mit seinen guten Ratschlägen und seinen zugeknöpften Taschen. Was die Sukzessionsstaaten einander geben können (ohne daß die reicheren den ärmeren etwas schenken, wozu sie wenig Neigung haben), das geben sie einander im ganzen jetzt schon durch den Kompensationsverkehr, der in den letzten Monaten mühsam in Gang gebracht worden ist. Das notwendige Mehr können nur andere Kontrahenten bieten; und deren wichtigster ist Deutschland.

Manche Zeichen deuten neuerdings auf ein stärkeres Durchdringen wirtschaftlicher Besinnung in Frankreich. Herr Jean Herbette hat im „Temps" sehr vernünftige Artikel veröffentlicht, die zeigen, daß doch nicht jeder Franzose, der ein paar Wochen in Deutschland gereist ist, mit der Ueberzeugung heimkehrt, hier herrsche üppiges Behagen und nur verstockter Egoismus suche eine fast unbegrenzte Fähigkeit zu Tributleistungen zu verhüllen. Herr Herbette war nur kurze Zeit in Deutschland. Haben denn die Vertreter des Quai d'Orsay, die schon seit vielen Monaten in Wien sitzen, die Situation noch immer nicht erfaßt?

S.

AUS DEM TAGE-BUCH

BRIEF AUS AMERIKA

Ein ausgezeichneter Schriftsteller schreibt mir Ende Oktober aus New York:

Schwer, über diese Wahlbewegung etwas zu schreiben, denn, was Sie sich vorstellen, gibt es hier nicht, wenigstens nicht in dieser Wahlkampagne, die keinerlei Idee, keinerlei Person und keinerlei Geist hat. Sämtliche Kandidaten sind vollkommen subalterne Politiker, einfach Wahlredner, nichts weiter; keines der angeblichen Wahlprobleme hat beim Publikum verfangen, das von Europa nichts weiß und noch weniger wissen will. Was die vagen Empfindungen des Volks bestimmt, ist Wut über die überflüssige Kriegsbeteiligung, die überflüssigen Schulden, die überflüssige Lebensverteuerung. Die einzige Wahlparole ist: weg mit Wilson, dem Autokraten, dem heuchlerischen Starrkopf, der nur hier zu kommandieren weiß, bis zur Verletzung aller verfassungsrechtlichen Freiheiten, in Paris aber eine Strohpuppe ist. Da nun Wilson gar nicht mehr kandidiert, so ist das überhaupt keine Wahlparole. Aber weil das Volk seine Verurteilung Wilsons nicht anders auszudrücken weiß, so stimmt es für Harding, ohne besonders gegen die Demokratie oder für die Republikaner zu sein — es verachtet beide. Der einzige Mann, für den man hier gern gestimmt hätte, wäre Hoover gewesen — den haben die Parteien deshalb sorgfältig ausgeschaltet. Da die Dinge so liegen, gibt es in der ganzen Presse keinen richtunggebenden Artikel. In den drei Monaten die ich hier bin, habe ich nicht eine politische Zeile gefunden, deren wörtliche Ueberzeugung für drüben sich gelohnt hätte, und ich lese alles. Was man hier einen politischen Journalisten nennt, ist ein Mann, der aus Washington telephoniert, daß Staatssekretär Colby um 5 Uhr ins Amt kam, sich seinen Rock auszog und sogleich an die Arbeit ging. Das ist alles. Denn für die politischen Ansichten und Programm des Herrn Colby würde sich doch kein Mensch interessieren. Außerdem hat er keins mehr. Und die Republikaner haben noch keins, werden erst nach den Wahlen sehen, auf welchem Kompromißweg sie regieren sollen. Worüber sollten also die Zeitschriften und Zeitungen schreiben?

FEUDALIEN ERSTEHT WIEDER

Mit Menschenfleisch wird überall gehandelt.

Aber nur in Ungarn unter dem besonderen Protektorat des Königl. Ministeriums des Innern.

Am 6. November 1920 brachte der Abgeordnete Dr. Alexander Gießwein, ein angesehener katholischer Geistlicher, in öffentlicher Sitzung folgenden Tatbestand vor: Der Minister des Innern hat an die Stadt Györ die Aufforderung gerichtet, die aufgelassenen Freudenhäuser ehestens wieder zu eröffnen und zwar aus volkshygienischen Gründen. Der Interpellant fragt den Herrn Minister des Innern, ob er diese Verordnung

nicht ungesäumt wieder außer Kraft setzen wolle.

Der ungarische Minister des Innern wird sich hüten. Die Horthy-Offiziere, die Ungarn regieren, wissen, daß sie ein altmadjarisch Recht auf frisches Menschenfleisch haben.

DAUTHENDEYS LETZTE WEISHEIT?

Ich hatte mich nach den letzten Arbeiten Max Dauthendeys erkundigt, der während des Krieges in Java an gebrochenem Herzen gestorben ist. Daß einer daran kaputt ging, weil er nicht in einem deutschen Schützengraben liegen konnte, mag den Hinterherweisen heute belächelnswert erscheinen, ich habe die Sehnsuchtsbriefe und vaterländischen Gedichte des Internierten mit Herzklopfen gelesen. Er soll drüben ein Gedichtbuch herausgegeben und ein Tagebuch geführt haben. Danach fragte ich seine in Schweden wohnende Frau, die seine Geliebte und Freundin war, und erhielt nach vielen Wochen ein Blatt mit der faksimilierten Schrift Dauthendeys.

Tosari (Ost-Java, Tengger-Gebirge), Samstag, 30. Juni 1917. (Fünf Monate bin ich nun hier, 6000 Fuß hoch.)

„Heute morgen, als ich die 50. und die 60. „Psalmen Davids" gelesen hatte, geschah mir eine Erkenntnis. Ich erkannte, daß es einen persönlichen Gott gibt. Drei Wochen vor meinem fünfzigsten Geburtstag wurde mir diese Offenbarung, an der ich seit meinem 20. Lebensjahr, also 30 Jahre lang, nachgegrübelt und gezweifelt und ergründet und durchgerungen habe. Welche herrliche Zielsicherheit ist heute in mein Herz, in meinen Geist, in meinen Körper eingezogen! — Gott lebt und ist so persönlich, wie Alles durch ihn lebt. Max Dauthendey."

Und auf die Rückseite schrieb Anna Dauthendey die frommen Worte: „Denn derweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben, darunter Anna Dauthendey."

Lächle skeptisch über diese Entwicklung, wer kann. Ich werde still davor.

MITBÜRGER

Nach einer Vorlesung in Dortmund erhielt der Verleger Walter Hasenclevers folgende Postkarte:

Dortmund, 23. 10. 20.

Der Hasenclever hat sich hier gestern abend unsterblich blamiert und mit ihm der ganze Expressionismus. . Wir werden sorgen, daß die verrückten Bücher nicht gekauft werden. Denn das heißt die Menschen um ihr Geld bestehlen! Wann hört dieser elende Rummel endlich auf? So lange es auch verrückte Verleger gibt, wohl schwerlich. Wir werden uns vor allen Büchern Ihres Verlages hüten und alle öffentlich warnen. Sperren Sie den Kerl schleunigst in eine Gummizelle und sich selber dazu, Sie unverschämtes Pack, das seinen hirnverbrannten Mist unter die Menschen zu werfen sich erfrecht!

Familien Gehring, Liendorf, Meinert, Wels, Menker.

Wie schön die Eintracht dieser Familiengedanken.

ZEITGENOSSEN

In der „Schlesischen Zeitung" stand vor ein paar Tagen folgendes idyllische Inserat:

> In einem geselligen Verein von Herren aus besseren Ständen, in welchem dreimal wöchentlich Skat, von 3½ bis 7 Uhr, gespielt wird, sind einige neue Mitglieder willkommen. Zuschriften unt. A 9 Gst. d.

Man denke, dreimal in der Woche hocken diese Herren aus besseren Ständen von 3½ Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends beisammen und dreschen Skat. Die Welt windet sich in Krämpfen, Ströme von Trauer fließen durchs Land, Deutschland nähert sich der Leninisierung — ach, noch dazu einer ohne Lenin! — aber diese besseren Herren sitzen in Hemdsärmeln, das ersehnte Vollbier vor sich, halbe Tage lang beisammen und furzen auf die Weltgeschichte.

BÜCHER

Willi Handl: Die Flamme.. Erich Reiß Verlag, Berlin 1920. Ich ging ein bißchen ängstlich an den Roman. Handl war mit Begeisterung Journalist und nicht einmal der Berliner Zeitungsdienst konnte ihn von dieser Leidenschaft kurieren. Natürlich hat er, wie alle wertvollen Zeitungsschreiber, über den Journalismus hinausgewollt. Das beweist aber nichts, das braucht jeder Journalist, der von der Zeitung nicht ganz ausgeleert werden will. Aber, fragte ich mich, wie viel bleibt an eigenen produktiven Kräften nach zwanzig Jahren Journalismus auch in einem reichen Kopfe noch übrig? Nun, in diesem Fall ist nicht mehr und nicht weniger unversehrt übrig geblieben als eine volle, aus eigenster Quelle schöpfende dichterische Kraft. „Die Flamme" ist eines der allerschönsten Bücher, die in Deutschland seit Jahren erschienen sind. Ich stelle den Roman neben Hesses „Demian", mit dem er in der angenommenen autobiographischen Form, im sanften Fluß der Erzählung und in der Zartheit der Seelenentblößung Aehnlichkeiten hat. Und das Merkwürdigste: Es ist ein von allen Grellheiten des Journalismus weit entferntes Buch. Kein neurasthenisches Tempo, keine flackrige Unruhe ist in diesem reifen Buch, auch kein — ach so billiger — Versuch, geistreich zu sein. Es ist die schlichte und tiefe Geschichte eines Mannes, der seine Liebesgefährtin bei einem großen Brande gefunden hat und der in die bürgerliche Ehe nicht finden kann: Die Flamme fehlt ihm. Man sage nicht, ein sexualpathologisches Buch. Es ist ein erzählendes, kein analysierendes Werk. Es will nicht eine Zeile lang symbolisch sein, aber es ist es von A bis Z. Dabei eine Erzählung voll mit Figuren.

Wie traurig zu denken, daß dieser Dichter fast fünfzig Jahre alt werden mußte, ehe ihm die nackte Not des Tages Zeit zu einer reifen Arbeit ließ. Wie beglückend festzustellen, daß fünfundzwanzig Jahre bitterster Zeitungsfrohn dieses Talent nicht ärmer, sondern nur gelassener, innerlich fester gemacht haben! Darf ich gestehen, daß ich dies reine Werk des alten Freundes auch deshalb voll Genugtuung aus der Hand legte, weil ich mir mit beruhigender Sicherheit sagen konnte: Ein starkes, zu menschlichstem Erleben befähigtes Talent kann seine

Ernte aufschieben. Sie kann ihm nicht verloren gehn!

Paul Gauguin: Briefe an G. D. de Monfreid. Verlag Gustav Kiepenhauer, Potsdam 1920.

Diese Briefe eines Malers an einen Maler sind intimste Geständnisse. Es hat Gauguin mit dämonischer Macht aus Paris fortgetrieben. Seine Wahlheimat war das Land der Maori. Was sein wunderreiches Auge dort gesehen, was seine Hand gezeichnet und gemalt, was seine einsame und verfolgte Seele dort erlebt hat, bis zum Ende, das ihn „nahe an Golgatha" brachte, das alles ist in diesem Schicksalsbuch enthalten. Ueber zwölf Jahre verteilen sich diese 83 Briefe. Zwölf Jahre im Maoriland, während welcher Gauguin im Monat nur einen einzigen Brief empfing, eben den des besten Kameraden Georges Daniel de Monfreid. Gauguin ist — muß man sagen, wie alle reinen Künstlerseelen? — in Verdüsterung gestorben. „Man soll mich in Frieden und vergessen sterben lassen." Diese Briefe enthalten das Leben seiner reichen Einsamkeit. Es ist eines von den unschätzbaren Schicksalsbüchern.

Casanova: Begegnungen und Abenteuer in der Schweiz. Rheinverlag, Basel. — Die Schweizer Erlebnisse Casanovas sind vielleicht der schönste Roman seines Lebens. Der große Liebeskünstler ist dort zum Freundschaftsmenschen herangealtert, hinaufgereift. Herrlich tritt aus dem kleinen (reizend ausgestatteten) Büchlein die fixe Idee dieses vielseitigsten Menschen hervor, der Doktor der Rechte, Sekretär eines Kardinals, Violinspieler im Theater, portugiesischer Gesandter, Kadettenerzieher in Potsdam, Lotteriedirektor in Paris, Industrieller und Finanzspekulant gewesen ist und der dies alles doch nicht war, weil sein eigentlicher Beruf nur der des Liebhabers der Frauen war. Die Schweizer Abenteuer sind der reizendste Teil dieses besessenen Lebens. Das graziöse Büchlein sei herzlich empfohlen.

JEDER SEIN EIGENER VERLEGER

Ein Lyriker schreibt mir: Wir kennen sie alle, die traurige Melodie: Papiermangel, ungeheure Steigerung der Druckkosten usw. usw. Wenn das so weiter geht, kann man nicht mehr drucken. Bei aktuellen Büchern kann man die Preise so hoch schrauben, daß man auf die Herstellungskosten kommt. Bei nichtaktuellen Büchern, also bei schönen Büchern, kann man es nicht. Schlimme Zeiten für die Repräsentanten der Zeitlosigkeit, für die Lyriker. Was sollen sie tun? Wer einem Lyriker den Rat gäbe, keine Gedichte mehr zu schreiben, gliche einem Menschen, der einen Zeitgenossen zum Selbstmord auffordert. Der Dichter wird immer sagen: vivero non necesse est, scribere necesse. Aber Gedichte erfüllen ihren Zweck nur sehr unvollkommen, wenn nur der Autor Vergnügen davon hat. Was aber soll man tun, in dieser großen und immer größer werdenden Zeit? Man könnte zu den kalligraphischen Künsten der Mönche zurückgehen, aber auch das wäre eine zeitraubende und vielleicht sehr kostspielige Angelegen-

heit. Ein junger Verleger, namens Echtermeyer, Berlin C., Kupfergraben 4, hat die deutsche Lyrik gerettet, indem er auf den Gedanken kam, kleine Gedichtbände und Prosa-Kunstwerke mit der Schreibmaschine vervielfältigen zu lassen. Die Bändchen sehen hübsch aus und erfüllen ihren Zweck, für Arbeiten, die in diesen Zeitläuften kaum in die Oeffentlichkeit gelangt wären, ein Publikum zu gewinnen. Bisher sind Bändchen von Arno Holz, Verlaine, Meurer, Emil Szittya, Paul Mayer u. a. erschienen.

Eigentlich war der Verleger Echtermeyer unvorsichtig. Wird nicht jetzt jeder Lyriker, der über eine Schreibmaschine verfügt, selbständig werden und sich als Verleger etablieren?

NACH DEM CHRISTIAN-WAHNSCHAFFE - FILM der vor einigen Tagen im Esplanadehotel vorgeführt wurde, kam ein Bewunderer auf Wassermanns Verleger S. Fischer zu, drückte ihm glückwünschend die Hand und sagte: „Jetzt sehe ich deutlich, das ist das schönste Ullsteinbuch, das bei Fischer erschienen ist."

DER POLITISCHE SCHAUSPIELER

Moissi wird eingeladen, in Warschau zu gastieren. Die polnische Hauptstadt wird ihm gerühmt. Die herrlichsten Frauen, die strahlendste Eleganz, die exquisiteste Küche, fabelhaftes Honorar und ungeheuren Enthusiasmus.

Moissi hört das alles lange an, ohne zu antworten. Seine runzelreiche Stirn wird noch gefalteter. Endlich sagt er: „Nein — unmöglich — ich kann gegen Rußland nicht spielen."

Diesem Hefte liegt ein Werbeprospekt der bekannten Monatsschrift „Die Kunst" (Verlag F. Bruckmann A.-G.) bei. Wir können unseren Lesern die Zeitschrift bestens empfehlen. Sie ist die führende Kunstzeitschrift, ausgezeichnet besonders durch Reichtum des Inhalts in Bild u. Text.

Redaktion des „Tage-Buch", Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b.

STEFAN GROSSMANN

VERSPERRTES EDEN

Ich wohne, wie es dem Sünder geziemt, hart neben dem Eden. Will sagen auf dem Kurfürstendamm, gleich neben dem Edenhotel, in welches die Wucherbehörden nun einen Engel mit flammendem Schwert gestellt haben, damit dort keine Paradiesesfrucht mehr genossen werde. Zur Sicherheit wurde der Direktor des Eden in Haft genommen.

Denke ich an die Geschichte dieses Hotels in den letzten sechs Jahren, so sehe ich Deutschlands Blüte und Verdorrung vor mir.

Im Frühjahr 1914 war das Eden die Verlockung. Eines von den zwanzig exquisiten Hotels in Deutschland. Schöne holzgetäfelte Gemächer, teppichbelegte Boden, lautlose Korridore, Telephon am Bett und Schreibtisch. Weißgekachelte Badezimmer mit eingelassenen vertieften Bassins. In jedem Flur ein halbes Dutzend kleine rote Jungens von aufmerksamster Hilfsbereitschaft, schwarze Stubenmädchen mit weißen Häubchen, auf den leisesten Druck herbeischießende Kellner. Vor den blanken Fenstern das Blätterwogen des unübersehbaren Zoologischen Gartens. Das Restaurant mystisch-elegant. Alles bewegte sich in den weiten Damastsälen lautlos auf schwerem, weichem Bodenbelag. Die Tische mit regenbogensprühendem Kristall und farbigsten Blumen auf weißem Linnen. Von Tisch zu Tisch drei Meter Entfernung. Unwillkürlich flüsterte man hier. Damen rauschten durch die Portieren, Herren in Schwarz-Weiß folgten. Abends blinkten rote Lampen wie Festlampions durch den musikerfüllten Saal. Der Comble des Eden aber war der Dachgarten, zu dem man mit dem Lift hinauffuhr. Da saß man, hoch in der Luft, blickte über den Wald des Tiergarten und Zoo in den gelbroten Abendhimmel der Mark. Einst saß man in kleinen Nischen, bei Geigenspiel, bis in den aufsteigenden Morgen. (So sagte man mir oder so träumte ich, wenn ich am Nachbarhaus vorüberging und die Einladung zum Besuch des „Dachgarten im Eden" las.) Ich hatte immer eine Art Scheu vor den Freuden dieses Paradieses, für das sich meine Brieftasche nie legitimiert fühlte. Dann hörte ich, der Dachgarten sei geschlossen. Die Baupolizei habe ihr Schwert in die Wage geworfen. Das war so 1914: Das Paradies, behindert durch die preußische Polizei.

Die große Zeit kam. Die weißen Linnen schwanden von den Tischen, die jungen Kellner aus den Speisesälen und die leckeren Ge-

richte von der Speisekarte. Der Dachgarten war vergessen, versperrt, verschmutzt. Die holzgetäfelten Säle lagen fast im Dunkel, leer. Kein roter Groom kam, wenn man läutete, und in die blinkenden Bassins durfte kein warmes Wasser eingelassen werden. Es war ein deutsches Eden geworden, in den dunklen Korridoren kauerte Trauer und Grauen.

Die dritte Periode des Eden kam nach der Revolution. Eines Tages wollte ich nach Hause gehen, da war mein Haus neben dem Eden nicht erreichbar, weil es von Stacheldraht abgesperrt war. Ins Eden war die Gardeschützendivision, oder wie die oberste Leitung der Liebknechtfeinde hieß, eingezogen. Jetzt lag meine Straße ausgestorben da. Vor dem Eden wimmelte es von Uniformen. In den Speisesälen lungerte träge wartende Reichswehr. Hier fuhr eines Nachts ein Auto vor, in dem eine kleine schwarze polnische Jüdin mit schon zertrümmertem Kopf lag. Aus dem Eden stürzte ein halb idiotischer Reichswehrsoldat heraus, hieb ihr mit dem Kolben noch einmal auf den Schädel, und dann sauste das Militärauto den Kurfürstendamm weiter, dem Landwehrkanal zu. Dort warfen die Wächter aus dem Eden die kleine schwarze Jüdin ins Wasser. Am selben Tag wurde Karl Liebknecht ins Edenhotel gebracht, und er wußte, daß dies sein letzter Abend war. Er ist vom Eden in den abendlichen Tiergarten gebracht und dort, während er vor den Eden-Gewaltigen floh, von hinten erschossen worden. Damals lag mein Haus hinterm Stacheldraht. Wollte ich aus oder ein, mußte ich eine Legitimation vorweisen. Eines Tages stand ich auf dem Balkon und sah auf die menschenleere Straße mit dem Zentrum Eden. Plötzlich knallte es. Mitten auf dem Straßendamm lag ein Erschossener. Wahrscheinlich war er ohne Legitimation durchgekommen, nun büßte er diesen unerlaubten Durchgang in seinem Blut. Der Erschossene wurde weggeschafft. Am nächsten Tag suchte ich in der Zeitung eine Silbe über den Vorgang. Nichts. Dergleichen war damals nicht wichtig. Einmal hatte ich meine Legitimation vergessen und wollte durch den Stacheldraht. Der Offizier wies mich barsch zurück. Ganz höflich fragte ich: „Welches Gesetz berechtigt Sie eigentlich zu Ihrem Vorgehen? Nennen Sie es mir!" Da griff er an den Gurt und hielt mir eine Handgranate unter die Nase: „Dieses!" . . . Ein andermal kam ein junger Leutnant in meine Wohnung. Er wollte meinen Balkon als militärischen Auslugposten beschlagnahmen. Ich widersetzte mich. Eine Frau, die neben mir stand, fragte den Offizier gerade ins Gesicht: „Warum haben Sie Liebknecht erschossen?" Er erwiderte mit strammer Kriegermiene: „Wir würden es heute wieder tun." Aber ein Bedürfnis, in meine Wohnung einen militärischen Bundesgenossen zu legen, war nicht mehr vorhanden.

Das Edenhotel war nach dieser Periode verlaust. Die Soldaten hatten es gründlich verdreckt. Wenn ich vorbeiging und durch die Spiegelgläser lugte, sah ich in den stinkenden Qualm von Wachtstuben. Als die Gardeschützendivision endlich auszog, mußten Zehntausende von Mark dazu verwendet werden, um das Eden wieder sauber zu machen. Nach Monaten endlich war es wieder blitzblank. Es versuchte wieder Paradies zu sein. Die Säle funkelten wieder. Die roten Tischlampen strahlten abends von den weißen Tischen. Geigentöne schwebten über den Teppichen. In den bequemen Fauteuils aber saßen dicke Männer, bohrten in der Nase und betrachteten das Hervorgeholte mit Neugier. Denen galten glänzende Blicke sommerlich gekleideter Damen, die ihre Waden ausstellten. Sogar der Dachgarten wurde jetzt eröffnet, denn der preußische Polizeigeist war, vielleicht nicht nur mit guten Worten, zur Toleranz bewogen worden. Einmal ging ich durch den Speisesaal und sah dort einen ungeheuer breiten Tisch, überladen mit Schüsseln, die Vorgerichte, kalte Fische, Käse, Geflügel, Torten und Gott weiß welche Lockungen ausstellten.

Dieses Eden ist jetzt gesperrt. Der Direktor des Paradieses im Kittchen. Aber dreitausend andere Eden-Direktoren haben sich erhoben zum Schutze des einen, und als deutsche Männer haben sie den Schrei ausgestoßen: Gebt uns Paradieses-Freiheit, denn wir beherbergen die Offiziere der Entente. Diesem Ruf werden sich die machtlosen deutschen Polizeikommissare und Staatsanwälte fügen. Das Eden der französischen und englischen Offiziere darf nicht gestört werden, und deshalb werden morgen die roten Tischlampen wieder blinken, der Dachgarten wird voll Geigenmusik sein und in den Fauteuils wird der fette Herr, der in der Nase bohrt, sitzen und ihm gegenüber die blickeschmeißende Schöne, die ihre Waden ausstellt.

Wir andern wohnen neben dem Eden. Wir sind Deutsche.

„Man muß als Spießer leben und als Halbgott denken."

Flaubert.

Unlängst wurde hier (Heft 41) die Propaganda erwähnt, die Kaiser Karl in Paris machen läßt, um die Geneigtheit der Franzosen zu erwerben. Nun liegt das Heft der „Revue universelle" mit den Bekenntnissen dieser schönen Seele vor. Herr Jacques Bainville, der angebliche Verfasser dieser Betrachtungen, ist jedenfalls im Gefolge Kaiser Karls zu suchen, sein Aufsatz, den ich als Dokument unverfälschter Habsburgerpolitik hier veröffentliche, atmet den Geist der süßlichen Zweideutigkeit, die Karls besonderer politischer Charakter war. Inzwischen sind Karls Anstrengungen, in Budapest auf den Thron zu klettern, so ziemlich gescheitert, und auch in Oesterreich, trotz dem Wahlsieg der Christlichsozialen, besteht keine Geneigtheit, der von Ungarn abgelehnten Majestät die Schleppe zur Hofburg zu tragen. Der Aufsatz des Herrn Bainville ist für deutsche Leser — „Pangermanisten" nennt sie Karls Sprachrohr — lehrreich genug. Daß Karl nach dem Sixtusbrief noch andere Beweise von Nibelungentreue gab, wird man erst später erfahren. Karl läßt dies ausdrücklich und ohne Scham ankündigen.

I.

Das Scheitern des Sonderfriedens 1917 und 1918.

Die Regierung Kaiser Karls bekam ihr Gepräge durch den sehnsüchtigen Wunsch des Monarchen, seinen Völkern den äußeren und inneren Frieden zu geben. Um den äußeren Frieden zu erlangen, wurden durch Vermittlung des Prinzen Sixtus von Bourbon-Parma mit der Entente Verhandlungen geführt; unglücklicherweise scheiterten sie.

Die Demission des Grafen Czernin war das Ergebnis dieser Verhandlungen oder vielmehr der Unklugheit, die er begangen hatte, indem er in einer Unterhaltung am 2. April 1918 eine Anspielung darauf machte. Der Kaiser war gezwungen, alles, was er in dieser Angelegenheit getan hatte, in der Oeffentlichkeit zu verleugnen. Die Wahrheit gestehen, hätte das Land der Willkür Deutschlands ausgeliefert. Lloyd George und Poincaré waren übrigens darüber informiert, daß, im Falle die Verhandlungen aus irgendeinem Grunde bekannt würden, sie dementiert werden sollten. Sie wußten, daß in diesem Falle österreichische Truppen an die deutsche Westfront geschickt werden sollten, um der Berliner Regierung die Treue Oesterreichs zu beweisen. Bis dahin war die österreichische Armee an der Westfront nur durch etwas Artillerie vertreten. Auch im Falle der vorzeitigen Enthüllung der Verhandlungen wollte man es einrichten, daß die Zahl der wirklich an die Westfront abgesandten Truppen nicht mit der von Deutschland immer wieder geforderten übereinstimme. Lloyd George und Poincaré hatten ihr Ehrenwort gegeben, das Geheimnis zu bewahren. Clémenceau wußte nichts davon, und

Poincaré geriet in große Verlegenheit, als die Bombe zum Platzen kam. Graf Czernin, der von Natur Egoist ist, hat seit seiner Entlassung unaufhörlich den Kaiser und seine Umgebung angegriffen. Vielmehr um sein eigenes Schicksal als um das seines Kaisers und seines Vaterlandes besorgt, machte er unaufhörlich vergebliche Anstrengungen, seine Volkstümlichkeit zu erhalten.

Nachdem die *Mission des Prinzen Sixtus* von Bourbon-Parma gescheitert war, machte der Kaiser, der den Krieg zu beenden wünschte, *neue Versuche, mit den Verbündeten ins Einvernehmen* zu kommen. In dieser Absicht wandte sich der Kaiser mehrfach an hohe Persönlichkeiten. Die Zeit ist noch nicht gekommen, die Einzelheiten dieser diplomatischen Vorspiele zu enthüllen. Nachdem diese Versuche das erwünschte Ziel nicht erreichten, bekam Graf Burian, der Nachfolger des Grafen Czernin im Ministerium des Aeußern, den Auftrag, durch Vermittelung der neutralen Mächte alle kriegführenden Staaten zu einem Ideenaustausch über den Frieden einzuladen, obwohl der Krieg noch weiterdauerte. So wurde die Note vom 15. September 1918 in die Welt gesandt, ohne daß die Berliner Regierung ihre Zustimmung gegeben hatte. Die Entente hätte mit Oesterreich-Ungarn in Unterhandlungen treten können. Zuletzt bot Graf Andrassy, der den Grafen Burian ersetzt hatte, der Entente den Sonderfrieden an. Es war zu spät.

Eine andere Tatsache beweist den entschlossenen Friedenswillen, der den Kaiser in allen seinen Handlungen beseelte. Das war in Brest-Litowsk. Trotzky erging sich in lange Tiraden zugunsten des Sozialismus, während gleichzeitig die Bolschewisten die deutschen Truppen zum Aufruhr zu bringen suchten. Sofort brach die Berliner Regierung die Unterhandlungen ab, kündigte den Waffenstillstand und der deutsche Vormarsch in Rußland begann wieder. Im Gegensatz dazu befahl Kaiser Karl dem Grafen Czernin, diesem Beispiel nicht zu folgen. Tatsächlich trennten sich die Gesandten des Kaisers und die russischen Gesandten in Uebereinstimmung darüber, daß der Friede zwar noch nicht de jure abgeschlossen sei, der Krieg aber aufgehört hätte. Später drang allerdings das österreichisch-ungarische Heer in der Ukraine ein auf Ersuchen der Regierung von Kiew, nicht um zu erobern, sondern um die Ordnung wieder herzustellen.

Die Dynastie, die die Gleichberechtigung aller in der Monarchie vereinigten Völker anerkannte, hat immer versucht, sie miteinander auszusöhnen. Der Vorwurf, den man ihr gemacht hat, daß sie in Oesterreich die Deutschen, in Ungarn die Magyaren zum Schaden der anderen Völker begünstigte, ist ungerechtfertigt. Richtig ist allerdings, daß das Böhmen gegebene Versprechen, ihm seine politischen Sonderrechte zu gewähren, nicht eingelöst wurde. Es konnte nicht

eingelöst werden, weil Ungarn diesem Plane einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzte. In Ungarn allerdings wurden die nichtmagyarischen Nationalitäten bis zu gewissem Grade unterdrückt und in den Hintergrund gedrängt. Infolge der ungarischen Verfassung, die die Rechte des Monarchen viel mehr beschränkte als die österreichische Verfassung, konnte der Kaiser nicht so zugunsten der Nationalitäten einschreiten, wie er es gern getan hätte. Die Vorwürfe, die der Dynastie von deutscher Seite gemacht wurden, daß sie „annational", und die Vorwürfe, die ihr von magyarischer Seite gemacht wurden, daß sie nicht magyarenfreundlich sei, beweisen hinlänglich, daß sie zwischen den einzelnen Nationen keinen Unterschied machte und keine auf Kosten der anderen begünstigte.

Um zum inneren Frieden in der Monarchie zu gelangen, mußte man die Verfassungen von Oesterreich und Ungarn ändern und die Doppelmonarchie in einen Bundesstaat umwandeln. Zwei Methoden boten sich: Der parlamentarische Weg und der Staatsstreich. Der erste Weg bot wenig Erfolgsmöglichkeiten. Im Wiener Parlament herrschte Chaos, seit Jahren lagen die Parteien in erbittertem Streit; im Budapester Parlament herrschte die magyarische Gentry, die sich jeder Reform widersetzte, durch die sie eine Schwächung ihrer Macht befürchtete. Um durch einen Staatsstreich zum Ziele zu gelangen, hätte man über das Heer verfügen müssen, um die deutsche Opposition in Wien und die magyarische in Budapest zu beseitigen, die man nur mit Bajonetten hätte niederwerfen können. Aber das Heer, dessen Elite auf den Schlachtfeldern von 1914 lag, kämpfte an der Front. Mithin bot dieser Weg nicht mehr Erfolgsmöglichkeiten als der andere.

Trotzdem versuchte der Kaiser, den Boden für den inneren Frieden vorzubereiten, indem er am 2. Juli 1917 eine Amnestie für Oesterreich erließ, durch die sehr viele politische Verbrecher begnadigt wurden. Diese schönen Handlungen wurden von den meisten Deutschen verkannt, die glaubten, daß allein die Slawen davon profitierten. Die alldeutsche Propaganda, die sehr mächtig war, bestärkte die öffentliche Meinung in Wien und in den deutschen Kronländern in dieser falschen Auffassung.

Die Amnestie schuf keine Beruhigung. Im Gegenteil, dank den verbrecherischen Umtrieben der Alldeutschen sonderten sich die Deutschen Oesterreichs noch mehr von ihren slawischen Mitbürgern ab. Die Slawen sahen in der Amnestie nur einen selbstverständlichen Gerechtigkeitsakt und ein Eingeständnis der Schwäche. Von Dankbarkeit zeigte sich bei ihnen keine Spur. Die öffentliche Meinung der Deutsch-Oesterreicher war übrigens über die Zahl der bei dieser Gelegenheit begnadigten Deutschen schlecht informiert.

95 Deutsche kamen auf 115 Tschechen. Die unglückliche Enthüllung der Friedensverhandlungen zwischen dem Kaiser und der Entente zwang die Regierung der Donaumonarchie, sich ins Schlepptau der sogenannten deutschen Politik zu begeben, indem sie sich in Oesterreich auf die Deutschen und in Ungarn auf die Magyaren stützte, besonders, da die deutsche Offensive im Westen Erfolg zu versprechen schien. So mußte der Kaiser im Augenblick auf jeden Versöhnungsversuch unter seinen Völkern verzichten. Als endlich die Deutschen und die Magyaren, die beiden Völker, die den kriegerischen Geist in der Monarchie vertraten, bemerkten, daß der Kaiser, ungeachtet der Anfangserfolge der deutschen Offensive von 1918, am glücklichen Ausgang des Krieges zweifelte, wie er es immer getan hatte, war man am Vorabend der Katastrophe. Trotzdem erließ der Kaiser das Manifest vom 16. Oktober 1918, indem er sich an die Völker Oesterreichs wandte und ihnen verkündigte, daß nur eine Aenderung der österreichischen Verfassung den Staat retten könnte, und daß er entschlossen sei, Oesterreich in einen Bundesstaat zu verwandeln.

Es war zu spät. Die beiden Wege — der parlamentarische Weg und der Staatsstreich —, die zum Bundesstaat hätten führen können, waren verschlossen; das Parlament kam nicht mehr zusammen und der Kaiser hatte kein Heer mehr.

Wenn die österreichisch-ungarische Monarchie zusammengebrochen ist, so trifft den Kaiser keine Schuld. Die Deutschen Oesterreichs und die Magyaren Ungarns sind die Schuldigen. Die Deutschen verkannten die guten Absichten des Kaisers, indem sie alle Versuche des Kaisers, Frieden zu schaffen, als Verrat betrachteten; die Magyaren, indem sie sich jeder Reform, die zum Bundesstaat führen sollte, widersetzten, so daß das Kaiserliche Manifest vom 16. Oktober 1918 nur für Oesterreich veröffentlicht werden konnte.

Man hat sich oft gefragt, wie es hat geschehen können, daß die Völker der alten Monarchie, die der Dynastie treu waren, plötzlich ihre Meinung änderten und die Republik ausriefen. Von einigen Ausnahmen abgesehen, hatten sie sich alle heldenmütig für die gemeinsame Sache der Monarchie geschlagen.

Der Wechsel war nicht so jäh wie es scheint. Die Umwälzung war sorgfältig vorbereitet. Der lange Krieg hatte einen ungünstigen Einfluß auf den Geist des Volkes ausgeübt, und die Sozialisten hatten das benutzt, um die Revolution zu nähren und die Monarchie zu unterminieren. Ihnen allein wäre es nicht geglückt. Sie wurden durch die alldeutsche Propaganda unterstützt. Während die Sozialisten mit Hingabe daran arbeiteten, ihre Sache zum Siege zu

führen, arbeiteten die Deutschen zugunsten der Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland. Da sie wohl wußten, daß diese Vereinigung unter der Regierung des Kaisers nicht zu verwirklichen war, wandte sich die deutsche Propaganda gegen das Kaiserhaus. Nachdem in Deutschland die Republik ausgerufen war, wandte sie sich gegen die Dynastie und das monarchische Prinzip überhaupt. Diese gutorganisierte Propaganda erfreute sich der Unterstützung der Deutschen Gesandtschaft in Wien. Dort sind die Verleumdungen gegen den Kaiser und die Kaiserin ausgeheckt worden, die den Kaiser der Trunksucht und die Kaiserin des Einverständnisses mit Italien beschuldigten, des erbitterten Feindes des Hauses Habsburg. Verläumdungen, zu dumm und zu gemein, sie zu widerlegen. Aber das Volk ist leichtgläubig, und durch stetige Wiederholung derselben Gemeinheiten kann man es glauben lassen, was man will. Das Volk hat schließlich daran geglaubt.

Leider fand die alldeutsche Propaganda eine unerwartete Stütze bei der Entente. Die Entscheidung vom 5. Februar 1920, die sich gegen die Wiederkehr der Habsburger aussprach, erfolgte ganz zugunsten Deutschlands. Die Alldeutschen haben großen Nutzen daraus gezogen.

Trotzdem wäre es unrecht, zu denken, daß die Mehrheit des Volkes in Oesterreich, in der Tschechoslowakei oder in Kroatien republikanisch sei, und daß der dort herrschende Zustand durch das Volk gewollt und geschaffen sei. Seit der Auflösung der Monarchie ist das Volk gar nicht mehr befragt worden. In Prag entschied die Nationalversammlung, die man weiß nicht von wem ihr Entstehen verdankt, die Zukunft Böhmens, Mährens, Schlesiens und der Slowakei, eines Landes, das damals noch einen Teil von Ungarn bildete. In Wien waren zuerst die Mitglieder des alten österreichischen Parlamentes, das 1911 gewählt war, am Ruder, dann die sogenannte Nationalversammlung, die unter dem Terror der Sozialisten gewählt war. An diesen Wahlen hatten übrigens die Reichsdeutschen, die sich in Oesterreich aufhielten, teilgenommen. Ungarn ist in überwiegender Mehrheit monarchistisch. In Kroatien vollzogen sich die Dinge so wie in Böhmen; der Landtag in Agram, der lange vor dem Krieg gewählt war, entschied nicht nur über die Länder, die er vertrat, sondern auch über das Schicksal der freien Stadt Fiume und über das österreichische Dalmatien. Nirgendwo fanden Volksabstimmungen statt. Südtirol, Triest, Görz und das dalmatinische Küstenland wurden ohne Volksbefragung von Italien annektiert.

Bei dem beklagenswerten Zustande, in den die verschiedenen Länder, die ehemals die Donaumonarchie bildeten, geraten sind, darf

man sich nicht wundern, daß die öffentliche Meinung gegenüber jeder Angelegenheit, die nicht die täglichen Sorgen angeht, gleichgültig geworden ist. Der Kampf um die Lebensmittel verschlang alles Interesse an der Politik. Entmutigt von all den Mißerfolgen begann das Volk seinen politischen Führern zu mißtrauen, gleichgültig, ob sie Konservative oder Sozialisten waren, Monarchisten oder Republikaner. Verzweifelnd, sich aus eigenen Kräften zu retten, erwarten die Völker die Hilfe des Auslandes. Wenn man die Länder und die Völker des ehemaligen Habsburger Reiches retten will, muß man sie von neuem vereinigen. Getrennt, wie sie heute sind, ausgehungert und verzweifelt und einander mißtrauend, können sie sich gegen den Untergang, der ihnen von allen Seiten droht, nicht schützen; apathisch und müde haben sie weder die physische noch die moralische Kraft, sich einander zu nähern. In den Verträgen von Versailles und Saint Germain hat man Oesterreich verboten, sich an Deutschland anzuschließen. Man hat ihm nicht gesagt, mit wem es sich vereinigen soll, aber isoliert und auf sich selbst beschränkt kann es nicht bestehen. Nur die Entente kann die Vereinigung der ehemaligen Bestandteile des Habsburger Reiches vollziehen. Das liegt ebenso im Interesse der verschiedenen Völker der ehemaligen Monarchie, wie im Interesse ganz Europas. Deutschland denkt nur an Rache; um die Revanche vorzubereiten, will es vor allem Oesterreich annektieren und gemeinsame Grenzen mit Italien finden. Wenn einmal Oesterreich mit Deutschland vereinigt ist, würde das von Feinden umgebene Ungarn zweifellos dasselbe Schicksal haben. Die anderen Staaten auf dem Boden der ehemaligen Monarchie, ebenso wie die Balkanstaaten, müßten sich anschließen, so daß der Verwirklichung des Naumannschen Projektes, das unter dem Namen „Mitteleuropa" bekannt ist, nichts entgegenstünde. Die Wiederherstellung des Habsburgischen Kaisertums in Form eines Donaubundstaates kann diese Gefahr abwenden. Sie würde die Brücke von Westen nach Osten bilden und Italien von Deutschland trennen. Durch die Wiederherstellung der Habsburger Monarchie könnte die Entente auf dem Balkan Ordnung schaffen, der ohne den Habsburger Staat eine Art deutsche Kolonie werden würde.

Innerhalb des Donaubundstaates müßten die verschiedenen Staaten, die ihn bilden, ausgedehnte Autonomie besitzen, so daß jeder seinen nationalen Charakter entwickeln kann. Sie müßten lediglich ein gemeinsames Wirtschaftsgebiet bilden, an dessen Spitze sich die Dynastie Habsburg befände.

Hier folgt der zweite Teil der Borchardt'schen Rede, das nächste „Tage-Buch" bringt ihren Schluß.

Sehen wir das Verhältnis und die Situation statt mit Schillers mit Goethes Augen an. Versuchen wir uns in Goethes Augen hineinzuversetzen, von ihm aus zu betrachten, was hier vorging. Goethe hatte sich von Schiller zurückgehalten, er wußte warum. Hier war etwas, was Goethe in sich überwunden glaubte, nicht überwunden, hier ging ein Strom weiter, den Goethe verstopft wähnte, den er für sich abgeriegelt und zum Versiegen gebracht hatte. Versuchen wir zu sagen, was es ist. Sturm und Drang wird es genannt, d. h. mit anderen Worten, es ist ein Schlagwort für ein bestimmtes künstlerisches Verhältnis, für das Verhältnis eines Künstlers zu seinem Stoff. Es ist ein Ausdruck für ein Nichtgelingen oder für ein Uebergelingen. Es ist ein ästhetischer Ausdruck. Sturm und Drang war nicht der Ausdruck, unter dem Goethe dieses begriff, sondern für Goethe war der 10 Jahre später Geborene in Wirklichkeit — lassen Sie mich das Wort aussprechen — antiquitiert. Goethe hatte das Gefühl, daß Schiller zu den Menschen gehörte, deren Leidenschaft es ist, auf längst abgeschnittenem Aste sitzen zu bleiben. Jenes ganze Ungestüm, das in Goethes Jugenddramen gärte, alles das hatte Goethe vor Jahren in Straßburg mit Herder und Salzmann, in Frankfurt und Wetzlar mit Merck und dem Kreis um Merck herum erlebt und abgelebt. Er hatte alles dieses in „Werther" umgebracht, er hatte „Werther" dem Volk nicht predigen wollen, sondern sich selbst in „Werther" vor den Augen der Nation exekutiert, und nun lebte plötzlich dieser Mann auf, widerkauend der Welt einen neuen Zustand aufoktroyieren wollend, und davon war er nicht abzubringen. Das Antiquitierte, das Goethe in seinem Wesen empfand, war der Ideenkomplex des 18. Jahrhunderts. Goethe hatte immer ein Gefühl seiner Neuheit. Er wußte, daß er wie der Michelangelosche Gottvater mit einer neuen Menschengeneration im Bausche seines Mantels an diese Erde hingeschwebt war, durch die alles veraltet war, was sie vordem bevölkerte. Er hatte der Welt eine neue Seele gegeben von den ersten Werken an zu den ersten Gestalten, zu den ersten Anfängen seiner Prosa, zu den ersten Anfängen seines belebten gestaltenden Gedankens. Er hatte der Welt eine neue Form gegeben, das heißt er hatte das Gesetz, was sich innerhalb dessen, in dem das weltliche Geschöpf besteht, die Pflanze, das Tier, die menschliche Gesellschaft, das historische Phänomen, die menschliche Seele, die Leidenschaft — alle dem hatte er die Form gegeben, d. h. er hatte gewahrt, er als erster, daß sie diese Formen haben, und nun stand neben ihm ein scheinbarer Revolutionär, scheinbar der Jüngere, in Wahrheit ja der viel Aeltere, in Wahrheit derjenige, den Goethe exautorisiert hatte, derjenige, der überlebt war durch Goethes Auftreten. Nun stand er da und brachte von neuem alles Abgetane, er brachte von neuem jenes Verhältnis der Menschen zum sozialen Wesen, das ja reiner Jesuitismus wäre, denn was war das Dix-huitième anders als das Verhältnis des Menschen zu seiner Sozialität, ob das Verhältnis ein negierendes ist oder nicht, positiv oder negativ, ob es sagt, die Gesellschaft ist schlecht, oder ob es sagt, die Gesellschaft muß so und so sein und ist dann gut. Das ist ja alles dasselbe. Die sozialen Gedanken sind ja alle Geschöpfe des 18. Jahrhunderts, die bis ins 19. Jahrhundert hineinragen, und wenn rings um uns herum in der Sozialdemokratie, im Bolschewismus jene Utopien weiterleben, die es für möglich halten, jenen Zustand der Erde

umzudrehen, so sind das nur die Gedanken des 18. Jahrhunderts, die weiter wirken, Gedanken, über die Goethe sich erhoben, die Goethe in seiner Arbeit abgeriegelt hatte. Hier aber trat sie auf, während Goethes Werk sich in Formen vertiefte, als Idee und beanspruchte ein Interesse und eine Leidenschaft des Publikums, fand bei der Jugend einen Widerhall und ein Interesse, das Goethes Formen nicht fanden. Goethe grollte. Goethe empfand sich für seine Zeit zu weit und zu hoch, und er sah in Schiller die Verkörperung eines unheilbaren deutschen Irrtums, er sah in ihm das, was er dann nachher durch sein ganzes Leben in den Vertretern der jüngeren Nation gesehen hat, denjenigen Fehler, sich nicht logisch etwas vorzustellen. Er meinte, dieses vorgelebt und dem vorgebaut zu haben. Er hatte gefunden, daß auf dem Weg von „Götz von Berlichingen" und selbst auf dem Wege von „Werther" zum Wasser nicht zu gelangen war, zu Formen nicht zu gelangen war, zur Gestalt nicht zu gelangen war, und er suchte das Erdreich als Form und Gestalt unter seligeren Strichen und einer gütigeren Sonne. Er suchte es auch außerhalb deutscher Gebundenheit und Umrahmung, er suchte und fand es schließlich auf seiner letzten großen Flucht in der Atlantis Italiens. Um diese Zeit steht Schiller nach ausgeschwungenem Schwunge in den düsteren Jahren, in die der Mann unmittelbar nach der Schwelle zum Mannesalter tritt, in Tatsache ein Zwischenzustand, abgeklungen der alte Klang, noch nicht ausgeklungen der neue Klang. Die spirituellen Materien in der Jugend erschöpft, eine neue spirituelle Materie noch nicht erscheinend, noch nicht einmal chaotisch. Und er tut, was er zu tun vermochte. Er nimmt in jenem berühmten Gedicht „Die Ideale und das Leben" in früher träumiger Jugend, im Grunde noch vor der Begründung seines Hausstandes, noch vor dem Eintritt in Vaterschaft, er nimmt Abschied von der Jugend. Es ist jenes große Gedicht, in dem er im Sinne des 18. Jahrhunderts und in diesem Stil, in diesen Formvorstellungen dasjenige Revue passieren läßt, was ihm bis dahin sein Leben lebenswert gemacht hat, er tut es sonderbarerweise fast mit den Motiven, in denen es Voltaire, der 83jährige, von der Jugend Abschied nehmend, getan hat, — der Ruhm, die Liebe, das Glück, Allegorien des Dixhuitieme siècle um eine allegorische Vorstellung des 18. Jahrhunderts, und im Grunde ein Geschöpf wie aus Meißener Porzellan, eine reine Geburt jener halb vorgestellten, zu der Form in keinem sinnlichen Verhältnis stehenden Zeit. An dieses angeknüpft, an diesem Phantastischen und Allegorischen angeknüpft der Blick auf die Freundschaft, auch noch im Sinne des 19. Jahrhunderts, und dieser Freundschaftskultus, von dem Goethe sich mit dem berühmten Verse „einen Freund am Busen hält, und mit dem genießt" abwendet, Schiller nicht, und auch hier ein Tropfen reinen 18. Jahrhunderts, das er, wie ich früher sagte, nun fand, nämlich die Freundschaft, und nun einsetzend die gewaltige Schlußstrophe, mit der das 18. Jahrhundert abklingt und ein neuer Geist seitdem beginnt:

„Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Eine solche Strophe wäre im 18. Jahrhundert und aus seinem Geist heraus nicht zu dichten gewesen. Dieses Gedicht Schillers wurde sein Durchbruch durch das Rokoko. Er dringt durch das Rokoko hindurch nicht als Künstler in erster Linie, sondern als ein geistiges, dichterisches, als ein seelisches sinnliches Wesen, als das Urwesen, dessen Name ποιητής Schöpfer und, wenn Sie wollen, Dichter ist. Er verläßt in diesem ganzen Gedichte nicht die Jugend, sondern die Poesie, er verläßt die Jugend als ein Schatten in den scheinbar poetischen Formen. Sie wissen, welche Jahre auf ihn warten. Es kommen die Jahre der sogenannten Geschichte und der sogenannten Philosophie. Ich sage der sogenannten, denn es ist zwischen den ersten Jahren Schillers, den Jahren, aus denen die Gedichte hervorgehen bis zu den „Künstlern" und „Abschied von der Jugend", bis zu den Jahren, aus denen die Dramen hervorgehen, die wir kurz mit einem Blick gestreift haben, und den neuen Dramen, die in „Wallenstein gipfeln, zwischen ihnen ist kein Wesensunterschied. War in jener ersten Periode das Verhältnis zurzeit ein heroisches, war es schon die Verwerfung des ihm Voraufgehenden, eine Selbstverweigerung an die Zeit, war in der ganzen Kritik der Zeit, die ihn umgab, über die Selbstverweigerung hinaus der hingeworfene Handschuh des einsamen Duellanten, der sich selbst genug ist, war dann schließlich in dem letzten Drama jener Periode die Herausforderung des Tragischen und die Herausforderung der demokratisierten Institution, als die er die Antike empfand, ein Kampf für die ältesten Güter der Nation, als die er die Freiheit im idyllischen Sinne empfand, so ist nun die Geschichte, zu der er sich wendet, eine Selbstkontrolle und weiter nichts. Er versucht sein Verhältnis zur Urzeit des Menschengeschlechts und zur Vorzeit, das er im großen elegischen Gedichte „Den Göttern Griechenlands" mit unübersehbarer Wirkung auf die künftigen Generationen ausgesprochen hatte, denn fast das ganze Pathos Schellings deszendiert von diesem einen Gedichte, er versucht nun, sich in der Geschichte und der Erforschung des Vorgangs zu prüfen, sich daran festzustellen und zu bestimmen. Ein eminent realistischer Vorgang, ein Vorgang, der undenkbar war in dem Schwärmer, den ihm die Konvention des Schulunterrichts oder das Lehrbuch aufzureden versucht hatte, undenkbar in dem idealistischen, realistischen schwäbischen Gelehrten, typisch für den Sohn der Gelehrten- und Beamtenfamilie, typisch für den Menschen, der, aus der Karlsschule hervorgegangen, schon dort mit den Lehrern keineswegs um Lockerung des Unterrichts gekämpft hatte, der die Lehrer nicht darum negiert hatte, weil sie zu viel von ihm verlangten, sondern weil sie nach seinem Gefühl zu wenig verlangten, des einzigen, der sich sein Lateinisch erkämpft hatte und sich sein Griechisch weiter in rührendem Kampf von Jahr zu Jahr mehr und mehr erkämpfte, da er es nicht mehr erlernen konnte, würdig des Menschen, der, als er die „Thalia" herausgab, nicht nur sein eigener Redakteur oder sein eigener Hauptmitarbeiter war, sondern im vulgärsten Sinne des Wortes sein Packer und sein Faktor, ein Mensch, der seine Zeitschriftenpakete selbst machte und mit Bindfaden selbst schnürte, und der in der Korrespondenz mit seinen Mitarbeitern sich keineswegs als ein weltfremder Schwärmer gezeigt hatte, sondern als ein Politiker ersten Ranges, der die Schwächen der Menschen viel besser kannte als Goethe, der die Menschen besser zu nehmen wußte wie Goethe, der sie zwar durchschaute, während Schiller sie energisch als Schwabe, als Politiker, als Realist zu seinen Zwecken zurecht formte und benützte. Daß er Historiker wird, hat genau dieselben Wurzeln, wie er als Journalist und

Dramatiker politisch beginnt. Das ist ein Kampf seines Verhältnisses zur Wirklichkeit, ein Kampf um die Realität, und dieser Kampf um die Realität wird in der Geschichtsforschung und in der Geschichtsschreibung, in die er eintritt, neutral gefaßt, er wird in der Philosophie, die ihn damals berührt, positiv.

Damit bin ich nun, meine Damen und Herren, an dem entscheidenden Punkt dieser ganzen Darstellung angelangt, dem entscheidenden und, wie ich Ihnen nicht verbenge, dem schwierigsten, des Verhältnisses Schillers zur Philosophie, sein Eintreten für Kant. Seine Popularisierung, wie man zu sagen pflegt, der Kantschen Philosophie ist aus seinem Lebenswerk nicht herauszureden, und es ist freilich leicht, ja, es ergibt sich von selber, daß, wenn Sie dieses streichen und beseitigen, Ihnen in der Hand bleibt ein mediokrer, wenn Sie so wollen, ein mediokrer Stilist, den Sie mit Leichtigkeit einem Schöneren opfern können, wie es heute die Regel ist. Es ist das nicht möglich, Sie können den großen Menschen nicht so zerstückeln, Sie können seine Poesie nicht so verstehen, wenn Sie von der Philosophie Abstand nehmen, Sie können aber auch seine Philosophie nicht verstehen, wenn Sie den Menschen aus seinen Werken, aus seinen dichterischen Werken nicht einmal erlebt haben. Das große Erlebnis für Schiller, das große entscheidende Erlebnis vor der Begegnung mit Goethe war der Schritt, der in Königsberg getan wurde und die Welt in neue Gleise warf, die Vernichtung der Sinnenwelt, jener große Kantsche Sprung ins Nichts, der den Menschen von seinen Wahrnehmungen isolierte und ihn auf die Kräfte seiner Seele zurückwarf, auf die Kräfte seiner Seele, deren letzte Zuspitzung in dem Imperativ des Sittlichen angenommen wurde, und der durch die Kritik der Wahrnehmungsmöglichkeiten, der Möglichkeiten, durch die wir die sinnliche Welt verifizieren, die sinnliche Welt überhaupt auflöste und verwarf. Dieser Schritt war es, der Schiller in eine neue Bahn stürzte. Er begriff zum erstenmal, darf man sagen, was das eigentliche letzte Ziel seiner Ideenwelt von Anfang an gewesen war, er begriff, warum er immer gehandelt hatte, wie er handeln mußte, und dachte, wie er gedacht und gestaltet hatte, warum er das Scheinende und Lockende ausgeschlagen hatte um eines Höheren willen. Er begriff, daß die politische Freiheit, deren Advokat er gewesen war, und die gesellschaftliche Freiheit, zu derem Advokat er im „Don Carlos" wenigstens zu werden begonnen hatte, ein Höheres voraussetzt, die sittliche Freiheit des Menschen von seinem Sinnenkomplex. Er begriff, daß die einzige Schönheit, der er nachstreben konnte, das einzige Formverwandte, dem er zuverlangen konnte, seine Voraussetzung haben mußte gleichfalls in einer Verleugnung und Verneinung der Sinnenwelt um eines Höheren willen, um eines Interesseloseren willen. Er begriff zum ersten Male seine Sehnsucht nach einer reinen Welt; seine Sehnsucht nach einer dritten Welt, die weder die Welt der Sinne, noch die jenseitige ist, die die Theologie annahm, und der seine Theologie immer noch zustrebte, die Welt, wo die reinen Formen wohnen. Er unternahm den Kampf um diese Welt, wie er jeden Kampf bis dahin unternommen hatte, mit Einsetzung seines ganzen Wesens, mit Einsetzung von Urteil, mit Einsetzung von Geltung und Schätzung. Er unternahm den Kampf mit den Dämonen, in den ihn die Fluchten von Mannheim und von Leipzig hineingestoßen hatten, er unternahm ihn genau so revolutionär, wie revolutionär die Dramen und die Schriften seiner Jugend gewesen waren. Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts sind eine Revolution, eine „Magna charta", genau wie die „Räuber", und erschütterten die Jugend

genau so, sind heute noch imstande, die Jugend genau so zu erschüttern wie die Fieber Karl Moors und Fieskos, aber es lebt nicht in der Revolution dieser Fieber, es erscheint aus dem Chaos des Revolutionären heraus eine Ahnung, die dem Dichter bis zu „Don Carlos" fern gewesen war, eine Ahnung, daß doch wohl künstlerisch und im gestaltenden Sinne alles von ihm bis dahin Versuchte einer Revolution bedürftig war, daß der Stil, den er in den drei ersten phänomenalen Leistungen seines Beginnens gesucht hatte, überhaupt nicht zu finden war, daß die künstlerischen Mittel, mit denen er bis dahin gestaltet hatte, Mittel des Effektes gewesen waren, daß er diese Mittel des Effektes werde opfern müssen, daß er mit der Grellheit von bis dahin nicht mehr werde arbeiten dürfen, und daß er sich zu dem Publikum und seinem Dämon in einen dritten Raum werde versetzen müssen, in einen Raum reiner Formen, wie er von da ab immer wieder und immer wieder sagte. Das Wort wiederholt sich in seinen Briefen und in seinen Schriften mit dem rührenden Klang, mit dem er mit den Menschen von dem ihm Versagten spricht.

Damals kommt Goethe aus Italien zurück. Dies ist der Moment, wo die beiden füreinander bestimmten und voneinander durch die Wege des Lebens geschiedenen Wesen dämonisch aufeinander zu verlangen und einander dämonisch zu zerschlagen drohen. Sie wissen, daß uns die Briefe erhalten sind, in denen Schiller von seinem ersten Zusammentreffen mit Goethe spricht. Sie kennen alle jenen erschütternden lakonischen Brief an Körner, der verbergen will, wie tief Goethes Kühle ihn geschmerzt, ja, fast vernichtet hatte. Hier war eine Liebe von einer Keuschheit und einer Heiligkeit, die ihresgleichen in der Luft um Goethe vorher und damals nicht hatte. Hier war das erste große Geschöpf, fast der einzige der 10 Jahre jüngeren Generation, der sich schämte, zu sagen, wie sehr er ihn liebte. Goethe hatte ein Gefühl dafür, wie diese Liebe an seine Sphäre anschloß. Er hatte von Aeußerungen erfahren, in denen über Schillers verschlossene Lippen das Bekenntnis geschlüpft war, und er hatte in seinem Tagebuch jenen bösen Vers vermerkt: „Liebst du auf Erden mich nun ganz so besonders. Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen als der?" Es war kein anderer Weg, und nach jenem ersten Brief, der die erste Begegnung schildert, haben wir jenen zweiten, keine Schilderung der Begegnung, aber jenen zweiten der Erklärung Schillers an Goethe, in der Schiller Goethe gegenüber auftritt als der Wortführer der sittlichen Welt, der sittlichen Welt, mehr als das, als der Wortführer Deutschlands, mehr als das, der gesamten Nachwelt, als derjenige, der allein imstande ist, Goethe zu zeigen als das dem Dämonischen entwachsene dämonische Wesen, das den dämonischen Spiegel in den Händen hat, in den hineinzublicken ist, von dem die Blicke nicht abgewandt werden dürfen, das ihn als denjenigen darstellt, mit dem paktiert werden muß, mit dem zu einem Einverständnis gelangt werden muß. Ein Politiker hat diesen Brief geschrieben. Fast ein Staatsmann hat diesen Brief geschrieben, der mit einer Großmacht, und hier viel mehr als Großmacht, verhandelt. Hier werden zwischen den Worten Bedingungen gestellt, von denen nichts abzudingen ist. Hier wird ein Ultimatum der Seelen und des Begreifens gestellt, vor dem die Waffen gestreckt werden mußten. Hier hat Goethe nach Frau von Stein zum erstenmal mit der Realität der Welt den Zusammenstoß erlebt, auf den es, nach dem es nichts mehr gab als ein Erkennen und Verstummen. Lesen Sie nach jenem beispiellosen Brief Schillers einen Brief, den wir wirklich nur mit den liebenden Händen der Ehrfurcht anfassen

sollen; beispiellos darf ich ihn nennen. In der Literatur aller Zeiten kein Dokument, das diesem einen sich vergleichen läßt. Lesen Sie daneben Goethes Antwort, lesen Sie daneben das scheue und in sich gekehrte, so bescheidene, sich kaum formende Wort, als schäme er sich selbst der beschämten Erkenntnis der Welt und seiner eigenen Stellung in ihr, das keusche Geständnis der eigenen Unsterblichkeit. Der Moment war kaiserlich, wie der Große sagt, er war göttlich. Schiller, aus der Geschichte stammend, denn alle Geschichte strebt von Ideen her und strebt zu Ideen, hatte auf dem Weg über die Kantsche Verneinung der Sinnenwelt zum erstenmal erkannt, was Formen sind und suchte sich durch Formen zu vervollständigen. Goethe, aus der Fülle der Natur stammend, dem Formenden verwandt und der Welt die Formen gegeben habend, deren Generation schon um ihn aufwuchs und sich vervielfältigte, hat zum erstenmal das Bedürfnis gefühlt, zur Abstraktion zu kommen, die Stellung der Konkreten, in der er königlich hauste, durch Abziehung und Absonderung zu schlichten. Der eine kehrte von der Welt, die er im Sturme durchmessen hatte, von dieser Welt der Sphären zurück zu den gestaltenden und strukturalen Kräften seines Blutes und seiner Herkunft. Antäos berührte die Erde. Der andere, Aeltere und zugleich Jüngere, erhob zum erstenmal von der Erde, die er beherrschte, die noch zaghaften Schwingen in die Transcendenz. Sie berühren sich in jenen Gesprächen, die kein Sterblicher auch nur belauscht hat und deren Nachklang wir in Schillers Briefen empfinden, in jenen Gesprächen über das Konkrete und über das Abstrakte, über Natur und Geschichte, über Subjektivität und Objektivität, über Gestalt und Einbildung. Sie umschweben mit dehnigen Flügeln die neu entzündeten Flammen der Kantschen Lichter, die die Welt zu erleuchten beginnen, aber noch niemand den Tod zu bringen bestimmt sind, wie fast wenige Jahrzehnte später dem jungen Kleist. Das Resultat alles dessen ist für Schiller ein ganz einfaches und bestürzendes, daß ich mich fast scheue, es über das Wort zu bringen, dem doch nicht auszuweichen ist, Goethe übernimmt aus Schiller den Sturm der Produktion und Aktivität, der in ihm zu erlahmen begonnen hatte. Schiller opfert alles, er opfert vor allem seinen Stil. „Don Carlos" ist das letzte Werk des Schillerschen Stils. Von den „Räubern" zu „Don Carlos" führt nur ein gerader Weg. Wohl mag in die stilistische Gestaltung des letzten, des interessantesten, des agilsten Meisterwerkes seiner Jugend sich etwas von der Antithese Lessings hineingeschlichen haben, von Lessings Bedürfnis, dem Schauspieler den dramatischen Vers, die Stichomythie, das Wort gegen Wort, Frage gegen Antwort interessant zu machen, möglichst viel in das einzelne Wort zu legen, das Wort vieldeutig und klingend zu machen, gleichviel, alles das ist im Grunde genommen nichts anderes als ein Ansichreißen, ein Bereichern durch die Kräfte, die in der Zeit liegen. Was aber zwischen den letzten Versen von Karlos und zwischen dem Prolog und „Wallenstein" liegt, ist der Verzicht eines großen Schöpfers auf die ihm angeborene Art und Sprache, es ist das Uebernehmen von Goethes Stil. Dies alles wissen wir nicht, dies alles empfinden wir nicht, für uns hat sich ein bestimmter Begriff klassischer Schillerscher Poesie herausgebildet, für den man wohl den bequemen, wenn nicht scherzhaften Ausdruck gefunden hat: Wenn es nicht von Schiller ist, so ist es von Goethe, und hinter diesem Scherze liegt eine innere wirkliche Wahrheit. Das aus beider gemeinsamer Initiative heraus entstandene Werk der Xenien, in denen große Akribie und Kritik sich zu einem Dritten vereinigt haben, denn nicht von Goethes Stil

reif, unerbittlich gerade, sondern das kommt von der Rezeption des Goetheschen Stils durch Schiller, das der erste Sieg von Goethes Kunst innerhalb von Umwelt und Nachwelt gewesen ist. Schiller ist Goethes erster Nachahmer, und während wir dies nicht gewußt haben, hat die Zeit es begriffen. Karoline Schellings Aeußerungen über die „Glocke" und den „Wallenstein" zeigen das; denn inzwischen, meine Damen und Herren, war die dritte Generation da, jener war nicht mehr, der junge Schiller. Es wuchs an ihm ein Geschlecht hoch, dessen Relation zu ihm die gleiche war, wie seine eigene Relation zu Goethe, und dies Geschlecht verwarf ihn bereits, dies Geschlecht, entstanden an Goethe, direkt das wahre Geschöpf von Goethes seelenbelebender Kraft und über Goethe hinaus entstanden aus einer Ideenwelt, die der Schillerschen Idealität fast antithetisch war, aus der Ideenwelt des neu kolonisierten deutschen Ostens seine Anregungen entnehmend von jenem Herder des ostpreußischen Mohrungen, von jenem Novalis und Reuter, die hinter dem Gesetzgeber kamen und jene Ansichten durch die geöffnete These des neudeutschen Ostens einließen, dieses neue Geschlecht also stand in Antithese zu dem 18. Jahrhundert, dessen letzter, größter Vertreter in Schiller soeben Goethe den eigenen Stil aufgeopfert hatte.

ALFRED POLGAR

GEISTIGES LEBEN IN WIEN

Die Berichte von Wiens Elend sind wahr. Die Berichte von Wiens Wohlbehagen sind auch wahr. Der Berichterstatter muß nur definieren, was er meint, wenn er „Wien" sagt. Im Mittelteil der Stadt, vom Polygon der Ringstraße begrenzt, lebt das Wien, das lebt; das saftige Wien, die Stadt, deren Name, richtig ausgesprochen, wie geschmunzelt klingen muß. Rundherum, „grau und grämlich", lebt das Wien, das vegetiert, das vertrocknete Wien, die Stadt, deren Namen mit dem Tonfall gesprochen werden muß, mit dem ihn der Schaffner einer Danteschen Unterwelt - Vicinalbahn als Station ausriefe.

Dem zweierlei ökonomischen Klima der beiden Wien gemäß ist auch das geistige Leben dort und hier ein grundverschiedenes. In der Vorstadt ist es mehr politisch, in der inneren Stadt mehr ästhetisch orientiert. In der Vorstadt hat die Frage: wie lebe ich? wesentlich andern Sinn als in der innern Stadt. Dort geht es um den Rock, hier um die Fasson des Rocks.

Demzufolge holen sich die in der Vorstadt ihre Belehrung über Mode aus der „roten Fahne", indes die in der inneren Stadt aus der Zeitschrift „die Dame" ihre sozialen Informationen schöpfen.

Das einigende Band, das die Völker Wiens umschlingt — früher war dieses Band bekanntlich die Dynastie —, ist das Kino.

Und in diesem Punkt steht das lustige Zentrum der Stadt der traurigen Peripherie oft nach. Es kommt vor, daß die Ringstraße erst bei der vierten Fortsetzung der „Herrin der Welt" hält, indes Ottakring schon aus der fünften Fortsetzung weiß, daß Konsul Madsen (Herr Michael Bohnen) bei der Rettung der pikanten Maud Greegards den Untergang findet und daß sein bezauberndes Decolleté in der sechsten Fortsetzung den Frauen dieser unglücklichen Stadt nicht mehr leuchten wird.

Das Kino steht im Mittelpunkt der ortsüblichen geistigen Interessen. Den Zugang zur Illusionswelt des Theaters verbarrikadieren furchtbare Eintrittspreise, und auch Bücher können nur noch von Leuten erworben werden, die so viel Valuta besitzen, daß sie's nicht mehr nötig haben, zu lesen. Es heißt zwar, daß jetzt mit reichsdeutschem Geld ein ganz großer Verlag hier gegründet werden soll, der vor allem die Klassiker billig nachdrucken will — aber man kann auch dieser „Unternehmung voll Mark und Nachdruck" keine günstige Prognose stellen. Eine Stadt, die eine so tapfere und kluge Zeitschrift, wie es „Der Friede"*) war, unbeachtet ließ und sich überhaupt nicht imstande zeigt, auch nur eine einzige literarische Wochen- und Monatsschrift auszuhalten (in des Wortes Doppelsinn), verdient das geistige Leben, das sie nicht hat, und die Tagesjournale, die sie hat.

Es gibt übrigens in Wien eine politisch-literarische Halbmonats-Zeitung. Aber sie ist um eine Nuance zu ehrwürdig. Von ihrer Schrift-Leitung wird erzählt, daß sie einen Beitrag „Die bulgarische Essigfabrikation im siebzehnten Jahrhundert", so reizvoll sein Ideengang war, doch wegen der allzu großen stofflichen Kühnheit ablehnen mußte. Weit aufregender sind dagegen die „Blätter des Burgtheaters", die zeitweilig — ein fahles Gespenst der literarischen Zukunft, eine Ahnfrau aus schrecklichem Uebermorgen — im Burgtheater umgehen, durch ihr lautlos-unheimliches Erscheinen kündend, daß wieder eine Premiere geschehen ist.

Da Theater und Bücher zu teuer, das Dasein der Not fruchtbare Philosophie über die Not des Daseins nicht gedeihen läßt und Ge-

*) Herausgegeben von Dr. Benno Karpeles. Alfred Döblin schrieb über sie („Neue Zeitschriften", erschienen in der „Neuen Rundschau", Mai 1919): „mit dieser Zeitschrift ist uns Oesterreich nicht um Nasenlänge, sondern um die Länge eines ganzen wirklichen Kopfes voraus." Und schloß, zum Ende seines Essays, die Aufzählung beachtenswerter Zeitschriften: „Dann die Wiener Zeitschrift ‚der Friede' und nochmals ‚der Friede'."

spräche über den Kommunismus leider immer die gleiche Erkenntnis zeitigen: nämlich, daß dümmer als der Kommunismus nur noch die Einwände gegen ihn — so bleibt, wie gesagt, einzig das Kino, das geistige Leben der Stadt in Schwung zu halten. In seine erdumspannende Abenteurerluft entfliehen die Armen ihres Daseins hoffnungsloser Enge; und in seinem tropisch blühenden Schwachsinn wird den seelisch Frierenden warm.

Deutschösterreich — wie lieblich liegt es zwischen dem Kinde Znaim und dem Manne Preßburg da! — erzeugt auch selbst Filme; aber sie sind nicht gut. Sie sind zahm, schlicht, pover. Denn die Phantasie hiesiger Menschen ist unterernährt wie alles übrige und erschöpft sich in den Aufgaben, die das gemeine Tag-Leben ihr stellt. Es ist keine geringe Zumutung an die Einbildungskraft, üblen Maiskuchen als Brot, pulverisiertes Reisig als Tabak, Fetzen bedruckten, wertlosen Papiers als Geld und den Gott, der all dies so gewollt, als einen gerechten und gütigen Gott zu imaginieren. Da bleibt dann für die Filmindustrie nicht viel übrig.

Daß wir seit langen Jahren gezwungen sind, zur Beschaffung des notwendigsten Nahrungsminimums ein Maximum an geistiger Energie aufzubringen, hat die Gehirne depraviert. Teils allerdings vom Tanz um das goldene Kalb, teils aber auch vom Tanz um das Kälberne schlechtweg, sind die Wiener schwindlig geworden. Bei den Menschen der Vorstadt äußert sich diese Gleichgewichtsstörung in einem verzweifelten Anklammern an Phantome der Zukunft oder Vergangenheit. Sie erhoffen die Weltrevolution oder — und wählen in diesem Falle christlichsozial — daß Kaiser Karl, auf einem Schimmel mit goldener Schabracke, in die Burg einreiten und den Glanz der alten Krone erneuern werde. Derzeit gilt sie die Armseligkeit von eindreiviertel Schweizer Centimes.

Anders erkämpfen sich jene Wiener, die über den Tiefstand der Krone durch den von ihm bewirkten Hochstand der Börsenkonjunktur getröstet werden, ihr seelisches Gleichgewicht.

Waren sie unterm Druck des Krieges, genötigt, mit allem Denken um Blut, Tod, Wunden und Opfer zu kreisen, so paralysieren sie das jetzt durch leidenschaftliches Sich-Drehen (in Wien sagt man „Drahen") in entgegengesetzter Richtung. In jener, die durch die Touristenmarke; carpe diem! gewiesen wird. Zu deutsch: schlage die Zeit tot, ehe sie dich totschlägt. Nachtlokale, Bars, Kabaretts, Tanz- und Vergnügungssäle — Stationen des Karussels — fassen nicht die Zahl der Fahrlustigen. Ein Zimmer ist in Wien kaum zu finden, aber weder an rooms noch an chambres herrscht Mangel.

Das Brot ist schlecht, aber der Kaviar erstklassig. (Ich fürchte, die, die ihn fressen, sind seiner nicht wert. Volk für den Kaviar!) Am Totentag, Allerseelen, blieben die Gräber ohne Blumenschmuck: er ist zu teuer. Aber an den Tanzstätten der Lebenden werden allabendlich in Blumenschlachten Berge duftender Munition verschossen.

Arge Gegensätze! Sie zeigen, wie gemein die Menschen das Leben machen (oder vielleicht das Leben die Menschen?)

Zu deren Entschuldigung wäre anzuführen, daß, wie sie selbst das Ebenbild Gottes, so ihre Ordnung das Ebenbild der göttlichen Ordnung. Der Terror der Grippe z. B. ist unerträglicher als irgendein Terror in ird'schen Farben. Und daß mein Nebenmensch absolutes Gehör hat, indes ich nicht imstande bin, eine Geige richtig zu stimmen und alle Musik in mir schuldlos zu lebenslänglicher Erstickung verurteilt weiß, revolutioniert mein Herz mehr gegen die seelen - kapitalistische Weltordnung, als jeder Gegensatz zwischen Dalles und Besitz.

Das ist freilich hier in einer Schärfe ausgeprägt, an der sich die Wiener Gemütlichkeit vielleicht doch wund kratzen wird. Kenner der Stadt-Psyche fürchten das allerdings nicht. Wenn der Vulkan, auf dem wir foxtrotten, zu speien anfinge — meinen sie — so wäre das doch nur Wirkung des Heurigen, der auf ihm wächst. Sie behaupten, die Wut des Straßenfegers über das vorbeiknatternde Auto mit versoffener Menschenfracht sei mit linder Sympathie durchsetzt. Er verwerfe keineswegs die wilde Heurigenfahrt als ein Unsittliches, sondern sei nur zornig über die Distanz, die seine Möglichkeiten von solchen Möglichkeiten trenne.

Abschweifungen vom Thema, gewiß . . . aber wer über das geistige Leben in Wien erzählt, erzählt unwillkürlich vom materiellen Leben in Wien. Das muß seinen tieferen rassentheoretischen Grund haben.

An Friedrich Fontane.

Berlin, 3. Febr. 86.

Mein lieber alter Friedel.

Neben der Geburtstagskiste her, deren pünktlichem Eintreffen ich nicht recht traue, sollen diese Zeilen auf hoffentlich sicheren Beinen laufen. Tritt frisch und froh in Dein neues Lebensjahr ein, tue Deine Pflicht und Schuldigkeit, bewahre Dir bescheidenen Sinn und Lust an Deinem Beruf und alles wird gut werden. An das besondere Glück der Studierten und Examinierten, der Staatswürdenträger aller Arten und Grade glaube ich nicht recht und stehe mit meinen Sympathien dem freien Bürgertume näher, dem Handel und Wandel, der Kunst und Wissenschaft. Zuletzt ist jede Stelle gut, wenn man sie gut und treu ausfüllt. Ganz dumm ist die Neiderei, das Streiten um Rang und Wert; jeder ist alles und jeder ist nichts.

Von hier ist nicht viel zu berichten; wir wickeln die Tage in alter Dir bekannter Weise ab, gehen spazieren (wenigstens ich), lesen viel und kommen dann und wann in Gesellschaft und Theater. Das Interessanteste ist immer, wenn Bismarck gesprochen hat und wenn einem dann beim Kaffee 8 Spalten vorgelesen werden. Die Getreuen aus Jever können sich ja bald wieder mit Kibitzeiern legitimieren.

Mama ist fleißig bei der Abschrift meiner neuesten Novelle; sie wird in einer neuen Monatsschrift, die den Titel führt: „Das Universum", erscheinen, und zwar schon im März- oder Aprilheft. Die Bedingungen sind günstig, das literarische Ansehen des Blattes nicht bedeutend, was mir aber gleichgültig ist, weil ich nicht die Erfahrung gemacht habe, daß bei berühmten Firmen und Redaktionen mehr herauskommt als bei kleinen.

Wie immer Dein alter Papa.

*

An Friedrich Stephany.

Berlin, 1. Febr. 94.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Die letzten Wochen müssen im höchsten Maße mühevoll für Sie gewesen sein, der Bau, die Krankheit von Frau Lessing und dann der Bismarcktag. Wenn Sie's auch nicht selber zu schreiben haben, die Sorge, daß es da ist, ist auch schwer genug. Und dazu die miserable Behandlung, die die Presse erfährt, offiziell gewiß und beim Publikum nicht viel besser. Jeder Schuster glaubt, er kann's auch,

und die Geheimräte, während sie nachschwatzen, was sie am Morgen in ihrer Zeitung gelesen haben, dünken sich erhaben darüber. Umwertung, — in dieser Forderung hat Nietzsche recht.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

*

An Friedrich Stephany.

Berlin, 23. Febr. 95.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ich wollte heut kommen und mich mal wieder persönlich nach Ihrem und der Ihrigen Ergehen erkundigen. Es ließ sich aber nicht tun, ich habe zwar nicht die Grippe, bin aber angegrippt und kann nicht wieder in Ordnung kommen. Ein Glück ist, daß ich die Vossische habe, die mich seit Wochen sehr amüsiert. Manche gerade der besten Artikel wirken, wie wenn ein Angeklagter, der seine Sache für verloren gibt, noch mal an den Präsidententisch 'rantritt und nun anhebt: „Herr Gerichtshof, alles ist Unsinn; machen Sie, was Sie wollen; aber der Kladderadatsch kommt doch, und ehe Sie sich's versehen, geht die Bombe los." Ich bin, ohne mich in der ganzen Frage zu echauffieren, mit dieser Tonart ganz einverstanden, halte sie auch namentlich für politisch richtig, denn nur deutlichste Sprache, besonders die halb humoristisch, halb spöttisch gehaltene, kann noch wirken; Leisetreterei hilft gar nichts und nimmt der Opposition den letzten Rest von Respekt. Wenn ich übrigens eben aussprach: „ohne mich in der ganzen Frage sehr zu echauffieren", so soll damit nur gesagt sein, daß ich alle Streitobjekte, die vorliegen, für Kleinkram, für gänzlich irrelevant halte, weil all unsere Freiheiten und Rechte nur Gnadengeschenke sind, die uns jeden Augenblick wieder genommen werden können. Wir haben alles aus Kommiseration. Ehe nicht die Machtverhältnisse zwischen alt und neu zugunsten von „neu" sich ändern, ist all unser politisches Tun nichts als Redensartenkram und Spielerei. Existierte nicht die Sozialdemokratie und hätte nicht die Aufrichtung des Reichs dem alten Preußentum einige arge Schwierigkeiten eingebrockt, so wäre die Situation auf absehbare Zeit wohl hoffnungslos; so, wie's liegt, ist wenigstens die Möglichkeit der Aenderung gegeben, freilich auch zum Schlimmeren.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. F.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Stinnessche Sozialisierung.

Hugo Stinnes hat einen Sozialisierungsplan vorgelegt. Er trägt zwar noch sechs andere Unterschriften; darunter zwei von Arbeitern, die offenbar die überlegene Dialektik, die geistige Souveränität des Kohlen-, Eisen-, Zeitungs- und Elektrizitätsfürsten in ihren Bann zwang. (Einer von ihnen ist von seiner Organisation bereits desavouiert.) Aber er ist doch der Stinnessche Plan. Er ist die Theorie zur Stinnesschen Praxis. Mit einigen Schnörkeln, die bisher nicht zu dieser Praxis gehören, sich ihr aber leicht anfügen und auch nicht sehr wesentlich sind.

Die Stinnessche Konstruktion hat drei Stützpunkte: die (vertikale) Vertrustung, die Kleinaktie, die den Arbeiter zum kapitalistischen Mitbesitzer machen soll, und die „Mitbestimmung" der Arbeiter im Betriebsrate.

Die Vertrustung.

Herr Stinnes hat soeben, ohne die Leiter der Reichswirtschaftspolitik oder die Sachverständigen der Sozialisierungskommission zu fragen, den ersten großen Vertikaltrust geschaffen. Was er damit wollte und was damit erreicht werden kann, ist hier vor acht Tagen dargelegt worden. Seine Theorie verallgemeinert diesen Prozeß. Das Resultat wären, wie Rathenau es treffend ausgedrückt hat, zwölf bis zwanzig „industrielle Herzogtümer"; eine Reihe nebeneinanderstehender, ungeheuer machtvoller Vertikaltrusts, die auf der Kohle fußen und bis in die Spitzen der Verfeinerung reichen. Wo in diesen Vertikaltrusts der Machtschwerpunkt liegen soll, sagt Stinnes nicht. Die Anhänger der „horizontalen" Konzentration, wie Rathenau, nehmen offenbar an, daß er an der Basis, bei der Kohle und den Kohlenmagnaten, liegen wird, von denen ja die Bewegung praktisch ausgeht. (Diese letztere Tatsache wird übrigens im Stinnesschen Bericht ein wenig verschleiert.) Aber auf die Dauer ist das gar nicht so sicher. Schwerpunktsverschiebungen sind durchaus möglich. Ob sie eintreten, ist eine Frage der Verteilung der Kapitalkraft; auch eine Frage der Persönlichkeiten. Es ist ohne weiteres denkbar, daß die leitenden Führer aus der Endstufe des Produktionsprozesses hervorgehen, die schließlich die entscheidende ist.

Nun sagt man mit Recht, daß in diesen Vertikaltrusts nicht die ganze Produktionswirtschaft Platz habe. Vieles muß notwendiger-, manches zweckmäßigerweise draußen bleiben. Man kann wirklich nicht alles von der Kohle her vertrusten. Wie soll zum Beispiel die „Veredelung", die in der Fabrikation von Krawatten besteht, bei der

Kohle oder im Hochofen beginnen? Ein Textiltrust auf der Kohlen- und Eisenbasis wäre ein Gebilde ohne technisch-ökonomischen Sinn. Aber auch was nicht von der Kohle her vertrustet werden kann, muß Kohle haben. Hier bliebe also eine große gemeinwirtschaftliche Aufgabe; die industriellen Herzogtümer, die auch den Brennstoff beherrschen (oder von ihm beherrscht werden), müßten schon beträchtliche Servitute zugunsten der ihnen nicht unterworfenen Wirtschaft auf sich nehmen.

Davon spricht Herr Stinnes wenig. Man braucht ihm das schließlich nicht so sehr zu verübeln. Er liefert die Theorie zu seiner Praxis. Korrektur und Ergänzung ist Sache der anderen.

Kleinaktien.

Der Arbeiter will Teilhaber seines Betriebes werden. Gut, sagt Herr Stinnes, machen wir. Wir schaffen kleine Aktien, das Stück zu hundert Mark, die der Arbeiter erwerben kann. Er bekommt dann Dividende und kann sich mit seinen Arbeits- und Aktionärgenossen zusammen im Aufsichtsrat vertreten lassen. Außerdem kann er am Kursgewinn verdienen. Für die Unternehmungen ist das auch ganz nützlich, weil ihnen aus den Arbeitersparnissen neues Kapital zufließt.

Die Idee ist geschäftlich gar nicht schlecht. Aber sie ist psychologisch schlecht. Sie paßt für amerikanische Gompers-Arbeiter, für Arbeiter, die gegen den Kapitalismus nicht das geringste einzuwenden haben, wenn sie selbst ein kleines kapitalistisches Trinkgeld bekommen. Sie einer durch Parteierziehung, Krieg, Revolution, Bolschewistenpropaganda radikalisierten Arbeiterschaft als Sozialisierung vorzuführen, ist taktisch ein wenig naiv. Der Bergarbeiterverband spricht bereits von „plumper Verfälschung" des Sozialisierungsgedankens. Das ist grob. Aber hat Herr Stinnes auf dies Angebot wirklich anderes als eine grobe Antwort erwartet?

An sich begreift man, daß die Montanherren die Frage des „Mitbestimmungsrechts" der Arbeiter so bequem und so wohlfeil wie möglich lösen möchten. Sie fühlen sich als durchaus legitime Herrscher und haben kein Bedürfnis nach weitgehender Machtverschiebung. Der kleine Aktionär ist nach dem Buchstaben des Handelsgesetzes Mitsouverän des Unternehmens und hat dennoch das Schalten der Industriekapitäne nie gestört. Schließt er sich mit anderen zusammen — was die Arbeiteraktionäre ja sicher täten — so gibt man ihm eine Minderheitsvertretung im Aufsichtsrat. Was die bedeutet, wenn man nicht will, daß sie etwas bedeutet, weiß jeder Aktienpraktiker.

Aber die bequemste und wohlfeilste Lösung ist nicht die beste Lösung. Sie ist überhaupt keine Lösung.

„Belebung" des Betriebsrats.

Außer der Kleinaktie wird den Arbeitern von Herrn Stinnes noch versprochen, daß die Tätigkeit der Betriebsräte entsprechend den Gesamtzielen der Sozialisierung „mit lebenskräftigem Inhalt ausgefüllt werden" soll. Vermutlich war dies das Zugeständnis, das die Arbeitervertreter in der Stinneskommission unterschriftsbereit machte.

Was bedeutet diese Zusage? Einige Kritiker sagen: Syndikalismus, und warnen Herrn Stinnes; er solle sich nicht wundern, wenn der solchermaßen erhöhte Betriebsrat eines schönen Tages die Sache ganz allein machen wolle und den Unternehmer zum Tempel hinaus jage. Daß Herr Stinnes Syndikalist geworden ist, kann man schwerlich annehmen. Plausibler ist die Vermutung, daß er sich bei diesem Punkte seiner Vorschläge sachlich überhaupt nicht allzuviel gedacht hat. Der Betriebsrat, sagte er sich vielleicht, ist da und man kann ihn nicht wegbringen. Also ist es agitatorisch am Ende ganz nützlich, auf ihn hinzuweisen und diesen Hinweis als Bestandteil der Sozialisierung zu rubrizieren.

Der Betriebsrat ist nicht bloß konservativ-kapitalistischen Unternehmern, sondern auch Gemeinwirtschaftlern, die die Mitwirkung der Arbeiter an der Produktionsführung in die „obere Etage" des Gesamtgewerbes und seiner „Selbstverwaltungskörper" verlegen wollen, ein Dorn im Auge. Aber auch ihnen muß man sagen: der Betriebsrat ist da und man kann ihn nicht wegbringen. Denn er ist eine der wenigen „gesetzlich verankerten" revolutionären Errungenschaften. Da er einmal vorhanden ist und sich irgendwie betätigen muß, wird er entweder zu einem Arbeistorgan werden oder zu einem Radauorgan. Das Betriebsrätegesetz schafft leider alle Voraussetzungen, um ihn zu einem Radauorgan zu machen. Die Praxis kann ihn allmählich zu einem Arbeitsorgan umwandeln. Ob Herr Stinnes das ernsthaft will, wissen wir nicht. Es ist eine sehr schwierige, sehr mühsame, sehr langsichtige Aufgabe. Aber sie wird doch in Angriff genommen werden müssen. Sonst bleibt der Betriebsrat ein Organ des Zanks und der Agitation. Und damit dürfte der Gemeinwirtschaft schwerlich gedient sein. S.

AUSWÜCHSE IM AKTIENWESEN

Mir wird geschrieben:

Die heutige Wirtschaftsentwicklung ist mit dem Aktienwesen untrennbar verbunden. Die Vorteile dieser Unternehmungsform sind so mannigfacher Art, daß ohne sie die gewaltige Expansion der Weltwirtschaft in den letzten fünfzig Jahren kaum möglich gewesen wäre. Aber auch die Nachteile, die sich verschiedentlich im Laufe der Zeit herausgebildet haben, sind nicht gering anzuschlagen. Glücklicherweise waren solche bisher in größerem Maße mehr in anderen hochkapitalistischen Ländern, wie ganz besonders in den Vereinigten Staaten, teilweise aber auch in England, zu verzeichnen während sie bei uns im großen und ganzen zu den Ausnahmen zählten. Leider ist auch hier in den letzten Jahren mit dem allgemeinen Sinken des moralischen Niveaus eine Wandlung eingetreten.

In letzter Zeit macht sich bei uns in bedenklicher Weise die Erscheinung der Schaffung von Vorzugsaktien zwecks Vermeidung der „Ueberfremdung" bemerkbar. Die Ueberfremdungsgefahr erwuchs vor ein bis zwei Jahren, als der Tiefstand der deutschen Valuta verschiedenen ausländischen Konzernen und Gesellschaften den Gedanken nahelegte, sich im Wege des Aktienkaufes deutsche Unternehmungen anzugliedern. Die Motive, die für die Angliederung sprachen, waren sehr verschiedener Natur, zuweilen war es der Wunsch, sich ein bestimmtes Absatzgebiet zu sichern, dann der Wunsch auf die Einflußnahme der Konkurrenz und schließlich Kombinationen in Verbindung mit Veredelungskrediten. Wenngleich diese „Ueberfremdung", wie sich heute zeigt, keinen allzu großen Umfang angenommen hat, so sind doch die bei jeder ausländischen Interessennahme wachgewordenen Befürchtungen der deutschen Verwaltungen verständlich. Man konnte deshalb begreifen, daß sie zu dem Mittel einer Emission von Aktien schritten, die mit besonderem Stimmrecht ausgestattet waren und in Hände begeben wurden, die das Uebergleiten der Aktien in ausländischen Besitz dauernd verhindern konnten. Schon damals freilich äußerten gute Kenner des Aktienwesens, oder besser gesagt, des Aktienunwesens, die Befürchtung, daß die Emission derartiger Vorzugsaktien leicht zu Ausartungen führen könnte, indem sich gewisse inländische Interessentengruppen auf diesem Wege ein dauerndes Uebergewicht in den Unternehmungen sicherstellten. Es ist dann im Laufe der Zeit in der Tat verschiedentlich die Ausgabe derartiger stimmberechtigter Aktien vorgenommen worden, wobei man sehr im Zweifel war, ob es sich tatsächlich um eine Ueberfremdungsgefahr gehandelt hatte, ob nicht vielmehr vorwiegend der Wunsch bestimmter Konsortien zur Schaffung einer dauernden Majorität bestanden hatte. Neuerdings scheint sich außerdem in diesem Zusammenhang der Begriff der „Ueberfremdungsgefahr" noch etwas zu wandeln, indem man darunter nicht nur den Uebergang von Aktien in den Besitz ausländischer, sondern auch inländischer Kapitalisten verstehen zu wollen scheint.

Wenn man Aktientransaktionen der letzteren Art zum Anlaß einer Emission von Vorzugsaktien nehmen sollte, so wäre darin zweifellos eine

Maßnahme zu sehen, die vom Standpunkte der Allgemeinheit aus keineswegs gut geheißen werden könnte. Sie wäre insbesondere dann zu verwerfen, wenn die neuen Vorzugsaktien noch dazu in Formen geschaffen werden, für die die jetzt geplante Transaktion bei der Orenstein & Koppel A.-G. ein wenig begrüßenswertes Beispiel abgeben würde. Die Verwaltung dieses Unternehmens — und bei dem dort herrschenden Zwei-Augen-System muß man sagen: Herr Geheimrat Benno Orenstein — hat es für gut gefunden, in einer vor kurzem stattgefundenen Aufsichtsratsitzung die Schaffung von Nom. 8 Millionen Mark siebenprozentiger Vorzugsaktien mit sechsfachem Stimmrecht wegen angeblicher „Ueberfremdung" vorzuschlagen. Obgleich nach einer offiziellen Verlautbarung der Verwaltung in dieser Sitzung einwandfrei festgestellt wurde, daß die zuerst von der Verwaltung von O. & K. gegen die Firma Otto Wolff in Köln in der Presse erhobene Beschuldigung, letztere wolle die Aktien des Unternehmens aufkaufen und an ein holländisches Konsortium weitergeben, falsch war, trotzdem wußte Geheimrat Orenstein den Aufsichtsrat dazu zu bestimmen, die Emission der oben erwähnten Vorzugsaktien einer einzuberufenden Generalversammlung vorzuschlagen. Es ist bekannt geworden, daß diese neuen Aktien unter der Mitwirkung einer Treuhandgesellschaft von einem Banken- und Verwaltungskonsortium übernommen werden sollen.

Wir haben also hier den Fall einer Emission sehr stark bevorrechtigter Aktien ohne eine wirkliche eigentliche Ueberfremdungsgefahr, ohne auch die Wahrscheinlichkeit, daß eine Gruppe inländischer Kapitalisten, die Aktienmehrheit erwerben will. Selbst wenn übrigens letzteres der Fall wäre, würde dies nach den bisherigen Gepflogenheiten und Anschauungen der Verwaltung noch nicht genügenden Anlaß zu ihrem Vorgehen bieten, da dies keinesfalls eine Schädigung des Unternehmens bedeutet, sondern im äußersten Fall eine Unbequemlichkeit für den Vorstand, der bisher mit einer großen Anzahl von kleinen Aktionären in der Generalversammlung zu rechnen bzw. zu schalten gewohnt war. Gerade die Passivität in den Generalversammlungen vieler Aktiengesellschaften mit stark zersplittertem Aktienbesitz hat aber in der Leitung mancher Gesellschaften, zu denen auch Orenstein & Koppel zählt, Zustände geschaffen, die man durchaus nicht als ideal bezeichnen kann und die vielleicht auch ganz gut eine Aenderung vertragen könnten. Aber wie gesagt, es stand gar nicht fest — vielmehr war das Gegenteil bewiesen —, daß Otto Wolff gewaltsam die Aktienmajorität erwerben wollte, und dennoch will die Verwaltung von Orenstein & Koppel ein Aktiensystem einführen, das außer einer guten Rentabilität unter allen Umständen der Verwaltung in jeder Generalversammlung die absolute Majorität sichern soll. Damit wird die Generalversammlung als eines der wichtigsten Organe der Aktiengesellschaft in den ihr vom Handelsgesetzbuch zuerkannten Funktionen vollkommen gelähmt. Während nach dem deutschen Handelsgesetzbuch die Generalversammlung gerade als Kontrollorgan gegenüber dem Aufsichtsrat und dem Vorstand gedacht ist, während sie beispielsweise das Recht hat, den Aufsichtsrat und gegebenenfalls auch den Vorstand zu bestellen oder abzuberufen, wird ihr dieses Recht vollkommen genommen, wenn ein

Aktientyp geschaffen wird, der sich lediglich in den Händen von Vorstand und Aufsichtsrat befindet und diesen allein die stimmäßige Entscheidung auch in den Generalversammlungsfragen überläßt. Es ist wohl bekannt, daß sich auch sonst für die Generalversammlungen der größeren Unternehmungen meistens die interessierten Banken oder sonstigen Gruppen die Majorität zu sichern wissen. Aber erstens muß das nicht immer zur Stützung des Vorstandes geschehen, sondern kann sich auch gegen ihn richten, und ferner ist es bisher durchaus nicht immer so gewesen, daß die betreffenden Gruppen die Majorität auch stets bekommen konnten. Die Fälle sind nicht selten, in denen Gegenströmungen an Boden gewannen und zu einem für das lebendige Gedeihen der Unternehmung durchaus fruchtbaren Kampf führten. Das prinzipiell Neuartige und Schädliche in den Vorschlägen der Verwaltung von Orenstein & Koppel liegt darin, daß hier für dauernd einem Konsortium die Majorität in der Generalversammlung gesichert werden soll, das nach den internen Vereinbarungen gehalten sein würde, unter allen Umständen mit der Verwaltung, d. h. mit Herrn Geheimrat Orenstein, zu gehen.

Dies müßte unbedingt als ein Auswuchs bezeichnet werden, der unter allen Umständen bekämpft werden muß. Es soll hier eine Entrechtung der bisherigen Aktionäre vorgenommen werden, die in schärfstem Widerspruch zu den Ideen des deutschen Aktienrechts steht, da es zu den ungesundesten Zuständen führen muß, wenn künftighin die Kontrolle über Aufsichtsrat und Vorstand bei diesen selbst liegen sollte. Es ist deshalb zu begrüßen, daß sich eine Schutzvereinigung der bisherigen Aktionäre der Orenstein & Koppel Aktiengesellschaft gebildet hat, und man muß nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß sie die Kraft und die Macht haben wird, um die das Ansehen des deutschen Aktienwesens zweifellos untergrabenden Absichten der Verwaltung von Orenstein & Koppel zunichte zu machen.

FRIEDRICH KOFFKA

SÄTZE UND SPRÜCHE

Es gibt eine seelische Impfung. Jedes starke Erlebnis bildet Antitoxine im Menschen. Der zweite und dritte Fall packt nicht so wild wie der erste.

✶

Unheimlich sind Dinge, die auf ihr Antlitz kein Recht haben. Ein Glasauge. Eine Tür, hinter der kein Gemach liegt. Die Gebärden eines Toten bei der Aufbahrung. Eine geschminkte Greisin.

✶

Die Lebensalter korrespondieren miteinander. Wer nie „jung" war, wird nie „alt" werden.

✶

Wie fremd du dir bist, gewahrst du erschreckend, wenn dein Blick unvorbereitet in einen Spiegel fällt.

AUS DEM TAGE-BUCH

MAHLER UND NIKISCH

Seit wenigen Jahren regt sich eine merkwürdig betriebsame Mahler-Propaganda, der man nun doch einmal auf die Finger sehen muß. Damit sei der noch immer nicht kleinen Schar musikalischer, besonders „deutschvölkischer" Gegner Mahlers kein Gefallen erwiesen. Ihr viel schlimmeres Treiben, wenn auch für den späteren historischen Wert von Mahlers Werk höchst gleichgültig, steht auf einem anderen Blatt: den meisten dieser Herrschaften paßt es ganz einfach nicht in den Kram ihres hinfälligen rassetheoretischen Widerlegungsmaterials, daß zum erstenmal in der Geschichte der Musik ein Jude es fertig bringt, Seelen und Herzen von Millionen Menschen aller Konfessionen auf das tiefste zu erregen, zu beglücken ... Ein Jude, in dem sich der aufwühlende Kampf zwischen Christ und Antichrist als ein immer wieder erschütterndes Schicksal abspielt. Dessen Musik uns jetzt in ein Tal der Seligkeit geleitet, balsamischen Frieden schenkt, um jäh darauf von allen Dämonen und Zweifeln hohnvoller Zerrissenheit — des Lebens — durchschüttelt zu sein. Der seinem, — unserem — Schicksal in den Rachen greift, die Dämone zur Rede stellt — der mit seinem Gott ringt. Ein dornenbewachsener, blut- und tränenvoller Passionsweg all diese Mahler-Sinfonien, doch unendliches Glück, trunkene Schönheit auch mitten drin. Eine ungeheure Kraft des Erleidens und Erlebens, Mut und Duldersinn, Milde und Erbarmen. Tausendfältig bricht sich Naturgefühl Bahn in sonnenglänzenden oder mondlichtfahlen Idyllen und Lyriken. Aufbäumende Kraft in allen großen Sätzen, deren jeder Entscheidungen sucht, durchkämpft und — oft in strahlender, jauchzender Lebensbejahung — findet. Zu schweigen von der einfach nur an Bach und Beethoven meßbaren Kunst des Formalen, über beide aber mit den Mitteln dieser Zeit hinauswachsenden, alle Maße sprengenden Farbenreichtums — einer schier erdrückenden Vielheit psychologischen Ausdrucks durch das Medium Orchester.

Zurück zum Kapitel: Mahler-Propaganda. Von hundert dieser plötzlichen Entdeckungs-Aufführungen sind neunzig unlautere Modesache, Kunstlügen, weil ohne inneres Verhältnis. Leider auch die jüngste Aufführung der „Siebenten" — mit der „Sechsten" die heftigste Kampfepisode im ganzen Mahlerwerk — unter Nikisch. Warum entdeckt auch Nikisch diese Sinfonie erst im Jahre 1920, da sie doch bereits 1908 in Prag herauskam?? Woher diese plötzliche Mahlerliebe im Spätherbst des siebenten Jahrzehnts eines ruhmvollen Dirigentendaseins? Wir wollen in diesen trüben Abschnitt nicht näher hineinleuchten, bedanken uns aber höflichst für eine gnadenweise Erledigung dieses Schicksalswerkes mit der Palette höchster Orchestervirtuosität.

Sie kann den gänzlichen Mangel an kategorischem Imperativ des Rhythmus, in dieser Sinfonie Lebensbedingung, nicht ersetzen. Alle Faustwürfe nach einzelnen Instrumentalgruppen, alle Rubato-Mittel müden, dekadent-schöngeistigen Romantiker-Dirigierens ver-

sagen, zerschellen vor dem Inferno des ersten, vor der überschäumenden Wucht des letzten Satzes. Viel besser, wenngleich häufig ohne die Mahlersche Ritaldierung oder Interpunktion von Cäsur, Phrasierung und Pausenkunst die Innensätze. Nach dem, vom Publikum übrigens trotzdem begeistert aufgenommenen Titanenwerk Pause. Dann endete dieser Abend mit Chopin, gehext durch das Medium Moriz Rosenthal. Und hier war k e i n Kampf von Christ mit Antichrist.

R u d o l f K a s t n e r.

KAYSSLERS VOLKSBÜHNE

Im „Vorwärts" erhalte ich einen sanften Rippenstoß, weil ich den „köpfereichen und köpfearmen" Ausschuß der Volksbühne angeblich anklage, Gas II. Teil von Georg Kaiser nicht angenommen zu haben. Nein, lieber „Vorwärts", deshalb keine Anklage. Ich kenne den II. Teil von „Gas" nicht. In den Zeitungen hat zwar gestanden, die Volksbühne habe das Werk angenommen, aber das war ebenso Korrespondenzschwindel wie die 120 Annahmen Kaiserscher Stücke, von denen jetzt gefabelt wird. Wie kann man nur, als alter Zeitungshase, Zeitungsnachrichten so gläubig hinnehmen? Ich habe, damit niemand glaube, Kayßler und seine Vorgesetzten hätten wegen der Verhaftung Kaisers „Gas II." abgelehnt, die von den Ereignissen freie Entscheidung festgestellt. Freilich, mit einem kritischen Blick auf die Entschlußkraft der Volksbühne überhaupt.

Gibt es denn einen einzigen Dichter, den die Volksbühne geboren hat und pflegt? Ist es nicht eine Schande, daß eine Institution von solcher Größe und Bedeutung sich darauf beschränkt, eine „Theaterkonsumgenossenschaft" zu sein und so gar nicht elektrisierend auf die Produktion wirkt? Wäre dieser Ausschuß nicht gar so macht- und schwunglos, gäbe es eine geistige und nicht nur eine administrative Leitung des Volksbühnenvereins, so hätte das Theater auf dem Bülowplatz mitgewirkt am inneren Kampf um das zeitgenössische und das zukünftige Drama. Mit ein paar literarischen Vereinsvorstellungen, wie sie jetzt geplant werden, ist gar nichts gedient. Es handelt sich um die volkstümliche Dichtung von morgen. Schöpferische Leiter würden diese schöne Verantwortlichkeit freudig fühlen.

Friedrich Kayßler ist eine reine Seele. Ich sah ihn jetzt wieder in Strindbergs „Damaskus", ihn und seine Lebensfreundin. Weiß keinen Darsteller von ähnlicher Seelenstärke. Dieser Strindbergheld ist ein Dürerscher Christus, im wildesten Leiden ein armer, deutscher Junge. In der verzwicktesten Seelenbohrung ein Mensch von lauterster Wahrhaftigkeit. Er hat der Fehdmer einen Goldschimmer von engelhafter Frauengüte aufs Haupt gesetzt. Die beiden nebeneinander spielen sehen — das gießt den Glauben an die Seeleneinheit von Mann und Frau ins dürre Herz.

Aber als Direktor hat Kayßler furchtbar enttäuscht. Vom „Merlin" bis zu „Damaskus" hat er nie gewußt, was des Berliner Volkes ist. Er ist ein Aristokrat, das lobe ich gerade an ihm, und er ist ein Romantiker, der die Gegenwart von sich stößt. Auch das ist eine Tugend, aber des Dichters, nicht des Direktors Kayßler. Der Leiter der Volks-

bühne mußte mit ganz anderen Banden an sein Haus gefesselt sein. Der durfte es nicht aushalten, daß bis tief in den Oktober in seiner Abwesenheit und von wem! geprobt wird. Und was bringt Kayßlers Programm? Ein paar wundervolle Kayßlerrollen. Jede Vorstellung ohne Mitwirkung des Schauspielers Kayßler wird vernachlässigt, ist dritten Ranges. Er hat sich keinen Helfer anzuschaffen gewußt. Seinen besten Regisseur, Berger, schickte er hastig fort, sein Ensemble ist bitterarm und im Grunde unfroh geworden, kein Talent ist hier gewachsen, keines hochgepflegt worden. Im Gegenteil: Weil es an systematischer Pflege des Talents fehlt, deshalb streben die Werdenden schnell weg, der feurige Dieterle wie die sanfte Johanna Hofer und die arbeitheischende Adele Sandrock. Der Bülowplatz wird noch ärmer werden! Kayßler, ganz von sich erfüllt, hat zu wenig gärtnerische Sorge und Liebe zum Talent des andern.

Die Volksbühne, die jetzt ihre Siegeszeit haben könnte, ist innerlich unlebendig. Mediokrität lähmt sie, aber vielleicht ist sie, in dieser Entwicklung zur anständig-sittlich-untapferen Mittelmäßigkeit auf dem guten demokratischen Wege zum anderen Schillertheater und vielleicht, ich kann's nicht glauben, muß das so werden.

WENN MAN IN DEN SIELEN STIRBT

In Spanien, während einer Filmreise, ist der Schauspieler Alexander Ekert plötzlich gestorben. Er war ein reizender Mensch und konnte was. Er war ein Wiener und konnte nur in Deutschland arbeiten. Er war ein empfindlicher Mensch und mußte deshalb allerlei Gram in Rotwein ertränken. Aus dem Kriege kam er mit einem Knacks zurück. Der Tod, der Gütige, hat ihn plötzlich mit einem schnellen Schlage hingestreckt. Er ist mit der Zigarette im Mund gestorben.

Als die Todesnachricht im Büro des Filmunternehmens eintraf, das die Expedition nach Spanien entsendet hatte, stürzte einer der 48 Direktoren heraus und schrie: „Um Gotteswillen, Ekert tot, wieviel Meter sind schon gedreht?".

STROHDOKTOREN

Neulich las man in der „B. Z.":

> Doktor-Titel
> möchte seriöser Kaufmann, 35 J. alt (auch ausländischer Doktor), baldigst erwerben. Offerten an die Ullsteinfiliale, Potsdamer Platz.

Es heißt immer, der Mittelstand wäre hilflos, und es heißt immer, den Studenten ginge es schlecht. Aber hier habt ihr doch eine Erwerbsquelle, hier könnt ihr doch das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, hier fördert ihr doch vor allem die Stützen des Kapitals; denn dieser „seriöse Kaufmann" wird schon sein Geschäft verstehen und sich sicherlich nicht illegal betätigen, wenn er schon andere illegal beschäftigt.

Früher mußte man sich plagen, sein Examen selber wagen, wenn es auch eine Harlekiniade war. Heute geben sich seriöse Männer mit solchen Possen nicht mehr ab, dafür kaufen sie sich ihre „Leute"; es gibt Wichtigeres zu tun, als seine Zeit mit dem Auswendiglernen einiger Göschenbändchen zu vergeuden oder gar in der Bibliothek 30 Bestellzettel auszufüllen und obendrein noch Inhaltsextrakte der Bücher zu machen, zu kompilieren

und zu bequatschen. Heute sucht man sich einen geistigen Proletarier, händigt ihm Zeugnisse aus, schickt ihn auf die Universität, stellt ihm monatlich einen hohen Scheck aus, läßt ihn büffeln, bis er endlich das Examen macht, die wissenschaftliche Welt durch eine „Entdeckung“ bereichert und vielleicht das nächstemal im eigenen Doktorexamen durchfällt, wenn er nicht bereits schon durchgefallen ist. (Die Sage berichtete früher sogar von Durchfällen im Doktorexamen!) Vielleicht setzt es sogar noch eine Extravergütung für „summa cum“. (Vorausgesetzt, daß der seriöse Kaufmann eine Ahnung von diesen Prädikaten hat. Uebrigens ist der Berliner Doktor wertvoller als der Rostocker oder Greifswalder. Die Kursunterschiede der Diplome wolle man beachten.) Dann verpflichten sich beide zu ewiger Dankbarkeit und sehen sich nie wieder, wenn sie — — „anständige Männer“ sind. Ein Mann hat seinen Lohn dahin, fängt das Spiel in einer anderen Stadt von neuem an. Der andere hat den Titel und markiert.

Kurt Kersten.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W35, Potsdamer Straße 123b.

STEFAN GROSSMANN

EINE LUDO-HARTMANN-GESELLSCHAFT

Der Abschiedsabend für Ludo Hartmann hätte nicht mit der Trockenheit des Reporters, sondern von einem politischen Dichter dargestellt werden müssen. In dieser kläglich zerrissenen Epoche ein leuchtender Abend, an dem Sozialisten neben Nationalen, Zentrumsleute neben Demokraten, Juden neben Antisemiten, der Rektor der Berliner Universität neben einem Werkstättenarbeiter saß. Den Köpfen aller Deutschen ist Oesterreich schon einverleibt. Das schlug an diesem Abend als Flamme aus allen Reden, und das macht diesen Abend unvergeßlich. Den hyperklugen Dummköpfen, die meinen, der Anschluß könne behutsam verschwiegen und heimlich erlistet werden — als ob je eine historische Idee geheimgehalten werden könnte — hätte Ludo Hartmann als Frucht seines Wirkens die Eintracht dieser einzigen Versammlung zeigen können: Von Otto Hoetzsch bis zu Crispien hat er jeden politischen Kopf dem Anschlußgedanken gewonnen!

Nun geht Hartmann. Die neuen Herren auf dem Ballplatz werden, sogar aus Ueberzeugung, wieder einen Anschlußfreund als Oesterreichs Gesandten herschicken. Aber wird er dies vereinigende zusammenfassende Wesen Hartmanns haben? Wird er nicht, weil er Hartmanns Nachfolger ist, ein Isolierter sein? Nun, er wird um so wirkender sein, je verwandter er Hartmann ist. Wir Hierbleibenden aber sollten Ludo Hartmanns Wirken festhalten. Am besten in einer großen Hartmann-Gesellschaft, die übers ganze Reich gesponnen, den Gedanken des Anschlusses festhalten, propagieren, seine Verwirklichung vorbereiten soll. Ein solcher Verein für das unerlöste Oesterreich braucht sich nicht Deroulèdes Patriotenliga, die Ligen für Elsaß-Lothringen und das Trentino zum Vorbild nehmen. Den Deutschen mißlingt jede Art von rhetorischer Politik. Wohl aber könnte diese Hartmann-Gesellschaft, gefördert von allen Parteien, von den Regierungen durchaus unabhängig, mit deutscher Emsigkeit, mit einer Hingabe ans Detail, die nötig ist, dem Anschluß auf allen Gebieten vorarbeiten. Es muß dreitausend sichtbare Brücken von Deutschland nach Oesterreich geben, von den unsichtbaren Zusammenhängen nicht zu reden.

Der Glanz des Abschiedsabends sollte nicht verlöschen, ohne daß zu dieser Ludo-Hartmann-Gesellschaft ein Grundstein gelegt wird!

GESCHICHTE MEINER ZEITUNG

Seit ein paar Tagen beherbergt Berlin einen Gast aus Genf, Herr Jean Debrit, der im Kriege der tapferste französische Publizist gewesen ist. Wer sein Blatt „La feuille" nicht gesehen hat, der greife wenigstens zu dem kleinen Bande „Politische Zeichnungen" von Frans Masereel, der soeben bei Erich Reiß erschienen ist. Aus Masereels grandiosen Blättern kann jedermann ersehen, mit wie eifersüchtiger Beharrlichkeit das Blatt Jean Debrits dem Wahnsinn der großen Zeit getrotzt hat. Es hat weder in deutscher, noch in französischer Sprache eine Zeitung gegeben, die mit so starkem, aus dem Herzen brechenden Pathos den Krieg bekämpft, keinen Zeitungsmenschen, der mit so erschreckender Deutlichkeit die Tragödie nach dem Kriege prophezeit hätte. — Die Folge dieser tapferen, unbeirrbaren Haltung war, daß gegen Jean Debrit in Genf ein Vernichtungskampf inszeniert wurde, der schließlich mit dem Zusammenbruch seiner unvergeßlichen Zeitung endigte. In diesem Kampf hat Debrit alles verloren — sein bißchen Hab und Gut, seine Tribüne, seine Heimat, seine treue Lebensgefährtin. Dennoch leuchtet aus seinem Gesicht die Zuversicht und Heiterkeit des ungebrochenen Charakters. Er gehört zu den wenigen, die Zeitungschreiben für eine irgendwie geheiligte Angelegenheit halten, und diese Heiligung macht ihn stark, froh und überlegen.

St. Gr.

Ist die kurze Geschichte eines fünfjährigen Kampfes für Wahrheit und Menschenliebe gegen blinden Haß wirklich geeignet, die deutschen Leser zu interessieren? Sie sind so gütig, Camerad Stefan Großmann, mir dies zu versichern und mir zu diesem Zweck ihr „Tage-Buch" gastfreundlich zur Verfügung zu stellen. Gern und dankbar nehme ich es an; jedenfalls werden die Leiden, die wir Pazifisten in welschem Land zu ertragen hatten, irgendein Weh im Herzen derjenigen finden können, welche bei Ihnen und aus gleichen Gründen denselben Kalvarienberg zu erklimmen hatten und haben.

Unser Werk stammt nicht erst aus dem Weltkrieg. Schon seit 1910 versuchten wir in engere Fühlung mit der französischen Kolonie in Genf zu treten, die fast ein Drittel der ganzen Bevölkerung bildet und politisch radikal, radikal-sozialistisch, teilweise rein sozialistisch gesinnt, also jedenfalls pazifistisch war. Mindestens stand sie irgendeinem Revanchegedanken entschieden fern. Durch sie hofften wir einen von Rassen- und Sprachengemeinschaft gestärkten Block mit den französischen Linken zu bilden, die unter Caillaux eine Macht ersten Ranges bildete. Diese Politik habe ich von 1909 bis Ende 1914 in meiner früheren Tageszeitung „ABC" verteidigt. Eine Zeitung, die ich gegründet hatte, als ich von der „Journal de Genève" zurücktrat, das mein Vater Marc Debrit 42 Jahre lang glänzend in

den Wogen des echten Internationalismus und der vollsten Unparteilichkeit geleitet hatte. Aber seit dem Rücktritt meines Vaters war die Atmosphäre dort für mich nicht mehr erträglich gewesen. Das durchaus unabhängige „ABC" aber starb, nachdem es mich vollständig ruiniert hatte und bevor ich dort einen erheblichen Teil seines Programms durchführen konnte. Am selben Tag aber endeten die Kammerwahlen in Frankreich mit einem großen Erfolg für die linksstehenden Parteien, so daß wir alle hofften, der Friede sei noch für einige Jahre gesichert.

Doch brach der Krieg los. Weder in der Schweiz noch in Frankreich war mehr ein Pazifist zu finden. Die einen waren an die Front gefahren, die anderen hatten sich in minder gefährlichen Stellen eingerichtet oder sie waren zu Hause geblieben. Alle aber mit dem Fluch im Munde und überhetztem Patriotismus im Sinn. Recht oder Unrecht? Hier ist nicht der Ort, es zu prüfen. Wir standen überstaunt, überstürzt vor einer so plötzlichen Wendung, und mehr noch vor einen solchen Ausbruch des Hasses, da wir, unserem Lehrer und Meister Romain Rolland folgend, gewußt hatten, unseren Geist von der Ansteckung des kriegerischen Geistes frei zu halten. Auch die Schweiz wurde von der feindlichen gegenseitigen Propaganda in zwei Teile zerrissen und in ihrem Bestehen bedroht. Es war also die dringende Pflicht jedes pazifistischen Schweizers, die Worte der Vernunft zuerst zu seinen Volksgenossen gelangen zu lassen. Wenn einmal die moralische Einheit der Schweiz wieder hergestellt worden war, dann konnte sie sich ihrer fast übermenschlichen, aber gesegneten Sendung widmen, zum unmittelbaren Waffenstillstand, zum Abbau des Hasses, zur brüderlichen Völkerversöhnung zu arbeiten.

Wie vorsehungsweise wurde mir die Gelegenheit sogleich geschaffen, die Führung dieser Bewegung in der französischen Schweiz zu übernehmen. Der wohlbekannte Verlag Atlas in Genf schlug mir vor, mit ihm eine illustrierte Tageszeitung über die Kriegsereignisse zu gründen und deren Leitung zu führen. „La guerre mondiale." Ich nahm es an und von Anfang an wurde die Verbreitung dieses Blattes ein für die Schweiz erhebliches (etwa 15 000), da es das einzige war, die jeden Morgen auf zweifarbigen Karten die genaue Lage der Heere in den verschiedenen Kampffronten widergab. Obgleich die „Guerre Mondiale" grundsätzlich sich nur mit den Kriegsoperationen beschäftigte, hörte ich nie auf, in meine strategischen Chroniken meine Anschauung über Politik zu mischen. Mittelbare und unmittelbare Ursachen des Krieges, Schuldfrage, gegenseitige Anklagen der Kriegführenden über die Völkerrechtsverletzungen, Lebensinteresse aller Völker für einen sofortigen

Frieden. Ich war von Anfang an der Ansicht, daß jeder militärische Sieg für die ganze Welt, und ganz besonders auch für die sogenannten siegreichen Völker, ein furchtbares Unglück wäre.

Obgleich die Darstellung solcher Ideen unter der Menge militärischer, technischer und Phantasieartikel wie versunken war, so begannen die meist Interessierten doch einen gewissen Argwohn zu empfinden. Die Zeitung wurde mehrere Monate lang in Frankreich verboten und durfte es nur unter der Bedingung wieder betreten, eine besondere nach Frankreich bestimmte Ausgabe der Zensur des Genfer französischen Generalkonsulats zu unterwerfen. Verdächtnisvolle schimpfende Drohbriefe trafen im Verlag ein, deren Leiter allerdings durchaus Gegner meiner Ideen waren und sich außerdem in ihren geschäftlichen Interessen bedroht fühlten. Häufig erregte und für mich sehr peinliche Diskussionen erhoben sich zwischen uns. Ich muß aber ihrem Liberalismus das Zeugnis geben, daß sie, vor der Aufrichtigkeit meiner Ueberzeugung sich beugend, mir nie ein Ultimatum stellten: entweder Unterwerfung oder Niederlegung. So stand ich fest.

Da ich aber die Verleger nie zur Notwendigkeit überzeugen konnte, dieses Fachblatt in eine normale allgemeine Tageszeitung umzubauen, so geschah, was ich Ihnen vorgesagt hatte: als die Fronten eine lange Zeit, besonders im Westen, bewegungslos blieben und der Krieg sich zu verewigen schien, da gingen allmählich die Interessen für reine Kriegsereignisse entzwei, und gleichlaufend ging die Auflage des Blattes rapid zurück.

Da kam zeitmäßig die Lösung. Ich hatte im Frühling 1917 eine öffentliche Vortragsreihe über die Ursachen des Krieges unternommen. Diese erhob eine gewisse Sensation, um nicht Skandal zu sagen, trotz oder vielleicht mehr wegen der reinen Objektivität des Inhalts wie des Tones. Sie erweckte aber die Sympathie mehrerer welschen Schweizer, die, ohne es öffentlich wagen zu dürfen, die Kriegsansichten ihrer Mitbürger ganz und gar nicht teilten und den meinigen sehr nahe standen. Sie kamen zu mir und schlugen mir die Gründung einer Wochenschrift als Tribüne dieser Ansichten vor. So wurde die „Nation" geboren.

Diesmal war die Fahne hoch und mutig aufgehißt. Deshalb brach sofort die wilde Wut einer charakterlosen und jeder moralischen Unabhängigkeit entbehrenden Presse gegen mich los. Ich konnte nichts anderes als ein niedriger „verkaufter" Kerl, ein „bezahlter Agent" der „feindlichen" (sic!) Propaganda sein. Die Armseligen erkannten die genaue Politik ihres ehemals so hochgeschätzten Marc Debrit nicht mehr an! Wir ließen uns aber weder einschüchtern noch erschüttern. Im Gegenteil, wir verstärkten unsere Stimme

durch Herausgabe einer kleinen täglichen Beilage, welche wir, in Erinnerung an die gleichgenannte Beilage der Clemenceaus antimilitärischen „Aurora", in den Heldenzeiten der Affäre Dreyfus „La Feuille" nannten. Diese Erinnerung war pikant. Gerade in der Stunde, weil der Tiger soeben die Macht an sich gerissen hatte.

Die junge „Feuille", wie ihre vorgehende, bekam täglich, inmitten der ersten Seite, eine politische Zeichnung. Diese Aufgabe vertraute ich meinem Freund Franz Masereel an, dem ausgezeichneten und durchaus pazifistischen belgischen Holzschneider, der auf diesem, für ihn bis dahin ganz unbekannten Boden der politischen Satire „à la présvente" sofort eine unvergleichbare Meisterschaft entfaltete. Er kam jeden Abend um 8 Uhr in die Redaktion, überlas die letzten Nachrichten, wählte unter ihnen die charakterischste, seinem künstlerischen Ausdruck am meisten passende Depesche, und darüber, in einem Augenblick, durch einige geniale Büschelstreiche, den plastischen Kommentar konstruierte. Die ganze Kreide der Zeichnung ging unmittelbar von dem besonders präparierten Papier auf die Zinkplatte über, welche sofort ins Säurebad geworfen wurde. So in drei Stunden war die Zeichnung allnächtlich zum Druck bereit.

In der Zwischenzeit schrieb ich in Eile — ach, in zu großer Eile immer — nach meinen vielen anderen Arbeiten der Leiterschaft, meine eigenen Kommentare über dieselben Depeschen; es geschah ungefähr um zwölf, manchmal noch später in der Nacht. Um 4 Uhr morgens war das Blatt fertig, und verkaufte sich schon im ersten Morgenlicht mit den einzigen Artikeln und selbstverständlich der einzigen Zeichnung über die letzten Nachtereignisse, welche überhaupt in der ganzen Schweiz vorhanden waren.

Glänzende Mitarbeiter hatten sich um das Werk versammelt. Der Holländer Frederic de Stengler, der prestigiöse Uebersetzer der über sechs verschiedene Sprachen verfügte, und Leitartikel so menschlich und schwungvoll fast täglich schrieb, Claude le Magnet, Herausgeber der pazifistischen Monatsschrift „Les Tablettos", der entsagungsvoll die undankbare aber so wichtige Stelle des Redaktionssekretärs übernommen hatte. Catulla Giroud, der die schweizerischen und sozialen Angelegenheiten bearbeitete, meine eigene Frau — die wunderbare Mitarbeiterin, die ich wenige Monate vor dem Tode unseres gemeinsamen Werkes verlieren mußte — las täglich bis spät abends mit sonderbarer Geschwindigkeit und fast unfehlbarem Blick über 40 Zeitungen verschiedener Länder, deren Abschnitte oder Uebersetzungen in jener zur „Feuille" so eigentümlichen und von Fachleuten wie vom Publikum so hochgeschätzten Rubrik „Was gab es in den Zeitungen zu lesen" am folgenden Morgen

erschienen. Die Redakteurin wurde teilweise und später vollständig durch meinen Freund Juillard ersetzt, den ich schon im September 1914 kennen und schätzen lernte, wo seine Tätigkeit als Wolffs französischer Korrespondent ihm, obgleich er ein Schweizer war, viele Unannehmlichkeiten und Beschimpfungen verursachte. Louis Wernier, unser Pariser Korrespondent, gab täglich seine mutige und wohlunterrichtete Note. Ebenso die Kunstredaktion (Brédéric Gutree), die Theater- und Musikalische (David Roges), die Lokal- (Bougatz) und Sport- (Chaffag) Redaktionen waren von demselben weitschauenden hochmenschlichen und internationalen Geist beseelt. So kam es, daß die Zeitung — eine Apostelzeitung — eine solche Einheit des Tones, Schwung und Kraft des Ganzen ausbreitete, jene unwidersetzliche Macht der tiefen begeisterten Ueberzeugung zum Dienst hochstehender Ziele, mit tadellosen Mitteln erstrebt; eine Macht, die jeden zwang, die Zeitung für immer beizubehalten, wer sie nur einmal gelesen hatte.

Das wußten sehr genau unsere entschiedensten Gegner — an deren erster Reihe man natürlich unsere Kollegen rechnen muß. „Diese Leute machen die Zeitung der Zukunft", gestanden einige von ihnen im Privatgespräch. Daraus entsprang ihre größte Sorge, zu verhindern, daß unser Blatt zur persönlichen Kenntnis ihrer Leser überhaupt gelange. Nachdem mehrere Schritte von „Kollegen" und noch anderer Seite zum Bundesrat das Verbot unseres Blattes auf Grund der Papiermangelsverordnung zu erzwingen mißlungen waren, wandten sie alle möglichen Mittel an, um die Fühlung zwischen Publikum und uns im voraus vollständig zu verhindern. Die „Boche-Zeitung" wurde unermüdlich und mit so lauter verdächtigender und verächtlicher Stimme auf den Pranger genagelt, daß jeder anständige Mensch sich schämen sollte, sie einmal zu kaufen oder nur zu lesen. Und jetzt noch ist die bloße Erinnerung an die „Feuille" Gegenstand des überzeugten Fluches und der Verachtung von seiten Abertausender von guten harmlosen Menschen, die sie nicht ein einziges Mal in die Hand bekommen haben. Diejenigen, welche trotzdem sie kauften — wenn sie überhaupt einen Kiosk oder einen Laden fanden, welcher so skrupellos war, davon zu verkaufen — kauften sie heimlich, nach einem zitternden Blick, und verbargen sie sogleich in ihre Tasche, sie erst zu Hause zu entfalten, aber nicht auf den Familientisch liegen zu lassen wagten. Die Abonnenten wurden dem französischen Generalkonsulat von ihrem Nachbarn, von ihrem Portier, von dem Briefträger denunziert, und wer von ihnen beim Konsulat erschien um ein Paßvisum zu erhalten, wurde glatt zurückgewiesen, wenn er die „Feuille" bei sich hatte. Das Blatt stand auf den schwarzen Listen! Den bei uns annoncierenden Kaufleuten ging es noch

schlimmer: sie waren vor das Generalkonsulat zitiert und über die Konsequenzen aufgeklärt, welche für sie ein gegen Frankreich feindseliges fortsetzendes Benehmen zur Folge haben würde.

Da uns so die Haupteinnahmequellen einer Zeitung fehlten, waren wir verurteilt, mit schwerem Defizit weiter zu arbeiten, bis die Tage kamen, wo unsere Verbreitung eine so umfangreiche wäre, daß wir, trotz aller Vorurteile, trotz aller künstlichen Hindernisse ein ganz unentbehrliches Publikationsorgan sein würden. Unterdessen hingen wir ganz und gar von der Großmütigkeit unserer Unterschreiber ab.

Da kam aber bald eine Schwierigkeit: die zweite russische Revolution. Dieses Ergebnis wurde im ganzen Westland von einem Sturm wütender Schreier empfangen: überhaupt nicht weil sie eine kommunistische Bewegung, aber weil sie eine defaitistische war, Lenin und „dessen Bande" waren noch nicht „gemeine Verbrecher", sie waren nur „bezahlte Verräter". Gerade darum sind wir entschieden für neurussische auswärtige Politik eingetreten, welche damals eine durchaus pazifistische war. Wir schlossen uns mit Begeisterung ihrem Aufruf zu allen westlichen Völkern an, damit sie mit jenen Menschen in der polnischen Festung zusammenträten, welche über diese heilige Sache: Friede, schon verhandelten.

Solche Haltung aber setzte mich in scharfen Gegensatz mit meinen ursprünglichen Unterstützern, deren tiefbürgerliche Gesinnung es nicht annehmen konnte, daß man mit den Zerstörern der gesellschaftlichen Ordnung, selbst um Ordnung auf internationalem Gebiet zu schaffen, zusammengeschlossen marschieren dürfte. So verlor ich die Hilfe der meisten von ihnen.

Glücklicherweise machte ich in dieser Zeit die Bekanntschaft des reichen Amerikaners und Mäzens John de Kay, wobei die vielen Millionen die Entwicklung des Menschenliebe-Gedankens nicht verhindert hatten. — Eine Ausnahme, zu der man übrigens in Berlin auch einzelne glückliche Fälle rechnen kann. Dank ihm waren wir imstande, nicht nur das Blatt beizubehalten, sondern es von 4 zu 6 und von 6 zu 8 Seiten zu vergrößern. Und mehr noch: hervorragende Spezialisten als Mitarbeiter in unserem Werk einzugliedern. René Areos und Iwan Goll für Literatur, Frau L. J. Jane für Erziehungswesen, Alphonse Bernona für Wissenschaft, Joseph Bourubi für Philosophie usw. Jeder von ihnen hat uns einmal wöchentlich eine ganze Seite zu den wertvollsten Neuigkeiten seines Gebiets gewidmet. So begann der zweite Teil meines Programms aufzutauchen: von der Zeitung eine Volksschule zu machen.

Dieser Versuch schien zu gelingen: in einigen Monaten dieses Regimes hatte sich unsere zwei Jahre lang unbedeutende Auflage

sehr stark vermehrt, so daß wir 8500 Exemplare pro Tag erreichten. Solche Ziffer klingt zwar lächerlich zu den Ohren eines Berliners. In der Tat hätte sich eine gleichwertige Kraftleistung in der Hauptstadt eines großen Landes mit hunderttausend Exemplaren Auflage rentiert. Und ein kleiner Beweis dafür ist, daß in wenigen Tagen, nachdem die Aufhebung der Zensur in Frankreich uns ermöglichte, die bisher zu uns wild gesperrte Grenze einmal zu beschreiten, wurden uns von diesem Land mehr als 3000 Exemplare pro Tag bestellt, obgleich wir mit 24 Stunden Verspätung durch die Post nach Paris kamen, da alle Genfer Zeitungskommissionäre sich nun weigerten, unseren Transport zu übernehmen. Deshalb aber erließ sofort das französische Ministerium des Innern ein besonderes Dekret, durch welches unsere Exemplare im Bahnhof beschlagnahmt wurden, unsere Straßenverkäufer verhaftet, unser Korrespondent selbst, Louis Buerier, ins Gefängnis geworfen. Selbstverständlich war dies Dekret absolut widergesetzlich; es wurde als solches von der linksstehenden Pariser Presse heftig, doch vergeblich angegriffen. Das wurde als solches offiziell von dem Untersuchungsrichter, sechs Monate später und zufälligerweise an dem Tage anerkannt, an dem die „Feuille" ihre Publikation eingestellt hatte!

Unterdessen war es unseren Gegnern gelungen, die störende Stimme des Wahren zu ersticken. Der Schlag war diesmal geschickt an die empfindliche Stelle, d. h. an unseren Unterstützer de Kay gerichtet worden. Eine Menge Quälereien, ebenso finanzieller wie politischer Art, zu deren Einzelheiten es gehört, hier nicht einzutreten, hatten diesen Erfolg, daß unser Freund außerstand gestellt wurde, uns weiter zu unterstützen. Dies geschah in den ersten Wochen dieses Jahres. Unsere Abonnenten und Leser, von der Lage unterrichtet, machten einen äußerst hochschätzbaren tiefrührenden Versuch, ihre Sache weiter zu erhalten. Man führte öffentliche Geldsammlungen ein, man gründete Hilfsgesellschaften in verschiedenen Städten der Schweiz, sogar eine Aktiengesellschaft; man organisierte Lustabende, Lotterien usw. Aber vergebens. Den 29. Mai hörte die „Feuille" auf als Tageszeitung zu erscheinen, und zwei Monate später als Wochenschrift.

Die „Feuille", Dienerin der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit, ist den koalierten Mächten des Hasses, der Lüge und der rohen Gewalt unterlegen. Aber wer vom Hasse, dieser unverantwortlichen Tochter der Unwissenheit, gekreuzigt worden ist, der wird durch selige Arbeit und Liebe in drei Tagen wiedererstehen!

Schluß der Rede.

Was nun entsteht, ist jene Reihe von Dramen, die Sie alle kennen, ist jene Reihe von Balladen, die Sie alle kennen, ist schließlich jene Reihe von Schriften und Prosa, die Sie alle kennen und die wenigstens in den Händen der Jugend nicht veralten dürfte, denn nur an ihnen wird der Deutsche, solange ein Deutsch geschrieben wird, lernen, wie Deutsch geschrieben werden muß, und hier lassen Sie mich eine kleine Exzeption zu jener Bemerkung zu Schiller über die Aufopferung von Schillers Stil an Goethe machen. Wenn auch die Form von Schillers Vers an Goethe geopfert wird, geopfert wird freilich nur in demjenigen Sinne, daß der Rhythmus und die Art des 18. Jahrhunderts dem Goetheschen angeglichen wird. Schillers Prosa, der höchste Ausdruck des stilistischen Vermögens des deutschen Dix-huitième, ist nicht im Stil Goethes entstanden, sondern er ist die erste deutsche Kunstprosa, die es gibt, die größte deutsche Kunstprosa, die es gegeben hat, die reichste, weder überboten, noch erreicht von irgendeiner, die es nachher gegeben hat. Sie ist die erste und einzige, die den Bau der antiken Periode dem deutschen Sprachvermögen angleicht und das deutsche Sprachvermögen in den Stand setzt, eine Kunstprosa im Sinne der Periodisierung zu schreiben. Sie ist ciceronisch und lateinisch und nicht gotisch, sie ist als Sprachausdruck das höchste künstlerische Ergebnis immer noch der deutschen Renaissance. Ungehemmt und aufgehalten durch alle Bewegung, die im 17. und im 18. Jahrhundert den Weg der Deutschen nicht zu queren versucht hatte, erreicht sie fast unmittelbar vor dem Ende aller Renaissance in Deutschland hierin wenigstens das Ziel. Ich kann nicht versuchen, Ihre Aufmerksamkeit bei den Werken festzuhalten, die Ihnen bei der Jugend geläufig sind, und für die eine Lanze zu brechen Schiller zu erhaben für mich ist, die zu verkleinern es so leicht ist, wie es schwer ist, sie zu begreifen und auseinanderzulegen. Es sind dieses die Werke, von denen ich dasjenige wiederholen muß, was ich im Anfang von „Don Carlos" sagte, ihre Zwecke sind nicht diktiert, ihre Gestaltung ist mehr als bloß diktiert, wo er gestalten will, versagt er, wo er nicht gestalten will, erreicht er das fast Unerreichbare. Lassen Sie mich wenigstens von „Wallenstein" das eine sagen, daß, wenn es überhaupt eine Möglichkeit gab und gibt, dem deutschen Volke ein regelmäßiges Drama zu schreiben, denn regelmäßig trotz allem Anschein in Einheit, in Zeit und Ort, regelmäßig ist „Wallenstein" genau wie die Tragödien Corneilles und Racines, wenn es eine solche Möglichkeit gibt, so erreicht der Schluß von „Wallensteins Tod", der 5. Akt, das fast Undenkbare und fast Unvergleichliche. Kein Goethesches Werk, und dabei erinnere ich Sie alle, wie ich es wohl eingedenk bin, ich erinnere Sie an den Schluß von „Iphigenie", kein Goethesches Werk hat sich diese Aufgabe gestellt und hat es gewagt, einen polyphonen Aufbau mit einer Gestaltenfülle wie in „Wallensteins Tod" auf die Brücke zu bringen, die Themata so aufzulösen, abzugipfeln und Ton für Ton verklingen zu machen bis zum letzten Ton, wie dieses höchste Kunstwerk dramatischer Technik, das die Weltliteratur kennt, ein Werk, das seiner Wirkung sicher sein wird, solange es ein Theater gibt, ein Werk, das abgesehen ist auf die ewigen Grundrichtungen menschlicher Art und nicht auf das Vorübergehende, das unabhängig ist von der Mode und vom Geschmack, und das alle Moden und Geschmacksarten überleben wird, wie sie sie überlebt hat.

Nicht davon, meine Damen und Herren, wollte ich reden, sondern Ihre Aufmerksamkeit lenke ich auf das, wovon ich eingangs der Rede gesprochen habe, auf die unbekanntesten von Schillers großen Werken, auf die philosophischen Dichtungen seiner Spätzeit, auf Werke, wie „Die Ideale", aus denen allein ich Ihnen entwickeln kann, warum diese Philosophie diktiert, warum diese Dichtung Philosophie ist, warum das Erlebnis der Kantistischen Philosophie in ihm ein Aequivalent des Zusammentreffens mit Goethe oder bei Goethe des Zusammentreffens mit Frau von Stein ist.

Heroisch im letzten Sinne des Wortes ist nun auch sein Verhältnis zur Poesie, wie sich der in den vier oder fünf letzten Jahren vom Siechtum betroffene, seine Ohnmacht und Schwäche immer wieder überwindende großartige Mensch dennoch von Jahr zu Jahr ein Werk erzwang, das aus dem Herzen der Jugend nicht zu reißen ist. Abgedrängt von der Gemeinschaft der Menschen, kümmerlich lebend, so wenig seinen Kräften zumuten könnend, daß er eine Maßüberschreitung eines einzigen Tages mit wochenlanger Ohnmacht bezahlen muß, fast ganz eingeschränkt auf den Verkehr mit Goethe, oder selbst dann auch nur auf den Briefverkehr mit Goethe, fast unfähig, den Tag als den Tag des Menschen zu leben, und dem Tag die Stunden der Ruhe abkargend, deren er bedurfte. In den Nächten seine Phantasie, die erlahmende Gestaltungskraft heroisch zwingend, sich zu kondensieren und zu konzentrieren, hieb er in die Hausteine und Bausteine seiner geschichtlichen Vorwürfe mit einer Gewalt hinein, die wir nicht sowohl vor dem fertigen Werk, wohl aber in dem Studium seiner Entwürfe gewahren, die ihresgleichen nicht haben. Zu sehen, wie Schiller einen Stoff hernimmt und ihn schlichtet, wie er ihn in die Luft wirft wie einen Pfeil, und wie er ihn in der Luft für seine Zwecke zu formen und zu fassen versucht, wie er ihn der Natur zurückgibt und ihn von neuem aus der Natur zu gewinnen versucht, wie er Gestalt um Gestalt abwägt, wie er, wenn die Natur und der Gegenstand sich ihm versagt, sich immer nach in das Element stürzt, und immer wieder triefend vom Angeschauten es in Tropfen von sich schleudernd wirklich wie ein Halbgott vor uns erscheint, das ist der Heros, der Große, der in den „Idealen" die Gestalt des Herakles erfunden hatte, und wie Karl Moor das tintenklecksende Säkulum verwarf, so ist Schiller derselbe, der in dem Gedichte „Die Ideale" sein Verhältnis zu dem Vorgestellten und dem Erreichbaren klar und unerbittlich durchschauend, die Worte ausspricht:

„Wie groß war diese Welt gestaltet,
Solang die Knospe sie noch barg!
Wie wenig, ach! hat sich gestaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!"

Und als schwache und karge Entfaltung der das Höchste versprechenden Knospe wird er selbst, muß er selbst die Werke angesehen haben, die er halb krank dennoch als Improvisationen in fünf oder sechs Monaten hinlegte, die, ausgewählt aus der Fülle der ihm vorliegenden Entwürfe, zu einer Gestalt gezwungen werden mußten, weil das Bedürfnis drängte, weil das Geld verdient werden mußte, weil die Kinder warteten, weil das Haus erhalten werden mußte und weil die arme Brust, todreif werdend und von Todesschauern durchzuckt, wußte, daß ihr nichts mehr vom Sommer zu reifem Gelingen blieb. Aus diesem Gefühl heraus, mit Ehrfurchtsaugen, meine Damen und Herren, bitte ich Sie, selbst in die Szenen von „Maria

Stuart" und der „Jungfrau von Orleans" hineinzusehen, über deren großherzige Naivität und Kindlichkeit Sie billigerweise lächeln dürfen, und von dort aus die Blicke zu wenden zu jenen Gedichten, in denen er das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Vergangenheit und Zukunft, das Verhältnis der einzelnen Formen zu Tod und Leben in erhabeneren Worten ausgedrückt hat, als vor ihm und nach ihm der Genius selbst Goethes sie hat finden können. Lesen Sie „Das Glück", lesen Sie die „Nänie", lesen Sie die vollkommene Elegie des Abschieds eines Helden von der Erde, denn das sind sie. In den unendlich schönen, gleitenden Distichen „Das Glück" malt er die Figur des Götterlieblings, als die ihm der Aeltere und dennoch Jugendlichere vorschwebt, jener Unsterbliche, der, während Schiller mit einer armseligen Frau halb hungernd seine Kinder zeugt, ein gebrochener Mann mit versagender Gesundheit und Kraft, jener eben braunwangig zum wer weiß wievielten Male die unsterbliche Jugend auf dem Lager der Liebe umarmt; ihn malt er, den Liebling der Götter, dem alles leicht gelingt, der eben damals „Hermann und Dorothea" vor Schillers Augen, vor Schillers staunenden Augen aus sich heraus entläßt, daß Schiller mit frommen Worten nur sagen kann, er erntet nun die Früchte seines wohlangewandten Lebens, er braucht nur beim Vorbeigehen leise mit der Hand an die Stämme zu schlagen, damit die Früchte voll und reif zu seinen Füßen fallen. Er malt ihn, und er beschwichtigt in der eigenen herrlichen und heldenhaften Brust die Stimme des so menschlichen, des vielleicht so berechtigten, des immer wieder erstickten und endlich überwundenen und erwürgten Neides. Ja, gestehen wir es ein, er hat Goethe beneidet, der Erhabene, der Große. Unterdrückter und erstickter Neid, dessen er sich schämen und dessen er Herr werden muß, ist in jenen Briefen an Körner enthalten. Hier in dem Gedichte, über das er das große Wort „Das Glück" gesetzt hat, ist er des Dämons Herr geworden und preist den Gewaltigen, den Erhabenen, den Glücklichen, den Beglückten, dem man nicht zürnen soll, wie den Göttern selber und hier eben der Schönheit. Hier steht jenes Distichon, von dem Sie wohl annehmen würden, wenn ich Ihnen den Autor nicht sagte, es sei von Goethe selbst, das schönste, das aus Schillers Feder geflossen ist, das einzige, hinter dem das Dämmrige und Dumpfe von Goethes Ahnung und Bildung der Welt auf einen Moment auftaucht. „Alle irdische Venus entsteht wie die erste des Himmels, eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer." Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer, so sah er das ihm Versagte, denn seine Geburten waren hell und sein Meer war endlich. Er sagt das aber mit derselben männlichen Entschlossenheit und Standhaftigkeit, mit der er als 31- oder 32-jähriger von der Jugend Abschied genommen hatte und, das rothaarige Haupt zurückwerfend, entschlossen gewesen war, nur noch ein Mann zu sein, nicht mehr zu schwärmen und nicht mehr zu lieben. Mit derselben Entschlossenheit erkennt er seinerzeit die Sphären der Welt, von denen nur die eine die seine ist. Die Beschränktheit der eigenen und der seinen beklagt er in der „Nänie", aber in dieser „Nänie" spricht er das Wort Goethes voraus, das selbst Goethe nachher ihm nur nachsprechen konnte. Er wußte, was das Höchste war, das er in dem Kampf seines Lebens und in dem heroischen Kampf seiner Werke selbst demjenigen angeglichen hatte, in dem er den Liebling der Götter pries. Sie kennen jene Verse, in denen er die Vergänglichkeit des Schönen beklagt:

„Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab."

Und als Goethe dem Abgeschiedenen das letzte Wort nachrief, nahm er es von der Lippe, die diesen Vers geformt hatte, und gab es dem Freunde zurück: „Und hinter uns im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Dieses ist sein Vermächtnis an die Nation. Er hat der Nation kein Lied gegeben, das auf ihren Lippen blühte. Der Stil seiner Gedichte ist außerhalb der Form, die wir von Goethe geerbt haben und festhalten in ihrer schematischen und verblasenen Konvention des 18. Jahrhunderts. Er gehört zu Voltaire und nicht zur Romantik. Dennoch: lassen wir das. Er hat der Welt ein Verhältnis zum Unsterblichen gegeben, das sie seitdem nicht verlieren kann. Die Welt ist schwer. Er hat gelehrt, wie man des Schweren Herr wird. Die Form, in der er es gelehrt hat, mag Schwankungen des Urteils unterworfen sein, aber sie wird länger leben, bis diese Schwankung am Ende ist. Sein Werk, was das Werk des Helden und des Heiligen ist, ist allerdings nicht eine Gestalt, sondern ein vorgelebtes Leben. Von der Fähigkeit, in der, von dem Maße, in dem ein vorgelebtes Leben nachgelebt werden kann, von der Imitabilität im höchsten Sinne des Wortes hängt die Weltdauer und die Unsterblichkeit alles Großen, auch des Dichterischen, ab. Zu Schiller kann man nicht Auge in Auge sehen, sondern nur zu ihm hinauf, und wer sein Auge von ihm wendet, blickt unter sich. Jede Generation hat das erfahren und hat dann wieder gelernt, den Blick zu erheben. Wenn sie den Blick zu den ewigen Gestirnen erhebt, wird sie unter ihnen immer demjenigen wieder begegnen, der vor uns hinaufgeschaut hat: „Wie ein Komet entschwindend, unsterblich Licht mit seinem Licht verbindend."

MORITZ HARTMANN

ÖSTERREICH

Nein, fluchen will ich nicht, wo bald die Weltgeschichte
Auf Trümmern eines Reichs wird sitzen zu Gerichte;
Auf Trümmern eines Reichs, wobei der Nachwelt Kind
Aufjubeln wird und freun sich, daß sie Trümmer sind;
Auf Trümmern eines Reichs, die nur aus Zwingburgsplittern
Bestehen werden noch und aus gebrochnen Gittern.
Nein, fluchen will ich nicht — wie klein ist Menschenfluch
Für den, der lesen kann in der Geschichte Buch.

Geschrieben 1850. [Aus der Reimchronik des Pfaffen Maurizius.]

Mahler bei Fried, Brecher, Furtwängler.

Wir sprachen hier letzthin über eine elegante Fehlaufführung der siebenten Mahler-Sinfonie unter Nikisch. Wie Feuer zu Wasser verhält sich Oscar Frieds Einstellung zum Mahler-Werk gegen das Salon-Phlegma von Nikisch. Berlin hat Fried leider an Wien verloren, wo er jetzt die Amsterdamer Idee einer Gesamtaufführung aller Mahlersinfonien derart hat Tat werden lassen, daß die verwöhnten Wiener von einem Erstaunen ins andere geraten sein sollen. Nun führte er hier das „Lied von der Erde" auf: unterstützt und beschenkt von der vollendeten Kunst der Cahier — in der sich letzte Techniken tiefster Emotion unterordnen. Hat uns diese kostbarste, weil persönlichste, schönheitstrunkene und leidgezeichnete Seelen-Aussage Mahlers mit einer Inbrunst wiedergeschaffen, die sich auf jeden einzelnen der Philharmoniker übertrug. Man hörte diese Künstler lange nicht so deklamieren, so das Letzte an instrumentalem Sprechen geben, wie an diesem Abend, nach dem die Menschen beklommen, beglückt, aus einem bereits erlebten Nirwana zurückkehren mußten — zum Potsdamer Platz, zur Untergrundbahn . . . . Bezwingend war auch kürzlich Mahlers „Erste" unter Gustav Brecher: klangschimmernd und plastisch zugleich. An einem anderen Abend vereinigte er Beethoven und Wagner so, daß man fast keinen stilistischen Riß mehr empfand. Berlin könnte Brecher und Fried dauernd gebrauchen. Der Erfolg beider war echt und nur durch ihre Leistungen, also ohne Konventionen und Kompromisse, erreicht.

*

Inzwischen hat auch Furtwängler sich zu Mahler bekannt. Mit einer eindrucksstarken wuchtigen Erschaffung der „Zweiten". In einer Weise, die keinen Zweifel darüber läßt, daß diesen ganz selten vielseitigen Künstler die Verdolmetschung von Mahlers Musik ebenso Herzenssache ist, wie das Eintreten für Bruckner, dessen E-dur-Werk (siebente Sinfonie) er im vorigen Konzert der Staatskapelle zu farbenprangender Wirkung brachte. Bei beiden richtet er die besonderen Architekturen der Hauptsätze straff, in großen einheitlichen Bogen auf — gotisiert sie gewissermaßen, ohne dann der aus purpurner Tubenpracht erwachsenden Traumseligkeit des Cis-Moll-Adagios bei Bruckner oder dem von Naturliebe überströmenden As-Dur-Satz bei Mahler das mindeste zu versagen. Von niederwerfender Kraft das Fresko des jüngsten Gerichts und der Auferstehungsmusik. Hier erreichte Furtwängler fast schon jene unheimlichen Wirkungen, wie sie seit Mahler selbst nur noch Klemperer

zuwege bringt. Beide stehen heute an der Spitze der großen Dirigenten. Die Staatskapelle strahlt in neuem Ruhm, die Meisterschaft ihrer Holzbläser im Händelschen Concerto grosso führte zu einem Triumph besten deutschen Orchestergeistes.

Busoni spielt.

Ja, der Traum wurde wahr: Busoni spielte an zwei Abenden in der zum Erdrücken vollen Philharmonie. Als er das erstemal auf dem Podium erscheint, stehen fast alle Menschen in freudiger Wiedersehenserregung auf, minutenlang überwerfen ihn Wogen der Liebe, ehe er noch die Tasten berühren kann. Dann kommt die Offenbarung seines Spiels. Wir sind nach einer besseren Welt verwandelt. Ein hymnisches Epos könnte etwa mit Worten der Verzauberung gerecht werden, die uns geschieht. Da versagt alle superlativische Terminologie, versagt die Feuilletonphrase. Versagt alles Vergleichen. Menschen werden wieder vom Göttlichen, Dionysischen berührt. Der Raum wird Paradiesesland. Unwahrscheinliches geschieht. Wir alle sind des Glückes und des Dankes voll: daß dieser wunderbare Mensch wieder bei uns. Dem Märchen seines Spiels ist jetzt das Leid gepaart, wie nie vorher. Das letzte Geheimnis in Bach, das tiefste Weh in Beethoven (op. 106!!) enthüllt sich, fast kulthaft. Weber wird neu entdeckt. Das seltsame Geistesland Chopin tut sich auf, Paganini und Liszt erblühen aus Zauberhänden, beschwingt von leuchtendem Geist. Dieser Geist Busonis hat auch die Seele Bizets beschworen und in atmosphärischer Zartheit die Tragik Carmens, Micaelas und Josés eingefangen, daß man es nicht ohne Zittern hören kann. Eine neue Toccata zeigt den Schaffenden Busoni, der von je in viel produktiverem Sinne als Reger der Erneuerer bachischer Gotik war, am Ziel: der architektonische Meister-Kontrapunkt wird intuitiv, wird Gefäß für kostbare musikalische Substanz. Busonische Harmonik, Ganztonschritte wirken hier selbstverständlich. Man darf nach dieser grandios gebauten Toccata auf Busonis jüngstes Schaffen gespannt sein. Es wird, im Verein mit früheren Werken, Anfang nächsten Jahres in drei Orchesterkonzerten das Problem des Komponisten Busoni klären helfen — für diejenigen, die solcher Klärung noch bedürfen.

Busoni hat gespielt und man vergaß nach drei Takten, was sich in Wochenfrist vorher begeben, — die Bankerotterklärungen einiger musikalischer Herrschaften: die pianistische d'Alberts, die seelische Moritz Rosenthals, die geistige eines abgestumpften Kritikers an der verbreitetsten deutschen Tageszeitung . . .

Eine englische Freundin, die jetzt wieder herüber kam, fragte ich: „Nun, wie findest du Deutschland?" Sie antwortete: „Die Menschen sind alle schöner geworden."

Es war mir, als ginge ein Blütenwind durch mein Herz. Die Not treibt den Geist hervor. Heil ihr! Das Fett ist Häßlichkeit. Nichts schlimmer, als sattes, faules Behagen.

Die Deutschen sind schöner geworden. Klagt nicht. Der Weltgeist ist immer gütig. Und saust der Hammer auf den Stein, so freut euch der Funken: eine Statue soll werden.

Vor dem Kriege besuchte mich ein Jüngling: begabt, reich, strebsam, und doch lag ein Schatten auf seiner Stirn. Mitten im Gespräch seufzte er plötzlich, stand auf und sagte: „Ach, wenn man nur wüßte, wozu man eigentlich da ist."

Heute weiß jeder, wozu er da ist. Die Not läßt keine müde Sattheits-Melancholie zu. Das Innenparadies leuchtet auf mit all den tausend funkelnden Seelenkammerlichtern.

Wärme gegen den Nächsten nimmt zu. Die Menschen werden hilfreicher und gütiger. Das Gerede von der Verrohung ist Unsinn. Ich habe nie so zarte Frauen und Männer gesehen wie jetzt. Gemeinsame Not bindet.

Errichtet das innere Reich des Geistes. Faßt euch bei den Händen, seht euch in die Augen. Ist nicht ein freundlicher Menschenblick mehr als alle Außenarmut.

Gießt neue Wärme in die Familie, schmückt mit Heiterkeit die Heimatstube. Lernt das stille Lachen bei der Abendlampe. Lest Märchen und Gedichte vor. Beseht mit den Kindern Ludwig-Richter-Bücher. Singt Lieder.

Zeigt, das ihr Deutsche seid, die Welten im Innern haben. Laßt alles aufblühen, was nur an Keimen in euch liegt. — Und es kommt die Stunde, wo ihr die große Not segnet.

Architekt Herr Kusanke saß mit Gästen bei frohem Mittagsmahl, da kam das feine Dienstmädchen und meldete, im Vorzimmer warte ein Herr oder vielmehr ein Mann.

Was heißt das? erkundigte sich Kusanke. Na, es sollte soviel heißen, daß es eigentlich kein Herr sei, eben nur ein Mann aus dem Volk, aber piknobel gekleidet, offenbar reich.

Architekt Kusanke bat seine Gäste um Entschuldigung und begab sich ins Vorzimmer. Daselbst saß, man kann es nicht anders beschreiben, eine unerhört breite goldene Uhrkette, die sich ober- und unterhalb in einen dicken Menschen männlichen Geschlechts verlor. Das Ganze, geröteten Gesichts, bereits ein wenig greisen Haars, erhob sich, leicht schwitzend, und stellte sich mit plumper Verbeugung vor: Huwald Bäumel, Privat. Sehr angenehm, sagte Kusanke; womit kann ich dienen?

Es ist man bloß, erklärte Bäumel, möchte mir meinen Lebensabend heiter gestalten; bin sehr reich geworden. Habe gehört, Sie bauen schöne Häuser und Wohnungen. Wende mich vertrauensvoll an Sie. Wollen Sie eine Zigarre?

Vorläufig nicht, ich bin noch beim Mittagessen, habe Gäste. Ich muß Sie bitten, zu gelegenerer Zeit wiederzukommen oder ein Stündchen hier zu warten; dann können wir über die Sache reden. Ich sage Ihnen aber gleich, wenn Sie ein Haus von mir gebaut haben wollen: ich baue nicht für jeden. Ich baue die Häuser gleichsam auf den Leib, und nicht jeder Leib eignet sich für ein schönes Haus. Ich werde Sie nachher mal gleich messen und wägen und Ihnen dann erst sagen, ob ich den Auftrag übernehme. Ich denke, Sie warten. Gucken sich'n bißchen um und rauchen Ihr gutes Kraut, da wird Ihnen die Zeit nicht lang werden. Auf Wiedersehen!

Bevor Bäumel antworten konnte, war Kusanke wieder verschwunden. Es imponierte Bäumeln nicht wenig, so abgefertigt zu werden. Er schmiß sich in einen Klubsessel, streckte die schweren Beine von sich, atmete aufgeregt und stieß Dampfwolken aus seinem massigen Maul. Kusanke inzwischen ließ sich sein Mittagsmahl wacker schmecken, unterhielt sich weidlich mit seinen radauenden Gästen und hatte Bäumeln nach ungefähr zwei Stunden gänzlich vergessen, als ihn das feine Dienstmädchen plötzlich an ihn erinnerte. Sofort mahnte er selbst seine Gäste zum Aufbruch, trieb sie förmlich von dannen, und nachdem er den letzten in den Fahrstuhl geschuppst hatte, rannte er zu Bäumeln und schrie ihn an: Sie sind ja noch nicht einmal ausgezogen! Ziehen Sie sich mal gleich aus!

Nanu?

Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich die Häuser auf den Leib baue. Denken Sie doch mal an Schnecken und andere Gehäusetiere. Das Haus muß Ihnen sitzen wie ein guter Anzug. Außerdem muß ich Sie messen und wägen; nicht nur die Kriminalistik, auch die Kunst bedient sich Bertillons. Allons!

Bäumel war vollkommen perplex und fasziniert, er gehorchte automatisch und erledigte sich seiner Kleidung. Kusanke hieß ihn auf eine Wage treten, wog und maß ihn, notierte sorgfältig den Befund und holte zuletzt noch einen photographischen Apparat mit Röntgenvorrichtung herbei.

So, schnaufte er endlich, jetzt bin ich einigermaßen im Bilde. Die Villa ersteht schon vor meinem inneren Auge. Während Bäumel sich wieder anzog, wollte er sich autobiographisch vernehmen lassen. Da kam er aber an den Unrechten. Kusanke unterbrach ihn brüsk: Ham Se so wenig Vertrau'n zu meiner Intuition, daß ich Ihr bißchen Leben nicht einmal erraten kann? Allerdings, was geht mich die Wirklichkeit an! Die Wirklichkeit ist fast immer ein Zufall, nicht das Wesen. Ich weiß z. B. nicht, ob Sie in Wirklichkeit verheiratet oder nicht sind . . . . . . Schweigen Sie! Ich w i l l es nicht wissen, weil ich weiß, daß Sie wesentlich Weib und Kinder haben sollten: auf dieses Soll kommt es mir an.

Wann ist das Haus fertig? fragte Bäumel befangen.

Kommt aufs Geld an, das Sie anwenden wollen.

Das spielt gar keine Rolle, ich bezahle jeden Preis.

Dann können Sie das Haus in einem kleinen Vierteljahr besichtigen; ich muß sowieso noch einmal Maß nehmen. Adieu!

Nach nicht ganz zwölf Wochen erhielt Bäumel Nachricht von Kusanke, der ihn nach einem schönen Villenvororte beschied. Bäumel machte sich auf den Weg und stand endlich vor einer Art Riesentonne still, die von Balkongalerien wie von Faßreifen umschlungen war. Hoch oben auf einer von einem Riesenhahn, d. h. Bierhahn gekrönten Plattform stand Kusanke und gestikulierte mit mehreren Arbeitern. Kaum hatte der Architekt den unten vergebens nach einem Portal suchenden Bäumel bemerkt, als er ihm ein Zeichen machte. Gleich darauf senkte sich die untere Galerie bis zum Erdboden herab. Bäumel konnte mit leichter Mühe über die Brüstung klettern und sich ins Innere begeben, woselbst ihn Kusanke sachlich lächelnd begrüßte: Na? Gefällt es Ihnen? Verzeihung, aber Sie selber sind eine Art Faß — was hilft es, die Wahrheit zu verschweigen! Und nun sehen Sie sich mal weiter um, ich werde Sie führen. Damit nahm er ihn beim Arm und führte ihn durch lauter Räume, die wie das Innere

von Bier-, Wein- und anderen Fässern aussahen; ja, es fand sich eine Art Hauskapelle, die nach Art einer Champagnerflasche gothisch gipfelte, und Architekt Kusanke verhieß dem nicht schlecht aufhorchenden Bäumel sogar eine Art Böllerschuß: der Schlußstein hoch oben könne wie ein Sektpfropfen raus- und, vermöge eines Elastikmechanismus, wieder hineinfliegen; er machte es vor, und Bäumel erschrak freudig über diesen als Abschluß seiner stillen Andachten ersonnenen Effekt — ersonnen ganz und gar in seinem Charakter, den er selbst dadurch erst besser kennen lernte. Das ist der Segen einer charakterologischen Architektur!

Von neuem aber mußte sich Herr Bäumel einer genauesten Untersuchung seiner leiblichen Proportionen unterziehen, mit dem Resultat, daß Kusanke ihm in rund einem Monate die Einweihung versprach, ihn aber vorher eigentümlich verwarnte:

Nichts, mein bester Herr Bäumel, liegt mir gewiß ferner, als mich auch außerarchitektonisch in Ihre Privatangelegenheiten zu mischen. Aber Sie verzeihen mir, wenn ich Ihnen ganz unmaßgeblich und nur im Interesse eines reinen Stils, der bis in Ihre Lebensführung dringen sollte, meine Fragen und Ratschläge anheimgebe. Sind Sie verheiratet? Haben Sie Kinder? Mißverstehen Sie mich nicht! Ich frage selbstverständlich nicht aus Neugier, sondern aus Stilgefühl. Ich erinnere mich, bei Ihnen bemerkt zu haben, daß Sie vielleicht zufällig, aber nicht wesentlich Junggeselle seien; ich k a n n Ihnen kein Junggesellenheim bauen, es paßt nicht zu Ihnen. Sie können es natürlich halten wie Sie wollen; ich gebe Ihnen aber den Rat: heiraten Sie sofort, damit die Einweihung nicht zu einem geradezu lächerlich stilwidrigen Akt werde; — oder sind Sie schon?

Noch nicht, gestand Bäumel und schämte sich offenbar. Der Mann hatte ein weiches Herz und eine harte Liebe zu einem wahren Mannweibe darin; es gab auch bei ihm Konflikte. Ich glaube, ich bin verlobt, sagte er schüchtern.

Fürtrefflich! brüllte Kusanke, indem er einem Arbeiter nebenbei Winke zur Deckenmalerei gab, bestellen Sie nur gleich das Aufgebot, dann können wir die Trauung hier in der Böllerschußkapelle vornehmen. Und machen Sie mal, daß Sie Vater werden, das ist der Punkt auf dem I, am besten viele I's und viele Punkte, so Stücker sechs genügen; sonst ist die Kiste imperfekt.

Bäumel stieg seiner Verlobten, einer fanatischen Frauenrechtlerin, auf die Studentenbude, und, nach einigem Hin und Her, schwang sich Tilde eine Heilsarmeekapotte um ihren Tituskopf, und das Paar glitt ins Standesamt. Vier Wochen später fand in der Hauskapelle die Einsegnung der Neuvermählten statt. Architekt Kusanke führte

das Paar durch die traulichen Räume, deren Deckenstuck lauter Schaumwein- und Bierschaumgekräusel bildete, das in stalaktitenähnlichen Zapfen unregelmäßig herabhing; im Badezimmer war es sogar zu veritablen Sprühduschen verwendet worden. Angesichts der jungen Gattin äußerte Kusanke, er werde die Kemenate und das Damenboudoir noch einer Ueberstilisierung unterwerfen; und sie möge ihm eine dezente Untersuchung ihrer Gliedmaßen-Proportionen gewähren. Kaum hatte Kusanke die Villa verlassen, als Bäumel seiner Tilde die Sache von den I-Pünktchen ans Herz, damit aber zugleich den Grund zu den später so häufigen Eheszenen legte (die, beiläufig gesagt, im Stilgeiste des psychologisch, also gelinde satanisch veranlagten Kusanke waren: charakterologische Architekten sind nicht nur theoretische, sondern auch praktische Propheten). Aber was sahen Huwald und Tilde im geräumigsten Pilsener Bierfaß, will sagen im gemeinsamen Wohnsaal? Eine lauschige Ecke, einen zuziehbaren Vorhang, dahinter einen Traum von Schäferidyll, ein Rosenlager in Form von Emser Kränchen-Bouteillen. Und Tilde hatte Sinn für Stil, sie empfand Kusankes architektonischen Imperativ . . . ., man kann schon sagen, fast mütterlich; während Bäumel, notgedrungen, mehr aus Orthographie, sein Tüpferl auf I setzte. Kaum ein Jahr später hob man, im Beisein des Paten Kusanke, Drillinge aus der Taufe; und nicht nur der Sektpfropfen der Hauskapelle knallte. Aber ganz erweislich entsprang hier das Geschlechtsleben, mindestens Bäumels, dem fast brutentwickelten, hypertrophierten Stildrang eines Architekten und insbesondere dem Bedürfnis, sich einer gewisssen lauschigen Wohnzimmerecke pünktlichst anzustilisieren. Wie oft, in stillen Nächten, stahl sich Bäumel aus dem tonnenförmigen Ehebett in die sakrale Champagnerflasche und ließ dort, von Wehmut über den Stilzwang, der ihn zum Gatten und mehr und mehr zum Vater machte, übermannt, halb vergeßlich den Schlußstein raushopsen, daß es durch die Nacht dröhnte. Einen Moment lang schimmerte der gestirnte Himmel durch das hohe Loch.

FRIEDRICH KOFFKA

SÄTZE UND SPRÜCHE

Wohin wanderst du? fragte ein Zollwächter. Ich wandere, sagte der Vagabund.

*

Doktor Maßmann betrachtet die Stellung der Sterne. Er sucht nach Problemen für sein Billardspiel.

Sich „alt" fühlen, ist oft ein Zeichen keimkräftiger Jugend, die der Fülle des sie bedrängenden Lebensstoffes nicht Herr werden kann und auf Augenblicke erlahmt. „Ich fühle mich jung", versichern mit Vorliebe ältere Leute.

*

Mord ist oft der — zum Fehlschlagen verdammte — Befreiungsversuch des Unmächtigen, der die vergebens umworbene Wirklichkeit zu vergewaltigen trachtet. Der Mörder gleicht selten dem Schlächter; er ist in der Regel schwächlich und „zart". Von den biblischen Brüdern war Abel, nicht Kain der Starke.

*

Nur vom einzelnen führt der Weg ins allgemeine. Die Frauen kann nicht lieben, wer nie eine einzelne liebte. Und wer nicht sein Land liebt, kann gewißlich „Europa" nicht lieben.

*

Beschäftigung Rußlands: die Gedanken des Westens lebendig zu machen und eben dadurch zum Tode zu führen. Wir schreiben Bücher und legen uns in unseren Kategorien zu Bett. Der Russe verblutet an unseren Büchern.

*

Mit „Rechten", die man ihm gibt, ist dem Menschen wenig geholfen. Mit Nahrung, Stube und Bett schon mehr. Am meisten mit einer Stunde an jedem Tage, die ihm allein zu eigen gehört.

*

Irgendeinen Stolz braucht der Mensch. Und mancher ist stolz, daß er lahm läuft.

*

Wo die Mutter das Kind schlägt, da schlägt das Kind seine Puppe.

*

Durch das Loch im Zaun kommen mehr Diebe als auf den offenen Hof.

*

Wage es nicht, ihm beizustimmen, wenn dir Herr Kunz seine Fehler bekennt.

*

Ein Schaf meinte, die Wiese sei nur dazu da, ihm Futter zu geben. Aber sie hat auch ein buntes und leuchtendes Kleid! entgegnete eine Drossel. — Sie hat es nur, daß ich sie besser gewahr werde, wenn ich zum Weideplatz laufe, sagte das Schaf. — Du bist halt ein Schaf! versetzte die Drossel und machte einen Triller.

Ein Spruch für Künstler:

Bei undichten Fenstern heizt kein Ofen das Zimmer. Aber ehe du Feuer machst, öffne die Fenster. Denn frische Luft ist besser zu wärmen als verbrauchte.

*

Ein zweiter:

Nicht jeder, der trunken ist, torkelt und lallt. Und nicht jeder ist trunken, der torkelt und lallt.

*

Ein dritter:

Es braucht keine Damaszener Klinge, um Käse zu schneiden.

*

Das Singen der Mücke ärgert mich mehr als ihr Stich.

*

Das Schiff wird traurig, wenn keine Möwen über ihm hängen.

*

Jeder Wind, jede Welle entführt das unbefrachtete Herz.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Englische und amerikanische Absatzkrise.

Nicht bloß für uns verblendete Deutsche, auch für die Siegernationen des Kontinents sind England und Amerika die beneidenswerten Kriegsgewinner. Dort, in den großen angelsächsischen Ländern ist man nicht um Jahrzehnte zurückgeworfen, nicht genötigt, mühsam neu zu erarbeiten, was man längst besessen hatte: dort ist noch 1914 oder ein 1920, wie wir es hätten, wenn der Krieg nicht gewesen wäre. Dort ist eine behaglich üppige Gegenwart und eine Zukunft voll hemmungsloser Reichtumsentfaltung.

England, sagt man, hat in diesem Kriege seine Hilfs- und Rentenquellen fast unabsehbar vermehrt. Das Mittelmeer ist ganz sein eigen geworden, Arabien und Mesopotamien sind ihm untertan, Persien braucht es nicht mehr mit Rußland zu teilen. Es ist Souverän am Goldenen Horn und Herr der ganzen Ostsee. Seinem Handel gehören die Rohprodukte des nichtbolschewistischen Osteuropa, der baltischen wie der Schwarzmeerküsten. Englisches Kapital kontrolliert den Donauverkehr und sitzt, fest eingenistet, in den Banken und Industriegesellschaften der neuen Mitteleuropastaaten. Von allen Häfen im Norden und im Süden des alten Erdteils steht englischem Warenabsatze der Weg offen und ebenbürtiger Wettbewerb ist fast verschwunden, seit Deutschland nur mit weniger als halber Kraft Güter erzeugen und Güter anbieten kann. Das Petroleum der Welt

ist zum überwiegenden Teile englisch; niemals hatte die Standard Oil einen so furchtbaren Konkurrenten.

All diese Tatsachen sind unbestreitbar richtig. Und trotzdem ist Englands Wirtschaftslage nichts weniger als rosig, der Exportabsatz unbefriedigend, der Beschäftigungsgrad schlecht, die Erwerbslosigkeit beträchtlich, die Stimmung der Arbeiter unruhig, das Urteil über die Aussichten der nächsten industriellen und kommerziellen Zukunft skeptisch. Die ungeheuren neuen Hilfsquellen sind da; aber vorläufig ist aus ihnen wenig oder gar kein Gewinn zu ziehen. Mesopotamien ist zunächst noch nicht das Land Ophir, sondern es ist lediglich ein sehr kostspieliger und viel kritisierter Posten des englischen Ausgabenbudgets. Im Schwarzen Meere hat die englische Flagge keinen gefährlichen Nebenbuhler; allein die Küsten sind Kriegsgebiet oder werden es morgen sein, und zu handeln gibt es dort jetzt viel weniger als in der Russenzeit. Das Baltikum ist britische Ausbeutungssphäre; aber es ist da, wie die Dinge liegen, nicht allzuviel auszubeuten. Die Rigaer Messe, die kürzlich stattfand, war von Haus aus eine englische Veranstaltung; sie hieß Brito-Latrian Fair, Britisch-Lettische Messe. Aber die englischen Firmen kamen nicht, weil sie wußten, daß die Letten Pfundpreise nicht bezahlen können und sie, bestenfalls, schuldig bleiben. So machte man zuguter Letzt im halbenglischen Riga aus der britisch-lettischen eine deutsch-lettische Messe.

Die wichtigsten Donauschiffahrtsgesellschaften sind englisches Eigentum. Der Donauverkehr ist dennoch tot. In Deutsch-Oesterreich und Ungarn hat englisches Kapital mancherlei Beteiligungen wohlfeil erworben. (Was sind zehn oder fünfzig Millionen Kronen in „Edelvaluta?") Aber beide Staaten sind nahezu bankerott und jedenfalls nur in sehr geringem Grade fähig, die Ladenhüter der Londoner Magazine zu kaufen. Auf das rumänische Petroleum hat England die Hand gelegt (obwohl Bukarest seinen wichtigsten Bodenschatz gerne nationalisieren möchte). Indes ist die rumänische Petroleumproduktion äußerst gering, weil britische Ingenieure im Kriege die Bohranlagen so gründlich zerstört haben.

Neue Hilfsquellen sonder Zahl, dabei stagnierender Absatz und gehemmte Produktion, weil man draußen, auf den überseeischen Märkten, während des Krieges doch stark zurückgedrängt worden ist, und weil der unter englischer Leitung und Aufsicht zermürbte Kontinent nichts mehr leisten und deshalb auch nicht mehr kaufen kann. Auch die britische Kriegsrechnung hat zwei Seiten.

Aber Amerika, der neue Wirtschaftsmittelpunkt der außereuropäischen Welt? Auch Amerika hat augenblicklich seine Krise. Die reguläre „Ueberproduktions"krise, die notwendig auf jeden boom

folgt? Vielleicht. Vielleicht aber auch mehr. Die Expansion der letzten Jahre stützte sich auf gesteigerten Ueberseeabsatz (weil die Handelsströme von Europa her versiegten) und auf enorm gesteigerten europäischen Absatz (weil hier ein riesiger Kriegsbedarf zu decken war). Im Ueberseeabsatz ist die Konkurrenz gewachsen; Agrarländer haben sich industrialisiert und bekommen protektionistische Neigungen, England ist wieder da, mit schüchternen Anfangsversuchen sogar Deutschland. In Europa ist der Kriegsbedarf verschwunden; zur breiteren Deckung des Friedensbedarfs fehlt Ausfuhrkraft und Geld. Was bleibt, wenn man da nicht Abhilfe schaffen kann, übrig, als den Produktionsapparat vorläufig wieder zurückzuschrauben?

Valutaschwankung.

Die Besserung der Mark ist wahrscheinlich eine Folge der amerikanischen Krise. Während sich drüben die politischen Wahlen unter der Parole der Abkehr von Europa und seinen widerlichen äußeren und inneren Balgereien vollziehen, diskutiert man sehr eifrig die Frage, wie dieses selbe Europa, um das man sich am liebsten gar nicht mehr kümmern möchte, wieder kaufkräftig gemacht werden könnte. Die Baumwollpflanzer müssen exportieren. Denn trotz ihrer raschen Ausdehnung im Kriege kann die amerikanische Textilindustrie bei weitem nicht die ganze Baumwolle der Union verarbeiten: und könnte sie es, so blieben ihr die Gespinste und Gewebe liegen. Aber wie soll zum Beispiel Deutschland Baumwolle in großen Mengen einführen, wenn Barzahlung oder Zahlung nach kurzer Frist gefordert wird und wenn der Dollar annähernd hundert Mark kostet? Kredit ist notwendig und Hebung des Markkurses. Den Kredit zu beschaffen und zu organisieren, ist keine ganz einfache Sache. Für die Hebung des Markkurses aber genügen ein paar kräftige Börsenoperationen. Die Spekulation läuft dann schon mit und besorgt zunächst das Weitere.

Muß man wiederholen, daß die Besserung der Mark — auch unter einem weiteren Gesichtspunkte als dem des Haussespekulanten der Börse — kein Segen für uns ist? Daß sie unser inneres Preisniveau nicht fühlbar ermäßigt, unsere Produktionskosten nicht entscheidend herabsetzt, dafür aber unsere Ausfuhrfähigkeit hemmt. Kommt kein Rückschlag, so werden wir schon in acht Tagen die Alarmrufe der Exportindustrie und des Exporthandels zu hören bekommen. Das Sinken der Mark in den letzten Monaten bedeutete eine Ausfuhrprämie, die wir — leider — nötig hatten.

Die Mark in New York um einen halben oder ganzen Cent in die Höhe zu setzen, ist kein Kunststück. Aber damit allein ist auf die Dauer niemand geholfen. Auch den amerikanischen Pflanzern und Exporteuren nicht. Man wird schon ein bißchen mehr tun müssen.

AUS DEM TAGE-BUCH

LIEB VATERLAND

Einige der Kongreßdelegierten saßen nach der Tagesarbeit bei ein paar Flaschen Wein zusammen: der Franzose, der Engländer, der Italiener, der Spanier, der Russe, der Amerikaner und der Deutsche.

„Stellen Sie sich," flocht der Franzose gelegentlich in die Unterhaltung ein . . . „stellen Sie sich vor, meine Herren, daß in der Hauptstadt Ihres Landes am hellichten Tage an einem Kinde ein Lustmord verübt worden ist. Der Täter wird von der empörten Menge gerade noch erwischt, von ihr fortgeschleift und an einer etwas abseits gelegenen Stelle an einem Strick, den man schnell bei einem Seiler gekauft hat, aufgehangen. Aber der Strick reißt, und der Mörder fällt lebend auf den Boden zurück. Was glauben Sie nun, daß Ihre Volksgenossen jetzt täten?"

„Meine Volksgenossen," antwortete der Engländer, „würden zweifellos die Bestie an einem stärkeren Strick zum zweiten Male aufhängen."

Der Italiener wog bedenklich den Kopf: „Ich halte dafür, daß der Zorn des Italieners bis zum Platzen des Strickes sich immerhin so sehr abgekühlt hat, daß er nunmehr den Täter dem Gesetz ausliefert."

„In Spanien," sagte der Vertreter dieses Landes, „würde man das Zerreißen des Strickes als Zeichen auffassen, ein Gottesurteil darin erblicken und den Gehängten laufen lassen."

Der Russe mußte gestehen, daß in seiner Heimat die Seilerwaren so unerschwinglich teuer seien, daß man der Billigkeit wegen in solchen Fällen mit Ertränken arbeiten würde. Wobei es zu derartigen Zwischenfällen kaum kommen könne.

„Bei uns," war nun der Amerikaner an der Reihe, „würde man vor das Geschäft des betrügerischen Seilers ziehen, ihn mitschleppen und Wetten abschließen, ob auch bei ihm der Strick reißt."

„Und Sie, Herr Deutscher?"

Der Deutsche fuhr bedenklich über seine Stirn. „Hm. In Deutschland . . . Ja . . . Um die Frage beantworten zu können, müßte ich mir erst noch eine Vorfrage erlauben. Es käme sehr darauf an, ob über den Täter sonst noch manches bei seinen Lynchrichtern bekannt ist. Zum Beispiel: sagen Sie mal: ist der Lustmörder etwa außerdem noch Jude und Pazifist?" Hans Bauer.

MOSSE- UND ULLSTEINFILME

Ein Berliner Theaterdirektor schreibt mir:

Die Ufa hat mit dem Verlag Rudolf Mosse einen Vertrag geschlossen, wonach eine Reihe von Büchern im Kronenverlag erscheinen, deren Inhalt als Text zu Ufa-Filmen dienen wird.

Der Decla-Bioskopkonzern hat mit dem Verlag Ullstein ein gemeinsames Unternehmen begründet, wonach eine Reihe von Ullsteinromanen von der Ucofilm-Gesellschaft, an der Ullstein und Bioskop gleichmäßig beteiligt sind, inszeniert werden. Dank diesem Uebereinkommen werden Zeitgenossen schon in 14 Tagen das Glück haben, den Ullsteinroman „Die Kwannon von Okadero" nicht bloß in der „Berliner Illustrierten Zeitung", sondern auch in allen Theatern des

Bioskopkonzerns zu genießen. Damit die Lose nicht allzu ungleich verteilt scheinen, wird die Ufa die Werke Norbert Falks empfangen und verfilmen.

Ist anzunehmen, daß die Zeitungen des Verlages Rudolf Mosse die Kronenbücherfilme der Ufa unbarmherzig — so unbarmherzig etwa wie unsere armen Theater — kritisieren werden? Kein Wort gegen die persönliche Integrität des einzelnen. Aber ist in solcher Kombination auch nur das kleine Fleckchen Freiheit vorhanden, aus der eine leidlich unabhängige Filmkritik entsprießt? Eine so freie Filmkritik, wie sie Herr Fritz Engel wünscht? Theoretisch gewiß. An dem Tage, an dem im „Tageblatt" das erste schlechte Kronenbuch mit Kerrscher Analyse seziert wird, werde ich an die geistige Freiheit im kapitalistischen Zeitungs- und Buchbetrieb glauben. (Ich will übrigens gern zugestehen, daß die Kronenbücher im „Tageblatt" nur mit einer gewissen schamhaften Schüchternheit gelobt werden.)

Ist es denkbar, daß ein Kritiker der „B. Z." — die persönliche Integrität des einzelnen in allen Ehren — einen Film von Norbert Falk oder Ludwig Wolff schauderhaft findet? War es nur ein neckischer Zufall, daß in der „B. Z." vom 12. November der römische Korrespondent des Blattes zwei lange Spalten Schmus über die Verfilmung der Ullstein-Dichtung „Kwannon von Okadero" serviert? Mitten in die poetische Schilderung sonnigsten Lebens in Florenz wird die freundliche Feststellung eingelegt: „Am 25. November wird der Film im Marmorhaus vorgeführt." Aber „der Marmorbau des Florentiner Doms steht rosenrot überglüht im Morgenlicht". Sollte der Florentiner Marmorbau über das Berliner Marmorhaus errötet sein? Jedenfalls ist er der einzige gewesen, der bei diesem Reklameschmus rosenrot erglühte.

Und nun, verehrter Herr Großmann, bedenken Sie, daß die Ufa und der Bioskopkonzern, beide aus derselben Bankquelle gespeist, unmittelbar vor dem Zusammenschluß stehen. Vermutlich wird es, wenn dieses Heft herauskommt, nur mehr e i n e n starken Konzern in Deutschland geben. Er wird sich rechts auf die Kronenbücher Mosses, links auf die Romane Ullsteins stützen. Ueber die Gründe dieser Vereinigungsversuche, die für alle an der Filmindustrie Beteiligten von größter Wichtigkeit sind, schreibe ich Ihnen ein andermal.

Was sollen da wir armen Theaterleiter anfangen? Es gäbe nur eine Rettung. Barnowsky müßte Mosses Kronendramen und Holländer Ullsteinlustspiele geben. Nur dann hätten die Theater Aussicht, mit so sanfter Nachsicht gewürdigt, mit so rosenroter Eindringlichkeit angekündigt zu werden. Aber Herr Falk ist ein unabhängiger Kritiker und weigert sich, seine Anna Boleyn fürs Deutsche Theater zu bearbeiten, und Herr Ludwig Wolff ist ein zu reiner Künstler, als daß er seinen alljährlichen Ullsteinroman fürs Lessing-Theater dramatisieren wollte.

Gern würde ich unter diesen Notschrei meinen Namen setzen, aber ich beschwöre Sie, lieber Herr Großmann, bewahren Sie mir absolutes Schweigen. Ich müßte sonst diesen Brief furchtbar büßen, und eigentlich bin ich als Ihr Freund verpflichtet, Sie vor der Veröffentlichung meines Briefes zu warnen.

HANS HEINZ EWERS WIEDER IM LANDE

Der Postbote bringt mir ein knallrotes Buch, mit einer Widmung des Verfassers: „recht herzlich". Hans Heinz Ewers hat es geschrieben, es heißt: „Vampir" und nennt sich einen „verwilderten Roman in Fetzen und Farben". Ich lese die Vorrede, in der der Roman des Romanes erzählt wird. Diese verdammten Amerikaner wollten das Erscheinen des „Vampir" verhindern. Das Manuskript mußte vergraben, versteckt, verboten werden. Aber ein Karneol, in den ein Skorpion eingeschnitten war, half dem Verfasser. Ich schauderte, als ich an den Skorpion dachte, und las das Buch nicht. Aber an einem müßigen Abend schlug ich den verwilderten Roman auf und las auf Seite 276 wörtlich:

— — — — — — — —

„Mein Kleid," antwortete sie, „der Maler Runk hat mir's gezeichnet, die Blackland hat's angefertigt, ich soll eine Fürstin darstellen aus Zypern — bin die Geliebte des Kardinals Colonna. Gefällt dir's? Paß mal auf!"

Sie öffnete den Silbergurt, löste dann eine Federspange vorn auf der Brust — da sprangen bis unter die Knie die Haken, alle zugleich. Und das Silberkleid flog auf nach beiden Seiten, wie eine Muschel: völlig nackt lag ihr Leib vor ihm — weder Hemd hatte sie an noch Strümpfe.

Sie wand, schnell wie eine Schlange, ihre Arme aus den Aermeln, warf sie hoch.

„Nun bin ich nur in Perlen!," lachte sie, „küß mich!"

Er küßte ihre Hand, schenkte zwei Gläser voll, trank mit ihr. „Sie können sich's leisten, Aimée," rief er, „mit dem Wuchs!"

„Danke!" sagte sie, „aber sag' ,Du' — heute nacht! Fürstinnen aus Zypern sind's so gewöhnt, und besonders, wenn sie ausgezogen sind. Und Kardinalsliebchen erst recht —.

Sie unterbrach sich, legte den Finger auf den Mund. „Ssst" machte sie. „Ssst! Daneben ist jemand!"

Leises Sprechen hörte man aus dem Nachbarzelt. Sie kroch auf allen vieren, nahm eine Waffe ab von der Zeltwand, lauerte durch ein kleines Loch. Winkte ihn dann heran.

„Schau durch," flüsterte sie, „Marion de Foy ist's."

Er sah durch das Loch. O ja, das war die, die Farnese spielte, des Papstes Mätresse. Und bei sich hatte sie das blonde zwölfjährige Mädchen, Lucrezia Borgia, das auf ihrem Schoße saß während der Vorstellung. Sie zog dem Kinde Schuhe aus und Strümpfe, gab ihm ein Gläschen süßen Schnapses, fütterte es mit Konfekt. Flüsterte heiß, küßte die Kleine, streifte ihr das Gewand herunter —

Aimee Breitauer drängte ihn weg, lugte kniend durch das Schauloch, atmete schnell, preßte beide Hände auf ihre festen, starken Brüste. Warf sich dann zurück —

„Komm" rief sie.

„Habt Ihr überall Gucklöcher in den Zeltwänden?" fragte er.

„Ja," antwortete sie schnell und ungeduldig, „überall. Das war Supra Pierycats Gedanke. Es regt auf, zu sehen — findest du nicht? Komm — küß mich!"

Sie streckte Arme und Beine weit aus, schleuderte die silbernen Sandalen von den Füßen."

Mehr las ich nicht. Herr Hans Heinz Ewers hat während des Krieges in Amerika für Deutschlands geistig-sittliche Bedeutung propagandistisch gewirkt. Hat in herzzerreißenden Gedichten um Deutschlands Tote getrauert. Da kommt der vaterländische Poet zurück und breitet den Reichtum seiner reinen Seele vor uns aus . . . In Amerika mußte er sein Manuskript verstecken, der Staatsanwalt hätte den Dichter unbarmherzig am Kragen gefaßt. In Deutschland darf er seine Dichtung ungestört veröffentlichen, hier greifen die Staatsanwälte immer daneben.

Letzte Regung vor diesem Buch: Und das konnte der selige Borngräber nicht erleben! Es ist die ideale Borngräberei. Noch in der Nervenheilanstalt müßte es Borngräber um den vorsichtig verlorenen Verstand bringen, daß er nicht dieses verwilderten Romanes schleimiger Verleger werden durfte. Es ist in München erschienen, bei den Herren, die Georg Müllers Erbe emsig verwalten.

TAGORE UND MANN

Pädagogen sind dem Europäer im Hinblick der Heranwachsenden sehr wichtig, Moralisten aber sind an ihm verloren. Im Lichte ihrer Lehren zeigt sich alsbald, daß wir sehr genau wissen, wie wir sein sollten. —

Ja, wir sind schlimme Leute. Das einzig Gute an uns ist, daß wir wirklich verwöhnt und wirklich ungeduldig sind. Selbst Emerson ist nichts für uns, und Bücher wie der „Unfug des Sterbens" oder gar „In Harmonie mit dem Unendlichen", dies livre de chevèt so vieler Amerikanerinnen, kommt auf diesem Kontinent nicht zu Rang.

So wußten wir auch mit dem trefflichen Rabindrahnat Tagore bisher nichts Rechtes anzufangen und erst sein Roman „Mein Heim ist die Welt" (Verlag Kurt Wolff, München) hat ihn uns nähergebracht.

Nicht die Vernünftigkeit aber, die natürlich in d i e s e m Werk den Grundton angibt, nur die Kunst bringt es uns näher, nur sie benimmt den drei exotischen Helden des Romanes, deren Geschicke sich so zwangsläufig vollziehen, die Fremdheit. Seine hohe Moral interessiert uns nur mittelbar, wohl aber die überraschende Komposition, das breite Dahinfließen, die feine und merkwürdige Spannung. Man ist freudig erstaunt, ein Buch, dem ein so ungeheurer Erfolg zu teil geworden ist, so schön und so gut zu finden. (Wir sind eben doch Moralisten!)

Freilich: es ist ein Wind der Ebene, der hier von so weit und so weit zu uns herüberträgt, und es gibt die gebirgigen Bücher, wie „Macht und Mensch" von Heinrich Mann, mit der sich aufwerfenden Gedankenwelt. Schweren Pulses und dabei voll Milde, gehört es zu den wenigen Produkten, welche, der Zeit selbst entstanden, sie dennoch überdauern werden. In Heinrich Mann ist eine solche Fülle von Bitterkeit gewesen, daß man das große Herz, den aufbauenden Geist nicht gleich erriet. Seine Essays, die zu den schönsten gehören, welche wir haben, sollten, wenigstens hierzulande, mehr gelesen werden als alle Bücher Tagores. Denn hier ist der Moralist, den wir ertragen: D e r M o r a l i s t f ü r E u r o p ä e r.

Weil nichts vollkommen ist, macht auch er sich eines argen Seitensprunges schuldig. Es ist ersichtlich, daß er von Richard Wagner, den er doch einer so eingehenden Kritik unterzieht, keine Zeile außer seinen Operntexten gelesen hat. Indem er ihn kurzer Hand zu den Requisiten des wilhelminischen Menschen wirft, weil dieser ihn in seine Welt hineinzerrte, treibt er — auf seine Weise — jenen Mißbrauch mit ihm, der nun einmal Wagners posthumes Schicksal ist. Ich glaube aber, man schweigt sich heute am besten über Wagner aus. Eine gerechte Würdigung ist inmitten unseres Ueberdrusses nicht möglich. Annette Kolb.

DIE DOKTOR-BÖRSE

Ein Leser aus Köln schickt mir folgende Anzeige aus der „Kölnischen Volkszeitung".

Doktor-Titel
rer. pol. wünscht Verwaltungsbeamter, ehemal. U.-Primaner e. human. Gymn. mit 7 Semest. Nationalökonomie. Wo und wie möglich?
Fr.-Off. u. D. H. 5689 a. d. Geschäftsstelle der Köln. Vztg.

Der Verwaltungsbeamte könnte einen geraden Weg gehen. Er brauchte sich nur an der mit einer Verwaltungshochschule verbundenen, praktisch-volkswirtschaftlich eingestellten Kölner Universität inskribieren zu lassen. Aber der Zeitgenosse will sich pfiffiger verwalten. Er will im Wege des Schleichhandels das Doktordiplom erwerben. Diese Annoncen mehren sich. Bald werden die Zeitungen eigene Inseratenabteilungen eröffnen: Vom Markt der Doktordiplome.

DER ALTE KASINOTON

Ein Freund des „Tage-Buch" schickt mir folgendes drollige Rundschreiben:

Offizier-Gesellschaft Hamburg.
Hamburg, im November 1920.

An die Herren Mitglieder.

Im September d. J. habe ich, namens des Verwaltungsrates der Offizier-Gesellschaft, an die Herren Gruppenvorstände folgendes Schreiben gerichtet:

„Es ist vielfach — namentlich älteren Mitgliedern der Offizier-Gesellschaft — aufgefallen, daß das Verhalten einer größeren Anzahl der das Kasino besuchenden Herren nicht den Gepflogenheiten der früheren Zeit entspricht. So wird weder beim Kommen noch beim Gehen auf die Begegnenden Rücksicht genommen; in der Garderobe und im Eßraum unterbleibt die Begrüßung, es setzen sich Herren an einen Tisch, ohne sich den dort schon Sitzenden vorzustellen. Die Begrüßung seitens anderer Herren wird nicht bemerkt oder unerwidert gelassen.

Euer Hochwohlgeboren bitte ich, bei der nächsten Zusammenkunft Ihrer Gruppenmitglieder Gelegenheit zu nehmen, darauf hinzuweisen, daß es gerade in der jetzigen Zeit erforderlich ist, die früher in Offizierkreisen üblichen Formen auch fernerhin zu wahren — allein schon als äußeres Zeichen, daß unser Denken und Fühlen als deutsche Offiziere usw. durch die staatliche Umwälzung keinerlei Aenderung erlitten hat.

Obiges Schreiben ist bisher ohne jeden Erfolg geblieben, was allerdings auch darauf zurückzuführen

ist, daß nur ein Teil der Mitglieder den bestehenden Gruppen angehört.

Daher bringe ich Vorstehendes zur allgemeinen Kenntnis und wende mich an alle älteren Herren Kameraden mit der Bitte, dahin zu wirken, daß beim Verkehr im Kasino wieder die alten Sitten und Formen gewahrt werden.

Becker
Generalmajor und Vorsitzender."

Fehlt nur, daß der Herr Generalmajor jedem Kasinomitglied, das in der Garderobe nicht stramm steht, acht Tage Stubenarrest diktiert.

BÜCHER

Franz Ferdinand Baumgarten: Zirkus Reinhardt. Hans Heinrich Tillgner Verlag. Potsdam 1920.

Um es gleich zu sagen: Die Abrechnung mit dem Problem des Großen Schauspielhauses, welche schon durch den ironischen Titel „Zirkus Reinhardt" gekennzeichnet ist, erschöpft nicht den Inhalt dieses Buches. Es enthält mehr; es gibt eine Kritik der Kunst einer ganzen Epoche, des kaufmännischen Unternehmungsgeistes einer ganzen Generation. Die Abrechnung wird nicht nur mit Reinhardt persönlich vorgenommen, sie gilt auch allen seinen Helfern, seinem Publikum. Baumgarten weist nach, daß die Idee des Großen Schauspielhauses auf einer durchaus unkünstlerischen Basis ruht, daß alle von den Verkündigern einer neuen Theatertat vorgebrachten Argumente, die eine Anknüpfung an das antike Theater Griechenlands und an die bedeutende Theaterkultur des Barock verkünden, falsch seien und in Praxis umgesetzt, zu künstlerisch absurden Wirkungen führen. In einem ausgezeichneten Exkurs über den Theaterstil aller Zeiten zeigt Baumgarten, daß es nie ein Orchestra-Spiel in *der* Form gegeben habe, in der es im Großen Schauspielhaus durchgeführt wird, wobei für den Zuschauer stets nur Segmente der Handlung (und oft sehr unwesentliche) vor Augen treten, während wichtige Szenen verloren gehen. Mit Eindringlichkeit, die durch Temperament getragen, gerade bei einer historischen Untersuchung so erfrischend wirkt, weist Baumgarten nach, daß das moderne Theater keine andere Form als die der seit Molière erprobte Form der Guckkastenbühne haben könne. — Durch eine eingehende Kritik dreier verschiedener Aufführungen im Großen Schauspielhause soll der Beweis für die vernichtende Beurteilung des Reinhardtschen Zirkusproblemes erbracht werden. Baumgarten rechnet aber nicht nur mit dem Theaterunternehmen ab, das im Zuge einer besonderen Konjunktur steht. Er gibt eine Kritik dieser Konjunktur selbst, die auf Kunst- und Kulturzertrümmerung ausgeht. Diese Epoche, welche aus der Vorkriegszeit herüberreicht, nennt Baumgarten prägnant „Wilhelminisches Barock". Es ist das Zeitalter der Unsicherheit in bezug auf den Geschmack, das in seinem Stil ein Seitenstück darstellt zu dem berüchtigten Makartstil, der ebenfalls ein ganzes Menschenalter beherrschte. Darüber urteilte Baumgarten in seinem Conrad-Ferdinand-Meyer-Buche. Wenn er nun die neue Kunstepoche historisch betrachtet und im einzelnen z. B. Klinger, der für die richtige Verwendung des Materiales ebensowenig Sinn hatte,

wie unsere heutigen Neoexpressionisten, als einen typischen Vertreter dieser Zeit auffaßt, so weist Baumgarten den weiteren Kunstkomplex nach, aus dem heraus der neue Theaterstil gereift ist.

Was hier nur angedeutet ist, könnte auch im besonderen untersucht werden. Die Zusammenhänge der bildenden Kunst und des Theaters, die beide aus demselben Drange nach Gestaltung entspringen, wären genauer aufzuweisen. Im Theater sind eben alle Kräfte einer Zeit lebendig.

Solche Ueberblicke sind brauchbar und können, heute als aktuelle Polemik wirkend, seinerzeit für die historische Erkenntnis unserer Kunstepoche von Bedeutung sein.

Richard Smekal.

SKIZZE

Mir gegenüber

wird ein Dach neu gedeckt. Ich rapportiere das, weil ich mich beschäftigen muß. Darf man so subtil sein? Wohin anders führt das, als in eine ungesunde Vornehmheit?

Ich höre mit Hämmern auf Blech klopfen. Einmal haben es die Leute mit Schiefer, das andere Mal mit Ziegeln zu tun.

Sie müssen schwindelfrei sein, sicher schreiten. Ich schaue Arbeitern gern zu, weil's zum Schaffen anregt, aufweckend, besinnend wirkt und mich mahnt, ich sei auch zu etwas da.

Ein Dachdecker muß eine Leiter hochklettern, ein Gesims entlang gehen können, behutsam und dabei vertrauensvoll sein.

Was sieht nicht ein aufmerksamer Mensch, sobald er nur zum Fenster herausschaut. Heut' ist's ein Gipser, morgen vielleicht ein Schornsteinfeger.

Ich meine, ich habe doch da immerhin wieder mal einen Artikel geschrieben, ob's Dichtkunst sei, frag' ich mich wenig, wenn's nur wenigstens einer Leistung ähnlich sieht.

Eins ergibt das andere; Bedeutsames wächst oft aus dem Unbedeutendsten. Ich hoffe, daß ich richtig rede. Hier wäre was Handwerkliches, nun fahr' ich

Im Auto.

Der Uebergang scheint rapid, doch handelt es sich um Früheres. Ich vergesse nicht schnell irgend was. In Berlin war's; ich war zu einer Fahrt eingeladen. Viel war nicht dabei, aber hübsch war's.

Wir waren vier Leute, eine Dame und drei Herren, von diesen dreien hieß einer wie ich, sah auch so aus, sprach so. Das war wohl ich selbst. Der andere war Lektor, der dritte Verleger.

Die Dame hatte weiter keinen Beruf, als daß sie hübsch war und dies gern von Zeit zu Zeit bestätigen hörte.

Das Auto flog fort, der Chauffeur tat seine Pflicht flott, wir kamen durch Eichen- und Akazienwälder. Weit und breit lag Landschaft, hie und da fand sich eine Ortschaft.

Einmal stiegen wir aus, um zu sehen, wie's uns auf den Beinen behage. Die Fahrt hatte einen literarischen Anstrich, wir nahmen fast sämtliche Dichter durch.

An sich war's kein interessantes Ereignis, ich sage es offen. Weshalb sollte ich tun, als wenn und als ob? Warum sollt' ich aus etwas Einfachem etwas Kompliziertes, aus etwas Angenehmen etwas Aufregendes machen?

Die Sache lief ruhig, friedlich, nett, still und absolut glatt ab; abends war ich wieder in Berlin, die andern auch. Wenn von Vieren, die im Auto sitzen, einer ankommt, kommen die andern ebenfalls an, das dürfte klar sein.

Die Dachdecker haben inzwischen ihr Tagwerk beendet, ich das meinige auch.

Robert Walser.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W35, Potsdamer Straße 123b.

LUDO HARTMANN

ABSCHIEDSREDE

Die Rede, die der scheidende Gesandte Deutschösterreichs, Professor Ludo Hartmann, auf dem unvergeßlichen Abschiedsabend gehalten hat, ist bedeutungsvoll genug, hier im Wortlaut veröffentlicht zu werden.

Häufig, wenn ich bei feierlichen Begräbnissen die Reden hörte, die zu Ehren des Toten gehalten wurden, kam mir der Gedanke, was wohl der da unten dazu sagen würde, wenn er die Reden noch hören könnte. Heute bin ich unwillkürlich in diese Lage versetzt worden, und es wird mir, der ich noch lebendig bin, wirklich schwer, auf die liebenswürdigen Nekrologe zu antworten, die mir zuteil geworden sind. Das eine aber muß mich trösten, und das eine muß ich betonen, daß das viele Gute, was gesagt worden ist, ja eigentlich nicht auf mich gemünzt war, sondern auf die Sache, die ich vertreten habe und weiter vertrete. Ich darf meine Person als einen Vorwand für diese schöne Demonstration betrachten und bin hier, wie immer, der Ansicht, daß die Person nur eine Dekoration ist für die Sache, der sie dient. In Wirklichkeit jedenfalls haben nicht Sie, verehrte Herren und Damen, Grund, mir zu danken, sondern ich bin Ihnen allen zu größter Dankbarkeit verpflichtet, zur Dankbarkeit vor allem dafür, daß Sie mich von vornherein und bis zu meinem Scheiden und hoffentlich darüber hinaus nicht als Ihren Gast, sondern als Ihren Mitbürger behandelt haben. Es drängt mich ferner, all denen zu danken, die mich in meinem Wirken unterstützt und mit vollem Eifer die Sache des Anschlusses innerhalb der Grenzen des Möglichen gefördert haben, so vor allem den Männern in hervorragender Stellung, in der Regierung von den Volksbeauftragten bis zu dem jetzigen Reichskanzler, vom Grafen Brockdorff bis zum heutigen Minister des Aeußern, den wir das Vergnügen haben, in unserer Mitte zu sehen, aber auch all den vielen Reichsdeutschen und Oesterreichern, welche in diesen zwei Jahren ihren Willen zum Anschluß betätigt haben. Sind doch hier alle ihre Vertreter, Männer aller Parteien, erschienen, um ihr Bekenntnis für den Anschluß feierlich abzulegen und damit einen überparteilichen Bund in dieser nationalen und in gewissem Sinne auch internationalen Sache zu schließen. Es ist mein Wunsch und meine Hoffnung, daß dieses Bündnis nicht nur ein Gelegenheitsbündnis für heute sein möge, sondern daß es sich dauernd zu einer Organisation ausgestaltet.

Damit komme ich zur Sache, zu meinem eigentlichen Gegenstand. Gewiß ist es richtig: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die

Persönlichkeit", gewiß, aber die Persönlichkeit bedarf zu ihrer Auswirkung der Gesellschaft, in die sie hineingestellt ist, für die sie wirkt. Denn sie ist nichts, wenn sie in den leeren Raum hineingestellt wird. Und gerade das ist die Größe unserer Zeit, daß sie sozial ist, das heißt, daß jeder einzelne mit allen Fasern mit der ganzen Gesellschaft verknüpft ist, daß jeder einzelne in der Demokratie politisch ist und politisch sein muß. *Unsere Zeit stellt jeden einzelnen in das Weltgeschehen*, in den großen Strom der Entwicklung hinein. So ist es auch mein Glück und mein Stolz, daß ich einen der Fäden mitanspinnen durfte, der, weitergesponnen, uns durch das Labyrinth der heutigen Bedrängnisse hindurchführen und uns den Weg ins Freie weisen wird. Denn wir haben, mögen auch manche über diese Behauptung den Kopf schütteln, allen Grund, optimistisch zu sein. Es sind uns so große Probleme gestellt, wie vielleicht niemals vorher. *Die Geschichte stellt aber keine Probleme, die sie nicht löst*, sie heilt die Wunden, die sie schlägt. Denn eine Frage wird erst dadurch zum historischen Problem, daß sie in das Bewußtsein der vielen eingedrungen ist und daß sich schon die Kräfte regen, um sie zur Lösung zu bringen. Für uns gilt es nur, die Tendenzen der Geschichte zu erkennen, denn in dieser Erkenntnis haben wir die Gewähr und die Sicherheit des schließlichen Gelingens. So gibt es in der Geschichte der letzten hundert Jahre, abgesehen von der sozialen Entwicklung, gewiß keine andere so starke und so deutlich ausgeprägte Tendenz, wie die nach der nationalen Einigung. Als die großmächtigen Staatsmänner, entsprechend etwa dem heutigen Obersten Rate, vor hundert Jahren auf dem Wiener Kongreß zusammentraten und die neue Landkarte Europas nach vielem Feilschen und mit Rücksicht auf die Begehrlichkeiten der Dynastien und nur bedacht auf die einzelnen Landfetzen, aber nicht auf die Völker, die sie bewohnten, entwarfen, da schufen sie ein Werk, das trotz aller Mühe der Mächtigen keinen Bestand haben konnte, so daß die ganze Geschichte des 19. Jahrhunderts nichts als ein Kampf für die Vernichtung dieser Landkarte ist. Ich erzähle nur, was in jedem Elementarbuch der Geschichte zu lesen ist: daß sich die Serben erhoben und dann die Griechen, und wie Italien in dezennienlangem Kampfe um seine Einheit rang, wie die Interventionspolitik gegen den historischen Fortschritt aufgegeben wurde, wie sich in Deutschland die Geister regten und dann in der Paulskirche, vor der wir uns in Verehrung beugen müssen, zusammenfanden, wie dann im Jahre 1866 in Deutschland, für das die äußeren Verhältnisse besonders ungünstig waren, eine scharfe Trennungslinie innerhalb der Nation gezogen und dann eine Zwischenlösung gefunden wurde, die niemals zu einer definitiven werden konnte. Wir wissen

auch, wie sogar ein Napoleon III. prinzipiell das Nationalitätenrecht vertrat, ein Kompliment, das das Laster vor der Tugend zu machen genötigt ist. Heute freilich muß man sich sagen: welch ein Wahnsinn ist es, daß die Großmächtigen von heute auch aus den elementaren Tatsachen der Geschichte nichts gelernt haben und, obwohl sie vor dem Selbstbestimmungsrecht der Völker ihre Verbeugung machen, des Glaubens zu sein scheinen, daß die Einschränkungen, die sie uns auferlegen, von Bestand sein können. Immer wieder ergibt sich der alte Gegensatz zwischen dem Imperialismus und der nationalen Volkspolitik. Nichts anderes als ein Ausdruck dieses Gegensatzes war der Weltkrieg, in welchem allerdings Strebungen und Gegenstrebungen wirr durcheinandergehen, von der imperialistischen Politik Oesterreichs und Rußlands auf dem Balkan und vom Ultimatum an Serbien angefangen, nichts anderes als eine Fortsetzung jener Kriege der sogenannten merkantilistischen Zeit, in der die Regierungen glaubten, das Heil ihrer Reiche bestehe in der Angliederung neuer Fetzen Landes, um ihr eigenes Reich möglichst unabhängig von allen anderen zu stellen. Wie stark ist doch auch die Analogie des jetzigen Zeitpunktes mit den Zeiten der Erneuerung während der nationalistischen Kriege und den Zeiten der Heiligen Alliance nach 1815, wenn auch die Rollen zum Teil vertauscht sind. Damals, wie vor dem Zusammenbruch, war Oesterreich, das Oesterreich Metternichs, das große Hemmnis der Entwicklung, weil es auf seinen schwankenden antinationalen Grundlagen selbst zittern mußte, wenn irgendwo in der Welt sich eine nationale Regung für das Selbstbestimmungsrecht der Völker offenbarte. Aber dieses große Hemmnis ist infolge des Weltkrieges weggefallen, und wenigstens in dieser Beziehung ist die Bahn frei.

Schon vor hundert Jahren hat Fichte diese Zusammenhänge erschaut, und es täte gut, daß die „Reden an die deutsche Nation", die leider weniger gelesen als zitiert werden, wieder gehalten würden. Hier spricht Fichte von den „natürlichen Grenzen", und er meint damit nicht etwa geographische oder strategische, nicht einmal in erster Linie wirtschaftliche Grenzen, sondern kulturelle und sprachliche Grenzen, welche ein Volk zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenschließen, und seitdem haben wir durch die Forschung gelernt, daß diese natürlichen Grenzen in der Tat unverrückbar sind. Denn seit der Völkerwanderung und der Kolonisation haben sich trotz aller Kriege und nationaler Fehden die sprachlichen Grenzen der geschlossenen Sprachgebiete, im Süden zwischen Deutschland und Italien, in der Schweiz und im Westen zwischen Deutschen und Franzosen, im Osten zwischen Deutschtum und Slawentum, kaum geändert. Wer kann es wagen, sich der Geschichte in den Weg zu

stellen? Wer diese Kühnheit hat, der wird zermalmt werden vom Rad der Geschichte in Zukunft, wie in der Vergangenheit.

So zeigt uns die Geschichte, daß es nur eine Grundlage für die Politik der Zukunft gibt, und diese ist das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Einzig auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes ist ein Zusammenleben der Völker in der Völkergesellschaft denkbar, ein Zustand, der der Demokratie, dem einzelnen Staate, entspricht, in welcher der einzelne seine Kräfte auswirkt zum Nutzen und in den Grenzen der Gesamtheit. Es ist ein Zusammenleben auf der Grundlage der sich immer mehr entwickelten Arbeitsteilung, so daß der einzelne Mann oder der einzelne Staat, der außerhalb der Gesellschaft steht, als Barbar erscheint oder, um ein aristotelisches Bild zu gebrauchen, nicht anderes als „der Räuber im Brettspiel" ist. Es kann keine Konjunkturpolitik mehr geben, entsprechend den geschäftlichen Praktiken des Börsenspekulanten, dem der Verlust des anderen eigener Gewinn ist, sondern nur eine aus der Notwendigkeit des historischen Geschehens entspringende Politik des kategorischen Imperativs, laut welchem die Maxime des Handelns jedes einzelnen Staates als Norm für das Handeln der Gesamtheit gelten kann. Die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes ist daher zugleich im Interesse der übrigen Völker gelegen, und ich darf wohl auf den hochbedeutsamen Versuch einer Ausgleichung zwischen zwei aufstrebenden Nationen hinweisen, der durch das italienisch-südslawische Uebereinkommen verwirklicht worden ist und vielleicht als erster Schritt gegen die drohende Balkanisierung nicht nur Ost-, sondern vielleicht Mitteleuropas angesehen werden kann.

Aus all diesen historischen Tendenzen und Erwägungen heraus können wir das sichtbare Bewußtsein schöpfen, daß die Friedensverträge von Versailles und St. Germain nicht Grundlage einer dauernden Ordnung sein können. Wir werden sie nicht durch Gewalt zerreißen können, schon aus dem Grunde, weil wir nicht im Besitz der Gewalt sind und nicht mit den Mitteln der alten Diplomatie, weil diese auf die Dauer unwirksam sind. Unser Gegenmittel wird auf dem Gebiet des Selbstbestimmungsrechtes liegen. Wenn all denjenigen Volksteilen, welche von Deutschland abgegliedert werden sollen, das Recht des Plebiszits zuerkannt würde, so können und werden auch wir in Deutsch-Oesterreich das Mittel des Plebiszits zu gebrauchen wissen, und wir werden hier, wie in Deutsch-Oesterreich, unseren Kampf mit modernen Waffen ausfechten. Wir dürfen für uns dasselbe Pathos wie Fichte in Anspruch nehmen, in dem Bewußtsein des großen Unterschieds, der immerhin zwischen heute und einst besteht und der sich darin ausdrückt, daß es nicht nur eine kleine Schicht von Bürgern ist, welche die Gedanken der Zeit erfaßt

hat, sondern daß der große soziale Gedanke unser ganzes Volk durchdringt und daß wir berufen sind, ihn zu verteidigen. Wir wollen weder eine sogenannte Realpolitik alten Stils, noch eine romantische Politik der himmelblauen Ideale verfolgen, sondern uns durchtränken mit einem realistischen Idealismus, der die gegebenen Machtfaktoren erkennt, aber sie nicht für unabänderlich hält und sich auf die Notwendigkeiten der Entwicklung stützt.

Allerdings, wir alle sehen und spüren das Unglück, das über uns gekommen ist. Wir sehen den Spuk und die Gespenster aus alten Zeiten, die wiederum aufsteigen. Wem von uns würde bei dem Gedanken an das millionenfache Elend, an Versklavung und Brutalität nicht das Blut aufwallen? Es gilt, die Zähne zusammenzubeißen und mit Zusammenfassung aller Energien durch dieses Land vorwärts- und durchzudringen, erfüllt, um eine alte historische Wendung zu gebrauchen, „von dem Berufe unserer Zeit", nicht zur Gesetzgebung in engerem Sinne, wohl aber zu anderen hohen Aufgaben, die zu erfüllen wir berufen sind, die Augen auf das nationale und soziale Ziel gerichtet, bewußt, daß das Volk, das sich seinen Boden erarbeitet hat, trotz allem unsterblich ist, trotz Kindersterblichkeit und Greisenelend, daß vor allem unser deutsches Volk unsterblich ist und leben und sich ausleben wird.

Deshalb sind wir auch nicht gesonnen, unter irgendwelcher Bedingung, wegen irgendwelcher Drohungen oder Lockungen den Anschlußgedanken aufzugeben. Aber es wäre falsch, nur daran zu denken und nicht davon zu reden. Und glauben Sie mir, es sind falsche Freunde, die Ihnen Schweigsamkeit und scheinbare Fügsamkeit anraten, es sind vielfach dieselben, die allen Grund haben, sich vor der Auswirkung des Selbstbestimmungsrechtes zu fürchten. Wir sind nicht mehr im Zeitalter der Geheimdiplomatie, sondern in unserer demokratischen Zeit muß es sich darum handeln, die öffentliche Meinung Europas aufzuklären und für uns zu gewinnen. Von Land zu Land muß der elektrische Funke der Begeisterung überspringen und zu einem Aufruf „An Alle" werden. Unser Glaube muß Berge versetzen. Et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Auf diesem Felsen werden wir die Kirche der Zukunft errichten, in der sich die Gemeinde zusammenfindet und der Geist, der neue Geist über sie kommt. Et non praevalebunt contra eam portae inferi, und gegen sie werden die Pforten der Hölle keine Macht haben. So werden wir siegen gegen Hölle und Teufel, gestützt auf unser historisches Recht, das das Recht der Zukunft ist. Sie alle sind berufen, in diesem Kampfe in die Reihen einzutreten und ihre Pflicht zu tun. Lassen Sie mich das Glas erheben auf den Anschlußgedanken, auf seine Verfechter und auf das Erwachen des europäischen Gewissens.

PAUL REBOUX

NEBEN EINEM LEICHNAM

Paul Reboux, einer der einsichtigsten Franzosen, einer der wenigen, veröffentlicht in der Pariser „Lanterne" die folgende Totenklage um Wien. Wieviel französische Ohren hören sie?

Ein aus Österreich zurückkommender Herr sagte mir: Ich war vier Tage in Wien. Dort ist das Leben entzückend! Immer Musik! Deliziöse Frauen! Ueberall, im Theater, im Restaurant, auf der Eisenbahn, findet man einen Nachbarn, der einem ein Möbel, ein Auto, eine Fabrik, ein Kunstwerk, hunderttausend Büchsen Hummer oder seine Geliebte verkaufen will. Ich habe gut gewohnt und gut gespeist und hatte es warm. Das war natürlich kostspielig. Aber die Valuta macht alles wieder gut. Eine Krone sind zwei Centimes. Alles, was man über das Elend in Wien erzählt hat, ist sehr übertrieben. Um so schlimmer für die, die es nicht verstanden, ihr Schäflein ins Trockene zu bringen.

Dieser Herr hatte recht. Es gibt in Wien fünfzigtausend Wucherer, Amerikaner, Japaner, Engländer, Franzosen, Belgier, Italiener, Spanier, die unaufhörlich Geschäfte machen und die sich nur zu einer kleinen Wagenfahrt, einem Telephonanruf, einem kurzen Besuch bemühen müssen, um Hunderttausende von Kronen zu gewinnen. Die Leichtigkeit des Gewinnes ermöglicht ihnen grenzenlose Ausgaben. Die Wiener sind übrigens an diesem Gewinn beteiligt. Sie haben nur zwischen Wucher und Ruin zu wählen. Ob Großkaufmann oder Kleinkrämer, jeder füllt sich die Tasche. In den reichen Stadtvierteln herrscht Luxusfieber und Wohlleben. Champagner strömt, Frauen, trunkener Gesang, Lachen, Walzer, jubelnde Orchester.

Sterbende täuschen sich fiebernd über ihren Zustand, um in kurzer Zeitspanne die Lebenskraft, die ihnen geblieben ist, zu vergeuden.

Denn Wien stirbt, denn Österreich stirbt.

Woran? — An Hunger.

Finanzredakteure, Abgesandte vom Quai d'Orsay oder vom Finanzministerium können nach dem Gepränge und dem Fieberrausch des Wiener Nocturno schreiben: „Sie singen, also werden sie bezahlen."

Aber sie denken nicht daran, daß Österreich geköpft ist. Sein Leib ist zerfetzt, nur sein Kopf lebt noch. Ja, Österreich ist geköpft. Von den mehr als 40 Millionen Einwohnern, die die Monarchie bewohnten, bleiben 3½ Millionen in der Hauptstadt und ihrem Um-

kreis. Jugoslawiens Viehzucht, Ungarns Ackerbau, Böhmens Bergwerke versorgten ehemals die Hauptstadt. Jetzt sind diese abgetrennten Gebiete durch Zollschranken versperrt und die Österreicher haben kein Getreide, kein Kupfer, keine Kohle, kein Fleisch. Dabei müssen sie für den Unterhalt eines ungeheuren Verwaltungsapparates sorgen, für zahllose Beamte, die sie als Beamte oder als Arbeitslose bezahlen müssen.

Was verdient ein Arbeiter? Monatlich 4000 Kronen. Was verdient ein Angestellter? 2000 Kronen monatlich. Was verdient ein kleiner Kaufmann? 3000 Kronen monatlich. Ein kleiner Rentner, ein Pensionierter hat 300 oder 400 Kronen monatlich. Eine Mahlzeit, in einem mehr als bescheidenem Restaurant, das man halbsatt verläßt, kostet 30 Kronen. Eine Trambahnfahrt kostet 3 Kronen, ein Paar Stiefel kostet 900 Kronen, ein Hemd 300 Kronen, ein Ei 10 Kronen, eine Flasche Wein 200 Kronen, ein Kilo Brot 6 Kronen, Fett 12 Kronen, Fleisch 50—100 Kronen pro Kilo. Ein Unverheirateter kann sich helfen; ein Ehepaar kann vegetieren. Für eine Familie bedeutet es den Untergang.

Ergebnis: Die Eltern sind geschwächt und die von Spinat und Kohlrübe genährten Kinder sind nach einer Schulstatistik zu 80 Prozent tuberkulös und rachitisch. Eine Familie kann nicht mehr als ein Paar Schuhe besitzen, das wechselweise benutzt wird. Das Volk schlägt Pferde nieder und zerstückelt sie, um sich zu sättigen. Der Friedensvertrag, der des Krieges würdig ist, den er beendete, hat Österreich zum Hungertode verurteilt, darüber freuen sich manche Leute: „Gerechte Strafe", denken sie vergnügt.

Sie vergessen, daß der Reichtum der Welt sich im Verhältnis der Menschenverluste vermindert, sie vergessen, daß es in Europa, fast vor unseren Toren, ein Land gibt, das sich heute in Todesqual windet, und morgen ein Kadaver sein wird.

Ist es gesund, in der Nachbarschaft eines Leichnams zu leben? Im Interesse Frankreichs muß man diese Frage stellen. Wenn sich unser Mitleid nicht regt, so sollte wenigstens unser Egoismus uns in Unruhe bringen. Wir sollten daran denken, daß der Todeskampf Österreichs wilde Wirkungen auslösen wird. Wir sollten voraussehen, daß zwischen den Hungernden in Rußland, in Deutschland und in Wien eine Solidarität möglich ist.

Können das die Bürger bei uns wünschen? Wollen unsere Regierungen das vorbereiten? Man könnte es glauben, wenn man ihre Verständnislosigkeit und ihre Raubgier betrachtet.

RUDOLF KOMMER (LONDON)

WO WARST DU, EUGENIE?

Ich habe Wiedersehen gefeiert, mit Menschen und Dingen. Wiedersehen in England hat etwas erschütternd Beruhigendes. Anderswo ist alles anders geworden; hier nicht. Nirgends auf dem Kontinente weiß jemand, was aus dem tumultuarischen Durcheinander werden mag, hier ist die Kontinuität gewahrt. Europas ruhender Pol ist nicht in seiner Mitte, er findet sich hier auf dieser Insel neben Europa.

Ich habe Wiedersehen gefeiert mit Büchern und alten Papieren. Jahrelang waren sie eingelagert und blieben sich treu. Wie sich hier alles treu bleibt. Beim Sichten des alten Krams fiel mir ein Aufsatz in die Hand. Wieviel man doch vergißt, wie wenig lernt man! Cyklisch wird sich Gleiches unter ähnlichen Voraussetzungen wiederholen. Hier ist sie, diese ungewollte Satire, diese unbeabsichtigte Illustration de vanitate vanitatum.

*

Es war im Bankettsaal des „Hotel Cecil". 400 Mitglieder des ersten Kongresses für Eugenie hatten gerade getafelt, als der unvermeidliche Zeremonienmeister im höheren Lakaienstil seine Lungen zusammennahm und dem anwesenden Lord Mayor, dem Präsidenten des Kongresses, Leonard Darwin, den anwesenden Bischöfen und den übrigen ladies and gentlemen mitteilte, daß der sehr ehrenwerte Herr Arthur Balfour einen Toast auf die fremden Gäste auszubringen gedenke. Damit begann das intellektuelle Dessert. Vierhundert Hälse von Wissenschaftlern, Geistlichen, Politikern, Aerzten, Philosophen, Künstlern und allgemeinen Menschenfreunden (Damen, nichts als Damen) reckten sich nach dem oratorischen Brennpunkt des Saales, wo der überaus schlanke Arthur Balfour, der ehemalige Premier und heimliche Führer der Konservativen, überaus langsam und bedächtig überaus gewählte Worte von sich gab und sie mit den weit ausholenden elliptischen Bewegungen seiner vielbewunderten Hände begleitete. Rechts von ihm saß die graziöse Herzogin von Marlborough, links die temperamentvolle Propagandistin Alec Tweedie, und sie blickten beide zu ihm auf und bildeten den einzig angemessenen Rahmen für diesen so sehr kultivierten Dilettanten.

Nach einigen begrüßenden Worten stellte Balfour fest, daß die Eugenie, diese Lehre von der Wohlgeburt, die jüngste Wissenchaft darstelle, obwohl sich schon Plato mit dem Problem der Rassenverbesserung beschäftigt hätte. Es sei nun die Aufgabe der internationalen „Eugenics Education Society" und ihrer Kongresse, die Gesetze der Vererbung in den weiten Kreisen der Bevölkerung bekanntzumachen und der Verwissenschaftlichung des Alltags, der „Vermählung von Wissen und Leben", die Bahn zu brechen. Denn wir werden wissenschaftlich sein oder wir werden n i c h t sein, rief Arthur Balfour mit mehr Emphase als sonst einem so kühlen Relativisten zu Gebote steht und verblüffte damit viele Anwesende, die erst kürzlich seinen Kult für Henri Bergson und die Intuition allzuernst genommen hatten. Aber derlei Widersprüche wollen nicht viel besagen, denn such is life. Man denkt an die hundert Pfund Sterling, die der liberale Minister

Herbert Samuel für den Nachweis versprach, ob der Führer der Schutzzöllner, Balfour, für den Schutzzoll oder gegen den Schutzzoll, für den Freihandel oder gegen den Freihandel, für beide oder gegen beide wäre. Die hundert Pfund Sterling wurden nie ausbezahlt.

Also Arthur Balfour war diesmal auf seiten der Wissenschaft. Da der Präsident des Kongresses ein Sohn Charles Darwins ist, so kam Balfour auf die natürliche Zuchtwahl zu sprechen, und die Natur bekam sogar einige recht bestimmte Unfreundlichkeiten zu hören. Schon die bloße statistische Tatsache, daß sich die Schwachsinnigen in England einer vielfach zahlreicheren Nachkommenschaft erfreuen als die vernünftigen Mittelschichten, schon diese eine Tatsache erweist den Gegensatz zwischen den Idealen der Natur (wenn es deren gibt) und den Idealen der Eugenisten. Freilich muß man Balfour entgegenhalten, daß jene verkommenen Schwachsinnigen aus Prinzip, Fahrlässigkeit oder Schwachsinn ihrer angestammten Fruchtbarkeit keinerlei Schranken setzen, während die unteren Mittelschichten ein konsequentes Ein- und Zweikindersystem befolgen. Es ist ein Milderungsgrund für die angeklagte Natur, daß sie auf den Malthusianismus nicht vorbereitet war, und man darf wohl von ihr ebenso wie von ihren lebenstauglichen Geschöpfen erwarten, daß sie sich den Raffinements der neuen Verhältnisse anpassen werden. Vom biologischen und naturalistischen Standpunkte ist allerdings die Gruppe der Schwachsinnigen lebenstüchtiger als die Gruppe der Kleinbürger.

Nach ihm sprach noch der bärtige und ölige Paul Doumer, der ehemalige französische Kammpräsident und künftige Präsident der Republik. Man weiß, daß er koloniale Verdienste hat, daß er Vater von sieben oder siebzehn Kindern ist und in seinem politischen Tornister sämtliche Banalitäten über Fruchtbarkeit, Mutterschaftsprämien und Geburtenüberschüsse herumträgt. Diesmal begnügte er sich mit einem begeisterten Bericht über seinen Besuch im South Kensington-Museum, wo er die Modelle der Stephensonschen Lokomotive bewundert hatte, bei welcher Gelegenheit er die Bedeutung der Eugenie für die Zivilisation der Menschheit im allgemeinen und den Erfindergeist Englands im besonderen klar erkannt haben wollte. Nach ihm versicherte der schneidige General von Bardeleben, er wäre über den Kanal gekommen, um die Herzen zu erobern, und Mayor Leonard Darwin erklärte durch seinen gütigen, buschigen Schnurrbart, die Eugenie wäre eigentlich noch eine Babywissenschaft. Darauf begaben sich die 400 Fürsprecher einer bewußteren Fortpflanzung in den Nebenraum, wo eine Zigeunerkapelle die akustische Basis für einen allgemeineren Lärm schuf. Es hatte etwas Erleichterndes und Erhebendes, die siegfriedhafte Zuversicht zu beobachten, mit der die Eugenisten an dem gewaltigen Komplex der Zeugungsmysterien rührten.

Ueber allen leuchtete aber das Lächeln der Herzogin von Marlborough und sie lud die Eugenisten für den nächsten Abend nach Sunderland House. Die Herzogin von Marlborough ist eine der großen Damen von London, und die großen Damen von London sind größere Damen als die großen Damen auf dem Kontinent. Ihr liebenswürdiges Patronat erstreckt sich nicht nur auf Veilchenfeste und Kinderbälle und Ausstellungen, sondern

auch auf Menschheitsfragen. Und die großen Welträtsel werden unter dem Patronat von Herzoginnen gelöst. Zwischen Gartenfesten und Empfängen.

*

Das Wort „Eugenie" stammt von Sir Francis Galton, einem Vetter von Charles Darwin, der erst vor einem Jahre, neunzigjährig, gestorben ist. Sir Francis Galton gilt als Begründer der eugenistischen Wissenschaft und seine Züge schmücken den grauen Knopf, von dem vorausgesetzt wird, daß er das Knopfloch der Kongreßteilnehmer schmücke. Sir Francis definierte die Eugenie als die Wissenschaft von jenen Kräften innerhalb der sozialen Einflußsphäre, die geeignet sind, die geistigen und körperlichen Eigenschaften künftiger Generationen günstig oder ungünstig zu beeinflussen.

Anfänglich sah er die Rasse im Schicksalsbanne der Vererbung und des Milieus; später verschob er den Schwerpunkt zugunsten der Vererbung und billigte dem Milieu nur einen sehr geringen Einfluß zu. Er gründete anthropometrische Laboratorien in Cambridge, Marlborough School, und in South Kensington, in denen jahrelang fleißig gemessen und gewogen wurde. Da man findet, was man finden will, so konnte er schon in der internationalen Ausstellung von 1884 allerhand „Belege" für seine Theorien vorweisen. Später warf er Preise im Gesamtbetrage von 500 Pfund Sterling für die genaueste Beantwortung von allerhand eugenischen Fragen über Familienverhältnisse aus, befragte alle Mitglieder der Akademien der Wissenschaften und der Künste nach ihren Vorfahren, studierte die bedeutendsten englischen Familien von Staatsmännern, Richtern, Generalen, Dichtern, Gelehrten, Künstlern und Geistlichen, prüfte die Zuchthäuser des Sir John E. Millais, die sich mit etwa tausend Bassett-Jagdhunden eingehend beschäftigten, veröffentlichte schließlich sein Hauptwerk „Hereditary Genius" auf Grund seiner Studien über dreihundert historische Familien, die sechshundert bedeutende und vierhundert berühmte Männer aufwiesen, und gelangte darin zu seinem bekannten Vererbungsgesetz. Diesem Gesetz zufolge beteiligt sich an den Eigenschaften eines Individuums jeder Teil der Eltern mit einem Viertel, jeder Teil der Großeltern mit einem Sechzehntel und so weiter in geometrischer Progression bis zu Adam oder zur Urzelle. Wenn nun auch dieses Gesetz im Einzelfalle nicht zu halten ist, im großen und ganzen, auf Massen angewendet, dürfte es stimmen, wie ja alles im großen und ganzen stimmt, was auf Massen angewendet wird. Um die Vererbung des Genies läßt Sir Francis folgende Zahlen spielen: auf je zehn berühmte Männer, die Verwandte von Ruf besitzen, kommen drei oder vier bedeutende Väter, vier oder fünf bedeutende Brüder, und fünf oder sechs bedeutende Söhne. Diese vage Regel soll gewöhnlich siebzehnmal in vierundzwanzig Fällen stimmen. Wie dem auch sei, es wird niemandem einfallen, die Vererbung in Bausch und Bogen zu leugnen. Es gehört jedoch eine gewisse Naivität dazu, Akademien nach begabten Familien abzusuchen und von einer Vererbung der Begabung, statt von einer Vererbung der Protektion zu sprechen. Hätte Sir Francis Galton seine Untersuchungen an Professorenfamilien angestellt, dann hätte er sogar einen Vererbungskoeffizienten der Begabung für Schwiegersöhne einführen müssen.

Zu seinen bedeutendsten Nachfolgern auf verwandten Gebieten gehören Bertillon, Lombroso und Karl Pearson. Er erlebte noch die Errichtung eines biometrischen Laboratoriums an der Universität London. Kurz nach seinem Tode wurde der erste Lehrstuhl für Genetik an der Universität Cambridge gestiftet. Große Bedeutung hatte die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Eugenie, die Quetelet schon im Jahre 1845 für die Biologie vorgeschlagen hatte. So recht eigentlich revolutioniert wurde die Eugenie aber durch die Beachtung, die im Jahre 1900 den verschollenen Vererbungsgesetzen des Johann Mendel, des späteren Abtes Gregor vom Augustinerhaus St. Thomas in Brünn, zuteil wurde. Johann Gregor Mendel war Klosterlehrer und legte im Jahre 1865 einer kleinen philosophischen Gesellschaft in Brünn die Resultate seiner achtjährigen Erbsenzucht und Kreuzungen vor und betonte den Gegensatz seiner Ergebnisse zu denen Darwins, die sechs Jahre vorher veröffentlicht worden waren. Aber jene kleine philosophische Gesellschaft tagte in Brünn. Brünn liegt in Mähren und Mähren lag im Jahre 1865 außerhalb der großen Marschrouten der europäischen Wissenschaft. So kam es, daß die philosophische Gesellschaft zu Brünn den Bericht des merkwürdigen Augustiners mit philosophischer Gelassenheit zur Kenntnis nahm und sich der ungeheuren Tragweite dieser Entdeckung der Uebertragung von Charaktereinheiten in Pflanzen überhaupt nicht bewußt wurde. Außerdem mag ja wohl die oberflächliche Vermutung nahe gelegen haben, der Bruder Gregor wolle den Naturwissenschaften eins anhängen. Sein Referat wurde also mit altösterreichischer Gemütlichkeit zu den Akten gelegt, er selbst wurde bald darauf Prälat, beschäftigte sich zwar weiter mit seinen Vererbungsstudien, und zwar an Bienen, scheint aber seine Notizen vernichtet zu haben. Denn unglücklicherweise begann die österreichische Regierung gerade damals mit der Besteuerung von Kirchengut, und der Prälat Mendel wurde aus prinzipiellen Gründen Steuerverweigerer. Es kamen Prozesse, Streitigkeiten und im Jahre 1884 der Tod. Sechzehn Jahre später wurde sein Referat wieder aufgefunden, und der „Mendelismus" machte der Darwinschen Pangenesis, die in drei Jahrzehnten aus einer Häresie eine Orthodoxie geworden war, ein Ende. Heute gibt es „Mendelisten" auf allen Gebieten der Biologie, er selbst hat in Brünn ein Denkmal erhalten, und dies so seltsame Entdeckerschicksal aus Altösterreich hat ein einigermaßen versöhnliches Ende gefunden. Die englischen Gelehrten von Temperament können es jedoch dem Klosterbruder nicht verzeihen, daß er in seiner starken Mannheit sich so wenig um die Oeffentlichkeit bekümmert und seine Bedenken gegen den darwinschen Ursprung der Arten Darwin nicht brieflich mitgeteilt hatte, wie Alfred Russell, Wallace und andere. Echt österreichisch mutet es die Engländer an, daß der Abt von St. Thomas die Ergebnisse seiner späteren Forschungen der Menschheit nicht gesichert hatte. Die Biologie wäre um ein halbes Jahrhundert vorgeschritten, wenn Darwin von den Mendelchen Resultaten Kenntnis erlangt hätte.

Für die Eugenie ist das Vererbungsgesetz Mendels von ungeheurer Bedeutung. Wenn es auch bis jetzt nur von der Augenfarbe des Menschen erwiesen ist, daß sie sich nach diesem Gesetze vererbe, so weiß man doch

von verschiedenen Abnormitäten der Haut, der Augen und des Blutes, daß sie „mendelisieren". Die Forschung ist jetzt mit vollen Segeln auf die Entdeckung von Neuland aus, und darin liegt eben der groteske Amerikanismus der Kongreßwut, daß wissenschaftliche und pseudowissenschaftliche Kongresse die Oeffentlichkeit noch während der Saat zur Ernte einladen. Wie es zur Zeit der Bakterienpanik geschah, so läßt man auch heute der Naturwissenschaft keine Zeit, Distanz zu ihren Ergebnissen zu gewinnen. Die Eugenisten behelligen schon heute die Gesetzgebung, da in der Eugenie noch alles fließt und qualmt und nur undeutlich die Formen künftiger Erkenntniskristalle ahnbar sind.

*

Während dieses hochsommerlich sonderbaren Kongresses konnte man hören, daß rückfällige Verbrecher kastriert werden müßten, wie es bereits von Rechts wegen vierhundert ihrer Kollegen im Staate Indiana in Nordamerika geschehen. Gegen diese Forderung wandte ein Soziologe ein, daß er für seine Person es vorziehen würde, einen robusten Einbrecher zum Vater zu haben, statt einen schwindsüchtigen Bischof. Aber er wurde mehrhundertfach überstimmt, und der erste internationale Kongreß für Eugenie verriet wiederholt eine merkwürdige Vorliebe für die Sterilisation physisch, geistig oder sozial unliebsamer Elemente. Daß die alte Forderung nach einem Gesundheitsattest vor dem Standesamt erhoben und wieder erhoben wurde, ist ja selbstverständlich, und es regnete nur so von Anregungen für Verbote.

Man erfuhr auch, daß das Zölibat der römischen Geistlichkeit einen großen Rassenverlust verursache und daß die Eugenisten eben daran wären, nach Möglichkeit die Stammbäume der Verkommensten, der dauernd Unterstandslosen, der arbeitsunfähigen „Paupers" festzustellen. Bezüglich dieser Paupers gibt es bereits einige eugenische Feststellungen. Besonders aufreizend ist die Sucht des Paupers, in eine andere Pauperfamilie einzuheiraten. Wenn man das eugenische Theorem zu hören bekommt, daß unter diesen Auswürfen unserer Wirtschaftsordnung die Tendenz vorwalte, Gleiches zu Gleichem zu gesellen, so könnte man wirklich glauben, daß Obdachlose es abgelehnt hätten, sich mit den Churchill oder den Cavendish zu verschwägern. Eine gleiche Weltkenntnis verrieten die wehleidig deklamierten Stammbäume von Prostituierten. Man wurde an jenen deutschen Sexualpsychologen erinnert, der entsetzt war, in jeder zweiten Straßendirne eine Generalstochter zu finden, die von einer bösen Stiefmutter in das Laster getrieben worden sein wollte.

Um all die Adressen und Vorschläge schlang sich natürlich ein blühender Reigen luftiger Statistiken. Die Statistik ist die Basis jeder Propaganda, die Statistik dringt in die vornehmsten drawingrooms und in die unzugänglichsten Gewissen, die ist die Seele des sozialen Universums. Wie die Bälle im Tennis, flogen die Zahlen nur hin und her. Während der eine noch nachwies, daß von s e c h s Millionen Kindern in den Industrieschulen mindestens z e h n Millionen bedrohlich krank seien, versicherte schon ein anderer, daß die Zahl der Schwachsinnigen in England derart wachse, daß

bei gleichbleibender Progression die Bevölkerung Englands in 300 Jahren nur mehr aus Schwachsinnigen bestehen würde (was nach der Ansicht der gelben Presse Amerikas schon heute der Fall sein soll). Aehnliche Zahlen bewiesen die Ueberproduktion an Verbrechern, den Unterertrag an Aristokraten, den Frauenüberschuß in England, die Frauenhungersnot in Südafrika, das Aussterben der Familienväter, das Ueberwuchern der rassegewissenlosen Junggesellen, die Zunahme der Schwindsucht und die Abnahme der Vaterlandsliebe, die Differenzierung des Lasters und die Entwertung der Tugend, das Wachstum der Heilmittel und das Ausbleiben der Heilerfolge . . . und über all dem schwebte der Geist Lord Beaconsfields, der einmal gesagt hatte, daß es dreierlei Arten von Lügen gäbe: Lügen, verdammte Lügen und Statistiken.

Zwei andere Rassensorgen wurden nur flüchtig gestreift. Man hat schon oft genug an die weißen Frauen in Amerika und anderswo appelliert, ihre weißen Leiber weder gelben noch schwarzen Teufeln auszuliefern, und wenn schon nicht ihren Männern, so doch wenigstens ihrer Rasse die Treue zu halten. Aber die weißen Frauen haben nun einmal ihren Farbensinn, und man begnügte sich daher mit der Bitte um Sterilisation dieser Verhältnisse, was ja wohl von der Loyalität der chinesischen und der negroiden Liebhaber zugestanden werden dürfte. Zur Frage der sexuellen Aufklärung sangen einige selbsteingestandene Tanten die alten Arien. Sie versicherten, das „kleine Volk" interessiere sich stets für die Geheimnisse der Botanik. All dies könne hübsch poetisch und charmant und doch naturgetreu und ohne Störche gelehrt werden. Es wäre allerhöchste Zeit, eine diskrete und anmutige Eugenie als obligaten Lehrgegenstand einzuführen. In Australien (natürlich!) habe man bereits in einer Knabenschule ein wunderschönes blindes Mädchen vorgeführt, dessen Blindheit eine Folge der Jugendsünden ihrer Eltern darstellte. Diese Jugendsünden sollen nun ebenso statistikpflichtig sein wie Scharlach und Masern. Die amerikanischen Mütter sträuben sich allerdings gegen die sexuelle Aufklärung, aber die Tanten sind dafür. Die Tanten wollen auch den Platz der Instinkte einnehmen. Sie wollen aufklären, aufklären, aufklären. Als psychisch mißvergnügte Damen legten sie einen vielleicht begreiflichen Exhibitionismus an den Tag. Das Experimentieren mit Knabenseelen wäre aber doch ein zu gefährliches Spiel. Pathetisch versichern sie, daß verklärte Augen und salbungsvolle Worte sympathischere Begleiterscheinungen der Geburt des Geschlechtes sind als das Raunen eines „schmutzigen Kameraden", oder das „heisere Flüstern einer häßlichen Dirne". Bis auf einige Eigenbrötler kam der Kongreß ohne besondere Schwierigkeiten zu der erhebenden Feststellung, daß es des Schweißes der Edelsten wert sei, wohlgeboren und in einem freigeistigen Krematorium verbrannt zu werden. Der alte, gute Fürst Peter Krapotkin aber bewies wieder einmal seinen Anarchismus, indem er erklärte, die Eugenie sei überhaupt keine Wissenschaft, sondern ein Komplex von „allgemeinen Ansichten und Wünschen gewisser Leute". Das schlechte soziale Gewissen des Bürgertums komme noch hinzu, um all diese Bestrebungen psychoanalytisch anrüchig zu machen. Wie dem aber auch immer sei, die Wahl zwischen elementarer Regenerationsfähigkeit und

organisierter Naturpfuscherei sollte nicht schwer fallen. Jedenfalls wird sich die Menschheit bis zum nächsten Kongresse der Eugenisten selbst forthelfen müssen. Mit oder ohne Rassenkopfschmerzen.

*

Wo warst Du, Eugenie? Wo warst Du, als vier Jahre lang Millionen blühender Leiber hingemetzelt wurden? Man hätte Dich vergeblich im Pazifismus gesucht, vergeblich unter den Schwarzsehern, den Defaitisten, den „calamity Johnnies". Sind die Schützengräben die natürliche Bestimmung Deiner Wohlgeborenen, sind sie ein Ersatz für Dein freigeistiges Krematorium, das „des Schweißes der Edelsten" wert sein sollte? Wohl sind 40 000 Schwachsinnige und Paupers Londons als Kanonenfutter ins Nichts oder ins All zurückbefördert worden und man braucht sie nicht mehr zu sterilisieren; wäre es aber nicht doch ratsamer, die überlebenden Staatsmänner, die so vollzählig überlebenden Staatsmänner Europas zu sterilisieren? Keine Deiner Statistiken, Eugenie, wird es errechnen können, daß das Verschwinden der 40 000 schwachsinnigen Londoner den Hingang einer Million junger Engländer ausgleiche. Auch wenn diese 40 000 sich noch so fruchtbarer, noch so besinnungsloser vermehrt hätten als jene anderen.

Wo warst Du, Eugenie, wo bist Du? Wo waren Deine Jünger, wo sind sie?

Die graziöse Herzogin von Marlborough ist noch immer graziös, obwohl sie sich seither von ihrem Herzog hat scheiden lassen und ihren Vater, einen Vanderbilt, beerbt hat. Man täte ihr Unrecht, nähme man an, sie hätte sich während des Weltkrieges eugenisch und nicht patriotisch betätigt.

Der sehr ehrenswerte Arthur Balfour ist noch immer überaus schlank und die weitausholenden elliptischen Bewegungen seiner noch immer viel bewunderten Hände sind um nichts runder geworden. Der Weltkrieg hielt ihn nicht ab, in philosophischen Essays zu dilettieren, obwohl er zu jenen Greisen gehörte, die vollauf beschäftigt waren, die Jugend Europas à outrance verbluten zu lassen. In seinem so sehr gewählten Wortschatz fand sich nicht der „knock-out blow" seines jetzigen Premiers, er sagte aber stets dasselbe und handelte darnach, wenn auch auf kultiviertere Art. Damals stellte er fest, daß der Mensch noch immer eine wilde Bestie sei, aus der die Wissenschaft ein Haustier zu machen habe, und heute läßt er den Lord Mayor von Cork im Gefängnis von Brixton dahinsterben. Worte waren ihm stets mehr als Menschen, und wie glücklich muß er gewesen sein, als er seine letzte Note an Tschitscherin mit dieser antithetischen Arabeske abschließen konnte: „Ich habe mir nie zu bezweifeln erlaubt, daß die Sowjet-Regierung erfolgreich tätig sei, die Reichen arm zu machen — ob ihr aber die vielleicht wichtigere Aufgabe, die Armen reich zu machen, ebenso sehr gelinge, erscheint fraglich."

Ob der bärtige und ölige Paul Doumer seine sieben oder siebzehn Kinder vermehrt hat, weiß ich nicht. Präsident der Republik ist er noch immer nicht geworden. Die Eugenie hat er während des Krieges ebensosehr ver-

gessen wie die anderen. Mit mehr Recht vielleicht. Denn ihm bedeuteten möglichst viele Wohlgeburten stets nur möglichst viel Taugliche. Frontdienst-Taugliche. Schmerzlicher war das kurze Gedächtnis des alten Peter Krapotkin. Oder vielmehr sein allzu gutes Gedächtnis. Denn in ihm erwachten während des Krieges seine ältesten nationalen Instinkte. Und der schneidige General von Bardeleben, der damals nach London gekommen war, „um die Herzen zu erobern", dürfte sich wahrscheinlich unterdessen im gleichen Sinne in Belgien betätigt haben.

Jener erste Kongreß fand genau zwei Jahre vor dem Weltkriege statt. Der zweite Kongreß war für das Jahr 1915 angesetzt. Die Menschheit wird ihm trotz allem nicht entgehen. Vielleicht die mitteleuropäische Menschheit. Denn die Kongresse für Eugenie werden wie andere Kongresse auch kaum sobald wieder international ausfallen. Die Mitteleuropäer verdienen es nicht, daß man sich um ihre Wohlgeburt und um ihre Verbrennung in einem freigeistigen Krematorium bemühe.

Wo warst Du, Eugenie? Wo Du bist, erfahre ich soeben aus einem Abendblatte. An der silbrig schimmernden Küste von Herne Bay ist eine Sommerschule für Eugenie erstanden. Man lehrt dort Erblichkeit, Biologie, Psychologie, Soziologie. Man spielt dort Golf und Tennis. Junge Liebespaare wandeln am Strande und vergewissern sich ihrer biologischen Würdigkeit. Denn die Ehe ist ein heiliger Stand.

Einem Londoner Reporter aber wurde dort versichert, es sei viel wissenschaftlicher, statt des vorsündflutlichen „Liebst du mich?" an das angebetete Wesen die Frage zu richten: „Woran starb deine Großmutter?"

TH. FONTANE

AN FRIEDRICH SPIELHAGEN

Waren, Meckl.-Schw., 25. Aug. 96.

Hochgeehrter Herr.

Ihr Roman („Zum Zeitvertreib") begleitete mich schon im Mai nach Karlsbad, wo ich ihn rasch hintereinanderweg mit dem größten Interesse gelesen habe. Meine Frage, „ob der Titel glücklich gewählt sei", ließ ich gleich nach der Lektüre fallen, weil ich empfand, daß das, was dem Leser seinen Standpunkt anweisen soll, nicht besser ausgedrückt werden kann. Ich füge gleich noch hinzu, daß ich die frappante Lebenswahrheit in der Schilderung unserer Berliner Gesellschaft überall stark und zustimmend empfunden habe.

Wenn ich Ihnen damals, wo Sie, wenn ich nicht irre, beim Abschluß einer Arbeit oder doch beim Abschluß von Verhandlungen

über eine neue Arbeit waren, nicht gleich schrieb, so geschah es, weil mir der Roman doch auch kleine Bedenken hinterlassen hatte. Diese Bedenken gipfeln in der persönlichen oder sag ich lieber richterlichen Stellung, die Sie zu der von Ihnen geschilderten Gesellschaft einnehmen. Ich finde das Maß von Verurteilung, soweit von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, nicht scharf genug. Schließlich gestaltet sich alles doch so, daß man mit dieser „Gesellschaft" trotz all ihrer Anfechtbarkeit doch immer noch mehr sympathisiert, als wie mit dem armen Professor, der ein Schwachmatikus und dabei sehr eitel ist und allen Anspruch darauf hat, ungefähr so behandelt zu werden (allenfalls mit Ausnahme des Totgeschossenwerdens), wie er behandelt wird. Warum erwehrt er sich dieser Leute nicht? Noblesse oblige, aber Wissen und Bildung obligieren auch und ein gutes Herz und eine gute Frau noch mehr. Der Professor tut einem leid, aber darüber hinaus kommt man nicht; tu l'as voulu. So wird das dramatische Interesse der Hergänge geschädigt. Mein zweites Bedenken, allerdings in einem innigsten Zusammenhange mit dem schon Gesagten, richtet sich gegen das, was ich die p o l i t i s c h e Seite des Buches nennen möchte. Der Roman unterstützt, gewiß sehr ungewollt, die alte Anschauung, daß es drei Sorten Menschen gibt: Schwarze, Weiße und — Prinzen. Der Adel spielt hier die Prinzenrolle und zeigt sich uns nicht bloß in den diesem Prinzentum entsprechenden Prätensionen, sondern — und das ist das Bedrückliche — beweist uns auch, daß diese Prätensionen im wesentlichen berechtigt sind, vom Adelsstandpunkt aus ganz gewiß und vom Standpunkt draußenstehender dritter aus, wenigstens beinah. Ich erschrecke immer, wenn in fortschrittlichen Zeitungen geklagt wird, daß wieder ein Adliger bevorzugt oder aus einem Garderegiment der letzte Bürgerliche gestrichen worden sei. Durch das Hervorkehren dieser Dinge nährt man nur jene Ueberheblichkeitsgefühle, die man ausrotten möchte. — Meine zwei Bedenken, weil ich sie doch gern motivieren wollte, nehmen sich sehr breit aus. Sie wissen aber, hochgeehrter Herr, daß das nicht anders sein kann und werden nur das darin sehen, was es tatsächlich ist: die ernste Beschäftigung mit Ihrer Arbeit, die so viel Schönes und Lebendiges hat, das Lebendigste jene wundervolle Souperszene in Charlottenburg.

Mit dem herzlichen Wunsche, daß Ihnen der Sommeraufenthalt Erholung und Stimmung zu neuem Schaffen gebracht haben möge, in vorzügl. Erg. Th. F.

An meinem Schreibtisch sitze ich wohlverpackt, sorglich in den alten Pelz gehüllt, die Beine in eine Reisedecke geschlagen, dennoch — meine Finger sind klamm, es ist bei 2 Grad unter Null schwer, humoristische Betrachtungen zu schreiben. Das geht nun schon den neunten Tag: Die Zentralheizung wird nicht angefeuert, der Lift ist abgesperrt, und der Portier lächelt, halb entschuldigend, halb höhnisch, wenn ich an ihm vorbeikomme. Er steht nämlich seit neun Tagen im Krieg mit dem Hausbesitzer. Je blauer meine Nase, desto aussichtsvoller sein Streik. Je atemloser ich die vier Treppen zu meiner Wohnung hinaufklettere, desto bessere Chancen glaubt er für die Bewilligung seiner Forderungen zu haben. Von Zeit zu Zeit erscheint er im Vorzimmer meiner Wohnung. Aber ich hüte mich, ihn in mein eiskaltes Arbeitszimmer zu lassen. Wenn er sähe, wie ich trotz meiner Verpackung in Pelz und Decken doch mit erstarrten Fingern die Feder kaum halten kann, dann würde ein sieg-schnupperndes Lächeln über sein breites Gesicht ziehen. Einmal, als ich zu klagen begann, wurde er mitleidig und klopfte mir auf die Schulter: „Melden Sie das nur dem Hausherrn, er soll sehen, wie jämmerlich es Ihnen geht!"

Aber im allgemeinen sind die Berliner Portiers von Anwandlungen weichlichen Mitleids frei. Unter mir wohnt ein Krankenkassenarzt. So ein Massendoktor hat etwa fünfzig Patienten am Nachmittag abzufertigen. Ich höre sie jetzt allnachmittäglich. Sonst nämlich sitzen die Patienten geduldig im Wartezimmer und warten, bis ihre Nummer gerufen wird. Jetzt aber traben sie durch das weite Wartezimmer, das ungeheizte. Von Zeit zu Zeit höre ich, wie sie auf einem Bein hüpfen, um sich's warm zu machen. Ich sprach den Arzt gestern. Er war nicht gerade rosig gelaunt: „Denken Sie, ich kann ja keinen Patienten ordentlich untersuchen. Wie soll ich ein lungenkrankes Mädchen in dem eisigen Zimmer sich entkleiden lassen? . . . Das schlimmste aber ist: Wenn es einem Patienten schlecht geht, kann ich nicht gerufen werden. Daß der Portier nachts nicht öffnet, wenn an der Torklingel geläutet wird, überrascht mich nicht. Sie wissen ja selber, w i e taub ein Berliner Portier sein kann, wenn er sich nicht erheben will. Aber daß ich jetzt auch am Tage nicht geholt werden kann, weil das Haustor geschlossen und der Portier auch am hellen Tag nicht aus seiner Klause herauszuschellen, ja, nicht einmal dazu zu bringen ist, den Drücker fürs Haustor anzufassen, das kann einen schon rasend machen. Die gesundheitliche Verfassung der Berliner ist nicht danach, daß sie solche Störungen vertrüge. Zu wem wird man denn in so dringenden Fällen meistens gerufen? Zu kranken

Kindern. Die Alten, ach, die sind gewöhnt, mit ihrem Leiden zu rechnen. Eine fiebernde Frau sagt sich: ‚Das geht vorüber,' aber wenn das achtjährige Mädel fiebert, da bekommt die Mutter Angst, da werde ich geholt. Zu einem solchen Kind gerufen werden und nicht kommen können, weil der Portier das Tor nicht aufschließen will! In welcher Welt des Irrsinns, der Bosheit, der Vernichtungslust leben wir auch heute noch!"

Der Streik der Berliner Portiere ist lautlos. Keine geräuschvollen Umzüge, keine aufgeregten Versammlungen, keine von Schutzleuten umstellte Fabrik. Niemand bemerkt ihn von der Straße her. In den Zeitungen sind fast keine Berichte, denn es fehlt an allen dramatischen Zusammenstößen. Höchstens daß dann und wann ein arbeitswilliger Portier von seinen Genossen verhauen wird. Aber ist das der Schreibe wert? Daß in vielen tausend Häusern mit Zentralheizung gefroren wird, daß die Treppen verdreckt, die Fenster ungeputzt sind, daß fremde Besucher nicht eingelassen werden, wie wichtig auch ihr Anliegen sei, das alles ist zu banal, um gewürdigt zu werden.

Ich wollte aber schließlich doch versuchen, zwischen meinem Hausherrn und dem Portier zu intervenieren. So fuhr ich denn in den Grunewald hinaus, um meinen Hausherrn zu besuchen. Er wohnt dort in einer Villa. Der Pförtner scheint seinen Frieden geschlossen zu haben. Schon als ich den Flur betrat, fühlte ich wohlige Wärme.

Der Hausherr empfing mich in wohlwollendster Laune.

„Hübsch warm haben Sie es," sagte ich bescheiden.

„Ja," antwortete er mit einer gewissen Sattheit, „in den Grunewaldvillen wird nicht gestreikt."

Ich mußte ihm erzählen, wie fest unser Haustor geschlossen ist, wie unbeweglich der Lift im Parterre festsitzt und wie eisig es in unseren Zimmern ist.

„Sie tun mir aufrichtig leid," sagte der Hausherr.

„Auch der Portier ist sehr mitleidig," erwiderte ich sanft.

„Sie können etwas für mich, d. h. für sich tun," sagte der Hausherr lächelnd, „erzählen Sie doch dem Portier, daß hier in meiner Villa eine ganz angenehme Temperatur herrscht. Das wird ihn vielleicht zur Vernunft bringen. Mit dem Streik fügt er I h n e n etwas sehr Unangenehmes zu. Was mich betrifft . . . ich erspare Heizmaterial."

Da hörte ich auf zu intervenieren.

Morgen ist der zehnte Tag des Streiks, den wir alle spüren, nur gerade der eine nicht, gegen den er gerichtet ist!

Bleibt also nur eine Rettung, daß das Ministerium in den Streik eingreift. Das wird gewiß geschehen. Inzwischen hoffe ich meine Sommerwohnung zu beziehen.

WIRTSCHAFTLICHES TAGE-BUCH

Kredit aus Amerika?

Die Mark um einen halben oder ganzen Cent hinaufzusetzen, ist kein Kunststück, aber es genügt nicht, schrieb ich in der vorigen Woche: man muß schon ein bißchen mehr tun. Will Amerika mehr tun? Will es die große Geldkiste öffnen, auf die wir armen Kontinentalen schon lange ehrfurchts- und sehnsuchsvolle Blicke werfen? Es gab eine Zeit, in der die Politiker und Geschäftsleute ganz Europas fest auf den großen amerikanischen Gesundungskredit bauten. Die Vereinigten Staaten, sagte man damals allgemein, sind die einzigen, die noch die Kraft haben, zu helfen: sie können, nachdem sie den Krieg mitentschieden haben, nicht abseits stehen, wenn die wirtschaftlichen Grundlagen eines wahren Friedens gelegt werden. Warum sollten wir das nicht können, erwiderten die Yankees? Der Kampf ist aus. Vielleicht war es nötig für uns, einen Teil seiner Last zu übernehmen; vielleicht war es überflüssig. Wir haben unsere Kostenquote bezahlt und einiges von der eurigen dazu. Jetzt aber haben wir genug vom Krieg, genug von Vorschüssen an fremde Staatskassen, genug von euch Europäern, die ihr gar nicht versteht, einen wirklichen Frieden zu machen. Wenn Europa sich so zerfleischt, daß es aus dem Elend nie wieder herausfinden kann, — tragen wir dafür die Verantwortung? Wohltätigkeitsaktionen für durch eigene Schuld heruntergekommene Erdteile stehen nicht auf unserem Programm. Wir sind Kaufleute und wünschen nur mit geschäftsfähigen Partnern zu tun zu haben. Macht euch selbst wieder geschäftsfähig, — dann wird über Geschäfte zu reden sein. Trümmerhaufen sind keine Kapitalsanlage.

In diesem Tone sprach noch Dr. Boyden auf der Brüsseler Finanzkonferenz. Und jetzt will man uns plötzlich zwei Milliarden Dollars kreditieren? Und das Haus Morgan soll dabei assistieren, das während des Krieges Englands Geldagent in der Union war?

Wenn dies wahr ist, müßten die Amerikaner ziemlich plötzlich die Brüchigkeit ihrer Abstinenzlogik eingesehen haben. Sie war brüchig. Denn dieses Europa, das sich die Yankees mehr und mehr als interessante Ruinenstätte anzusehen gewöhnten, war bis gestern das stärkste Produktionsgebiet und der größte Kaufmarkt der Welt. Das mächtige Amerika hielt sich trotz seiner raschen und heftigen Industrialisierung nur dadurch im wirtschaftlichen Gleichgewicht, daß in Eurapa eine Unzahl Fabriken standen, die dauernd seine Rohprodukte kauften und verarbeiteten. Diese Aufnahme- und Leistungsfähigkeit, die auf der Entwicklung und Tradition von Jahrhunderten

beruht, konnte die außereuropäische Welt, die während des Krieges gewisse erstaunliche Fortschritte zu ökonomischer Selbständigkeit gemacht hat, nicht in einem halbes Dutzend Jahren erben.

Wenn wir den Kredit aus Amerika wirklich bekommen, so kann sein Sinn nur sein, uns zunächst für den Augenblick und dann weiter ständig wieder zu guten Kunden der amerikanischen Rohstoffexporteure zu machen. Dagegen ist prinzipiell auch von unserem Standpunkte nichts einzuwenden. Aber das Ziel wird nicht erreicht, wenn man die Durchführung der Kreditaktion allzu einseitig auf die Absatzinteressen der amerikanischen Rohstofflieferer abstellt. Werden unsere Einfuhren nach den Verkaufswünschen der amerikanischen Farmer und Exporteure dosiert, so kann unsere Produktionswirtschaft leicht auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig erhalten. Wichtige Produktionskräfte können weiter brach liegen bleiben, andere künstlich durch übermäßige Rohstoffülle so angeregt werden, daß die Aufnahmefähigkeit der uns offenstehenden Märkte nicht ausreicht.

Internationaler Kredit ist dringend nötig; aber er kann seine Aufgabe nur erfüllen, wenn er planwirtschaftlich verwaltet und verwendet wird. Ist der amerikanische Kredit mehr als ein Zeitungsgerücht, so wird der Verwendungsplan unsere erste Sorge sein.

Der kleine Aktionär.

Die Aktionäropposition bei Orenstein & Koppel, auf die auch in diesen Blättern eine Zuschrift hinwies, hat ihr unmittelbares Ziel (die Annahme der Verwaltungsanträge in der Generalversammlung zu verhindern) nicht erreicht. Die Angelegenheit wird durch die Proteste, die zu Protokoll gegeben wurden, auf das juristische Geleise geschoben: der Richter soll Anwalt der angeblich gesetzwidrig verletzten Minderheitsinteressen werden. Die Generalversammlungsdemokratie hat wieder einmal versagt.

Die Demokratie im Aktienwesen ist, sagen wir schonend, eine sehr prekäre Sache. Niemand ist weniger geeignet, die Aufgabe des „Regierens" (auch wenn das Regieren nur in den allerallgemeinsten Entscheidungen besteht) zu erfüllen, als der Durchschnittsaktionär. Der politische Wähler kann doch wenigstens einigermaßen beurteilen, ob die Versprechungen der Parteien und Gruppen, die um seine Stimme werben, mit seinen eigenen Ansichten und Wünschen übereinstimmen und wie ihre Durchführung auf seine Interessen wirken würde. Der gewöhnliche Aktionär ist in aller Regel völlig außerstande, zu erkennen, ob sein Interesse bei der herrschenden Gruppe,

die von ihm die Bestätigung ihrer Herrschaft verlangt, besser aufgehoben ist oder bei einer opponierenden, die jene mit seiner Stimme aus der Macht verdrängen möchte. Wie soll der kleine Aktionär herausfinden, ob er den Herrn Orenstein für den geeigneteren Mandatar zu halten hat oder den Herrn Daniel? Der Herr Orenstein ist Autokrat und der Herr Daniel ist gegen die Autokratie. Aber, aufrichtig gesprochen, interessieren Autokratie und Demokratie den kleinen Aktionär eigentlich furchtbar wenig. Ihn interessiert, wie hoch die nächste Dividende sein wird und ob die Kurse steigen.

Praktikern, die sich auf die „Souveränität" des kleinen Aktionärs berufen, wird man selten volle Gutgläubigkeit zugestehen können. Wenn im Aktienwesen die „Demokratie" in die Debatte geworfen wird, so handelt es sich regelmäßig um Machtbehauptungs- und Machtverschiebungskämpfe verschiedener Gruppen, die viel mehr an sich selbst denken als an den kleinen Aktionär, dessen formelle Herrscherrechte sie als Kampfmittel benutzen. Und es ist gar nicht gesagt, daß man dabei — ganz nüchtern geschäftspolitisch betrachtet — jedesmal von vornherein zugunsten der Gruppe Partei ergreifen müßte, die die Demokratie besonders laut im Munde führt. Hinter autokratischem Behauptungswillen kann tüchtige geschäftliche Leistung stehen, hinter tönender demokratischer Opposition unter Umständen eine keineswegs harmlose Absicht.

Natürlich ist auch das Gegenteil möglich. Festzustellen ist das meist erst nachträglich. Und darum ist die Demokratie im Aktienwesen geschäftspolitisch von so zweifelhaftem Werte. In der Orenstein-Generalversammlung hat die Verwaltung ausgeführt, eine Ueberfremdungsgefahr lasse sich erst nachweisen, wenn es zu spät sei, ihr entgegenzutreten. Das Argument ist nicht so schief, wie es in einem Teile der Handelspresse hingestellt wurde. Wenn irgendeine inländische Börsenfirma morgen anfängt, von einer bestimmten Aktie zu kaufen, was auf dem Markte zu haben ist, — wer weiß denn, was sie übermorgen mit diesem Besitze zu beginnen gedenkt? Aber nicht nur von der Ueberfremdungsgefahr gilt das; es gilt eigentlich von jedem aktiengesellschaftlichen Macht- und Einflußwechsel. Die Folgen erkennt mindestens das nicht eingeweihte Publikum erst nachher.

Damit sollen die schweren Mißbräuche aktiengesellschaftlicher Autokratie gewiß nicht verteidigt werden. Aber die Demokratie ist nicht das richtige Gegenmittel. Denn sie ist im Aktienwesen noch blinder als sonst. S.

AUS DEM TAGE-BUCH

FILMIDEAL KORTNER

Fritz Kortner, der Richard III des Staatstheaters, erhält jetzt von der Filmfabrik, für die er arbeitet, ein Tageshonorar von 3000 Mark, nicht gekürzt durch Steuerabzüge.

Ein Freund, Assistent an einem wissenschaftlichen Institut der Berliner Universität, Privatdozent, bezieht im Augenblick dieselben 3000 Mark als — Jahresgehalt.

Will ich gegen Herrn Kortners Gewinne etwas sagen? Wenn er im Monat zwanzigmal filmt, verdient er 60 000 Mark. Dazu das bißchen Theatergage. Nimmt man an, daß Herr Kortner nur 9 Monate im Jahr ans Verdienen denkt, so kann er, weil er in Mode ist, eine halbe Million Mark, steuerfrei, ins Trockene bringen. Das bißchen läppische Gage — sagen wir 50 000 Mark — nicht mitgerechnet.

Dagegen würde es dem Dichter Robert Musil, der eben in jahrelanger, lust- und qualvoller Arbeit ein seeledurchströmtes Schicksalsdrama gestaltet hat, schwer fallen, auf sein Werk auch nur einen Vorschuß von 3000 Mark einzuheimsen.

Sollen wir solche Widersprüche mit heiterer Gelassenheit feststellen und hingehen lassen? Ja. Denn je mehr eine Leistung für die Ewigkeit, oder was wir so nennen, bestimmt ist, desto mehr ist sie den Preisgesetzen des Marktes, der geschäftlichen Konjunktur entrückt.

Im Falle Kortner wäre nur zu bemerken, daß die nunmehr einsetzende Reklame zur Erzielung einer Kortnerpopularität nicht gerade rasseverbessernd wirken wird.

Die Bedeutung des Kinostars besteht darin, daß er eine erotische Norm für Millionen Zuschauer aufstellt. So wie Henny Porten aussieht, so wollen 20 Millionen Postbeamte, Lehrer, Handwerker und Schreiber, daß ihre blonden, klaräugigen Bräute aussehen. Erna Morenas Wirkungskreis ist kleiner, weil sie als ästhetisch-erotische Norm dem Vorstellungskreis einer kleineren, gewählteren Schicht entspricht. Emil Jannings, Conrad Veidt, Waldemar Psylander, Bruno Kastner — das alles sind die Probierherren, die Mannequins, an denen sich der erotische Geschmack von 20 Millionen deutschen Zuschauerinnen entzündet und über sein Mannesideal bewußt wird. Es sind, was man sonst über ihr sogenanntes Seelenleben sagen möge, kräftige, wohlgewachsene Männer, ihre Vorführung in 2000 Kinos erzeugt im großen ganzen rassenfördernde Vorstellungen.

Ich kenne Herrn Kortner als Schauspieler fast nicht. Hörte ihn nur ein- oder zweimal, habe kein Bedürfnis, ihn wieder zu hören, und diagnostizierte ihn damals als expressionistisch frisierten Schildkraut. Dieselbe fettige Stimme, dasselbe östliche Krächzen, dieselbe Grimassenschneiderei. Im Film erschrak ich vor seiner Häßlichkeit. Die Linse lügt nicht. Diese platte, eingedrückte Nase, dieses Schlitzauge, die mongolischen Backenknochen, dazu der kleine, kurzbeinige Leib — wenn dies das neue erotische Mannesideal, in 2000 Kinos vorgeführt, für breite Volksmassen werden soll, dann freilich sehne ich mich nach den geistig unbedeutenderen, breitbrüstigen, langbeinigen Siegfriedsgestalten der alten Aera.

DAS HAKENKREUZ IN DER INDUSTRIE

Die Höchster Farbwerke, vormals Meister, Lucius und Brüning, — bekanntlich eine der größten deutschen chemischen Fabriken — haben, wie der „Reichsanzeiger" ausweist, als Firmenzeichen für ihre gesamten Fabrikate das Hakenkreuz beim Patentamt eintragen lassen.

Die Höchster Farbwerke gehören zu unseren tüchtigsten Industrieunternehmungen. Ihre Geschäftsmaßnahmen sind der Konjunktur allezeit wohl angepaßt gewesen. Sie müssen also der Ansicht sein, daß das Hakenkreuz eine hervorragend rentable Sache entweder bereits ist, oder doch werden wird.

Das ist als politisches Signal nicht uninteressant, namentlich dann nicht, wenn man bedenkt, unter welchen Gewissenskämpfen die Prozedur vor sich gegangen sein muß! Denn es ist ja doch nicht anzunehmen, daß etwa die Aufsichtsratsmitglieder K a r l und A r t h u r v o n W e i n b e r g, — zwei sehr maßgebliche Aufsichtsratsmitglieder! — ihre Einwilligung bedenkenlos erteilt hätten! Sie sind zwar, wie es sich für anständige Rennstallbesitzer, Geheime Regierungsräte und Generalkonsuln gebührt, seit langem treu zahlende Deutschnationale; immerhin ist das Taufwasser auf ihrem Scheitel sozusagen noch nicht trocken geworden. Auch macht man sein bestes Geschäft seit vielen Jahren mit einem Präparat namens Salvarsan, dessen Erfinder ja schließlich auch einer von denen war, die, hakenkreuzlerischer Theorie zufolge, mit all ihren Erfindungen nur Unheil stiften.

Welcher Zwang in den Verhältnissen, welches Verantwortungsbewußtsein gegenüber den Aktionären müssen also hier obgewaltet haben, da sie stark genug waren, selbst derart primitive Takt- und Geschmackshemmungen zu überwinden! Kauft Höchster Aktien, sage ich euch! Anerkennt, wie sich die Leitung euren Tantiemen aufopfert! Und bedenkt nicht minder, welche Nachfrage jetzt nach Höchster Produkten einsetzen muß. Kein Hakenkreuzler wird ja von nun an versäumen, sich im Interesse der guten Sache allmonatlich mindestens eine Spritze echt antisemitischen Salvarsans geschwellten Gefühles beibringen zu lassen! lsch.

SCHÄMEN SICH DIE FRANZOSEN NICHT?

Mein Verleger erhielt vor ein paar Tagen diesen Brief:

A v i g n o n, den 24. 11. 1920.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß n o c h e t w a 230 d e u t s c h e K r i e g s g e f a n g e n e i n F r a n k r e i c h z u r ü c k g e h a l t e n werden. Da es uns sehr an guter Literatur mangelt, erlaube ich mir, die höfliche Bitte an Sie zu richten, uns durch Zusendung einiger guter Werke aus Ihrem Verlag, zu unterstützen. Alte oder nicht mehr verkaufsfähige Exemplare wären uns auch willkommen. Spenden würden als Kriegsgefangenensendung zoll- und portofrei gehen.

Ich hoffe, keine Fehlbitte zu tun, und zeichne im Namen meiner Kameraden

mit deutschem Gruß

W. Bickel.

Depôt special des P. G., Avignon, Vaucluse, Frankreich.

BÜCHER

Alfred Kerr: Die Welt im Licht. Verlag S. Fischer. 2 Bände. Zu Weihnachten schaff ich mir ein Dutzend Exemplare der „Welt im Licht" an. Wüßte nicht, welches Buch ich lieber verteilte. Ich liebe diese Welt-Anschauungen Kerrs. Als Kritiker ist er gebunden, hier ist er ungehemmt. Seine Weltlust strömt aus den beiden Bänden, seine Hingegebenheit an alle Erlebnisse des Auges, des Ohres, der Hand, des Hirns. Es ist eine unterirdische Trunkenheit in diesen beiden Bänden, ein „Ja zu allem, was geschah", eine Dankbarkeit für gestern und, ohne optimistisches Getue, ein fester Glaube an den Glanz der Welt. Von Zeit zu Zeit denke ich an Altenberg, der aber doch mehr ein Wiener, nicht wie Kerr ein europäischer Autor war. Beide gaben „Extrakte". Das Erschütterndste: Der schwarze Vorhang vor dieser leuchtenden Welt, das einleitende Requiem für Inge Kerr. Von diesen beglückenden zwei Bänden möchte man, als Philantrop, ein paar tausend Exemplare an die verarmte, freudenleer gewordene Welt geben.

Moritz Goldstein: Der Wert des Zwecklosen. Sybillenverlag Dresden. Wer Ohren hat für Gedankenmusik, greife nach diesem Buch. Es ist eine Auseinandersetzung mit dem Problem des nihilistischen Menschen. Das beste ist Goldsteins Auseinandersetzung mit Kant. Man lese seine Ablehnung des kategorischen Imperativs: „Es besteht gar kein Zweifel, daß es Menschen gibt, deren Grundwertung das Essen ist, das leibliche Behagen, der schmatzende Genuß. Einem solchen Menschen befiehlt der kategorische Imperativ, zu fressen, daß ihm das Fett an den Kiefern herunterläuft. Vielleicht verbietet er ihm, sich seine Mahlzeit unrechtmäßig zu verschaffen. Denn Vorsicht und Angst vor Entdeckung könnte ihm sein Behagen stören. Verantwortlich fühlt auch er sich, nämlich seinem Magen die rechte Speise zur rechten Zeit und in der rechten Menge zu kredenzen. Gewissensnöte wird er empfinden um einen versäumten Bissen. Aber dem Nebenmenschen beizustehen, einem Ertrinkenden nachzuspringen, sich aufzuopfern, dergleichen befiehlt ihm keine innere Stimme." Goldstein lehnt die Welt der Zwecke ab, aber er ist eine organisierende Kraft, er will werten, und alle Werte leitet er daraus, daß wir in die Welt einen Sinn hineinleben. Der Wille zum Sinn ist das Zeichen des Lebendigseins.

Diesem Heft liegen zwei Prospekte bei: des Verlages Georg Müller, München, und des Deutsch-Meister-Verlages, Stuttgart.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b.

Das Tage-Buch / Heft 48 Jahrg. 1 / Berlin, 11. Dez. 1920

* * *

UNGARNS ZERSTÖRUNG

Die folgenden Betrachtungen gehen mir von einem der besten Schriftsteller und Köpfe Ungarns zu. Er muß seinen Namen verschweigen, weil Horthys Räuberbanden jede freie Publikation mit Todesstrafe ahnden, neuerdings sogar auf Grund eines — mit Respekt zu sagen — Preßgesetzes, das jede den Herrschenden nicht genehme Berichterstattung mit Kerkerstrafen verhindert. Die deutsche Presse müßte einstimmig erklären, daß sie unter solchem Preß- und Erpreßrecht überhaupt nicht mehr aus Madjarien berichten kann, und die englische, skandinavische, italienische Presse würde ihr folgen. Immerhin werden sich Wege finden lassen, ungeschminkte Schilderungen aus Horthyien zu erlangen.

Die ungarische Frage ist keine politische Frage mehr. Es gibt keine politische Neugestaltung, die den morschen Organismus heilen könnte, wenn die Armeefrage nicht erst gelöst ist.

Alles verstehen, heißt zwar nicht alles verzeihen, doch es heißt immerhin vieles mit nachsichtigeren Augen besehen. Die dreimalhundertfünfzigtausend Mann, die Horthy als oberster Kriegsherr befehligt, insbesondere aber die vierzig- bis fünfzigtausend Offiziere der Armee rekrutieren sich zum größten Teil aus Menschen, die der unglückselige Friedensvertrag und die ihm folgende Besetzung ihrer Heimat und ihres Erwerbs verlustig gemacht hat.

Die verzweifelten Menschen, die ihr verzweifeltes Dasein durch Akte der Verzweiflung verteidigen, gehorchen heute wenigstens dem Schein nach einer militärischen Disziplin. Was soll mit diesen 300 000 Menschen nach der Abrüstung geschehen?

Frankreich trug durch seine verfehlte Politik viel zu dem Unglück des unglücklichsten Landes bei, indem es erst Ungarn aufgeteilt, dann aber dem begreiflichen Wiederherstellungsverlangen durch die Aufstellung und Bewaffnung dieser Armee Vorschub geleistet hat. Der französische Minister des Aeußern Paléologue wollte mit Hilfe Horthys dem russischen Bolschewismus den Garaus machen, mindestens wollte er mit Horthys Armee der westlichen Bürgerlichkeit ein unerschütterliches Bollwerk stellen.

Das alles ist mißlungen. Horthy hat keine regelrechte, dem Feldherrn gehorchende Armee. Dieser Feldherr ist von seiner Armee, d. h. von den Führern seiner Armee abhängig. Und diese Führer hinwiederum von Héjjas bis Ostenburg und von Dibó bis Jankovics haben es noch gar nicht bewiesen, daß

sie im Dienste der Bürgerlichkeit stehen. Im Gegenteil. So entstand die Anomalie: ein bürgerliches Heer gegen die Bürgerlichkeit.

Dieser fatalen, unbürgerlichen Richtung des Heeres dient mit allen Mitteln der moralischen und materiellen Propaganda vor allem der Verein der erwachenden Madjaren. Ministerpräsident Graf Teleky hat diesen Verein vor vier Wochen belobt, — er hat ihn vor drei Wochen beschimpft und suspendiert, um ihn heute wieder in seinem Bestand zu bekräftigen. Der einfache Protest des Vereins gegen jede Einmischung in seine Autonomie genügte, um die ganze Regierung einzuschüchtern.

Auch die mit so großem Schwung begonnene Säuberungsaktion ist schnell ins Stocken geraten. Der Verdacht läßt sich nicht abweisen, daß wir es nur mit einer großartig inszenierten Komödie zu tun hatten.

Was war der Zweck dieser Komödie? Das Ratifikationsultimatum enthielt nämlich eine sehr deutliche Anspielung auf die ungarische Armee, die sich nicht in dem Rahmen des Gesetzes halte. Es sollte der Entente gezeigt werden, daß es in Ungarn auch für die Armee streng geltende Gesetze gebe.

Dies wurde, um dem Schein zu genügen, auch gezeigt. Das Nest der Räuber, das Hotel Britannia wurde umzingelt, der Mord an einem Polizisten wurde zum Vorwand genommen, um gegen die Offiziers-Banditen gerichtlich vorzugehen. Doch es wurde niemand verurteilt. Im Gegenteil. Die Hauptmörder boten sich wie zum Spott der Polizei zur Hilfe an. Während dieses Manövers wurden die gefürchtetsten Terroristen über die Grenze geschafft.

Die Ententemissionen (feine Grafen und Offiziere), Freunde Horthys und seiner Partei durften über die hergestellte Ordnung in Ungarn berichten, — auch ist es in der Zwischenzeit gelungen, in dem Wirrwarr dieser vereinbarten Säuberungsaktion die Friedensratifikation ohne größte Katastrophen durchzuführen. Der Zweck ist erreicht. Nun mag die Willkür weiter herrschen.

Der Massenmörder-Offizier Héjjas geht frei herum. Er ist herausfordernder denn je. Der Präsident der Erwachenden, Herr von Smrecsányi, hält den Ministerpräsidenten und die Nationalversammlung in Schach. Die Mörder der beiden Redakteure: Somogyi und Dacsó lachen sich ins Fäustchen. Der Prozeß Landau ruht. Der unschuldige Sohn des zu Tode Gemarterten, der Genugtuung zu fordern gewagt hat, ist noch in Haft. Der Prozeß gegen die Polizistenmörder wird nicht durchgeführt.

Man geht fehl in der Annahme, daß diese Zustände dem Majoritätswillen entsprechen. Der Bauer ist erbittert durch die

Requirierungen und durch die schlauen Paragraphen der angeblichen Bodenreform, die seinen Hunger nur reizen, nicht stillen. Ist doch der Fideikommis und die tote Hand in der Reform nicht einmal angetastet! Auch die fortwährenden Einberufungen tragen nicht gerade zur besonderen Volkstümlichkeit des Regimes bei. Die ungarischen reformierten Gemeinden fühlen sich zurückgedrängt, die Judenschaft fühlt sich verfolgt. Auf den Puszten wächst kein Baum, die Wälder sind uns weggenommen. Kein Holz. Auch keine Kohle. Die Industrie und der Eisenbahnverkehr stockt. Die Gewerkschaften sind aufgelöst. Der Arbeiter wird schlecht bezahlt und muß zwölf Stunden arbeiten, während seine Genossen auf dem besetzten Gebiet in der Slowakei alle menschlichen Freiheitsrechte genießen. Der Mittelstand ist ruiniert. Die Armee steht auch nach der Ratifikation in unverminderter Zahl und in unverminderter Mord- und Beutelust da. Frankreich liefert weiter Munition, Horthy setzt die Einberufungen fort.

Wenn es unseren Nachbarn nicht gelingt, die Auflösung dieser Armee durchzusetzen, so bleibt das politisch längst nicht mehr existierende Horthy-Regime auch noch fürder bestehen. Die Armee der Gewalt kann nur durch Gewalt aufgelöst werden. Wer bringt sie auf? Die kleine Entente oder die große?

Das Leid des Mittelständlers ist in Ungarn auch noch durch die Rechtsunsicherheit erhöht. Die Flüchtlinge wohnen in Waggons, die am Budapester Bahnhof meilenweit die Strecke besetzen: Professoren, Künstler, Staatsbeamte hausen da in Elend und Kälte.

Was die Lösung dieser Probleme sein soll? Die Frage bleibt offen. Die Zukunft wird sie beantworten. Nur eines ist gewiß: Ungarn steht vor einem Einmarsch oder vor einem neuen Bürgerkrieg.

FRANZ BLEI

AUS DER „PUDERQUASTE DES PRINZEN HIPPOLYT"

Es gibt nämlich eine allgemeine Regel: Jeder Mensch hat eine Seele. Und es gibt eine besondere Regel: Die Menschen sind eine Ausnahme von der besonderen Regel.

Metaphysische Systeme können geistvoll sein oder langweilig, richtig oder falsch sind sie nie.

Die Höflichkeit schafft die weiteste Distanz und ist das einzige Mittel, in aller Art Demokratie ungeärgert für sich zu leben.

Die zweite Auflage meiner „Deutschen Dichtung seit Goethes Tod" reiht einen guten Teil der Neuerscheinungen des Jahres schon einem geschlossenen Gedankengange ein. Allein nicht bloß was etwa seit der Mitte des Jahres erschienen ist, soll hier nachgetragen werden. Ich nenne auch Dortgenanntes, denke indes nicht daran, irgend etwas hinterdrein zu entwerten, wenn ich nicht alles erwähne, was dort angeführt ist.

Die letzten zwei Jahre haben die neue, die Ausdrucksdichtung vor immer schwerere Entscheidungen gestellt, so daß Eilige schon von dem Ende des dichterischen Expressionismus künden. Der Umsturz im öffentlichen Leben hat den Jüngsten den größten Teil des Stoffes genommen. Was sie bekennerhaft befehdeten, ist zum guten Teil verschwunden, was sie forderten, ist so ganz anders, als sie wünschten, verwirklicht, daß sie, voran Walter Hasenclever, der politische Dichter, von politischen Rufen abstehen oder gar gegen die Träger staatlicher Gewalt von heute die Waffen wenden, mit denen sie eben noch den Anbeter mechanisierter Welt bekämpft hatten. Hanns Johsts Spiel „Der König", auf der Bühne überraschend einheitlich und zu festem Ziel emporstrebend, schreitet nicht vereinzelt (aber glücklicher als verwandte Versuche) schon weiter zur inneren Tragik des Menschen, der seine Umwelt erlösen möchte von altererbten Lasten. Hasenclever selbst greift in „Jenseits" mit plötzlichem Ruck zu dem Lieblingsgegenstand älterer Dichtung, zu dem seelischen Widerstreit von Mann und Weib. Die Lösung, nicht zermürbend skeptisch wie bei Eindrucksdichtern, wie auch noch in Hans Jägers Roman „Kranke Liebe" (das Buch von „Norwegens brennendster Menschenseele" erlebt jetzt erst, und zwar in deutscher Sprache, seine eigentliche Veröffentlichung), dann die Form, die auf Wegen Stramms, Kokoschkas und Hasenclevers selbst zu neuen kaum geahnten Möglichkeiten der Bühnendarstellung vorwärts geht, verraten, daß Ausdruckskunst vom bloßen Bekennen sich zum Ausbau ihrer besonderen künstlerischen Gestaltungsweise wendet. Merkwürdig, wie daneben in Hauptmanns „Weißem Heiland", weit weniger in seinem „Indipohdi", seine alte Neigung zu bekennender Mitleiddichtung erwacht und ihn Aufgaben übernehmen läßt, von denen die Neuesten sich abzukehren beginnen.

Ein Formproblem der Ausdrucksdichtung ist vor allem zu lösen in der Neugestaltung des Romans. Ist der Neigung zum engsten Zusammenballen, die in der Ausdrucksdichtung herrscht, der Roman überhaupt zugänglich, läßt sich solche bis zum Sprengen gedrängte Fülle auf der langen Strecke eines Romans auch nur aushalten? Kasimir Edschmids „Achatne Kugeln" und Karl Sternheims

„Europa" lösen die Aufgabe mit den gegensätzlichen Mitteln der beiden Verfasser: Edschmid ekstatischer hinabtauchend ins Dunkle, Sternheim nicht nur in schärferen Umrissen diesmal auch bemüht, Fragen der Zeit von höherer Warte zu stellen. An Heinrich Manns Griffe gemahnt Sternheims Buch durch das Bedürfnis, tiefblickenden Verstand zu bezeugen, noch mehr als Edschmids Leistung, die, gleichfalls Abbild einer faustisch ringenden Frau, doch auch von H. Mann herkommt. Zugleich erfüllt Sternheim Forderungen, die an den Roman der Zukunft jüngst Otto Flake erhob. Flakes „Nein und Ja" weicht freilich an wichtigen Stellen ab von der Gestalt, die damals ein Roman in Flakes Händen annahm. „Nein und Ja" gehört wie Sternheims „Europa" zu den vielen Erzählungen, die das Rätsel der geschichtlichen Vorgänge der Weltkriegszeit (sie ist ja noch lange nicht abgeschlossen) aus dem Erleben einzelner Menschen deuten wollen. Aus allen Lagern und aus allen Altersschichten stammen solche Versuche: Klara Viebigs „Rotes Meer", Heinrich Lilienfeins „Feurige Wolke" (auch sein Drama „Die Ueberlebenden" gehört hierher), Bernhard Kellermanns „9. November", in symbolischer Spiegelung Walter Harichs „Pest in Tulemont". Wie stark die Erlebnisfülle der letzten Jahre die Phantasie der Erzähler bestimmt, verraten Bücher, die gar nicht auf Beantwortung von Zeitfragen sich einlassen, sondern bloß Menschliches ausschöpfen, wie Hans Kysers Sammlung „Das Aprikosenbäumchen" oder Franz Karl Ginzkeys „Einzige Sünde". Max Ludwigs „Statthalter", längst abgefaßt und nur erst jetzt veröffentlicht, wirkt nachträglich wie eine Satire gegen das Deutschland, das im Weltkrieg sein Spiel verloren hat. R. H. Bartschs „Ewiges Arkadien" verklärt wie vor kurzem Norbert Jacques den Rousseauismus, der den Stimmungen des Weltkrieges entstammt.

Neben den Vorstößen Edschmids oder Sternheims erscheint Franz Werfels Roman „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" heute nur wie Wiederholung altbekannter Melodien. Hans Falladas stoffverwandter „Junger Goedeschal" hat neben Werfels Buch immer noch den Vorzug, nach einer bewegteren seelischen Haltung zu streben, mag sie auch den überkühnen, tief ins Geschlechtsleben hineingreifenden Büchern Curt Corrinths einheitlicher glücken. Willi Handls „Flamme" nähert sich dem Stoffkreis Corrinths mit den bedächtigeren und minder aufreizenden Mitteln realistischen Berichts.

Alfred Döblin, längst Wegweiser neuer Erzählungskunst, schafft in „Wallenstein" mehr als bloße Anwendung der Technik seines „Wang-lun" auf die Geschichte des 30jährigen Krieges. Dieser

„Wallenstein" wird, wie Eduard Stuckens „W e i ß e G ö t t e r", die im Jahre 1920 einen tüchtigen Schritt vorwärts gemacht haben, einst erweisen können, ob es unserer Zeit wirklich geglückt ist, den geschichtlichen Roman zu neuem künstlerischen Leben zu bringen: Stucken verschwenderisch reich in der Fülle der aufgewendeten Farben, Döblin in der sprengenden Kraft, die er dem Vorgang einflößt.

Georg v. d. Gabelentz' „V e r f ü h r e r i n" wagt sich auf den Boden C. F. Meyers. Georg Engel bewährt seine Erzählerbegabung an dem Seehelden „C l a u s S t ö r t e b e c k e r". Ganz anspruchslos entwickeln Adam Müller-Guttenbrunns „D ä m o n i s c h e J a h r e" einen Teil von Lenaus Leben. Das Wien des 19. Jahrhunderts und dann der Jahre des Weltkrieges und des Zusammenbruches vergegenwärtigt mit der rückhaltlosen Offenheit dieses meisterlichen Erzählers und Kulturprüfers „D a s H a u s E r a t h" von Otto S t o e s s l. Berlin ist der Hintergrund von Felix Hollaenders Familienroman aus dem Judentum „S a l o m o n s S c h w i e g e r t o c h t e r". Scharfe Anklage Berlins und der Auswüchse deutschen Lebens der Gegenwart ist Arthur Kahanes „T a r n k a p p e"; sie arbeitet mit den Mitteln des Märchens. A. M. Frey beschränkt in „S o l n e m a n d e m U n s i c h t b a r e n" das Wunderbare auf Uebersteigerung technischer Leistung. Grotesk soll das wirken. Und groteske Satire ist auch Karl Hans Strobls phantastischer Roman, geschöpft aus dem Wien von heute: „G e s p e n s t e r i m S u m p f".

Auf den Höhen der Kunst bewegen sich Sammlungen von Novellen, jede gekennzeichnet durch die Sonderart ihres Verfassers: Hermann Hesses drei Erzählungen „K l i n g s o r s l e t z t e r S o m m e r", Jakob Wassermanns „W e n d e k r e i s", Sophie Hoechstetters „E r l e b n i s", Ina Seidels „H o c h w a s s e r". Paul Ernst erweist an seinen „K o m ö d i a n t e n - G e s c h i c h t e n" und an seinen „S p i t z b u b e n - G e s c h i c h t e n" eine Meisterschaft, die geschult ist an der klassischen Novellistik, und sein verfeintes Stilgefühl für knappe und auf kunstvolle Wirkung zugespitzte Erzählung. Reizvoll ist, das zusammenzuhalten mit einer verwandten und zugleich entgegengesetzten Betätigung jüngster Formwünsche, wie Kasimir Edschmids Erzählungsreihe „D i e F ü r s t i n" sie darstellt.

Die Lyrik der Ausdruckskunst ist, soweit sie Erneuerung des Menschen, Erziehung zum Mitleid, Abwehr des Kriegführens und zuletzt Aufruf zum Umsturz gewesen ist, sinnvoll zusammengetragen und geordnet in Kurt Pinthus' Sammelband „M e n s c h h e i t s - D ä m m e r u n g". Franz Werfel spinnt jetzt seine Fäden weiter in

dem äußerlich und innerlich gewichtigen Band „Der Gerichtstag", der die Lyrik Werfels auch in dramatische Form überleitet. Theodor Däubler erbaut aus Gedichten die „Treppe zum Nordlicht". Paul Zech erstrebt in seinen Sonetten „Das Terzett der Sterne" und in den Landschaftsgedichten „Der Wald" Verstrengerung und Abklärung der Form. Rudolf Leonhards „Katilinarische Pilgerfahrt" wahrt noch die grellere Bewegtheit der Ausdruckslyrik. Sie alle sind in der „Menschheits-Dämmerung" vertreten. Klabund geht seine eigenen Wege auch im „Dreiklang". Ein neuer Mann ist Anton Schnack („Tierrang gewaltig mit Tier" und „Das kommende Reich"). Ernst Bertram, der Verfasser des Buches über Nietzsche, bringt einen Kreis von Gedichten „Straßburg". Oswald Spenglers Schützling Ernst Droem enttäuscht mit seinen „Gesängen" hochgespannte Erwartung. Von Vertretern älterer Schicht vereinigt Ernst Lissauer Gedichte aus den Jahren 1911—1919 im „Inwendigen Weg". Noch weiteren Umfang umspannt Hermann Stehrs „Lebensbuch", zwanzig Jahre dichterischen Ausdrucks des täglichen Erlebens.

Rudolf Borchardts Lyrik geht jetzt schon über in die Sammlung seiner „Schriften". Gleich ihm haben auch Peter Baum und Gustav Sack die Ehre einer Gesamtausgabe errungen. Die Sammlung der Werke Wedekinds wurde durch zwei Bände Nachlaßschriften ergänzt.

Von Sammelwerken, die zunächst jüngster Dichtung Raum bieten, ist 1920 ein zweiter Band der „Erhebung" Arthur Wolfensteins hervorgetreten. Rüstig schritten unter Albert Ehrensteins Leitung die „Gefährten" weiter, mit Beiträgen Heinrich Manns, Alfred Döblins, Otto Stoeßels, des Herausgebers und anderer.

THEODOR HEUSS

KULTURPOLITISCHE BÜCHER

Es ist wohl auch für den, der mit leidenschaftlicherem Eifer in das geistige Chaos der Zeit hineinhorcht und aus dem Lärm einzelne Akkorde für sein Bewußtsein herausholen will, nicht möglich, in diesem Kampf und Wechsel zu scheiden, Gliederung, ein „Fortschreiten" festzustellen, das Typische und das Persönliche zu trennen. Etwas ausgeklungen scheint mir (es mag eine Täuschung sein) die polemische und sieghafte Selbstgewißheit dessen, was man, was sich „Aktivismus" getauft hatte: manchen sah ich enttäuscht in der Einsicht, daß eifriger Nationalismus und glühende Ueberzeugtheit nicht die Problematik einer seelisch zerschlissenen Zeit zu glatten

Lösungen zwinge. Und jener stürmische Optimismus, der sich ewiger Wiederholungen in Manifest und Manifest bediente, daß man einem ungeistigen Vorgang wie dem deutschen Zusammenbruch die Gloriole einer Weltmission im Handumdrehen aufdrücken könne, er ist verflogen, und es scheint fast, daß die Seelen der Skepsis jetzt schneller und lieber sich öffnen.

Nur mit einem gewissen Zögern schreibt man ja heute überhaupt das Wort „Kulturpolitik" nieder. Wenn das Wort Politik, mit Recht oder Unrecht, doch tatsächlich, sich wesentlich in der Nähe der staatlichen Machtkämpfe aufhält, dann sieht man zwar, wie auf diesen in Erschütterungen sich mühsam erhaltenden Staat „kulturelle" Ansprüche, Wünsche, Erwartungen hinstürzen, die er politisch bekennen soll, aber man spürt seine Hilflosigkeit. Er liegt in den Fesseln seiner Ohnmacht und Armut; mehr aber, er ist von keiner beherrschenden Idee bestimmt. Das hat mit der Staatsform nichts zu tun? Die Monarchie, die ihre Legende verbraucht hatte, die Republik, die sie erst schaffen muß, sind hier in derselben Lage. Der Staat, ein mechanisierter Apparat der Verwaltung und des Machtkampfs, berührt einige Male die Bezirke, für die man das Wort „Kultur" reserviert hat, im Schulwesen, in der „Pflege" von Wissenschaft und Kunst, aber er spürt nicht, wie problematisch und äußerlich diese Beziehung notwendig meistens ist.

Das legt nahe, mit einer gewissen Resignation überhaupt die Worte Politik und Kultur auseinanderzureißen und anzuerkennen, daß kulturelle Strömungen, die ihren geistigen Eigenwert besitzen, ihre Kristallisationspunkte außerhalb der unmittelbaren staatlichen Sphäre, der politischen Strebungen suchen. Will man die kulturellen Werte oder Probleme des heutigen Deutschlands greifen, so sucht man sie nicht in den Spitzen der staatlichen und politischen Organe, sondern bei Gemeinschaften, bei einzelnen, bei Keyserling und Spengler, bei Steiner und Natrop, im Bruderkampf der beiden Mann.

Aber hier trifft man nun auf einen Widerspruch, denn gerade aus den Kreisen dieser Männer, deren Philosophie, Religion oder Kunst man so oder so bewerten mag, stößt das Bedürfnis in die politische Sphäre. Spengler und Keyserling gaben zuerst ihre Selbstdarstellung, in heftiger Konstruktion, in etwas lässiger und weitschichtiger Betrachtung, nicht gerade ein neues Weltbild, so doch der Eindruck einer bestimmten, im Grunde hochfahrend skeptischen oder selbstgewiß nachsichtigen geistigen Haltung ging von ihnen aus. — Beide traten aus dieser Luft heraus, ins Politische, wollen ihre Stellung markieren, Keyserling („Die wahre politische Mission der Deutschen". Darmstadt, Verlag Reichl), indem er die politische

Mission der Deutschen außerhalb der Politik, des Machtkampfes um die Geltung, sucht. Spengler („Preußentum und Sozialismus". Verlag C. Beck, München), indem er den Verwaltungsapparat Friedrich Wilhelms I. dem marxischen Sozialismus kontrastiert und diesen damit historisch entwertet. Und ähnlich Steiner („Dreigliederung des sozialen Organismus"), über dessen Entwicklung von der Theosophie zur Anthroposophie ich nichts sagen kann: er stellt plötzlich mit einem ausgeklügelten System von „Dreigliederung" eine neue Staatenordnung, eine neue Systematisierung der Gemeinschaft her, und nicht viel anders, wenn auch mit wechselnden Akzenten, bei Natorp (Sozial-Idealismus", Verlag Springer-Berlin) oder H. M. Böhm („Körperschaft und Gemeinwesen").

Hier ist die allgemeine Situation so, die bei Steiner am deutlichsten wird: liegt der Nachdruck der geistigen Bewegungen, die sich um einzelne dieser Männer gruppieren, in der Ablehnung der materialistischen Durchsetzung der Naturwissenschaft und weiterhin in einer Gegenströmung gegen die utilitaristisch-ökonomische Erwägung des Marxismus, so geraten sie selber in dem Maß in mechanistische, materialistische Zwecksetzungen, als sie, mit einer Art von „Gegenvorschlägen", dem Staat, der Gesellschaft eine neue Ordnung aufreden oder aufzwingen wollen. Mechanismen werden durch Mechanismen ersetzt, wo entweder der Geist sie überwinden oder erfüllen oder neben ihnen ein Reich von eigener Gesetzlichkeit errichten soll.

Es handelt sich, auch bei der ethisch-kulturellen Einstellung, um Fragen der Wirtschaftsform, des Sozialrechts: wie das alte verjährte Humanitätideal aus den Büchern und Predigten in die Wirklichkeit eingepflanzt werde: der Mensch ist Selbstzweck, nicht Mittel in der Hand anderer! Die Frage steht, verhüllt oder entschleiert, auch im Hintergrund dessen, was man Sozialismus, Sozialisierung nennt, verdunkelt durch den Ruf, daß Produktivität alles sei. An diesem Zwiespalt: Mensch oder Produktionsstatistik, krankt die Diskussion, und es bleibt eine geschichtliche Groteske, daß die Epoche, die immerzu die Fahne des Sozialismus auf Ministerien und Werkstätten setzen will, die sie drauf gesetzt, fast mehr und hemmungsloser einem rasenden Kapitalismus verfallen erscheint. Die Prediger rufen ungehört in den Eisgang, die Materie, geistig zurückgeschlagen in ihren Ansprüchen, scheint in einer weiten Entfesselung (in einer letzten?) doch die Geschichte zu prägen. Der Weltkrieg, als das Kind der materialistischen Epoche angesprochen, sollte ihr Ende bereiten. Daß er es doch getan hätte! Aber die Flut steigt noch. Und es ist kein Wunder, daß das Gefühl der Weltdämmerung gleichfalls wächst, vor allem in diesem Deutschland,

das, gleichviel, ob es sich auf eine Politik aufbauender Leistungen stürzen vollte oder aus der Politik in die Sphäre reiner Geistigkeit fliehen, in sein bedrohtes Schicksal gebunden ist. Das erscheint fast als unsere nationale Tragik, daß wir aus der Wirrnis und der Not der Zeit hilflos oder gläubig an die besten und tiefsten Kräfte und Instinkte des deutschen Wesens appellieren, gelegentlich nicht ohne Pharisäertum, immerhin mit dem Wissen, daß hier die Quelle freigelegt werden muß, die unseren Zukunftsglauben tränke, daß wir aber, um des baren Lebens willen, in die kleine Technik des politischen Kampfes verhaftet bleiben.

Und dies in einem Augenblick, da nicht nur der Staat schwach, sondern da die innere Würde des Staates schlechthin in eine Krisis geraten ist. Es war seine Aufgabe, zum mindesten das Skelett für das äußere Leben der Nation zu bilden; er stand vor dem Auftrag, der Ordner der sozialen und wirtschaftlichen Schichtungen zu werden; nirgend wie in dem Deutschland Hegels hat er im Geistigen eine Erhöhung ins fast Symbolische erfahren. Und nun ist das alles fragwürdig geworden, von mannigfacher Betrachtung her. Die Auseinandersetzung zwischen Nation und Staat beginnt auf einem neuen Blatt: die Nation, die ewig junge, deren Wortstamm vom Geborenwerden spricht, ist das Primäre; hinter ihr verschwindet der Staat als geschichtlich Bedingtes. Mit bewußter Schärfe gibt ein junger Publizist, Böhm, der für einen Kreis Suchender redet, die Losung aus: „Staatsboykott". Die „Volksgemeinschaft" liegt außerhalb der rein staatlichen Sphäre; sie deckt sich nicht nur nicht mit politischen Grenzen, sie wächst und lebt in einer Welt anderer Funktionen. Man glaubt an Kreise „natürlicher" Gliederung und Schichtung, in denen sich das nationale Leben seine reinen öffentlichen Ordnungen schaffen will, um dem alten Apparat subalterner Gewalt zu entrinnen; freilich macht das Denken an der Stelle halt, wo die Gemeinsamkeit des Lebens neue Mechanismen, neuen Gewaltenausgleich erfinden muß.

Hier wird die weitere geistige Klärung einsetzen, hier auch die Geschichte ihre Antworten geben müssen. Wenn wir, um ein persönliches Wort zu sagen, auch den Staat, eine Machtangelegenheit, nicht als den Schöpfer kultureller Werte ansprechen, die aus der Autonomie des Menschentums, in nationaler Prägung, emporsteigen, so sehen wir in der Verwerfung des Staatsgedankens, in seiner augenblicklichen Krisis eine Gefahr für die nationale Bindung überhaupt. Es geht nicht an, ihn hinwegzudiskutieren, weil man damit die Form sprengt, in deren Begrenzung die Nation sich zu behaupten hat.

BEETHOVEN-LITERATUR

Zum Beethoven-Jubiläum.

Die Literatur über Beethoven ist besonders in den letzten zehn Jahren derart angewachsen, daß es selbst für den Forscher nicht leicht wird, die Flut der Neuerscheinungen zu übersehen. Es sei hier der Versuch gemacht, eine klare Uebersicht über die bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete zu geben, eine Art Wegweiser, der über die einzelnen Gebiete der Beethoven-Literatur orientieren soll.

Die beste biographische Arbeit über Beethoven, ein Standardwerk der musikgeschichtlichen Literatur im besonderen und der biographischen Kunst im allgemeinen, ist das fünfbändige Werk von Alexander Wheelok Thayer, übersetzt, bearbeitet und fortgesetzt von Hermann Deiters und Hugo Riemann (Verlag von Breitkopf und Härtel, 1908—1915). Diese Biographie bildet die Grundlage für jede Beethoven-Forschung.

Eine klare und gründliche Biographie, die eine Art Volksbuch geworden ist, ist „Beethovens Leben" von Ludwig Nohl. (3 Bände, 1864—77.) Dieses Werk liegt in einer Neubearbeitung von P. Sakolowski in vier Bänden vor, die mit reichem Bild- und Notenmaterial versehen sind (Schlesiche Verlagsanstalt, vorm. Schottländer, Berlin 1920). Eine schöne populäre Darstellung der Persönlichkeit und des Werkes Beethovens gibt die Biographie von Thomas-San Galli (Verlag R. Piper in München). Sehr knapp und leider durch störendes Bildmaterial geschmückt ist die Darstellung des sonst so unermüdlichen Beethoven-Forschers Th. v. Frimmel („Beethoven", Schlesische Verlagsanstalt, Berlin). Ebenfalls nur als Einführungsbuch, ohne bedeutende Prätentionen, kann die Biographie von Wilhelm von Lenz verwendet werden. Sie wurde von Kalischer neu herausgegeben (Verlag Schuster und Loeffler, Berlin 1908) und bildete ursprünglich den ersten Band einer weitläufigen Arbeit „Beethoven eine Kunststudie" (5 Bände, 1855—60), die den ersten Versuch einer umfassenden stilkritischen Darstellung von Beethovens Schaffen bildet. — Fritz Volbach gab in der Sammlung „Die Weltgeschichte in Charakterbildern" eine gehaltvolle biographische Skizze (Mainz 1905).

Zwei Werke der jüngsten Zeit gehen durch ihre umfassende Einstellung über diese älteren Arbeiten oft weit hinaus. Das eine ist das Beethoven-Werk des Musikkritikers Paul Bekker (Verlag Schuster und Loeffler, 24. Auflage, Berlin 1920). In glänzendem Stil geschrieben, liegt hier die moderne Beethoven-Biographie vor, die auch durch die neueste Arbeit von Gustav Ernest („Beethoven", Verlag Georg Bondi, 1920) nicht übertroffen wurde. Dieses Werk hat seine besondere Bedeutung durch einen charakterisierenden Katalog von Beethovens Schöpfungen.

Fast alle diese Bücher gehen weit über das Biographische hinaus und geben auch zugleich Analysen der Werke Beethovens. Den ersten Versuch dieser Art gab Bernhard Marx in seiner Arbeit „Ludwig Beethovens Leben und Schaffen" (1859), die in neuester Auflage von G. Behnke besorgt wurde (Berlin 1911). Die wertvollsten Ansätze einer ästhetischen Kritik der Werke Beethovens bilden die Arbeiten Gustav Nottebohms, allen

voran das „Thematische Verzeichnis der im Druck erschienenen Werke von Beethoven" (1864), das in einem Neudruck, durch E. Kastner besorgt, Leipzig 1913 erschien. Von demselben Forscher stammen eine Anzahl kleinerer Studien, die in zwei Bänden als „Beethoveniana" (1872 und 1887) erschienen sind. — Wichtig ist in dieser Hinsicht auch das Werk von Hans Volkmann „Neues über Beethoven" (Berlin und Leipzig 1904).

Zwei Werke nehmen schon durch ihre Verfasser einen besonderen Platz in der Beethoven-Literatur ein. Das eine ist die geniale Schrift „Beethoven" von Richard Wagner (Breitkopf und Härtel, Leipzig 1870). Die andere Schrift ist ein kleines Büchlein von Romain Rolland, dem innigen Verehrer des deutschen Musikers (Zürich, Rascher).

Die unmittelbaren biographischen Notizen über Beethoven wurden schon sehr früh gesammelt. Aus dem Kreise seiner engeren Freunde sind einige Werke hervorgegangen, auf die man immer wieder als Quellenmaterial hinweisen muß. Sie sind natürlich in den biographischen Darstellungen mehr oder weniger genau verarbeitet, haben aber, für sich gelesen, den unmittelbaren Reiz einer naiven Darstellung. Diese Werke sind: Anton Schindlers „Biographie von Ludwig von Beethoven" (I. Auflage 1840, II. Auflage 1845 und III. Auflage Münster 1861; Neuausgabe von Kalischer, Berlin 1909). — Dr. F. G. Wegeler und Ferdinand Ries: „Biographische Notizen über Ludwig von Beethoven" (Koblenz 1838, Neudruck von Kalischer, Berlin und Leipzig 1906). Dr. Gerhard von Breuning: „Aus dem Schwarzspanierhause" (1874, Neudruck Berlin und Leipzig 1907).

Die erste Zusammenfassung eines solchen biographischen Materiales hat der verdienstvolle Beethoven-Forscher Ludwig Nohl unternommen, der in seinem 1877 erschienenen Buche „Beethoven im Urteil seiner Zeitgenossen" die Berichte von etwa vierzig Zeitgenossen vereinigte.

In neuester Zeit liegen diese Quellenschriften in zwei großen Sammlungen vor, die natürlich für die Forschung unentbehrlich sind, aber auch für jeden Beethoven-Verehrer von besonderem Reiz sein müssen. Der ganze Kreis, in dem Beethoven lebte, kommt darin zu Wort, aber auch die meisten Besucher, die, wie es Richard Wagner nennt, eine Art Pilgerfahrt unternommen haben, um den Heros der Tonkunst kennen zu lernen.

Die erste dieser Sammlungen unternahm Friedrich Kerst in seinem zweibändigen Werke „Die Erinnerungen an Beethoven" (1913, Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann). Es ist inzwischen neu aufgelegt worden, und bildet durch die klare Disposition der biographischen Abschnitte, durch die knappen charakterisierenden Einleitungen der Besucher, eine vorbildliche Kompendienarbeit.

Die zweite Sammlung: „Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen" wurde von Albert Leitzmann im Inselverlage 1914 in zwei Bänden herausgegeben. Sie enthält im wesentlichen die gleichen Quellen, jedoch mit etwas dürftigen Erläuterungen, so daß diese Sammlung nur durch die überlieferten Quellen wirkt.

Aus diesen umfassenden Quellenschriften wurden die interessantesten in kleinen handlichen Sammlungen neu aufgelegt, deren zwei eine ganz

besondere Erwähnung verdienen. Diese ganz billigen Sammlungen sollte jeder besitzen, der sich über die Persönlichkeit Beethovens unterrichten will: „Beethoven im Gespräch". Gesammelt von Felix Braun, im Inselverlag zu Leipzig. Band 9 der „Oesterreichischen Bibliothek". Jetzt leider vergriffen. — „Beethoven". Aufzeichnungen, gesammelt von Paul Wiegler. (Ullstein, Fünfzig-Bücherei, Berlin 1920, 41. Tausend). Eine ganz prachtvolle Auswahl von Quellen über Beethovens Persönlichkeit. — Auch Friedrich Kerst gab, als er das umfassende Werk zusammenstellte, eine kleinere Sammlung „Beethoven im Eigenen Wort" heraus (Verlag Schuster und Loeffler).

Als neueste Erscheinungen in dieser Art sind die Zusammenstellungen von Hellinghaus (Verlag Herder & Co., Freiburg i. B. 1920), und Walther Nohl „Beethoven als Mensch und Künstler" (Verlag Ernst Klett, Stuttgart 1920) zu vermerken. — Das Büchlein von Hellinghaus ist durch eine klare Disposition der ausgewählten Aufzeichnungen hervorzuheben.

Beethovens Briefe, von denen ungefähr 1500 erhalten sind, benutzt man am besten in der Gesamtausgabe von Alfred Christlieb Kalischer, und zwar in der zweiten, vom zweiten Bande an von Theodor von Frimmel besorgten Ausgabe (Berlin und Leipzig, bei Schuster und Loeffler, 1909—11). — Eine umfassende Ausgabe der „Briefe und Aufzeichnungen" besorgte auch Prelinger (Wien 1907—11). — Handlich zusammengefaßt ist die Kritische Ausgabe der Briefe von Kastner (Leipzig 1910).

In Auswahl wurden die Briefe in neuester Zeit mehrfach herausgegeben und zwar von Albert Leitzmann im Inselverlag, Leipzig (zweite Auflage 1912). — Hugo Leichtentritt in der Sammlung „Deutsche Bibliothek" in Berlin 1912; eine ausgezeichnete Auswahl. — Curt Sachs (Verlag Julius Bard, Berlin) Neuauflage 1920.

Eine Reihe von kleineren Arbeiten über Beethoven, die aber für die Forschung von besonderem Werte sind, finden sich in Sammelwerken, die Theodor v. Frimmel mit unermüdlicher Emsigkeit seit vielen Jahren herausgibt: „Neue Beethoveniana" (1888), „Beethovenstudien", „Beethovenjahrbuch" (1908—9), ferner die Blätter zur „Beethovenforschung". Ebenfalls eine solche Sammlung einzelner Arbeiten gibt das Werk „Beethoven und seine Zeitgenossen", von Kalischer eine Art Biographie in Aufsätzen, welche die Beziehungen Beethovens zu Wien und Berlin, und im besonderen zu den Frauen behandeln. Auch der „Beethovenkalender" brachte manchen wertvollen Beitrag zur Beethovenforschung. Die Frage der unsterblichen Geliebten Beethovens, ein Thema, das seine Stellung zu den Frauen überhaupt aufwirft, wurde in vier Monographien behandelt: Kalischer: „Die unsterbliche Geliebte Beethovens" (Dresden 1891). — Thomas-San Galli: „Die unsterbliche Geliebte Beethovens Amalie Sebald" (1909). — Max Unger: „Auf Spuren von Beethovens unsterblicher Geliebten" (1911). — La Mara (Maria Lipsius): „Beethovens unsterbliche Geliebte. Das Geheimnis der Gräfin Brunswick und ihre Memoiren" (1909).

Ein Bericht der „Frankfurter Zeitung", der hier in den Tatsachen zur Darstellung verwertet wurde, schildert die am 28. Juni in Freiburg im Breisgau stattgefundene Schwurgerichtsverhandlung gegen den Studenten Jamke, der seine Geliebte, die Studentin Frese, im Hörsaal erschössen hat. Jamke, 1914 Kriegsfreiwilliger, vor Verdun kriegsuntauglich gemacht, als Krüppel nach Hause geschickt, erlebte, was Tausende jetzt an den Frauen erleben: Der Schieber verdrängt ihn. Thomas Wehrlin würde diese Tragödie gewiß als Provinzbeitrag zum Thema „Verhurung der Weiber" ansehen. Furchtbarer als diese Verlotterung der Frauen berührt im Falle Jamke: die Ohnmacht des Edleren.

In einem Hörsaal der Universität Freiburg i. Br. sitzt der Student Jamke aus Altona zufällig neben der Studentin Frese. Zufällig? Ein blonder Haarwuschel, auf den ein Strahl der Frühlingssonne durch das große Hörsaalfenster fällt, ist vielleicht entscheidend gewesen, daß der Student sich drei Bänke weiter nach vorn placiert hat. Er ist kein fröhlicher Nachbar. Zwar erst vierundzwanzig Jahre alt, aber im Kriege innerlich ergraut. Wenn er in der Bank sitzt und sich Notizen macht, dann kann Fräulein Frese sehen, daß seine Hände, rechts und links, verkrüppelt sind. Ehrlich im Feuer erworbene Schäden. Warum möchte man die Verwundung und Entstellung doch verheimlichen, wenn man neben einem jungen Mädel sitzt? Gar so jung ist übrigens die Nachbarin, wie sich später herausstellte, nicht mehr; sie ist sechsundzwanzig, also zwei Jahre älter als er. Aber während ihn die vier bitteren Jahre schwerblütig gemacht haben, ist sie nur ausgehungert nach Leben. Wenn sie mit unruhig suchenden Augen im Hörsaal um sich guckt, richtet sie allerhand leichtes Unheil an. Der Student Jamke leidet — anfangs, fast ohne es zu wissen — ziemliche Qualen, wenn die Kollegin Frese sich umdreht und ihr Auge über das volle Auditorium schweifen läßt. Gewahrt sie die sich anbiedernden, die gierigen, die bohrenden, die einladenden Blicke der Männer? Sieht sie, ohne sich um die Blicksprache zu kümmern, in reizender Harmlosigkeit über alle weg? Wenn ein Student durch die enge Bank zu seinem Platz will, dann steht sie schnell auf, damit ihr Knie nicht berührt werde. Aber streift der Oberkörper des breiten Studenten jetzt nicht die Spitzen ihrer Brüste?? Oh, sie blickt höchst gelangweilt in die Luft. Diese ewigen Störungen. Der Student Jamke, der junge Dachs, behandelt sie stets mit höchster Verehrung. Entfällt ihr der Bleistift, so ist er schon unter der Bank und holt ihn herauf. Er hilft ihr in den Mantel. Er schützt sie abends, wenn sie im Dunkel nach Hause muß, vor Studentenulk auf der Straße. Aber er muß arm sein, der kleine Jamke aus Altona. Die Stulle, die er in der Pause auspackt,

ist karg belegt. Sein Anzug ist nicht gerade funkelnagelneu. Nun, Fräulein Frese kann selbst nur selten mittags in das kleine Studentengasthaus gehen. Sie bekommt von Hause monatlich hundert, wenn's hoch geht: zweihundert Mark. Sie muß sich noch, ein bißchen wenigstens, dazu verdienen. Nicht für hohe Lederschuhe und Gazestrümpfe, nein, für den warmen Teller Suppe mittags, für das elende, kahle Stübchen unterm Dach. „Wissen Sie was für mich?"

Eines Tages ist der Hörsaal ohne Sonne: Die Studentin Frese ist krank geworden. Sie liegt ganz allein in ihrer schrecklich grauen Stube und niemand kümmert sich um sie. Sie ist so schwach, das sie nicht die Kraft aufbringt, einen Brief nach Hause zu schicken. Aber nachdem der Hörsaal drei Tage lang sonnenlos, d. h. ohne Fräulein Frese ist, entschließt sich der Student Jamke, zu ihrer Dachstube hinaufzusteigen. Die alte Zimmervermieterin freut sich, daß wenigstens ein Mensch in Freiburg sich um das fiebernde Fräulein kümmert. Sie führt ihn in das kahle Zimmer der Kranken. Da steht er, mit zwei Rosen in der Hand, und in der ganzen Wohnung ist nicht einmal eine Vase aufzutreiben, in die man die leuchtenden Blumen stecken könnte. „Schauen Sie sich nur nicht um," sagt die Zimmerfrau, „schön ist es hier nicht." Ein Eisenbett, ein kreischender Schrank, ein Tisch mit Plüschdecke, eine grifflose Kommode mit Nippessachen und Photographien. Was für Photographien, denkt der Student. Herrenbilder? Es ist der Vater und der Bruder und dann noch ein Herr. Aber Fräulein Frese liegt schon im Hospital. Als sie wieder nach Hause kommt, sorgt er, daß ein Arzt regelmäßig kommt, er gibt der Zimmerfrau Geld für Butter und Tee und Zucker, er holt selbst die Arzeneien aus der Apotheke, er stellt jeden Morgen ein paar Blumen neben das Bett, er bringt seine Lieblingsbücher hinauf, er lüftet das Zimmer der Kranken, er heizt den Ofen; wenn sie ihm zuliebe einen Schluck Rotwein über die trockenen Lippen fließen läßt, ist er beglückt. Allmählich röten sich ihre Wangen, ihre Augen glänzen. An einem ersten Frühlingsabend, während er sich über die Kranke beugt, kann sie sie nicht entwinden, sie streicht ihm dankend übers Haar, sie legt den nackten Arm um seinen Hals, sie küßt ihn sanft, — eine Gerettete. An diesem Abend geht er trunken nach Hause. Sein bißchen erspartes Geld ist zwar futsch. Aber jetzt endlich nach all den Jahren des Grams, des Drecks, der Trauer, des Gehorsams, der Zerrissenheit weiß er endlich, warum er lebt. Er möchte die ganze Nacht durchs alte Freiburg wandern, die Sterne über sich, den Kuß auf den Lippen, den runden Arm um seinen Hals. Vor Freude möchte er seine Arme recken und strecken, die verkrüppelten Arme.

Fräulein Frese ist gesund. Der Hörsaal ist wieder licht. Wenn sie sich umdreht und ihre strahlenden Augen über die Studentenbänke fliegen, dann lachen ihr fünfzig junge Menschen unwillkürlich zu. Frühling. Sie trägt eine weiße Bluse. Ihre Kinderschultern leuchten unter weißer Gaze. Sogar eine Nebenbeschäftigung hat sie jetzt. Sie übersetzt bei einem Kaufmann. Dafür bekommt sie erst zweihundert, dann vierhundert Mark. Der Kaufmann ist ein ganz netter Kerl. Kein schwermütiger Idealist wie Jamke, aber dafür ein fideles Haus. Unlängst hat er sie eingeladen, in der schönen, winkligen Weinstube einen harmlos vergnügten Abend mit ihm zu verbringen. Sie hat es dem Studenten erzählt, weil keine Lüge zwischen ihnen sein soll. Oh, sie beide sind freie, moderne Menschen. Bei der Erzählung wurde sein Gesicht furchtbar ernst. Ernster vielleicht als damals bei Verdun, nach dem Armschuß. Da nahm sie ihn fest untern Arm — sie erschrak wieder über die kränkliche Magerkeit seines Armes — und führte ihn in den Stadtpark und setzte sich mit ihm auf die Bank im Dunkelsten und gab ihm den heißesten Verlobungskuß und verlangte von ihm das Ehrenwort, daß er nie, nie, nie an ihrer Treue zweifeln dürfte.

Im Laufe des Frühlings hatte sie immer mehr zu übersetzen bei dem Kaufmann. Das erhöhte ihre Einkünfte, gewiß, aber es nahm oft ihre Abende in Beschlag. Sie konnte, beim besten Willen, nicht so oft wie früher mit dem Studenten zusammen sein. Und schließlich war sie jung, und Jamke war immer so ernst und gereizt und eifersüchtig, und außerdem ging es ihm ja auch mit dem Geld nur ganz knapp zusammen. Schließlich, bei aller Liebe für den Studenten, wollte sie sich doch nicht tyrannisieren lassen. Der moderne Mensch muß unabhängig sein, bei aller Sympathie, sie mußte doch ihre Freiheit haben. An einem Juniabend trifft der Student die Kollegin in der alten Weinstube. Er hat ihr Lachen gehört, als er eintrat, durch drei kleine Zimmer. Zuweilen hört man durch sieben Zimmer lachen. Jamke tritt an den Tisch von Fräulein Frese. Er muß mit ihr sprechen. Der Kaufmann findet die Störung verdrießlich langweilig und seine Uebersetzerin eigentlich auch. Er habe auch gar kein Recht, sagt der Kaufmann, die Dame so grausam zu mißhandeln. Das Gesicht des Studenten ist ganz steinern. „Du bist seine Geliebte." Sie antwortet nicht. Sie ist, gottlob, ein unabhängiger moderner Mensch. Sie ist niemand Rechenschaft schuldig. Sie ist, weiß Gott, nicht seine Sklavin. Und er solle sie nicht länger belästigen, er soll ein Mann sein und nicht an ihr kleben.

Der Student rennt nach Hause. Er weiß, was er zu tun hat. Da liegt sein Revolver in der Schublade. Aber auf seinem Tisch blinkt, ganz unerwartet, ein Brief seines Vaters aus Altona. Der

schickt ihm einen Fünfmarkschein: Trink einmal ein Glas Bier, damit machst du mir Freude. Es ist ein Zeichen aus der Welt der schützenden Geister. Ein Liebesstrahl, der ihn rechtzeitig erreicht hat. Er erschießt sich nicht. Er liegt nachts auf seinem Bett, er pilgert durch sein Zimmer, er verdenkt die Nacht. Durch das Dunkel leuchtet nur ein kleiner weißer Fleck: Der Brief des Vaters.

Am nächsten Nachmittag sieht er Fräulein Frese. Die Stube, in der ihr Bett steht, kann er nicht mehr betreten. Er begegnet ihr im Hörsaal, er sieht ihr Gesicht und weiß, daß alles aus ist. Vergessen jede nächtliche Stunde in der Dachstube, vergessen die Trunkenheit im Stadtpark, vergessen der Vorsatz, Hand in Hand durch die grausige Welt zu gehen, ausgelöscht alle Seligkeit zu zweien. Eine eisige Vernunft macht ihr Gesicht böse. Ihr Mund ist nicht mehr weich, sondern verkniffen. Jetzt sieht er einen Moment auf ihre Hand und gewahrt erst, wie derb, wie brutal diese Hand ist, eine r o h e Hand . . . Sie wiederholt wieder, daß sie ein freier Mensch sein müsse und keine Sklavin. Und übrigens sei er ein allzu düsterer Mensch, und schließlich müsse sie auch an ihn und seine Zukunft denken, er werde seinen Weg allein viel leichter gehen. Sie wolle ihn auch nicht ökonomisch belasten, und der Kaufmann könne ihr im Monat 700, ja 800 Mark bieten.

Der Student erwidert nichts mehr. Er hebt den Revolver und schießt sie nieder. Begnügt sich nicht mit e i n e m Schuß, sondern feuert fünf kräftig hintereinander hallende Schüsse gegen die Verbrecherin. Sie hat sich nicht mehr erhoben. Aber er stürzt, während ihn Freunde umdrängen, über die Leiche und küßt sie.

Die Freiburger Geschworenen verurteilten den Studenten nicht wegen Totschlag — des Mordes war er gar nicht angeklagt —, sondern wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit tödlichem Ausgang zu einem Jahr Gefängnis; sechs Monate Untersuchungshaft wurden ihm angerechnet; die Geschworenen reichten ein Gnadengesuch für ihn ein; der Angeklagte wurde auf freien Fuß gesetzt.

Nun mag er leben in seiner zerstörten Welt.

RUDOLF KASTNER

ZWISCHEN PHILHARMONIE UND SCALA

Das jüngste „Philharmonische": eine aus liebevoller Erinnerung an eigene, schon geschichtlich gewordene Wagner - Propaganda erstarkte Neuschöpfung der „Faust" - Ouvertüre durch Nikisch. Zwingend gegliedert, die Klimaxe mit ahasverischer Dämonie durchsetzt. Eine Linie, ein Bogen, ein Guß. Man spürte wieder, daß damals in Wagner selber ein ergreifender faustischer Drang tobte

— von Ring-Göttern und Gurnemanz-Redseligkeiten noch unbelastet . . . Dann eine Klavier-Amazonen-Orgie von Wera Schapira unter Mitwirkung eines völlig kritiklosen Publikums. (Durch welche Kritik sollte es auch erzogen sein?) Seit fünfzehn Jahren reitet Frau Wera unentwegt ein Pferd: das Tschaikowsky - Konzert in B-moll. Sie meistert es schon, vielleicht „wie keine andere". Es gibt genügsame Naturen, selbst unter Temperamenten. Folgte die dritte Brahms-Sinfonie, die Melancholica unter ihren Schwestern. Ihr Finale möchte einem anfangs mystisch kommen, verliert sich aber dann in bürgerliche Mürrischkeit. Wie blaß wird das Ganze schon mählich!

Der Dezember wurde eingeleitet durch ein Ereignis: Helge Lindberg, der singende Wundermann aus Finnland, betrat zum erstenmal Berliner Musikboden. Noch umschwirrt ihn kein Kunstpöbel aus Berlin W, noch ist er nicht vogelfreies Schauobjekt hysterischer Nichtstuerinnen. Das wird, da sein nächster Abend bereits in der Philharmonie, sein nächstes Schicksal. Aber vielleicht dürfen wir von ihm auch Läuterung gegen zunehmenden Geschmacksverfall erhoffen? Denn dieser Sänger wählt und gibt mit fast asketischer Keuschheit wahren Kunstgefühls seine Vorträge (Kantaten und Arien von Bach und Händel), unter stolzem Verzicht auf jegliche nurvirtuose Wirkung. Seine Kunstanschauung ist von so reiner Herbheit, daß sie die Schönheit einer durch konzentrierteste Energie gebildeten, von einer geradezu märchenhaften Atemtechnik geförderten Stimme souveränen Umfanges oft unterbindet: der Lauterkeit wortsinngemäßen oder musikalischen Ausdrucks zuliebe! Zudem: Lindberg lehrt uns wieder Händels Größe erkennen und gebührender schätzen. Wo hört man noch Arien aus „Amadis", aus „Zeit und Wahrheit"? An diesen arkadischen Musiken, wo Männer noch zart sein dürfen, ohne zu verweichlichen, wird die Wahrheit der Zeitdistanz zuschanden. Die kostbarste Gabe: Bachs „Kreuzstab"-Kantate. Pilgert hin, wenn dieser Sänger wiederkommt.

Die Musikwoche endete in dem jüngsten und größten — Varieté Berlins, in der Scala. Und seltsam: während Franz Vecsey, auf der Reise mit zwei Wundergeigen zwischen Skandinavien und Südamerika, das Berlin von 1920 berührend, vorher in der Philharmonie zwar betörend - süßen Geigenton spann, fand er erst in dem gewaltigen Vergnügungsraum an der Lutherstraße jenen reinen Kunstgeist (und damit sich selbst) wieder, den wir von ihm erwarten. Dann adelt er selbst ein Vieuxtempskonzert. Erstaunlich die Akustik der Scala, der herrliche Ton Vecseys konnte sich voll ausschwingen, die Kantilene ihre berückende Schönheit entbreiten. Und der Musiker, in der Philharmonie merkwürdig ungleich, Widerspruch fordernd, rettete Seele und Ruhm durch Beethoven.

Ich greife in eine Schublade, vollgepfropft mit alten Briefen. Diese Briefe Altenbergs, denen hier andere folgen werden, sind älteren Datums. Er konnte seine Freunde heute „Geliebter“, morgen „Mörder“ anreden. Darüber ist nicht zu spotten, wir sind aus verschiedenem Material zusammengesetzt. Alle Altenbergbriefe werden im nächsten Jahr, von seinem Bruder Georg gesammelt, im S. Fischer-Verlag erscheinen.

Lieber Stephan!

Es ist wirklich niederdrückend, wenn solche Edle, Sanftmütige, Ausgezeichnete dahingehen, vor der Zeit.*)

Ich denke daran, daß es ihm vergönnt war, einen einzig idealen Sommer mit dem herrlichen Knaben in dem Tiroler Dörfchen zu verbringen. Gott, womit zerdrücken wir unsere armen paar Tage und Stunden und bekommen nie eine ganz wirkliche Freude, wie dieser Mann mit diesem Knaben sie erlebte!

Im Moment, da man einen Menschen kennen gelernt hat, für den man zu sterben bereit wäre, sollte man auch bereits dahingehen.

Ich selbst bin lebensmüde und vollständig erschöpft.

Ich werde Bruno Großmann im Andenken behalten.

Er hat zu den Aller-Besten gehört, war zart und sanftmütig.

Die Neujahrskarte der „Vereinigung“ hat mich sehr gefreut, obzwar sie für sich allein und dann an mich abgeschickt, eigentlich alle Verlogenheiten der Welt im Extrakte enthält. Jeder von Diesen hat nur eine Wahrheit in seinem Rückenmarke: mit dieser Frau Tag und Nacht und Monate und Jahre, in ausschließlicher Einsamkeit, in Bett-Umschlingung zu verbingen. Statt dessen freundliches Gemeinsamkeitswesen?!? Oh, gebt das Komödie-Spielen auf, Herzen!

Ihr P. A.

Lieber Stephan Großmann!

Einer Bemerkung mich erinnernd, daß Sie die Lieblingsplätze für H. K. photographieren werden, teile ich Ihnen mit, daß ich bereits für den Benefizabend am Sonntag ein Bild von Traunkirchen bestellt hatte, dessen Verfertigung sich aber verzögerte, so daß ich es erst gestern, abends, Montag, absenden konnte. Ich möchte nicht, daß Sie vielleicht glauben, Sie hätten mich auf eine gute Idee gebracht, mit der ich Ihnen noch dazu zuvorkäme. Ich habe das Bild schon am Freitag beim Buchhändler Mänhardt bestellt, da mir besonders der mannigfaltige Eindruck dieses Sommerlebens für die Frau als ein gleichsam allertiefstes Ereignis erscheint, wobei meine Verehrung gleichsam nur der Baß ist zu den Melodien von Jüngeren und Glücklicheren!

---

*) Mein Bruder Bruno war eben gestorben.

Lieber St. Gr., nach allen bösen und schrecklichen Ereignissen sollten wir es einmal versuchen, in allerritterlichster Art gemeinsam, jeder in seiner Art, nach seiner Natur, einer Frau unsere Anhänglichkeit zu schenken! Ich kenne die Gefühle der Frau für Sie nicht — — — mir bringt sie eine edle gesicherte Freundschaft entgegen. Möge dieses Gefühl für Ihr stürmisches und leicht verletztes Herz als untastbar gelten, das allein erwünsche ich mir.

Ihr Peter Altenberg.

Stephan Großmann, ich schreibe Ihnen als Schriftsteller Peter Altenberg:

Ihre Studie „Die Reise" ist das Vollkommenste, was ich, mich und Tschechow ausgenommen, in dieser Art je gelesen habe.

Es ist zum erstenmal, daß ich in letzter Freiheit sagen kann, daß eine Studie vollkommen künstlerisch, wahr, gut, tief, fein, zart ist. Es ist das Prinzip des „glissez, n'appuyez pas" und das „ne jamais mettre les points sur les i" außerordentlich erfüllt. Es ist ein absolutes Meisterwerk, dieser „mikroskopische Ehebruch der Seele", der bei unseren geliebten Frauen täglich, stündlich, minütlich, ja sekundlich stattfindet und eigentlich ebenso ein tiefes Weh erzeugt wie der elend banale Ehebruch, den die Bauern-Viecher allein erst spüren und empfinden. Es ist bei Ihnen so künstlerisch zart, daß es natürlich den Bauern-Trotteln vollkommen entgehen wird. Zum erstenmal bin ich in der Lage, in letzter wahrster Erkenntnis ein Produkt meiner Bekannten fanatisch verehren zu dürfen! Ich war so gerührt, daß ich einfach den ganzen Abend lang von nichts anderem sprach. Selbst ich hätte diese wunderbare Episode plumper und pointierter gebracht! Es ist alles mit dem Wischer gearbeitet, voll Taktes und außerordentlichen Geschmackes. Dieses Hineintauchen der geliebten Frau in andere Welten, dieses plötzliche fröhliche Herumplätschern im angenehmen Elemente, dieses traurige müde Zurück-Müssen und die Rache, das Weg-Werfen der Bonbons! Stephan Großmann, bleiben Sie auf diesem Wege! Ich segne Sie.

Ihr P. A.

4. November 1898.

Meinem Freunde Stephan

Peter Altenberg.

Weinet, sanfte Mädchen — — —
Haltet vor das bebende Antlitz die Hände — — —.
Solange Ihr weint, tragt Ihr in euren traurigen Herzen die Welt!
Haltet vor das bebende Antlitz die Hände — — —
Wenn ihr sie lächelnd senkt — — — ist es zu Ende!

AUS DEM TAGE-BUCH

DER ERSTE ULLSTEINFILM

Eines Tages wurde ein Fremder durch die Odol-Fabrik des Herrn Lingner in Dresden geführt. Lingner, ein ebenso kunstsinniger als liebenswürdiger Mann, führte selbst. Zeigte dem Interessierten die Wohlfahrtseinrichtungen, Bäder, Gärten, Speiseräume der Angestellten, die Verpackungsräume, die Abteilungen für Propaganda, die Zimmer der Zeichner für Plakate und Inserate. Schließlich war die Besichtigung fast zu Ende. Schüchtern wendete der Besucher ein: „Nur in den Fabrikationsräumen, in denen das Odol hergestellt wird, waren wir nicht." — „Ach, da sehen Sie nicht viel," erwiderte Lingner gleichmütig, „die Propaganda-Abteilung ist wichtiger."

*

Der Film „Die Kwannon von Okadera" ist weniger wichtig, die Propaganda war vorbildlich. Von dem italienischen Salat in der „B. Z." war schon im vorigen „Tage-Buch" die Rede. Inzwischen erschien die „Berliner Illustrierte" mit zwei Seiten Bildern aus dem neuen Film. Das bedeutet zwei Millionen neugierig gemachte Leser.

Im Marmorhaus wandeln die Kolporteure mit den frisch aus der Buchbinderei gekommenen Büchern. Die Dichtung „Kwannon von Okadera" von Ludwig Wolff wird wie Schokolade und Himbeerwasser ausgeschrien.

Dann spazieren die Lichtbildinserate auf die Leinwand. Letzte Annonce:

Original-Kopien
der
Kwannon von Okadera
die Statue zu 350 Mark.

Drollig, der Begriff: Original-Kopie. Aber charakteristisch für das ganze Geschäft. Der ganze Ludwig Wolff ist eine Original-Kopie. Hat Ullstein auch das Statuengeschäft übernommen? Werden die Original-Kopien auch von Haus-Bildhauern in der Kochstraße hergestellt?

*

Nun, spazieren wir in die Fabrikationsräume.

Der Film beginnt.

Um's gleich zu sagen: Bei dem Propaganda-Apparat hätte er es gar nicht nötig, so gut zu sein. Es ist natürlich ein angenehmer, banal-sentimentaler, ausgezeichnet dargestellter Film, der in der Oranienstraße, in Görlitz und in Zossen bewundert werden wird.

Nicht wegen der Dichtung. Das ist sehr mäßige Konstruktion, mit ein bißchen Zeitungswitz aufgeputzt, eine ärgerliche „Original-Kopie" der Wassermannschen Niedergangsromane, am Schlusse durch allzu dick aufgetragenen Sozialismus und Messianismus beinahe übelriechend.

Aber was hat der Regisseur Carl Froelich aus diesem dürftigen Manuskript gemacht! Den größten Erfolg hatten freilich die Naturaufnahmen. Als Werner Krauß vor den Uffizien in Florenz auftauchte, als Bozen im Lichte erstand, als die schlanke, beseelte Maria Leiko mit wehenden Röcken über die Schneefelder der Tiroler Alpen lief — da rannte unser eingesperrtes Herz mit, ein unbezähmbares Fernweh nach der ersehnten südlichen Welt packte alle — Bozen, Florenz, Verona wurden mit heißem Applaus begrüßt.

Zu den großen Naturwundern gehört auch Werner Krauß. Auch im Film. Er hat hier als Millionär eine wohltuende Breite, ein ausfüllendes Wesen. Die Qual des innerlich Ruhlosen drückt sein schön gemeißeltes Gesicht, sein faszinierendes Auge herrlich aus. Denkt man an den angestrengten Reißer Kortner, so freut man sich der einfachen Monumentalität Kraußens doppelt. Er spielt einen amerikanischen Millionär, der zufällig erfahren hat, daß er in sechs Monaten irrsinnig sein wird. Der Dichter hat bei Rudolf Stratz und Rudolf Herzog gelernt, daß ein Ullsteinheld Schecks von 100 000 Mark zu verschenken pflegt. Er überstratzt den Stratz, indem er seiner schönen Pflegerin Ingelene — Inge oder Lene allein genügt den Poeten nicht, Ingelene muß sie heißen — das Recht gibt, sein ganzes Züricher Safe auszuleeren. Diese süße Pflegerin wird von der schlanken Maria Leiko wundervoll verkörpert. Ihr Gesicht ist immer wie hinter einem zarten Tränenschleier. Beseelteres als dieses Antlitz sah ich nie im Film! Die schöne Ingelene fährt mit dem fast Meschuggenen nach Bozen, Verona, Florenz. Das richtet ihn auf, noch mehr die Schlafzimmernähe der Pflegerin. Wie er an ihr gesund geworden, schwupps, schläft er schon mit einer Tänzerin. So will's der Poet. Daraufhin kehrt Ingelene zu ihrem edeln Bräutigam zurück. Der Millionär aber kriegt den Wassermann-Wahn. Er verzichtet auf Familie, Geld und Gut und zieht als heimatloser Wanderer mit einem Stecken, ohne Scheckbuch, durch die Welt. Ingelene wäre beinahe das Herz gebrochen. Der Poet drückt das mit der Aufschrift aus: „Immer zahlen die Frauen mit ihrem Herzblut."

Der Regisseur hat wunderschöne Bilder geschenkt. Hat, Gott sei Dank, auf alle Massengeschichten verzichtet, keine Statisterie, kein Gelaufe, keine Holzarchitekturen. Aber das menschliche Gesicht, der wichtigste Schauplatz des Films, kommt wieder zu seinem Rechte. Höchste Sorgfalt, wahrscheinlich das Verdienst der künstlerischen Berater Ullsteins, in allen Details. Jede kleinste Rolle (bis auf die miese Tänzerin) brillant besetzt, jedes Interieur im wählerischsten Geschmack. Das Auge freut sich zwei Stunden lang. Und der Verstand protestiert nicht, oder höchstens bei den falschen Tönen eines allzu billigen Konjunktursozialismus.

*

Die „Kwannon" hatte keine ablehnende Presse.

Die „Vossische Zeitung", fürs Filmgeschäft nebensächlich, schrieb — in einem erquickenden Eiertanz-Referat — fast kühl: „Der Film wurde bei der Erstaufführung sehr warm aufgenommen."

Die „B. Z.", fürs Filmgeschäft wichtiger, war um einige Grade enthusiastischer: Sie animierte zum Anschauen des Films und zum Lesen des Buches: „Der Leser wird zum Mitdichter. Er ergänzt das Gelesene aus seiner Phantasie." Aber ein leises Schamgefühl, das ich achtenswert finde, schreckte doch vor den erwünschten Superlativen zurück.

Die „Morgenpost", für die Meinungsbildung in der breiten Masse die wichtigste Instanz, stieß in die hellste Posaune: „Es war eine der wertvollsten Darbietungen der neuen Saison."

Es ist eben nicht wahr, daß die Filmkritiker ganz ohne Enthusiasmus sind. Es gibt noch freudige Anerkenner.

DAS FÜRCHTERLICHSTE

Vor ein paar Tagen saß Max Brod, der Prager Dichter, bei mir und sagte: „Als Herausgeber des „Tage-Buch" sollten Sie sich über die schrecklichsten Ereignisse der Zeit unterrichten, nämlich über die Progrome in der Ukraine. Wissen Sie, daß es dort allein eine Million jüdischer Waisenkinder gibt?" . . . . .

Am Tage darauf sandte mir M. J. bin Gorion, der Herausgeber der prachtvollen Sammlung „Der Born Judas" einen Bericht der Welthilfskonferenz über die Judenmassakres in der Ukraine zu. Die deutsche Presse hat, so viel ich sah, diese Tatsachen bisher nicht gebracht, ich fühle mich verpflichtet, dies hier nachzuholen:

Jedesmal, wenn in Kiew und der Ukraine überhaupt die Macht in andere Hände überging — und Kiew ist zwölfmal eingenommen worden —, haben die Juden es gebüßt. Auch unter den Bolschewiki sind diese Massakres nicht ganz vermieden worden, immerhin haben sie den Exzessen im allgemeinen ein Ende gemacht. Am schrecklichsten wütete Petljura mit seinen Banden. Da wurden Bäuche aufgeschlitzt, Schädel zertrümmert, Frauen und Mädchen vor ihren Männern geschändet. Das geschah nicht bloß durch die Banden allein, sondern durch organisierte Armeen einzelner Heerführer. Die ukrainischen Behörden haben diese Progrome zum Teile selbst inszeniert. Ein Kommandeur hat unmittelbar vor dem Progrom einen Befehl erlassen, in welchem er die Juden warnte, sie als unglückliches Volk anredete und fragte, ob sie denn nicht für ihr Leben besorgt seien. Der Progrom, der dann einsetzte, dauerte sechs Tage. Er wurde wie eine bestimmte Arbeit zu bestimmten Stunden durchgeführt und endete immer um 6 Uhr — mit Musik! Die schrecklichste Marter war, daß man den Juden nicht erlaubte, ihre Toten zu bestatten. Jeder, der sich an eine Leiche heranwagte, wurde niedergeschossen. Am furchtbarsten war das in Proskurow. Erst am 6. Tage, als der Bürgermeister von Proskurow, ein Jude, dem Bandenchef die Füße küßte — er hatte dies verlangt —, da endete das Massakre. Vier kleine Städte wurden einfach ausgeschlachtet. Dampfer, auf welche Juden geflüchtet waren, wurden angehalten, die Juden über Bord geworfen und ertränkt. Den scheußlichsten Progrom leitete der Hetmann Gregoriew in Radomysl. Im ganzen gab es in 568 Orten Progrome. Ermordet wurden 138 000 Juden. Die Zahl der Kranken, Mißhandelten, Verwundeten ist unübersehbar. Von 3 Millionen Juden sind 1 200 000 vollkommen ruiniert.

Ueber diese Tatsachen wird ein Schwarzbuch in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinen. Es wird das Fürchterlichste mit Dokumenten belegen.

HUMOR

In meistens übereinstimmender Weise wird tiefgründig, geistvoll die Theorie des Humors klargelegt, letzthin erläutert Hermann Keyserling ihn als „tiefernsten Gegensatz

vom Standpunkt eines wohlwollend serenen Gemütes betrachtet". In der Praxis klaffen die Urteile jedoch auseinander, der eine ersieht goldigherzige Lebensweisheit, wo der andere nur wohlgemeinte Plattheit herauszulesen vermag.

Da gibt es keinen allgemein gültigen Maßstab; mich berührt die Schilderung zweier deutsch-argentinischer Knaben „Carlos und Nikolas" von Rud. Joh. Schmied (Erich Reiß, Berlin 1920) sehr humoristisch. Diese Skizzen sind knapp, überraschend, eigenartig komisch. Eine leichte, treffsichere Hand, ein drastisches, bald zartes Eingehen auf die Phantasie, Empfindungswelt, auf diese logisch und bezwingend entstehenden Knabenstreiche. Nebenbei Anschauliches aus dem südamerikanischen Leben, nebenbei gelegentliche herb-tragische Töne. Rudolf Joh. Schmied sieht immer richtig, gelegentlich „hört" er die Kinderausdrucksweise noch nicht heraus. Nicht allzeit, so in der Gestalt des deutschen Hauslehrers, scheut er vor einer Abgegriffenheit zurück. (Seltsam, daß er niemals, auch niemals deutsches Wesen in irgendwie anziehenden Farben schildert; die einzige deutsche Dame trinkt. Ist dieses für das Volksbewußtsein der Deutschen in Argentinien oder nur für das des Herrn R. J. Schmied bezeichnend?) Wichtiger als die Mängel sind die an den Tag tretenden Gaben. Hier ein Beispiel. Die Knaben hatten einen wandernden Chinesen entdeckt, sich mit ihm angefreundet, er erwies sich feinsinnig, fleißig, gemütvoll, wurde Koch im Haus. In Abwesenheit der Eltern aßen Carlos und Nikolas mit dem Verwalter. Dieser sagte: „Die Pasteten sind heute wirklich ganz ausgezeichnet!" Carlos würgte, denn er hatte den Mund voll und wollte antworten: „Warum sind sie so gut?" fragte er, mit vollen Backen kauend; „weil der Bichuante den Teig auf seinem nackten Bauch geknetet hat. So macht man's in seiner Heimat." „Was hat er getan?" fragte der Verwalter betroffen. „Er hat Rock und Hemd ausgezogen und hat den Teig auf seinem nackten Bauch gerieben," sagte Carlos arglos; und er sprang auf, beugte sich etwas rückwärts und ahmte den Chinesen nach. Der Verwalter schob seinen Teller weg und drückte auf den Knopf einer Klingel. Eine Viertelstunde später hingen Carlos und Nikolas weinend am Hals des Chinesen; der Bichuante mußte fort. „Warum hast du das von den Pasteten erzählt, Carlos?" heulte Nikolas. „Ich wußte doch nicht —", Carlos konnte nicht weiter. Sie sattelten ihre Ponys, der Chinese saß bei Nikolas hintenauf. Man ritt in der Richtung gen Ombus; dort wollte man Abschied nehmen, denn dort hatte man sich einst gefunden. Auf des Chinesen Gesicht lag ein ruhiges, resigniertes Lächeln, Carlos und Nikolas weinten leise der Bichuante redete ihnen zu: „Ruhig, ruhig, ihr Buben, seid Männer!" Sie wandten die Pferde (denn sie wollten als Helden scheiden) und ritten im Galopp, laut heulend nach dem Gut zurück.

EIN PLAKAT

An allen Straßenecken in Berlin hängt jetzt das Plakat des Zeichners Theo Matjeko. Eine abgezehrte Mutter, die ihr rachitisches Kind in die Höhe hebt, dir in die Nähe, Bürger, dir vor die Augen, Bürgersfrau! Es ist eine Naturstudie von

unheimlicher Wahrhaftigkeit. Der stiere Blick dieses großen Kinderkopfes muß dich in deinem Schlaf verfolgen, Pelzträger, dies Kind, das seine magere Hand in den zahnlosen Mund stopft, müßte dich, Dame in Seide, hindern, in die Tanzdiele einzutreten . . . Eben weil der Maler nichts gab als seinen Natureindruck, keine Stilisierung, keine Reflexion, keine künstlerische Mache, weil er nichts tat, als was wir alle tun sollten: Sehen, wo wir blind waren, eben deshalb ist dieses Plakat der „Deutschen Kinderhilfe" der stärkste moralische Rippenstoß, der je von einer Litfaßsäule kam!

Wen dieses Schreckensbild verfolgt, der schreibe sich die Postschecknummer der „Deutschen Kinderhilfe" auf: Berlin 89 900. — —

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b.

STEFAN GROSSMANN

RUF NACH PRAG

I.

Tschechische Legionäre werfen die Kaiser-Josef-Standbilder in deutschen Städten um. Darunter das schönste Denkmal Deutschböhmens: Franz Metzner hat es entworfen und gemeißelt. Wären nicht kunstblinde Rohlinge am Werke gewesen, auf den breiten Treppen dieses in die Höhe führenden Monumentes hätte den blinden Horden der Wille zur Zerstörung entsinken müssen.

Tschechische Legionäre stürmen in Prag das alte deutsche Landestheater, Mozarts geweihtes Haus, besetzten es, und ein paar Tage später spielen in dem Haus, das grundbücherlich deutsches Eigentum ist, tschechische Schauspieler.

Pöbel schafft Recht.

II.

An der Spitze der tschechischen Republik steht Thomas Masaryk. Er mag geknirscht haben, als er von den Bubenstreichen der Legionäre hörte. Er weiß, daß die Tschecho-Slowakei inneren Frieden braucht. Er will nicht, daß seine neue Republik ein anderes Oesterreich werde. Ihm ist das Völkerrecht keine leere Vokabel. Er sieht über die Kirchturmskonflikte hinaus, er weiß, wie isoliert dies Tschechien im Herzen Europas liegt, weiß, daß Madjarien mit unversöhnlichem Haß — die Errichtung der Slowakei ist unverwindbar — nach Prag sieht, kennt den Heißhunger der benachbarten Polen, die sich in die Teilung des Teschener Gebietes nie finden werden. Ihm ist bewußt, daß das nördlichste Stück Oesterreichs, deutsches Waldviertel, dem verwundeten Südnachbar entrissen wurde. Der Ausdehnungswahn könnte sich rächen. Masaryk ist sozialistisch geschult, er denkt wirtschaftlich. Vor ihm liegen die statistischen Ausweise über den auswärtigen Handel der tschecho-slowakischen Republik im ersten Quartal 1920. Dort steht zu lesen:

E i n g e f ü h r t wurde von der Gesamteinfuhr

aus D e u t s c h l a n d	60,9 %
aus O e s t e r r e i c h	6,8 %
aus Frankreich	0,6 %
aus den Vereinigten Staaten	3,6 %
aus Großbritannien	0,9 %

Also mehr als die Hälfte aller Einfuhrgüter, welche die Tschecho-Slowakei benötigte, kam aus Deutschland. Der zweitstärkste Partner war noch immer Oesterreich. Die Einfuhr aus den Ententestaaten war, unbeschadet der Siegersolidarität, verschwindend.

Ausgeführt wurde von der Gesamtausfuhr:

nach Deutschland	46,92 %
nach Oesterreich	32,86 %
nach Frankreich	4,09 %
nach den Vereinigten Staaten . . .	0,11 %
nach Großbritannien	0,42 %

Also: Fast die Hälfte der tschecho-slowakischen Ausfuhr ging nach Deutschland, ein Drittel ging nach Oesterreich. Wenn jemals Deutschland und Oesterreich einen Riegel vorschöben, wäre die Ausfuhr von mehr als drei Viertel der in Tschecho-Slowakien erzeugten Güter verhindert. 75 % des Absatzgebietes der Tschecho-Slowakei liegen in Deutschland und Oesterreich! Die Entente, bei aller Siegersolidarität, kann diese Konsumenten nicht ersetzen. Das weiß Masaryk. Das wissen die tschechischen Sozialisten. Wissen die tschechischen Landwirte. Von den Industriellen nicht zu reden.

III.

Das große Hindernis einer Politik der Vernunft und des Rechtes in Böhmen heißt: Karl Kramarsch. Er wird den Begriff „Oesterreich" nicht los. Er will aus Böhmen ein neues Oesterreich schaffen, in welchem die Deutschen die frühere Rolle der Tschechen spielen sollen, daneben schafft er noch eine slowakische Irridenta und eine giftige polnische Fraktion. Kramarsch kann sein Todesurteil nicht vergessen, er ist immer noch in eine Politik der Rache verstrickt. Der Psychologe stellt fest, daß er mit diesem Hasse eine innere Reminiszenz übertönen will. Er hat im k. k. Oesterreich zu lange seinen Patriotismus betont, er hat noch im Kriege an die Stufen des Thrones Franz Josefs die Versicherung seiner schwarzgelben Loyalität niederlegen lassen. Ich sah ihn bei seinem Prozeß in Wien: Während Raschin unbekümmert-trotzig in den Himmel schaute, war Kramarsch gebeugt, voll Angst und Bangigkeit. Diese loyale Vergangenheit will er ununterbrochen übertönen. Er kommt vom Zeitalter Franz Josefs nicht weg, er wird bis zum letzten Atemzuge ein k. k. Oesterreicher bleiben, d. h. ein Politiker der rohen Gewalt und der kleinen Schlauheiten. Er hatte sein Haus auf dem Hradschin als künftiger Herrscher, hoch über Prags Dächer, erbaut. Da kam Masaryk und zog in das alte Schloß auf dem Hradschin, hoch über Kramarsch. Das wühlte und wühlt in dem Ehrgeizling. Um ihn loszuwerden, sandte ihn die junge Republik nach Paris, und während er in Paris verhandelte, zog man ihm den Ministerfauteuil unterm Gesäße fort. Das Volk, zu den Wahlen gerufen, verleugnete den Haßpolitiker und seine Partei. So, ein entthronter Coriolan, schreitet er durch die tschechische Nationalversammlung, immer mit heißen, roten Bäckchen, aufgestellten Haaren, erregten Augen. Ein impotenter, vergifteter Wühler.

Kramarschs äußere Politik hätte noch eine Spur von Sinn, wenn das zaristische Rußland bestände. Er ist durch eine reiche Heirat Großgrundbesitzer in der Krim und am Zusammenbruch des Bolschewismus persönlichst interessiert. Er hat mit jedem der geprügelten Generale — von Denikin bis Wrangel — verhandelt, auf jeden gehofft, und viele tausende tschechische Legionäre in Sibirien haben seine Konspirationspolitik mit ihrem Blute gebüßt. Ohne die ersehnte Anlehnung an ein zaristisches Rußland ist Kramarschs äußere Politik haltlos. Paris ist weit und überdies an einem Erstarken Polens viel heftiger interessiert. Als Wirtschaftspolitiker ist Kramarschs Streben vollkommen unsinnig. Der tschecho-slowakische Staat mit allen Nachbarn: Deutschland, Oesterreich, Polen, Madjarien auf gespanntem Fuß, könnte von französischen Trinksprüchen und amerikanischen Redensarten nicht leben.

Kramarschs innere Politik ist noch stupider. Sie verhindert, daß die Deutschen sich in die Tatsache des tschecho-slowakischen Staates finden. Sein Geist lebt in den Legionären. Seiner österreichischen Politik würde es entsprechen, daß die Deutschen gar nicht in der Nationalversammlung säßen. Er ist der Vater jener Besatzungspolitik, die zu Zusammenstößen in allen deutschen Städten geführt hat. Er treibt die Deutschen ins nationalistische Extrem. Er fördert die deutsche Studentenpolitik. Er ist der Nährvater K. H. Wolfs.

IV.

Sein Partner ist Herr Hotowetz, der das Amt für den Außenhandel verwaltet. Ein Blick auf die Handelsstatistik müßte Herrn Hotowetz zu einer Politik der Nüchternheit bekehren. Die Tschecho-Slowakei hat vier Fünftel der Industrie der alten Monarchie geerbt. Die wurde fast ausschließlich von deutschen Unternehmern mit deutschem Geld geschaffen. 75 % ihres Absatzgebietes liegen, wie gesagt, in Deutschland und Oesterreich. Aber Herr Hotowetz glaubt, die Marke „made in Cecho-Slovakia" müsse Weltmärkte erschließen. Diese Manie, die Wirtschaft zu kommandieren, hat eine Unzahl von Ein- und Ausfuhrverboten hervorgerufen, die die Tschecho-Slowakei um ihre sichersten Absatzgebiete bringen. Acht Wochen lang haben jetzt deutsche und tschechische Delegierte in Berlin über ein neues Handelsübereinkommen verhandelt, saure, kleinliche, harte Arbeit. Herr Hotowetz erhält endlich die neuen Punktationen und — wirft sie in den Papierkorb. Gewiß, man hätte auch in Berlin vor der Ratifizierung eine konziliantere Einfuhrpolitik treiben können, aber wie soll Deutschland verhandlungslustig bleiben, wenn Ergebnisse wochenlanger langwieriger Verhandlungen in Prag kurzweg unter den Tisch fallen? Ein Beispiel der nationalen Handelspolitik Hotowetz:

Die Tschechen kommen nach Berlin und verlangen die freie Ausfuhr eines kontingentierten Quantums Schmirgelleinen. Ungern willigen die Deutschen, im Interesse eines geregelten Handelsverkehrs, ein. Die Produktion an Schmirgelleinen wird erhöht, der Artikel kann wunschgemäß ausgeführt werden. Da verweigert Herr Hotowetz plötzlich die Einfuhr in die Tschecho-Slowakei, weil irgendwo, weit hinten in der Slowakei, ein tschechisches Protektionskind schlechtes Schmirgelleinen in ungenügendem Maße zu erzeugen sich entschlossen hat. Oder: Die Tschechen sollen vereinbarungsgemäß 1000 Waggon Malz liefern. Da meldet die tschechische Malzkommission, sie könnten nur die Hälfte liefern, das andere werde für Ernährungszwecke gebraucht. Aber bei erhöhtem Preis sollen die 500 Waggon in der nächstjährigen Kampagne nachgeliefert werden! Welcher Kaufmann verkehrt so mit seinem wichtigsten Abnehmer? Herr Hotowetz ist glücklich, daß er mit Frankreich einen Handelsvertrag schließt, wonach französischer Sekt und Pariser Parfüms nach Prag kommen. Aber daß die Außiger chemische Industrie ihre Salzsäure in die Elbe fließen lassen kann, wenn Deutschland nicht Selbstverleugnung übt, das bedenkt er nicht. Die ganze böhmische Knopfindustrie arbeitet für Deutschland. Mit einem Federstrich kann Deutschland, das Knöpfe genug erzeugt, diese Industrie lahmlegen. Die Sachverständigen der tschecho-slowakischen Zuckerkommission, erfahrene Beobachter des Weltmarktes, wollen den böhmischen Zucker zu hohen Preisen loswerden. Hotowetz verbietet es. Er will mit dem Zucker der deutschen Fabrikanten spekulieren.... Dies alles wird in Deutschland scharf gesehen und genau registriert. Herr Hotowetz aber spielt den Unerbittlichen. Er treibt eine gefährlichere Politik als selbst Kramarsch. Er ist im Begriffe, die wirtschaftlichen Zusammenhänge der Tschecho-Slowakei zu durchschneiden.

V.

Der „gelernte Deutschböhme" war immer gern Theaterpolitiker. Immerhin hat der Zusammenbruch Oesterreichs die ödesten Schreier aufs Trockene gesetzt. Herr Lodgeman, der neue Führer der bürgerlichen Deutschen, hat einen Rest der englischen Nüchternheit seiner Vorfahren im Blute, er würde lieber Realpolitik als Rhetorik treiben. Ich nehme an, daß er sich an dem Gesang der „Wacht am Rhein" in der Prager Nationalversammlung nicht beteiligt hat. Immerhin ist die alte Studentenpolitik der Deutschen Böhmens noch so stark, daß selbst ein so kaltblütig-klarer Kopf wie Herr Lodgeman sich gelegentlich alldeutsch vermummen muß.

Dabei haben sich die großen deutschen Fabrikanten mit der Tatsache ihrer tschecho-slowakischen Staatsbürgerschaft still abgefunden. Auch die deutschen Arbeiter fügen sich in den neuen Staat. Eine

Politik der Entmilitarisierung, der sprachlichen Autonomie, der Industrieförderung und der Exportstärkung könnte jetzt ein erträgliches Nebeneinander der beiden Nationen schaffen. Aber jeder gewaltsam assentierte Rekrut, jede willkürlich geschlossene deutsche Schule, jeder Ueberfall durch die Legionäre stört diesen allmählichen Ernüchterungsprozeß. Ich sagte schon: Kramarsch ist K. H. Wolfs Nährvater. Die tschechische Tollheit erzeugt die deutsche. Die gewaltsame Aufzüchtung einer tschechischen Industrie bei Mißachtung der bestehenden, erprobten deutschen Betriebe ist ein Experiment am lebendigen Leibe der tschecho-slowakischen Wirtschaft. Eines Tages kann dann neben dem sterbenden tschechischen Embryo der ausgehungerte deutsche Leichnam liegen. Wer sich vor Augen hält, daß 75 Prozent der tschecho-slowakischen Ausfuhr zu deutschen Abnehmern gelangt, wird Herrn Hotowetz raten müssen, die Bedürfnisse der deutschböhmischen Industrie zu beachten. Das wird auch der tschechischen Valuta nützen.

VI.

Die Deutschen im Reich würden den Volksgenossen jenseits des Riesen- und Erzgebirges gern eine Politik der Nüchternheit empfehlen. Das „gemeinsame Wirtschaftsgebiet", das auch die „Narodny listy" beteuerten, als sie kürzlich deutsche Maschinen erbaten, ist keine Phrase. Das weiß niemand besser als Herr Dr. Simons, und, Herr Kramarsch wickle seine Interpellation ruhig ein, diese Tatsachenpolitik ist für die Wilhelmstraße entscheidend. Aber wie sollen wir unseren deutschen Freunden in Böhmen eine Politik der Nüchternheit empfehlen, wenn Herr Kramarsch, wann es ihm gefällt, seine Legionäre loslassen darf und wenn die Ueberfälle dieser Banden in der Tschecho-Slowakei rechtsschöpferisch wirken? . . . Trotzdem soll hier vor einer Ueberschätzung dieser Pöbelstreiche gewarnt werden. Mit Freude drucke ich in diesem Heft die tapferen Worte ab, die ein Tscheche von edler Gesinnung, Professor Emanuel Radl, seinen Landsleuten nach den Prager Pöbelexzessen zugerufen hat. Ich bin überzeugt, dieser mutige Mann steht nicht ganz allein in Prag. Wie gern würde ich mehr solcher Stimmen in Deutschland zitieren! Wie anders würden wir dann den Wacht-am-Rhein-Sängern aus Böhmen begegnen, mit wie viel größerem Rechte würden wir den Lodgeman und Knirsch kaltes Blut gerade dann empfehlen, wenn Kramarschs Werkzeuge die Deutschen in eine ganz sterile Negationspolitik treiben wollen. Aber wie sollen wir zur Besonnenheit, zur Nüchternheit, zur Wirtschaftspolitik, zum mitteleuropäischen Gemeinschaftsgefühl raten, wenn der tschecho-slowakische Staat schwächer ist als ein paar Dutzend tobende Legionäre?

VII.

Ein Exempel für die Politik der Nüchternheit: Wir stehen vor der Abstimmung in Oberschlesien. Die Frage, wirtschaftlich gesehen, heißt: Sollen die schlesischen Kohlengruben deutsch bleiben oder polnisch werden? Die Antwort kann für die Tschechen nicht zweifelhaft sein. Der Ueberfluß an tschechischer Braunkohle soll auch fernerhin nach Bayern und Sachsen gehen, dagegen soll Deutschland seine schlesische Steinkohle nach Böhmen liefern. Gehen die schlesischen Gruben an Polen über, so bedeutet dies unzweifelhaft ein sofortiges Sinken der schlesischen Kohlenproduktion, nicht allein weil 90 % der Ingenieure und Beamten deutsch sind. Die Polonisierung bedeutet die Störung der mitteleuropäischen Kohlenversorgung. Und nicht nur der tschecho-slowakischen. Wird Italien aus polnischen Gruben Kohle bekommen? Wird Mährisch-Ostrau dann seine Gaskohlen nach Wien abgeben können? Werden die Deutschen ihre Lieferung an Frankreich ungemindert aufbringen, wenn ihnen auch die schlesischen Kohlenquellen genommen werden? Die Abstimmung in Oberschlesien ist eine europäische Frage. Würde in der Tschecho-Slowakei eine Politik der Nüchternheit getrieben, dann müßte Herr Benesch, der als Außenminister sehr geschickt balanciert hat, in Paris alle Minen springen lassen, um für Oberschlesien eine unbeeinflußte Abstimmung zu erwirken. Dann müßte er mit Italien und Oesterreich, deren industrielle Möglichkeiten gefährdet sind, gemeinsam in Paris und London ausmalen, was kommen kann: eine Erkaltung der mitteleuropäischen Dampfkessel.

Eine solche Politik der großen Ueberblicke wollt Ihr, Tschechen, euch stören lassen durch einen Revenant, ein k. k. Rachegespenst wie Herrn Kramarsch und seine Legionäre?

Professor E. RADL

KLARE REDE

Der folgende Aufsatz — der Aufschrei eines reinen Menschen — ist unmittelbar nach den Pöbelexzessen der tschechischen Legionäre in Prag geschrieben und im „Cas" veröffentlicht worden. Professor E. Radl, einer der Führer der tschechischen Realistenpartei, aus der auch Masaryk hervorging, ist einer der bedeutendsten tschechischen Physiologen und Philosophen. Sein Wort hat große moralische Autorität, wenngleich seine Partei arm an Anhängern und äußerer Macht ist.

Die Demonstrationen sind vorüber — vielleicht. Wer traut sich gewissenhaft zu sagen, daß sie nicht wiederkommen, besonders wenn man die schändliche Schreibweise der „Narodní Politika", der

„Narodní Listy" usw. nach den Demonstrationen liest? Schrecklich — man hat kaum Kraft genug, diese unglaublichen Artikel zu lesen — und sie werden von Tausenden, Zehntausenden, Hunderttausenden von Menschen gelesen und für selbstverständlich gehalten — ja, wer weiß? vielleicht noch für nicht kernig genug. Ein fürchterlicher, unerträglicher Gedanke!

Man denkt an die entsetzlichsten Tage des Krieges zurück, in denen die Deutschen sich im Bewußtsein ihrer Macht alles erlaubt haben. Sie schmähten den Feind, sie verdrehten die Wahrheit, sie erniedrigten ihre großen Männer, indem sie sich auf sie beriefen, um ihr Volk immer mehr und mehr gegen den Feind aufzuhetzen. Wie viele gute Menschen flohen damals die Stadt mit dem verzweifelten Gedanken, daß es keine Gerechtigkeit gebe, daß der Glaube an Gott wirklich ein Irrtum gewesen sei, daß nur die Rohheit herrsche! Ich weiß, daß es solche Menschen gab, die mit ihrem ganzen Wesen die Unmöglichkeit fühlten, in einer Welt zu leben, wo Roheit und Gewalt das letzte Argument sind und vielleicht immer sein werden. Und diese Menschen waren, soweit sie in Böhmen leben, während der letzten Straßenroheiten abermals vor jenen schrecklichen Gedanken gestellt: gibt es eine Gerechtigkeit in der Welt oder herrschen nur die Dyk, Em. Hruby, Kusak und Gentlemen dieser Art, weil die Macht nach dem Kaiser von Oesterreich in dieser Gegend zufällig in ihre Hände kam?

Vier Tote lagen auf dem Kampfplatz dieser Tage. Die armen Toten! Auch für sie ist der Krieg gewonnen worden, auch für sie sind die Gesetze dieses Staates verfaßt, die den Bürgern die Freiheit verheißen. Wer weiß? Vielleicht hatten diese unsere deutschen Brüder, die von tschechischen Soldaten getötet wurden, in ihrem Leben Augenblicke, in denen sie ein wenig daran glaubten, daß Hus und Comenius nicht umsonst gelebt haben und daß die Demokratie auch ihnen etwas Großes verheiße . . . und daß sie deshalb hoffen dürfen. Waren sie denn nicht Menschen so wie wir, mit demselben Glauben an die Weltgerechtigkeit? Wer hat diese Menschen getötet? Leset die tschechischen Journale, die Journale des Volkes, das das Brüdertum im Blute und die Humanität im Staatsprogramm haben soll, und suche darin das Entsetzen, die Proteste, den Gewissensschrei: Gott, was Furchtbares haben wir verbrochen! Ihr findet nur wütende Hetzer, die zwar nicht die Entschlossenheit haben, die Verantwortung auf sich zu nehmen, die aber von dem heiligen Nationalempfinden reden, das beleidigt worden sei . . . und dem offenbar zur Sühne Menschenopfer dargebracht wurden. Wo ist die tschechische Nächstenliebe, wenn ihr sie in dieser historischen Stunde zu verleugnen vermochtet? Und zum Verzweifeln ist, wie wenige Menschen

die Unmenschlichkeit, Roheit der Mehrheit, der größten Mehrheit der tschechischen Journale sehen. Als wäre es selbstverständlich, daß Menschen im Namen der „Nation" getötet wurden! Ich kann in dieser Sache nicht mit der tschechischen „öffentlichen Meinung" gehen: ich weiß nicht, in wie vieler Menschen Namen ich dies niederschreibe, aber ich fühle, daß ich die Ueberzeugung der besten Söhne unseres Volkes ausdrücke, wenn ich sage: ich kenne zwar jene getöteten Deutschen nicht, aber in ihnen wurden meine Mitbürger, meine Brüder getötet, und wer sie angriff, der griff das Schönste an, was Hus, die Brüder Comenius dem tschechischen Volke vermacht haben, der griff die Nächstenliebe an. Wehe jedem Kain, der mit seiner Hetze zu der Tat reizte und jetzt das Weite sucht!

Diese Journalisten und Politiker haben ein so grobes Gewissen, daß sie nicht empfinden, was sie angerichtet haben, indem sie Kulturandenken der Prager Juden vernichteten. Der Verstand bleibt einem darüber stehen, daß so wenige Menschen fühlen, was damit angerichtet wurde — ohne einen einzigen Protest der tschechischen Zeitungen. Wieviele „Kulturmenschen" haben wir heute, die davon leben, daß sie Bildung verbreiten, Schriftsteller, Gelehrte, Dichter, Lobredner auf Hus und Comenius, Beschützer von allerlei geborstenen Mauern und Sammler alter Röcke, aber ich möchte nicht ihre ungebildeten Ansichten über jene Kulturschmach hören. Und doch, wie kann dem Volke etwas Edles, Poetisches, Lehrreiches ein Bursche sagen, der mit kaltem Herzen vernimmt, wie fremder Kulturbesitz, noch dazu religiöser Besitz, zerstört wird? Sind denn nicht die Kulturschändlichkeiten in frischer Erinnerung, die von den Deutschen in Löwen, in Reims begangen wurden? Sollen auch wir uns vor der ganzen Welt einer solchen Schande schuldig machen und in gleiche Mißachtung kommen? Ich rede ohne Verhüllung! Ich sehe keinen Unterschied zwischen denen, die hinter den Zeitschriften „Stit naroda" und „Staroslovan"*) stehen, und Ant. Svehla, dem gewesenen und künftigen Minister, der für die antisemitischen Artikel im „Venkov" verantwortlich ist, — und den Schriftstellern, die im „Venkov" ihre literarischen Gaukeleien vollführen und dulden, daß solche kulturlosen Viehereien dort vorbereitet werden.

Montag haben wir Comenius gefeiert. Der erste Repräsentant des Staates verkündete an diesem Tage der ganzen Welt, daß wir diesem Weltmenschen nachfolgen wollen; arbeiten für den Sieg der Menschlichkeit, Mitglieder der Weltgesellschaft sein, um die Weltordnung uns bemühen — und die Journalisten hetzten in derselben Stimmung, in der sie stolz jenen Comenius priesen, das Volk in der

*) Reaktionäre, antisemitische Zeitschriften, die auf die ungebildeten Volksschichten spekulieren.

schändlichsten Weise, daß es die Ideale des Comenius mit Füßen trete. Sie sind bereit, ebenso Comenius wie den tschechischen Staat wie die Humanität zu verkaufen, wenn sie nur das Vergnügen haben werden, das Klirren von Fensterscheiben und die Beschimpfung der Deutschen zu hören.

Wir Tschecho-Slowaken, die wir an die Kraft der nationalen Idee glauben, die voll Sorge um die Erhaltung des Staates sind, sehnen uns aus vollem Herzen nach der Hebung des Kulturniveaus des tschecho-slowakischen Volkes, sind in unsern menschlichen, vaterländischen, sittlichen, kulturellen Gefühlen roh beleidigt und erniedrigt durch das hetzerische, ungebildete und unverantwortliche journalistische und politische Pack, das die Demonstrationen, die Besetzung deutscher Gebäude, des deutschen Theaters, die Verfolgung der Juden, das Umstürzen der Kaiser-Josef-Denkmäler verursacht hat. Gegen uns, gegen unsere tschecho-slowakischen Ideale waren diese Hetzereien gerichtet! Das schönste, was mit dem Worte Vaterland ausgedrückt werden kann, ist in Gefahr. Und darum: fort mit der Angst!

Wir dürfen es nicht beachten, daß sie uns schmähen werden, und wer weiß was noch. Jeder vernünftige Mensch hat es diesmal mit eigenen Augen gesehen, wohin dieses Pack uns führt. Wir wollen kein Magyarien! Und wir dürfen ihnen nicht den Gefallen erweisen! Es kann sein, daß noch mehrmals auf der Straße „Venkov" und „Večer", „Narodní Listy" mit der „Narodní Demokracie", V. Dyk, K. Sokol, Smeral, Em. Hruby, „Narodní Politika", „Rudé Pravo" e tutti quanti herrschen werden, aber wenn wir unser Land wahrhaft lieben, so werden wir uns ihrer erwehren. Gewiß werden wir uns ihrer erwehren, wenn wir uns nicht fürchten werden. Ich wenigstens werde lieber allein auf der ganzen Welt bleiben, als die geringste Solidarität mit den Demonstrationen der verflossenen Tage zuzugeben.

CURT GLASER

DIE KUNSTLITERATUR DES JAHRES

Die „Not der deutschen Wissenschaft" macht sich auf dem Gebiete der Kunstliteratur äußerlich noch wenig fühlbar, denn die Zahl der Veröffentlichungen ist groß, und es fehlt nicht an umfangreichen und kostspieligen Publikationen. Aber der Charakter der verlegerischen Tätigkeit hat sich gründlich gewandelt. Die Bücher müssen sich notgedrungen an ein weiteres Publikum wenden, die Abbildungen überwuchern den Text, und für ernsthafte Forschungen, die sich ihrer Natur nach nur an einen kleinen Kreis wenden können, bleibt kein Raum.

So steht ein Buch wie Hermann Voss' Malerei der Spätrenaissance in Florenz und Rom, das ein lange allzu sehr vernachlässigtes Gebiet der Kunstgeschichte zum ersten Male erschließt, weithin für sich, und es ist ein Ruhmestitel deutscher Wissenschaft, daß dieses grundlegende Werk über ein Kapitel italienischer Kunst so kurz nach dem Kriege erscheinen konnte. Hoffentlich können bald weitere Bände der groß angelegten Publikation folgen. Das Buch von Voss und die „Handzeichnung" von Joseph Meder sind die bedeutendsten kunstwissenschaftlichen Werke des Jahres. Meder, der langjährige Leiter der Wiener Albertina, der berühmtesten Handzeichnungssammlung, legt in dem umfangreichen Bande die Erfahrungen eines im Dienst der Erforschung eines Spezialzweiges der Kunst verbrachten Lebens nieder. Ueber Technik und Entwicklung der Handzeichnung wird hier alles Grundsätzliche an der Hand peinlich sorgfältigster Einzelstudien mitgeteilt. Endlich verdient es Erwähnung, daß Thieme-Beckers Künstlerlexikon nach der langen Pause der Kriegsjahre, die nur zwei Bände erscheinen sah, nun wieder regelmäßig gefördert werden soll. Die gesamte deutsche Kunstwissenschaft ist interessiert und beteiligt an der Vollendung dieses Riesenunternehmens.

Auch Burgers Handbuch der Kunstwissenschaft, dessen teilweise leider nicht ganz solide Fundamente nach dem Tode des Begründers A. E. Brinckmann neu zu legen, unternommen hat, machte einige Fortschritte, und der Band über die Geschichte der deutschen Malerei, über dem ein besonderer Unstern zu schweben schien, liegt nun vollendet vor. Daß der Geschichte der deutschen Kunst sich ein besonderes Interesse zuwendet, ist begreiflich, da die deutsche Kunstwissenschaft lange von der Berührung mit der Außenwelt abgeschlossen war, und es ist erfreulich, weil in unserer Heimat noch manche ungehobenen Schätze der Erschließung harren. Max J. Friedländer schrieb ein schönes Werk über Dürers Kupferstiche und Holzschnitte, das mit den mustergültigen Reproduktionen der Reichsdruckerei ausgestattet erschien, leider aber in diesem kostbaren Gewande nur wenigen zugänglich wurde. Die Popularität Grünewalds nahm nach der Ausstellung des Isenheimer Altars in der Münchener Pinakothek beinahe erschreckende Formen an. Obwohl nach H. A. Schmids grundlegendem Werke nicht mehr viel neues Material beizubringen war, erschien eine ganze Flut von Büchern, eine Würdigung des Altars selbst von Wilhelm Hausenstein, zwei Bücher, ein kleines und ein größeres, über den Meister von August L. Mayer und als umfangreichste Veröffentlichung das Grünewaldbuch von Oskar Hagen, der zugleich eine Mappe mit großen photographischen Aufnahmen herausgab. Hagen versuchte

in einem anderen Buche, das er „Deutsches Sehen" nannte, seine Meinung vom Wesen der deutschen Kunst niederzulegen. Es ist ein nicht ungefährliches Gebiet, auf das er sich damit begeben hat, weil nichts bedenklicher ist als die Verallgemeinerung vermeintlich rassenmäßig bedingter Eigenarten. Ein schwerer wiegender Vorwurf ist gegen des gleichen Verfassers „Deutsche Zeichner" zu erheben. Hier ist das Material nicht mit der erforderlichen Sorgfalt vorbereitet und gesichtet. Die Auswahl der Abbildungen, deren Qualität überdies sehr viel zu wünschen läßt, ist ebenso willkürlich im ganzen wie fehlerhaft im einzelnen. Irrtümer, wie sie hier in großer Zahl zu verzeichnen sind, dürfen gerade in einem Buche, das sich an einen großen und unvorgebildeten Leserkreis wendet, nicht unterlaufen. Zum Schluß ist auf eine Bücherreihe zu verweisen, die der Insel-Verlag unter dem Titel „Deutsche Meister" herausgibt. Als erster Band erschien ein Cranach, den Referent selbst verfaßt hat.

Um nicht nochmals auf die eigene Produktion zurückkommen zu müssen, sei gleich im Anschluß ein Büchlein erwähnt, das den Holzschnitt von seinen Anfängen bis zur Gegenwart in kurzem Abriß behandelt. Es erschien ebenso wie Max J. Friedländers gleich angelegte „Radierung" gelegentlich einer Ausstellung des Berliner Kupferstichkabinetts. Eine der wichtigsten Veröffentlichungen des Jahres nahm vom Kupferstichkabinett selbst ihren Ausgang. Es ist der erste Teil des Kataloges der Zeichnungen, in dem Elfried Bock den großen Bestand an Arbeiten deutscher Meister kritisch verzeichnet. Aus dem Kunstgewerbemuseum ging in diesem Jahre das Werk von Hermann Schmitz über die Bildteppiche hervor, das durch die große Wiener Gobelin-Ausstellung besondere Aktualität gewann. Der Direktor der Nationalgalerie, Ludwig Justi, gab zum Zwecke der Erschließung der ihm unterstellten Sammlungen zwei lehrreiche Büchlein heraus, die von deutscher Malkunst und deutscher Zeichenkunst im 19. Jahrhundert handeln. Mit der Malerei des 19. Jahrhunderts in weiterem Umfange beschäftigt sich ein grundgescheites Buch von Max Deri, mit dem sich jeder auseinanderzusetzen hat, der sich mit dieser Epoche befaßt, und das auch den überzeugten Gegner zur Achtung zwingt. Gustav Kirstein erzählt das Leben Adolph Menzels mit den Worten eines dankbaren Verehrers. Einem bescheidenen Weggenossen aus Menzels Jugend, dem Berliner Zeichner Theodor Hosemann, widmet Lothar Brieger ein Buch, und F. H. Ehmcke schrieb den Text zu einer Veröffentlichung von graphischen Arbeiten Otto Spekters. Der wertvolle bibliographische Teil beider Bücher stammt von Karl Hobrecker. Seine Schriften über die Hauptmeister der französischen Malerei

des 19. Jahrhunderts legt Meier-Graefe in neuen und wesentlich erweiterten Ausgaben vor. So erschien ein gehaltvolles Buch über Cézanne, ein besonders reich illustrierter Degas, und zuletzt ein Buch über Gustave Courbet.

Die Kenntnis von der Geschichte der Graphik erfuhr kaum wesentliche Förderung, obwohl sich gerade diesem Gebiete ein besonderes Interesse der Sammler und Liebhaber zugewandt hat. Die „Meister der Graphik" wurden mit einem solide gearbeiteten Bande über Goltzius wieder aufgenommen, den Hirschmann verfaßt hat. Ein weiterer Band, der Rembrandt behandelt und von Graul herrührt, leidet allerdings schon ersichtlich unter den erschwerten Herstellungsbedingungen. Der Preis ist relativ niedrig, aber die Reproduktionen sind alles andere als mustergültig. Wichtig ist das andere Rembrandtbuch des Jahres, das in holländischer Sprache vor zwei Jahren erschien und nun in deutscher Uebersetzung vorliegt. Frits Lugt unternimmt in dem Werke einen ganz neuartigen Versuch. Er bestimmte die Oertlichkeiten, die in Rembrandts Landschaftszeichnungen dargestellt sind, und führt den Leser, anregend plaudernd, mit Rembrandt in und um Amsterdam spazieren. Eine Auswahl aus dem Werk des Herkules Seghers gibt Kurt Pfister. An die ausgezeichnete Veröffentlichung der Graphischen Gesellschaft, die mit mehr als doppelt so viel Tafeln weniger kostete als der vorliegende Band, darf man nicht denken, und für die unvollendet gebliebene Einleitung Jaro Springers bietet auch Pfisters Text keinen Ersatz.

Barock ist die Mode unserer Zeit. Wie vor ein paar Jahren Gotik das Schlagwort war und über die historische Stilform hinaus das Wesen der Kunst an dem Begriffe demonstriert wurde, so jetzt Barock. Wilhelm Hausenstein unternahm einen geistreichen Deutungsversuch, und Werner Weisbach legt einen kulturhistorisch begründeten Abriß vor. Ein anderes Thema allgemeiner Art, das heute eine gewisse Aktualität besitzt, greift Emil Waldmann auf, wenn er seine Leser von Sammlern und ihresgleichen unterhält. Waldmann hat auf seinen Reisen in Europa und Amerika allerlei gesehen und versteht unterhaltsam davon zu erzählen.

Aktuell aber sind vor allem die Themen zur neuen und neuesten Kunst. Mußte früher die künstlerische Jugend unter der Teilnahmlosigkeit und Feindschaft des Publikums leiden, so wird heut das Gegenteil zu einer Gefahr. Kein Wunder also, daß, je mehr man sich der Gegenwart nähert, um so stärker die Flut der Publikationen anschwillt. Die jüngste Kunst findet allerorten ihre Propheten. Paul Westheim schrieb Monographien über den toten Wilhelm Lehmbruck und den lebenden Oskar Kokoschka. Eine Bändereihe, die der

„Jungen Kunst" gewidmet ist, leitete Franz Landsberger mit einem vorsichtig abwägenden Essay über Impressionismus und Expressionismus ein, dessen ruhige Sprache von den übrigen Autoren durch die gewohnten maßlosen Tiraden übertönt wird, was um so peinlicher wirkt, wenn die Auswahl der Namen ein so buntes Durcheinander aufweist wie Pechstein und Hugo Krayn, Hoetger, Modersohn, Cesar Klein, Ludwig Meidner, Heckendorf und Rudolf Großmann. Auf diese erste Reihe folgte kürzlich eine zweite, in der Jaeckel und Scharf, Vlaminck und Derain, Eberz, Klee, Morgner, Schmidt-Rottluff behandelt werden. Sympathisch ist die anspruchslose Form, in der die Aufsätze, die zuerst im „Cicerone" erschienen, als kleine Bändchen mit einer Anzahl leidlicher Abbildungen wieder abgedruckt wurden. Auf den literarischen und künstlerischen Wert einzugehen, verbietet sich an dieser Stelle. Aehnlich baut sich auf den Beiträgen des „Cicerone" das Jahrbuch der jungen Kunst auf, das Georg Biermann herausgibt. Ganz unkritisch ist die Auswahl einer der „Jungen Kunst" ähnlichen Bücherserie, die sich „Graphiker der Gegenwart" betitelt. Hier stehen Emil Orlik und Ernst Stern neben Wolfsfeld und Fingesten und Jakob Steinhardt.

Anspruchsvoller treten die Bände auf, die Carl Georg Heise, der Herausgeber des „Genius", unter dem Titel „Das Neue Bild" veröffentlicht. Gustav Pauli widmet der, wie mir scheint, arg überschätzten — ich wiederhole das Wort, obgleich es mir bereits einmal arg verübelt wurde — Paula Modersohn den ersten Band, und Gustav Hartlaub behandelt in „Kunst und Religion" ein Thema, das unter der Firma des Expressionismus gern zur Diskussion gestellt wird.

Ueber die neue Kunst in Rußland erfährt man leider aus dem Buche Konstantin Umanskijs nur sehr wenig und anscheinend nicht das Wesentliche. Auch Daniel Henrys „Weg zum Kubismus" ist eine Enttäuschung und mußte es vielleicht sein, da Picasso selbst seinem einstigen Ideale bereits wenigstens mit der einen Hälfte seiner Produktion abtrünnig geworden ist. Die manchem heut begreifliche skeptische Selbstbesinnung eines einstmals ehrlich Begeisterten spiegelt Wilhelm Hausensteins „Kunst in diesem Augenblick". Wer angesichts der raschen Ueberschätzung, unter der mancher junge Künstler leidet, einen Blick in das Märtyrerdasein eines der Väter heutiger Kunst zu tun gewillt ist, mag die Briefe Gauguins zur Hand nehmen, in denen ein Menschenschicksal erschütternd sich zeichnet.

Gauguin war der erste, der die Sehnsucht nach dem Osten praktisch verwirklichte, die die Kunst unserer Zeit kennzeichnet. Und die Kunstliteratur kommt nach bescheidenen Anfängen in

früheren Jahren jetzt mit einer ganzen Fülle von Veröffentlichungen dem neuen Bedürfnis entgegen. Karl With, der sich durch sein Buch über die buddhistische Plastik in Japan rasch einen Namen gemacht hat, leitet eine groß angelegte Bändereihe über Geist, Kunst und Leben Asiens mit einer stattlichen Veröffentlichung über die Architektur und Plastik auf Java ein, deren zahlreiche Tafeln eine gute Anschauung der weniger großartigen als anmutigen Kunst dieses Paradieses auf Erden vermitteln. Eine andere Bücherserie, deren Titel „Die Kunst des Ostens" lautet, beginnt der Herausgeber der „Ostasiatischen Zeitschrift", William Cohn, mit einem Bande „Indische Plastik", der zum ersten Male in deutscher Sprache eine historische Durchdringung des gewaltigen Stoffes unternimmt. Die gut gewählten Abbildungen geben eine vollkommene Anschauung der weitverzweigten indischen Kunst, deren Denkmäler über einen ungeheuren Flächenraum und eine weite Zeitspanne sich verteilen. Und endlich nennt Paul Westheim eine bunte Reihe von Büchern, die mit einer indischen Architektur einsetzt, um mit altrussischer Kunst, der archaischen Plastik der Griechen und chinesischer Landschaftsmalerei fortzufahren: „Weltkunstbücherei" — orbis pictus. Die Bände treten bescheidener auf, und an Sachkunde kann sich der Herausgeber des „Kunstblattes" gewiß nicht mit dem der „Ostasiatischen Zeitschrift" messen. Friedrich Perzyński, der ein Buch „Von Chinas Göttern" geschrieben hat, betont es selbst, daß er nicht Kunstgeschichte geben will. Es ist ein Reisebuch, aber es steht in diesem Buche, das durch seine gepflegte Sprache von so mancher anderen Publikation unserer Zeit vorteilhaft absticht, trotzdem mehr von Kunst als in der oder jener philologischen oder kunsttheoretischen Abhandlung.

Der Leser mag aus den kurzen Bemerkungen, mit denen sich diese gedrängte und keineswegs ganz vollständige Uebersicht begnügen mußte, selbst seine Schlüsse ziehen. Reich genug bestellt ist der Weihnachtstisch. Nicht alles wird den Tag überdauern, für den es geschaffen ist. Aber es gibt doch auf jedem der großen Gebiete der Kunstwissenschaft auch in diesem Jahre das eine oder andere Buch, das eine wirkliche Bereicherung bedeutet, und das würdig ist, der wohlgepflegten Bibliothek eines wählerischen und vorsichtig prüfenden Kunstfreundes einverleibt zu werden.

Hermann Voss, Die Malerei der Spätrenaissance in Rom und Florenz. Berlin, G. Grote.

Joseph Meder, Die Handzeichnung. Wien, Anton Schroll.

Thieme & Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Kunst. Leipzig, E. A. Seemann.

Handbuch der Kunstwissenschaft. Verlag für Kunstwissenschaft.

Max J. Friedländer, Albrecht Dürer, der Kupferstecher und Holzschnittzeichner. Berlin, J. Bard.
August L. Mayer, Matthias Grünewald. München, Delphin-Verlag.
Grünewald, Der Romantiker des Schmerzes. München, Delphin-Verlag.
Oskar Hagen, Mathias Grünewald. München, R. Piper.
Grünewalds Isenheimer Altar. München, R. Piper.
Oskar Hagen, Deutsches Sehen. München, R. Piper.
Oskar Hagen, Deutsche Zeichner. München, R. Piper.
Curt Glaser, Lukas Cranach. Leipzig, Insel-Verlag.
Curt Glaser, Der Holzschnitt. Berlin, B. Cassirer.
Max J. Friedländer, Die Radierung. Berlin, B. Cassirer.
Zeichnungen deutscher Meister im Kupferstichkabinett zu Berlin. Herausgegeben von Max J. Friedländer und Elfried Bock. Berlin, J. Bard.
Hermann Schmitz, Bildteppiche. Berlin, Verlag für Kunstwissenschaft.
Ludwig Justi, Deutsche Malkunst im 19. Jahrhundert. Berlin, J. Bard.
Ludwig Justi, Deutsche Zeichenkunst im 19. Jahrhundert. Berlin, J. Bard.
Max Deri, Die Malerei im 19. Jahrhundert. Berlin, P. Cassirer.
Gustav Kirstein, Das Leben Adolph Menzels. Leipzig, E. A. Seemann.
Lothar Brieger, Theodor Hosemann. München, Delphin-Verlag.
F. H. Ehmke, Otto Speckter. Berlin, Furche-Verlag.
Julius Meier-Graefe, Cézanne und sein Kreis. München, R. Piper.
Julius Meier-Graefe, Degas. München, R. Piper.
Julius Meier-Graefe, Gustave Courbet. München, R. Piper.
Otto Hirschmann, Hendrik Goltzius. Leipzig, Klinkhardt u. Biermann.
Richard Graul, Rembrandt. Leipzig, Klinkhardt u. Biermann.
Frits Lugt, Mit Rembrandt in Amsterdam. Berlin, B. Cassirer.
Kurt Pfister, Herkules Segers. München, R. Piper.
Wilhelm Hausenstein, Vom Geist des Barock. München, R. Piper.
Werner Weisbach, Das Barock als Kunst der Gegenreformation. Berlin, P. Cassirer.
Emil Waldmann, Sammler und ihresgleichen. Berlin, B. Cassirer.
Paul Westheim, Wilhelm Lehmbruck. Potsdam, Kiepenheuer.
Paul Westheim, Oskar Kokoschka. Potsdam, Kiepenheuer.
Franz Landsberger, Impressionismus und Expressionimus. Leipzig, Klinkhardt u. Biermann.
Junge Kunst. Eine Sammlung von Monographien über Künstler unserer Zeit. Bisher 16 Bände. Leipzig Klinkhardt u. Biermann.
Jahrbuch der jungen Kunst. 1920. Leipzig, Klinkhardt u. Biermann.
Graphiker der Gegenwart. Bisher 5 Bände. Berlin W., Neue Kunsthandlung.
Das Neue Bild. Bisher 2 Bände. Leipzig, Kurt Wolff.
Konstantin Umanskij, Neue Kunst in Rußland. Potsdam, Kiepenheuer.
Daniel Henry, Der Weg zum Kubismus. München, Delphin-Verlag.
Wilhelm Hausenstein, Die Kunst in diesem Augenblick. München, Hyperion-Verlag.
Gauguin, Briefe. Potsdam, Kiepenheuer.
Karl With, Buddhistische Plastik in Japan. Wien, Schroll.
Karl Withe, Java. Hagen, Folkwang-Verlag.
William Cohn, Indische Plastik. Berlin, B. Cassirer.
Orbis pictus. Weltkunst-Bücherei. Bisher 4 Bände. Berlin, Wasmuth.
Friedrich Perzyński, Von Chinas Göttern. Leipzig, Kurt Wolff.

Am 26. März des Jahres 1827 war in Wien heftiges Schneegestöber und dabei donnerte und blitzte es. Recht ein schlampiges Wiener Wetter, Sommer und Winter durcheinander. So meinte es die Natur aber nicht, sondern sie wollte nur dem sterbenden Beethoven eine Huldigung darbringen, der dämonischen Ungewöhnlichkeit des großen Geistes, der dahinging, gemäß. Und nur Rücksicht auf die dumme Logik der Menschen hinderte sie, in ihrem Expressionismus noch weiter zu gehen, Sonne und Mond gleichzeitig in das Schneegewitter scheinen zu lassen und über das ganze Getümmel einen ungeheuren Regenbogen zu spannen.

Während ein Blitz das Sterbezimmer mit himmlischem Licht durchhellte, trat ein Mann an Beethovens Bett und schrieb in das Gesprächsbuch, er sei gekommen, die Seele, wenn sie ihr irdisch Gehäuse verließe, in Empfang zu nehmen und aufwärts zu geleiten.

Beethoven, als er dies las, vermutete erst einen Streich seines Neffen Karl. Aber da sich der Bote — indem er durch eine Eintragung ins Konversationsbuch über opus 106 erwies, er begreife, was von keinem Erdgeborenen ganz zu begreifen — da er also hierdurch als Himmlischer sich legitimierte, befahl der Meister seine Seele in die Hände des fremden Herrn, und der Abschied vom Leibe wurde ihm leicht.

Jener Bote von oben war während seiner Erden-Wandelzeit ein Wiener gewesen; so berichtete er der zum ewigen Leben neugeborenen Seele, indes sie aufwärts stiegen, von den unerschöpflichen Freuden, die ihrer harrten und daß in den himmlischen Gefilden der Sonntag nie ende. Beethoven fragte, ob er das Antlitz Gottes sehen werde. Nein, sagte der Engel, das bleibe auch den Seligen verborgen. Warum dem so sei, darüber werde im Himmel allerlei getratscht, und ein paar deutsche Philosophen, die in der Sternenstoa unablässig debattierend auf- und abschwebten, verföchten sogar die Idee, Gott sei nur eine Fiktion, die der Teufel für die Menschen erfunden habe, um seine Herrschaft über sie zu sichern. Aber das wollte Beethoven nicht wahr haben.

Wie sie nun dem Sitz der Ewigen näherkamen, rollten Wellen überirdischer Musik heran, die Beethovens Seele faßten und nun zum Platz des himmlichen Gerichts trugen. Dort harrte ihrer Bangigkeit und Bußfertigkeit große Ueberraschung. Denn es ist nicht wahr, daß sich die Toten vor ihrem Schöpfer zu verantworten haben, vielmehr hat dieser ihnen Rechenschaft zu geben, warum er sie gerade so und so geschaffen, warum er Schmerz und Dunkel über ihr Leben verhängt und des Schicksals Tücke wider sie aufgereizt hat.

Als daher Beethoven den Geist, der ihn gezeugt, zur Auskunft bereit, vor sich sah, frug er:

„Warum mußte ich taub werden?"

„Um Deine innern Stimmen desto lauter zu vernehmen!"

„Oh, wie viel mehr hätten sie mir geklungen, wenn das Sausen des Windes, der Vögel Gesang, des Flusses Rauschen und der Frauen Melodie meinem Ohre nicht versagt gewesen wären! Was ist das für ein guter Vater, der seine Kinder verstümmelt, um sie schmackhafter zu machen? Kann die Schöpfung nicht anders als durch solche Kapaunen-Praxis ihre hohen Zwecke mit uns erreichen?

„Wie Du Dein Martyrium trugst," sagte der Geist, „und wie Du trotz ihm Unsterbliches vollbrachtest, das wird den Menschen zum erhabenen Beispiel gereichen und für die Tugend, als deren Diener Du selbst Dich im Heiligenstädter Testament bekannt hast, erfolgreiche Propaganda machen."

„Ich dachte," rief Beethoven, „in den tausend Stunden tiefer Versenkung in Dich, o Geist, daß Du anderes mit meiner Erschaffung bezweckt hättest, als den dummen Menschen ein sittliches Exempel vorzuführen."

„Das war ja auch nur Nebenzweck, liebe Seele! Deine Hauptmission auf Erden war, Musik zu machen, den Sterblichen zum Trost über ihr Sterblichsein, und damit ihnen, Deine Töne im Herzen, der Jammerweg durchs Leben leichter werde. Diese Mission hast Du besser erfüllt, als ich es in meinen Schöpferträumen zu träumen gewagt hätte."

Die Engel bliesen auf langen Pistons einen Tusch, und die Schlagwerke klingelten goldenes Feuer dazwischen.

„Wenn man mit mir," frug Beethoven, „hier oben so zufrieden war, warum dann die Häufung von Leiden auf mein Erdensein?"

„Zum Ersatz werden Dir hier Freuden ohne Zahl gehäuft."

„Das ist kein Ersatz, dünkt mich. Die Ewigkeit dauert ewig und hat Raum für unendlich viel Unendlichkeiten. Aber des Menschen Leben währt eine knappe Spanne, ist ein einziges Mal und hat den kostbarsten Seltenheitswert, den die Ewigkeit nicht hat. Was da versäumt wird, ist wahrhaft versäumt. Nur für den Unseligen auf Erden bedeutet die Seligkeit etwas! Warum blieb gerade ich ausgeschlossen von der Wonne, zu hören, was ich klingen machte?"

Der schaffende Geist hatte keine Lust, sich in weitere Erörterungen einzulassen, oder wußte keine Antwort, und deshalb hieß er die Sterne musizieren, und es hub ein gewaltiges himmlisches Konzert an. Aber dieses gefiel der großen Musikantenseele nicht sonderlich. Die Harmonielehre der Sphären schien ihr, die doch in diesem Punkt Kühnheit zu schätzen wußte, unerlaubt frei und bizarr. Und sie

staunte sehr, als der Führer-Engel sagte, die Kunst oben sei immer um etwa hundert Jahre jener der Erde voraus, und man werde nach einem Jahrhundert um den Stephansturm so komponieren, wie jetzt vorerst nur über ihm.

Dies und die Unterhaltung mit dem Geist stimmten Beethoven, unbeschadet aller ortsgemäßen Seligkeit, finster und revolutionär. Deshalb begann er, kaum in seinem astralen, von der Tochter aus Elysium bewirtschafteten Gartenhäuschen — rings breitete sich Berg und Wiesen, das liebliche Gesicht der Badener Landschaft himmlisch imitierend — angelangt, mit der Niederschrift einer furchtbaren Posaunenstimme für das jüngste Gericht, vor das dereinst die Menschen ihren Schöpfer zitieren werden.

MAX BROD

MEINE „FÄLSCHER"

In der vorigen Woche wurde im Schauspielhaus in Königsberg Max Brods phantastisches Drama „Die Fälscher" zur deutschen Uraufführung gebracht. Ich hatte das Werk im Sommer gelesen — da ich kein Dramaturg, lese ich Dramen zu meiner Freude — und war von dem merkwürdigen und bedeutenden Werk gefesselt. Aus der Revolutionsgärung entstanden, hebt es sich doch mit seinem Helden über diese kleine Welt des Wirklichen hinaus und hinauf. In seiner Verbindung von Realität und Phantastik ist Brods Drama für diese Zeitenwende so charakteristisch wie Hauptmanns „Hannele" es für den Untergang des Naturalismus war. . . . Versteht sich, daß ein so bedeutendes Werk in Berlin ungelesen oder unverstanden blieb. Ich wollte es mir in Königsberg ansehen, Krankheit lähmte mich. So bat ich Max Brod, diese Selbstanzeige zu verfassen. Seine ruhigen Worte, so selbstbeherrscht und gar nicht jammernd, beleuchten die hoffnungsarme Situation des deutschen dramatischen Dichters.

Leid und Freud' eines Dramatikers sollte natürlicherweise in den Tagen kulminieren, die das Werk erschaffen haben. Was nachher käme, wäre nur Nachklang, Weitergleiten — so meint man. Es tut gut, solche Vorstellungen einmal auf ihren Wahrheitsgehalt nachzuprüfen. — Vielleicht entdeckt man dabei wichtige Tatsachen, nicht nur über sich selbst: über die ganze Situation der Kunst heute in Deutschland.

Die Spannung in mir konnte freilich nicht größer sein als damals, als ich mein Stück „Die Fälscher" niederschrieb. Jetzt denke ich daran zurück wie an einen Rausch. Die wenigen halbdunklen Tage in der verschneiten November-Villa mitten im Wald —, Arbeit von morgens bis abends —, des Glücks die Seele übervoll, wenn an einem einzigen Tag ein ganzer Akt gelingt — fast zwei Jahre lang hatte ich diesen Weltkomplex in mir umundumgewälzt, immer noch fehlte

etwas zur Reife — (o, ich würde den Künster verstehen, der niemals sein Werk schreibt, weil er immer wartet, wartet auf die allererfüllteste Stunde, in der es sich endgültig formen möge, weil jede ihm für diese entscheidende Schicksalgebung zu gering erscheint) — nun aber, da es mit dieser Gewalt hervorschoß, fühlte ich: richtige Stunde, Sternenstunde, nun wird es so, daß ich es niemals besser zu machen vermöchte, ich nicht. — Und nun die Qual, wenn dieses Gefühl (unerzwingbar) aussetzt, wenn ein grauer Morgen aufwacht, der leer die Hände hinstreckt. Und die Aufregung, ob der nächste Tag es wenden wird. — Ja, Leid und Freude genug!

*

Ein Jahr ist seit diesen Tagen vergangen. Ich komme von der Uraufführung in Königsberg. — Und da steigerte sich die Kurve des Gefühls noch einmal, da war wieder etwas Neues, Ungeahntes erschaffen: die geradezu vollendete Aufführung. Ich danke meinem Freunde Richard Rosenheim, der mit so festen Fingern die Materie des Stückes über seine Bühne spannte, so fest, aber so vibrierend auch, so ahnungsvoll schattend in die Geheimnisse. Und ich danke dir, liebe Schar der Darsteller. Ihr spranget lustig in meine Mansarde, in mein Fälscheratelier, ihr nahmt von meinem Blut und mischtet es mit dem euren, daß das Leben in Gestalten aufbrauste, daß Tränen flossen und grelles Lachen an seiner Stelle nicht fehlte. —

Aber nachher, aber nachher! Ich bin in Berlin, ich stehe sozusagen auf dem Markte. Das ist nichts Leichtes, und schön ist es auch nicht. Nun müßten hilfreiche Hände kommen, nun zumindest ein hellsichtiger Intellekt. — Was aber treffe ich an? Ein Trümmerfeld, als hätte eben eine Bombe eingeschlagen. Ratlosigkeit, Verwirrung. „Literaturkrach" sagen die einen, „Schieber-Einfall in die Kunst" die andern. Kein Theaterdirektor will moderne Dramen spielen. Der nüchterne erklärt es wirtschaftlich, der cholerische erzählt, daß in seiner Provinzstadt einfach jedes Stück eines jüngeren Dramatikers von der Kritik verrissen wird, — dem Publikum hat es gefallen, aber nach den Kritiken ist das Haus leer. Ich bekomme zu hören, daß es in der Kunst eine Konjunktur gibt wie in allem andern. Eben noch standen „expressionistische" Dramen hoch im Kurs. „Gefragt" waren — man scheut sich, es aufzuschreiben — „Erlöser - Dramen" und „Revolutions - Stücke" mit — geht's in die Feder oder nicht? — mit „prophetischem Einschlag". Diese „Konjunktur" hat eben „abgeflaut". Da kann man nichts machen. Heute zieht nur Kino, Revue, Nackttanz und — das bürgerliche Lustspiel. „Ich habe diesen Monat," also spricht ein Repertoirkönig, „nur zwei Neuaufführungen: ‚Hasemanns Töchter' und ‚Raub der Sabinerinnen'."

Steht wirklich die Sache so schlimm oder wird sie übertrieben, um unter Hinweis auf das „ermüdete Publikum" den Autor zu „deften"? Ich sehe die Zusammenhänge doch ein wenig anders. „Expressionismus" war ein Modeschlagwort, das heute (Ende seiner Geltung) unaufhaltsam den Weg in die Provinz nimmt. Aber wessen Schuld ist es, daß die gute neue Bewegung der Seelen zuerst seelenlose Mode und nachher so überraschend schnell „Mode von gestern" geworden ist. Schuld des Publikums? Oder vielleicht doch eher Schuld jener urteilslosen Theaterleiter, die eine Zeitlang jedes Stück, in dem nur das Wort „Gott" oft genug vorkam, dem Publikum zu fressen gaben, mochte ansonsten der Dämon der Oede selbst seine Behausung darin aufgeschlagen haben? Das Publikum ist gutmütig. Es frißt. Aber es merkt sich doch, wann und wo man es sinnlos, sei es auch unter dem Vorwand priesterlicher Gesinnung, gelangweilt hat. Und sein Gedächtnis ist angefüllt mit stiller Wut . . .

Nein, man braucht die wirtschaftlichen Zusammenhänge hier nicht unbedingt zu bemühen. Bankrott der bürgerlichen Gesellschaft? — Die literarischen Zusammenhänge reichen ja diesmal zur Erklärung aus. Die verantwortlichen Leiter des Kunstlebens haben die Sache so fein gedreht, daß heute „Expressionismus" und „Langweile" korrelative Begriffe geworden sind. — Daß Innerlichkeit und rücksichtsloser Ausdruck der Innerlichkeit nur da am Platze ist, wo F ü l l e d e s L e b e n s nach dem Schrei drängt: warum hat die stets ratlose Kritik dies nicht zur rechten Zeit gesagt! Die „abstrakte Kunst", auf deren Gefahr ich schon vor langer Zeit in einer Tageszeitung hingewiesen habe, das „Güte-Plakat" aus meinem am häufigsten nachgedruckten Gedichte (es stand zuerst im „Tage-Buch"), all diese Leere und in Weihrauch eingewickelte Talentlosigkeit hat nun abgewirtschaftet. — Aber das wahrhaft Neue und mit der wahnsinnigen Leidenschaft der Zeit wahrhaftig Erfüllte, warmes Leben, gestaltete Kraft . . . soll das mit in den Kehraus hineingerissen werden? Urteilender Instinkt — instinktvolles Urteil — wo sind sie? Sie wären nötig gewesen, als alles mit der neuen Marke Versehene wahllos über die Bretter rollte. Jetzt aber sind sie doppelt nötig, um den Philister im Direktionsbüro zu bannen, der heute überall auftaucht, der nur auf den Moment gewartet zu haben scheint, um auch das bühnensicherste Stück eines Modernen nur aus dem Grunde zur Ablehnung zu empfehlen, weil auch ein Problem darin vorkommt, weil einige Vorgänge nicht nach Wirklichkeitsmathematik vor sich gehen, weil Politik erwähnt wird, wenn auch nur als Ausgangs- oder Endpunkt, weil das Publikum „das nicht frißt", und weil die besten Neueinstudierungen für diesen Monat doch nur wären: „Raub der Sabinerinnen" und „Hasemanns Töchter"

Individuum heißt das „Unteilbare". Wenn aber Mathematik recht lehrt und das Unteilbare auch nicht multiplizierbar ist, so ist jeder Kongreß von Individualisten — von Bekennern der reinen, unteilbaren, unmultiplizierbaren Person, die in jedem Menschen geboren wird — ein Unding. Wie? Ein Zusammentreten und Beschließen von Menschen, deren Haupteigenschaft eben darin besteht, daß sie nicht zusammentreten? Es ist — erkenntnistheoretisch gesprochen — nicht denkbar.

Und doch: hätte die Versammlung Geistiger, die Dr. Anselm Ruest vom 25. bis 28. November in Berlin zur Aussprache zusammenrief, von diesem Schwanz eines bösen Gewissens — daß sie im philosophischen Sinne Unerlaubtes täte — sich nur energischer befreit, der Kongreß wäre fruchtreicher verlaufen. So war von Anfang an jede Rede durchzogen von dem zitternden Wunsch, keine Thesen auszusprechen, keine Gesetze geben zu wollen . . . Schade, denn es lag ein Zweck in der Luft, der das verpönte Mittel summierten Beschlusses und gemeinsam aktiver Programmatik diesmal geheiligt hätte.

O Philosophie! . . . Wer auch nur einigen zeitkritischen Blick hatte, der erkannte unschwer sogleich im Betrachten, daß diese jungen Gesichter nur durch den ungeheuren materiellen Druck der letzten Jahre zum Philosophieren gekommen waren — und so zu philosophieren wie Stirner. Die Kante des Krieges und der Revolution hat diese Antlitze und diese Hirne zurechtgedrückt. Doch nun, unbegreiflich: jene Reden sollten als Antwort gelten auf Ludendorff und Lenin? . . . Diese beiden hatten ja doch den Kongreß zusammengerufen: die Eingleicher der menschlichen Person in die Maschine Staat, die Dividierer und Multiplizierer der unbeweglichen, heiligen Einheit Ich. Die Einberufer aber sah man kaum, sah man nur viel zu selten als Schatten auf der Metaphysik des Dargebotenen. Das Materielle durch Spirituelles heilen zu wollen (als ob man das könnte!): diese Losung schien ausgegeben zu sein.

Kurz: das und nur das ist diesem Individualistenkongreß vorzuwerfen, daß er nicht spontan, aus Temperament und gegen seine eigene Vornahme, sogleich ein Anarchistenkongreß wurde. Daß man sich begnügte, auf dingliche Tatsachen geistig zu antworten. Eine Rede ist freilich niemals eine Tat. Doch wertet man sie nach ihrer Umsetzbarkeit in die Tat. Und hier war und ist keine möglich. Bewußt wurde alles Gesagte in spielerischer Selbstaufhebung zurückgenommen. Die Skepsis — heiter, wundervoll, ja, unerläßlich als Begleiterin der Tat — biß sich in das geringelte Ende und fraß, lang-

sam vorrückend, den eigenen Kopf. Jene Stimmung hyperlogischer Groteske entstand, aus der Korff und Palmström ihre Uhr erfanden.

Denn auf dieser Uhr von Korffen
mit dem janushaften Lauf
— dazu ward sie just entworfen —
hebt die Zeit sich selber auf.

Man setze für Zeit Geist: und man hat das Signum dieses Kongresses. — Aber, ihr hohen und feinen Freuden des Schreibtisches — wozu für euch ein Kongreß?

Der Sieg des Kommunismus, den jene Versammlung doch heftig zu hassen vorgab, wird hauptsächlich dadurch gefördert, daß er ein Hirn und Arme besitzt, eine Religionsphilosophie und eine Tat. Kann denn der Individualismus (jene wundervolle Glaubensentdeckung, die zwischen Protagoras und Stirner die sublimsten Geister immer wieder gemacht haben) nicht endlich den Arm sich angliedern, den ungelenkten: den Anarchismus? Zu zeigen, wie die Lehre Stirners politisch-praktisch anzuwenden wäre — und ob sie dazu überhaupt fähig ist — das wäre die Aufgabe dieses Individualistenkongresses und zugleich die Entschuldigung seines, im erkenntnistheoretischen Sinne ja doch verwerflichen Zusammentrittes gewesen. Dem bürgerlich-demokratischen und sozialistisch-kommunistischen System ein anarcho-liberales, blank ausgearbeitet, gegenüberzustellen, das hätte die höchste Aufmerksamheit herausgefordert. Die Welt, aus allen Poren den blutigen Schaum des Zusammenbruchs strömen lassend, braucht nicht den Philosophen, sondern den Arzt.

Stabiliert in dieser harten Tat- und Sachenwelt der Individualismus sich als rein geistige Bewegung, als philosophischen Progressus, so ist er dadurch von allem Anfang an gerichtet. Denn der Volksspruch „Gedanken sind frei" (als biologische These würde er allerdings nicht stimmen!) beweist doch schon, daß hier im Grunde nichts befreit zu werden braucht. Auf die Befreiung des Leibes aber kommt es an, auf die Befreiung des Leib und Geist tragenden Menschen! Dieser Philosophenkongreß zu Berlin, der sich stolz den Ersten Europäischen Individualistenkongreß nannte, ließ, als er zu Ende war, den westlichen Menschen ganz wie vorher unter der Herrschaft der militärisch-kapitalistischen, den östlichen unter der Herrschaft der militärisch-kommunistischen Tatsache. Von der Heiligsprechung des Ichs handelte dieser Kongreß — aber kein Mittel wurde gezeigt, dies Ich zu fristen, vor der Teilung, der Mischung, der Vernichtung praktisch zu wahren! Und über uns allen schwimmt, düster im trostlosen Raum, wie immer die Klage Bakunins: „Freiheit ohne Sozialismus ist Privilegium und Ungerechtigkeit; Sozialismus ohne Freiheit ist Sklaverei und Brutalität."

PETER ALTENBERG

Geschrieben im Herbst 1898

BRIEFE UM EINE FRAU

An A. R.

Teure Frau, geliebteste Frau:

So bin ich ganz bei Ihnen und doch ferne.

So darf ich Sie lieben, leidenschaftlich und dennoch friedevoll, ohne Sie zu belästigen.

Ihre Locke schläft in meiner Hand.

Zärtliche Worte spreche ich vor mich hin, sage zu Ihnen: „Weises Baby — — —".

Schreiben Sie an mich eine Zeile. In der Not meines Herzens wollte ich etwas erkämpfen, erweinen, welches ein freies Geschenk sein muß.

Dennoch, geliebtestes Geschöpf, war die Not meines Herzens so groß, daß ich nicht maßvoller, nicht edelmütiger sein konnte.

Ihr wünscht Euch Handschuhe und Stiefel, welche Euch passen, bequem sind in jeder Beziehung, nirgends belästigen, bedrücken. So soll auch unsere Liebe sein. Bequem und passend und angenehm für Eure Disposition. Wir werden aber bestimmt von dem unerhörten Mysterium Eures Leibes und Eures Wesens, welches anzieht wie der Magnetberg die Schifflein.

Weil Ihr Eure schreckliche Macht über uns nicht verstehen könnt, dieselbe aber dennoch hie und da gebraucht aus Laune und Leere, erscheinen wir Euch oft lächerlich und unvernünftig.

Ich liebe Sie fanatisch.

Peter Altenberg.

*

Lieber St G.!

Die Nachtstunden bis 9 Uhr morgens in Wahnsinn und Verzweiflung verbracht. Wie, wenn die teure, süße, kränkliche Frau Sie dennoch brauchte?!? Darf ich, ein glatzköpfiger, kranker Unglückseliger, mich ihr in den Weg stellen?!?

Ich bin verzweifelt und verwirrt. Ich bitte Sie, bei Ihren einstigen guten Empfindungen für mich, um eine mündliche Unterredung.

Vielleicht läßt sich alles ordnen.

Tun wir alles der zarten Frau zuliebe. Ich will mich knebeln und dem Schicksale überantworten.

Ich bitte Sie um eine mündliche Unterredung.

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Es ist ein Irrsinn, Sckicksale, die einbrechen, ableiten zu wollen! Es kommt noch schrecklicher. Und schließlich ist die rosige Laune der unberechenbaren Frau wichtiger wie die Ruhe unserer Seele!

A. R., süße, zarte, freie, merkwürdige Frau, mögest Du Deine Sympathien dorthin wenden, wo es Dir taugt!

Ich bin erschöpft und ermüdet.

Man dürfte niemals, niemals kämpfen — — — denn die Frau kommt von selbst zu dem, dem sie Leiden ersparen will! Deinem Notschrei aber folgt sie nie!!! Stefan Großmann, es ist keine Heldentat, mit einem alten kranken Unglückseligen brutal zu sein — — —!

P. A.

✱

Gmunden, 30. VIII. 98.

Liebster Stephan: Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll!?! 100 000 Leben haben wir zusammen erlebt, sind reich geworden und lebens-reifer als wir waren. Alle Dichtungen, alle Wahrheiten des Lebens vereinigt S i e in ihrem genialen Organismus. Sie ist alles, Glück und Unglück, Ruhe und Unruhe, alles, alles ist diese einzige Frau.

P. A.

INDISCHE WEISHEIT

Vertrauen soll man nicht hegen zu Flüssen, Tieren mit Krallen, Tieren mit Hörnern, Leuten, die eine Waffe tragen, Frauen und Königsgeschlechtern.

✱

Wenn ein Reiher einen Fisch tötet, dann erhebt er lautes Geschrei. Der Löwe, der brünstige Elefanten tötet, schlägt nur seine Klauen ein.

✱

Dessen Leben ist nicht glücklich, der es nicht für die Geliebte wagt. D a s wird Liebe genannt, wobei man in die höchste Not gerät.

✱

Ich habe gehört, daß jemand einen großen Mann fragte: Was ist Liebe? Er antwortete: Liebe ist eine Art von Tod mitten im Leben.

Aus dem altindischen „P a p a g e i e n b u c h", in der schönen Uebertragung von Rosen bei Georg Müller erschienen.

AUS DEM TAGE-BUCH

MICHAEL HAINISCH

Zum Staatsoberhaupt Deutschösterreichs ist Dr. Michael Hainisch gewählt worden. Es war eine Schwergeburt nach vier ergebnislosen Wahlgängen. Um so ergiebiger war der fünfte Wahlgang. Er verdient in Deutschland ganz besondere Beachtung, weil wir ja im Frühjahr vor der Wahl des Reichspräsidenten stehen.

Schon äußerlich hat Michael Hainisch die Figur zum Präsidenten. Ein breitschultriger, hochgewachsener Mann, mit einem langen wallenden Bart wie Posadowsky. Ein deutsches Gesicht, gradäugig und doch nicht ohne Schläue. Eine enorme Glatze zeigt die starken Wölbungen eines geistigen Kopfes.

Hainisch war kein Parteimann. War es nie. In früheren Jahren ist er mit Engelbert Pernerstorfer und Viktor Adler sehr befreundet gewesen, weil er als junger Mensch in deutschnationalen Lehrjahren neben ihnen gesessen hat. Die Freundschaft wurde alljährlich durchsetzt mit gegenseitigen Negationen. Immerhin hat der Kontakt mit den besten Köpfen des österreichischen Sozialismus auf den Landwirt Michael Hainisch einigermaßen abgefärbt. Er wurde einer der Begründer der Wiener Fabiergesellschaft, in der Sozialisten, Agrarier und Industriepolitiker, Praktiker und Professoren sich zusammen- und auseinandersetzten. Hainisch machte den seelen- und tatsachenblinden Internationalismus nie mit, er fühlte sich immer als nationaler Politiker und wird deshalb ein unbedingt verläßlicher, ein beharrlicher Anschlußpolitiker sein — ohne viel Worte, denn er ist ein Mann, der schweigen, gewiß auch einer, der handeln kann. Und das wird für den Anschluß im nächsten Jahre nötig sein. Er lebte den größeren Teil des Jahres nicht in Wien, sondern auf seinem Gut, und es wird ihm nachgesagt, daß er einer der nicht allzuvielen intensiven Landwirte Oesterreichs sei. Aber er hat nicht nur im Stall gelebt, er hat die moderne Arbeiterbewegung aufmerksam verfolgt, die sozialpolitischen Archive verdanken ihm manche wichtige Arbeit.

Das beste an dieser Wahl ist, daß bei ihr keine Partei gesiegt hat, sondern ein unbedingt lauterer Mensch. Es ist eine moralisch-geistige Autorität, die sich da — zwischen den Lagern — durchgesetzt hat! Dieses zerbrochene, verhungerte, lebensunfähige Oesterreich, in dem kein Kapp-Putsch und kein Liebknechtmord angestiftet wurde, gibt den Deutschen auch mit dem Schauspiel dieser Wahl einen sehr beherzigenswerten Wink. Wie parteifanatisch dort die Führer auch tun, im entscheidenden Augenblick und in der geheimsten Kammer sind sie froh, die Maske des Parteiwahns abwerfen zu können. So wurde der Landwirt Michael Hainisch von Agrariern und Sozialisten gewählt.

Der neue Präsident hat eine Mutter, hoch in den achtziger Jahren, Frau Marianne Hainisch, die liebenswürdige Großmutter der österreichischen Frauenbewegung. Eine reizende, schalkhafte, konziliante, unverfälschte Urwienerin. Diese scharmanteste Greisin möchte ich einmal sehen, wenn sie die Gäste ihres Sohnes in den Sälen der alten Hofburg empfängt . . .

VOM GRÖSSENWAHN DER RICHTER

Vor ein paar Tagen ist während einer Verhandlung bei einem Berliner Landgericht ein Zuschauer eingeschlafen. Während der Anklagerede des Staatsanwaltes. Der Staatsanwalt erblickte in dieser Unaufmerksamkeit des Hörers eine Ungebühr und verlangte, daß der Schläfer sogleich mit 20 Mark bestraft werde. Doch das Gericht war staatsanwaltlicher als der Staatsanwalt. Es verhängte über das schlummernde Gemüt keine Geldstrafe, sondern einen Tag Haft, der Vorsitzende Landgerichtsdirektor Dransfeld ließ den jäh Erwachten sogleich in die Zelle führen.

Der Vorfall, unbeträchtlich in diesen Tagen der Rechtsverwirrung, ist nur charakteristisch für die Anmaßung, die Ueberhebung und die Humorlosigkeit jenes preußischen Richtertypus, der nicht aussterben will. Wäre jener Herr Dransfeld, der unter der Toga doch auch nur ein nackter Mensch mit einem haarigen Bauch und einem Popo ist, nicht angefüllt von Richter-Wahn, so müßte er mit dem sanften Schlummer des Zuhörers sehr zufrieden sein. Was denn kann sich ein Strafgericht mehr wünschen, als daß man seine Arbeit mit solcher Seelenruhe hinnimmt, daß man die Augen schließt und einnickt? Ich bin nicht oft in Berliner Strafgerichtssälen gewesen, aber zum Einschlafen hatte ich, wenn ich nur die knarrenden Befehlstöne der Verhandlungsleiter hörte, nie die geringste Lust. Es muß ein sehr mildes Gemüt gewesen sein, das dort die Augen schloß. Wir anderen werden entsetzlich wach, wenn wir die Durchschnittsjustiz routinierter Gerechtigkeitshandwerker erleben. Ja, es gibt empfindliche Gemüter, die über der phlegmatischen Phantasielosigkeit richtender Paragraphenmenschen den Schlaf ihrer Nächte verlieren können . . . .

Ich kenne jenen Schlafgegner, Herrn Dransfeld, nicht, aber ich stelle mir nach seinem Ungebührurteil vor, daß er den Typus jener würdebedachten Richter vorstellt, die — wenn durch eine Zuschauermenge eine Welle der Erregung läuft, die sich auch einmal in einen Ruf verdichtet — mit Feldwebelstimme ins Auditorium zu rufen pflegen: „Wir sind hier nicht im Theater." Aber diese schroffe Verurteilung eines selig Schlummernden ist ganz aus dem Herzen eines eiteln Komödianten heraus gefällt. So würden schlechte Schauspieler am liebsten mit einem zerstreuten Parkettbesucher verfahren. Deshalb schreien ja schlechte Komödianten so leicht, im Gerichtssaal wie im Theater. Sie wollen mit äußerlichen Mitteln eine Aufmerksamkeit erzwingen, die sie mit geistigen Mitteln herzustellen zu unbedeutend sind. In dieser Haftstrafe entlud sich der Widerwille, den der Durchschnittsrichter instinktiv gegen den Zuschauer empfindet. Wozu sitzt der Bursche überhaupt da? So fühlt der triviale Justizhandwerker unbewußt gegen jeden Zuschauer. Er empfindet schon das Dasein des Zuhörers als Störung. Wenn er, der Herr Landgerichtsdirektor, amtiert, braucht er keine unberufene Kontrolle!

Es gibt einen Richter-Größenwahn. Der kann sich gar nicht ausmalen, daß man anders als verängstet und eingeschüchtert mit starren Augen an Richters Lippen hängt.

Und es gibt vertrauensvolle, selige Gemüter. Die können in der Nähe eines preußischen Landgerichtsdirektors die Augen schließen und einschlafen! St. Gr.

TRAGÖDIE IM HÖRSAAL

In der Verurteilung des Studenten Karl Emil Jamke — die Verhandlung fand in Freiburg i. Br. am 25. November statt, nicht, wie ein Druckfehler im letzten Heft vermuten ließ, am 28. Juni, an diesem Tage wurde die Studentin Emma Frese erschossen — wird mir aus Freiburg i. Br. ergänzend geschrieben:

Wir alle, die den armen Jamke kennen, haben mit klopfendem Herzen bis in die späte Nacht im schwülen Schwurgerichtssaal ausgeharrt, weil wir seinen Freispruch erhofften. Wenn Sie gesehen hätten, wie Jamke das milde, durch die Aussicht auf Begnadigung noch hoffnungsvoller anzusehende Urteil hinnahm! Er war schon während der Reden des Verteidigers und des Staatsanwalts nur mehr mit seinem Leibe anwesend, seine Seele mag bei der armen, geliebten und in ihrer Not käuflichen Studentin gewesen sein. Er war nicht imstande, eine Silbe über die trocknen Lippen zu bringen, als ihn der Vorsitzende fragte, ob er sich in das Urteil füge. Wir, die wir den entgeisterten Menschen sahen, wußten, daß er sich in ein viel fürchterlicheres Urteil nicht finden könne, in jenes, das er selbst über eine taumelnde Frauenseele gesprochen.

Darf ich Ihnen ein Detail aus der Verhandlung erzählen, die für die Psyche des lauschenden Kleinbürgertums charakteristisch ist? Der Kaufmann, der Fräulein Frese für — Uebersetzungen gemietet hat, ist verheiratet. Aber seine Ehe, so erzählte er vor Gericht, ist nur äußerlich eine solche. Er genüge seiner Unterhaltungspflicht und habe von seiner Frau einen Freibrief in Händen, der ihm den Umgang mit anderen Frauen gestatte. Als der Zeuge dies erzählte, da erhob sich der Oberstaatsanwalt, um dieses unsittliche Verhalten der Frau in scharfen Worten zu brandmarken. Und die Zuschauer, besonders die älteren Damen, brachen über diese Brandmarkung in stürmischen Beifall aus!

Nichts hatte die guten Bürger in Freiburg so erregt wie die Tatsache, daß eine Frau, die mit ihrem Manne nur mehr in einer äußeren, materiellen Gemeinschaft lebt, einsichtig genug ist, den Mann nicht zu einer ehekontraktlich festgesetzten Erfüllung seiner Gattenpflichten zu zwingen. Die Treulosigkeit der Studentin, ihre Käuflichkeit, die Freibeuter-Roheit des Schiebers gegenüber dem wehrlosen Studenten — das alles empörte die guten Bürger lange nicht so wie die Resignation der Ehefrau. Vor diesem Forum war nicht die Studentin die Verräterin, sondern die Gattin, die nicht auf ihrem Schein besteht; nicht der Eindringling, der mit Hundertmarkscheinen einen Liebesbund zerschnitt, war die Dekadenzerscheinung, sondern die einsame Frau, die zu stolz war, sich mit anderen Weibern um ihren Mann herumzubalgen. Dergleichen Demonstrationen verdienen Beachtung. So ist sie und so bleibt sie: Die Stimme des Volkes.

SOLL MAN STIRNRUNZELN?

Das „Neue Grazer Tagblatt" meldet:

„Aus Villach in Kärnten wurden jetzt die italienischen Soldaten ab-

transportiert. Gestern etwa 1000 Mann. Mit Regimentsmusik. Zum Abschied hatten sich auch viele Damen eingefunden (das „Grazer Tagblatt" schreibt mit Gänsefüßchen „Damen"), die ihren Gefühlen über das Scheiden der Italiener stürmischen Ausdruck verliehen. Es gab Umarmungen und Küsse und erschütternde Rührszenen. Eine junge Dame, die sich nicht fassen konnte, wurde unwohl und mußte weggetragen werden. Junge Mädchen taten sich keinen Zwang an, unter Tücherschwenken aus Leibeskräften „A reviderci" zu schreien, das wurde hundertfach erwidert."

Der nationale Sittenprediger ist, nachdem er diesen Bericht gelesen, verpflichtet, die Stirn in bedenkliche Falten zu legen. Deutsche Frauen dürfen nur deutsche Männer lieben! (Zwar haben die Italiener durch ihre Haltung verhindert, daß das Kärntner Land slovensich werde, aber was kümmert sich der nationale Sittenprediger um nationale Tatsachen?) Die schönen Zeiten, in denen anmaßender Pöbel einem deutschen Mädchen, dem ein liebenswürdiger und leidender französischer Gefangener gefiel, die Haare abschnitt, ist leider vorbei. Nicht einmal im nationalen Lokalblättchen mit vollem Namen anprangern kann man ein Mädel, das ohne nationalen Bezugschein einen Fremden liebt. Soll man nun zu dem Enthusiasmus der Kärntner Mädels Ja und Amen sagen? Sicher sind nicht wenig Soldatenbräute unter ihnen, die heut italienisch und morgen deutsch lieben, nicht so leichten Herzens übermorgen slovenisch. Das muß die deutschen Männer in Kärnten verdrießen. Bleibt nur übrig, ihnen zu raten, sich an dem furioso der Italiener ein Beispiel zu nehmen, sich weniger deutsch zu dämpfen und mit heißerem Schwung an die Villacher Mädels heranzugehen. Aber ob es dem schwerblütigen Geschlecht gelingt? Nun, dann vielleicht dem nächsten, in dessen Adern vermutlich auch einige Tropfen südlicheres Blut brausen. Soll man also stirnrunzeln? Nein, im Innern dieser instinktiven Mädchen vollzieht sich eine Völkerannäherung, die reeller und wichtiger ist als die Verschmelzung auf den Kongressen!

GEBT UNS FILMKRITIKER

Richard Oswald, der Regisseur und Schaffer der Oswaldfilme, schreibt mir:

In Oesterreich gibt es keine Filmkritik, in Amerika auch nicht. Es ist wahr, und schade, daß es wahr ist. Ein Ziel aufs innigste zu wünschen wäre eine seriöse, einheitlich durchgeführte Filmkritik ohne Rücksicht auf Annoncen oder Persönliches. Eine große Schwierigkeit ist nicht zu übersehen. Beim Theater finden im Jahr in Berlin, sagen wir 100 Premieren statt. Im Kino mindestens 300. Woher die Kritiker nehmen? Beim Theater wird z. B. ins Deutsche oder Lessingtheater eine andere Garnitur Kritiker geschickt als z. B. ins Schillertheater. Aber die Fabrikationsfirma der Regisseure, die Darsteller könnten den Zeitungen eine Richtlinie geben, wie ungefähr der Film gewertet werden soll. Und dann Leute ins Kino geschickt, die Geschmack haben, viel gesehen haben und Interesse für den Film haben! Kinofeinde eignen sich nicht zu Filmkritikern.

Es müssen Filmkritiker erstehen. Es gibt ja einige, aber viel zu

wenige. Einer kann ein glänzender Reporter sein und sich zur Besprechung von Goethes Faust nicht gut eignen. Beim Theater weiß man das schon. Mindestens ebenso schwer wie einen Theaterkritiker findet man den Filmkritiker. Auf Goethes Faust kann sich der Kritiker vorbereiten, er kann die Literatur nachlesen, er wird sich vor den schwersten Schnitzern schützen. Einen Film sieht er immer zum erstenmal. Und es gibt keine orientierende, standpunktvermittelnde Literatur darüber. Er selbst, der Kritiker, muß unterscheiden, ob der Film eine rein äußerliche oder eine menschliche Angelegenheit ist. Er muß wissen, daß der beste Regisseur oft der ist, den man nicht merkt und daß viel Geld ausgeben noch keine Regietat ist. Er muß den neuen Weg Suchende fördern und muß auf die Freude verzichten können, einem anderen Knüppel zwischen die Beine werfen. Er muß ihm nicht nur sagen, daß er es falsch gemacht hat, sondern auch, wie er es richtig machen soll. Er muß eben vor allem etwas sagen. Sagen kann nur der, der etwas zu sagen hat. Kritiker vor! Wir warten auf euch, wir wollen das künstlerische Niveau des Films heben, — wir haben ein Recht auf eine seriöse Kritik — oder aber auf gar keine. Die Waschzettel oder Kritik genannten Waschzettel müssen aufhören. Entweder wir bekommen eine einheitlich durchgeführte ernste Kritik — oder wir folgen, ohne falsche Scham, dem amerikanischen Muster. Nackte Reklame ist schöner und ehrlicher und gesünder als halb bekleidete Kritik.

EIN RENOMMIST

Neulich traf ich einen Schulkameraden auf der Straße, den ich viele Jahre nicht mehr gesehen hatte. Wir begrüßten uns herzlich, erzählten uns Neuigkeiten über gemeinsame Bekannte und sprachen dann von den eigenen Schicksalen.

„Bist du mit im Kriege gewesen?" fragte ich. Er zuckte überlegen lächelnd die Achseln: „Gott ja. So'n bissel bin ich mit draußen gewesen. Aber nur so'n bissel." Und er schlug vertraulich schmunzelnd auf meine Schulterblätter: „Der Krieg war doch mehr was für die weniger Intellektuellen und nicht so sehr für unsereinen."

Warst also auch so'n Drückeberger, dachte ich beim Abschied.

Ein paar Wochen später erfuhr ich zufällig, daß jener Schulkamerad vom ersten bis zum letzten Tage mit draußen gewesen war und Somme und Verdun mitgemacht hatte.

Hans Bauer.

Diesem Heft liegen Prospekte bei: des Verlages Gustav Kiepenheuer, Potsdam und der A. G. für Druck und Verlag Fritz Würtz, Berlin.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W35, Potsdamer Straße 123b.

Das Tage-Buch / Heft 50 Jahrg. 1 / Berlin, 24. Dez. 1920

STEPHAN ZWEIG

BILANZ EINES JAHRES

Stefan Zweig, der in Salzburg als deutscher Botschafter Romain Rollands wirkt, erzählt in dieser höchst melancholischen Rückschau, wie viele Blütenträume der „Revolution der Intellektuellen" nicht gereift sind. Ach, wo sind sie alle hin, die Räte der geistigen Arbeiter, die deutschen Gruppen der Clarté, und wie alle diese schnell wieder zerstobenen Tribunale aufgeregter Geister hießen? Niemals hat der deutsche Intellektuelle seine politische Impotenz ungehemmter nachweisen können als seit dem November 1918 . . . Ich wage nicht zu beurteilen, inwieweit auch die französische Clarté-Bewegung durch literarische Inzucht zur Volksfremdheit verdammt ist — die pädagogisch-moralischen Neigungen von Barbusse und Rolland geben der Bewegung doch immerhin ethische Volkstümlichkeit — in Deutschland fehlt dem Intellektuellen das natürlichste Gemeinschaftsgefühl. Er sitzt immer auf dem Isoliersessel, er wagt nicht ins Wasser einer jungen, starken Bewegung zu springen, er bleibt ewig kritisierender Ideologe, im Innersten, nämlich in der Willenszone, steril, d. h. unschöpferisch. Clarté, ach, das heißt in deutscher Uebersetzung vorläufig: Impotenz.

(Ein Brief an Henri Barbusse.)

Sie haben, Henri Barbusse, vor einem Jahre das Wort „Clarté" „Klarheit" vor ein Buch, vor einen Willen, vor eine Tat gestellt. Und wenn wir auch nicht alle Ihrem Willen restlos eines geworden sind — manche unter uns vermeinen, soziale Neuformung der Welt könne nicht die wesentliche Natur unserer Menschheit wie unserer Zeit verändern —, so sind wir doch Gefährten in dem Willen zur Wahrheit, zur „Klarheit". Und die Stunde, heute nach einem Jahr, scheint mir die rechte, um in Klarheit von dem zu sprechen, was wir erhofften und was wir erreichten, wir, denen dies Zeichen eine Botschaft über dem Dunkel der Zeit gewesen ist.

Wir wollen klar sprechen, wir wollen wahr sprechen. Und so müssen wir vor allem sagen: wir haben viel erhofft, wir haben wenig erreicht. So viel wie nichts ist geschehen in der Welt von dem, was wir verwirklichen wollten. Der internationale Gedanke, den wir wieder erwecken wollten in den Menschen, in den Nationen (deren Hände noch blutig waren vom Krieg, deren Seelen verkrustet in Haß), ist ohne Macht geblieben, die Grenzen starren härter als je zwischen den Völkern, das Mißtrauen — gedüngt von dem Kot einer erbärmlichen Presse — wuchert noch zu beiden Seiten des Abgrunds. Wir haben nicht einmal uns die Hände reichen können heute nach einem Jahr, nur in geschriebenem Wort unsere Erbitterung, unsern Zorn uns übermitteln.

Ein weiteres Eingeständnis — wir wollen ja in Klarheit reden —: Wir sind heute nicht mehr, wir sind weniger als vor einem Jahr. In der ersten Leidenschaft strömten manche zu, das Wort der Welt-

verbrüderung wogte über ihr unklares Gefühl: sie meinten, hier sei ein leichtes Werk, ein billiger Erfolg, eine schöne Reklame und vor allem: ein Schleier, den sie über ihr törichtes Verhalten im Kriege werfen könnten. Dann kam das Unvermeidliche: die Unerträglichkeit der einzelnen, die eine Idee nur so lange lieben, als sie ihnen zum Argument ihrer eigenen Existenz dient, kam die Trägheit der Gesinnung, die nicht atmen kann ohne Antwort, ohne Erfolg. Es wäre töricht, es zu leugnen: wir, die wir von je und die wir von heute noch die Einheit Europas, die Verbrüderung der Völker wollten, sind weniger als vor einem Jahre. Denn die Welt ist müde. Der einzelne ist müde, er will nicht in die Ideale, die Wirklichkeiten erst für eine nächste Generation sind, er will Ruhe, er will sein eigenes Werk, sein eigenes Leben. Wir leben in einer ermatteten Generation, die fühlt, daß sie an Phantome der Zukunft schon zuviel in den fünf Kriegsjahren vergeudet hat und die jetzt sich selbst empfinden will. Verhöhnen wir sie darum nicht: in jedem von uns selbst sind solche Stunden des Ekels und der Müdigkeit nicht selten, und wir bedürfen unserer ganzen Kraft, um die Enttäuschungen nicht Macht gewinnen zu lassen über unsere Seele.

Nie war aber — dies müssen wir nun fühlen! — unsere Bemühung darum notwendiger als jetzt, wo sie fast aussichtslos geworden ist. Wir sind weniger, darum müssen wir leidenschaftlicher, müssen wir stärker sein. Vielleicht ist es gut, daß unsere Pläne einer Zusammenkunft, einer Parade, nicht zu früh sich erfüllten: zu viele Arrivisten, zu viele Spaziergänger auf allen Straßen der Oeffentlichkeit hätten sich zugedrängt. Wenige, wie wir jetzt sind, kennen wir einer den andern, wissen wir um unsern Willen und Wert. Wir brauchen nicht eine trügerische Fülle von Menschen vor unsere Idee hinzustellen — eine Idee lebt, wenn sie von hundert Millionen auch nur ein Dutzend Menschen, ja wenn sie nur ein einziger Mensch mit seinem ganzen Wesen darstellt. Sprechen wir darum klar vor der Welt: wir sind wenige geblieben, wie wir immer wenige waren. Wir haben keine Mittel, unsere Idee andern zu verbreiten als durch Werk und Wesen, wir sind arm, wir sind zerstreut, wir sind ohne jede Macht in dem politischen Europa von heute. Wir können keine Torheit verhindern, wir können keine wirklichen Taten tun — wir können nur die Idee lebendig erhalten, den Keim aller wahren Taten, die wahrste Wirklichkeit der Welt.

Dies scheint mir notwendig zu sagen am Ende des ersten Jahres der „Clarté": daß wir wenige sind und wenig erreichten, aber daß die Zahl nicht entscheidet, sondern die Kraft, die eine Idee bewegt. Je weniger wir sind, um so mehr müssen wir uns, einer den andern, bestärken, und in diesem Sinne grüße ich Sie heute, Henri Barbusse!

LUDWIG QUESSEL

DIE KRISE IN DER DEUTSCHEN FINANZ- UND AUSSENPOLITIK

Ich veröffentliche diese Betrachtungen, weil sie die Gedankengänge der Kontinentalpolitiker in Klarheit darstellen. Das „Tage-Buch" ist hier nur Tribüne.

Wer die Etatsdebatten des Reichstages kritisch verfolgt hat, wird den Eindruck gewonnen haben, daß, obwohl frühere Reichskanzler und Minister in ihr das Wort führten, die großen sachlichen Gesichtspunkte in den trüben Fluten des parteipolitischen Kampfes untergingen. Dieses Bild ist um so weniger erfreulich, als der Etat von 1920, der die Grundlage der Debatten bildete, auch dem optimistischsten Beurteiler zeigte, daß die Finanzen des Reichs vor einer Katastrophe stehen. Die Katastrophe unserer Reichsfinanzen stellt aber gleichzeitig eine Katastrophe unserer auswärtigen Politik dar. Auch wer allen Deklamationen über die Härte des Versailler Friedensdokuments und seiner Nebenverträge durchaus abgeneigt ist, wird nach Prüfung der Lasten, die uns von den Siegerstaaten auferlegt sind, zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Versailler Friedensbedingungen von uns nicht erfüllt werden können. Das zeigt uns zahlenmäßig der Haushalt für die Ausführung des Friedensvertrages, dessen Positionen wie folgt aussehen:

Ausgaben zur Ausführung des Versailler Vertrages und seiner Vor- und Nebenverträge im Jahre 1920.

1. Ausgabe zur Ausführung des Friedensvertrages und seiner Vorverträge:
   a) Naturale Lieferungen wie Kohle, Farben, Ammoniak, Schiffe, Maschinen usw.;
   b) Unbrauchbarmachung von Kriegsgerät und Vernichtung der zur Herstellung von Kriegsgerät bestimmten Maschinen;
   c) Zahlungen des Reichs an Preußen für Lieferung von Saarkohlen und Eisenbahnmaterial auf Grund des Waffenstillstandsvertrages;
   d) Zahlungen für Liquidationen im Ausland;
   e) Kosten des Wiedergutmachungsausschusses, der Ententekommissionen, Grenzregulierungskosten, in Elsaß-Lothringen verdiente Pensionen . . . . . 25 000,0 Mill. M.

2.	Unterhaltungskosten des anglo-französischen Besatzungsheeres	15 000,0 Mill. M.
3.	Unterhaltungskosten des Hohen Ausschusses der Siegerstaaten	20,0 „ „
4.	Ueberteuerungszuschüsse für an die Siegerstaaten zu liefernde Schiffe	40,0 „ „
5.	Aufwendungen für Minenräumungsarbeiten und Abgabe der Luftschiffe	241,3 „ „
6.	Aufwendungen für die Entwaffnung der deutschen Bevölkerung	200,0 „ „
7.	Aufwendungen für Vertriebene und Rückwanderer aus den verlorenen Gebieten . .	178,8 „ „
8.	Entschädigungen für Kolonialdeutsche . .	255,0 „ „
	zusammen	41 440,3 Mill. M.

Die 41 Milliarden, die der Reichstag zur Ausführung des Friedensvertrages bewilligen soll, hat der Finanzminister in den außerordentlichen Etat eingestellt, nicht weil sie dorthin gehören, sondern weil für sie keine Deckung vorhanden ist. Im ganzen betragen die im außerordentlichen Etat eingestellten Ausgaben 52,5 Milliarden Mark. 50 Milliarden sollen davon durch Anleihe aufgebracht werden. Weil niemand dem Reich freiwillig etwas borgt, hätte die im Etat angekündigte Anleihe aber nur die von der Reichsbank geforderte Zwangsanleihe sein können, über die im Börsenteil unserer großen Zeitungen schon viel für und wider geschrieben worden ist. Von dieser radikalen Maßnahme hat aber das Reichskabinett in letzter Stunde wieder Abstand genommen. Eine Denkschrift des Finanzministers vom 13. November kündigte dem Reichstag an, daß an die Stelle der im Etat zur Erfüllung unserer außenpolitischen Verpflichtungen vorgesehenen Zwangsanleihe eine „beschleunigte Erhebung des Reichsnotopfers und der Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs“ eintreten soll. Daß diese Maßregel aber bestenfalls ¼ der für dieses Jahr zur Ausführung des Friedensvertrages benötigten Summe ergeben kann, ist für jeden Finanzkundigen klar. In der Hauptsache werden wir also auch in diesem Jahre unsere außerpolitischen Verpflichtungen nur mit Hilfe der Notenpresse erfüllen können. Wer sich nun auf den verschlungenen Pfaden des Valutaproblems einigermaßen zurechtfindet, der weiß, daß die Ausführung des Friedensvertrages mittels der Notenpresse am letzten Ende gar nichts anderes bedeutet als eine Reduzierung des realen Einkommens der großen Klasse der Lohn- und Gehaltsempfänger sowie eine ruckweise reale Expropriation der Rentnerschichten.

Sieht man sich die Ausgaben zur Erfüllung unserer außenpolitischen Verpflichtungen näher an, so wird man diejenigen, die im nächsten Jahrzehnt immer wiederkehren werden, von denen vorübergehender Art unterscheiden müssen. Nun bleibt aber zu beachten, daß diejenigen Positionen des diesjährigen Haushalts für die Ausführung des Friedensvertrages, die vorübergehender Natur sind, nur verhältnismäßig geringere Summen erfordern. Eine Verminderung der Ausgaben ist also nicht zu erwarten. Eher das Gegenteil. Denn die Ausgaben zur Ausführung des Friedensvertrages sind von 17 Milliarden im Jahre 1919 auf 41 Milliarden im Jahre 1920 gestiegen. Ebensowenig besteht aber auch eine Hoffnung, die Ausgaben zur Ausführung des Friedensvertrages jemals durch Steuern decken zu können. Es ist allerdings wahr, daß Dr. Wirth im diesjährigen Etat 42 Milliarden Einnahmen aufmarschieren läßt. Allein, Dr. Wirth hat in der Sitzung des Reichskabinetts vom 23. September selbst erklärt, daß seine Einnahmeschätzungen „nur auf dem Papier stehen". Hervorragende Finanzsachverständige sind der Meinung, daß auch der ordentliche Etat einen Fehlbetrag von 10 Milliarden ergeben wird. Sollte sich diese Annahme bestätigen, so ergäbe sich folgendes Bild:

Fehlbeträge 1920:

1.	Ordentlicher Etat	10 Mill. M.
2.	Außerordentlicher Etat	50 „ „
3.	Etat der Verkehrsbetriebe	18 „ „
	zusammen	78 Mill. M.

Die phantastische Höhe der Fehlbeträge zeigt uns, daß wir den Friedensvertrag nur durch Zwangsanleihen ausführen könnten. Eine jährliche Wiederholung von Zwangsanleihen im Betrage von 41 Milliarden Mark läuft aber auf eine radikale Expropriation der deutschen Bourgeoisie und des deutschen Mittelstandes hinaus, die wohl die Siegerstaaten selbst, wenn sie nach der üblichen imperialistischen Methode Deutschland unter Finanzkontrolle stellen würden, ausführen könnten, wozu aber jede deutsche Regierung zu schwach wäre. Die deutschen Vertreter werden also in Brüssel und Genf den Siegerstaaten erklären müssen, daß Deutschland in Zukunft nur einen Bruchteil dessen leisten kann, was es im Jahre 1920 geleistet hat.

Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß Frankreich sich mit einer solchen Erklärung zufrieden geben wird. Wer den „Temps" liest, der weiß, daß das Organ des Quai d'Orsay, das hervorragende Finanzsachverständige in seinem Redaktionsstab hat, ständig be-

strebt ist, die deutsche Republik als sehr zahlungsfähig hinzustellen. Die Herren im Quai d'Orsay sind zu klug, um an das zu glauben, was sie schreiben lassen. Sie wissen, daß das republikanische Deutschland im Verhältnis zu dem, was es leisten soll, in jeder Beziehung zahlungsunfähig ist. Sie rechnen auch bestimmt mit der Erklärung der deutschen Zahlungsunfähigkeit und haben ihre Maßregeln hierfür schon getroffen.

Wer sich klar über die Zukunft Deutschlands werden will, wird von der Tatsache ausgehen müssen, daß England in den Friedensverträgen mit Deutschland und den österreich-ungarischen Nachfolgestaaten seine bisherige europäische Kontinentalpolitik der balance of power aufgegeben hat. Mit Recht hebt J. J. Ruedorffer, der früher als „rechte Hand Bethmann-Hollwegs" und jetzt als außenpolitischer Berater des Reichspräsidenten Ebert keine unerhebliche Rolle in der deutschen Außenpolitik spielt, in seiner neuesten Schrift („Die drei Krisen") die Tatsache hervor, daß die Friedensverträge mit den besiegten Völkern eine „von England geduldete französische Vorherrschaft über Europa" begründen. Bei richtiger Einschätzung der britischen Außenpolitiker, zu denen — nebenbei bemerkt — der in Deutschland maßlos überschätzte J. M. Keynes ganz gewiß nicht gehört, die es immer verstanden haben, „in Kontinenten zu denken", wird man sich nicht dem Wahn hingeben dürfen, daß London nicht wußte, was es tat, als es den Friedensverträgen von Versailles, St. Germain, Trianon und Sèvres seine Zustimmung gab. Als Gegenleistung für die in praxi zugestandene Hegemonie wird London sich in einem Geheimvertrag sicher den französischen Verzicht auf jede für England bedrohliche Flotten- und U-Boot-Rüstung gesichert haben. Man erinnere sich daran, daß die Basis der Entente cordiale auch ein geheimes französisch-englisches Flottenabkommen war. Soviel hat der Verlauf des U-Boot-Krieges jedenfalls mit Sicherheit ergeben, daß für England angesichts der günstigen Küstenlage Frankreichs der französische Verzicht auf eine große U-Boot-Rüstung einfach eine Lebensfrage ist. Andererseits hat die militärische Technik des Weltkrieges London davon überzeugt, daß seine alte Europa-Politik nicht mehr wie früher mit kleinen Söldnerheeren durchzuführen ist. Es war daher Englands Wille, an die Stelle der balance of power die Politik der französischen Hegemonie über Europa zu setzen. Natürlich wird man in London immer bestrebt sein, die französische Hegemonie so zu gestalten, daß Frankreich alle Hände voll in Europa zu tun hat und England in Afrika und Asien nicht unbequem werden kann. Wer an dieser Aenderung der englischen Europa-Politik zweifelt, der

zeige die europäische Kontinentalmacht, die das Gegengewicht zu dem machtvollen französischen Militarismus bilden könnte. Eine solche Macht ist nicht mehr vorhanden. Daß England Deutschland dauernd wehrlos halten will, haben die zornigen Reden Lloyd Georges bei der Entwaffnungsfrage in Spa gezeigt. England will keine balance of power, es will die französische Hegemonie auf dem Kontinent. Warschau, Prag, Belgrad und Bukarest erkennen die französische Hegemonie als Grundlage ihrer staatlichen Sicherheit an. Rom und Athen stehen ihr nicht feindlich gegenüber. Der Weg Deutschlands nach Warschau, Prag, Belgrad, Bukarest und selbst nach Athen und Rom führt heute nicht über London, sondern über Paris.

Jede Seite der Deutschland und seinen Verbündeten diktierten Friedensverträge verkündet, daß England, nachdem es seine großen imperialistischen Ziele, das Weltreich vom Kap bis Kairo und von Kairo bis Kalkutta, erreicht hat, müde der balance of power, müde des aktiven Eingreifens in europäische Wirren geworden ist. Die beschränkte Hegemonie, die ein Volk von 40 Millionen über Europa ausüben kann, empfindet man in London als keine Gefahr. Man weiß dort natürlich auch, daß Deutschland in Brüssel und Genf seine Zahlungsunfähigkeit wird erklären müssen und Frankreich sich dann schadlos halten wird. Auch über den Charakter der französischen Schadloshaltung ist man sich in London nicht im Unklaren. Man täuscht sich dort nicht darüber, was die Bestellung der französischen Gesandtschaft in München, das Anschlußverbot für Oesterreich, die Unterstützung der Sonderbündelei im Rheinland zu bedeuten hat. Wenn Frankreich kraft seiner von England errichteten Hegemonie das Deutsche Reich auflöst, Süddeutschland mit Bayern verbindet, Baden, Württemberg, Hessen und das preußische Rheinland zu einem neuen Rheinbund vereinigt, so stürzt darüber das britische Weltreich noch lange nicht ein. Im Gegenteil — die englische Nationalökonomie lehrt mit Recht, daß die moderne Industrie ein großes nationales Absatzgebiet braucht, um erfolgreich auf dem Weltmarkt konkurrieren zu können. Wenn Frankreich Deutschland zerlegt, wird die deutsche Konkurrenz für England reduziert. Im übrigen weiß man in London, welche Kinder die Deutschen in der auswärtigen Politik sind und wie leicht es sein wird, den Rheinbund für Frankreich zu einem Irland zu machen. In London steht man daher den französischen Plänen mit Gelassenheit gegenüber, weil man wünscht, Frankreich auf Kosten Deutschlands im nächsten Jahrzehnt in Europa zu beschäftigen und festzuhalten.

Mir scheint nun, daß Deutschland dem traurigen Schicksal, zu dem die Katastrophe seiner Finanzen und die damit verbundene Katastrophe seiner auswärtigen Politik führen muß, noch entgehen

könnte, wenn es sich offen, klar, entschieden einem von Frankreich geführten Kontinentaleuropa als dienendes Glied einfügen könnte. Das setzt ein Schutzbündnis Deutschlands mit Frankreich voraus, wie es nach dem Krieg von 1866 das besiegte Bayern mit Preußen unter Anerkennung der preußischen Hegemonie abschließen mußte. Da Prag, Belgrad, Warschau, Bukarest, Athen und Rom Frankreichs Hegemonie teils willig anerkennen, teils nicht widerstreben, könnte damit ein europäischer Staatenbund auf Grund völkerrechtlicher Verträge entstehen, wie ihn bis 1860 der Deutsche Bund unter österreichischer Hegemonie darstellte.

Ich höre schon das entrüstete Geschrei derjenigen, die das deutsche Heil von England erwarten. Als Zar Nikolaus 1916, um den Weg zum Frieden mit Deutschland zu ebnen, das Schutz- und Trutzbündnis mit Japan gegen England und Amerika abschloß, den deutschfreundlichen Stürmer zum Ministerpräsidenten berief, Sasanoff absägte und Suchomlinow in die Peter-Paul-Festung sperren ließ, da forderte ich in Uebereinstimmung mit dem Freundeskreis der „Sozialistischen Monatshefte" eine schnelle Verständigung mit dem Zarenreich unter Preisgabe der Randstaatenpläne und aller militärischen Aspirationen im nahen Orient. Damals wurden wir von der englisch orientierten Publizistik als „naive Schwärmerseelen" verspottet und als halbe Landesverräter verschrien. Wie 1916 handelt es sich auch jetzt wieder um das Schicksal Deutschlands. Einem Deutschland, das Frankreichs Hegemonie anerkennt, und welches alle Garantien dafür gibt, daß es in Zukunft nur noch den Ehrgeiz haben wird, unter französischer Führung für den Frieden und den Wohlstand des Kontinents zu wirken, kann Frankreich leichten Herzens jene 20 Milliarden Ausgaben für die Besetzung des Rheinlandes erlassen, die Deutschland schwer niederdrücken, ohne Frankreich reicher zu machen. Wenn Deutschland die Hegemonie Frankreichs, die ihm England in allen Friedensverträgen zugestanden hat, nicht anerkennt und sich als dienendes Glied einem von Frankreich geführten Kontinentaleuropa nicht einfügen will, wird es, da unfähig zur Erfüllung des Friedensvertrages, der Aufteilung nicht entgehen, die Paris gegenüber einem seine Hegemonie verneinenden Deutschland erstrebt und mit der London sich leicht genug abfinden wird.

Es ist keine verachtetere Nation denn die Teutschen; Italiener heißen uns Bestien, Frankreich und Engelland spotten unser, und alle anderen Länder. Wer weiß, was Gott will und wird aus den Teutschen machen? Wiewohl wir eine gute Staupe vor Gott wohl verdienet haben.

Luther.

KAISER KARLS IDEEN

Vor ein paar Tagen hat Kaiser Karl durch seine Wiener Geschäftsführung erzählen lassen, er sei nicht beteiligt an den Aufsätzen Bainvilles in der „Revue Universelle" (siehe Heft 45 des „Tage-Buch"). Das ist die Folge der Übersetzung! Die Weisheiten, die Karl für Frankreich auspackt, sind nicht für Österreich und Deutschland bestimmt. Deshalb muß er sich selber dementieren. Ein Grund mehr, Karls „Ideen" deutschen Lesern vorzusetzen.

II. Die Zukunft Oesterreichs.

Am 11. November 1918 hatte der Kaiser ein Manifest erlassen, durch das er verkündete, daß er sich von der Führung der Regierungsgeschäfte in Oesterreich zurückzöge. Die Gegner der Monarchie wollen in diesem Schriftstück eine Abdankungsurkunde erblicken. Eine solche Auslegung ist nicht richtig. Das Manifest kam unter dem Druck der Demagogen zustande, die das Land mit einer blutigen Revolution bedrohten. Der feierliche Protest, den der Kaiser, sobald er in der Schweiz angekommen war, am 24. März 1919 gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung erließ, die seine kaiserlichen Rechte verletzten, der Protest, den der Kaiser zur Kenntnis des Heiligen Stuhls und des Königs von Spanien gebracht hat, beweist hinlänglich, daß der Kaiser niemals auf den Thron verzichtet und die Regierung, die sich in Wien etabliert hatte, niemals anerkannt hatte. Durch das Manifest vom 11. Oktober 1918 hatte der Kaiser nur erklärt, die Entscheidung des österreichischen Volkes in der Frage der Verfassung Oesterreichs anerkennen zu wollen. Als solche Entscheidungen können die Proklamationen vom 12. November 1918 und vom 16. Februar 1919, die Oesterreich zur Republik erklärten, nicht betrachtet werden. Die Proklamation vom 12. November 1918 erließen die Abgeordneten des alten österreichischen Parlaments, das 1911 gewählt war; für die Proklamation vom 16. Februar 1919 waren die Mitglieder der sogenannten konstituierenden Nationalversammlung verantwortlich, deren Wahl unter dem Terror einer Schutzgarde der Sozialisten, der sogenannten Volkswehr, erfolgt war, einer undisziplinierten Bande von Nichtstuern und Uebeltätern, die von Soldatenräten abhing und ihren Offizieren nicht gehorchte. Außerdem konnten diejenigen Oesterreicher, die die deutschen Teile von Tirol, von Böhmen und die anderen Gebiete bewohnen, die die Wiener Regierung als Teile Oesterreichs in Anspruch nahm, an den Wahlen nicht teilnehmen, während die Fremden, d. h. die Reichsdeutschen, die in Oesterreich wohnten, zu den Wahlen zugelassen waren. Die konstituierende Nationalversammlung kann nicht als Repräsentant des österreichischen Volkswillens betrachtet werden. Außerdem weiß man heute, warum die Sozialisten es mit der Einberufung der

sogenannten Nationalversammlung so eilig hatten. Sie wollten in der Zeit zwischen der Proklamation zur Republik und den Wahlen die durch die Niederlage fassungslosen Wähler daran hindern, sich darüber klar zu werden, daß die Sozialisten ihre Versprechungen nicht halten konnten und wollten. Je kürzer die Frist war, desto leichter war ihre Aufgabe.

Oesterreich hatte viel unter dem Kriege gelitten, unter der Revolution und seinen Folgen mußte es noch mehr leiden. Die Illusion, einer republikanischen Regierung könne es gelingen, der Not ein Ende zu machen, eine Illusion, die auch unter den Bürgern verbreitet war und sie dazu veranlaßte, für die Sozialisten zu stimmen, mußte früher oder später an der traurigen Wirklichkeit scheitern. Heute steckt Oesterreich tief im Elend. Es fehlt an allem. Die Preise haben eine unerhörte Höhe erreicht; man muß sehr reich sein, um einigermaßen leben zu können. Die unteren Klassen helfen sich durch die übermäßig gestiegenen Löhne, die die Regierung die Arbeiter verdienen läßt, und durch die das Budget sehr belastenden Unterstützungen, die die Regierung den Arbeitslosen bewilligt. Aber die Bourgeoisie, die großen Massen des Mittelstandes, die Geistlichen, die Offiziere, die Angestellten, die auf ihr Gehalt angewiesen sind, dessen Erhöhung mit der Preissteigerung nicht Schritt halten kann, sind tatsächlich vom Hungertod bedroht. Ein Beispiel: Der General Nowak, ein tapferer Offizier des alten Heeres, ist gezwungen, sich in einer Volksküche zu ernähren, wo man ihm täglich einen Teller Suppe und drei Löffel voll Bohnen vorsetzt. Er hat kein Geld, um eine Kerze für seine Schlafstube zu kaufen; außerdem hat er kein Brennholz, so daß er den ganzen Winter hindurch ohne Heizung ist. Eine andere Tatsache: Die meisten Geistlichen in Oesterreich tragen heute blaue oder braune, geflickte und gewendete Zivilkleider, da sie sich kein schwarzes Tuch für ihre Soutanen verschaffen können.

Diese Sachlage erklärt die Unzufriedenheit, die sich heute in allen Klassen des österreichischen Volkes äußert. Man tadelt die Regierung, man verflucht den Führer der allmächtigen sozialistischen Partei, aber durch den Kampf ums tägliche Brot ist man zu sehr geschwächt, um sich von einer Clique zu befreien, durch deren Fehler die Situation sich nur verschlimmern kann und von Tag zu Tag verzweifelter wird.

Obwohl drei Parteien, die Sozialisten, die Christlich-Sozialen und die Deutsch-Bürgerlichen, in der Nationalversammlung vertreten sind und obwohl die Regierung sich aus Christlich-Sozialen und Sozialisten zusammensetzt, wird die tatsächliche Gewalt nur durch die Sozialisten ausgeübt. Sie stützen sich auf die berüchtigten Arbeiter- und Soldatenräte, die nach russischem Vorbild geschaffen sind und die mäch-

tiger sind als die Regierung selbst. Dank diesem Einfluß können sie den Pöbel mobil machen und die Abstimmung über ein Gesetz, das ihnen mißfällt, verhindern, und sie arbeiten mit dieser Drohung oft erfolgreich gegen die Christlich-Sozialen. An Stelle des alten Heeres ist die Volkswehr getreten, eine Schutztruppe der sozialistischen Partei, die ihr eine beträchtliche Stütze gewährt, da sie mit Ausnahme der Wiener Polizei die einzige bewaffnete Truppe ist. Die Polizei ist den alten Traditionen treu geblieben, und an ihrer Spitze steht heute noch ihr alter Chef Schober. Aber da sie viel weniger zahlreich ist als die gut ausgerüstete und mit Kanonen und Maschinengewehren versehene Volkswehr, würde sie zweifellos den Kürzeren ziehen, wenn sie mit ihr aneinander geriete.

Bei der Volkswehr gibt es viele Offiziere des alten Oesterreich. Ihr trauriges Los hat sie gezwungen, wenn sie nicht vor Hunger sterben oder Schieber werden wollten, zwischen der Volkswehr und der großdeutschen Bewegung (La propagande pangermaniste) zu wählen. Viele Offiziere, z. B. der General Kraus, haben sich der letzteren angeschlossen, weil sie hoffen, ein großes Deutschland würde eines Tages über ein zahlreiches Heer verfügen, wo sie eine Zuflucht finden könnten. Dieser Offiziere bedient man sich in Berlin zur Propagierung der Anschlußbewegung (la propagande pangermaniste) in Oesterreich. Der „Schutzbund" gebraucht diese Offiziere als Agenten in Wien, in den Provinzstädten und auf dem Lande, wo sie ihm große Dienste leisten. Beim „Alpenland", einer für den Anschluß eintretenden Zeitschrift in Innsbruck, die von Reichsdeutschen mit reichsdeutschem Kapital gegründet ist, gibt es in der Redaktion viele österreichische Offiziere. Die Bürger, gemeint sind immer die deutschen Bürger (Großdeutsche), fordern die Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland aus denselben Gründen wie die Offiziere. Auch sie warten auf das Wiedererstehen eines großen militaristischen und konservativen, von den Hohenzollern regierten Deutschland. Andere Motive führen die Sozialisten zur Anschlußbewegung (sur la voie du pangermanisme). Dank der Vereinigung mit den reichsdeutschen Kameraden erhoffen sie den Triumph ihrer revolutionären, um nicht zu sagen bolschewistischen Ideen. Denn man darf nicht vergessen, daß die österreichischen Sozialisten, wenigstens der von Adler und Bauer geführte linke Flügel, sich mehr den unabhängigen Sozialisten als den Mehrheitssozialisten Deutschlands nähert. Ihre Bestrebungen werden nur durch die der Kommunisten überholt, die sich in eine gemäßigte und eine radikale Gruppe teilen.

Die Christlich-Sozialen, zweifellos die besten Elemente Oesterreichs, meist Monarchisten und Legitimisten, sind keine Anhänger der Vereinigung mit Deutschland. Aber da sie gleichzeitig die Inter-

essen der Produktion und die Konsumenteninteressen vertreten und von beiden abhängen, kein ausgearbeitetes Programm und keinen energischen Führer haben, fehlt es der Partei an Einheitlichkeit, so daß sich selbst in ihr Stimmen zugunsten der Vereinigung mit Deutschland erhoben. Der Grund hierfür ist die Enttäuschung der Christlich-Sozialen über das Scheitern der Donau-Konföderation. Das allein machte einige von ihnen zu Freunden des Anschlusses, obwohl sie wahre österreichische Patrioten sind.

Die Uneinigkeit in der christlich-sozialen Partei erklärt bis zu gewissem Grade die Feindschaft des Landes gegen Wien und die Sympathien der Provinz für die Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland. In der Provinz gibt es ebenso wie in Wien fanatische Hypernationale, aber der wesentliche Grund des Erfolges der Anschlußbewegung außerhalb ist der Haß der konservativen Bauern gegen die sozialistische Regierung. Da die Bauern eine proletarische Diktatur befürchten, wünschen sie faute de mieux die Vereinigung mit Deutschland, da sie dann von dieser Gefahr weniger bedroht zu sein glauben. Der größte Widerstand gegen den Anschluß findet sich in den Kreisen des Handels und der Industrie, wo man die verhängnisvollen Folgen nicht verkennt, die die Vereinigung mit Deutschland für das Land im allgemeinen und für die Stadt Wien im besondern hätte. Dank seiner geographischen Lage an der Donau und im Mittelpunkt der alten Monarchie war Wien eine der bedeutendsten Handelszentren geworden. Nur eine Konföderation der Staaten, die auf dem Boden des ehemaligen Habsburger Reiches entstanden sind, könnte Wien seine ehemalige Bedeutung zurückgeben. Wenn aber Oesterreich mit Deutschland vereinigt ist, könnte Wien kein Zentrum sein; dann läge es an der Peripherie des Reiches. Wien würde eine Provinzstadt ohne Bedeutung für den Handel werden. Für die Industrie würde die Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland den Ruin bedeuten, denn nach Fortfall der Zollschranken könnte sie der deutschen Konkurrenz keinen Widerstand leisten.

CARL OTTO GRAETZ

ALLTÄGLICHER ROMAN

Er liebte sie — aber sie hatte einen gesucht, der sie kitzelte.

*

Er liebte sie so sehr, daß er ihr nicht schmeichelte — da naschte sie die Kognakbonbons des Nächstbesten.

*

Er ließ sie erkennen, daß sie sein Schicksal war — da bekam sie solche Angst vor etwaiger Verantwortung, daß sie spornstreichs davonlief.

Er witterte und wußte ihren Verrat, noch ehe er ganz vollzogen war. Da fühlte sie sich mißachtet und zum Verrat berechtigt.

✶

Er liebte sie und wollte diese Liebe in einem Kind verewigt. Da bekam sie zu alledem noch Angst, mit ihm zu schlafen.

✶

Wie dumm man ist: Drei triviale Vorgänger gestattet man einer Frau — einen vulgären Nachfolger nicht!

✶

Als er seinen Nachfolger sah, da begann er sich selbst höhnisch-kritisch anzusehen.

✶

Nachdem sie ihn verraten hatte, reichte sie ihm mit bittendem Gesicht die Hand: „Nun wollen wir gute Kameraden sein!"

✶

Als er 17 Jahre alt war, pflegte ihn seine erste Liebe zuweilen liebkosend am Ohrläppchen zu fassen. Er wurde mit 50 Jahren noch irritiert, wenn ihn eine andere scherzend am Ohrläppchen anzufassen wagte. Aber sie blieb der neckischen Gewohnheit treu: Jeder der 32 „entscheidenden Männer" wurde im richtigen Augenblick am rosigen, am haarigen, am hängenden, am verkümmerten Ohrläppchen neckisch-liebkosend gezupft.

✶

Das schwerste an einem Mißerfolg ist nicht das Bewußtsein der persönlichen Niederlage — ein Blick auf die Sieger, die unsichtbar-sichtbar mit den Skalpen von drei Dutzend Jungfernhäuten behängt sind, gibt einem gleich wieder das Gleichgewicht — das bitterste ist das allgemeine Wissen von der Ohnmacht aller Liebe. Der ungenierte Schieber, der geschickte Käufer, der wortgeübte Techniker, der zynische Routinier, vor allem: der sentimentale Imitator der Leidenschaft ist siegreicher als die Leidenschaft selbst. Die Frauen haben das Qualitätsgefühl für Menschen und Leidenschaften verloren. So bleibt am Schluß eine schale Erkenntnis im Munde: Der Pofel siegt.

✶

Das menschlichste Wort, das je ein Betrogener gesprochen, sagt in der Anekdote der Bauer, der gerade hinzu kam, als der Russe sein Weib aufs Pferd hob und mit ihr davonritt; er sieht den Entschwindenden nach und murmelt: „Armer Tartar". Es dämmert in jedem Betrogenen und Befreiten einmal das ahnende Gefühl für alles Bittere auf, das der neue Besitzer eben auf sich zu nehmen so töricht-entschlossen war. Da entsinkt die Rache dem Erkennenden, ein schadenfrohes Mitleid stimmt den Betrogenen fast fidel . . .

BERLINER ERLEBNISSE

I.

Das Berlin, nach dem ich kam, war das Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes. Sechs Jahre waren vergangen, seitdem das Reich gegründet und die Stadt zur Hauptstadt Deutschlands vorgerückt war. Ein ungeheures Aufblühen war die Folge gewesen; ein starker Unternehmungsgeist war geweckt und unter dem Antrieb zu rascher Bereicherung, welcher sich eine Zeitlang vieler Seelen bemächtigt hatte, in gesunden oder auch schwächlichen Aeußerungen zu Tage getreten. Mich persönlich jedoch, der ich bloß einen Ausschnitt der Verhältnisse überblickte, berührte nicht die Ungesundheit der Zeit, nicht der Schwindel, der bei der Gründung von Aktiengesellschaften und dergleichen mehr sein Wesen trieb, sondern nur der allgemeine Aufschwung, der Windhauch aus großen Verhältnissen, die im Wachsen waren.

Aus einem geschwächten Lande, in welchem die Niederlage nach einem Kriege, dessen wahre Ursachen man zu vertuschen oder hinwegzulügen suchte, die herrschenden Klassen demoralisiert hatte — eine Niederlage, die erst langsam verwunden werden mußte — war ich in ein Land versetzt, dem eine unerhörte Reihenfolge von Siegen Selbstvertrauen geschenkt, und in eine Stadt, deren Anziehungskraft eine neue Zentralstellung vielfach erhöht hatte.

Der alte Kaiser, welcher nach der 48er Revolution in Berlin so verhaßt gewesen, besaß nun die allgemeine Zuneigung, ja sogar Liebe. Man anerkannte seine tiefe Ehrlichkeit, sein Pflichtgefühl, seine Abgehärtetheit und persönliche Tapferkeit, wie sie sich an dem Tage der Schlacht bei Königgrätz geäußert, wo er vom Pferde gestiegen war und, mitten auf einem Wege stehend, fliehende Truppen zum Stehen gebracht hatte. Ein pessimistischer Philosoph, der einmal drei Wochen in dem Zelt des Kaisers verbracht hatte, äußerte mir gegenüber, er halte ihn für einen „idealen Charakter". Daß des Kaisers Intelligenz nicht auf der Höhe seines Charakters stand, war bekannt; selbst Bismarck ermangelte nicht, sich in Gesprächen darüber zu beklagen. Der Kaiser wußte auch ganz gut, wie Bismarck über ihn sprach. Aber er besaß soviel von einem wahren Regenten, daß er den politischen Wert seines Kanzlers vollauf erkannte; so stark man auch bestrebt war, ihn gegen Bismarck zu beeinflussen, so ließ er ihn nie fallen und zeigte sich niemals willfährig, ihm den halb zum Schein, halb im Zorn oft geforderten Abschied zu geben.

Die Kaiserin war nicht beliebt. Man wußte von ihr, daß sie Bismarcks Gegnerin war, sich von seiner Persönlichkeit abgestoßen fühlte und den Kampf, den er gegen die katholische Kirche führte, mißbilligte. Als junge Prinzessin von Weimar war sie Goethes

Schülerin gewesen und hatte frühzeitig einen Weltbürgergeist in sich gesogen, der in dem damaligen Deutschland in üblem Ansehen stand. Nahezu herausfordernd war ihre Vorliebe für die französische Sprache. Sie hatte beständig einen französischen Vorleser, in der Zeit, da ich mich in Berlin aufhielt, Jules Laforgue, den vornehmen jungen Dichter, der nach seinem Tode vergöttert wurde, ungefähr wie Obstfelder in Norwegen.

Bismarck stand damals trotz seines Urlaubs auf dem Höhepunkt der Macht, war eben im Begriff, um mit den Konservativen zu regieren, sich von den Nationalliberalen loszusagen und seine Freihandelspolitik zuungunsten des Wehrzolls aufzugeben. Er verstand es von Grund auf, die Minister, welcher sich zu entledigen die Rücksicht auf den Kaiser ihm erschwerte, mit falscher Freundlichkeit in den Abgrund zu locken. Sprach er im Reichstag, so herrschte Totenstille. Er bemühte sich nicht, jene Beredsamkeit zu erlangen, die in einem fließenden Vortrag besteht; diese war ihm von der Natur versagt und er legte augenscheinlich keinen Wert auf sie. Er stand gewöhnlich anscheinend unsicher da und spielte mit einem Bleistift, suchte die Worte, tastete sich weiter; aber seine Genialität verriet sich ab und zu in einem Satz, der derart geprägt, anschaulich und von Leben gesättigt war, daß er unvergeßlich blieb. (So, als er gegen Lasker von den Stadtherren sprach, die den Landmann nicht verstehen: „Unsere Sonne bäckt sie nicht, unser Regen macht sie nicht naß".)

Jeder einigermaßen angesehene Fremde, der seine Karte im Reichskanzlerpalais abgab, erhielt eine Einladung zu einem der großen Bierabende des Fürsten; es konnte mir jedoch nicht einfallen, Bismarcks persönliche Bekanntschaft zu suchen, ebensowenig wie ich in Paris danach gestrebt hatte, die Victor Hugos zu machen. Ich sagte mir selbst, so interessant es für mich sein mochte, einen persönlichen Eindruck solch großer Männer zu empfangen, so konnte ich für sie doch nicht das entfernteste Interesse haben. — Indessen folgte ich mit größter Aufmerksamkeit Bismarcks Handlungen, Reden und politischen Plänen und gelangte hierbei allmählich dahin, mich von der Auffassung, welche die Liberalen von seiner Person hegten, stark zu entfernen, so sehr ich auch sonst mit ihnen sympathisierte.

Die Art, wie die Freisinnigen den Kampf gegen ihn führten, erschien mir so widersinnig, daß ich vier Jahre, nachdem ich mich in Deutschland angesiedelt hatte, einen Artikel „Die Gegner des Staatssozialismus" veröffentlichte, in welchem ich Bismarck trotz sehr starker Vorbehalte den Liberalen gegenüber Recht gab. Ich schrieb darin: „Es wäre starrer Doktrinarismus, wenn man in dem jetzt herrschenden ökonomisch-politischen Kampf die Regierung, bloß weil

sie sich der religiösen Reaktion zuneigt und der alten Stammes- und Standesvorurteile bedient, als unbedingt reaktionär bezeichnen und glauben wollte, die Fortschrittsmänner bedeuten in diesem Falle den Fortschritt. Im Gegenteil! Es ist hier Bismarck, der den modernen Standpunkt oder richtiger gesagt, den Umsturz, vor allem die Initiative bezeichnet, das geniale Wagestück, und es sind die Fortschrittsparteien, die den gedankenarmen und unfruchtbaren Konservatismus darstellen."

Ich brauche kaum zu sagen, welchen Aufruhr mein Artikel in dem freisinnigen Lager verursachte, in welchem ich selbst in Berlin mein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Erbitterung war nicht gering; ich wurde wieder und wieder in Bambergers Organ, „Die Tribüne", angegriffen; Mommsen schäumte; die vielen, die mir wohl wollten, ließen mich verstehen, wie unberechenbar ich mir geschadet hätte. Aber zu Ehren der guten deutschen Gesellschaft sei es gesagt, daß man mir ein halbes Jahr danach meine Nichtübereinstimmung in politischen Grundanschauungen verziehen und das Ganze vergessen hatte.

Andererseits wurde jener Artikel mit Hinweglassung des für Bismarcks Anhang wenig schmeichelhaften Anfangs und Schlußes von den Gegnern der Liberalen ins Unendliche abgedruckt und gepriesen. Bismarcks Pressebüro ließ ihn in alle In- und Auslandsblätter einrücken, die ihm zur Verfügung standen; er wurde sicherlich in mindestens einer Million Exemplaren veröffentlicht und ist von allem, was ich geschrieben habe, dasjenige, was die größte Verbreitung erfahren hat.

Ich nannte als eifrigen Gegner Bismarcks Ludwig Bamberger. Bamberger war eine tapfere, tätige Natur. Nachdem er wegen seiner Teilnahme an der revolutionären Bewegung vom Jahre 1848, 25 Jahre alt, sein Vaterland verlassen mußte, lebte er zuerst in der Schweiz, in England und den Niederlanden, hierauf in Paris, wo er 13 Jahre ein großes Bankhaus leitete. Der lange Aufenthalt in Frankreich wurde für seine Geistesentwicklung bestimmend. Er war einer der geistreichsten Männer, die man hören oder lesen konnte; es gab wenige so scharfe und so unterhaltende deutsche Schriftsteller und Redner. Auch im Gesellschaftsleben war er anziehend; sein Witz war urban, formvoll; er langweilte niemals.

Als er nach Erlassung der Amnestie im Jahre 1866 nach Deutschland zurückkehrte, wählte seine Vaterstadt Mainz ihn zuerst in das Zollparlament, dann in den deutschen Reichstag, wo er sogleich einer der Führer der nationalliberalen Partei wurde; später trat er dort aus, um sich immer weiter der Linken zuzuwenden. Er war Deutschlands eifrigster Freihandelsmann und kämpfte als solcher sein ganzes

Lebelang gegen Konservative und Sozialisten. Mit der Ausbreitung, die der Kathedersozialismus in der letzteren Zeit gewann, erwuchsen ihm immer mehr und mehr wissenschaftliche Gegner.

Die in diesen Fragen Sachkundigen mögen über den wissenschaftlichen Wert seiner Arbeiten entscheiden. Ich kann nur von seiner zweifellosen persönlichen Ueberlegenheit Zeugnis ablegen. Häßlich war er, insoweit es seiner langen mageren Gestalt und dem unregelmäßigen Gesicht mit dem rötlichen Bart an ansprechenden Linien und Verhältnissen gebrach; aber der geistvolle Ausdruck machte dies wett. Er war ein Gentleman und ein Weltmann, der stets gute Sitte und Brauch beobachtete, einsichtsvoll, ruhig, witzig, ein Menschenkenner, welcher alle trefflichen Menschen schätzte und die Erbärmlichen ohne Gemütserregung aus seinem ganzen Herzen verachtete.

Als er 1899 starb, hatte er seine besten Freunde überlebt, sowohl die, die er am meisten geliebt, wie diejenigen, die ihm sich am engsten angeschlossen hatten. Den Dichter Moritz Hartmann, seinen intimen Jugendfreund, verlor er frühzeitig. Er war, wie Bamberger selbst, damals revolutionär gewesen und wurde später ein politischer Satiriker von hohem Rang. Sehr innig war das Verhältnis Bambergers zu Friedrich Kapp, den er hoch schätzte. Als Schriftsteller vermochte er mehr von seinem eigentlichsten Wesen in seine Schriften zu übertragen, als Kapp dies imstande war. In einer Bewunderung, die sich in ihrer Wärme mit nicht weniger als einem fast täglichen Verkehr zufriedengeben konnte, hatte der vornehme Heinrich Homberger sich ihm angeschlossen. Homberger kannte das damalige Italien wie kein anderer; seine italienischen Novellen waren von einer Echtheit, die verblüffte. Er war ein kalter und mißvergnügter Beobachter des Geisteslebens, wie es sich in Deutschland entwickelte, mehr als irgendeiner auf seinem Posten gegen Vaterländerei, lehrreich im Gespräch, wenn er auch wohl gar viel auf einer Saite spielte. Zu Bamberger zog ihm dessen Formvollendung. Bamberger nahe verbunden war ferner Karl Hillebrandt, Deutschlands hervorragendster Kritiker, der während seiner Exilierung gleich Bamberger in Frankreich gelebt hatte und wie dieser Weltbürger war, überdies in vier Sprachen zu schreiben verstand. Der Mann, der täglich mit Bamberger zusammen genannt wurde, sein Freund und Parteigenosse Lasker, war ihm als Charakter ebenbürtig; als Geist aber war Bamberger Lasker überlegen, befähigt zu indirekter Mitteilung, was jener mit seiner Aristideshaltung nicht war.

Bamberger war seinen Freunden eine verläßliche Stütze, in allem und jedem eine durch und durch treue Natur. Wie groß er sah, zeigt folgender kleiner Zug: Einer seiner liebsten Freunde, der mittellos

starb, hinterließ einen Sohn, dessen Vormund Bamberger war. Der junge Mann, welcher später eine hervorragende Befähigung an den Tag legte, entwickelte sich zu einem eifrigen Sozialisten und versperrte sich hierdurch die Universitätslaufbahn in Oesterreich. Bamberger setzte ihm unaufgefordert eine hohe Jahresrente aus. Der junge Mensch bediente sich ihrer durch einige Jahre, verzichtete aber dann darauf, weil es seiner Ueberzeugung zuwiderlief, eine Unterstützung von einem Manne zu empfangen, welcher Anschauungen stetig bekämpfte, die er selbst teilte. Bei Bambergers Tode erwies es sich, daß er dem Jüngling eine bedeutende Summe vermacht hatte. Das Verhältnis macht Vormund und Mündel gleich viel Ehre.

Bambergers Stellung zu Bismarck war interessant. Mit seinem psychologischen Blick erkannte er vor seinen Gesinnungsgenossen Bismarcks Bedeutung als Staatsmann, und irritiert durch die albernen Urteile der Franzosen gab er 1868 auf Französisch sein Buch Monsieur de Bismarck heraus, ein Buch, um dessentwillen Bismarck, wie er selbst in einer seiner Reden sagte, Grund hatte, Bamberger dankbar zu sein. Es verrät einen Scharfsinn, der es ermöglicht, es noch heutigentags zu lesen.

Als Redner im Reichstage wurde Bamberger nach dem Jahre 1878 Bismarcks hartnäckiger Widersacher, in erster Linie auf dem ökonomischen Gebiete, hierauf aber auch auf dem der Kolonialpolitik, indem er sich den ersten schüchternen Versuchen der Erwerbung überseeischer Gegenden, mit welcher Bismarck die spätere Entwicklung des Deutschen Reichs über Europas Grenzen hinaus eingeleitet hat, widersetzte.

Als ich eines Tages, unter dem Einfluß eines gewissen Mißtrauens, den Nutzen parlamentarischer Tätigkeit in Zweifel ziehend, Bamberger scherzend fragte, ob er wohl jemals durch eine seiner Hunderte Reden eine Stimme bewogen zu haben meine, anders auszufallen, als sie sonst ausgefallen wäre, antwortete er nach einem augenblicklichen Bedenken: „Ich glaube, ein einziges Mal, als ich Bismarck 1880 in der Samoasache angriff. Ich wußte, wie es in Wilhelm Tell heißt: ‚durch diese hohle Gasse muß er kommen,‘ — und hatte mir ein erschöpfendes Material über die bankerotten Geschäfte auf Samoa verschafft, die durch die Uebernahme der Inseln unterstützt würden. Damals brachte ich, glaube, drei oder vier Reichstagsmänner dahin, anders zu stimmen, als sie beschlossen hatten, und damals schlug ich Bismarck."

Welche Schicksalsironie, daß dies das einzige Resultat der parlamentarischen Beredsamkeit Bambergers war, auf das er selbst mit Sicherheit hinweisen durfte!

BEKENNTNIS ZUM NATURALISMUS

Mombart: Ich weiß die Welt.
Drum sang ich stets die Welt — und sang nie Mich.
Nur wer Ich bin —: das wußt ich nie.
Oh nie — nie sang ich Mich!

Tatsächliche Antriebe der Kunst und Theorien über diese Antriebe sind zweierlei. Öfter, ja, wenn man ehrlich ist, meist dienen die Theorien, oder was sich so nennt, den Antrieben, sind spekulativer Ueberbau. Vermutlich auch das, was ich sage. In der Dichtung wird seit einer Anzahl Jahren das „Beschreiben", „Schildern" als kunstfeindlich perhorresziert. Es wird in eine Linie gestellt mit dem „Abmalen" in der Malerei. Die Ablehnung des „Beschreibens" stammt aus dem allgemeinen Gefühl, daß die Vergeistigung zurzeit der wichtigste elementarste Antrieb der Künste ist; überall wird der materielle, „realistische" Ballast über Bord geworfen; es besteht das unbändige Verlangen, lebendige Seele unmittelbar zu geben, um sich den anderen Seelen zu nähern. Ich stelle fest: der Trieb ist echt, wir sind ihm alle unterworfen oder seine Träger; seine theoretische Vertretung ist verworren; die Wirkung dieser Verworrenheit auf nicht Sattelfeste deletär. Was stellt man sich im Dichterischen unter „Beschreiben", „Schildern" vor? Homer beschreibt in der „Ilias" den Schild des Achilles, fast 130 Verse im achtzehnten Gesang. Mit größter Ausführlichkeit „beschreibt" er besonders die Bilder auf dem Schild, „beschreibt": ja, ist das „Beschreibung" (oder „Schilderung", das braucht hier nicht unterschieden zu werden)? Also etwas Verwerfliches? Aber der Schild — ist ja gar nicht vorhanden! Er ist ja ein Phantasma wie ein Göttergespräch auf den Olymp! Er ist um keinen Grad kraft seiner Herkunft dichterisch minderwertig. Daß die Beschreibung die einzelnen Daten des Schildes in Handlung aufgelöst hintereinander bringt, ändert ihren Charakter als Beschreibung nicht; solche Auflösung gehört zum Abc der epischen Technik. Der Vorwurf ruht auf der Fülle der Details, auf der Häufung der sogenannten Gegenständlichkeit. Die Zeiten haben sich geändert, seit Goethe, alternd, den Ruhm gegenständlicher Darstellung mit großem Behagen akzeptierte. Es liegt so, daß die Empirie mit dem Odium der Öde, Seellosigkeit allmählich belastet wurde; man ist in der Realistik — ach es war gar keine — gestrandet. Aber diese Details — müssen nicht seellos sein! Seit wann sind Stümper Repräsentanten von Kunstrichtungen. Man sehe sich eine Beschreibung bei Homer an und frage sich, ob nicht diese Beschreibungen aufs innigste an dem allgemeinen Gefühl, dem produktiven Kern des Epos, seiner Idee teilnehmen. So wichtig sind Beschreibungen und Schilderungen im Epos, daß, wer sie verwirft, zugleich das Todesurteil über die ganze

Gattung des Epos spricht; die Gattung kann freilich ein Dutzend ästhetischer Todesurteile ertragen und überlebt alle ihre Henker. Wir haben gelernt, viel enger und dichter die Beziehungen zwischen dem einzelnen und den Umgebungsgruppen zu sehen; zur Umgebung gehören Menschen, Landschaften, Gegenstände; ich kann und will keinen Menschen und keinen Handlungskomplex daraus isolieren; ich nuanciere, stufe sie ab, kann aber nichts daran beseitigen; Symptom, Ausdruck, Seelenträger ist mir alles, — und zu zeigen, daß die „Gegenstände", die geschilderten, beschriebenen, Seelenträger sind, darin liegt in diesem Fall das Können.

Es gibt eine fatale Zahmheit und Weichlichkeit der literarischen Durchschnittskonsumenten; sie sind feige vor den Realien, sie nennen das: Verachtung der Realien; wollen alles klein zerkaut, mit Milch gerührt; auf der lyrischen Milch sollen ein paar reale Semmelbrocken schwimmen: es besteht kein Grund, dieser Schwächlichkeit nachzugeben. Die Intensität und Tiefe des Gefühls, die Stärke des Temperaments bewährt sich in der Bewältigung der Welt. Wo diese Flamme durchschlägt, hat der Künstler gesiegt. Wir sind nie allein, wir können uns allein gar nicht darstellen, gar nicht vorstellen; es ist gar nicht denkbar und nichts als Selbsttäuschung, wenn einer glaubt ohne dieses um uns auszukommen: dann also herzhaft zugegriffen.

In dem Streit um das Gegenständliche und Abstrakte handelt es sich gar nicht um diese Begriffe, sondern darum, daß die Darstellungsmittel der älteren Künstler verbraucht gewesen sind, so abgegriffen, daß sie keine seelenprägende Kraft mehr besaßen. Uebrig blieb und sichtbar war auf diesen Bildern dann nichts als — das reale nicht bewältigte Material. Wer möchte aber vor einem Rembrandtkopf diese durchschlagende, materialverzehrende Kraft leugnen. Man kann hier von keinem empirischen Material, keinem Urbild, Modell mehr sprechen, hier ist nur Flamme und Holz. Uns liegen die starken Instinkte mehr als die zarten, die Großstadtrapidität bringt aus der Balance zwischen zart und stark, aber wie beglückend ist manche Landschaft von Thoma, — eine Landschaft; ich bekenne mich zu ihr, ohne meine größere Nähe zu einer Marcschen Tierpyramide zu verleugnen. Und schon einmal habe ich die himmlischen Flachshaufen auf einem Spinnerbilde Liebermanns gelobt: hier überall sind die alten Mittel noch unverbraucht, in Händen von ersten Könnern, und ich sehe keinen Gegenstand, sehe keinen Gegensatz zu den heutigen Absichten, ich sehe nur, daß sie es anders gemacht haben.

Um es stark, herausfordernd auszudrücken: ich bekenne mich zum Naturalismus. Ich will nicht mich, sondern die Welt er-

obern. Mich an ihr bereichern, Bresche schlagen in ihre Geheimnisse: darin unterscheide ich mich nicht vom Wissenschaftler. Ausweiten die Fühl- und Denkweise; im engsten Andrang an die Natur, an die herumliegenden und mit mir wachsenden Realitäten selber wachsen: eine andere Aufgabe weiß ich nicht. Habe ich nie gewußt. Die Kunst hat es nicht mit der Kunst, sondern der Seelen- und Lebensübermittlung zu tun; Leben und Seele, das wußten schon die ältesten Köpfe, ist aber in der Sonne wie in der Stecknadel, im Ruhenden wie Bewegten. Und reaktionär, wie ich bin, zitiere ich Goethe: Wo faß ich dich, unendliche Natur? Euch Brüste, wo? Ihr Quellen allen Lebens. —

STEFAN GROSSMANN

DER KAPITALISMUS DER TALENTE

Eine Rede an die Schauspieler.

In der vorigen Woche haben Sie, meine Herren, wieder einmal eine Beratung der organisierten Mitglieder der Bühnengenossenschaft gehabt. Es wurde einige Tage lang geredet. Auch über wichtige Dinge, z. B. über die Erhaltung der Theater in besetzten und bedrohten Gebieten. Daneben gab es auch prinzipielle Debatten. Ein junger Schauspieler mit mehr Gesinnung als Talent verlangte die Einigung aller „Arbeiter" beim Theater, worunter er, kommunistisch geschult, ebensowohl die Schauspieler wie die Kulissenschieber, die Orchestermusiker wie die Garderobenfrauen verstand. Nur die Dichter haben in diesem festen Gefüge des stramm organisierten Theaters nicht zu suchen, und das ist ganz in der Ordnung, weil sie sich ja doch weder auf einen Lohntarif, noch auf eine fixe Arbeitszeit festlegen können. Sie sind ja auch allmählich beim Theater ziemlich überflüssige, ja, belächelnswerte Nebenerscheinungen geworden . . . Ich hätte gerne bei Ihrer Tagung, meine sehr verehrten Herren Schauspieler, eine Rede gehalten. Es ist schon so lange her, daß ich ausgepfiffen wurde, und wer einmal das wahrhafte Vergnügen genossen hat, von einer großen Versammlung angeschrien und niedergebrüllt zu werden, den juckt es immer wieder, eine solche blutauffrischende Gelegenheit aufzusuchen.

Ich hätte Ihnen, meine Herren Schauspieler, gerne einen Vortrag über den neuen „Kapitalismus der Talente" gehalten. Glauben Sie nun nicht, daß ich mich über die großen Einkünfte einzelner Darsteller ausgelassen hätte. Ich bin in Kainzens fürstlichem Haus in Wien gesessen, und es hat mich erquickt, den Prinzen des Burgtheaters in weiten, vornehmen Sälen zu sehen. Wenn er in dem für

ihn gebauten Altwiener Fiaker über die Ringstraße fuhr, so hatte man das Gefühl, um dieses schlanken Adelsmenschen willen ist der Wiener Wagenbau zu seiner höchsten Vervollkommnung gekommen. Wenn ich die Duse in vulgären Hotelzimmern sah und sie die trostlose Banalität dieser Hoteleleganz mit langen, breiten Seidentüchern zu verdecken trachtete, so bedauerte man, daß die edelste Frau des europäischen Theaters auf ihren Wanderfahrten nicht immer in den würdigsten Bauten der Städte untergebracht wurde. Die Hofburg, Sanssouci, das Stockholmer Schloß, die Münchener Residenz wären dafür gerade gut genug gewesen. Noch mehr, ich halte die Staffelung der Einkommen, die der Mittelmäßigkeit das Lebensnotwendige, dem Genie das Ueberflüssige, das vielfach auch nur seine Lebensnotwendigkeit ist, gewährt, für innerlichst gerecht. (Wie herrlich wäre bei dieser Stelle meine Rede gepfiffen worden.)

Worüber ich in Ihrer stattlichen Versammlung, nachdem sie wieder einigermaßen still geworden, ein Wort hätte sprechen wollen, das hätte sich weniger auf Ziffern, als vielmehr auf die Gesinnung der Künstler gestützt. Nicht, daß die großen Talente viel Geld einheimsen, ist vom Uebel, sondern daß die meisten gar nichts anderes wollen als nur Geld scheffeln, Geld scheffeln und wieder Geld scheffeln. Ueber diese kapitalistische Verseuchung der Gemüter hätte ich ein offenes Wort sprechen wollen und eigentlich sprechen müssen, da keiner von Euch, die Ihr das Uebel viel besser und aus der Nähe kennt, das innere Bedürfnis gehabt hat, darüber ein Wort zu verlieren.

Erst ein paar Fragen: Wie viele Rollen hat der Künstler Albert Bassermann im Laufe des endenden Jahres studiert? Den Tell (bei dem er schlecht beraten war) und die vorletzte Dichtung von Hans Müller. Wie viele Rollen hat Friedrich Kayßler, gewiß einer der reinsten Künstler Deutschlands, in diesem Jahr neu gelernt? Er hat den Götz, den Paul Lange, den Lebenspilger in Strindbergs „Nach Damaskus", die er schon früher einstudiert hat, wiedergespielt. Ich erinnere mich im Augenblick an keine einzige neue Gestalt, die er im vorigen Jahre ausgearbeitet hätte. Was hat Lucie Höflich neu geschaffen? Die Griseldis und die Maria Stuart, im Sommer dann noch einen ihr nicht angemessenen amerikanischen Reißer. Eine Stimme, wie die der Claire Dux arbeitet sich allabendlich im Metropoltheater ab. Frau Massary, die vielleicht die reizendste tragisch - psychologische Schauspielerin Berlins sein könnte, lernt die e i n e Operettenpartie und hofft, damit 200 bis 250 Abende lang auszukommen. Das nenne ich bei dieser Fülle innerer Möglichkeiten bescheiden. Pallenberg wird, fürchte ich, dies Jahr von seiner kleinen

Lola nicht mehr loskommen. Fragen Sie Leopoldine Konstantin, ob sie im Jahr mehr als zwei oder drei neue Rollen lernt. Erkundigen Sie sich bei Paul Wegener, bei Emil Jannings, bei Theodor Loos, wie viel künstlerische Schöpfungen jeder von ihnen in einem Theaterjahr hervorbringt, und Sie werden entsetzt sein.

Mit diesen Methoden hört nämlich jede künstlerische Entwicklung des Schauspielers auf! Der Schauspieler findet sich überhaupt erst, wenn er sich an die Arbeit verliert. Der Schauspieler wandelt sich erst, indem er gestaltet. Der Schauspieler wächst erst, indem er sein altes Ich abstreift. Nur d e r Schauspieler, der spielt, spielt, spielt, hat eine Entwicklungslinie. Ihr aber, alle miteinander, tretet eigentlich nur mehr a. G. im Theater auf, Ihr laßt Euch gnädigst herab, im Jahr zwei, wenn's hoch geht, drei Figuren, nicht immer mit der nötigen Langsamkeit und Ruhe zu formen. Aber diese Arbeit tut Ihr — Hand aufs Herz! — ohne Enthusiasmus, ohne die schöne Trunkenheit des Schaffenden, Ihr tut sie z y n i s c h, oder, wenn Ihr schon bei den ersten Aufführungen angefeuert ward, so seid Ihr nach einigen Wochen bei den Wiederholungen nur mehr oder minder routinierte Kopisten Eurer selbst. Ihr seid, alle miteinander, vom Kapitalismus der Talente verseucht, Ihr wollt verdienen, verdienen, verdienen.

Vergleicht damit, was Rittner, Kainz, Mitterwurzer in einem Jahr freudig geschaffen haben. Vom alten Sonnenthal, der bis in sein siebzigstes Jahr jeden Tag ohne Probe betrauert hat, gar nicht zu reden. Sie standen im Repertoire, sie spielten Schiller und Ibsen, Grillparzer und Hauptmann, Sardou und Lubliner. Schlechtes und Gutes, Drolliges und Hoheitsvolles. Aber das Theater war eine Gelegenheit, dauernd die gärende Brust durch schaffende Arbeit zu erleichtern. Das ist das schlimmste an dieser kapitalistischen Verseuchung der Künstler: Das Theater ist nicht mehr das Ventil Eurer Seele. Früher lebtet Ihr, um zu spielen, jetzt spielt Ihr nicht einmal mehr, um zu leben.

Das hätte ich Euch gerne auf Eurer Tagung zugerufen. Vielleicht wäre ich nicht einmal so gründlich ausgepfiffen worden, wie ich es mir wünsche. Denn das Uebel ist vorläufig doch in erster Linie nur ein Berliner Uebel. Im Reiche draußen, so habe ich mir sagen lassen, gibt es noch Bühnen, auf denen geordnete Proben stattfinden. Im Reiche, so wird mir erzählt, gibt es noch Künstler, die wochenlang eine Rolle nach der anderen mit und in sich herumtragen. Im Reiche draußen, so wird mir versichert, gibt es noch Schauspieler, denen das Spielen eigentlichste Lebenslust ist. Zum Glück sorgen die lokkenden Filmgagen Berlins dafür, daß diese überholten Provinzidyllen nicht mehr lange währen.

Gmunden, August 1898.

Lieber Stephan!

Hier wunderbare Herbsttage (mit vergoldeten Wiesen-Nebeln würde Eugen U. sagen).*) Bin krank und in gedrückter Stimmung. Piroska war meine einzige wahre Empfindung. Als ich sie sah, liebt ich sie für Jahre. Sonst überall lächerliche alte Leichname mit viel Geld. Wie schön war es doch mit Euch beiden in Reichenhall. Ohne Komödie, jedenfalls von meiner Seite. Warum höre ich nichts von A. P.?! Wen nimmt er in die Oper mit?! Christomanos, pfui, pfui, pfui!!! Die Arbeiten der jungen F. B. unmöglich. Da kann man nicht feilen. Werde dennoch versuchen. Sie schrieb mir wunderschön. Solche Seelen muß man halten, stützen, dazu sind wir einfach verpflichtet!! Sagen Sie ihr, daß ich dringend wünsche, mit ihr in persönlichen Verkehr zu kommen.

Apropos, eine indiskrete Frage. Was geschieht mit den Honoraren für ihre beiden Sachen?! Man wird es der Rundschau nicht schenken. Ich brauche Geld. Wenn F. B. es nicht annimmt, bitte es mir zuzuwenden.

Bin sehr erfreut, daß Ihnen meine Studie gefallen hat. Hat Alfred P. geschimpft?!

Sehen Sie nie die herrliche Ilka L....?! Mein Stern ist im Erlöschen. Das macht nichts. Mit 30 Gulden monatlich mehr könnte man ihn wieder anzünden, zurechtrichten. Ich habe keinen Lebensmut mehr. Ein Mädchen sollte mir ihren Leib schenken, da würden mir himmlische Flügel wachsen aus irdischer Lieb (würde Eugen U. sagen).

Fast möchte ich schon zurück nach Wien.

Wie leben Sie?! Die Abende?!

Börse-Kombinationen mit Alfred P.?!

Wo kann ich Else K.... sehen?!

Siehe! Diese Unscheinbare gab Peter Altenberg das Beste, was ein Weib ihm geben kann!!! Wenn ich Geld hätte, würde ich meine ewige Dankbarkeit in Gold umsetzen.

Aber diese anderen?! In welchen Wolken residieren sie?! Träufelt je erlösender Regen herab auf uns Ausgetrocknete?! Werdet Primitive! Gebt uns Erlösung aus jener Seele, welche zwischen Euren schlanken Beinen liegt!

Adieu, Stefan. Schreiben Sie bald. Grüßen Sie Alfred, Max Gr., M. M.

Ihr Peter Altenberg.

*) Ein Literat, der gezierte Ausdrücke liebte.

München, 20. November 1899.

Mein lieber Stephan!

Herzlichen Dank für Ihre Liebenswürdigkeit. Was aber soll ich berichten?

In tiefen inneren Zerstörungen, körperlichen entsetzlichen Martyrien lebe ich dahin.

Viele Geheimnisse mögen Geheimnis bleiben!!!

Nichts hat sich gebessert, alles verschlimmert.

Dieser Sommer hat mich körperlich vernichtet, gebrochen, nicht seelisch. Meine Seele atmet den höheren Schönheiten und Menschlichkeiten auf meinem Lebenswege entgegen. Häufig fahre ich mit einer kleinen herzigen Bahn nachmittags allein hinaus an die Isarufer, gehe durch Wald von einer Station zur anderen. Da lebe ich!

In dem kleinen Café Stephanie kommen jeden Nachmittag feine anständige Menschen zu mir, Maler, junge englische Malerinnen und Baron Brockdorff, ein ausgezeichneter Kerl. Da sitzen wir abends. Dann in ein Bierhaus. Heute ist die Aufführung „La mort de Tintagiles" und die dramatische Gesellschaft hat mir einen Parkettsitz ins Haus geschickt, geschenkt. Es ist sehr kalt hier und ich habe nichts als meine Sommer-Kluft. Gestern sandte mir ein Freund ein seidenes Unterleibchen. Was ist mit meinem Gelde von L. B.?!

Soll ich denn wirklich „dieses Zimmer"!!?? bezahlen??!

Das ist ja raffiniertester Kretinismus.

Mögen immerhin Sie, ein armer und Sklave gewesener Mensch, mir schuldig bleiben. Ich weiß ja schließlich, weshalb ich Sie lieb gehabt und gewonnen habe.

Wie leben Sie?! Schreiben Sie mir über Ihr Inneres!?

Meine eigene Seele lebt und glüht in nie gewesenen Jugendlichkeiten und drängt mit unerhörter Macht diesen dem Verderben geweihten Körper noch zu Lebenslust. Vergeblich, vergeblich. Ich wurde doch bald zurückkommen. Ich bedaure den Münchener Aufenthalt nicht. War erstaunt zu hören, daß Lewinskys mich lesen. Aber meine Sachen wirken nicht vorgelesen. Ich bin tief, tief niedergedrückt und lebensmüde. Ich war ein dummer Kämpfer, in meinen letzten Jahren. Früher war ich weise, begnügte mich, ein Hurenkerl zu sein.

Ihr Bild, Stephan, in mir ist nicht getrübt und verändert. Sie gaben einen „freundschaftlichen Mann" für eine „geliebte Circe und Menschenfresserin, Ogre", her. Man kann mich verzehren, fressen, aber meine Seele ist, fühle ich, ungeschwächt dabei und fliegt den „erhabenen Idealen" entgegen. Wie ist es mit der Ihrigen, Stephan?

Ihr Peter Altenberg.

AUS DEM TAGE-BUCH

DIE KRANKE KAISERIN

Monarchische Gemüter haben sich in der vorigen Woche in der Wandelhalle und in Konferenzzimmern des Reichstags darüber die Köpfe zerbrochen, ob beim Tode der Kaiserin eine einfache, „rein menschliche" Kundgebung der Gutgesinnten des Reichstags erfolgen solle. Die Kaiserin blieb, ohne sich um diese Beratungen zu kümmern, am Leben, und so mußten die kundgebungsbereiten Väter ihre rein menschliche Teilnahme im Busen bewahren.

Auf das rein Menschliche ist jetzt die ganze Propaganda für die Hohenzollern wie für die Habsburger gestimmt. Die sentimentale oder die familiäre Idylle soll auf deutsche Drüsen drücken. Die herzzerbrechenden Geschichten hat vor ein paar Tagen einer der geschäftigsten Kaffeemakler Deutschlands, der Bremer Wichtigtuer R o s e l i u s, aus dem Leben des Kronprinzen in der „Täglichen Rundschau" erzählt. Tags darauf konnte die mit Recht zusammengeschrumpfte Leserschar der „Woche", wie einst im Mai, das Bildnis des Kronprinzen bewundern, der bei dem Schmied in Wiewingen höchst eigenhändig ein Hufeisen gehämmert hat. Kurze Zeit vorher mußte derselbe Wochen-Genüßler ein großes, herzinniges Familienbild bestaunen: der Kronprinz mit seiner rundlichgewordenen, gar nicht mehr pikanten Gattin und dem halben Dutzend pausbäckiger, strammer Jungen. Wem dieses rein menschliche, auf Massenwirkung bedachte Idyll verspätet in die Hände fiel, wie mir, der ich es in der Woche der Kinderrettungsaktion sah, der konnte mit Genugtuung feststellen, daß das sentimentale Deutschland doch nicht nur Elendsbildchen abgezehrter, früh verfiebernder Kinder sehen will. Die „Woche", die, als sie noch beguckt wurde, ins Haus des kleinen Handwerkers und Beamten kam, wird das vielköpfige Familienbild des Kronprinzen, der nach Herrn Roselius schluchzender Schilderung nicht über einen holländischen Gulden verfügt, mit den mager-blassen Gesichtern im eigenen Haus verglichen und sicher! Gott dafür gedankt haben, daß wenigstens im Hause des Kronprinzen die notwendigen Teuerungszuschüsse von Gott, dem Herrn, rechtzeitig eintreffen. Der geschäftige Kaffeeagent hat allerdings in herzzerreißender Ergriffenheit erzählt, wie Ihre Kaiserliche Hoheit, die Kronprinzessin, höchstselbst die Hosen der jungen Prinzen auf ihre Brauchbarkeit untersucht hat. Aber der Vorgang ist nicht photographiert worden und Idyllen, die nicht photographiert werden, sind ja sinnlos und unnötig, ich verweigere deshalb der abgenutzten Prinzenhose des Kaffeehändlers die beanspruchte Träne.

Grob herausgesagt: Diese rein menschlichen Familienbilder wachsen uns allmählich zum Halse heraus, und man möchte gerade den monarchisch denkenden Politiker raten, diesem abgeschmackten Unfug ein Ende zu machen. Vielleicht braucht dieses Deutschland mit Frauenwahlrecht — bei dem kläglichen, geistigen Niveau der Majorität der Courths-Mahler lesenden Weiber — wirklich monarchische Regenten. Vielleicht sind wir ein unbelehrbares Bedientenvolk und brauchen einen befehlenden Herrn.

Die Leute, die in der deutschen Seele zu Hause zu sein behaupten, sagen es. Aber die Frage, ob der Deutsche fürs monarchische oder fürs republikanische System tauge, muß in aller Nüchternheit ausgetragen werden.

Gerade deshalb verschone man uns mit der Politik der rührenden Genrebildchen. Man reize uns nicht auf durch die Erzeugung kitschiger Familienidyllen. Das stimmt uns verdammt zynisch. Man lasse die alte Frau, die Bitteres erwirkt und Bitteres erlebt hat, in ihrem Sterbezimmer ungestört, und der Herr Kronprinz entschließe sich endlich, sein unbedeutendes Gesichtchen ein paar Wochen unphotographiert zu lassen. Verfolgt man uns aber mit diesen süßlichen Produkten würdelos ausgestellter Familienszenen, so werden und sollen wir die Preßfreiheit zu ziemlich gemütsrohen Gegenidyllen benutzen müssen. Dann empfehle ich den Sozialisten aller Richtungen in jedem ihrer Blätter und Zeitschriften eine eigene Rubrik zur Verulkung der sentimentalen Kitsch-Propaganda zu eröffnen. Dann muß das poetisch gestellte Familienbild mit unbarmherzigstem Hohn durchleuchtet und karrikiert werden. Das ist kein Vergnügen. Aber wenn mir was im Magen liegt, dann hilft nichts, dann muß ich ein Brechmittel nehmen.

Das alles klingt roh und gemütsarm und gehässig. Aber mit Pastorensanftmut kann die klebrig-süßliche Politik dieser „rein menschlichen" Propaganda nicht abgewehrt werden. Ein bißchen Unmenschlichkeit muß den Deutschen von Zeit zu Zeit ärztlich verordnet werden.

FRANZ JOSEFS BILD

Einer der Nachteile des monarchischen Systems ist: die Unabsehbarkeit der Regierungsdauer eines Monarchen. Es gibt zwar für Professoren, aber nicht für Monarchen ein Ehrenjahr, nachdem sie abzutreten haben. Hätte der innere Zerfall Oesterreich-Ungarns Deutschland verborgen bleiben können, wenn Franz Josefs Mumie nicht noch altösterreichisches Leben vorgetäuscht hätte? Daß er die personifizierte Mittelmäßigkeit gewesen, das gestehen jetzt auch die Schmeichelredner zu, die bei seinen Lebzeiten den Mund nicht voll genug mit seinem Lobe nehmen konnten. Deshalb ist's schon lehrreich, nachzulesen, wie Graf Julius Andrassy in seinem Rechtfertigungsbuch „Diplomatie und Weltkrieg", bei Ullstein erschienen, den trocknen Pedanten auf dem Thron schildert:

„Die lange Regierung Franz Josefs war der Entwicklung der Talente nicht günstig. Dieser Herrscher liebte den pünktlichen, fleißigen Bürokraten, während er vor den gedankenreichen, großangelegten Menschen eine gewisse Scheu empfand. Vor der letzteren Gattung hatte er eher eine Angst. Die sogenannte Eselsleiter war zur Zeit seiner Regierung der normale Weg des Vorrückens. Eine ausnahmsweise Behandlung zu erzielen, gelang zuweilen der Protektion, der Geburt, dem bürokratischen Talent oder dem Opportunismus, seltener der Genialität, der wirklichen Kraft. Der bürokratische Geist lag wie Meltau auf allem. Die Mittelmäßigkeit konnte sich am besten vorwärtsarbeiten. Der Thronfolger Franz Ferdinand suchte die Talente und zeigte in manchen Fällen einen

richtigen Blick. Leider kam es aber oft vor, daß bei den von ihm gewählten Persönlichkeiten das Talent mit der Neigung zur Intrigue verbunden war. Seine rechte Hand auf militärischem Gebiet, Baron Conrad, war ein entschiedenes Talent, ein selbständiger Charakter, nicht im geringsten ein Intrigant oder Schmeichler, besaß aber wenig Menschenkenntnis und nicht die Fähigkeit, der Herrschaft der Mittelmäßigkeit und der Intrigue in seiner Umgebung ein Ende zu machen.

Es fiel mir schwer, mich zu Franz Josef in einen Gegensatz zu bringen. Die Krone des heiligen Stefan gebietet Verehrung; sie repräsentiert alles, wofür der Ungar lebt; Verehrung gebietet das Stück Weltgeschichte, welches sich an die Person dieses Herrschers knüpfte, auch sein hohes Alter, seine vielen Leiden, seine hervorragenden Eigenschaften. Leider war ich sehr oft genötigt, ihm gegenüber einen unangenehmen Standpunkt zu vertreten, aber niemals ließ er mich seine Unzufriedenheit fühlen, er duldete jeden Einwand. Ich hatte die Empfindung, daß er es mir nicht verübelte, weil er erkannte, daß ich von einer lauteren Absicht geleitet war. In der Politik war ich ihm entfremdet, persönlich nicht. Franz Josef war in allen Stücken ein Grandseigneur, seine Art war eine einfache, unmittelbare, natürliche. Man fühlte sich ihm gegenüber heimisch, konnte aber keinen Augenblick vergessen, wem man gegenüberstehe. Er verstand es, gut zu beobachten, war niemals zerstreut. Interessant war seine Art zu debattieren, er argumentierte geschickt, liebte den Humor, den kleinen Tratsch. Sein Aeußeres war sympathisch, sein Blick hatte vielen Charme. Er sagte niemals mehr, als was er sagen wollte, er war absolut diskret. Er war wie ein Beichtvater. Jedermann wußte, daß, was er Franz Josef sagte, bei ihm so gut wie begraben sei. Niemand hatte jemals ein Ungemach zu erleiden dafür, was er Franz Josef geraten. In den Kronratssitzungen verstand er es vortrefflich zu präsidieren und die Beschlüsse zusammenzufassen. Er war in den verschiedensten Zweigen des staatlichen Lebens heimisch, verfügte über riesige Erfahrung und gute Menschenkenntnis. Er war ein Bürokrat ersten Ranges, eine unermüdliche Arbeitskraft, war pünktlich wie eine Uhr. Er lebte ausschließlich seinen Pflichten, war bereit, diesen alles zu opfern, selbst seine Ansichten, seine Freiheit, seine Bequemlichkeit. Er war einer der objektivsten Männer, die ich jemals kannte, ließ sich nie von seinen Gefühlen leiten; seinem Wesen fehlte die Impulsivität. In seinen Händen war jedermann nur ein Werkzeug. Von Schwung und Genialität hatte er wenig. Er war stärker in der Kenntnis der Details als im Ueberblick, beschäftigte sich viel zu sehr mit den Einzelheiten sämtlicher Ressorts, als daß er Zeit gefunden hätte, die großen Entschlüsse zu erwägen. Er war ein guter Stilist mit klarem, gesundem Geschmack, doch fehlte ihm jeder künstlerische Zug. Für das Neue, Ungewöhnliche, Moderne hatte er gar kein Verständnis.

Ein warmes Herz besaß er schwerlich. Seine Gefühle wußte er jedenfalls sehr zu beherrschen. Kurz nach dem entsetzlichen Tode des Kronprinzen Rudolf war mein Vater

in einer politischen Angelegenheit, in der Frage der Wehrgesetzvorlage, wo er zur Nachgiebigkeit riet, zu dem Monarchen beschieden. Von den beiden Männern war Franz Josef der ruhigere, wenigstens scheinbar der kühlere. Er begann zuerst die amtliche Angelegenheit zu besprechen. Wäre ihm von der Natur ein empfindsameres Herz zuteil geworden, so hätte er das viele Unglück, das ihn im Laufe seiner langen Regierung heimsuchte, unmöglich so lang und so heroisch ertragen können. Er war gerecht, konnte auch großmütig sein, aber niemals wirklich warm. Seine Minister behandelte er gut, solange sie im Amte waren, schenkte ihnen auch Gehör, doch sowie ein Minister gefallen war, verlor er jeden Einfluß auf ihn, und Franz Josef war auf seine Meinung nicht mehr neugierig.

In die Zeit der Regierung meines Vaters fallen die größten Erfolge Franz Josefs; doch seitdem mein Vater vom Amte geschieden war, hörte er auch auf ihn nicht mehr. Es fiel Franz Josef schwer, sich von meinem Vater zu trennen, doch nachträglich hatte mein Vater den Eindruck, daß er sich freute, den Staatsmann losgeworden zu sein, der allzu unabhängige, starke Ueberzeugungen hatte und dessen Ueberlegenheit er fühlte.

Mit mechanischer und höflicher Einfachheit trennte er sich von seinen alten Ratgebern und gewöhnte sich an die neuen, wenn sein Interesse oder seine Pflicht es so erheischte. Initiative hatte er nicht. Er war von Kinderbeinen auf gewöhnt, unter den von anderen ausgearbeiteten Plänen zu wählen. Er hielt große Stücke auf die Energie, doch habe ich ihn nicht wahrhaft energisch gefunden. Sein Naturell war konservativ veranlagt. Vor gewagten Entschlüssen hatte er immer eine Angst und war durch und durch friedlicher Natur; haben doch alle seine Kriege unglücklich geendet, so daß ihm wenig Optimismus geblieben war. Ruhmsucht plagte ihn nicht, und er hatte den Wunsch, sein Leben ohne neues Risiko zu beschließen.

Er hatte nicht das Verlangen, Schöpfungen zu vollbringen. Sein höchster Ehrgeiz war, seine Pflichten zu erfüllen. Das Verdikt der Weltgeschichte akzeptierte er endgültig, selbst dann, wenn es gegen ihn lautete."

NACH DER REVOLUTION

In der „Schlesischen Zeitung" fand ein Freund des „Tage-Buch" folgenden Artikel angeboten:

> Polnische Kuhstallmädchen zur sofortigen Abnahme stehen in beschränkter Anzahl zur Verfügung. Aufträge nimmt entgegen der Arbeitsnachweis der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien, Breslau.

Die Beamten der Breslauer Landwirtschaftskammer sollten, vor der schlesischen Abstimmung, sich nicht in Hemdärmeln zeigen. Schließlich, obwohl wir alle Dutzendware sind, würden sich die Breslauer Schreibtischhelden dafür bedanken, wenn man drei Dutzend preußische Landwirtschaftsbeamte in beschränkter Anzahl in einer polnischen Zeitung polnischen Abnehmern zur Verfügung stellen wollte.

DIE VERWÜSTUNG DES GESCHMACKS

Aus einer kleinen Stadt wird mir geschrieben:

Die Verwüstung des Geschmacks wird in der Kleinstadt noch gründlicher und grauenhafter besorgt als in Berlin. Haben Sie einmal den Roman von Arthur Dinter „Die Sünde wider das Blut" in der Hand gehabt? Es ist Roman gewordene Staatsbürgerzeitung, im kläglichsten Zeitungsdeutsch, mit Sternchen und Anmerkungen, die im Anfang auf allerlei germanische Propagandaschriften als Quellen hinweisen. Professor Kahl hat mit der Courths-Mahler einen Sprößling gezeugt. Der heißt Arthur Dinter. Und wissen Sie, wieviel Auflagen dieses monströse Werk bisher erlebt hat? In den Buchhandlungen unseres Städtchens liegt das 131. bis 140. Tausend. Dabei kostet das Zeug 16 Mark 85 Pfennig. Das bedeutet für den Fabrikanten der Dichtung gut 100 000 Mark Ertrag. Kein Wunder, daß der edeln Dichtung schon ein zweiter Teil nachgefolgt ist: „Die Sünde wider den Geist". Das Großteil der bürgerlichen Wähler in Deutschland, nämlich alle abschreckenden, nationalen Vereinsweiber von Gotha und Göttingen, von Wittenberg und Halberstadt, von Schwerin und Rostock, nährt sich von diesen sentimental - erotisch - politischen Früchten!

Sofern sie nicht doch die reinere Kunst der Courths-Mahler vorziehen. Wissen Sie übrigens, wieviel Schriften der Frau (oder, wie erzählt wird, der Familie) Courths-Mahler in jedem Provinzbuchladen aufliegen? Ich fand vorige Woche im Buchladen unseres kleinen Thüringer Städtchens sechzig verschiedene Bücher dieser an Erzählungsdiarrhöe leidenden Dame. Und die Damen lassen sich den wässerigen Genuß was kosten. Der herrliche Roman „Ohne Dich kein Glück" kostet 19 Mark 50 Pfennig! Der nicht minder ergreifende „Ich lasse Dich nicht" 17 Mark! Der neueste Courths-Mahler (ich will's nicht verschwören, es sind schon acht Tage her) betitelt: „Im Buchengrund", kostet gar 23 M. und 50 Pfennig!! Der Verleger Friedrich Rothbart hat an dieser Gehirnverkleisterung der deutschen Frau gewiß schon Millionen verdient. (Warum gibt es keine geistige Lebensmittel - Untersuchungsstelle?) Frau Hedwig wird, wenn der Verleger sie nicht, wie anzunehmen, übers Ohr gehauen hat, ein Einkommen von vielen hunderttausend Mark haben. Sie läßt doch im Jahr gewiß fünf, sechs Herzensromane aus sich herausrieseln: Es sind sicher schon fünf Millionen Courths-Mahlerbände über Deutschland hingepflanzt worden.

Sollten diese Erwägungen Sie nicht gegen den Typus Ludwig Wolff milder stimmen? Neben der Courths-Mahler besteht dieser „Wassermann fürs Volk", beinah hätt' ich gesagt, in Ehren. Jetzt eben geht durch die Zeitungen die Nachricht, die Romane der Courths-Mahler würden verfilmt. Was werden da die mühsam erschriebenen und im Film verdienten 150 000 Mark eines immer noch nach der Literatur schielenden Machers sein, neben den Goldbergen, die schon in dem bloßem Prospekt: Courths-Mahler plus Film enthalten sind.

Nein, die Verwüstung des Geschmacks ist nicht mehr aufzuhalten. Sie liegt im Gesetz der Epoche.

FAMILIEN-IDYLL

Carl Sternheim, gib das Dichten auf, denn Du erreichst mit den Mitteln einer raffinierten Phantasie nicht den geschlossenen Eindruck, den die Leser der „Hamburger Nachrichten" in der vorigen Woche aus folgendem Inserat empfingen:

> Für meine Tochter, 26-27 J., suche passenden
>
> Lebensgefährten,
>
> Kaufm., Rechtsanw. od. Arzt mit nicht unter 30 000 Mk. Jahreseink. Das Mädchen ist gesund, hat ganz jugendl. Aussehen, weil ganz solide und weil es mit Männern noch nicht umhergeschweift hat. — Es kann als Schönheit angesehen werden, hat höhere Tochterschule besucht und ist in jeder Weise gebildet.
>
> Die junge Dame ist ganz häuslich erzogen, schruppt, kocht und backt den ganzen Tag, ist musikalisch seit dem 9. Jahre hochgebildet. — Ausbildung ist derart fortgeschritten, daß sie vielleicht als momentan musikalischste Dame angesehen werden kann, sie singt Sopran, Alt, Tenor und Baßbuffo, spielt meisterhaft Klavier.
>
> Sie ist so phänomenal musikalisch, daß sie fast alle Sachen so ohne weiteres vom Blatt spielt und gleich dazu singt, ohne zu üben. Z. B. die Opern Mignon, Martha, Freischütz, Lohengrin, Tannhäuser, Hochzeit d. Figaro etc. dürften selten oder nie auf dem Klavier so vollendet wiedergegeben sein, wie sie es macht.
>
> Ich habe an Noten nahezu alle Meisterwerke aller Komponisten der Welt angeschafft und der Zukünftige kann mit Entzücken und Erschauern dem einstündigen Vortrage am Abend lauschen. 4 Jahre lang dauert es, bis alle Stücke durchgespielt und gesungen sind.
>
> Meine Tochter lebt bei uns in eigener Villa, in glänzenden Verhältnissen, aber Mädchen müssen einmal heiraten, darum würde sie vorteilhafte Partie gerne annehmen.
>
> Offerten unter O. D. 1125 an die Geschäftsstelle d. Blattes.

DAS STINKENDE BUCH

Wer meldet diese Neuheit? Die „Elegante Welt" des Verlegers Dr. Eysler. Sie verkündet als soeben erschienen:

> Boudoirluft
> von
> Ola Alsen
> in künstlerischem Javapapier-Einband, parfümiert mit Leichners „Eternité".
> Luxusausgabe
> ganz in Seide gebunden.

Ehedem bekamen die Bücher nur durch ihren Verfasser einen schlechten Geruch. Das hätte auch in diesem Falle genügt. Doch der Verlag der „Eleganten Welt" weiß den Wert seiner Autoren zu schätzen; er gesteht, das der Roman der eleganten Schmuserin „eine neue originelle Note enthält durch den kapriziösen Duft des weltbekannten Leichnerschen „Eternité". Ja, die Zeiten sind vorbei, in denen die Autorinnen kapriziös waren, jetzt ist es bloß der ihnen beim Buchbinder mitgegebene Gestank. Ehedem trachtete der Autor nach dem Hauch der Ewigkeit, jetzt begnügt er sich mit dem mauvais odeur der Eternité.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W35, Potsdamer Straße 123b.

DER ANBRUCH

2. AUSSERORDENTLICHES
ORCHESTERKONZERT

am Donnerstag / den 30. Dezember / 7½ Uhr abends
in der Philharmonie mit dem
Philharmonischen Orchester

DIRIGENT:

GUSTAV BRECHER

PROGRAMM:

W.R.HEYMANN . . 1. Sinfonie (mit Baritonsolo)
(ERSTAUFFÜHRUNG)
JULES CONUS . . . . Violinkonzert
IGOR STRAWINSKI . . . . Petruschka

SOLISTEN:
BORIS KROYT
WILHELM GUTTMANN

---

3. KAMMERMUSIKABEND

am Dienstag / den 4. Januar / 7½ Uhr abends
in der Singakademie

PROGRAMM:

MAURICE RAVEL . . . . Klaviertrio
GISELA SELDEN-GOTH . . . . . . Lieder
CLAUDE DEBUSSY . . . . Harfentrio

AUSFÜHRENDE:
OLGA SCHAEFFER / BRUNO EISNER
BORIS KROYT / ERNA SCHULZ
EWEL. STEGMANN / ALFRED
LICHTENSTEIN / MAX SAAL
HEINRICH DROBATSCHEVSKY

THOMAS WEHRLIN

EHEPAAR FRANZ

Berlin, Ende Dezember 1920.

Als vor einigen Wochen hier einige Seiten über die innere Verfassung der Berliner Weiber standen, regnete es anonyme und sogar nichtanonyme Briefe über mein grämliches Haupt. Es gab steile Damenschriften, die mir zu meinen bitteren Erfahrungen kondolierten. Aber vom Persönlichen ist hier nie die Rede, und im übrigen habe ich es, rückschauend, immer mit der Weisheit des reifen Goethe gehalten:

> Wir irrten uns aneinander,
> es war eine schöne Zeit.

Die Beschimpfungen überwogen die Kondolenzen. Moralpfaffe, Verleumder unserer Lebenslust, Beschmutzer eigener Nester, Berlinfeind, das waren noch die sanftesten Worte, die man schrieb. Die Besonneneren fragten: Glauben Sie wirklich, Thomas Wehrlin, daß die Verfallssymptome, die Sie mit breitem Pinsel malen, sich auf Berlin beschränken? Glauben Sie, daß es hinter den geschlossenen Fensterläden in Paris, London, Warschau, Wien anders aussieht? Ja, mußte ich diesen Fragern antworten, ich glaube, daß es keine Stadt in ähnlicher Verfassung gibt, und zwar deshalb, weil Berlins Lebenslust nur aus dem Hirn kommt. Hier entsprießen die Exzesse nicht eigentlich dem Unterleib, sondern dem Kopfe; hier ist die Lüstelei und die Orgie eine zerebrale Angelegenheit. Hier geschieht nichts in Unschuld, weil der Berliner Genußmensch nicht aus Fülle der Leidenschaft, sondern aus kümmerlichem Vorsatz toll wird. Es gibt hier nur theoretisch vorgebildete Mänaden.

Inzwischen ist auf dem Kurfürstendamm ein junger Mann mit seiner Frau verhaftet worden, und selbst die Lobpreiser Alt-Berliner Idyllen, gewohnt, vor Berliner Sündern sanft die Augen zu schließen, haben über dies Gomorrha aufgeschrien. Ein Millionär, seine junge Frau, eine Menge junger Mädchen — wie versichert wird, aus der besten Gesellschaft — sind Angeklagte und Zeugen der Begebenheiten. Nun sollen die Zeitungsberichte, die bisher erschienen sind, gewiß nicht überschätzt werden. Vieles klingt da wie schlechter Hintertreppenroman. Mehr als ein Dutzend weibliche Angestellte sind im Büro des Herrn Franz, alle nicht nur gegen Entlohnung, sondern auch gegen Verpflegung, angestellt. Ein Berichterstatter meldet, jedes Mädchen sei im Pelzmantel zur Arbeit angetreten. Wie fabel-

haft der Reichtum des dämonischen Ingenieurs gewesen sein mag, die Erhaltung eines Harems von 14 Damen in Pelz hätte sich kein Schieber auf die Dauer leisten können. Ueberdies werden ja die aufregendsten Dinge nicht den Bürodamen, sondern den gastierenden Mädchen aus der besten Gesellschaft nachgesagt. Nicht ohne leisen Stolz verkünden eifrige Berichterstatter, Herr Franz habe es verschmäht, je eine Dame auf der Straße anzusprechen. Die Besuche der jungen Mädchen wurden bei gesellschaftlichen Anlässen korrekt vereinbart. Der Hintertreppenroman erzählt, die Fräulein seien zum Tee geladen gewesen. Die Tassen hätten auf dem Tisch schon gestanden, als die Besucherinnen ins Eßzimmer traten. Hu, soll der Leser denken, was für Gifte mögen da im Grund der Teetasse lagern. Aber tags darauf erzählt ein anderer Melder, der Hausherr und die junge Gattin habe die jungen Damen stets gefragt: „Wollen Sie unser Seelenleben kennen lernen?", und erst auf die bejahende Antwort habe der Hokuspokus begonnen, der mit der Einschläferung einsetzte und mit der Beischläferung endete. Diese Frage: „Wollen Sie unser Seelenleben kennen lernen?" hat, für mein Gefühl, allerechtesten Berliner Geruch. Es klingt so intellektuell, wie die Berliner Sinnlichkeit überhaupt. So fangen die Dialoge von Hanns Heinz Ewers an. Wenn dieser Berliner Seele sagt, meint er immer eine Schweinerei.

Ueber das Verhalten der jungen Damen „aus der besten Gesellschaft" wird nichts gemeldet. Das heißt: Nichts von ihrem Tun, Verhalten, Zustimmen vor der Austreibung aus dem Paradiese. Nachher soll eine oder die andere Selbstmord versucht haben, eine sogar dreimal — warum, lieber Berichterstatter, nur dreimal? Selbstmordversuche sind eine schlechte Gewohnheit, wie Nasenbohren —, eine andere habe sich nachher entschlossen, alles ihrem Vater zu gestehen. Der habe auf sicheren Lugposten einen Privatdetektiv aufgestellt und dieser, ha, habe die Verhexung der Unschuldigen erlauscht. So stand in den großen Zeitungen zu lesen. Wie freundlich von Herrn Franz, dem dämonischen, bei diesen immerhin etwas ungewöhnlichen Szenen nicht einmal die Gardinen zu schließen oder die Rollbalken herunterzulassen. Die Anklage wird, denke ich, in festeren Sätzen geformt sein. Muß es sein, weil ja gerade in diesen Sittlichkeitsprozessen am allertollsten gelogen wird. Das Gedächtnis folgt dem Willen, besonders das weibliche.

Selbst Damen aus der allerbesten Gesellschaft sind nicht immer die verläßlichsten Zeugen. Nachträglich ist man meistens hypnotisiert gewesen. Zwar weiß jeder Laie, der einmal einer hypnotischen Sitzung beigewohnt hat, daß die Einschläferung sich kaum durchsetzen läßt, wenn das Medium den festen inneren Willen zur Wach-

heit hat. Es gibt überhaupt keine Ueberrumpelungen. In den Contes drôlatiques läßt Balzac dem Bauernmädchen, das vergewaltigt wurde, eine Nähnadel und einen Zwirn in die Hand geben. Wenn sie nicht selber willens ist, den Faden in das Oehr zu stecken, dann genügt der leichteste Stoß und Widerstand, um die Einführung zu verhindern. Möglich, daß der hypnotische Hokuspokus ausnahmsweise eine Widerwillige übermannte, die lange Opferreihe wird schwerlich ohne die innere Zustimmung der Medien erreicht worden sein. Warum auch? Das treibende Element dieser jungen Berlinerin ist erotische Neugier. Das verschlingt die Romane der Landsberger und Ewers, das liest die bunten-geilen Wochenschriften der eleganten Welt, das schminkt die Augenhöhlen blauschwarz, um so verrucht wie die Orska auszusehen, das füllt die Dielen und die exklusiven Tanzklubs, weiß über alle Abtreibungsmittel vortrefflich Bescheid, verachtet die Berufsweiber und versteht die Dummen nicht, die imstande sind, die Last der neun Monate auf sich zu nehmen. Warum sollten diese neugierigen Näschen nicht nicken, wenn ein raffiniertes Ehepaar sie zur Seelenenthüllung einlädt? Die Hemmung durch Tradition ist auf dem Kurfürstendamm weggefallen, die Hemmung, die dem schaffenden Menschen aus seiner Arbeit natürlich ersteht, ist diesen neugierigen Lackstiefelmädchen unbekannt, und jeder leere Tag ist ihnen am Ende ein Tag der Reizung und Prickelung.

Das stärkste Reizmittel, das lockendste, war in diesem Falle die Mitwirkung der Gattin. Eine dreiundzwanzigjährige Frau. Wie muß es in diesem Seelchen aussehen? Kuppelei, das wußte schon Shakespeare, ist eine letzte und gar nicht seltene Form der Befriedigung der Frau. Aber das war ehedem die letzte Bejahung der Bejahrten. Hier aber hat, wenn die Berichte nicht lügen, ein ganz junges Geschöpf hilfreich assistiert, und auch dafür gibt es nur die Erklärung durch Berliner Erotik, die eben nicht aus dem Saft, sondern aus dem Hirn entspringt. Neugier in des Wortes ursprünglichstem Sinne: Gier nach dem Neuen. Sexuelle Experimentierlust.

Es fällt mir nicht ein, für den Berliner Franzmann mildernde Umstände vorzubringen. Dennoch würde ich meinen, daß kein Pulverchen im Tee und kein hypnotischer Herrenblick dem dämonischen Ingenieur in Upsala oder in Graz zu seinen Massenerfolgen hätte verhelfen können. Seine Opfer sind zu seinem Verbrechen nötig gewesen. Seine Residenz war der Kurfürstendamm. Sie konnte an keinem anderen Platz der Welt liegen. Hier hat ein innerlich verödetes Geschlecht die kahle Experimentierstube der Sexualität aufgeschlagen.

Prof. Dr.
MANFRED EIMER

ZUR ELSASS-LOTHRINGISCHEN FRAGE

Der Verfasser dieser höchst nützlichen, weil nüchternen Betrachtungen, hat in Straßburg bis zu seiner Ausweisung gelebt, vor dem Krieg, im Krieg, nach der Revolution hat er als Altdeutscher das elsässische Problem mit bebendem Innern erlebt. Insbesondere seine Warnung vor der „Münsterromantik" verdient, denke ich, volle Beachtung.

Eine elsaß-lothringische Frage gibt es heutzutage noch immer für die Elsaß-Lothringer, die ihr Ziel, eine zwischenstaatliche Selbständigkeit, auch Frankreich gegenüber verfolgen; und demnach gibt es diese Frage auch für Frankreich.

Ob es eine solche Frage auch noch für Deutschland gibt, das hängt davon ab, welchen Standpunkt derjenige, der die Antwort erteilt, parteipolitisch einnimmt.

Steht er auf dem Standpunkt der Selbstbestimmung der Völker, so mag eine offengelassene Frage in der Art erblickt werden, wie die Volksabstimmung seitens der Entente verhütet wurde. Aber dann handelt es sich nicht um eine deutsche Frage. Steht er auf dem Standpunkt, daß die Elsäßer Deutsche und das Reichsland geraubte Gebiete seien, die zurückgewonnen werden müßten, so handelt es sich allerdings um eine deutsche Frage. Aber um eine so gewichtige, um eine solch ungeheure Zukunftsschicksale in sich bergende Frage, daß sie einer genauen Prüfung fern von aller Romantik bedarf, um so beantwortet zu werden, wie erstklassige politische und nationale Fragen das ernsthafterweise voraussetzen und verlangen dürfen. Und hier scheint mir öfters eine fehlerhafte Betrachtungsweise den Sieg über die Vernunft davonzutragen, indem sich Revanchegelüste und Romantik vordrängen. —

Daß das Elsaß und ein beträchtlicher Teil Lothringens uralt deutsches Land sind, steht fest. Daß das Elsaß — aber nicht Lothringen — dem Reich geraubt wurde, namentlich diejenigen Gebiete, die nach 1648 von Ludwig XIV. annektiert wurden, ist ebenfalls gewiß. Und es ist ja sehr menschlich, daß aus einer solchen Annexionspolitik ein Streit ohne Ende entsteht. Aber es handelt sich hier nicht um menschliche Empfindungen, sondern um politische Erwägungen. — Der Streit ist dadurch zu unseren Ungunsten entschieden worden, daß die Bevölkerung Elsaß-Lothringens zum überwiegenden Teil gegen uns entschieden hat. In den Augen der Welt ist dies seit 1871 so gewesen; denn elsäßische und lothringische Agitatoren und ihre Presse haben diesen Eindruck, der dem Urteil eines Carlyle über die tatsächliche Moral der ganzen Frage schnur-

stracks widersprach, mit allen Mitteln befestigt und ihr Teil dazu beigetragen, daß der Weltkrieg, soweit er Frankreichs Rückeroberungsplänen entsprang, entstanden ist. Dies ist unbestreitbar, wiegt aber bei der Beurteilung der ganzen Angelegenheit sehr schwer.

Die richtige Fragestellung, soweit es Deutschland und seine Zukunft betrifft, ist deshalb diese: würde bei einer Volksabstimmung etwas für uns zu hoffen sein? Gewiß soviel, daß vermutlich die Mehrheit für volle Autonomie stimmen würde, das heißt, daß das Elsaß und vielleicht wenigstens Deutsch-Lothringen ein Pufferstaat werden würden, nach dem Muster der Schweiz und Luxemburgs. Mehr zu hoffen, ist phantastisch, und mehr glauben machen zu wollen, ist ein Unrecht. Gerade deshalb aber, weil ganz gewiß nicht der Anschluß an das Deutsche Reich dabei herauskommen würde, ist die Frage der Abstimmung für uns etwas, wodurch nur mittelbar ein Nutzen erwachsen könnte: Trennung von Frankreich, Befreiung des Rheins und neue selbständige Wirtschaftsbeziehungen zum Elsaß. Dabei sind die Tücken und Ränke der Entente, das Kopfstehen, welches in Frankreich entstehen würde, nicht zu vergessen. Und was soll das arme, gefallene Deutschland tun, um eine solche Abstimmung herbeizuführen? Denn das ist alles, was von der elsaß-lothringischen Frage tatsächlich für uns übrig bleibt.

Auch bei einer Volksabstimmung ist Elsaß-Lothringen politisch für uns verloren. Darüber darf kein Zweifel obwalten. Und es ist Hokuspokus, wenn vertriebene Elsäßer oder ein Mann wie Friedrich Lienhard, der vor dem Zusammenbruch schon nicht mehr im Elsaß weilte, nun eine elsaß-lothringische Frage konstruieren und es Deutschland zur Pflicht machen möchten, als „Mutter Germania" nicht ihrer Kinder zu vergessen, und wenn sie betonen, daß das Elsaß „ein deutsches Land" ist. Traurig, aber wahr: Deutsches Land mit undeutschem Volk! Wie anders die Flensburger, die Ost- und Westpreußen, die Schlesier, die Südtiroler!

Da heißt es: Treue um Treue! Und aus diesem Festhalten am Vaterland und aus dieser Inbrunst erwächst für Deutschland die Sache der Ehre, diese Brüder nicht fallen zu lassen, sie nimmermehr zu vergessen.

Aber die Elsässer?

Welch ein Unterschied zwischen der breiten Masse und Mehrheit von diesen und jenen anderen! Nicht nur die Zeiten vor dem Kriege, nicht nur die unsicheren und deutschfeindlichen Verhältnisse während desselben, nicht nur das Verhalten der Bevölkerung — namentlich der städtischen — gegen die wenigen, auch aktiv hervortretenden, von Herzen deutschtreuen Elsäßer und gegen die

sogenannten Altdeutschen; nicht nur der Franzosentaumel im November 1918 sind Warnungstafeln, diesen uns im ganzen Denken abholden Landesbewohnern gegenüber nicht aufs neue den Irrweg von 1870 zu beschreiten und Münsterromantik zu treiben. Sondern es sind auch noch spätere deutliche Kennzeichen dafür vorhanden, daß die Elsäßer, die zurückblieben, die Vorstellung ablehnen, daß es eine elsaß-lothringische Frage für Deutschland gäbe. Es ist durchaus unrichtig, daß sie eine staatliche Gemeinschaft mit Deutschland herbeiwünschen. Wenn Lienhard und andere behaupten, daß Abstreiten einer solchen Frage bedeute soviel, wie das Elsaß im Stich lassen oder Verrat, und es werde einen üblen Eindruck im Elsaß machen, so ist man, als genauer Kenner der Dinge vor dem Krieg, während desselben und danach, vollauf berechtigt, zu bedauern, daß altelsäßische Stimmungsmache sich in dieser Weise hervorwagt.

Lienhard sagt in diesem Zusammenhang: „Wahrheit bleibt Wahrheit, und Würde bleibt Würde." Er selbst sah das Meer von Trikoloren nicht in den Straßen Straßburgs fluten, er selbst hat die Bitternis der Ausweisung nicht am eigenen Leibe verspürt, und er selbst hat die Situationen nicht durchgemacht, die namentlich wir Altdeutschen, aber auch sehr viele der deutschgesinnten Minderheit, durchzumachen gehabt haben. Lienhard hat es nicht erlebt, wie die Denkmäler in Straßburg und Metz — durch Elsäßer und Lothringer! — geschändet wurden; er hat nicht die höhnisch triumphierenden Blicke — auch seiner gebildeten Landsleute — gesehen und dazu schweigen müssen wie wir anderen.

Wer aber dies erlebt hat, der weiß, daß es mit dem Trumpf: ein deutsches Land! nicht getan ist, sondern daß das Wichtigste bei der ganzen Angelegenheit die Frage nach dem deutschgesinnten Volke ist.

Und da ist zweierlei zu sagen.

Die Agitatoren gegen Deutschland, die vor dem Kriege da waren, sind noch immer da. Und Wetterlé und sein weitverzweigter Anhang würde — so ungern er jetzt einen Untergang des Elsäßertums durch die brutalen französischen Methoden sieht — nie und nimmer für Deutschland stimmen. Der ehemalige Zentrumsführer Hauß seinerseits, der weniger nach Frankreich und seiner angebetenen Kultur hinüberneigt als Wetterlé, hat vor einigen Monaten deutlich die Parole: Autonomie, frei von Paris und frei von Berlin! ausgegeben, und in diesem Sinne arbeiten alle „Autonomisten". Das hat mit einem deutschen Elsaß nichts zu tun! Zweitens: am Jahrestag der ruhm-

reichen Schlacht bei Wörth feierten Elsäßer angesichts der zerstörten deutschen Kriegerdenkmäler den Wandel der Zeit auf dem Schlachtfelde. Glaubt irgendjemand ernstlich, daß dieser fanatisch deutschfeindliche Geist dadurch verschwinden würde, wenn wir aufs neue das Lied von den verlorenen Brüdern anstimmten und uns zu einer elsaß-lothringischen Frage für Deutschland bekennen würden?

Die Angelegenheit ist denn doch zu wichtig, um mit unzulänglicher und persönlicher Sentimentalität behandelt zu werden! Ja, sie ist, bei der heutigen Lage Deutschlands, viel zu gefährlich, als daß die Vertriebenen, die bei uns im Reiche eine neue Heimat finden sollen, uns mit moralisierenden Schlagworten vorhalten dürften, der Kinder nicht zu vergessen, die sich der anderen Mutter, der mère patrie, so schamlos in die Arme warfen, indem sie ihren angestammten Brüdern mit Hohn und Spott und Schlimmerem den Laufpaß gaben.

„Wahrheit bleibt Wahrheit, und Würde bleibt Würde." Das ist sehr inhaltsreich, bezogen auf Deutschlands Verhältnis und sein Verhalten gegenüber dem Elsaß und seinen Bewohnern. Und diese Betrachtungsweise, fern von aller falschen Schwärmerei und ungesunder Münsterromantik, sei jedem, der es mit deutschem Zukunftsheil ernst meint, dringend empfohlen!

Dr. KARL WILKER

DER „LINDENHOF" UND ICH

Dr. Karl Wilker war fast vier Jahre lang Direktor der Fürsorge-Erziehungsanstalt der Stadt Berlin in Lichtenberg. Er hatte den Mut und die Kraft, aus einem trüben Gefängnis eine entgitterte Heimstätte für junge, reizbare Menschen zu machen. Das ist weniger das Ergebnis einer Theorie, als vielmehr die Folge einer glücklichen Natur gewesen. Vor Jahren, als ich mit einer Erlaubnis des österreichischen Ministerpräsidenten v. Koerber die Jugendgefängnisse Oesterreichs studierte, gewahrte ich zu meiner Verblüffung, daß ein ehemaliger K. und K. Oberst der idealste Verwalter seines Amtes war. Er hatte für sein Amt eine gewisse praktische Geschicklichkeit, Neigung zu handwerklicher Tätigkeit und eine angeborene frohe, gläubige Liebe und Solidarität mit seinen Jünglingen. Eine pädagogische Staatsprüfung hatte er, mindestens in den ersten Jahren seiner Arbeit, nicht bestanden. Ich weiß nicht, wie viel theoretische Vorbedingungen der frühere Leiter des Lindenhof erfüllt, aber das ist gewiß, daß es ihm gegeben war, den Weg zum Inneren der gefährdeten Jugend zu finden, und daß sie ihm folgten, weil sie ihm zugetan waren Der normale Bürokrat zischelte hinter seinem Rücken und dies Gezischel ist sogar in einer Sammelschrift festgehalten worden, die heimlich, als nicht zu den Akten gehörig, der Gattin des Stadtverordnetenvorstehers Dr. Weyl zugesteckt worden. Wilker selbst hat die Klatschschrift nicht zu sehen be-

kommen, man findet es nur ehrenwert, geheimnisvoll auf sie zu weisen. Die Taktiken der Philister sind eben überall dieselben, ob die regierenden Bürger nun grellrot oder schwarz-weiß-rot kostümiert sind. Zuweilen möchte man sogar glauben, daß die Herzensdürre der Unentwegten die größere sei, aber das rührt vielleicht daher, daß das Tun dieser Redemenschen mit ihrem humanitären Vokabularium so gar nicht zusammenhängt.

Der Kampf um den „Lindenhof" will nicht aufhören — klagt man mir. Und ich kann darauf nur entgegnen: Dieser Kampf wird nie aufhören, wenigstens voraussichtlich nie oder doch vorläufig nie; denn dieser Kampf ist ja gar kein Kampf um den „Lindenhof" mehr. Er ist — wie ich bei seinem Entflammen unseren Gegnern im Heim warnend zurief — ein Kampf der Alten gegen die Jungen, oder besser: ein Kampf des alten Menschen gegen den neuen Menschen!

Und als solcher kann er gar nicht aufhören, nicht eher wenigstens, als bis der neue Mensch sich durchgerungen und durchgesetzt hat.

Um den „Lindenhof" kann es keinen Kampf mehr geben! Er war eine Arbeitsstätte neuer Menschen, neuen Geistes. Er w a r es — und wird es nie wieder, wenn nicht zuvor der neue Mensch sich überall durchsetzt.

Was war der „Lindenhof", als ich ihn übernahm? Er war eine Fürsorgeerziehungsanstalt, gewißlich gut geleitet. Aber immerhin: eine Erziehungs a n s t a l t, wie es damals auch ausdrücklich hieß. Wohl gab es schon Blumen auf den Tischen in den sonst reichlich öden graugestrichenen Räumen. Es gab auch einzelne gute Bilder, aber auch, und weit mehr, recht schlechte und vor allem reichlich viel vom Kronprinzen und seinen Heerführern. Und es gab auch sonst überreichlichen Militarismus mit recht viel „Achtung"-Rufen und Stillestehen. Wohl waren im Treppenhaus ein oder zwei Gitter weggenommen; dafür gab's aber noch vor allen anderen Fenstern zur Außenwelt solche mit Stacheldrähten und Quereisen — Beweis genug dafür, daß sie nicht ausgereicht hatten, Ausreißen zu vereiteln. Wohl gab's keine Dunkelarrestzelle mehr, aber noch zwei andere. Und leider hab ich erst auch noch geglaubt, es gehe nicht ohne sie. Bis ich den Unsinn aller brutalen Gewalt erkannte. Wohl gab es Bestimmungen über körperliche Züchtigung und einen Rohrstock dazu und Beamte, die drauflosschlugen. . . Doch laßt mich schweigen von alledem!

Aus der „Lichte" wurde der „Lindenhof" — selbst dieser neue Name mußte erobert werden! (Lächelt nicht: es ist wirklich so — wenn man auch heute behauptet, es habe das alles in der Luft gelegen.)

Und die Gitter fielen! Wurden zu Indianerhüttengerüsten für unsere Schulbuben! Wir fragten nicht: dürfen wir das? Nein: ganz selbstverständlich war es!

Es war ja auch nur ein Symbol: „Freiheit des inneren und des äußeren Menschen!

Und da kommen nun jetzt Menschen und möchten „Prioritätskämpfe" ausfechten um all das?"

Aber seht ihr denn nicht, wie unwesentlich das ist? Ganz unwichtig! Nur alles ein Nebensächliches, ein Begleitendes zu dem neuen Geiste!

Freilich: da kam eines Tages ein Herr vom Magistrat und fuhr mir naseweisem jungen Menschen über den Schnabel: um den Geist haben wir uns gar nicht zu kümmern — wohl aber um die Ordnung; mit Geist könnte jeder kommen!

Und auch d i e Frau, die das Jugendamt der Stadt Berlin leitet, die das Jugendfürsorgeamt vertretungsweise leitete und wohl noch leitet — d i e s e Frau war ein einzig mal im Heim bei einer Massenbesichtigung. Und da fiel ich wohl in Ungnade bei ihr, weil ich es wagte, mich zu wehren gegen den Vorwurf, hinter meiner freiheitlichen Rederei verberge sich finsterste Orthodoxie, die ihr Mann gefunden hatte in einem mittelalterlichen Marienlied. Damals — vor 1½ Jahren etwa — sagte ich zu den Vertretern und Vertreterinnen der Stadt mit meinem mir so oft verübelten Selbstbewußtsein: Ehe mich Ihre Bürokratie unterkriegt, werf ich Ihnen Ihren ganzen Kram vor die Füße. — Man schwieg!

. . . bis ich jetzt handelte!

Allerdings: nicht gezwungen durch die Behörden ü b e r mir, deren maßgebendste — eben die Leiterin des Jugendamtes — bislang nicht ein Wort m i t mir redete, nur ü b e r mich redete, weil Menschen zu ihr kamen und sagten: Hüte dich; denn der da ist ja ein Kommunist und . . . .

Und da „man" — die alten Menschen — sich arg bedrängt sah von uns, die wir mit dem Prinzip der Autorität gebrochen hatten, die wir als Freunde uns unseren Menschenbrüdern aus des Volkes „Tiefe und Abschaum" ganz hingaben mit unserem ureigensten Wesen, die wir keine Arbeitstage, keine Dienststunden, keine Gewerkschaften und Verbände zur Wahrnehmung unserer Rechte und Interessen kannten, die wir nur Mensch und immer wieder Mensch sein wollten und auch wohl waren — — — da „man" sich gefährdet sah in der ruhigen Beschaulichkeit des Alltags, in dem harmlosen Genußleben der Feierstunden, da mußte „man" sich wehren: und verlangte die sofortige Entlassung meiner Freunde.

Aber: „man" kannte nicht das Wesen der Gemeinschaft und erfuhr zum größten Entsetzen, daß ich mit ihnen ging. Was nun?

Es gab noch ein Mittel: persönlichen Kampf! „Man" griff dazu — konnte es, da „man" wußte, daß ich da nicht mitmache.

Und nun kam alles das, was nicht verstanden war, nicht verstanden werden konnte: mein Leben, das — ja nun: ein neues, anderes war!

Da legte „man" nun alles so aus, wie's alter guter Sitte entspricht!

Und ich? Hatte ich gewußt, geahnt, daß man als „Beamter" sein ganzes Leben beäugen, bekritikern, begreifen lassen muß? Hatte ich in der anderen Leben eingegriffen mit meiner Kritik? (Und wo gäbe es ein Leben, das man nicht unter die Lupe nehmen könnte? — umdeuten und umschwätzen könnte?!!!)

Soll ich mich wehren dagegen?

Aus Liebe wurde der „Lindenhof". Heute ist er nicht mehr, was er war. Aber das können nur die beurteilen, die tiefer sehen konnten als nur die bunten Farben, die Blumen, die Bilder, die Sonne . . . . Nur die können es beurteilen, die ein wenig gespürt haben vom Geist der Liebe! Das sind die ewig-jungen Menschen; die Jugendbewegung ist es!

Wer will's ihr verargen, daß sie kämpfte um ihren „Lindenhof"?!

Nun ist sie wieder ärmer um eine Wirkungsstätte! Wohl gemerkt: nicht um mich!

Ich: Arbeit neuer Art liegt vor mir; stärkerer Aufbau noch. An eine Rückkehr nach Berlin — das sei eindeutig klar gesagt — denke ich nie und nimmer; denn es ertötet unser Menschentum. Das Thüringer Land, dies freie Land und diese Heimat neuer Menschen, lud mich zu sich. Und wie uns einst auf hohem Berge die ersten Ideen unserer freideutschen Jugendbewegung kamen in diesem Land, so soll jetzt neues Leben für unser ganzes Volk von dort aus keimen!

Und daraus werden neue Wirkungsstätten der jungen Menschen werden. Denn das haben wir gelernt in unserem Kampf: Verknöchertes, Versteinertes, altes Traditionelles ändert man nicht mit neuen Regierungen und Räten und Demokratien oder Diktaturen und wie man sonst derlei nun nennen mag — nur schöpferische Menschen werden neues Leben erwecken! Vertreibt uns Unverstand, Angst, Bürokratentum — wir sind Wandervögel und fliegen weiter, bauen in uns und aus uns, was unsrer Sehnsucht Land war und ist: Die Heimat der Menschen . . . . .

Frau Asquiths Selbstbiographie.

Englische Biographien sind oft lebendig und fein, aber ein bedenkliches Ideal schwebt den Verfassern vor — „perfect taste"; — dieser vollendete Geschmack bedeutet ihnen stete Rücksichtnahme und Vorsicht. So wirken sie neben französischen gleichgearteten Werken meistens flau, ihre Gestalten geschlechtslos, der Blutfülle entbehrend.

Nicht so die Selbstschilderung der Frau Asquith.*) Als Leitspruch bringt sie ein Wort des Dichter-Malers Blake: „Vorsicht ist eine reiche, häßliche alte Jungfer, mit der die Unfähigkeit liebäugelt." Zustimmend erwähnt sie die Mahnung ihres Freundes Arthur Balfour an ihren anderen Freund John Morley, als dieser sich daran machte, seine bei uns viel zu wenig bekannte, glänzende Biographie Gladstones zu schreiben: „Seien Sie indiskret und kühn."

Ueberaus indiskret und gewagt ist diese Selbstenthüllung, die Hemmungen des Taktes, der Vorsicht, der Rücksichtnahme sind nicht vorhanden, um so unterhaltender, um so anschaulicher ist aber auch dieses, in einem recht großen Teil der Welt meist besprochene Buch des Tages. Der äußere Erfolg in diesen englisch sprechenden Ländern ist sensationell, das Honorar soll 1300 Lstr. betragen haben. Margots Selbstbiographie wird von einem jeden gelesen, wird jedoch fast von einem jeden mißbilligt. Die Presse hat einen schroffen Ton angeschlagen, „einen Skandal, der sich nicht wiederholen darf", nennt die „Times" das Buch, „Punch" hat es ins Lächerliche gezogen. In gediegenen Gesellschaftskreisen, so höre ich aus London, lautet ein übliches Schlagwort: „Wie könne man sich herablassen, ein so vulgäres Klatschbuch zu lesen!" Trotzdem würde es eben von diesen selben keineswegs ohne Genuß im Geheimen verschlungen. Frau Asquith ist eine Dame, selbstverständlich ist von Klatsch im anstößigen, unpassenden Sinn keine Rede, auch nicht von übelwollender Verleumdung, noch von irgendwelcher kleinlich frauenzimmerlichen Mißgunst. Zweifellos hat auch ihr politischer Liberalismus, haben ihre gewiß nicht deutschfreundlichen, jedoch nicht antideutschen Gesinnungen während des Krieges nicht wenig zu dem Verdammungsurteil beigetragen.

Wie soll man sich eigentlich zu der Frage der literarischen Rücksichtnahme stellen? Die meisten von uns werden antworten: Kein Lebender darf bloßgestellt werden, auch soll man die nächsten Angehörigen eines Verstorbenen nicht kränken. Daß diese naheliegenden und kleidsamen Grundsätze so oft befolgt worden sind,

*) The Autobiography of Margot Asquith, Thornton Butterworth Ltd. London 1920.

bedeutet eine nicht wieder gutzumachende Schädigung der Geschichte. Jede eingehende, zuverlässige und lebendige Schilderung von Augenzeugen ist eine Bereicherung, ist dankbar zu begrüßen. Maßgebend ist die anständige Gesinnung, die Treffsicherheit des Blickes; auf diese Eigenschaften darf Frau Asquith Anspruch machen. Fernerhin ist maßgebend der Zeitpunkt der Veröffentlichung, und hier trifft Frau Asquith die Schuld. Wollte sie sich selber, ihr Aeußeres, ihre Gefühle, ihr Vorzüge, ihre Herzensgeschichten, ihre Erfolge haarklein schildern, so ist dies ihr Recht; daß sie gleichzeitig ihre ganze Verwandtschaft, ihren ganzen Freundeskreis, man kann fast sagen, auch das ganze politische England mit dieser selben, reizvollen, aber bedenklichen Offenheit preisgab, darf und muß man ihr verargen.

Dreißig — fünfzig Jahre nach ihrem Tod — wer hätte diese oft glänzenden Kulturbilder nicht freudig bewillkommt!

Weshalb sie sich hierzu nicht entschloß, ist überaus klar, selbst wer nichts weiter von ihr weiß, als was diese Blätter erzählen, erkennt, daß dieser späte Ruhm ihr wenig zugesagt hätte. Keine einzige Selbstbiographie ist mir bekannt mit einer auch nur ähnlich langen Aufzählung von erhaltenen Schmeicheleien wie von günstigen Beurteilungen, die teils von anderen, teils aber auch von ihr selber ausgegangen sind. Viele dieser Schmeicheleien sind durch Briefe ihrer namhaften Freunde . . . Gladstone, Herzog von Argyle, John Addington Synonds, dem Master of Balliol Jowett und vielen anderen beglaubigt. Ich halte eine jede für durchaus authentisch und aufrichtig, allerdings teile ich nicht immer das Urteil. Gewiß, entzückend kräuselt sich ihr volles Haar, sie ist eine glänzende Reiterin, ritt gelegentlich nicht nur die Hausstufen, sondern auch die Treppen hinauf, kletterte über die steilen Dächer des väterlichen, modern-gotischen Schlosses; so ungewöhnlich mag ihr Tanzen gewesen sein, daß sie es, wie Fachautoritäten behaupteten, in diesem Beruf sehr weit hätte bringen können. Möglicherweise, obwohl es mir übertrieben scheint, war sie mit Ausnahme ihrer eigenen Tochter und ihrer Stieftochter das einzige junge Mädchen, das sich ehrlich für Politik interessierte. Hingegen bezweifle ich ihre glänzende literarische Befähigung; sie kennt und schätzt die englischen Klassiker, schreibt ganz gut — aber nicht mehr, hat sich vergeblich mit der Belletristik befaßt; nie hat sie anscheinend eine neue Begabung entdeckt, gefördert. In der Kunst überschätzt sie ihr Urteil wohl ebenfalls, und wenn eine Engländerin sich für „überaus musikalisch" hält, hegt man Zweifel. Wirklich Musikalische wissen von der schwerwiegenden Bedeutung eines solchen Wortes, und zufälligerweise höre ich, daß sie Maud Valerie White, die erfolgreiche Komponistin sentimentaler Reißer, für einen „Genius" hält.

Aber selbst wenn man es nicht seit langen Jahren wüßte, die überflotte, übergewagte Margot Tennant, spätere Premierministerin, die auch jetzt, in der zweiten Hälfte der Fünfziger stehend, eine elegante Erscheinung, tanzt und reitet, ist weit über das Durchschnittsmaß begabt, ist eine starke Persönlichkeit ohne die allergeringste Frage. Ungewöhnlich fein kann sie beobachten, sie, die geschätzte Freundin der bedeutendsten Männer und Frauen, hat viel zu sagen und viel zu geben. Man hat diese Autobiographie jener der Marie Bashkirtseff an die Seite gestellt, und Margot Tennant wurde, als dieses vibrierende, nackte Tagebuch erschien, oft mit dieser hochbegabten, vom Ehrgeiz verzehrten jungen Russin verglichen. Die „schrankenlose Aufrichtigkeit" der Bashkirtseffschen wie der Rousseauschen Beichte ist bekanntlich erfolgreich bestritten worden. Wenn diese neue Selbstenthüllung auch gewiß nicht absichtlich fälscht, verschweigt sie manches.

In Margot Tennant-Asquith und der Bettina von Arnim ersehe ich eine überaus verwandte Ader. Gewiß gehört eine gewisse Leichtigkeit der Einstellung, eine gewisse bewegliche Phantasie dazu, von den recht abweichenden Lebensbedingungen abzusehen. Hier die verwöhnte Tochter eines schwerreichen Hauses, das glänzende, berauschende, den ganzen Menschen in Anspruch nehmende Londoner Leben, zahllose, in der Biographie keineswegs verschwiegene Anbeter, eine leidenschaftliche Hingabe zum Sport, ein leidenschaftliches Interesse an der Politik. Bei Bettina wiederum eine unvergleichlich höhere Begabung in der Literatur, in der bildenden Kunst, in der Musik. Beide haben den fördernden Umgang, die nahe Freundschaft der Geistesgrößen ihrer Zeit genossen, beide besaßen eine sprühende Lebensfülle, einen hinreißenden Feuerwerksgeist. Beide sind stark empfindend, Margot mit religiöser, Bettina mit ethischer Färbung, beide sind der aufopferndsten Freundschaft fähig, beide sind exzentrisch, gewagt, oft geschmacklos, oft taktlos; in ihren Veröffentlichungen neigen beide zur Selbstverherrlichung und sind schrankenlos unvorsichtig. Beide sind Naturen, beide haben eine echte, angeborene Genialität, beide sind, trotz aller Schlacken, seltene Ausnahmewesen.

Darum gibt sich die Londoner Gesellschaft ein Armutszeugnis, wenn sie schlankweg dieses Buch als ein minderwertiges verwirft. Recht vieles läßt sich dagegen vorbringen, es ist jedoch nicht nur überaus unterhaltend, es hat bleibenden kulturhistorischen, politischen Wert. Diskretion bedeutet Lebensklugheit, ist eine warm zu empfehlende Vorsichtsmaßregel, selten ist sie Freundin, oftmals Feindin der besten Biographien.

Einhundertundfünfzig Jahre sind ein gewaltiger Zeitraum, gemessen am Leben des Menschen. Die Nation aber mißt mit anderen Maßen, und jenes Damals ist ihr ein Gestern. Damals war über der deutschen Nation eine Zeit wie junger Morgen, aufsteigend gegen hohen Mittag. Die Stunde im Leben des Volkes, die heute geschlagen hat, wüßten wir kaum zu benennen. Aber wir müssen sie auswarten und fest und ruhig in ihr stehen: das ist unser Teil.

Mozart war da, und hier in diesen Gemarken, wo sich das neue und alte Europa berühren, an diesem Grenzstrich zwischen römischem, deutschem und slawischem Wesen, hier war die Musik entstanden, die deutsche Musik, die europäische Musik, die wahre, ewige Musik unseres Zeitalters, die volle Erfüllung, natürlich wie die Natur, unschuldig wie sie. Aus den Tiefen des menschlichsten der deutschen Stämme hervorgestiegen, trat sie vor Europa hin, schön und faßlich wie eine Antike, aber eine christliche, gereinigte Antike; unschuldiger als die erste. Aus den Tiefen des Volkes war das Tiefste und Reinste tönend geworden; es waren Töne der Freude, ein heiliger, beflügelter, leichter Sinn sprach aus ihnen, kein Leichtsinn; seliges Gefühl des Lebens; die Abgründe sind geahnt, aber ohne Grauen, das Dunkel noch durchstrahlt von innigem Licht, dazwischen die Wehmut wohl — denn Wehmut kennt das Volk — aber kaum der schneidende Schmerz, niemals der Einsamkeit starrendes Bewußtsein.

Für ewig hatte dieses junge Volk der Deutschen, das späteste in Europa, das neugeborene aus dem Grab eines dunkeln Jahrhunderts, seine Stimme gewonnen, und ihr Wohllaut fließe ewig durch die aufeinanderfolgenden Geschlechter hin und sei gesegnet, und das Volk erkenne in ihm den innersten Klang seiner frommen und freudigen Seele: aber wer ist Beethoven, daß wir trotz Mozart ihn heute feiern, in der dunklen, ungewissen Stunde, als einen, der keinem weicht; daß wir heute sagen: jener war der einzige, er aber war der Gewaltige?

Nicht länger in diesen neueren Zeiten bleiben die Nationen eine Einheit in sich, wie wir uns die Alten denken oder die großen Völker des Orients: wie ein einziger metallener Stab das ganze Volk, einen vollen Ton gebend unterm Hammerschlag des Schicksals; am wenigsten sie, die zerklüftete von Anbeginn, die deutsche. Myriaden Seelen lösen sich von der innigen Gemeinschaft und bleiben, Gelöste, ihr doch schwebend verbunden: unantiken Gepräges, die neueren Menschen, Vorväter uns und Brüder zugleich, denn wir sind für dieses Geschlecht wiederum, was sie für ihres

waren: die Geistigen; nicht die Blüte der Nation, wer wagte das zu sagen ohne Scham? — auch nicht das Herz, aber doch wohl ihr Flügel, mit dem sie sich wagt über den Abgrund der Sonne entgegen. Nichts war würdig an ihnen, zu bestehen, wofern sie sich abtrennten im Letzten von der Wesensart des Volkes, und doch war Vereinzelung ihnen auferlegt. Furchtbar war und ist ihr Geschick; an ihnen aber hängt doch das Geschick der Nation, und sie sind die Erbvollstrecker der Jahrhunderte. Hin und her geworfen zwischen großem Stolz und Schwachmut, zuzeiten dünken sie sich Göttersöhne — Schöpfer, das ungeheure, fast lästerliche Wort dünkt ihnen nicht zu groß, die Fülle zu malen, die sie in sich tragen; dann aber stürzen sie wieder dahin wie Ikarus. Das Stumme, Ungesellige der Nation, in ihnen ward und wird es zur glühenden Qual. Sie verzehrten sich im Gefühl der unmittelbaren Fülle. Mitten unter den Menschen waren sie einsam wie die Eremiten. Ihrem Drang zu genügen, kam Werther, der maßlos Liebende, Faust, der maßlos Begehrende; für sie warf Schiller Gestalt auf Gestalt in die Welt, die dem Gesetz der Welt das Gesetz des eigenen einzelnen Herzens entgegenstellte, und hieß in kühnen Reden hochsinnig die Gestalt überbieten; für sie horchte Herder, begabt mit maßloser Gewalt des Ohres, in die Jahrhunderte und in die Völker. Aber ihrem Drang war der Werther unzulänglich, der Faust gab ihnen nicht das Letzteste; über Herders Ohr ging ihre Begierde hinaus, das Unhörbare zu erhorchen, und Schillers Gestalten waren die Beredsamkeit ihrer Träume, nicht der Nerv ihrer Taten. Denn dieser Beredsamkeit letztes Ziel war Politik, und danach stand ihnen nicht im Tiefsten der Sinn, dazu waren sie zu unreif und zu überreif immer wieder. Sie ringen um das lebendige Wort und um die lebendige Tat, sehnen sich nach dem Unerreichlichen: daß das Wort und die Tat eins sei. Mozarts Klänge waren ihren drangvollen Herzen zu erhaben in ihrer Harmonie und zu irdisch friedevoll. Sie wollten den Redner, der ihr Zerklüftetes in eins brächte und das Uebermaß der Empfindung reinigte und heiligte; den Priester, der ihr Herz hinauftrüge vor Gott wie ein verdecktes Opfergefäß; den Wortführer — aber wie sage ich es? Sie wollten den Priester ohne Tempel, den Wortführer gewaltig wie Moses und doch beschwerten, behinderten Mundes; sie wollten den Redner, das Unsägliche zu sagen. Ihre ganze Inbrunst ging auf das, was unerfüllbar schien. Da rief der Genius der Nation noch einen: da trat Beethoven hervor.

Er trat herein in Haydns und Mozarts Welt, wie Adam hereintrat zwischen die vier Ströme des Paradieses. Er glich den Engeln und war nicht ihresgleichen, frommen, aber störrischen Gesichtes: er war der erste Mensch. Sein Verhältnis zur Musik war nicht

mehr unschuldig, es war wissend. Das singende, gleichsam mit Menschenstimme sprechende Orchester unter seinen Händen sang nicht mehr reinen Wohllaut, verklärte Harmonie der Schöpfung: es sang eigensinnig des einzelnen Menschen Lust und Weh. Jeder Musiksatz war ein Thron der Leidenschaft. Ihm war Brust und Stimme gegeben, das Heilige aus seinen geheimen Wohnsitzen zu rufen, und er rief es zu sich, dem Einsamen, mit ihm zu ringen und mit ihm zu spielen. Einsam führte er ein tönendes Gespräch mit dem eigenen Herzen, mit der Geliebten, mit Gott, ein stockendes Gespräch, oft ein erhaben-verwirrtes. Aus unzerbrochenem, im Aufruhr noch frommem Gemüt ward er der Schöpfer einer Sprache über der Sprache. In dieser Sprache ist er ganz: mehr als Klang und Ton, mehr auch als Symphonie, mehr als Hymnus, mehr als Gebet: es ist ein nicht Auszusagendes: eines Menschen Gebärde ist darin: der dasteht vor Gott. Hier war ein Wort, aber nicht das entweihte der Sprache, hier war das lebendige Wort und die lebendige Tat, und sie waren eins.

Sein Werk ist nicht volkstümlich und wollte es nicht sein. Aber es ist darin das, was vom Volk emporsteigt in die einzelnen und dort aufs neue Wesen wird, so wie das ganze Volk ein Wesen ist; darum kann sich zwar das Volk in seinen Werken nicht erkennen, aber die einzelnen, die vom Volk abgelöst sind und zu ihm gehören, können ihr und ihres Volkes Wesen in ihm erkennen. Dem Mann aus dem Volk gleichend, hatte er eine unzerbrochene, unzerklüftete Seele. Aber er hatte, was das Volk als ganzes nicht kennt und was die vielen nicht kennen, die das Wort meist trüglich im Munde führen: geistige Leidenschaft, und aus ihr machte er den Sitz der Musik. Stark war er, und beherzt und mutig und unschuldig wie ein Kind; aber in Ahnung und Aufschwung konnte er sich erheben, wohin kaum je ein Mensch gedrungen war. Aufrichtig war er und wahr; alles im Bereich des Geistes hat er gefühlt und gekannt, nur nicht den Zweifel. Jede Regung des Gemüts hat er auszusprechen vermocht, nur nicht den Leichtsinn. Ganz war er: was ihn traf, das traf den ganzen Menschen. Sein Leib war stark und kraftvoll bis zur Derbheit und ausgestattet zu leiden, wie eines Propheten und Mittlers Leib. An dem Sinn, der ihm das Uebersinnliche zubrachte, traf ihn die Prüfung und machte ihn ärmer als den gewöhnlichsten Menschen. Darin gleicht er dem Moses, der reden mußte mit Gott für sein Volk und ein Stammler war. Sein Leib und sein Geist waren eins, schließlich blickte sein gewaltiges, störrisches Antlitz genau wie seine Werke, und wo sein Leib ruht, da ist wahrlich eine geheiligte Stätte und das Grab eines Heroen. Ehre uns und Erhebung auf immer, die wir es umwohnen. Denn ihn trugen, so war

es bestimmt, vom fernen Rhein zu uns her die Schritte; Mozart und Haydn, die unseren, traten ihm entgegen; unsere Landschaft hat ihm mit Rauschen der Bäume und Singen der Vögel das Herz gesänftigt, solange noch ein Laut der Welt in sein Inneres drang; auf unseren Boden hat er sich hingeworfen, in sich hineinzuhorchen, und Grillparzer und Schubert haben seinen Sarg zu Grab getragen.

Feierlich ist dieser Augenblick, da wir eines solchen Menschen gedenken, und wie er unter uns herumging und wie wir den Fuß in die Stapfen seiner Füße setzen — und erhöht dadurch, daß er ein großes Volk in der Erniedrigung trifft. In der lichtlosen Stunde erglänzen die Geschmeide des Himmels, und unter diesen ist er. Es ist nicht die Stunde, Feste zu feiern, aber es ist die Stunde, sich zu sammeln und sich aufzuerbauen. Angegriffen ist diese Nation in ihrem Tiefstem, und unzerbrochen dennoch trägt sie, und trägt nicht knirschend, sondern in tiefen Gedanken. Verschuldung fühlt sie gegen den eigenen Genius und will ihr Herz emporheben über die Verschuldung. In den einzelnen sucht sie sich wieder herzustellen, der eigenen unerschöpflichen Tiefe dunkel bewußt, und wieder hängt an den einzelnen das Geschick und an der Jugend, ob sie sich würdig erweise. Abermals zeigt sich das Zeichen der im Tiefsten ungeselligen, unberedsamen Nation. Das Wort der gemeinsamen Sprache, das alle binden sollte zur Einheit, hält alle tausendfach auseinander wie Ketzer und Widerketzer. Die Nation hat im Geistigen nicht einerlei Sprache, so hat sie keinerlei. Ihr fehlt aber und abermals der Seelenmittelpunkt, so liegt sie da, ihres eigenen Daseins nicht mächtig, und mit fremden, verworrenen Gedanken wie ein Krankes. Aber die einzelnen sind des Hohen noch eingedenk, und noch tragen sie in sich aufgebaut den Thron der geistigen Leidenschaft, von wo der glühende Gedanke, nach allen Seiten ausladend, hineilt, zu umfassen ein Ewiges, nie ganz zu Umfassendes. Dem Wort mißtrauend, sind sie unberedsam aus Keuschheit; in ihrem Herzen aber ist sprachlose Sprache, die über allen Sprachen ist, ist Wissen um alle Finsternisse des Daseins, und dennoch Hoffnung bis an die Sphären.

In diesem feierlichen Augenblick treten sie ernst zueinander, und wo ihrer nur zwei oder drei beisammen sind, da ragt über ihnen ein Haupt unausdeutbaren Ausdruckes, störrisch und fromm zugleich: — templum in modum arcis — ein Gottestempel in Gestalt einer Burg: Beethovens Haupt.

Wir gedenken seiner in dieser Stunde. Möge er in der gleichen Stunde unser gedenken und durch uns hinziehen mit dem Wehen seiner Kraft und seiner Reinheit.

PETER ALTENBERG

MÜNCHENER BRIEF

München, 25. Oktober 1899.

Liebster Stephan!

Wenn die körperlichen und seelischen Kräfte erschöpft sind, tritt bei verhältnismäßig günstig organisierten Naturen, gerade bevor sie endgültig dem Abgrunde zusteuern, ein letztes verzweifeltes Zusammennehmen der letzten Energie-Reste ein, um das Ganze zu retten.

Ja, ich bedarf der Ruhe, der Einsamkeiten, der Widerspruchslosigkeit, der langsamen Wiederherstellung durch ein ganz ungestörtes unkompliziertes Dasein. Ich nähme alles, was sich mir von selbst böte, wie ein Sterbender einen Labetrunk, gerne, dankbarst an, aber mit dem Kämpfen und Ringen ist es endgültig vorbei!!! Mein Bruder Georg schreibt mir Dinge, die bestimmend wirken: Er sagt, in seinem belasteten Dasein wäre mein aufblühender Name, mein geistiger Sieg, das einzige gewesen, was ihm in seinem ganzen Leben der Lichtblick gewesen sei. Er habe und bringe weiter das schwere Opfer meiner ökonomischen Erhaltung, meiner Freiheit. Aber ich möge ihm zuliebe dieses Gott-begnadete Leben nicht zerstören und ihm zuliebe versuchen, in Selbstbeherrschung langsam an mir zu arbeiten, bevor ich ganz endgültig verkäme! S. Fischer schreibt mir desgleichen und stellt mir alle seine Freundschaft zur Verfügung.

Ich bin so tief zerstört, daß ich weitere Zerstörungen überhaupt nicht aushielte!!!

Ich komme zurück, bald, sehr bald.

Hier könnte man auch leben, wie überall, wo keine Feindseligkeiten wohnen.

Halbe und Hartleben behandeln mich mit außergewöhnlicher Verehrung und Freundlichkeit.

Halbes Frau ist sehr hübsch.

Heute ist Hartlebens Premiere. Ich war bei Halbe heute zum Essen geladen und bat mir dazu als Gäste noch Hartleben und Wilke. Dann sollten wir gemeinsam in die Premiere. Aber körperliche Leiden ließen mich heute noch abschreiben.

Hartleben lud mich gestern in eine Loge ein zur „Mascotte".

Victor Bamberger zahlt alles, was ich selbst zu zahlen nicht in der Lage bin, alle Soupers im „American Bar", entlastet mich, wo es angeht.

Mit Karl Hauer bin ich viel beisammen.

Er verachtet den „Juden" Messer.

Die Künstler sind eigentlich nichts anderes als christlich-germanische verbummelte Saufbrüder und Burschenschaftler. Sie erhalten sich naiv durch Saufen, sind der letzte Gegensatz zu Schnitzler — Salten — Beerhofmann — Loris! Sie trinken sich frei, ledig!

Wer gut saufen kann, könnte es hier mit den Künstlern sehr gut aushalten. Dieses aber ist das wichtigste Erfordernis. Denn alle Freundschaft und Gemütlichkeit erblüht aus dieser Quelle. Man ist naturgemäß mißtrauisch gegen einen, der nicht saufen kann, hält ihn für einen „spintisierenden Juden!" Ich gewann alle Sympathien durch meine Spatenbräu-Verehrung!

Ihr

Peter Altenberg.

ROBERT WALSER

EIN POET

Ein Poet schrieb: ich kam nicht auf eigenen Wunsch zur Welt. Was war ich für meine Eltern? In erster Linie eine Sorge.

In der Schule erlebte ich teils Niederlagen, teils Erfolge. Der Geschichtsunterricht begeisterte mich. Die Religion mit Jesus Christus war mir süß. Das war nicht widerwilliges Lernen, sondern beinahe Unterhaltung, Genuß. Mir erschien die Religion wie eine Art Roman, und die biblische Geschichte floß in mich als etwas ebenso Schönes wie Selbstverständliches.

Die folgenden Jahre verbrachte ich mit Aufwachsen. Alles, was in dieser schlichten Ausdrucksweise liegt, will ich übergehen, denn ich fühle mich verpflichtet, mich vor Weitschweifigkeit in acht zu nehmen.

Als ich zwanzig Jahre alt war, saß ich häufig recht sehr nachdenklich am Tisch und schrieb Verse, wobei ich den Kopf in die Hand stützte, weil die Dichtkunst mitunter minutenlang stockte.

Zuweilen wußt' ich absolut nicht mehr weiter, dann gelang mir wieder ein Vers wie spielend, als sei alles schärfere Ueberlegen eine große Dummheit, weil durchaus überflüssig.

Eines Tages schrieb ich an einen Herrn: „Ach, seien Sie doch so gut und lesen Sie alles dies durch und sagen mir, wie Sie's finden. Teilen Sie mir Ihre Kritik ungeniert mit, ich habe Mut genug, sie zu ertragen."

Damit sandt' ich ihm das Geschaffene kühn ein und wartete voll Ungeduld auf Antwort. Diese langte nach einiger Zeit an und lautete: „Völlig Armer, Ihre Gedichte sind total dilettantisch."

Ich glaubte zwar nur halb, was er schrieb, war aber immerhin verwirrt, fühlte mich sozusagen etwas matt, packte meine paar Sachen zusammen und wanderte fort.

Es war Abend, in den duftenden Bäumen sangen die Vögel so schön, wie ich's nie vernommen hatte. Die Zärtlichkeit, die ich empfand, hob mich in den Himmel, falls man so reden darf. Die Sommernacht war ja auch zum Entzücken. Ich stand und fragte mich: „Wohin nun?"

Leute schauten mich an, ich sie auch. War das nicht seltsam? Ich glich einem Kinde, das sich verirrt hatte und nun beinah' weinte, obschon es die Lippen zu einem spöttischen Lächeln verzog. Sind Spott und Schmerz nicht nah verwandt?

Ich raffte mich auf und ging. War die Ungewißheit nicht etwas Herrliches? Aus einem Fenster tönte Musik, an den Hecken küßten sich Liebespaare.

Die Nacht glich einer schlafenden Frau, der Mond einem Traum. Solche und ähnliche Worte sind sicher schon oft gesagt worden, und ich bedaure, sie nicht umgangen zu haben. In einem Hause war Licht, mich zog's hinein.

Ich ging in den Garten, kam vor die Tür und klingelte. Ein Diener öffnete und fragte: „Was will der Mensch zu so später Stunde?" — „Führe mich hinein," erwiderte ich.

Ich weiß nicht, ob ihn die Dreistigkeit und das Unmittelbare meiner Redeweise verblüffte, er schaute mich an, vergaß ganz und gar, was sich für ihn schickte, brachte keine Frage mehr vor, sondern lud mich ein, ihm zu folgen.

Das tat ich und stand alsbald vor einer Frau, die über den unangemeldeten Besuch nicht die leiseste Verwunderung zeigte, vielmehr sich benahm, als hätte sie mich längst erwartet.

„Ich ging lange herum," erlaubte ich mir, ihr zu sagen, „und bin ziemlich müde. Das Leben ist eng, die Welt klein und einförmig. Aber ich will in dieser Tonart nicht fortfahren, gnädige Frau könnten mich sonst für einen Philosophen halten. Sie sind schön und gerade so fremdartig, wie ich wünsche. Ihr Lächeln kündigt mir an, daß ich eine Frau vor mir sehe, die gern hört, was nicht stündlich gesagt wird. Ich habe Zutrauen zu Ihnen und bitte Sie, solches auch mir entgegenzubringen. Ich habe gedichtet und bin davon so überanstrengt, daß ich Erholung nötig habe. Auf meiner Wanderung schaut' ich in vieler Menschen Augen und habe schier unzählige

Bekanntschaften gemacht, aber alles ging fort, ich blieb allein, mich trieb es aus einem Verhältnis ins andere. Nun häng' ich von Ihrem guten Willen ab und hoffe, Sie zeigen mir Gnade in Hülle und Fülle."

Beifügen muß ich, daß ich einen ganz dummen Anzug trug.

„Haben Sie etwas einzuwenden, wenn ich Sie bitte, mir Gesellschaft zu leisten?" Mit diesen Worten gab sie mir die Hand, die ich lebhaft drückte und nebenbei für die schönste, zarteste Hand der Welt hielt.

Ihr Gesicht war sehr hübsch; ich will es aber unbeschrieben lassen, weil das interessanter ist. Gekleidet war sie sowohl wie eine vornehme Frau als beinah' wie eine Fürstin. Ich geh' wohl hierin etwas weit, habe das aber von jeher getan.

Welch eine liebenswürdige Art sie hatte, mit den Augen zu reden und mit der Miene Unterhaltung zu machen, aber das alles gehört nicht hierher. Was bin ich für ein Durcheinanderschüttler von dutzend Dingen.

Ich war auch gar nicht ordentlich gekämmt, doch sie nahm keine Notiz davon. Lächelte sie, so war's, als wenn rings Musik klinge, und zwar Musik von allerbester Sorte, nicht Klavier, nicht Geige, nein, etwas ganz anderes, etwas, das sich gar nicht sagen läßt.

Sie wies mir ein Zimmer an, sagte gute Nacht und überließ mich meinen Eindrücken, die die denkbar besten waren. Hat diese Geschichte nicht viel Märchenhaftes? Nun gut, ich schlief ein, und als ich aufwachte, war ich erquickt wie nach einem Bad.

Beim Frühstück sagte sie mir, sie sei in eine „Affäre" verwickelt. Ich erwiderte, das hindere mich nicht, mich bei ihr wohlzufühlen. Sie könne verwoben sein, in was sie wolle.

Sie ernannte mich zu ihrem Minister des Innern. Ich lehnte jedoch den Posten ab, erklärte rund heraus, er erscheine mir zu gewagt. Hohe Verantwortung tragen, sei mir lästig, Aemter von Gewicht würden sich kaum für mich eignen.

Auf die Frage, was ich zu tun dächte, welche Tätigkeit ich vorziehen würde, gab ich ihr zur Antwort: „Ich werde dichten und Ihnen das Geschriebene jeweilen vorlesen, freilich nicht unter fünfhundert Mark pro Stunde."

„Damit bin ich einverstanden," sagte sie, „und nun überlasse ich Sie den zahllosen Freiheiten, die Sie sich unter der Voraussetzung herausnehmen dürfen, daß Sie artig sind und sich zu zügeln wissen."

Ich versicherte ihr, sie könne sorglos sein.

AUS DEM TAGE-BUCH

ANNA BOLEYN

Unsere Mütter lasen Luise Mühlfeld und Gregor Samarow. Historische Romane mit leise betontem Liberalismus. Jetzt werden sie nicht mehr gelesen oder höchstens von Filmdramaturgen (vorausgesetzt, daß sie in Zeitschriften ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden. Insbesondere Samarow kann ich zur Plünderung dringendst empfehlen).

Der historische Roman wird durch den historischen Film ersetzt.

Natürlich war Samarow, der Schreiber, inhaltsvoller als Samarow, der Verfilmte. Bei Samarow gibt es noch einen Dialog, der einiges vom Geiste der Epoche festzuhalten trachtet, im Film gibt es nur Bilder und Bilder-Aufschriften. Je weniger Aufschriften, desto besser der Film. Aber vom Standpunkt der Verlebendigung einer Epoche ist der Film wahrscheinlich das eindringlichere Darstellungsmittel. Lese ich im historischen Roman, daß zu Anna Boleyns Zeiten Gabel und Messer noch nicht in Gebrauch waren, so haftet das nicht fest im Gedächtnis. Habe ich aber Jannings als König Heinrich VIII. tafeln gesehen, wie er mit gierigen Fingern in die Schüssel greift und das gebratene Fleisch zu den gefletschten Zähnen reißt, dann vergesse ich Seine Majestät, das fressende Tier, nicht wieder.

„Anna Boleyn" ist d e r historische Film.

Der Verfasser, Norbert F a l k, hat ein dramatisch fest gebautes Buch geboten, in dem für viele Bildmöglichkeiten Raum gelassen wurde. Man kann sich kaum ein saubereres, anständigeres, klügeres Buch wünschen. Kein einziger dichterischer Einfall. Keine leise Anwandlung von Humor. Keine phantastische Regung. Aber ein musterhaft ausgerechnetes, dank seiner Nüchternheit höchst wirksames Buch. Soll man von einer geistigen Absicht des Textes reden, so müßte man annehmen, der Verfasser sei ein Römling, der mit der Lebensgeschichte der armen Anna Boleyn beweisen wollte, wie schlecht es allen Weibsen geht, wenn sie gegen den Willen des Papstes einen untrennbar verheirateten Katholiken zum Gatten nehmen. Solcher Frevel gegen des Papstes Willen endet auf dem Schaffot. Die gute Luise Mühlfeld, der freie Gregor Samarow werden sich im Grabe umdrehen, wenn sie hören, wie romfreundlich ihr Nachfolger handeln läßt. Aber es ist nicht anzunehmen, daß Norbert Falk bewußt päpstliche Propaganda für die Unlösbarkeit der katholischen Ehe treiben wollte, der Verfasser ist ja, so viel ich weiß, kein orthodoxer Katholik und auch Davidsohn und Lubitsch liegt Zentrumspropaganda fern. Immerhin kann dieser Film auch in katholischen Jünglingsvereinen vorgeführt werden.

Ich sah ihn zwei Stunden lang mit Vergnügen an. Das ist L u b i t s c h s Werk. Die „Anna Boleyn" ist weit besser geglückt als der Sumurun-Film; erstens, weil die Handlung klarer und geordneter ist, zweitens, weil Lubitsch hier zwischen Massenszenen sehr geschickt die Personenbilder eingeschoben hat. Die Masse, von Lubitsch ganz souverän verwendet, drängt sich hier nicht vor, der Einzeldarsteller kommt zu seinem Recht. Unzweifelhaft ist in

diesem Manövrieren mit ein paar Tausend Filmrekruten ein wilhelminisches Element. Deshalb erinnert ein oder das andere Bild an Momentaufnahmen der „Woche". Die menschenübersäte Straße, der Einzug des Königspaares, das Tücherschwenken des zur Begeisterung kommandierten Volkes — all das enthält Reminiszenzen an das wilhelminische Zeitalter, und da die Deutschen ihm innerlich noch nicht entwachsen sind, war diese unbewußte Erinnerung und Durchflechtung mit monarchischen Bildern ein Element des großen Erfolges.

Der große Erfolg war da. Und er wäre dagewesen, auch wenn Norbert Falk nicht leitender Redakteur bei Ullstein wäre. Er hätte sich auch eingestellt, wenn die erste Vorstellung nicht zugunsten der Berliner Presse stattgefunden hätte. Der Film hat Spannung und Knappheit, Logik und Steigerung und das Kulturhistorische ist weise dosiert.

Lubitsch hat ihn mit souveräner Sicherheit dirigiert. Sicher wird dergleichen nur in Deutschland so tadellos inszeniert. Ich habe immer das Gefühl, bei Reinhardt wie bei Lubitsch, daß jetzt wir im Theater und Film die Vorzüge der alten militaristischen Epoche einheimsen. Die Massenszenen können nur bei einem manövergeübten Volke so stramm durchgeführt werden. Aber Lubitsch ist mehr als ein Generalstabschef der Filmstatisterie. Das sieht man in den Einzelszenen, im besonderen in den Szenen mit der eigentlich kühlen, aber reizenden Egede Nissen. (Weil ich Phantasie über Kommandogewalt stelle, deshalb bleibt mir der Lubitsch der „Puppe" der wertvollste.)

Jannings Leistung als König Heinrich rechtfertigt künstlerisch sein langes Schweigen im Theater. Dies fressende, raubende, ... kitzelnde (ich wage es doch nicht, das richtige Attribut niederzuschreiben) Königstier ist ein Naturphänomen von unvergeßlicher Echtheit. Wie kindlich - tierisch das blöde Lachen der siegenden Bestie, wie düster die grollende Instinktivität des verletzten Tieres!

Die Anna Boleyn der Henny Porten ist ergreifend in den reizend inszenierten Szenen im Wochenbett (Säuglinge und Hunde sind und bleiben die unerreichten Filmdarsteller). Wenn sie sich über ihr kleines Wurm beugt, die blonde deutsche Mutter, noch geschwächt von der sanften Müdigkeit der Niederkunft, dann klopfen alle mütterlichen Herzen, also namentlich die der Männer, denn die Mütterlichkeit ist in diesem Zeitalter zu den Männern geflüchtet. Der letzte Königinnenhochmut fehlt der fraulichen Porten, auch die letzte Ausdrucksfähigkeit im Antlitz. Ihre weichen Wangen sind schwer zu beleben, und wie viel spricht sich auf den Wangen aus, deshalb schrieb Burne Jones einmal das Wort: Sehnsuchtswange. Aber, mäkelnde Zeitgenossen, wo ist die Filmdarstellerin, die dies alles stärker, hoheitsvoller, erschütternder dargestellt hätte? Ich weiß keine. Der Ufa fehlt, in ihrer gerade jetzt so bewährten Organisation, ein Mann mit der Wünschelrute, ein Talentefinder, insbesondere ein Witterer für weibliche Talente.

Vor der Aufführung dachte ich Die Zeit der großen Massenfilme se vorüber. Das glaube ich nicht mehr Gerade die so ausgezeichnet beweg-

ten Massenszenen entschieden den Erfolg der „Anna Boleyn" bei uns und — bei den amerikanischen Vertretern. Im Grunde wird d e r Film bei uns gespielt werden, der sich in Amerika am leichtesten absetzt. (Einer schönen blonden Dame sagte unlängst ein Filmgewaltiger: „Fräulein, Sie sind sehr hübsch, aber leider kein Auslandsgeschäft".)

Wenn es wahr ist, daß „Anna Boleyn", wie man mir erzählte, für 200 000 Dollar, das sind 14 Millionen Mark, nach Amerika verkauft ist, dann sind die sieben oder acht Millionen Herstellungskosten (mir kommt es auf eine Million nicht an) bloß durch Amerika mehr als gedeckt und das Geschäft in Deutschland, Südamerika, Europa bleibt als angenehmes Plus daneben. Deshalb bekommen wir noch eine Serie historischer Filme.

Luise Mühlfeld ist unsterblich.

AUF GUT DEUTSCH

In München gibt Herrn von Hülsens Entdeckung, Herr Dietrich E c k a r t , ein Blatt heraus, das er „Auf gut deutsch" benannt hat.

Kürzlich setzte die Zeitschrift „Auf gut deutsch" einen Preis von 1000 Mark aus. Wer nachweisen könne, daß eine jüdische Familie während des Krieges drei Söhne drei Wochen lang beim kämpfenden Teil einer Kampfgruppe oder im Schützengraben gehabt habe, sollte die 1000 Mark einheimsen.

Der Rabbiner Dr. Freund legte dem Herausgeber von „Auf gut deutsch" eine Liste mit 20 Familien seiner Gemeinde vor. Doch Herr Dietrich weigerte sich auf gut deutsch, die 1000 Mark auszuzahlen.

Der Rabbiner klagte beim Landgericht München auf Zahlung des ausgesetzten Preises. Er legte nun, da er etwas mehr Zeit zum Sammeln von Belegen hatte, ein Verzeichnis von weiteren 50 Familien vor, die sieben und acht Söhne zu gleicher Zeit im Felde hatten. Einige davon beklagten den Tod von drei Söhnen.

Dennoch zahlte Dietrich Eckardt, der Herausgeber von „Auf gut deutsch" nicht freiwillig. Aber das Landgericht erkannt den vorgelegten Beweis an und verurteilte „auf gut deutsch" zur Zahlung der 1000 Mark, die der Rabbiner einem wohltätigen Zweck überwies.

Die Juden, wie sie heute sind, haben sich nie als kriegerische Naturen kostümiert. Oft genug hat man ihre klügsten Leute während des Krieges klagen hören: Wenn man uns verhandeln ließe! Um so bittrer, weil sie sehenden Auges, ohne den Trost einer schönen Illusion, waren, traf sie der Todesbefehl. Man nahm den Heldentod der unheldischen Menschen an. Die Opfer jetzt wegzulügen, ist nicht nur, wie dieses Landgerichtsurteil zeigte, töricht.

Es ist, auf gut deutsch gesagt, schofel.

HEINRICH VIII SPIELT THEATER

Emil Jannings, populärer als Hindenburg, beneideter als Rothschild, begibt sich in einer großmütigen Anwandlung zu einer Probe ins Deutsche Theater.

Ein alter Arbeiter, der ihn auf die Bühne kommen sieht, brummt zu seinem Kollegen: „Nee, das ist nich schön von Jannings. Das bißchen Theatergage könnt' er jetzt 'nem Bedürftigen zukommen lassen."

BÜCHER

Honoré Daumier: Robert Macaire, der unsterbliche Betrüger. — Die Portierfrau. (Mauritius-Verlag, Berlin 1921.) Diese beiden reizenden Bändchen reproduzieren Holzschnitte der französischen Originalausgabe von 1841. Wenn wir die Arbeiten des Sozialkritikers Daumier betrachten, der das Juste-Milieu Louis Philippes und Guizots dem Gelächter einer um nichts besseren Nachwelt preisgegeben hat, sind wir mitten drin in unserer herrlichen Zeit. Robert Macaire, der unsterbliche Betrüger. ist nämlich der Schieber von Gottesgnaden, der Gschäftlhuber comme il faut. Bei Daumier sehen wir ihn als Anwalt, Philantrop, Journalist, Wahlkandidat, Minister, kurzum, in allen Gestalten. Tout comme chez nous. Daumier gibt wie sein Namensvetter Balzac eine menschliche Komödie, die alle Gattungen der Menschenmenagerie umfaßt. Die Portierfrau, die als Edelkupplerin und Schauspielerinnenmutter ihr Dasein beschließt, hätten wir nur im Berlin von 1920 für möglich gehalten; daß es sie vor 80 Jahren schon in Paris gab, müssen wir dem Wahrheitsfanatismus des „Michelangelo der Karikatur" glauben. Daumier ist — vielleicht von Georg Groß abgesehen — der aktuellste Graphiker eines Zeitalters, an dem nur die ungeistige Gemeinheit etwas von grotesker Größe hat. „In ein paar Strichen von Daumier steckt seine Zeit, und zwar in einer konzentrierten Dosis, in einer ganz zur Form gewordenen Konzentration" (Meyer-Gräfe). Man möchte die zwei kleinen, reizenden Bände jedem Dielenbesucher auf dem Kurfürstendamm — zuschieben. m.

Bestiarium Literaricum. Gedruckt für Tierfreunde in München 1920. Der Verfasser Dr. Peregrin Steinhövel gibt hier eine „genaue Beschreibung derer Tiere des literarischen Deutschlands". Zoologische Charakteristiken in Schlagworten. Alles mit dem Willen zur spitzigsten Bosheit unternommen. Von der Schlagfertigkeit des Schilderers hier ein paar Proben:

Die Freksa.

Die Freksa, aus der Gattung der Tierhäuter, hieß ehemals anders und sie hat das U am Ende ihres Namens erst zu einer Zeit verloren, wo aus der ungeheuren Dicke des Tieres Zweifel an seinem Geschlecht entstehen konnten, da man ob dieser Dicke nichts mehr wahrnahm. Die Freksa geht mit zunehmendem Alter immer mehr in die Breite und erreicht es, ihr eigener mächtiger Fladen zu werden, was dessen Ausdehnung betrifft, die ungeheuer, und was dessen Dicke oder Tiefe betrifft, die ganz unbedeutend ist.

Die Handelmazette.

Die Handelmazette ist ein ausgezeichnetes Paradepferd aus dem Hofstall des Kaisers Ferdinand des Dritten. Sie hat den dreißigjährigen Krieg als junge Schimmelstute auf der katholischen Seite mitgemacht, ließ sich einmal von den Schweden fangen, was ihr kaiserlicher Herr, zu dem sie zurückkehrte, ihr etwas übel nahm. Heute, in hohem Alter, trägt die Handelmazette immer noch Heerpauken wie ein Junges durch die längsten Prozessionen. Unter dem letzten österreichischen Kaiser trug sie dessen Kinder auf ihrem Rücken manchmal durch den Prater.

Aber das stand der alten Schlachtstute so wenig, daß die Passanten sie ob dieser Kindischkeit belächelten. Aber die gegen heutiges Licht etwas erblindete Handelmazette merkte es nicht.

Das Salten.

Das Salten ist eine Fliegenart, die man unter dem Namen Salten nur in ihrem Zustand als Larve kennt. Als solche Larve lebt das Salten in und von Zeitungspapier jeder Farbe und jeder Zusammensetzung, unansehnlich, aber hartnäckig. Die ausgeschlüpfte Saltenlarve führt in mannigfachen Formen ein Eintagsleben. Sie kriecht aus als grüne, als blaue, als schwarzgelbe Fliege, je nach den Abwässern, über denen sie ihren Tag auslebt.

Die Bie.

Die Bie ist ein in der Scheinform einer Molluske auftretendes Krebschen mit Bartfäden. Lebt seit Jahrzehnten in den Spalten der Tageszeitungen, ohne an Unschuld einzubüßen. Nährt sich von Tanz und Musik. Bildet einmal im Monat einen blattförmigen Panzer aus den Ausscheidungen der deutschen Literatur, wobei sie wilde Rückwärtsbewegungen ausführt. In diesem Zustand von Fischern sehr geschätzt.

— — — — — — — — — — — —

Das amüsante, sauber gedruckte Buch enthält auch eine sehr hübsche, fast liebevolle Charakteristik des Blei. Wüßte man nicht, daß Pater Blei irdischen Ergötzlichkeiten längst entsagt hat, dann würde man es für möglich halten, daß er zu Dr. Peregrin Steinhövel, dem Verfasser dieser Tierbilder, in verwandtschaftlichen Beziehungen steht.

Francis Jammes: Dichter Ländlich. Rheinverlag, Basel 1920. Der absolute Mangel an heiteren Büchern wird diesem reizenden Bande zu einem großen Erfolg verhelfen. Jammes, im Innersten mit Robert Walser vergleichbar, gibt hier eine leise karikierende Autobiographie, aber er fühlt sich selbst nicht als Hauptfigur. Das ist vielmehr sein kleiner Sohn Paul und so wird die Dichterbiographie die liebenswürdigste und beseelteste Geschichte eines natürlichen Kindes.

Ein bißchen Armut, ein bißchen Kleinstädterei, ein bißchen Rührung und im Hintergrunde ein bißchen verschollene Religiosität, alles delikat abgewogen und zart aufgetragen. Claire Goll hat die heitere Idylle fein übersetzt.

Jakob Wassermann: Der Wendekreis. Novellen - Verlag S. Fischer, Berlin 1920. Dies ist das schönste Buch des Jahres. Ich habe den Novellisten Wassermann immer über den Romancier gestellt. In den Romanen komponiert Wassermann, und Komposition ist nicht seine Stärke. Da entsteht leicht jener merkwürdige Wirrwarr, bei dem ihm seine Figuren entgleiten. In den Novellen ist nur die dichterische Essenz Wassermanns enthalten, die geschlossene Form der Novelle bewahrt sie am besten. Fragt man sich, worin die in die Seele dringende Gewalt dieser Erzählungen liegt, so kann man antworten: In Wassermanns unwillkürlicher Moralität. Er sieht Schicksale, weil sein phantasierendes Ethos äußeres Geschehen durchsichtig macht. Die Stärke seines dichterischen Wesens stammt aus der Kraft seiner liebendhellseherischen Natur . . . Schade,

daß der Verlag sein schönstes Buch so langweilig und simpel angezogen hat. Man möchte dieses Buch anders gedruckt, anders gebunden sehen.

Leon Kellner: Theodor Herzls Lehrjahre. Verlag R. Löwit 1920. Theodor Herzl begann als Lustspielschreiber und Plauderer. Er hatte nie die Absicht, Gründer einer großen Bewegung zu werden. Die Aufgabe überfiel ihn. Da ist's nun von hohem psychologischen Interesse, an der Hand von Herzls Briefen zu sehen, wie er wurde. Wie er sich langsam aus den heiteren und etwas flachen Gegenden des eleganten Plauderers und Weltmannes verlor und plötzlich von dem Gefühl einer historischen Aufgabe überwältigt war. Leon Kellner hat diesen Weg vom Feuilletonisten zum Gesinnungsmenschen mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, für mein Gefühl ist er dem Detail allzu gerecht geworden. Kellner verspricht einen zweiten Teil der Biographie. Den ist er uns, eben weil der erste Teil nur den aus Nichtigkeiten erwachenden Theodor Herzl darstellt, den Lesern, dem Geschilderten und sich selbst schuldig!

Wilhelm Spickernagel: Hermann Löns und unsere Zeit. Zellenbücherei, Verlag Dürr & Weber, Leipzig 1920. — In der Zellenbücherei sind einige sehr gute Bände erschienen, z. B. das ausgezeichnete, aus gesättigtem Erleben geschöpfte Büchlein über die Franzosen von Karl Lahm. Wie hat sich diese engstirnige Parteischrift in die Zellenbücherei verirrt? Hier wird nachgewiesen, daß Hermann Löns das ideale Mitglied des deutschen Schutz- und Trutzbundes abgegeben hätte. Löns, der nie Gefangener einer Partei, nie gehorsamer Nachtreter einer Doktrin gewesen, wird hier von einem strengen Schulmeister ins Deutschnational-Parteiliche übersetzt. Löns, der Augen- und Ohrenmensch, wird in einen völkischen Grübler mit dicken Scheuklappen umgedeutet. Ein Dutzendagitator drapiert den toten Dichter für die Vereinsagitation zurecht. Das ist immer ein ärgerliches Schauspiel, ob nun die Draperie schwarz, rot oder schwarz-weiß-rot ist.

VORSCHLÄGE FÜR POLA NEGRI

Es wird gemeldet, daß Pola Negri, der Filmstar, für drei Jahre nach Amerika verpflichtet worden sei. Sie beziehe jährlich 18 750 000 Mark; die Reise sei frei, sämtliche Kostüme, auch die modernen Kleider, für die Filmaufnahmen bekomme sie unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Im Jahr weile sie sechs Monate in Amerika und für diesen amerikanischen Aufenthalt beziehe sie 37 500 Mark Diäten in der Woche, das ist für das Halbjahr 975 000 Mark. Die Dame habe also ein Jahreseinkommen von annähernd 20 Millionen Mark.

Leider haben mich Erfahrungen mißtrauisch gemacht. Wenn man mir erzählt, daß Herr Meier, der Schieber, alljährlich eine Million verdiene, daß er jüngst erst an einem Erbsengeschäft mit der Kommune Grasmoching allein eine viertel Million verdient habe, so nicke ich erstaunt, aber ich glaube es nicht. Von Herrn Huber, dem Schieber, der in der Tat Millionen schiebt, weiß es niemand. Ich glaube nicht, daß die Stadttheaterdiva 50 000 Mark Jahresgage bezieht, ich glaube nicht, daß es deutsche Dichter gibt, die

Millionenhonorare beziehen, und wenn man mir erzählt, daß auch ich bei meiner Fruchtbarkeit Rieseneinnahmen haben müsse, so weiß ich leider das Gegenteil.

Wenn die Pola Negri aber in der Tat 20 Millionen Mark im Jahr verdienen sollte, dann . . . O, dann steigen Hoffnungen in mir auf . . .

Wenn Pola Negri, die alleinstehende Dame, ein Jahreseinkommen von 20 Millionen Mark hat, dann wird niemand von ihr verlangen, daß sie so bescheiden lebt wie etwa ein Kontorfräulein, eine Telephonistin, eine kleine Schauspielerin. Niemand wird von ihr verlangen, daß sie sich mit einem Marmeladenfrühstück begnügt, daß sie Heringe mit Pellkartoffeln zu Abend ißt. Sie soll nicht wie ein gewöhnlicher Reicher 50 Mark für Nahrung täglich ausgeben, sie soll sich Atzung und Trank 100 Mark, 200 Mark, 300 Mark täglich kosten lassen. Es kommt ja nicht darauf an, ob ihr Mädchen der befreundeten Nachbarin ein paar Pfund Schinken mehr oder weniger zusteckt, und jeden Monat soll sie sich ein neues Kostüm anschaffen und alle Woche ein neue Bluse; Hüte, Seidenstrümpfe, Lackschuhe so viel sie will. Eine Zehnzimmerwohnung soll sie bewohnen, die besten Bücher sich kaufen, eine Mamsell und drei Mädchen sollen sie bedienen, große Reisen soll sie machen. Eine Million soll sie im Jahr brauchen, so viel, wie ein 25-Millionen-Rentier Zinsen hat. Nein, noch mehr. Ein Auto hält sie sich und eine Sommervilla besitzt sie und ein Rennpferd. Noch einmal eine Million. Zwei Millionen im Jahr.

Und die übrigen 18 Millionen? Sie kann sich 18 000 Aktien kaufen. Soll sie ganze Betriebe erwerben? Wenn eine Aktiengesellschaft das Kapital von 5 auf 8 Millionen erhöht, so ist das eine bedeutsame Angelegenheit. Die Oeffentlichkeit hat sich damit zu befassen; auf der Börse wird spekuliert. Pola Negri hat im Jahr 18 Millionen zu viel. Wir müssen es uns überlegen, wie sie ihr Geld am besten ausgibt.

Vielleicht hängt ihr Herz an irgend einer deutschen Stadt. Die Städte sind heute schlecht dran. Vielleicht finanziert sie eine Stadt. Vielleicht bezahlt sie die Schulden einer großen Kommune. Der ganzen Stadt wäre geholfen.

Vielleicht fallen ihr Notizen in die Hand, in denen von den Klagen der Gelehrten berichtet wird, daß in Deutschland die bedeutsamsten wissenschaftlichen Untersuchungen ruhen müssen; denn es ist kein Geld da. Eine Schenkung von ihr und ein Dutzend von Laboratorien, Versuchsanstalten kommt wieder in Schwung. Aber nein, was geht Pola Negri die Wissenschaft an?! Eher das Theater.

Die Theater müssen schließen, da sie mit Unterbilanz arbeiten. Wer soll die Defizite decken? Pola Negri kann es tun. Das eine Theater arbeitet mit einer Viertelmillion Unterbilanz, eines mit einer halben Million, eines hat gar eineinhalb Millionen Fehlbetrag. Pola Negri könnte mit ihrem Ueberfluß 20, 30 großen deutschen Theatern auf die Beine helfen. Die Hälfte der deutschen Theater wäre gerettet, wenn Pola Negri die große Geste machte.

Oder sie hilft den Kindern. Das gewaltige Liebeswerk der Schweizer für die unterernährten deutschen Kinder droht zu zerbersten; denn auch hier fehlt es an Geld, wie Ge-

heimrat Abderhalden meldet. Pola Negri, wie wäre es? Wollen Sie den deutschen Kindern helfen? 18 Millionen ist ein bißchen viel. 8 Millionen! Und die übrigen 10 Millionen . . .

Die übrigen 10 Millionen? Die Not der Dichter und Schriftsteller! Wir haben in Deutschland fünfhundert ernst zu nehmende Schriftsteller. 10 Millionen Mark? 10 Millionen geteilt durch 500, macht 20000 Mark für jeden. O ja, damit wäre allen geholfen.

Mit einem Wort, die geistige Kultur Deutschlands hat noch eine Chance: Ein Pola-Negrisches Zeitalter.

Martin Feuchtwanger.

WIENER TESTAMENT

Auf einem Abhang beim Königssee, an einer besonders schönen Stelle, fanden Landleute am 2. November ein Skelett. Bäume hatten die Leiche wochenlang beschattet. Von dem Platze konnte man weit über den See schauen. Bei dem Toten lag ein Buch, in das der Selbstmörder einige Sätze eingetragen hatte:

„An meine Mitmenschen richte ich die höfliche Bitte um Entschuldigung für die Tat, die ja als Abschluß meines Lebens gelten muß. Gläubiger besitze ich keine, und die Rechnung mit mir habe ich in Ordnung gebracht. Mich treibt kein Verbrechen, keine Schuld in den Tod. Einzig Schuld daran ist die furchtbare Notlage Deutschlands, welches zu einem langsamen Sterben verurteilt ist. Und für dieses Unglück habe ich vier lange Jahre gekämpft! Eine Besserung der Lage ist wohl ohne schwere Kämpfe nicht möglich, und ich bin des Kämpfens so müde! Darum folge ich meinen Kameraden nach, die zweifelsohne das bessere Los gezogen hatten! Ich war immer ein Schwärmer für die Natur; darum wählte ich auch einen besonders schönen Ort für meinen Tod . . . . Lebt wohl, wenn Euch das Leben noch wünschenswert erscheint . . . ."

Niemand hat den Toten erkannt. Vielleicht hat ihn auch niemand vermißt. Allein aus der Marke des Hutes, der bei einem österreichischen Hutfabrikanten gekauft wurde, schließt man, daß der müde Gewordene ein Wiener gewesen ist. Vielleicht darf man das auch aus der Wahl des Todesortes schließen. Dieser holprige, unliterarische Brief an alle schließt mit einer wienerischen Musik: Die Welt war schön, ich sterbe.

AN DIE LESER UND FREUNDE DES TAGE-BUCH

Mit diesem Heft beendet das „Tage-Buch" seinen ersten Jahrgang.

Wir könnten zufrieden sein, das „Tage-Buch" hat sich in einem Jahr allenthalben durchgesetzt. Es hat nicht nur die besten Mitarbeiter, es hat die besten Leser gefunden.

Aber Papier und Druckpreise sind heute drei- und fünffach so teuer als vor einem Jahre.

Dennoch erhöht der Verlag den Abonnementspreis n i c h t. Nur das Einzelheft soll vom 1. Januar an — m i t dem Zuschlage — 2,50 Mark kosten. Diese unvermeidbare Erhöhung haben wir in der Hoffnung unternommen, daß j e d e r F r e u n d d e s „T a g e - B u c h" A b o n n e n t ist, nicht nur gelegentlicher Käufer einzelner Hefte.

Redaktion und Verlag des „Tage-Buch".

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W35, Potsdamer Strasse 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Anzeigenannahme durch den Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W35, Potsdamer Straße 123b.

Das Ivogün-Konzert ist aus. In die Elektrischen und in die Untergrundbahn ergießen sich Ströme hochrot begeisterter Menschen. Einige ganz besonders enthusiastische junge Leute geraten in eine heftige Debatte: ob die Ivogün bei der dritten ihrer Zugaben „das" hohe d oder e gesungen? Die Konservatoristin Pedalinska wettet gegen den angehenden Geigerkönig Pizzicati und gegen seine Braut, Amadea Schönsang, daß es ein e war. Die Wette wird sofort ausgetragen in der Wohnung der kunstsinnigen Familie des Geheimrats B. in der X-Straße. Der Musiksalon ist bis auf eine Lampe am Flügel verdunkelt. In Wandsofas und Klubsesseln sitzen die streitbaren Verehrer der Ivogün. Eine Schallplatte wird in einen Apparat gelegt und der holde Sang der Münchner Nachtigall schwebt durch den Raum. Die kritische Stelle rückt näher, alle sind wie auf Verabredung zu dem Apparat geschlichen . . . da zittert drei Takte lang ein schimmerndes e über die verzückten Seelen hin. Frl. Pedalinska schlägt es auf dem Flügel an — und es stimmt haarscharf mit der Platte. — Am nächsten Morgen aber führt sie Pizzicati in die Friedrichstraße 65a und kauft ihr im Odeon-Haus die Ivogün-Platten. Nun behauptet sie, Schülerin der Ivogün zu sein.

Diesem Heft ist ein kleiner Prospekt des Verlages Neuer Merkur, München eingeklebt.